UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00364958 9

C9 .M958
INSTITUTE
OF
ISLAMIC
STUDIES
8557 ★ Vol;2
McGILL
UNIVERSITY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derislamimmorgen02ml

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Vierter Theil.

Der Islam im Morgen- und Abendland.

Von A. Müller.

Berlin,

Historischer Verlag Baumgärtel

Der Islam

im Morgen- und Abendland.

Von

Dr. A. Müller,
Professor an der Universität Königsberg.

Mit Abbildungen und Karten.

Zweiter Band.

Berlin,
Historischer Verlag Baumgärtel

LIBRARY
FEB 24 1965
UNIVERSITY OF TORONTO
963717

DS
223
M8
1885
Bd. 2

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Beginn des Satzes am 20. Juni 1883.

Zweite Abtheilung.

Perser, Türken, Mongolen.

Erstes Buch.

Neues Leben im Osten.

Erstes Capitel.

Die persische Nation.

Unter den vielen wunderbaren Sachen, welche der alte Herodot seine Musen von fremden Ländern und Menschen berichten läßt, ist wohl das Wunderbarste, was er von den Persern aussagt: daß sie nämlich ihre Söhne vom fünften bis zum zwanzigsten Lebensjahre einzig und allein drei Dinge lehren: reiten, mit dem Bogen schießen und die Wahrheit reden.[1]) Während aber in den meisten anderen Dingen die Folgezeit den Vater der Geschichte gegen den von überklugen Kritikern älterer und leider auch neuerer Zeiten ihm gemachten Vorwurf der Leichtgläubigkeit oder gar Lügenhaftigkeit glänzend gerechtfertigt hat und täglich neu rechtfertigt, hat er sich in diesem Falle in der That, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einen gewaltigen Bären aufbinden lassen. Ich sehe das schlaue Gesicht des braven Franiers, welcher mit verbindlichem Lächeln dem weitgewanderten ionischen Gastfreunde zwischen seine andern mehr oder weniger zuverlässigen Mittheilungen auch diese hat unterschlüpfen lassen, zu deren Rechtfertigung man höchstens anzuführen im Stande wäre, daß ein von Natur so zur Lüge geneigter Charakter, wie der persische, auch durch ein fünfzehnjähriges Einbläuen von Wahrheitsliebe nicht geändert werden kann. Jedenfalls ist dem guten Herodot die Selbstironie des Orientalen verborgen geblieben; was aber weniger begreiflich ist, noch über vierhundert Jahre später hat ihm der sonst doch auch verständige Strabo den Satz beinahe wörtlich nachgeschrieben,[2]) obwohl in der Zwischenzeit Griechen nicht weniger als Römer mit der persischen Wahrheitsliebe merkwürdige Erfahrungen gemacht hatten. An und für sich ist es freilich kaum ernst zu nehmen, wenn man die Römer thatsächlich und wiederholt über die Lügenhaftigkeit der Parther klagen hört,[3]) wie sie in gleich tugendhafter Entrüstung von der Treulosigkeit der Griechen und Punier zu erzählen wissen: das ist lediglich jene vollendete Heuchelei, welche den bösesten Grundzug im Wesen dieser Söhne

---

1) Her. lib. I, c. 136. 2) Strabo p. 733 Cas. 3) Hor. ep. II, 1, 112 u. s. w.

8557

sofort Alles verloren, und nichts kann ihn alsdann von schimpflichster Flucht zurückhalten. Er ist eben ein Mensch lebendigen Geistes und schnell wechselnder Empfindungen; und diese Abhängigkeit vom jeweiligen Eindruck vermag es wenigstens zum Theil zu erklären, wie zu allen Zeiten persische Heere ebensowohl im Stande waren, auf's Tapferste zu fechten als von oft genug lächerlich geringen Minderzahlen griechischer oder arabischer Truppen sich auseinander jagen zu lassen. Dieselben Bewohner der Ostprovinzen, die seit der Schlacht von Nihâwend fast widerstandslos den Streifschaaren der Araber sich zu unterwerfen pflegten (I, 247), haben unter Abu Muslim nach hundertjähriger Knechtschaft ihre, freilich unter sich entzweiten Herren in unwiderstehlichem Anprall binnen zwei Jahren bis hinter den Tigris zurückgeworfen (I, 454 f.). Ein Volk solcher Art, dem Rührigkeit und Unternehmungsgeist niemals gefehlt haben, ist unter günstigen Umständen, von einem hervorragenden Herrscher, heiße er Cyrus oder Ardeschir oder Abbâs der Große, zu einem mächtigen Ganzen zusammengefaßt, allzeit fähig, mit rascher Thatkraft sich eine maßgebende Weltstellung zu erringen; aber bei weitem minder wird es geeignet sein, in hartnäckiger Vertheidigung sich anstürmender Gegner zu erwehren, sobald diesen der erste Erfolg günstig gewesen ist. Dazu kommt ein Weiteres. Die Unterordnung des Einzelnen unter die Interessen der Gesammtheit ist, so weit ich zu sehen vermag, keinem Volke als ursprüngliche Neigung angeboren, sondern pflegt sich erst im Laufe der Staatenbildung einzufinden. Je früher einer kleineren oder größeren Gemeinschaft diese Nothwendigkeit aufgeht oder beigebracht wird, um so besser für sie; manche haben sie bekanntlich niemals begriffen, und zu diesen gehören, wie im Westen die Kelten und (hoffentlich nicht mehr lange) die Deutschen, so im Orient die Perser. Alle neueren Reisenden sind, während sie die geistige Lebendigkeit und ausgezeichnete Begabung dieses Volkes im Gegensatze zu den meisten übrigen Orientalen rühmen, darin doch vollkommen einig, daß sie ihm jeden Sinn für allgemeine Angelegenheiten absprechen. Wir sahen bereits (I, 223. 246), wie der gänzliche Mangel patriotischer Gesinnung bei den großen Satrapen der arabischen Eroberung Vorschub leistete; doppelt schwer mußte sich aber dieser Mangel fühlbar machen, nachdem einmal die festen Griffe der Eindringlinge alle Theile des Landes gepackt hatten. Der überall lebhaft empfundene Widerwille gegen die fremde Rasse und ihre neue Religion, der Haß gegen die beutegierigen Unterdrücker war auch nach dem Erwachen aus der ersten Betäubung doch nicht im Stande, ein gemeinsames Handeln zu bewirken, so lange es an einem kräftigen Bindemittel zwischen den einzelnen Gruppen der Bevölkerung fehlte. Denn Omars Staatsorganisation, welche es für einen großen Theil der Bevölkerung vortheilhaft machte, wenigstens äußerlich den Islâm anzunehmen (I, 279), hatte zwischen die Neubekehrten und ihre am alten Glauben hängenden Landsleute einen Keil getrieben, welcher die Nachwirkungen des alten Particularismus erheblich verstärken mußte. Erst als die zu Muslimen gewordenen Perser dahinter kamen, daß

die ihnen für den Fall des Uebertrittes versprochene Gleichberechtigung mit den Arabern lediglich auf dem Papiere stand (I, 280), und sie dadurch mit neuer Lebhaftigkeit des kaum außer Acht gelassenen Gegensatzes gegen die Fremden sich bewußt wurden, konnte wieder von einer Gemeinsamkeit des Empfindens zwischen allen Gliedern der Nation die Rede sein; und von da war es zu gemeinsamem Handeln noch weit genug. Abgesehen von einigen besonders thatkräftigen oder in ihrem Widerstande durch die natürliche Lage ihrer Wohnsitze vor den anderen begünstigten Elementen (I, 248) fiel es, nachdem in so unzweideutiger Weise der Erfolg für die arabischen Feinde gesprochen, bald Niemand mehr ein, wider den Stachel zu leken; das listige und der Unwahrheit niemals abgeneigte Volk wählte unbewußt eine den Umständen wohl angepaßte Methode, vorläufig sein inneres Wesen sich in der Hauptsache unangetastet zu wahren. Es nahm den Islám äußerlich an, um ihn nach seinen Bedürfnissen zu verfälschen. Und das Mittel dazu haben ihnen die Araber selbst geboten; es ist doch Humor in der Weltgeschichte.

Seit Omar die Zoroastrier als „Schriftbesitzer" anerkannt und damit dem alten Glauben die gleiche Duldung zugestanden hatte, welche Juden und Christen genossen (I, 271 Anm.), lag für die Perser wenigstens kein directer Zwang zum Uebertritt mehr vor; später allerdings wurde die Religion Zoroasters immer mehr von den Muslimen als Götzendienst betrachtet und vielfach ganz untersagt. Doch wissen wir, daß in manchen Provinzen, insbesondere in Adherbeidschán, in dem unzugänglichen Tabaristán, in Choraßán und in den medisch-persischen Gebirgen die Feuertempel noch Jahrhunderte hindurch das heilige Licht ungelöscht bewahrten (vgl. I, 493); giebt es doch in Jesd noch heute eine Anzahl von Gebern,[1]) die in bedrängter Lage nicht ermüden an dem alten Glauben fest zu halten. Aber bei ihrer Vorliebe für Trug und List fand es die Masse des Volkes doch an den meisten Orten räthlicher, sich zum Islám zu bekennen, besonders seit die Entstehung eines Schismas innerhalb der arabischen Religion selbst ihr die Möglichkeit gewährte, auch nach dem Uebertritte sich einen gewissen Spielraum zu erhalten. Der Streit um das Chalifat und der Tod Alis und Hußeins brachten diese erwünschte Gelegenheit, ja, mehr noch, in dem Namen des Herrschers, der seiner Zeit das auf halb persischem Boden gelegene Kufa zur Residenz erkoren hatte, ein Feldgeschrei für alle Unzufriedenen, welches gleichzeitig islamisch und doch regierungsfeindlich war, also kaum passender sein konnte, wenn es eigens für die Perser wäre erfunden worden. Wie verhängnißvoll ein solches Zusammentreffen für die Araber und für den Islám sein mußte, haben wir mehr als einmal (I, 326. 333. 359. 364) hervorzuheben Gelegenheit gehabt. Auch kann nicht beabsichtigt werden, hier anders als flüchtig an jene mit dem Aufstande Mochtárs (I, 378 ff.) beginnende Reihe von Bewegungen (I, 442 ff.) zu erinnern,

1) Die eigentliche Bedeutung des Wortes gebr, wie es genauer heißt, steht nicht fest; die gewöhnliche Ableitung vom arabischen kâfir „Ungläubiger" (daher der Volksname Kaffern) ist unwahrscheinlich.

welche schließlich zur Ueberwältigung der syrischen Araber durch die vereinigten Kräfte der arabischen und persischen Schi'iten und zum Uebergange der Herrschaft von den Omaijaden auf die Abbaßiden führten (I, 454 ff.). Wie ferner unter den letzteren, so lange die Versöhnungspolitik Maußúrs und der Barmekiden in Kraft war, die Gemäßigten unter den Persern es mit der Dynastie hielten, welche ihnen nicht allein Duldung, sondern Antheil an der Regierung selbst gewährte, ist uns nicht minder bekannt (I, 462 ff.); ebenso der Gegensatz, in welchen diese Gemäßigten hiedurch zu den extremen Schi'iten unter ihren Landsleuten geriethen (I, 489. 493 ff.), die fortgesetzten Aufstände der letzteren (I, 494 ff.), der Zusammenbruch der Versöhnungspolitik im Bruderkriege zwischen Emín und Ma'amún (I, 498 ff.), und die thatsächliche Ablösung der Ostprovinzen von dem Reichsganzen, welche Ma'amún durch Schaffung der Generalstatthalterschaft Táhirs und seiner Nachkommen herbeiführte (I, 517). Dagegen ist es, bevor wir den an dieser Stelle (I, 518) fallen gelassenen Faden wiederaufnehmend die selbständige Entwicklung des Perserthums weiter verfolgen, an der Zeit, uns klar darüber zu werden, was denn nun in den zwei Jahrhunderten seit der arabischen Eroberung aus dem Islám als solchem in diesen Bezirken geworden, und welchen Umgestaltungen er hier entgegenzugehen im Begriff war.

Neben jenen Gruppen von extremen Schi'iten, welche kaum noch mit einigen formellen Redensarten ihre communistischen und pantheistischen Anschauungen verhüllten, gab es im Orient am Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts drei andere Religionsparteien, nämlich gemäßigte Schi'iten, Mo'tasiliten und Orthodoxe. Die gemäßigten Schi'iten leugneten nicht allein die Berechtigung des gestürzten Omaijadenchalifates — das thaten die Mo'tasiliten und Orthodoxen auch — sondern fingen bereits an, scheel auf die ersten drei Chalifen Abu Bekr, Omar und Othmán zu blicken und mehr oder weniger deutlich auszusprechen, daß Alí auch von diesen eigentlich zu Unrecht von dem nach des Propheten Tode ihm gebührenden Imamate ausgeschlossen sei Jedenfalls aber schien allen diesen Schi'iten, auch den friedlichst gesinnten, seitdem Alí überhaupt das Chalifat eine Weile bekleidet hatte, die weitere Nachfolge unter allen Umständen seiner Familie vorbehalten zu sein. Trotzdem machten die Gemäßigten dem abbaßidischen Regimente zunächst keine laute Opposition (I, 489), sondern begnügten sich, die verschiedenen alidischen Imáme im Stillen zu verehren, deren Ansprüche auf das Imamat jeweilig Giltigkeit zu haben schienen. Da aber die Nachkommen Alís sich außerordentlich rasch vermehrten (I, 443) und authentische schriftliche Aufzeichnungen ihrer Stammbäume bei der Verstreutheit der Einzelnen über das ganze Reich undenkbar waren, so ist es beinahe selbstverständlich, daß man in schi'itischen Kreisen jetzt und später vielfach verschiedener Ansicht darüber sein mußte, wer grade der berechtigte Imám war. Daraus ergab sich die Spaltung der gemäßigten Schí'a in mancherlei Unterabtheilungen, deren Meinungsverschiedenheiten indeß nirgends grundsätzlicher Art waren und ge-

gebenen Falles eine Wiedervereinigung um einen erfolgreichen Führer nicht ausschlossen. Alles in Allem konnten die Anhänger dieser Richtung als harmlose Pfleger einer legitimistischen Schrulle erscheinen; um so mehr, als sie den Orthodoxen keineswegs mit besonderer Streitlust entgegentraten,[1]) mit den mo'tasilitischen Hoftheologen sogar mancherlei Berührungspunkte hatten. Denn um die Erhöhung Alis über die andern Gefährten des Propheten theologisch zu rechtfertigen, mußten sie bestrebt sein, dieselbe im Korán und in der Tradition nachzuweisen. Ersteres war lediglich durch eine etwas freie, im Laufe der Zeit immer mehr ins Allegorische gehende Schrifterklärung möglich, welche mit der rationalistischen Art der Mo'taziliten wenigstens im Anfang nahe verwandt war, und Letzteres ließ sich nur erreichen, wenn die Richtigkeit vieler orthodoxer Traditionen geleugnet und neue dazu erfunden wurden, in welchen Mohammed selbst zum Preise Alis im Sinne der Anerkennung seiner Ansprüche auf das Imamat redend eingeführt wurde. In wie naiver Weise das Umgestalten und Erfinden von Traditionen seit den ersten Zeiten des Islâms von allen Seiten geübt wurde, ist uns bekannt (I, 404), eine systematische Kritik und Codificirung derselben im Sinne der Orthodoxie hat in der zweiten Hälfte des zweiten (achten) Jahrhunderts allerdings schon begonnen, aber naturgemäß für die Freisinnigen und Schi'iten nicht maßgebend werden können. Immerhin gingen unter den ersten Abbaßiden alle drei Parteien in leidlichem Frieden neben einander her. Die Orthodoxen hatten das Uebergewicht in den arabischen, die Schi'iten in den persischen Landestheilen, die Mo'taziliten waren am meisten im Irák zu Hause, doch fehlte es keiner der drei Richtungen an zahlreichen Anhängern auf den Gebieten der beiden anderen. Insbesondere war im Irák die Masse des Volkes orthodox, die mo'tasilitischen Ueberzeugungen mehr in gebildeten Kreisen vertreten, während es ebendort auch nicht wenige Schi'iten gab; und was auf dem persischen Boden arabischer Abkunft war, d. h. insbesondere ein großer Theil der Städtebewohner, neigte ebenfalls zu den Orthodoxen. Nirgends aber war eine äußerliche Scheidung sichtbar; es handelte sich eben um theologische Richtungen, welchen die Stimmungen der Volksmassen je nachdem entgegenkamen.

Aber grade in diesen Stimmungen lag die Gefahr, und von dem Augenblicke an, wo der alte Gegensatz zwischen Persern und Arabern in der

1) Mildere Naturen bewahrten sich eine gewisse objective Versöhnlichkeit noch weit später. Ein persischer Historiker des 8. (14.) Jahrhunderts, dessen schi'itische Gesinnung außer allem Zweifel steht, spricht in lobendem Sinne von denen, „welche sich enthalten die Gefährten (des Propheten, d. h. die ersten Chalifen) zu schmähen": s. Barbier de Meynard zu Hamdullah Mustaufi im Journ. as. V sér. vol. X p. 283. 305. Nur geht Barbier zu weit, wenn er daraus schließen will „combien le fanatisme schiite est de fraîche date" — wir werden unten (S. 10) zu bemerken haben, daß schon um die Mitte des 4. (10.) Jahrhunderts die feierliche Verfluchung Abu Bekrs, Omars und Othmáns zum offiziellen Bekenntniß der Schi'a gehörte; Hamdullah bildet also eine der im Laufe der Zeit naturgemäß seltener werdenden Ausnahmen.

Politik wieder zum Ausbruch kam, fing es an sich zu zeigen, daß hinter den Legitimitätsschrullen doch noch ganz andere Dinge verborgen gewesen waren: eben der nationale Widerwille der Perser gegen die stammfremden Eroberer und eine Auffassung des Islâms, welche unter dem Deckmantel äußerlicher Anbequemung die arabische Religion zu einem Kampfmittel gegen das Araberthum selbst umzufälschen begonnen hatte und in dieser Umfälschung immer schneller fortfuhr, seitdem Mutawakkil der Orthodoxie zu Liebe wie den Freisinnigen so den Schi'iten den Krieg erklärt hatte (I, 524). Das Ziel dieser Entwicklung ist schließlich erst nach Jahrhunderten erreicht worden: es hat darin bestanden, die Verehrung Alis und seiner Söhne Haßan und Hußein, den Abscheu gegen die ersten Chalifen als Vertreter des Araberthums zur eigentlichen persischen Volksreligion zu machen, die wirklichen Dogmen und Cultusgebräuche des Islâms aber daneben zu leeren Formen herabzudrücken. Wie rasch es damit ging, sehen wir daraus, daß z. B. schon bei Firdûsi († 411 = 1020) Alî und Mohammed gleichberechtigt neben einander stehen,[1]) und daß bereits früher (351 = 962) auf Befehl des schi'itischen Bujidensultans[2]) zur äußersten Empörung des sunnitischen Volkes von Bagdad die feierliche Fluchformel gegen Abu Bekr, Omar und Othmân, noch ohne directe Nennung der Namen aber in unzweideutiger Bezeichnung der Personen, an die Thüren der Moscheen geschrieben wurde.[3])

Etwa um dieselbe Zeit ging eine Veränderung in den Anschauungen der gemäßigten Schi'a vor, welche ihre Umwandlung aus einer halbpolitischen in eine rein religiöse Partei darstellte. Es ist an seinem Orte (I, 588) erwähnt worden, daß nach dem J. 260 (873/4) unter den Schi'iten die Secte der Zwölfer Ausbreitung gewann, d. h. derjenigen Verehrer der Aliden, welche den zwölften Nachkommen Alis, Mohammed Ibn Haßan, für den Machdi, den erwarteten Hersteller der Legitimität gehalten hatten. Es ist unklar, was sie veranlaßte, diese Hoffnung aufzugeben; vielleicht der neue Aufschwung, den um dieselbe Zeit das Abbaßidenchalifat durch Muwaffak nahm (I, 531). Jedenfalls glaubten sie später, als sie mehr und mehr in den Vordergrund zu treten anfingen, daß ihr Machdi schon in früher Jugend in einer Höhle bei Sfamarra[4]) verschwunden sei. Später habe er in der Gestalt verschiedener Gläubigen, welche namentlich angeführt werden, sich wiederholt den Seinen gezeigt; die letzte dieser Erscheinungen sei zu Bagdad 328 (940) zu Ende gegangen, und nun werde er als Machdi erst am Ende

1) S. v. Schack, Heldensagen von Firdusi. Berlin 1865, S. 68 f. Das Original dieses Gedichtes ist mir nicht zugänglich gewesen. — In der Einleitung zum Schahnameh preist derselbe Dichter Alî ebenfalls vor den übrigen Gefährten des Propheten, spendet indeß auch Abu Bekr, Omar und Othmân einige Lobsprüche, vermuthlich aus Rücksicht auf den sunnitischen Sultan, welchem er sein Gedicht widmete (unten S. 64). — Vgl. übrigens das unten S. 36 über Kißâ'i Gesagte. 2) In Bd. I S. 565 Anm. 1 ist mit Unrecht die Aussprache Buweihiden der gewöhnlichen Bujiden vorgezogen: eine neuere Autorität hat letztere als richtig erwiesen. 3) Ibn el-Athîr ed. Tornberg VIII, S. 403. 4) S. über den Ort I, 521.

der Tage wiederkehren. Aus dem Schi'itischen ins Deutsche übersetzt, scheint diese Ueberlieferung zu besagen, daß bis um das genannte Jahr einige der Zwölfer Lust hatten, die Rolle des Machdi selbst zu übernehmen, daß aber zu eben dieser Zeit in und um Bagdad Umstände eintraten, welche es räthlich erscheinen ließen, auf die Einsetzung ächter wie nachgemachter Aliden in die thatsächliche Herrschaft überhaupt zu verzichten und sich auf die religiöse Verehrung ihrer Ahnherrn, insbesondere Alis und seiner Söhne, zu beschränken. Diese Umstände können dem Wesen der Dinge nach in nichts Anderem bestanden haben, als daß eine Dynastie sich der Herrschaft über das Irák bemächtigte, welche dem Schi'itismus geneigt aber doch nicht Willens war, etwa zu Gunsten eines Aliden abzudanken. Nun erinnern wir uns (vgl. I, 568), daß in der That im J. 334 (945) der Bujide Mo'iz ed-daula Bagdad eroberte, die weltliche Macht den Abbaßiden entriß und sofort den Schi'itismus unter seinen Schutz nahm: damit möchte es nicht allein erklärt sein, aus welchem Grunde die Lehre der Zwölfer die bezeichnete Wendung nahm, sondern auch, daß sie, mit der nunmehr in der That jede weltliche Regierung auskommen konnte, allmählich die übrigen Formen des gemäßigten Schi'itismus verdrängte, bis sie im J. 908 (1502) durch den Sieg des ersten Sefidenschahs Isma'il zur Staatsreligion des von ihm gegründeten Perserreiches wurde. In der Gestalt, welche sie unter der Sefidendynastie hatte und in allem Wesentlichen noch heute beibehält, kennen wir sie bis ins Einzelne genau; und wie ich die Geschichte der arabischen Zeit des Islâms mit einer Darstellung des sunnitischen Dogmas eröffnet habe, wird es angemessen sein, an die Spitze unserer dem persischen Volke gewidmeten Betrachtungen einen Abriß dieser classischen Form des Schi'itismus zu stellen.

Sie wird unsere Aufmerksamkeit nicht lange in Anspruch nehmen, denn sie besteht, wie ein Kenner des Landes [1]) treffend bemerkt und aus der obigen Entwicklung verständlich sein wird, eigentlich nur in Negationen. Ausdrücklichen Negationen und stillschweigenden. Das Hauptdogma ist die Leugnung der Legitimität der drei ersten Chalifen Abu Bekr, Omar und Othmân, die Verwerfung der von ihnen und ihrer Umgebung ausgehenden sunnitischen Tradition, und die Ersetzung ihrer Autorität durch die einer Ueberlieferung (hadîth oder, wie die Perser sprechen, hadîs), welche auf den Ali und seine Anhänger zurückgeführt wird. In der Leidenschaftlichkeit, mit welcher insbesondere Omar, der Eroberer Persiens, heute noch von den Schi'iten gehaßt wird,[2]) ist ein Nachklang des alten Ingrimms eines großen Volkes gegen die Fremdherrschaft; und wieder die ganze Begeisterung, die ein solches seinem

1) Polak, Persien, Leipzig 1865, I, 321. 2) Eine hiefür nicht minder wie für die unüberwindliche Neigung des Persers zu guten und schlechten Witzen charakteristische Geschichte erzählt Vámbéry (Wanderungen in Persien, Pest 1867, S. 154): er begegnete einem Einwohner aus Schirâs, welcher sich den Namen Omar auf die Fußsohlen geschrieben hatte, damit er den ganzen Tag figürlich auf dem Todfeinde seines Glaubens herumtreten könnte. — Vgl. das „Fest der Tödtung Omars" unten S. 18.

Nationalhelden und Heiligen zollen kann, findet ihren Ausdruck in der schwärmerischen Verehrung Alis und seiner Söhne Haßan und Hußein, von der jeder Perser erfüllt ist. Zu dem mohammedanischen Glaubensbekenntniß „Es ist kein Gott außer Allah und Mohammed ist der Gesandte Gottes" fügt der Schi'ite hinzu „und Ali ist der Vertreter[1]) Gottes"; und das Verhältniß einer gläubigen Katholikin zur Madonna wird kaum inniger sein, als die Hingabe der Persers an seinen Ali. Gradezu für eine Incarnation des göttlichen Wesens halten ihn zwar nur die Mitglieder einer besonderen Secte, die Ali-Iláhi's „Ali-Vergötterer", aber thatsächlich ist auch bei den Uebrigen nicht Allah und sein Prophet, sondern Ali der eigentliche Gegenstand der religiösen Werthschätzung.[2]) Man sieht, hier kommt zu der ausdrücklichen Ablehnung der ersten Chalifen die stillschweigende Beiseiteschiebung des arabischen Propheten selbst; und der gleiche Zug, Personen und Dingen ihre eigentliche arabisch-islamische Bedeutung zu nehmen, wird auch in allen anderen Theilen des Lehrsystems deutlich sichtbar. Der Korán wird als Gottes Wort anerkannt: aber man verdreht seinen klaren Sinn durch eine allegorische Auslegung, die wesentlich auf die Unterlegung von allerhand Beziehungen auf Ali hinauskommt, an die weder Allah noch sein Prophet jemals nur gedacht haben können. Selbst vor willkürlichen Veränderungen am Wortlaute der Schrift ist man schon vor dem Ende des vierten (zehnten) Jahrhunderts in zahreichen Fällen nicht zurückgeschreckt, und schließlich ist sogar dem Korántexte eine weitere Ssure hinzugefälscht worden, um für die Gleichstellung Alis mit dem Gesandten Gottes ein unzweideutiges Zeugniß zu gewinnen. Wie es unter solchen Umständen mit der Tradition steht, welche die Schi'iten an die Stelle der Ssunna gesetzt haben, kann man sich unschwer vorstellen. „Ich bin die Stadt und Ali ist zu dieser Stadt das Thor" läßt sie den Propheten sagen; ja bis zu dem schon stark nach der Incarnationslehre schmeckenden Satze „Ali ist ein Theil von mir und ich bin ein Theil von ihm" sollte Mohammed sich verstiegen haben.[3]) Hand in Hand damit geht

1) Alí welí Alláh. Eigentlich ist welí der Jemand Nächststehende, Freund, Vertraute. 2) Daß heutzutage unter den oberen Ständen, die Geistlichkeit eingeschlossen, hinter einem ewigen Alí- und Hußein-Gewinsel der baarste Unglaube sich verbirgt, ändert an dem ursprünglichen Verhältniß nichts. 3) Man sieht hieraus, daß es ziemlich verkehrt ist, die Schi'a in ihrem Verhältniß zur Ssunna mit dem Gegensatze des Protestantismus gegen den Katholizismus gleichzustellen. Die Schi'iten lehnen eben die ssunnitische Tradition nur ab, um eine noch weit mehr verwilderte Ueberlieferung an ihre Stelle zu setzen, und dringen nicht auf eine genaue grammatisch-historische Auslegung der Schrift, sondern beseitigen im Interesse der allegorischen Auflösung der koranischen Worte und Begriffe auch dasjenige thatsächliche Material, welches in der orthodoxen Ueberlieferung, wenngleich stark getrübt, immer noch vorhanden ist. Wie alle Verkehrtheiten wird aber auch jener unpassende Vergleich bis in die neueste Zeit hartnäckig von gewisser Seite immer wiederholt und von schlecht Unterrichteten nachgebetet. Will man überhaupt eine Parallele mit den christlichen Confessionen, so muß, wie schon der alte Chardin, der Zeitgenosse und das Opfer des Edictes von Nantes, richtig bemerkt, das Verhältniß umgekehrt werden.

die Neigung, das Ansehen des Koráns im Ganzen herabzudrücken Die Schi'iten haben die Lehre vom Geschaffensein des göttlichen Wortes (I, 188 f.; 514 f.) mit den Mo'tasiliten gemein; aber wenn nicht mit ausdrücklichen Worten, so doch thatsächlich ziehen sie aus ihr die weitere Folgerung, daß man es mit der Schrift überhaupt so genau nicht zu nehmen habe: der theologischen Mißhandlung des Textes entspricht es, daß man im Volke sich heute mehr um Ssaadis Lebensregeln und Háfis' Lieder als um den Inhalt der Offenbarung kümmert.

Das gleiche Bestreben, so weit als irgend möglich alles Arabische abzulehnen, hat das schi'itische Dogma vom Imamat erzeugt. Die Ssunniten glauben heute allerdings, daß Mohammeds erste Nachfolger Abu Bekr, Omar und Othmán besonders gottbegnadete Männer gewesen seien; sie bestreiten aber durchaus nicht dem Alí die gleiche Würde und erkennen neben den vier noch einer ganzen Reihe von anderen Gefährten des Propheten einen hervorragenden Grad der Heiligkeit zu, tragen auch den geschichtlichen Thatsachen insoweit Rechnung, daß sie Omaijaden wie Abbaßiden die Rechtmäßigkeit der von ihnen geübten Herrschaft nicht mehr bestreiten. Diese Dinge sind hier eben, seit die Ssunna an die Stelle der directen Autorität des Chalifen als Gemeindehauptes (Imáms) getreten ist, von keiner eigentlich religiösen Bedeutung mehr. Ganz anders bei den Schi'iten. Die legitimistische Theorie, nach welcher französische Parteien einen Ludwig XVII. und Napoléon II. zählen, ist von ihnen mit solcher Consequenz durchgeführt worden, daß sie statt der ersten Chalifen, der Omaijaden und der Abbaßiden, vielmehr Alí und elf seiner Nachkommen als Imáme rechnen, und die Anerkennung dieser Imáme, d. h. also wieder die Verneinung der arabischen Herrschaft, ist bei ihnen religiöses Dogma, und zwar Dogma von der allerhöchsten Wichtigkeit. Der erste Imám ist natürlich Alí, dem Mohammed selbst — wieder eine handgreifliche Lüge — die Nachfolge übertragen habe; ihm folgen seine Söhne 2. Haßan und 3. Hußein und dann in directer Linie des Letzteren Nachkommen 4. Alí II. mit dem Beinamen[1]) Sein el-Abidín („Zierde der Frommen"), 5. Mohammed el-Bákir („der Wahrheitssucher"), 6. Dscha'afar es-Ssádik („der Wahrhaftige"), 7. Múßa el-Kázim („der Selbstbeherrschende"), 8. Alí III. er-Rida (nach persischer Aussprache Risa: „der Günstling", nämlich Allahs), 9. Mohammed II. el-Dschawád („der Großmüthige"), 10. Alí IV. el-Áskari („der Krieger"), 11. Haßan II. el-Chamt („Bitterfrucht")[2]), 12. Mohammed III.

---

1) Diese Beinamen entstanden vermuthlich aus dem Bestreben, hinter den auf Mohammed selbst zurückgeführten Ehrentiteln der ersten Chalifen (wie Abu Bekr es-Ssiddík I, 87), vielleicht auch den von den Abbaßiden angenommenen Bezeichnungen (wie El-Manßúr u. s. w., I, 462) die Aliden in den Augen des Publikums nicht zurückbleiben zu lassen. 2) Chamt soll Korán 34, 15 eine Frucht von bitterem Geschmack bezeichnen, welche Ungläubigen zu essen gegeben wird. Vermuthlich soll das Wort hier andeuten, daß Haßan den Feinden seines Hauses besonders abschmeckig vorkommen werde.

el-Machdi (oben S. 10), der verborgene Imám, dessen Wiederkunft zur Herstellung des Reiches Gottes auf Erden am Ende der Tage erwartet wird. Von diesen ist uns außer dem letzten und Alí nebst seinen Söhnen auch der achte Alí Rida schon bekannt: er lebte zur Zeit des Ma'amún und trat durch den Einfluß seiner persischen Anhänger in den Vordergrund, als jener eine Aussöhnung zwischen Abbaßiden und Aliden plante, mußte dann aber die Ehre, Schwiegersohn des Chalifen zu heißen, bald genug mit dem Tode bezahlen (I, 504 f.). Seine Grabmoschee in Meschhed[1]) bei Tús, wie die Heiligthümer von Nedschef und Kerbelá, wo Alí und Hußein ihren Tod fanden, und die Kapellen über den Särgen des siebenten Imáms Múßa und seiner Tochter Fátime[2]) in dem medischen Kumm legen für die hohe Verehrung Zeugniß ab, welche die Schi'iten Allem, was mit ihren zwölf Imámen irgend zusammenhängt, zu widmen pflegen — aus keinem anderen Grunde eben, als weil sie ihnen als Opfer sunnitischer Ungerechtigkeit und Frevelhaftigkeit gelten.

Von den übrigen Lehrsätzen und den religiösen Pflichtgeboten des Islams läßt sich im Allgemeinen sagen, daß am wenigsten die vom Schi'itismus verändert worden sind, welche die Perser nicht interessirten. Was den Gottesbegriff angeht, sind die persischen Theologen getheilter Ansicht, ob von göttlichen Eigenschaften (I, 187) die Rede sein dürfe oder nicht, machen aber keine Lebensfrage daraus; auch die Prädestination (I, 185 f.) fassen sie in einer läßlichen Weise auf, welche dem freien Willen des Menschen immerhin noch ziemlichen Spielraum läßt: in beiden Fragen stehen sie also wieder den Mo'tasiliten nahe. Doch ist wenigstens heute für diese metaphysischen Grübeleien nur sehr geringe Theilnahme vorhanden; die Gebildeten huldigen durchweg ziemlich pantheistischen Anschauungen, wie sie in Persien seit Alters fruchtbaren Boden fanden und durch den hier besonders verbreiteten Sufismus (I, 407; unten S. 194) weiter gefördert worden sind. Die Lehre von den letzten Dingen (I, 190) räumt auch bei der Auferstehung neben Mohammed dem Alí einen gleich hervorragenden Platz als Fürsprecher (I, 191) ein und verbannt außer den übrigen Ungläubigen auch die Gegner der zwölf Imáme in die Hölle. Eigenthümlich erscheint, daß unter den religiösen Pflichten auf die Reinigung (I, 192) ein ganz unverhältnißmäßiger Werth gelegt wird: sie gilt eigentlich als die Hauptsache in der ganzen Religionsübung. Das Gebet unterscheidet sich nur in nebensächlichen Aeußerlichkeiten von den bei den Sunniten üblichen Gebräuchen; bemerkenswerth ist hier besonders die abweichende Formel des Gebetsrufes (aſán

1) I, 505 (vgl. 497). Meschhed heißt wörtlich „Ort des Martyriums"; daher auch Meschhed Alí, das an der vermeintlichen Stelle von Alís Grabe in Nedschef (nicht weit vom alten Kúfa) errichtete Heiligthum und dann jener Ort selbst. Die Schi'iten glauben, daß Alí Rida von Ma'amún vergiftet wurde (I, 506). 2) Mit dem Beinamen el-ma'aßúme „die (von Gott vor jeder unreinen Berührung) Bewahrte" d. h. Unschuldige, Unbefleckte.

I, 195 Anm. 1), abweichend insbesondere durch Hinzufügung der Worte „herbei zum besten der Werke", welche häufig gradezu ein Schibboleth des schiitischen Bekenntnisses darstellen. Das Freitagsgebet in der Moschee (I, 195) ist nicht allgemein verbindlich und wird auch von den Frommen immer nur einzeln verrichtet, da seit dem Verschwinden des zwölften Imáms derjenige fehlt, welcher der Gesammtgemeinde als Vorbeter dienen sollte. Das Fasten im Ramadán (I, 196) wird zum Schein noch strenger gehalten, als bei den Sunniten, in Wahrheit aber mit der gewohnten persischen Hinterhaltigkeit im Stillen viel häufiger gebrochen, als jene zu thun wagen. Für Wallfahrten schwärmt der Perser; indeß nach Mekka findet er erst seit kurzer Zeit, und auch jetzt noch selten genug, seinen Weg. Bei der Erbfeindschaft zwischen Persern und Türken haben die Letzteren Jahrhunderte lang den Schi'iten die Straße nach Arabien verlegt; erst seit der Regierung des Sultans Abdu'l-Medschíd (1839—1861) dürfen sie wieder als Mekkapilger türkischen Boden betreten. Doch benutzen Wenige diese Erlaubniß, die Meisten halten sich an möglichst zahlreichen Besuch der heiligen Gräber ihrer Imáme (oben S. 14), vor allen des Alí und Hußein in Nedschef und Kerbelá und des Alí Risa in Meschhed. So beneidenswerth scheint ihnen das Verweilen an diesen Stätten, daß schon seit den ältesten Zeiten[1]) fromme Leute, die über die nöthigen Mittel gebieten, die Ueberführung ihrer Leiche nach einem solchen Orte und ihre Beisetzung daselbst testamentarisch verordnen. Und diese Bestimmung wird stets gewissenhaft erfüllt. In langen Karawanen werden noch heute aus weiter Ferne, selbst aus Indien, die Särge von Kamelen bis zu den Grabmoscheen der Imáme getragen, um dort ihre letzte Ruhestätte zu finden: wehe dem Reisenden, der einer solchen Todtenkarawane begegnet — der Geruch der verwesenden Leichen ist unerträglich, und befindet sich der Unglückliche nicht allein, so hat er auch noch Erbauung an den Tag zu legen; denn die sterblichen Ueberreste so frommer Leute müssen natürlich einen erfreulichen Wohlgeruch ausströmen.

Die Virtuosität in der Heuchelei, welche in diesem Zuge auffällt, ist in dem zu Anfang dieses Capitels dargelegten Hange des Iraniers zu Lüge und Täuschung begründet und tritt in den Sitten des sonst so gescheiten und liebenswürdigen Volkes auch an anderen Stellen vielfach zu Tage. Das Verbot des Weintrinkens (I, 204) war mit dem besten Willen nicht aus dem Koráne fortzuerklären, und so überläßt der fromme Perser es Juden und Christen, das schnöde Getränk zu keltern: aber trinken thut er es selbst, wenngleich in den meisten Fällen ganz im Geheimen. In besonderem Rufe stehen in dieser Beziehung die Bewohner von Schirás, in dessen Umgegend freilich auch der beste Wein gedeiht, und mit dem Verse

„Wohlan, o Schenke, laß den Becher kreisen, reich' ihn her!"

1) Der erste mir bekannte Fall ist der des Bujiden Adud ed-daula, welcher im J. 372 (983) nach seiner letztwilligen Verfügung in Nedschef begraben wurde: Ibn el-Athír IX, 13.

beginnt demgemäß auch das Liederbuch des größten Dichters von Schirâs, des Hâfis, zum Erweis, daß im 14. Jahrhundert es daselbst nicht anders zuging als heute. Aber die Religion muß auch ihr Recht haben: der Wein, welchen Hâfis' Schenke kredenzt, wird amtlich als der Wein der göttlichen Gnade interpretirt, welcher den Menschen in den Rausch der Gottesliebe versetzt; und wenn der Perser unter den Genüssen der Welt, die er stellenweise auch in einer für uns mehr als widerwärtigen Weise auffaßt, allmählich an die Fünfzig kommt, so „macht er tôbe", d. h. er vollzieht eine reuevolle Bekehrung, um sich hinfüro dem Ernste des Lebens und der Vorbereitung auf das Jenseits zu widmen. Ein Vorgang, der auch außerhalb Persiens hie und da vorkommt, aber nirgends sonst zu einer so zu sagen offiziellen Einrichtung geworden ist. Wir haben die Erzählung einer solchen „Erweckung" schon aus dem J. 437 (1045) aus dem Munde des Erweckten selbst, eines hervorragenden Persers von achtungswerthem Charakter, des Nâßiri Chosrau, eines Nachkommen des Imâms Alî Risa, dem wir außer lehrhaften Gedichten verschiedener Art die höchst interessante Beschreibung einer siebenjährigen Reise durch den größten Theil des islamischen Ländergebietes verdanken. Er unternahm sie zunächst als Pilgerfahrt nach Mekka, in Folge eines im 44. Lebensjahre ihm begegneten Ereignisses, das er so berichtet[1]): „Ich kam nach Dschûsdschân[2]) und verweilte beinahe einen Monat; Wein trank ich fortwährend (der Prophet sagt: „Sprechet die Wahrheit, und wenn es wider euch selbst wäre"). Eines Nachts sah ich im Traume, wie Jemand zu mir sprach: „Wie lange willst du trinken von jenem Wein, welcher den Leuten den Verstand raubt? Wenn du zur Besinnung kämest, stände es besser." Ich erwiderte: „Die Weisen haben außer ihm nichts zu erfinden vermocht, was die Sorge des Lebens mindert." Er gab Antwort: „Selbstbetäubung und Besinnungslosigkeit ist nicht innerer Frieden; weise kann man den nicht nennen, welcher den Leuten den Weg der Besinnungslosigkeit weist. Vielmehr ist es nöthig etwas zu suchen, was den Verstand und die Besinnung mehrt." Ich sprach: „Woher soll ich das bekommen?" Er sprach: „Der Suchende ist ein Findender" — dann wies er nach der Richtung der Kibla[3]) und sagte kein Wort mehr. Als ich aus dem Schlafe erwachte, war mir diese Erscheinung genau in der Erinnerung; sie machte Eindruck auf mich und ich sprach zu mir: „Aus dem gestrigen Schlafe bin ich erwacht; es thut Noth, daß ich aus dem vierzigjährigen Schlafe auch erwacht sei." Ich sah ein, daß ich, bevor ich nicht all' mein Thun und Lassen änderte, keine Ruhe finden würde. Ich wusch mir Haupt und Leib[4]) und begab mich in die Hauptmoschee und betete ..."

Unsere Anschauung von dem religiösen Gebahren der Perser würde unvollständig sein, wollten wir nicht einen kurzen Blick noch auf die eigenthüm-

1) Sefer Nameh Relation du voyage de Nassiri Khosrau publié traduit et annoté par Charles Schefer, Paris 1881, S. 2 des Textes, 3 der Uebersetzung. 2) Bezirk in Ostpersien in der Nähe von Balch. 3) Die Gebetsrichtung nach Mekka: s. I, 104. 4) D. h. nahm die große Abwaschung (I, 192) vor.

liche Gestaltung werfen, welche sie ihrem Festkalender gegeben haben. Er ist der sunnitischen Einfachheit gegenüber, früher wenigstens, gewaltig ausgedehnt gewesen: „er feiert die Feste wie ein Perser" pflegten die übrigen Mohammedaner wohl von einem Faulpelz zu sagen. Es beruht das wieder auf der Art des Volkes, die allerlei äußerem Glanze und Pompe hold ist:

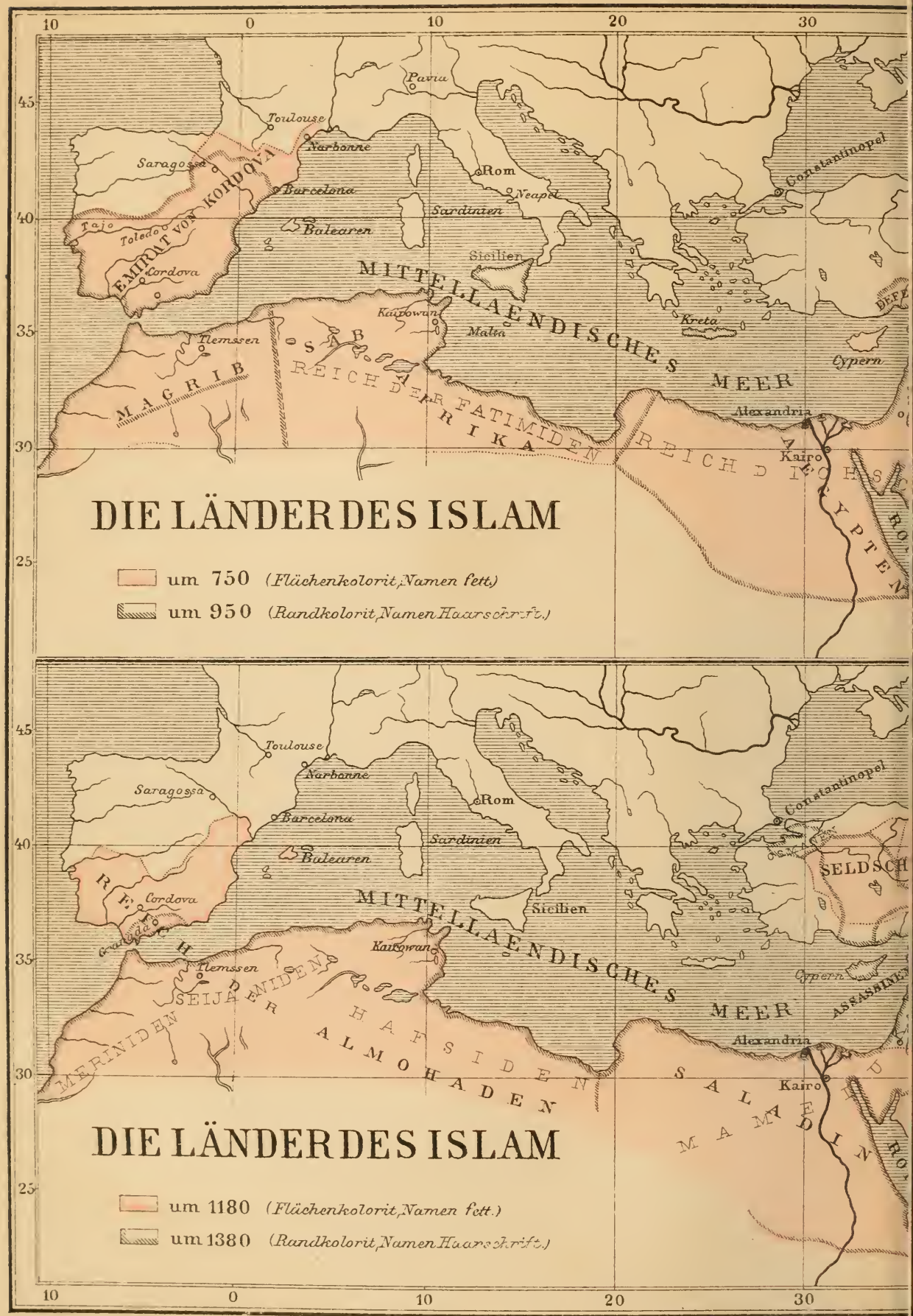
Schirazer und Schirazerin.
(Nach einem Originalbilde.)

„Wenn Sie wünschen, daß meine Landsleute Sie verstehen sollen", meinte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein persischer Gesandter zu einem englisch-indischen Staatsmann, „so sprechen Sie zu ihren Augen, nicht zu ihren Ohren." Mit der zunehmenden Verarmung des Volkes sind auch die Feste allmählich abgekommen, und mit allgemeiner Betheiligung werden nur zwei noch begangen: das Nauruz, das altiranische Neujahrsfest, das stets genau am

Tage des Frühlingsanfanges[1]) beginnt und 13 Tage[2]) dauert, und das Fest der Trauer um den Märtyrertod Hußeins bei Kerbelâ (I, 363), welches an jedem 10. Moharram mit großen Processionen und an den vorangehenden Tagen mit theatralischen Darstellungen der Passionsgeschichte begangen wird. Die letzteren sind den Mollah's, der Geistlichkeit, ein Dorn im Auge, weil sie ihren eignen Leistungen Abbruch thun, bilden aber für das Volk grade die Hauptsache; bei den Processionen überbietet man sich gegenseitig mit Heulen, Schreien und auf die Brust Schlagen, ja besonders eifrige Fromme steigern ihre religiöse Ergriffenheit so weit, daß sie sich mit zahlreichen Verwundungen selbst zerfleischen. Die übrigen Feste — die beiden Beirams (I, 196. 203), das Geburtsfest des Propheten, das Fest der Tödtung Omars (vgl. I, 284 f., hier S. 11, Anm. 2) u. a. m. — werden zum Theil nur von den oberen Ständen, zum Theil gar nicht mehr begangen. Anders war dies noch im 17. Jahrhundert, wo vorzüglich das gemeinislamische Opferfest (id-i kurbân; I, 203) noch mit großem Glanze gefeiert ward: neben dem Hammel, den heute noch die Mitglieder der besseren Stände zu opfern pflegen, hatte jeder größere Ort damals sein Opferkamel, welches in feierlichem Umgange durch die Stadt vor das Thor geführt und dort getödtet wurde. — Ueberhaupt möchte ich wiederholt betonen, daß viele der nationalen Besonderheiten des Schi'itismus sich erst im Laufe der Zeit, und insbesondere nach seiner Erhebung zur Staatsreligion des Perserreiches durch die Sefiden, zu voller Schärfe herausgebildet haben. Eine starke Neigung, sie mehr und mehr zu entwickeln, war um das Ende des 2. (8.) Jahrhunderts bei allen persischen Muslimen bereits vorhanden, und wartete nur auf eine Gelegenheit, sich in voller Kraft zu bethätigen; aber einstweilen wurde sie daran durch äußere Umstände gehemmt, welchen wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

---

1) Also nicht nach dem mohammedanischen, sondern nach dem altpersischen Sonnenjahr-Kalender bestimmt. Es ist ein uraltes nationales Volksfest, dessen Feier auch in den islamisirten Kreisen des Landes wohl niemals aufgegeben worden ist: wir hören (Tabari III, 1448, 11; Ibn Abi Uṣeibia I, 142, 23), daß auch die Abbaßidenchalifen, wie heute der Schah von Persien, am Neujahrstage feierlich Audienz gaben und die Geschenke der Großen des Reiches entgegennahmen. 2) Im 17. Jahrhundert nur 8 Tage: Chardin, Voyages éd. Langlès, Paris 1811, II, 251.



C.L. Keller, geogr. lith. Anst. u. Steindr. Berlin S

Entw. u. ge...

Lullies.

C. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Zweites Capitel.

Die ersten Staatenbildungen auf persischem Boden.

Als im Jahre 205 (821) Ma'amún dem Perser Táhir die Verwaltung der Ostprovinzen des Chalifates übertrug, fand der neue Statthalter fast überall in denselben eine ziemlich gemischte Bevölkerung vor. Mehr oder weniger rein iranisch geblieben waren vielfach die Dörfler, die fern von den Städten und großen Heerstraßen keine arabischen Truppen, Steuerbeamten u. dergl. hatten bei sich aufnehmen müssen, und auch sonst zufälligen Ansiedlungen dieses fremden Elementes weniger ausgesetzt waren. Dieser Bestandtheil der Bevölkerung ist es, der vom Alterthum bis auf unsere Zeit durch alle Wechselfälle hindurch sich gehalten hat; wie auf ihm jetzt die Zukunft Persiens — wenn das Land eine Zukunft hat — beruht, so war er es, welcher zur arabischen Zeit in manchen Gegenden das heilige Feuer offen oder heimlich weiter zu verehren nicht abließ, die Sage von der verschwundenen Größe des alten Iran, die Ueberlieferungen von seinen Königen und Helden von Vater auf Sohn fortpflanzte.[1]) Ueberall indeß, wenn auch mehr in den Westprovinzen, waren diese nationalpersischen Elemente durchsetzt von Arabern, meistens Mischlingen, deren Zahl man nicht unterschätzen darf: mögen es anfangs wenige Zehntausende gewesen sein, die als ständige Besatzungen über das Land hin verstreut waren — die Jugendkraft des arabischen Volksthums und die Wirkung der Polygamie muß ihre Anzahl unglaublich rasch vervielfacht haben. Zusammen mit den persischen Städtebewohnern und sonstigen Landeskindern, welche sich schneller oder langsamer dem Islám fügten, bildeten jene Araber die oberen Schichten der Bevölkerung, nur daß naturgemäß den Neubekehrten im Anfang mehr die unkriegerischen Beschäftigungen der Verwaltung, des Handels und Gewerbes, der Gelehrsamkeit zufielen, während das Waffenhandwerk, daneben aber auch die Aufsicht über den Glauben der Unterworfenen, den Eroberern vorbehalten blieb. Die thatsächliche Ungleichheit bei formeller Gleichberechtigung, welche zwischen diesen beiden Elementen obwaltete (I, 280), mußte im Laufe der Zeit doch allmählich schwinden, seitdem mit dem Aufkommen der Abbaßidenherrschaft per-

1) Als Träger nationaler Sitte und Ueberlieferung erscheinen insbesondere die Dichkáne, d. h. der niedere Landadel, der unter der arabischen Herrschaft an vielen Orten zu der Stellung von einfachen Dorfschulzen herabsank, immer aber die Erinnerung an die bessere Vergangenheit und das Bewußtsein einer vornehmeren Abkunft sich bewahrt hat.

sischer Einfluß in den Regierungskreisen sich geltend machte: weil es offiziell für feiner galt den Araber zu spielen, ließ sich der begüterte oder durch ein Amt ausgezeichnete Perser gern einen arabischen Stammbaum von irgend einem Genealogen zurechtmachen (I, 465), und wenn er auch seine Gedanken und Empfindungen nicht mit derselben Leichtigkeit wechselte und ebensowenig der alten Ueberlieferungen seines Volksthumes vergaß, so war doch schließlich ein äußerer Unterschied zwischen den wirklichen Arabern und den verkleideten Persern kaum noch vorhanden. Kein Wunder, daß sich bei der Lebhaftigkeit des täglichen Verkehrs zuerst ihre Redeweise, später, wenigstens in manchen Fällen, auch ihre Ansichten auszugleichen begannen. Arabische Worte gingen zu Tausenden in die persische Umgangssprache[1]) über, nicht immer ohne ihre Bedeutung den persischen Ideen in etwas anzupassen; und je nach Anlage und Gemüthsart nahm hier der Araber Persisches, hier der Perser Arabisches in Meinungen und Sitten an. Aber die meisten Leute arabischer Abstammung hatten doch persische Mütter: so litt die Nationalität der Eroberer allmählich mehr als die der Unterworfenen — wie das ja in solchen Fällen das Gewöhnliche ist — und es ist deshalb nicht wunderbar, daß nur günstige äußere Umstände einzutreten brauchten, um hinter dem arabischen Schleier auf einmal das persische Antlitz wieder hervortreten zu lassen. — Einigen Abweichungen unterlagen diese Verhältnisse, ganz abgesehen von den kaum je auch nur äußerlich unterworfenen Kaspischen Bezirken (vgl. I, 485), im Osten, jenseits der großen Salzwüste, welche Medien von Chorasân scheidet und den östlichen Provinzen immer eine gewisse Sonderstellung gesichert hat. Mit Ausnahme der großen Städte, und dieser kaum, wird hier das arabische Element sehr dünn; statt dessen aber treten nach dem Osten zu immer massenhafter Türken, im Südosten, aber weniger dicht, nichtpersische Indogermanen auf. Der ganze breite Strich, welcher die Länder zwischen Oxus und Jaxartes, das alte Baktrien und das jetzige Afghanistan umfaßt, ist seit alten Zeiten zwischen indischen, iranischen und allerhand nordischen Stämmen streitig. Die letzteren scheinen mit den historisch bestimmten türkischen, tatarischen und mongolischen Völkerschaften[2]) in ethnographischem Zusammenhange zu stehen, doch läßt sich aus den uns überkommenen Nachrichten der griechisch-römischen und der chinesischen Historiker über ihre Verwandtschaftsverhältnisse nichts Genaueres feststellen: genug, daß sie, wie jene, aus den Gebirgen und Steppen, deren Mittelpunkt das Altai-Gebirge ist, zu verschiedenen Zeiten der altpersischen, der macedonischen und der mittelpersischen Reiche auf iranischen Boden ein-

1) Von dem wissenschaftlichen Sprachgebrauche, dessen Termini zunächst alle arabisch waren, sehe ich hier ab, da lange Zeit hindurch die Bücher, welche sich mit der Sprache und Lehre des Koráns, im Anschluß daran dann auch mit anderen wissenschaftlichen Dingen beschäftigten, überhaupt ausschließlich in arabischer Zunge abgefaßt wurden. Auch in späterer Zeit, bis auf die Sefiden (oben S. 11) herab, schreiben die Perser über wissenschaftliche Dinge mit Ausnahme der Geschichte lieber arabisch, wie die Gelehrten unseres Mittelalters lateinisch. 2) Vgl. unten S. 72.

gebrochen sind und mancherlei Verwicklungen herbeigeführt haben. Durch das Thal von Kábul drangen sie zur Zeit der Arsaciden bis nach Indien und andererseits bis an die Grenze von Kirmán vor, und es ist möglich, daß die von den Muslimen als „Türken" bezeichneten Herren von Kábul, welche den mohammedanischen Feldherren so viel zu schaffen machten (I, 355. 412. 485), mit ihnen in Zusammenhang stehen. Jedenfalls werden mit Recht als „Türken" diejenigen Reitervölker bezeichnet, welche im J. 560 n. Chr. dem vor ihnen am Oxus mächtig gewesenen, ebenfalls nordischen Stamme der Hephthaliten Transoxanien abnahmen und dort ein mächtiges Reich unter einem Chakán („Groß-König") gründeten. Es umfaßte ein erhebliches Stück altiranischen Bodens: denn bis nach Chwarism (jetzt Chiwa) unfern des Aral-Sees hatte sich in seinen besten Zeiten das Reich der Achämeniden erstreckt, und man darf vermuthen, daß wenigstens die seßhaften Bewohner Baktriens, Transoxaniens und der Oase von Chwarism Iranier gewesen sind. Noch heute sind die Städter Transoxaniens großentheils persischen Blutes, trotzdem inzwischen Mongolen und Tataren ganz Centralasien umgewühlt und özbegische Türken seit Jahrhunderten das Land an sich gerissen haben. Man darf annehmen, daß der Chakán der Türken ähnlich, wie dies später die Muslime zu thun pflegten, den einzelnen Bezirken ihre Selbstverwaltung bis zu einem gewissen Grade ließ;[1]) immerhin aber müssen zur Zeit der muslimischen Eroberung zahlreiche Türkenschaaren unter die persische Urbevölkerung eingesprengt gewesen sein, denn Türken waren es ja in der Hauptsache, die aus jenen Gegenden so massenhaft als Sklaven und später als Gardetruppen nach Bagdad übergeführt wurden.[2]) Südlich von diesen Türken des Nordostens und neben den sogenannten Türken von Kábul endlich saßen noch andere nichtpersische Stämme, insbesondere an der indischen Grenze die Nachkommen der alten Paktyer, die ihren Namen später Puschtu aussprachen, und die wilden Bewohner des Gór, des Gebirgslandes südöstlich von Herát, aus welchen beiden (später mit Heranziehung zugewanderter Mongolen) das streitbare Volk der Afghanen zusammengewachsen ist. Außerdem fehlte es im Südosten nicht an Hindus, die einst in Kábul geherrscht und dadurch ihrer buddhistischen Religion eine Zeit lang einen erheblichen, noch im Islám nach-

1) Wenn der Angabe des Berúni, eines aus Chwarism gebürtigen späteren, aber zuverlässigen Gelehrten aus dem 5. (11.) Jahrhundert, zu trauen ist, wäre die alte Herrscherfamilie seines Heimathslandes, welche auch unter den muslimischen Statthaltern eine Art Localregierung zu handhaben fortfuhr, iranischer Abkunft gewesen. 2) Doch habe ich fälschlich I, 507. 520 den aus Oschrúßana stammenden Afschín als Türken bezeichnet. Ich werde von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß er zweifellos aus einem alten iranischen Geschlechte stammte. Auch das Wort Ichschíd, welches ich I, 566 Anm., an sich richtig, als Titel der „Türkenhäuptlinge von Fergána" bezeichnet habe, läßt sich aus dem Persischen erklären; es stand also vielleicht, wie nach Berúni in Chwarism, auch in Fergána eine kleine Dynastie iranischer Abkunft an der Spitze der Mischbevölkerung. Uebrigens sieht der Name des Togdsch, dessen Nachkommen vom Chalifen der Titel Ichschíd neu beigelegt wurde, doch türkisch aus.

wirkenden Einfluß im östlichen Persien verschafft hatten. Alle diese fremden Elemente hemmten das Perserthum, wo sie mit ihm zusammenstießen, sowohl nach der politischen wie nach der religiösen Seite hin: die Türken, deren einfachem, oft sogar etwas beschränktem und stumpfem Denken[1]) das positive und alles überflüssige Grübeln verpönende orthodoxe Dogma von Anfang sympathischer war, als die allegorisirenden Spitzfindigkeiten der Schí'a, gingen, sobald sie überhaupt anfingen sich um die Religion zu kümmern, durchweg mit den Sunniten, nicht minder auch die Afghanen, die zu Ende des 2.(8.) Jahrhunderts freilich noch Heiden oder Buddhisten waren.

Man begreift: so gut sich unter der arabischen Herrschaft die persische Nationalität erhalten hatte, so fehlte es doch weder im Westen noch im Osten an Schwierigkeiten für den, welcher es unternahm, das Land von dem allmählich zum Verfalle geneigten, aber doch noch über eine achtbare Summe von Kräften verfügenden Abbaßidenchalifate abzulösen. Zudem lagen die Gegensätze zwischen Orthodoxie und Schí'a, Araberthum und persischer Nationalität noch fast überall unter glatter Oberfläche verborgen, mag es dem, welcher die spätere Entwicklung übersieht, auch leicht genug werden, sie jetzt unter derselben aufzuspüren. Wir werden aus diesen Gründen nicht verwundert sein, die ersten Regungen persischer Selbständigkeitsgelüste lediglich in der Gestalt von Ausbrüchen persönlichen Ehrgeizes sich bethätigen zu sehen, und es noch weniger erstaunlich finden, wenn grade der springende Punkt der ganzen Lage, der Gegensatz der religiösen Empfindungen, für den Anfang noch vollkommen unberührt bleibt.

Wir kennen bereits (I, 516) die Geschichte des von Táhir gewagten Versuches, sich als Herr der Ostprovinzen von Ma'amún unabhängig zu machen, und haben an seinem Orte (I, 517) hervorgehoben, daß trotz des Scheiterns dieses Versuches durch den plötzlichen Tod des Táhir der Chalife es nicht wagte, seiner Familie die Verwaltung ihres Heimathslandes zu nehmen. Doch führte die thatsächliche Selbständigkeit, welche die Tahiriden den Chalifen gegenüber genossen, noch für längere Zeit keineswegs zu einem wirklichen Gegensatze. Der Geist des offnen Aufruhrs, welcher dem Táhir seinen kühnen Gedanken eingeflößt hatte, war nicht auf seine Söhne Talcha und Abdallah übergegangen. Während der letztere Ma'amúns Schlachten in Mesopotamien und Aegypten schlug (I, 506 f.), verwaltete sein Bruder (207—213 = 822—828) im Namen des Chalifen ordnungsmäßig, wenn auch ohne directe Befehle aus Bagdad entgegenzunehmen, die ihm untergebenen Provinzen. Er residirte in Nischapúr, von wo er Chorasán mit seinen Nachbarländern regierte und gleichzeitig die Oberhoheit über das allerdings etwa zur Hälfte unter seinem Ispehbeden ziemlich frei dastehende Tabaristán und das große Transoxanien ausübte. Die einzelnen Bezirke des letzteren be-

1) Es ist eine merkwürdige Ausnahme von dieser sonst im ersten Augenblick überall sich aufdrängenden Beobachtung, daß Alfarabi, der größte Philosoph des mittelalterlichen Orients (I, 577), türkischer Abstammung war.

fanden sich in den Händen der Söhne Aßads, des Sohnes Sſamán. Auch dies waren Perser, wie es heißt, aus einem alten und vornehmen Geschlechte; nach dem Großvater führen sie und ihre Nachkommen den Namen der Sſamaniden. Sie gehörten zur Umgebung des Ma'amún, der bei seiner Uebersiedlung aus dem Osten nach Bagdad (I, 505) ihre Anstellung als Unterstatthalter gewünscht hatte; sie war im J. 204 (819/20) erfolgt. Unter den Tahiriden blieben sie in diesen Aemtern, als deren einflußreichstes die Verwaltung von Sſamarkand gelten durfte: sie fiel zuerst dem Núch[1]) I. Ibn Aßad, dann, als dieser starb, seinem Bruder Achmed I., und später dessen Sohne Naßr I. zu, blieb also nicht minder in derselben Familie, als die Oberstatthalterschaft des Ostens im Hause der Tahiriden erblich ward. Beide Dynastien wurden ein Segen für die von ihnen regierten Gebiete: endlich hörten diese Länder auf, gieriger Plünderung von Seiten arabischer Statthalter zur beständigen Beute zu sein, kriegerischer Ruhm aber hat Sſamaniden wie Tahiriden allzeit weniger am Herzen gelegen, als die Förderung des Gewerbfleißes und der geistigen Interessen. Ihre Reiche waren groß genug, um sich gegen äußere Feinde erfolgreich vertheidigen zu können, und doch nicht so groß, daß nicht von einem Mittelpunkte aus der Blick des Herrschers jederzeit bequem den Zustand aller Provinzen hätte überschauen können. So genoß, wenn auch nicht ohne mannigfache Unterbrechungen, wie sie im Orient nun einmal unvermeidlich sind, Ostpersien, mehr noch Transoxanien längere Zeiträume der Ordnung und des Friedens, welche für die materielle und geistige Förderung ihrer Bewohner von der größten Wichtigkeit geworden sind.

Als tüchtiger General wie als geistreicher, dichterisch begabter Mann (I, 509) der würdige Sohn seines Vaters, hatte Abdallah Ibn Táhir doch keine Neigung, wie jener sich mit dem Chalifen zu überwerfen. Wie daher im J. 213 (828/9) aus Chorasán die Nachricht kam, daß Talcha gestorben, sein vorläufig an die Stelle des Vaters getretener Sohn Alí aber von Aufständischen erschlagen war, und Ma'amún in Folge dessen dem bis dahin mit Rüstungen gegen Bábek (I, 508) beschäftigten Abdallah die Statthalterschaft übertrug, bewährte dieser nach rascher Herstellung der Ordnung bis zu seinem am 11. Rabí I 230 (26. Nov. 844) erfolgten Tode die gewissenhafteste Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten gegen Ma'amún wie dessen Nachfolger Mó'taßim. Als im J. 219 (834) in dem Chorasán benachbarten Orte Tálekán ein Alide, Mohammed Ibn Káßim, einen Aufstand wagte und dabei gefangen wurde, sandte ihn der Tahiride sofort nach Bagdad; daß er später bei den Umtrieben Afschins (I, 522) auf die Seite des Chalifen trat, war freilich selbstverständlich, da der von jenem aufgehetzte Ispehbed von Tabaristán von Rechts wegen unter der Botmäßigkeit des Statthalters von Chorasán stand, seine Empörung also nicht weniger den letzteren als die Centralregierung anging. An sich war diese Politik des engen Zu-

1) Núch ist die arabische Aussprache des biblischen Namens Noa (hebr. Nóach).

sammenhaltes mit dem Süzerän gewiß richtig, so lange dessen Macht gleichzeitig Achtung einflößte und für den Nothfall Unterstützung verhieß. Als aber seit dem Tode Mó'taßims deutliche Spuren des beginnenden Niederganges der Abbaßiden und des zunehmenden Uebermuthes der türkischen Prätorianer hervorzutreten anfingen, wäre es richtig gewesen, auf die Wahrung der Ruhe in den Ostprovinzen sich zu beschränken und das Chalifat, mit welchem die Tahiriden wenigstens als Herren Ostpersiens keinerlei Interessen gemein hatten, seinem Schicksale zu überlassen. Aber diese Selbstbeschränkung ging dem stolzen und hochfahrenden Geschlechte wider die Natur. Wie ihr Ahnherr Táhir, der Königsmacher, der einen Chalifen getödtet und dem andern die Herrscherwürde erkämpft hatte, wollten sie die Geschicke des Weltreiches weiter lenken, und trauten sich zu, gleichzeitig den Osten festhalten und im Irák Ordnung stiften zu können. Aber sie besaßen nicht mehr die Mittel dazu. Fürstlich und verschwenderisch hofzuhalten waren sie gewohnt: „Fülle des Beutels und Gewinnung des Nachruhms finden sich nicht an demselben Orte", pflegte Abdallah zu sagen, und hatte danach gehandelt. Alle Paläste der Großen des Reiches überstrahlte der Prachtbau, den er sich und den Seinen für ihr gelegentliches Verweilen in Bagdad hatte aufführen lassen und der mit seinem Zubehör einer kleinen Stadt glich; seine Freigebigkeit gegen seine Umgebung, vorzüglich Dichter und Gelehrte, erschien selbst damals ungewöhnlich. Dagegen trat, so scheint es, die Fürsorge für die militärische Kraft der Provinzen etwas zurück: so Großes er als Feldherr geleistet hatte und so wenig er auch in späteren Jahren, wo es Noth that, vor energischem Eingreifen zurückscheute, die Folge zeigt, daß er sich schließlich doch allzusehr auf das Ansehen seines Hauses verließ, welches unter ihm allerdings den Gipfel seiner Macht erreicht hatte. Im Augenblicke seines Todes (230=844) verfügte er nach wiederholten neuen Belehnungen außer den eigentlichen Ostprovinzen auch über Kirmán, Medien, dem Namen nach auch über das vom Chalifen und seinen Türken gemißhandelte Irák, und führte den Titel eines Generalissimus des Reiches und Gouverneurs von Bagdad. In allen diesen Würden folgte ihm sein Sohn Táhir II. (230—248=844—862) — die Ernennung des zunächst Erbberechtigten erfolgte von Bagdad stets ohne irgend welchen Anstand —, unter welchem die Fehler in der Politik dieser Dynastie in ihren ersten Folgen sichtbar wurden. Daß es unmöglich war, gleichzeitig in Nischapúr zu regieren und in Bagdad dem Chalifen zur Hand zu gehen, mußte beiden Theilen schließlich klar werden, und somit war es immerhin ein Fortschritt, daß Mutawakkil im J. 237 (851) die Aemter des Statthalters von Irák und Gouverneurs von Bagdad, welche Talcha dem Namen nach inne hatte, auf dessen Bruder Mohammed Ibn Abdallah übertrug und diesen ersuchte, dauernd nach der Residenz zu übersiedeln.[2]) Eine derartige

1) Nach der obigen correcteren Darstellung ist zu verbessern, was I, 527 über diese Vorgänge gesagt ist; insbesondere bitte ich auch statt „Merw" (Z. 10) Nischapúr zu

Theilung der Aufgabe, so vernünftig sie an sich war, blieb immer eine halbe Maßregel, durch welche in der Hauptsache doch nichts erreicht werden konnte, und daß es für die Tahiriden Noth that, sich aus den faulen Verhältnissen des Irák gänzlich herauszuziehen, hätten sie noch in demselben Jahre 237 (851/2) zu erkennen Gelegenheit gehabt, wenn sie eben nicht die selbstgewissen Tahiriden gewesen wären. Schon vor der Zeit, wo Mohammed nach Bagdad abging, begann in Sjedschestán[1]) ein Mann aus Bost, Namens Sjálich Ibn en-Nadr, eine Rolle zu spielen.[2]) Im Verlaufe von Unruhen, welche durch Charidschiten (I, 495 Anm. 2) hervorgerufen waren, gelang es ihm, erhebliche Streitkräfte zu gewinnen. Vermuthlich aus den kräftigen Bewohnern der benachbarten Gebirge — das erste Auftreten der wilden Stämme dieser Gegenden, deren Eingreifen später die Geschicke des ganzen östlichen Islâms bestimmen sollte. Muslime waren die Bewohner von Sjedschestán geworden, aber ihre sonstige Art scheint seit ihrer Aufnahme in das Chalifenreich dieselbe geblieben zu sein: wenigstens zeigten sie jetzt, wie schon bei früheren gelegentlichen Aufständen, eine Wildheit und Hartnäckigkeit, welcher die Tahiriden um so weniger gewachsen waren, als sie den rich-

---

lesen, in welcher Hauptstadt des eigentlichen Chorassán Táhir und seine Nachkommen thatsächlich residirt haben.

1) Sjedschestán (später Seïstan gesprochen, südöstlich von Chorassán) ist das alte Sakastene, das seinen Namen von der Völkerschaft der Saken trägt, einem der nordischen Stämme, deren Eindringen in Irán oben S. 20 f. erwähnt ist. Die Bewohner waren also nicht persischer Abkunft, wenngleich dem altpersischen Reiche schon früh und dauernd einverleibt. Aus Sjedschestan stammt Rustem, der Leibesstarke (tehemten), der mächtigste Held der persischen Sagengeschichte. 2) Die Nachrichten über die Anfänge der folgenden Begebenheiten sind unsicher und widersprechen sich zum Theil; es ist möglich, daß die Unruhen in Sjedschestan schon vor 237 (851) längere Zeit gedauert haben. Die Provinz wird von dem eigentlichen Chorassán durch das nahe Bergland Kohistán geschieden; so ist der Verkehr zwischen beiden sehr erschwert und allerhand Selbständigkeitsgelüsten in Sjedschestán Vorschub geleistet. Andererseits fällt es auf, daß bei dem Wiederauftauchen der Charidschiten und Freiwilligen, welches spätestens gegen 245 (859) anzusetzen ist, wir von einem Eingreifen Táhirs nicht das Geringste hören: er überläßt die Provinz vollkommen sich selbst, bis die Unruhen nach Herat und Balch übergreifen. Seit der Ermordung des Mutawakkil (247=861; vgl. I, 527) ist diese Unthätigkeit, wenngleich auch fehlerhaft, doch wenigstens aus dem Wunsche erklärlich, die Kräfte Chorassáns nöthigen Falls unzersplittert der zunehmenden Verwirrung der Westprovinzen gegenüberstellen zu können; aber vor dem genannten Jahre erscheint die Unthätigkeit Táhirs rein unbegreiflich. Gar nichts von den im Texte angeführten Ereignissen meldet der Historiker Ja'akúbi (ed. Houtsma) II, 605, der selbst in der zweiten Hälfte des 3. (9.) Jahrhunderts lebte, sich mit der Geschichte Sjedschestáns und Chorassáns besonders beschäftigt und über die Dynastie der Tahiriden geschrieben hat. Man sollte denken, ein solcher Schriftsteller, der sonst noch dazu sich als verständig und zuverlässig bewährt, müßte diese Dinge richtig dargestellt haben; an der gedachten Stelle findet sich aber nichts als die Angabe, daß Ja'akúb der Sjaffár an der Spitze von Freiwilligen und mit Erlaubniß des Mohammed Ibn Táhir (also nach 248=862) die Charidschiten in Sjedschestán bekämpft habe. Weitere Aufklärung ist nöthig, bevor sich ein bestimmtes Urtheil fällen läßt.

tigen Augenblick zum wirksamen Eingreifen verpaßten. Unter der Maske von Freiwilligen, welche die Charidschiten bekämpften, brachten Sfálich und seine Leute bald die Provinz unter ihre Botmäßigkeit. Táhir marschirte an der Spitze eines Heeres gegen sie, und es gelang ihm, für den Augenblick die Ruhe herzustellen; kaum aber war er in seine Residenz zurückgekehrt, als die Balgereien zwischen Charidschiten und „Freiwilligen" von Neuem begannen. Unter den Letzteren befand sich einer von den Söhnen des Leith, eines Mannes aus dem Volke. Wir kennen ihrer drei, Ja'akúb, Amr und Alí. Von Alí wissen wir aus der ersten Zeit seines Lebens nichts; Amr ernährte sich als Eselvermiether, und Ja'akúb hatte eine Zeit lang das Handwerk eines Sfaffár, d. h. eines Kupferschmiedes, ausgeübt. Er war ein wortkarger Mensch, den kaum jemand sich erinnern konnte, lächeln gesehn zu haben, der stets in tiefes Nachdenken versunken vor sich hinblickte und große Frömmigkeit an den Tag legte. Als die Kämpfe der „Freiwilligen" gegen die Charidschiten begannen, legte er den Hammer bei Seite und griff zum Schwerte. Bald war er durch Stärke und Tapferkeit der Erste unter den Freiwilligenschaaren; überall schlug er sich im dichtesten Handgemenge mit den Feinden herum, und seit der Schwerthieb eines Charidschiten ihm das halbe Gesicht gespalten, gab ihm eine furchtbare Schmarre, die schräg über Nase und Wange lief, ein wahrhaft grimmiges Aussehen. Im J. 247 (861), als seine Streitgenossen mit ihrem zeitweiligen Führer unzufrieden waren, stellten sie den Ja'akúb Ibn Leith, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, den Sfaffár, an ihre Spitze, und da ihnen der ehrgeizige und wilde, aber mit glänzenden Feldherrntalenten, einer vor Nichts zurückschreckenden Kühnheit und der zähesten Beharrlichkeit ausgerüstete Mann rasch Ordnung und Disciplin beizubringen wußte, und ihre Beutegier und Kriegslust von den wachsenden Erfolgen immer mehr entzündet wurde, so bildeten diese Schaaren bald den Schrecken aller Nachbargebiete. Währenddem verharrten die Tahiriden in ihrer Unthätigkeit. Seit 248 (862) residirte in Nischapúr nach Táhirs II. Tode dessen Sohn Mohammed, während sein gleichnamiger Oheim Mohammed Ibn Abdallah fortfuhr, seine Kräfte zwischen Arabern und Türken in Bagdad umsonst aufzureiben. Mohammed Ibn Táhir besaß von den Eigenschaften seines Stammes noble Gesinnung, Freigebigkeit, Prachtliebe und Neigung zu Wissenschaft und Kunst; aber das vornehme Sichgehenlassen seiner Vorfahren war bei ihm zu schwelgerischem Nichtsthun entartet, von der Herrscherkunst des ersten Táhir hatte er nichts geerbt, und seine allzugroße Jugend trug eben nicht dazu bei, seine Schwächen weniger hervortreten zu lassen. Das Regieren überließ er seinen Oheimen und Vettern, wie dem Sfuleimán Ibn Abdallah in Tabaristán, dessen Bruder Talcha in Nischapúr selbst, und so weiter, während in seinem Residenzpalast Höflinge und Dichter ihm selbst, er aber dem Weine huldigte. Das war kein ebenbürtiger Gegner für den rauhen Mann mit der Schmarre, der kaum eine Wohnung außer dem Feldlager kannte, meistens trocknes Brod aß und in seinen Stiefeln schlief, Zeit

ſeines Lebens ſein einziges Vergnügen im Schlachtgetümmel fand und obendrein auch in den Winkelzügen einer auf vollendeter Menſchenkenntniß beruhenden verſchlagenen Diplomatie ſeines Gleichen ſuchte. „Wenn du mit Jemand vierzig Tage zuſammengeweſen biſt, ohne ſeinen Charakter durchſchaut zu haben, wirſt du ihn auch in vierzig Jahren nicht durchſchauen" war eine Lieblingsredensart von ihm — er in der That kannte ſie alle, vom Chalifen bis zu den gemeinen Soldaten, aus deren Reihen er hervorgegangen war. Was er ſagte — es war auch ſpäter wenig genug — trug den Stempel jener lakoniſchen Kürze und trefflicheren Schlagfertigkeit, die ihres Eindruckes auf das Volk niemals verfehlt. Als kurz vor ſeinem Tode ein Bote des Chalifen Mótamid zur Herbeiführung eines gütlichen Vergleiches zwiſchen der Regierung und dem auch nach ſeiner Niederlage bei Deir el-Akúl (I, 583) ungebrochenen und furchtbaren Aufrührer in dem Hauptquartiere deſſelben eintraf, empfing er ihn, trotzdem er krank war; neben ihm ſah der Geſandte liegen ein Schwert, ein Laib Kleienbrod und ein paar Zwiebeln. Als der Mann ſeine verſöhnliche Botſchaft ausgerichtet hatte, erwiderte der Sſaffár: „Ich laſſe dem Chalifen ſagen: Ich bin krank — wenn ich nun ſterben ſollte, ſo habe ich vor dir Ruhe und du vor mir; werde ich aber geſund, ſo kann zwiſchen uns nur von dieſem Schwerte die Rede ſein, bis ich meine Genugthuung habe oder du mich beſiegſt und in meine Niedrigkeit zurückdrängſt, daß ich wie früher auf das Brod und die Zwiebeln da angewieſen bin." Ob Mohammed Ibn Táhir in Niſchapúr überhaupt im Stande geweſen wäre, Zwiebeln zu eſſen, mochte zweifelhaft ſein; mit dem Schwerte hätte er auch dann ſchwerlich auf den neuen Ruſtem (S. 25 Anm. 1) Eindruck gemacht, wenn er ihm mit vollen Kräften hätte entgegentreten können. Aber während der Sſaffár ſich ſchon in Serendſch, der Hauptſtadt ſeiner Heimathsprovinz, ganz häuslich einrichtete und im J. 248 (862) bereits einen Streifzug in die Nähe von Herát unternehmen konnte, brachte ihm die unſelige Verquickung der Tahiridenherrſchaft mit den Intereſſen des ins Wanken gerathenen Chalifates bald nachher eine beiſpiellos günſtige Diverſion am Kaſpiſchen Meere, die für ſeine weiteren Erfolge entſcheidend werden ſollte. Beauftragte des in Bagdad fortwirkenden Mohammed Ibn Abdallah, der in Tabariſtán mancherlei Privatintereſſen hatte, erregten durch ungehörige Maßregeln den Unwillen der Einwohner; Mohammeds Bruder Sſuleimán, damals Unterſtatthalter der Provinz, ließ ſich in dieſe Dinge hineinziehen, und nun wandte ſich die Entrüſtung des immer ſchwer zu zügelnden Bergvolkes gegen die Tahiriden ſelbſt: es rief den Aliden Haßan Ibn Seid (I, 542) herbei und warf den Sſuleimán mit ſeinen Leuten aus dem Lande (250=864). Raſch verbreitete ſich der Aufſtand über die Nachbarbezirke der Deilemiten (I, 485), ja bis Rei und Kaſwín, ſo daß Truppen von Bagdad mit dem unter Sſuleimán neu anrückenden Heere von Niſchapúr zuſammenwirken mußten, um die Empörer in die Mitte zu nehmen. Man ſchlug ſich mit wechſelndem Erfolge im J. 251 (865/6) herum, bis für den

Augenblick Haßan wenigstens in die unzugänglichen Berge von Deilem zurückgedrängt war, indeß finden wir ihn 255 (869) schon wieder im Kampfe mit einem der Türkengenerale aus dem Irák, und 256 (870) im festen Besitze von Tabaristán. Während nun diese Vorgänge die Kräfte der Tahiriden zum großen Theile in Anspruch nahmen, fiel der Ssaffár im J. 253 (867) in das Gebiet von Herát ein, schlug den dortigen Unterstatthalter und nahm Herát selbst wie das benachbarte Búschendsch. In demselben Jahre starb der Tahiride Mohammed Ibn Abdallah in Bagdad: wir haben seiner Zeit gesehen (I, 529), wie seine beiden Söhne von dem Chalifen Mo'otáß gegen einander gehetzt wurden und so der Einfluß der Familie im Irák verloren ging. Ihn herzustellen, versuchte noch einmal Ssuleimán, der auf den Ruf des hin- und herintrigirenden Mo'otáß im J. 255 (869) mit seinen Truppen nach Bagdad ging, genau zu derselben Zeit, wo der Alide Haßan von Neuem in Tabaristán drohte und der Ssaffár sich anschickte, seine Raubzüge in verstärktem Maße fortzusetzen: der Satz, daß die Götter, den sie verderben wollen, zunächst des Verstandes berauben, wird kaum in einem Falle deutlicher zu belegen sein, als durch das Ende dieses Geschlechts, das in seinen letzten Jahren wie mit Blindheit geschlagen scheint. Freilich half die überschlaue Politik des Mo'otáß (I, 529) mit: da Alí Ibn Hußein, der Statthalter von Fars, das sichtbare Zurückgehen der Tahiriden dazu benutzen wollte, denselben Kirmán zu entreißen, weigerte der Chalife, dessen Ohnmacht directes Eingreifen verbot, ihm die Erlaubniß dazu nicht, verlieh aber gleichzeitig dem Ssaffár die Statthalterschaft ebendesselben Gebietes. Er hoffte, beide sollten sich gegenseitig in Schach halten; aber da unterschätzte er den gewesenen Kupferschmied erheblich. Der that zunächst, als ziehe er sich vor Alís Feldherrn Tauk Ibn Mugallis zurück; als dieser aber Kirmán in der That besetzt hatte und sich in leichtsinniger Sorglosigkeit ans Trinken und Spielen gab, fiel der hinterhaltige Gegner wie der Blitz über ihn her, nahm ihn gefangen und bemächtigte sich fast ohne Schwertstreich der ganzen Provinz (255=869). Alí sah, daß er sich zusammennehmen müsse: der Ssaffár zog in Eilmärschen heran, nicht ohne seine Ergebenheit gegen den Chalifen, von dem er nun auch für Fars eine Bestallung zu haben log, überall und laut zu betheuern und bittere Klage über den gewissenlosen Statthalter zu führen, der heidnische Kurden in seinem Dienste habe und ihnen die muslimischen Unterthanen zur Beschimpfung und Gewaltthat ausliefere. Daß Alís Kurden mit dem Volke umgingen, wie die türkischen Garden des Chalifen auch, läßt sich schon glauben; nur ist kaum zu hoffen, die Söhne der ssedschestanischen Gebirge möchten sich zwar in der Schlacht als Wölfe, beim Verkehr mit den friedlichen Einwohnern dagegen als Lämmer gezeigt haben. Daß verschiedentlich tüchtig geplündert wurde, ist bezeugt; und wo es nöthig war, sprach es der große Räuberfürst selbst auch einmal mit aller Kühle aus: „Meine Leute sind freie Männer, die ich eben bei mir habe und nicht zurückschicken kann, so lange ihre Wünsche nicht befriedigt sind." Das ver-

hinderte natürlich nicht, ſie als Kämpfer für den Glauben zu rühmen; gottesfürchtige „Freiwillige" waren ſie ja immer geweſen, und ihr Anführer beſonders. Jedenfalls führte der Sſaffâr ſeinen Feldzug glänzend durch: als ihm Alî mit 15 000 Mann den Engpaß geſperrt hatte, durch welchen der Weg in das Thal von Schirâſ zwiſchen hohen Bergen und dem Kurfluſſe geht, ließ er ſeine Reiter die Rüſtungen ablegen und ſchwamm mit ihnen mitten durch den Strom, daß er dem Alî in die Flanke kam und die ganze Schlachtordnung über den Haufen warf, ehe die beſtürzten Truppen den nothwendigen Frontwechſel vornehmen konnten. Auch Alî ward gefangen, von ihm wie von Tauk Unſummen Geldes erpreßt, auch ſonſt Alles gründlich ausgeraubt; dann „waren die freien Männer befriedigt", der Sſaffâr ſchickte dem Chalifen, deſſen getreuer Statthalter von Kirmân und Sſedſcheſtân er nun offiziell war, etliche Reitpferde, Jagdfalken, Prachtgewänder und Moſchus zum Geſchenk, und zog dann mit ſeiner Beute ab, vorläufig auf den dauernden Beſitz von Fars noch verzichtend, aber mit der freundlichen Abſicht, recht bald wieder zu kommen. Er gedachte ſie im J. 257 (871) auszuführen; und ſofern der Chalife Mótamid, der ſeit 256 (870) regierte oder vielmehr ſeinen Bruder Muwaffak regieren ließ (I, 531), grade im ſchwierigſten Kampfe mit den Sindſch lag (I, 582), wäre die Gelegenheit in der That günſtig geweſen, das frühere Spiel zu wiederholen. Muwaffak hatte nicht die geringſte Luſt, den „Statthalter von Sſedſcheſtân" mit ſeinen unzertrennlichen Begleitern auch noch auf den Hals zu bekommen, und entledigte ſich des drohenden Beſuches durch ſeine Ernennung zu einer andern Statthalterſchaft in ſicherer Ferne: auf Koſten der Tahiriden, welche der Centralregierung keine Stütze mehr boten, ward ihm Balch, Tocharistán und alles Land von da bis an den Ocean und die indiſche Grenze verliehen. In dieſen Gegenden wohnten allerhand intereſſante Völkerſchaften, wie die Türken von Kábul mit ihren Nachbarn, den Gebirgsſtämmen des Gór und den Puſchtu (oben S. 21); an denen mochte der unbequeme Vaſall ſich die Zähne ausbeißen. Aber der gewaltige Kriegsmann war auch dieſer Aufgabe gewachſen; nachdem er Balch den Tahiriden abgenommen und moderirt verwüſtet hatte, brach er über die Päſſe des Hindukuſch in das Thal von Kábul ein. Seit etwa hundert Jahren (vgl. I, 485) war es keinem Statthalter eingefallen, die Selbſtändigkeit der Türkenkönige von Kábul anzutaſten, und ungeſtört hatten die Einwohner des Landes in ihrem indiſchen „Götzendienſte" verharren dürfen: jetzt war es damit aus. Was die erſten großen muslimiſchen Eroberer (I, 355. 412) nicht erreicht hatten, brachte Ja'akûb der Kupferſchmied zu Stande: er führte den beſiegten Herrſcher mit ſeinen Schätzen und ſämmtlichen Götzenbildern gefangen ab, und ſeitdem erſt iſt Kábul wirklich mohammedaniſch. Die ſtreitbaren Männer der umliegenden Bezirke werden, ſo dürfen wir annehmen, das Heer eines ſolchen Eroberers, vielleicht nicht einmal ungern, verſtärkt haben — für den Chalifen fielen die Götzenbilder ab, welche der Sſaffâr nebſt ſonſtigen Geſchenken liebenswürdig wie immer nach Bagdad

schickte. Vielleicht erbaute sich Mótamid daran; aber der Reichsverweser Muwaffak wird sie mit etwas gemischten Gefühlen betrachtet haben.

Während der Emir von Sîedschestán die großen Bezirke, welche er seinem Gebiete hinzugefügt hatte und die nach glaubwürdigen Nachrichten sogar einige Theile des Pendschab einschlossen, zu organisiren beschäftigt war, ging es mit Mohammed Ibn Táhir reißend bergab. Der Alide Haßan, der jetzt unbestrittener Herr von Tabaristán war (oben S. 28), brach im J. 258 (872) in Gorgán ein, auch diese seit langer Zeit schi'itisch gesonnene Provinz unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Von der Grenze dieses östlichen Küstenstriches des Kaspischen Meeres sind es nur noch etwa 40 Meilen bis Nischapúr: so raffte sich denn Mohammed Ibn Táhir endlich zu wirklicher Vertheidigung seines Stammlandes auf. Aber es war zu spät. Die Fortschritte seiner thatkräftigen Feinde, welche zu hindern er bis jetzt so gut wie nichts gethan, hatten die seinem Hause ergebenen Unterthanen mit Furcht und Unwillen, die Schlechtgesinnten mit aufrührerischen Neigungen erfüllt: während sein Heer vor den Schaaren des Haßan die Flucht ergriff (258 = 872), brachen in verschiedenen Theilen von Choraßán, insbesondere dem gebirgigen Kohistán, Aufstände aus. Sie verwickelten sich mit neuen Schwierigkeiten, die zum endlichen Hereinbrechen der Katastrophe von Sîedschestán aus führen sollten. Dort hatte sich während des Ssaffár Abwesenheit ein gewisser Abdallah es-Ssédschesi („der Sîedschestaner") empört — so unbedingt im Allgemeinen der gefürchtete und erfolgreiche Heerführer auf seine Truppen sich verlassen durfte, an Feinden konnte es einem Haudegen seiner rücksichtslosen Art doch nicht fehlen. Als er zurückkehrte, mußte Abdallah mit seinen Genossen schleunigst das Weite suchen; er warf sich in das benachbarte Kohistán, und schließlich kam es zu einer Einigung zwischen ihm und dem Fürsten von Nischapúr, der zufolge der Flüchtling es übernahm, im Süden, an der Grenze von Sîedschestán, Ordnung zu halten. Die unmittelbare Nachbarschaft des Rebellen hätte auch ein mit größerer Duldsamkeit begabter Herrscher sich nicht gefallen lassen; da Mohammed Ibn Táhir, vornehm wie immer, die Auslieferung Abdallahs ablehnte, so rückte der Ssaffár ohne weiteres Federlesen in Choraßán ein. Als der Bote mit der Kunde seines Anmarsches im Palaste des Tahiriden eintraf, hielt der eben sein Mittagsschläfchen, aus welchem ihn zu wecken der bequeme Herr strengstens verboten hatte: „nun," meinte der Träger der Unglücksbotschaft, „es kommt schon einer, der ihn aufwecken wird." Dankbarkeit und Treue sind Eigenschaften, die sich in Persien, wie man heutzutage hört, noch seltener finden als anderswo: die Großen des Landes wandten sich von dem schwachen Herrscher ab, die Truppen waren durch alles Vorangegangene entmuthigt, so erwies sich jeder Widerstand als aussichtslos. Mohammeds einzige Vertheidigung bestand in dem harmlosen Einfall, daß er dem Ssaffár einen Gesandten mit der Frage entgegen schickte, ob er denn auch eine Bestallung des Chalifen für die Statthalterschaft von Choraßán aufzuweisen habe. „Hier ist meine Bestallung" antwortete der

Emir, indem er an sein Schwert schlug; und da sein Gegner nicht in der Lage war, gegen die Giltigkeit dieses Documentes Einspruch zu erheben, beschloß er, sich zu fügen. Für seine sonstigen Gewohnheiten benahm sich der Sieger freundlich genug; er begnügte sich, den Tahiriden in leidlicher Haft im Lager zu behalten. Mit dem mußte ihn der verwöhnte Prinz nun freilich auf allen Kreuz- und Querzügen begleiten und kam dabei wohl manchmal um seinen Mittagsschlaf, bis er im J. 262 (876) das Glück hatte, bei der Niederlage seines neuen Gebieters (S. 32) die Freiheit zurückzuerlangen. Er hat sie indeß zu nichts weiter benutzt, als behufs Fortführung seines gewohnten fürstlichen Lebens im Palaste seiner Familie zu Bagdad Wohnung zu nehmen.

Der Ssaffâr befand sich auf dem Gipfel seiner Macht. Er war unbestrittener Herr aller Länder zwischen Oxus, Indus und Ocean bis an die große persische Wüste und mit Einschluß von Kirmân, das heißt etwa der Hälfte des Chalifenreiches. Absichtlich habe ich den ehemaligen Kupferschmied bis zu dieser Höhe Schritt für Schritt begleitet, um die Gestalt des merkwürdigen Mannes, eine der eindrucksvollsten, wenn auch nicht liebenswürdigsten der ganzen orientalischen Geschichte, mit genügender Deutlichkeit sich ausprägen zu lassen; nun ist es Zeit, der Länge des Weges eingedenk zu werden, den wir noch zurückzulegen haben. — Auch der mächtigste Kriegsheld bedarf des Glückes: für den Ssaffâr ist mit der Einnahme von Nischapûr der Augenblick gekommen, wo die launische Göttin ihm den Rücken wendet, vielleicht grade um ihn zu veranlassen, daß er noch in höherem Maße als bisher die Kraft seines Willens und die zähe Beharrlichkeit seines Charakters bewähre. Bei der Besetzung von Choraßân war ihm doch Abdallah es-Ssédschesi entronnen: den aber mußte er haben, nicht allein aus Hartnäckigkeit, sondern um für Alle, welchen ähnliche Einfälle kommen möchten, ein Beispiel zu geben. Der Verfolgte hatte sich zu dem Aliden Haßan geflüchtet, dessen nunmehr ganz Gorgân, Tabaristân, Deilem, Kaswîn und Rei umfassendes Gebiet ihn ohnehin in gefährliche Berührung mit dem wenig rücksichtsvollen Grenznachbar zu bringen versprach. Auch Haßan weigerte sich, den Abdallah auszuliefern; Grund genug für den Ssaffâr, sofort in Gorgân und Tabaristân einzudringen. Aber die schlimmen Länder, die bis auf den heutigen Tag noch jedem Beherrscher Persiens schwere Noth gebracht haben, sollten ihm die Grenze seiner Macht setzen, wie sie eben den Sturz der Tahiriden verschuldet hatten. Er brach zuerst auch hier jeden Widerstand, aber in den unwegsamen Schluchten der Deilem, in welche er den Feinden zu folgen wagte, soll er 40 000 Mann verloren haben. Schließlich (260 = 874) erreichte er wenigstens die Absicht, den inzwischen nach Rei entronnenen Abdallah in seine Hände zu bekommen; er ließ ihn hinrichten, mußte es sich aber gefallen lassen, daß schon 261 (875) der vertriebene Haßan sich in Tabaristân von Neuem festsetzte. Denn inzwischen hatten den Ssaffâr die Verhältnisse zum Eingreifen in Fars bewogen, wo Mohammed Ibn Wâßil (I, 583) mächtiger

geworden war, als erträglich schien; zudem konnte nach den früheren Erfahrungen der Emír hier auf nachhaltigere Erfolge rechnen, als nun einmal zwischen den zerrissenen Felsen der Kaspischen Gebirge zu holen waren. Wir erinnern uns (I, 583), wie er in der That Fars und einen Theil von Chusistán erobert hat, dann aber von dem Reichsverweser Muwaffak nach vergeblichen Verhandlungen bei Deir el-Akúl am Tigris zum ersten Male in offener Feldschlacht besiegt worden ist (262 = 876). Ungebeugt, so lange er neben Brod und Zwiebeln noch sein sieggewohntes Schwert zur Seite hatte (oben S. 27), setzte er den Kampf fort; aber die weitschauende Politik des Reichsverwesers war nicht umsonst thätig gewesen, allerorten in seinem Rücken Feinde gegen ihn zu erwecken. Noch im J. 261 (875) war in Choraßán ein Aufstand von Anhängern des gestürzten Herrscherhauses ausgebrochen, welchen Hußein, ein kräftigerer Bruder des Mohammed Ibn Táhir, mit Erfolg zu schüren sich befliß, und gleichzeitig hatte der Sfamanide Naßr Ibn Achmed (oben S. 23) direct aus Bagdad seine Bestätigung in der Statthalterschaft von Sfamarkand erhalten (I, 584), wodurch für die Folgezeit das Bestehen einer nebenbuhlerischen Macht an der nordöstlichen Grenze des Sfaffaridenstaates entschieden war. Allerdings dauerte es noch über ein Jahrzehnt, ehe Naßr mancherlei innere Schwierigkeiten, insbesondere seine ziemlich mißlichen Beziehungen zu einem in Bochára residirenden Bruder, Namens Isma'íl, in Ordnung gebracht hatte; aber ein freundliches Verhältniß der Sfamaniden zu den Empörern in Choraßán, welches diesen den Rücken deckte, bestand von Anfang und war für die Bekämpfung des Sfaffár von erheblicher Wichtigkeit. Sie ging auch in Choraßán von mehr als einer Seite aus. Jeder Offizier, der über ein paar Tausend Mann gebot, konnte die Gelegenheit ergreifen, auf den Namen der Tahiriden oder des Chalifen hin sich zum Herrn irgend eines Landestheiles zu machen, und von diesem aus gegen seine Concurrenten Krieg zu führen: und zu diesen gleichzeitigen Nachahmern des alten Sfaffár, die immer zu dreien oder vieren sich herumschlugen, kam dann noch der Herr von Tabaristán, der Alide Haßan, später, nach dessen 270 (884) erfolgtem Tode sein Bruder Mohammed, die bald mit dem, bald mit jenem als Freund oder Feind zu schaffen hatten. Wir verzichten darauf, diesem Kriege Aller gegen Alle in seinen Einzelheiten nachzugehen. Als der große Heerführer, dessen Ehrgeiz in dem vorher so glücklichen Lande solchermaßen das Oberste zu unterst gekehrt, am 9. Schauwál 265 (4. Juni 879) in Gondeschapúr, immer noch mit neuen Plänen gegen das Chalifat beschäftigt, in Folge einer Krankheit sein unruhiges Leben beschlossen hatte, war die Verwirrung bis zum Gipfel gestiegen, und es schien damals schon kaum möglich, sie überhaupt noch zu schlichten. Trotzdem verlor Amr Ibn el-Leith, der Bruder und Nachfolger des Sfaffár, den Muth nicht. In der Ueberlieferung genießt er den Ruf eines hervorragenden Herrschertalentes, und Mancherlei wird von der Gewandtheit berichtet, mit der er die Menschen zu behandeln verstand. Als sein Bruder zum Heerführer empor-

gestiegen war, hatte er das Eselgeschäft (S. 26) aufgegeben, um, wie der dritte Sohn des Leith, Alí, an dem unerwarteten Glanze der Familie Theil zu nehmen; vielleicht verschuldete es Eifersucht des Aeltesten auf die jüngeren Brüder, daß Amr bei Lebzeiten des Ssaffâr nicht recht zur Geltung kam, wie später er selbst zu Alí in keinem guten Verhältniß stand. In jedem Falle gebührt ihm das Zeugniß, daß er sich unter den schwierigsten Umständen dreiundzwanzig Jahre lang tapfer gewehrt und mehr als einmal wenigstens für den Augenblick das Reich seines Bruders wiederhergestellt hat. Zunächst führte er, nachdem ihm das Heer gehuldigt, den Meisterstreich, daß er sich dem Reichsverweser Muwaffak feierlich unterwarf, und sich dadurch die Belehnung mit Choraßán, Sfind, Ssedschestán, Kirmán, Ispahán und Fars sicherte. Daß er in letzterer Provinz wenigstens für den ersten Augenblick nicht viel zu sagen bekam, sahen wir früher (I, 584); aber im Osten gewann er unter wechselvollen Kämpfen doch wieder Boden, indem er klug die verschiedenen Empörer gegen einander auszuspielen, ja einen derselben für sich zu gewinnen verstand. So waren seine Aussichten gar nicht schlecht, besonders als er 268 (881/2) auch Fars und einen Theil von Chusistán unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte; aber im J. 270 (883) erhielt der Reichsverweser durch die Vernichtung der Sindsch (I, 586) freie Hand, und nun wandte sich das Blatt. Amr ward aufgefordert, Fars zu räumen und auch auf Choraßán zu Gunsten des Mohammed Ibn Táhir Verzicht zu leisten; als er sich dessen weigerte, griffen ihn die Truppen des Chalifen an (271 = 884), und im J. 274 (887) wurde er von Muwaffak selbst endgiltig aus Fars verdrängt. Inzwischen hatte ebenfalls bereits 271 (884) Ráfi Ibn Hárthama, einer der in Choraßán Krieg führenden Emire, sich des Landes wirklich bemächtigt; hier wurde nun dem Namen nach Mohammed Ibn Táhir Statthalter, der indeß, wie seit seiner Befreiung (S. 31) stets, in Bagdad weilte und sich von Ráfi vertreten ließ. Amr blieb auf Ssedschestán und Kirmán beschränkt, bis im J. 279 (892) Ráfi, der 277 (890) dem Aliden Mohammed Ibn Seid Tabaristán abgenommen hatte, übermüthig wurde und Medien seinem Gebiete beizufügen Miene machte. Der energische Mótadid, der eben Chalife geworden war (I, 531), erklärte den ländergierigen Vasallen für abgesetzt, und verlieh Choraßán abermals dem Amr, der sich das nicht zweimal sagen ließ. Nach mancherlei Zwischenfällen — der Alide Mohammed mischte sich natürlich auch wieder ein — ward Ráfi ermordet (7. Schauwál 283 = 17. Nov. 896), und außer Choraßán gewann der Ssaffaride auch Tabaristán von Neuem. Wieder aber war sein Ehrgeiz nicht befriedigt, und er kam auf die unglückliche Idee, sich nun an Transoxanien zu machen. Dort war 279 (892/3) der Ssamanide Naßr gestorben; sein Bruder Isma'íl, der ihm folgte, war ein streitbarer Herrscher: er warf das Heer, welches auf Bochára vordrang, zurück, und während nun Amr sich rüstete, selbst über den Oxus zu gehen, kam jener ihm zuvor, schlug ihn bei Balch und nahm ihn gefangen (Rabí I 287 = März 900). Thatkräftig den Sieg benutzend, besetzte er nicht allein alles

Land zwischen Balch und Nischapúr, sondern griff in demselben Jahre auch noch den Aliden Mohammed an, tödtete ihn und eroberte Gorgán und Tabaristán. So ward das Reich der Ssaffariden zum größten Theil zum ssamanidischen Gebiete hinzugeschlagen. Ssedschestán allein überließ Mótadid dem Táhir, einem Enkel des Amr; dieser selbst ward 288 (901) nach Bagdad geschafft und kurz nach dem Tode des Chalifen (289 = 902) im Gefängnisse umgebracht. Weder Táhir noch sein Oheim Leith Ibn Alí, der ihm das Emirat streitig zu machen versuchte, waren aus dem Holze ihrer Väter geschnitzt; sie mußten schließlich einem Usurpator weichen, und als hierauf der von andern Ssaffariden in Ssedschestán hervorgerufenen Unruhen kein Ende wurde, besetzte der Ssamanide Achmed Ibn Isma'íl, der seinem den 15. Ssafar 295 (25. Nov. 907) gestorbenen Vater in der Herrschaft gefolgt war, im J. 298 (910/11) die Provinz. Zwei Jahre später machte noch einmal Amr Ibn Ja'akúb, ein Neffe des Táhir, einen mißglückten Erhebungsversuch; er ward Ende 300 (Mitte 913) gefangen in Bochára eingebracht. Damit erlosch auch diese kurzlebige Dynastie; vermeintliche Abkömmlinge derselben haben sich später unter den Gasnewiden noch bemerklich gemacht, ohne indeß erhebliche Wichtigkeit zu erlangen.

Drittes Capitel.

Ssamaniden und Bujiden.

So groß das Unglück war, das über mehr als die Hälfte des persischen Landes durch Ja'akúbs des Ssaffár Raubkriege gebracht wurde, eins hatte der gewaltthätige Emír immerhin durchgeführt, was die Entwicklung der Nation zu fördern geeignet war: die vollkommene Ablösung aller Provinzen östlich der großen Wüste von dem Chalifate, welche die Tahiriden in verhängnißvollem Irrthum nicht rechtzeitig zu bewirken gewußt hatten. Vielleicht wäre ja nach dem Sturze des Ssaffariden Amr eine Erneuerung des abbaßidischen Einflusses in diesen Gegenden möglich gewesen; aber der Aufschwung, welchen das Chalifengeschlecht seit Móchtadi genommen, erreichte mit dem vorzeitigen Tode des Múktafi (295 = 908; vgl. I, 531) sein Ende, und wenn unter der elenden Regierung des Móktadir ab und zu der Emír el-omará Múnis (I, 532 f.) noch sich Mühe gab, Kirmán, Fars und Medien unter directer Botmäßigkeit des Hofes von Bagdad zu erhalten, so vermochte er doch bei der zunehmenden Schwäche der von Karmaten (I, 603 f.), Ssadschiden und Hamdaniden (I, 545. 563) immer tiefer heruntergezerrten Centralregierung selbst diese Aufgabe nicht mehr lange zu erfüllen, geschweige denn über Kirmán hinaus seine Hand ernstlich fühlen zu lassen.[1]) So verblieb der ganze Osten den Ssamaniden zur Ausübung ihrer Herrschaft. Sie haben niemals aufgehört, formell die Süzeränetät der Chalifen von Bagdad anzuerkennen und die Namen derselben auf ihre Münzen zu setzen (I, 569); aber der That nach ist ihre Dynastie seit dem tüchtigen Ismá'íl Ibn Achmed, dem eigentlichen Gründer ihres Reiches (reg. 279—295 = 892/3—907), und insbesondere seit der Gefangennahme des Ssaffariden Amr (287 = 900) vollkommen unabhängig, und etwa Tribut nach Bagdad zu schicken oder für die in den letzten Zügen liegende weltliche Macht des Chalifates etwas zu thun ist ihnen niemals eingefallen. Wenn nun ihr Gebiet außer Transoxanien die Bezirke von Balch und Herát,[2]) Ssedschestán, Chorassán, Gorgán, Tabaristán und Rei (nördliches Medien) umfaßte, wenn andererseits die Statthalter von Ispahan, Kirmán und Fars immer das Bestreben hatten, sich möglichst von der fortwährend sinkenden Autorität des Chalifen loszumachen, so möchte es scheinen, als hätten die persischen Pro-

1) Der letzte schwache Versuch dazu fand im J. 301 (914) in Ssedschestán statt, hatte aber natürlich keinen wirklichen Erfolg. 2) Kábul erlangte nach dem Tode des Ssaffár seine Unabhängigkeit wieder: s. unten S. 37.

vinzen schon damals eine ausgezeichnete Gelegenheit gehabt, zu einem großen nationalen Gesammtreiche sich zu vereinigen. Davon ist aber nicht entfernt die Rede gewesen; vielmehr kommt die Geschichte der nächsten hundert Jahre darauf hinaus, daß von den Persern der Nachweis ihrer vollendeten Unfähigkeit geliefert wird, auf dem Boden der im Islám geschaffenen Verhältnisse ein selbständiges, einigermaßen dauerhaftes Staatswesen zu errichten, welches sämmtliche Glieder des Volkes von Bochára bis Schiráſ umfaßt hätte. Die Gründe bedürfen nach dem zu Anfang dieses Buches Gesagten keiner ausführlichen Entwicklung: es sind der Mangel an Stetigkeit und Gemeinsinn (S. 5 f.) in dem Charakter des Volkes und das Fehlen eines anderweitigen Bindemittels (S. 6), zu welchem sich zu entwickeln der Schi'itismus erst eben im Beginn war. Allerdings folgten in manchen Gegenden, vor allem in den kaspischen Provinzen, große Massen der freiheitsliebenden, von jeher den Abbaßiden abgeneigten Bevölkerung schon gewohnheitsmäßig dem alidischen Feldgeschrei; anderswo hingegen hielten sich eben doch Orthodoxie und Schi'a die Wage, hatten sich stellenweise auch noch gar nicht scharf von einander geschieden (oben S. 9) — so war nicht daran zu denken, daß allen Kreisen Persiens schon damals, wie später unter den Sſefiden,[1]) die schi'itische Gesinnung den mangelnden Patriotismus ersetzte. Unter diesen Umständen hätte die Einigung des Volkes nur durch einen Zwang stattfinden können, wie ihn ein genialer Herrscher oder ein großer Eroberer auszuüben im Stande ist: einen solchen hat das Schicksal dem Lande damals versagt; bis er, abermals an der Spitze stammfremder Eindringlinge, kam, hat sich Persien in einer mehr als bösartigen Kleinstaaterei aufgerieben, und das zu verhüten, sind auch die Sſamaniden nicht im Stande gewesen.

Es war ja keineswegs ein untüchtiges Geschlecht, welches zwischen 287 (900) und 389 (999) Transoxanien und die von diesem abhängig gewordenen Gebiete regiert hat. Mit Recht haben ihm kurz vor seinem Untergange seine Unterthanen das Zeugniß ausgestellt: „Der Thon[2]) des Hauses Sſamán ist mit dem Quellwasser der Milde und Großmuth durchknetet, und Vergebung und Uebersehen der Vergehen und Fehltritte ihrer Diener ist alte Sitte und bekannte Gewohnheit dieser Familie." In der That war es der Grundzug in der Politik der Sſamaniden, zwischen den zum Theil sehr auseinandergehenden Interessen der einzelnen Landestheile wie der verschiedenen Classen der Bevölkerung einen friedlichen Ausgleich in möglichst weitgehender Duldung sowohl der individuellen Besonderheiten wie mancherlei persönlicher Bestrebungen zu suchen. Kaum anderswo im mittelalterlichen Orient finden wir eine solche Toleranz in religiöser Beziehung: an diesem Hofe, der sich als dem Abbaßidenhause verbunden bekannte, ist es vorgekommen, daß ein Dichter (el-Kißá'i aus Merw) das Lob Alis und der zwölf Imáme (oben S. 13)

1) Malcolm, History of Persia, London 1815, II, 381. 2) Bildlich für das Wesen, die Geistesart. S. Mirchond, Histoire des Samanides, p. Defrémery, Paris 1845, S. 63 Text, 174 Uebers.

ſang, ein anderer (Dakiki aus Tús) gar ſich offen als Anhänger der zoroaſtriſchen Lehre bekannte. Ebenſo wenig entſpricht den ſonſtigen Gewohnheiten islamiſcher Herrſcher die Leichtigkeit, mit welcher hier ein aufrühreriſcher Statthalter zu Gnaden angenommen wurde, ſobald er ſeine Unbotmäßigkeit bereute; und zwar nicht blos zu dem Zwecke, bei der nächſten günſtigen Gelegenheit durch irgend eine tückiſche Hinterliſt beſeitigt zu werden, ſondern in vollem Ernſte. Auch innerhalb der Familie ging es bei weitem freundlicher zu, als unter Omaijaden oder gar Abbaßiden: ſo oft es auch bei der natürlichen Unſicherheit der Erbfolge und bei dem übermäßigen Einfluſſe, den in dieſem Reiche die Großen des Landes auf die Beſetzung des Thrones hatten, zu Streitigkeiten um die höchſte Würde gekommen iſt, ſo hat doch nur in einem, und dazu höchſt bedenklichen Falle ein Sſamanide (Núch II., unten S. 39) ſich entſchloſſen, ein paar aufrühreriſche Brüder blenden zu laſſen. Dieſer inneren Politik, welche allerdings nur durch eine gewiſſe Mäßigung auf Seiten der einflußreichen Adelsfamilien möglich geworden ſein kann, entſpricht eine nicht minder deutlich ausgeprägte Friedensliebe nach Außen. In merkwürdigem Zuſammentreffen haben nur der erſte wirklich ſelbſtändige Emir, Isma'íl Ibn Achmed (oben S. 33), und der gleichnamige Isma'íl, genannt Múntaßir, der Letzte ſeines Geſchlechtes, welcher ſich in vergeblichen Verſuchen zur Wiederherſtellung der Herrſchaft ſeiner Väter aufrieb, kriegeriſchen Sinn gezeigt. Die andern Mitglieder des Hauſes pflegten zwar in Bochára, das Isma'íl zur Reſidenz erhoben, neben dem Hofhalten die aufmerkſamſte Verfolgung des Thuns und Laſſens ihrer Statthalter und Lehensleute nicht zu verabſäumen und ließen es, wo Aufrührerei drohte, nicht an ſofortigem Eingreifen fehlen, aber ſelten zog einmal einer der Emíre ſelbſt ins Feld, meiſt blieb das ihren Kriegsoberſten überlaſſen. Und darauf ließ ſich, ebenfalls nur Isma'íl ausgenommen, keiner ein, etwa jenſeits der nördlichen Grenzen auf dem Gebiete des Türkenchâns Ruhm oder Beute zu ſuchen: nur wenn es Uebergriffe, die indeß ſelten vorkamen, zurückzuweiſen galt, fanden hier Feindſeligkeiten ſtatt. Kábul aber und die umliegenden Bezirke mit Ausnahme des von Sſedſcheſtán aus zugänglichen Thales von Gaſna überließ man wie das Gór (oben S. 29) meiſt den eignen Bewohnern. Nur auf einer Seite war es nicht möglich, eine friedliche Politik aufrecht zu erhalten: im Weſten, wo der ſchmale Streifen, welchen Gorgán und Tabariſtán zwiſchen dem ſſamanidiſchen Choraßán und den mediſchen Bezirken bildete, eine Brücke für das ſtete Andrängen unbequemer Nachbarn wurde. Hier iſt denn auch das ganze Jahrhundert hindurch ſo gut wie niemals Ruhe geweſen, und um Choraßán einigermaßen zu ſchützen, ſahen die Emíre von Bochára ſich genöthigt, in die Verhältniſſe jener Provinzen ſelbſt einzugreifen, die ſie andernfalls vermuthlich mit dem größten Vergnügen ſich ſelbſt überlaſſen haben würden. Denn zu ernſthaften Verſuchen, auch die weſtperſiſchen Länder ihrem Gebiete einzuverleiben, war nach dem eben Geſagten die ganze Verfaſſung des Sſamanidenreiches nicht angethan; es wäre eine zu gewaltſame

Kraftentwicklung dafür nothwendig gewesen. Da nun aber das Chalifat erst recht nicht im Stande war, Kirmán, Fars und Medien festzuhalten, und der unglückselige Particularismus es eben da zu einheitlicher Staatsbildung nicht kommen ließ, so erscheinen fortdauernde Verwirrungen auf diesen Gebieten nur zu begreiflich. Alles das wäre bei der ohnmächtigen Zersplitterung der bezeichneten Landestheile für die Ssamaniden wenigstens gleichgiltig gewesen, hätten nicht eben die dazwischenliegenden kaspischen Küstenstriche in ihren Bergen und Klüften eine Bevölkerung beherbergt, deren trotzige Kraft, so gering verhältnißmäßig ihre Kopfzahl war, bei dem allgemeinen Verfall eine Macht ersten Ranges darstellte. Und hatte mit ihnen das Chalifat in seinen besten Zeiten nicht vollkommen fertig werden können, so verstand es sich eigentlich von selbst, daß sie bei der ersten Gelegenheit ihrerseits angriffsweise gegen die wohlhabenden Bezirke Mediens und Chorassáns vorgingen. Wir kennen bereits den scheinbaren Beweggrund, der für dieses Vorgehen sich fand: die Anhänglichkeit der Deilemiten, Tabaristaner und wie sie alle hießen, an die Aliden, die ihrerseits hier zuerst wirklichen Boden für ihre Bekämpfung des Abbassidenchalifates gefunden hatten (I, 492. 542; hier S. 27—32). Sie waren nicht gleichzeitig mit den Ssaffariden ausgerottet, wenn auch ihr Vertreter Mohammed Ibn Seid in den letzten Kriegen sein Ende gefunden hatte (S. 34). Um die Ruhe Chorassáns zu sichern, mußte damals der Ssamanide Ismaʿil außer Gorgán auch Tabaristán mit besetzen: gleichzeitig bemächtigte er sich, der Aufforderung des Chalifen Múktafi nachkommend, Rei's, woselbst er seinen Neffen Mansúr Ibn Ishák als Statthalter einsetzte. Bis zu Ismaʿils Tode und in der ersten Zeit seines ihm folgenden Sohnes Achmed II. (295—301 = 907—913) ging unter dem Eindrucke der letzten großen Ereignisse Alles scheinbar gut; aber ein anderer Alide, Hassan Ibn Alí, genannt El-Utrúsch („der Stumme") wühlte bereits unter den Deilemiten, und im J. 301 (913/4) gelang es ihm, das mit der Verwaltung seines ssamanidischen Statthalters unzufriedene Tabaristán zur Empörung aufzureizen und durch gemeine Hinterlist sich des ganzen Landes zu bemächtigen. Von da aus griff er dann nach Gorgán und Chorassán über, gewann 315 (927) Rei, und seitdem war dieses wie die Küstenprovinzen des Kaspischen Meeres wenigstens der unmittelbaren Herrschaft der Ssamaniden entzogen. Die Letzteren befolgten die von ihrem Standpunkte aus ganz richtige Politik, ihre eigenen Kräfte möglichst wenig in diesen fernen und unwegsamen Gebieten zu vergeuden und die angenehmen Völkerschaften, welche daselbst hausten, in ihrem eigenen Safte schmoren zu lassen, so lange das schwer zu löschende Feuer nicht auch für Chorassán zu heiß wurde. Das war freilich oft genug der Fall; und die ssamanidischen Statthalter in Nischapúr, mochten sie der regierenden Familie selbst, oder, wie später gewöhnlich, den anderen Großen des Landes angehören, widerstanden allzu selten der Versuchung, inmitten dieser kaum je vollkommen ruhenden Kämpfe eine von Bochara unabhängige Stellung zu gewinnen. Unter Achmeds Sohn

Naßr II. (301—331 = 914—943) wurden solche Vorgänge dem Herrscherhause noch nicht direct gefährlich, obwohl der Emir als Kind zur Regierung kam; kaum zwanzigjährig zog er 313 (925) selbst gegen Rei zu Felde und dämpfte nachher einen in seinem Rücken ausgebrochenen Aufstand seiner Brüder ohne Schwierigkeit. Es war schade, daß er, dem außer der in diesem Falle bewiesenen Thatkraft auch Liebenswürdigkeit und Großmuth nachgerühmt wird und dessen Schutze die persische Dichtkunst ihren ersten großen Aufschwung verdankte, schon im Alter von 38 Jahren starb; die Herrschaft seines Sohnes Núch II. (331—343 = 943—954) wurde vermöge der wachsenden Unbotmäßigkeit seiner nächsten Verwandten, der andern Emire und der Truppen schon ziemlich unruhig, wenngleich man dem klugen Fürsten lassen muß, daß er nicht allein Kunst und Wissenschaft nach der Art seiner Väter zu fördern glücklich bemüht war, sondern es auch verstand, durch eine geschickte Politik seine inneren und äußeren Gegner wirksam zu bekämpfen. Es gelang in soweit, daß Núchs Sohn Abdelmélik I. (343—350 = 954—961) bis zu seinem frühen, durch einen Sturz beim Reiterspiele (oben S. 4) herbeigeführten Tode ziemlich ungestört regieren konnte; aber der Bruder, welcher an seine Stelle trat, Manßúr I. (350—365 = 961—976),[1]) hatte das Unglück, daß seine Thronbesteigung dem Rathe des einflußreichen türkischen Emirs Alptegín, damals Statthalters von Chorassán, zuwider erfolgte. Als er diesen kurz darauf zu Hofe lud, fürchtete der Türke Uebles für sich; da seine Untergebenen ihm auf dem Wege der Empörung zu folgen zum größten Theile ablehnten, warf er sich mit ein paar Tausend[2]) Mann nach Balch und hieb sich später durch die Kábulpässe nach Gasna durch, wo er sich festsetzte und ein von Manßúr gesandtes Heer zurückschlug. Nach seinem Tode ging die Führerschaft der aus den umgebenden Gebirgen sich nach und nach verstärkenden Banden der Reihe nach auf ein paar seiner Gefährten und schließlich auf den ebenfalls aus türkischem Blute stammenden Sſebuktegin (366 = 977) über. Ein Krieger ersten Ranges, begann dieser in Feldzügen gegen die ſſedſcheſtanischen Grenzbezirke wie in den Bezirken der Afghanen (deren Name hier zuerst, mit Puschtu gleichbedeutend, genannt wird; s. S. 21) sein Gebiet nach und nach zu erweitern, und seine Streifschaaren bereits in die reichen Gefilde Indiens hinabzusenden; später übernahm er dann, einem Rufe von Manßúrs Sohne Núch III. (366—387 = 977—997) folgend, die Bekämpfung gefährlicher Aufstände im Herzen des Sſamanidenreiches (384 = 994). Als Majordomus dieses Fürsten und seiner Söhne Manßúr II. (387—389 = 997—999) und Abdelmélik II. (389 = 999), der letzten Herrscher aus dem Hause Sſamán, werden wir ihm später wieder begegnen: gegenwärtig ist es Zeit, einigen inzwischen im Westen eingetretenen Veränderungen unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

1) Nach anderen Nachrichten, besonders des sonst zuverlässigen Ibn el-Althír, starb Manßúr erst 366 (977); ich glaube Otbi folgen zu müssen, der von Allen den Ereignissen am nächsten stand. 2) Einer anderen Nachricht zufolge 700.

Es ist gelegentlich (I, 564) bereits hervorgehoben worden, daß bei den kaspischen Völkern, insbesondere den Leuten von Deilem, die Vorliebe für Alí und sein Haus noch weniger als sonst in Persien Beweggründe wirklich religiöser Natur hatte (vgl. auch hier S. 38). Der wilde und unabhängige Sinn dieser Stämme, welchem jene Vorliebe entsprang, wandte sich vielmehr sofort gegen die Aliden selbst, wenn diese nach erkämpften Siegen mit der Beherrschung ihrer vermeintlichen Verehrer Ernst machen wollten. Es waren Menschen nach der Art des Ssaffár, denen in solcher Umgebung die Hauptrollen zufallen mußten: rücksichtslose Bandenführer, die nicht mehr daran dachten, sich einem Andern — und wäre es Alí selbst gewesen — unterzuordnen, sobald die Nothwendigkeit dazu wegfiel, und die ebensowenig sich scheuten, bei den Gegnern ihrer Imáme Dienste zu nehmen, sofern auf deren Seite Lohn und Beute winkte. Viele von ihnen waren gar noch Zoroastrier oder Masdakiten (I, 494 f. 504 f.) — kurz, man durfte kaum annehmen, daß aus solchen Elementen ein wirkliches alidisches Staatswesen erwachsen könnte. Es dauerte denn auch nach dem Siege des Utrúsch (S. 38) und seinem 304 (917) eingetretenen Ende nicht lange, bis die Reisläufer, welche seine Schlachten geschlagen, mit seinen Nachkommen unzufrieden wurden. So begann unendliches Kriegführen hin und her zwischen Aliden, ssamanidischen Statthaltern und etlichen Landsknechtsobersten, aus welchem endlich einer der Letzteren, ein Mann aus dem zu Deilem gehörigen Gilán, Namens Merdawídsch Ibn Sijár[1]), als eigentlicher Sieger hervorging. Er hatte sich schließlich im Jahre 320 (932) ein ganz stattliches Reich zusammengeraubt, welches außer dem größten Theil[2]) von Gorgán, Tabaristán und Deilem auch ganz Medien bis Hamadán, Holwán und Ispahán umfaßte, und von dem aus seine Schaaren schon Raubzüge nach Chusistán hinein unternahmen. Indeß sollte es mit dieser Herrlichkeit nicht allzulange dauern. In seinem Heere befanden sich unter den Hauptleuten, welche die einzelnen Fähnlein oder deren mehrere zusammen befehligten, drei Söhne eines Deilemiten, des Abu Schodschá Bújeh,[3]) der früher auch unter ssamanidischer Fahne gekämpft hatte. Es waren Alí, Haßan und Achmed, die Bujiden, wie sie und ihre Nachkommen mit dem Namen ihres Vaters gewöhnlich bezeichnet werden. Rohe und gewaltthätige Reisläufer, die sie waren, hatten sie kaum eine andere Religion, als die ihres Säbels, wenn sie auch nach der Gewohnheit ihrer Landsleute sich als Schi'iten gaben. Den Oberbefehl über die ihrer Fahne folgenden Schaaren führte Alí, der Aelteste; er war es, welcher dem Statthalter des Chalifen Káhir (I, 535) Ispahán entrissen hatte. Eben dieser Erfolg hatte den ohnehin gegen die Bujiden mißtrauischen

1) Oder Sijád, nach einer älteren, indeß weniger gut beglaubigten Lesart, der zu Liebe man das Geschlecht des Merdawídsch die Sijaditen zu nennen pflegt. 2) In einigen Bezirken hielten sich Aliden noch weit später, ohne indeß in die allgemeinen Vorgänge irgendwie erheblich einzugreifen. 3) Oder Buweih; vgl. I, 565 und hier S. 10, Anm. 2.

Merdawidsch kopfscheu gemacht; er witterte in dem aufstrebenden Geschlecht unbequeme Concurrenten und entschloß sich, lieber Ispahán dem ohnmächtigen Chalifen zurückzugeben, als es in den Händen solcher gefährlichen Freunde zu lassen. Aber diese machte er sich eben dadurch zu offnen Gegnern: zwar wichen sie vorläufig südwärts nach dem in Fars gelegenen Arradschán aus (320 = 932), gingen aber nun auf eigene Faust weiter vor. Vom Glücke begünstigt, schlugen die Brüder wiederholt den Statthalter des Chalifen, eroberten Schirás (322 = 934) und bemächtigten sich der ganzen Provinz; hierauf, nach des Merdawidsch Tode (323 = 935), nahmen sie dessen Bruder und Nachfolger Waschmegír Medien von Ispahán bis Rei und Kaswín ab. Während dort — man hörte bis zum Tode Waschmegírs (356 = 967) nicht auf sich um die medischen Städte zu balgen — das Kriegführen von Haßan besorgt wurde und Alí in Fars blieb, besetzte der dritte Bujide Achmed 324 (936) Kirmán, wandte sich dann aber gegen Chusistán, das eben im Namen des Chalifen von den Söhnen des Baridi (I, 565) verwaltet wurde. Es ist uns schon bekannt (I, 566 f.), wie die verwickelten Kämpfe zwischen diesen und den verschiedenen Emír al-omará es dem Achmed ermöglichten, immer weiter nach Westen vorzudringen; hätte er nicht häufig genug seinem Bruder Haßan gegen Waschmegír beistehen müssen, er wäre noch früher, als es geschah, in Bagdad eingerückt (11. Dschumáda I 334 = 19. December 945). Als der Chalife ihm den Ehrentitel Mo'ís ed-daúla („Kräftiger des Reiches") verleihen mußte, erhielten gleichzeitig Alí und Haßan die Beinamen Imád ed-daúla („Stütze des Reiches") und Rukn ed-daúla („Pfeiler des Reiches"), und ähnliche Benennungen werden später auch ihren Nachkommen neben den Eigennamen oder eigentlich meistens statt derselben beigelegt.

Wir haben somit um 340 (951/2) drei Mächte, welche sich in den Boden Persiens theilen: im Osten die Ssamaniden mit Transoxanien, dem unter eignem Schah halbsouveränen Chwarism (Chiwa), Balch, Merw, Herát und Choraßán, im Westen die Bujiden mit Kirmán, Fars, Chusistán und Irák, zwischen beiden Waschmegír mit Gorgán und Tabaristán; Medien aber, insbesondere Rei, als Zankapfel für alle drei. Zwischen der gefestigten Stellung der Ssamaniden und der rasch aufgeschossenen Macht der jetzt über die Kräfte von halb Persien gebietenden Bujiden mußte der Kleinstaat in der Mitte rasch ins Gedränge kommen. In der That hatte Rukn ed-daúla bereits 331 (943) Rei in seinem Besitze, und wenn es ihm von einem Feldherrn des Ssamaniden Núch II. auch vorübergehend abgenommen wurde, so war doch Waschmegír keinesfalls mehr in der Lage, sich gegen beide gleichzeitig zu wehren, um so weniger, als Aufständische und bocharische Truppen ihm auch in Tabaristán und Gorgán zu schaffen machten. So warf er sich (332 = 944) den Ssamaniden in die Arme, für welche das Bündniß mit dem kriegstüchtigen Manne eine willkommene Hilfe war; er wie seine ihm folgenden Söhne Bisutún (356—366 = 967—976/7) und Kabús (366

—403 = 976/7—1012/13) haben unter vielen Wechselfällen, die insbesondere den Letzteren Jahrzehnte aus seiner von den Bujiden eroberten Herrschaft vertrieben hielten, treu zu den Emiren von Bochára gestanden und schließlich mit ihnen das Schicksal, von einem Mächtigeren verdrängt zu werden, ebenfalls getheilt. Um diese wie die übrigen Einzelheiten der ununterbrochenen Schlägereien zwischen den schließlich im Besitze von ganz Medien mit Einschluß von Rei und Umgegend verbleibenden Bujiden, den immer unbotmäßiger werdenden ſſamanidischen Statthaltern von Chorasán und sonstigen Bandenführern, wie sie auf diesem unglücklichen Boden immer häufiger auftauchen, brauchen wir uns nicht zu kümmern; man sieht ohnehin, daß die ewig offene Wunde an dieser Grenze des Sſamanidenreiches allmählich die Kräfte des letzteren zum Verfall bringen mußte.

Inzwischen haben aber die Bujiden, welchen hier vorläufig der letzte Vortheil blieb, davon auch keinen großen Segen gehabt. Im Besitze so ausgedehnter Länder hätten sie etwas leisten können, wäre nicht ihre Dynästie nach kurzer Frist in eine Menge von Atomen zersplittert, deren gegenseitige Reibung ihren Untergang fast eben so schnell herbeigeführt hat, wie ihr Emporsteigen glänzend gewesen war. Der Fluch des Mangels einer festen Erbfolgeordnung, dem unter allen orientalischen Völkern erst die Osmanen durch eine ebenso praktische als schauerliche Maßregel (I, 213) entrinnen konnten, hat sich bei den Bujiden noch schneller als anderswo erfüllt. Bewunderungswürdig, wie die Einigkeit ist, in welcher die drei Brüder bis an ihr Ende verharrten, und welche der jeweilig Ueberlebende auch bei dem Nachwuchse der Familie thatkräftig zu erhalten wußte — mit dem Tode des letzten von ihnen (366 = 977) reißt das einzige Band, welches die zahlreichen Mitglieder ihres Hauses umschlossen hatte. Das Chalifenreich war zerfallen, weil die Unbotmäßigkeit der Statthalter von dem Mittelpunkte Bagdad aus nicht mehr gezügelt werden konnte, und innerhalb der aus diesem Auflösungsproceß hervorgehenden Einzelreiche blieb derselbe Grund auch für die Abnutzung der neuen Dynastien maßgebend: nur die Bujiden verfallen dem Ursprunge ihrer Macht gemäß einem anderen Schicksale. Sie spielen innerhalb des Chalifates dieselbe Rolle, wie im deutschen Reiche die ernestinischen Wettiner; nur daß sie von keinem Sanftmüthigen abstammten, und die Folgen der fortgesetzten Theilungen ihrer Staaten durch immerwährende Familienkriege erschwert wurden. Der Grund aber, der sie zu diesen Theilungen veranlaßte, war ein sehr naheliegender. Als Schi'iten konnten sie nicht auf die Idee kommen, ihre Herrschaft lediglich als Statthalter der abbaßidischen Chalifen auszuüben: allerdings ward denen mit Rücksicht auf die ſſunnitischen Kreise des Volkes „Münze und Predigt" (I, 569) gelassen, auch die Investitur weiter von ihnen genommen, aber die aus Deilemiten bestehenden Truppen, auf die es in der Hauptsache doch ankam, waren für solchen Rechtstitel unempfänglich. Sie kannten nur die Söhne Bújeh, welche sie zu Sieg, Ehren und Beute geführt — Söhne Bújeh's mußten es auch ferner sein,

die ihnen vorangingen. Dieser Anschauung durfte man sie nicht entwöhnen, alle wichtigen Befehlshaberstellen also möglichst mit Familienmitgliedern besetzen, d. h. die Provinzen unter die Geschlechtsgenossen vertheilen. Da aber diese unter sich eben so gleichberechtigt waren, wie die drei Brüder selbst gestanden hatten, so war eine oberste Autorität nur so lange vorhanden, wie noch einer aus der Zahl der Gründer des Reiches lebte; als der letzte gestorben war, mußten die Vettern sofort aneinandergerathen, weniger um die für praktische Leute ziemlich müßige Frage, wer nun der eigentliche Emír el-omará (I, 568) sei, als um die sehr wesentlichen Machtverhältnisse, die von dem jeweiligen Umfange des Einzelbesitzes abhingen. Dazu kam, daß es in einem Stamme solcher Herkunft und Vergangenheit niemals an ehrgeizigen Naturen fehlen konnte, welche das an sich gewiß nur zu berechtigte Streben verfolgten, die sämmtlichen bujidischen Gebiete in einer Hand wieder zu vereinigen, und das mußte unter den von Hause aus wilden und rücksichtslosen Gesellen Familienverhältnisse zu Wege bringen, wie sie unter den Abbaßiden nicht angenehmer gewesen sind. Mit dem Unterschiede, daß Letztere Gift und heimliche Gewaltthat, die weniger gebildeten und heimtückischen Bujiden offne Tödtung oder, wenn sie vetterlich aufgelegt waren, einfache Blendung[1]) der lieben Verwandten vorzogen.

In ihren Hauptzügen — mehr kann unsere Darstellung nicht berücksichtigen — ist nun die Entwicklung dieser Verhältnisse folgende. Nach der Abrundung des Bujidenreiches auf Kirmán, Fars, Medien, Chusistán und Irák begnügte sich Imád ed-daula, der ruhigste und anspruchsloseste der Brüder, mit dem von ihm selbst eroberten Fars und der ihm gezollten Anerkennung als Haupt der Familie, während Medien dem Rukn ed-daula, Kirmán und andererseits Chusistán und Irák dem Mo'iz ed-daula unterstanden (vgl. I, 569). Als Imád[2]) 338 (949) starb, ging die Oberhoheit auf den nächsten Bruder Rukn über, das Land Fars aber, da Imád keine männlichen Erben hinterließ, auf den ältesten Sohn des Rukn, Adud ed-daula („Arm des Reiches"). Das war ein ehrgeiziger Mensch; da nach dem 356 (967) erfolgten Tode seines Oheims Mo'iz die Herrschaft über Bagdad und das Irák an dessen Sohn Bachtjár mit dem Beinamen Iz[3]) ed-daula gekommen war, und unter dessen schwächlicher Regierung seine Deilemiten mit den in den Sold der Bujiden übergegangenen Türkentruppen (vgl. I, 566) aneinander geriethen, folgte Adud freilich dem Hilferufe seines Vetters, aber nur, um nach Herstellung der Ruhe den allerdings ziemlich unbrauchbaren Herrscher gefangen zu nehmen (364 = 975) und seines Landes sich zu bemächtigen. Rukn ed-daula, der auf die Einigkeit der Familie den größten Werth legte, war über das willkürliche Thun des Sohnes

1) Man vollzog dieselbe, indem man mit der glühend gemachten Spitze eines Metallstiftes über den Augapfel ging. Vgl. König Johann. 2) Der Kürze wegen lasse ich das fortwährende „ed-daula" fort, wo es die Deutlichkeit erlaubt. 3) Í kurz zu sprechen, wie in Mo'iz (I, 568).

empört und legte seinen Zorn derart an den Tag, daß Adud, um nicht durch den Unwillen des von allen Deilemiten hochverehrten Geschlechtshauptes etwa selbst zu Schaden zu kommen, einlenkte. Es ward eine Versöhnung vermittelt und Bachtjár wieder eingesetzt. Kurz vor seinem Tode (366 = 976) versammelte Rukn ed-daula seine drei Söhne noch einmal um sich in Ispahán und ermahnte sie, zu verharren in der Einigkeit, welche das Haus Bújeh groß gemacht; dann ernannte er den Adud ed-daula zum Nachfolger in der Herrschaft über sein Reich, von dem nur Ispahán nebst Zubehör für Mu'ajjid ed-daula, das übrige Medien für Fachr ed-daula, immer unter Oberhoheit des Adud, ausgeschieden werden sollte. Als aber Rukn ed-daula in demselben Jahre (366 = 977) in Rei gestorben war, erhob sich Streit unter den Brüdern, in Folge dessen Mu'ajjid im Einverständnisse mit Adud den Fachr seines Antheils beraubte; erst als Mu'ajjid 373 (Ende 983 oder Anf. 984) kinderlos starb, beriefen die Großen den vorher nach Nischapúr geflüchteten Fachr zurück, der nun in Medien, Tabaristán und Gorgán, so lange es dem Kabús entrissen war (oben S. 42), die Herrschaft ausübte. Auch später verblieben die genannten Bezirke seiner Nachkommenschaft, wenngleich nicht ohne manche innere Streitigkeiten; nennen wir diese Dynastie die bujidische Linie des Fachr ed-daula.

Ihre Entstehung hätte Adud wahrscheinlich zu verhindern versucht, wäre er nicht schon vor Mu'ajjid aus dem Leben geschieden. Gleich nach dem Ende seines Vaters Rukn ed-daula hatte der rücksichtslose und gewaltthätige Mann seinen Vetter Bachtjár von Neuem aus Bagdad verdrängt, später, da er bei dem Hamdaniden Abu Taglib in Moßul Unterstützung gefunden (I, 570), bei Tekrít geschlagen, gefangen und getödtet. Damit war auch die Nachkommenschaft des Mo'ís beseitigt, denn ein Versuch, sich als Herrscher aufzuwerfen, welchen die Söhne Bachtjárs noch im Jahre 383 (993) in Fars unternahmen, mißglückte; der letzte von ihnen, über den wir etwas hören, fand nach einem bewegten Leben 391 (1001) ein gewaltsames Ende in Kirmán. Adud ed-daula gilt bei den Orientalen selbst für den bedeutendsten unter den Bujiden, und große Thatkraft läßt sich ihm unter allen Umständen nicht abstreiten; er ist, wenn man die gänzlich von ihm abhängige Stellung des Mu'ajjid berücksichtigt, der Einzige, der noch einmal alle bujidischen Besitzungen unter seinem Scepter vereint hat. Dazu brachte er Moßul ebenfalls unter seine unmittelbare Herrschaft (I, 570) und setzte sich bei den Kurden, die seit längerer Zeit zwischen Moßul und Hamadan sich recht unabhängig benahmen, in Respect. Endlich zeigte ihm sogar der Hamdanide Sſa'ad ed-daula, Herr von Haleb und Nordsyrien, seine Unterwerfung an, was freilich keinerlei praktische Bedeutung hatte (I, 574). Von den Byzantinern, die zu Mo'ís ed-daulas Zeiten mehrfach in Mesopotamien eingedrungen waren (vgl. I, 573. 574), jetzt aber ihre Aufmerksamkeit von den eben in Syrien vordringenden Fatimiden beansprucht sahen (I, 575), hatte er nichts zu befahren, ebenso wenig von den Karmaten Arabiens, die vielmehr ihrer-

seits um die Freundschaft der Bujiden werben mußten (vgl. I, 620). Mit den Fatimiden in Aegypten und Syrien konnte er sich auf dem Fuße einer höflichen, obwohl mißtrauischen Neutralität halten (I, 628) — kurz, die Westgrenze seines Reiches war vollkommen gedeckt, wie in den persischen Provinzen seiner Autorität Niemand sich zu widersetzen erlaubte. So ist seine Regierung der Höhepunkt der bujidischen Macht überhaupt; um aber gerecht zu sein, darf man nicht verschweigen, daß er auch der erste Fürst seit langer Zeit war, der Einiges that, um die in den Bürgerkriegen der letzten hundert Jahre dem Irák geschlagenen entsetzlichen Wunden zu heilen. Er ließ in Bagdad die verwüsteten Moscheen und sonstigen öffentlichen Gebäude herstellen, Krankenhäuser errichten, in der Umgegend die verschütteten Canäle und Brunnen wieder ausgraben, vertheilte an die Verarmten Unterstützungen aus Staatsmitteln und suchte durch Gewährung von Jahresgehalten an Dichter, Gelehrte, Aerzte, Feldmesser u. A. der Bildung und dem gemeinen Nutzen Förderung zu gewähren. Daß ähnliche Fürsorge insonderheit auch den heiligen Stätten der Schi'iten zu Nedschef und Kerbelá zu Gute kam, an welchen er die von Mutawakkil (I, 524) zerstörten Grabmoscheen neu aufbauen ließ, versteht sich von selbst (vgl. S. 15 Anm. 1). Lange durften indeß seine Unterthanen nicht solcher unverhofften Besserung der Verhältnisse sich erfreuen; 372 (983) starb der Emir an einem Anfalle von Epilepsie, und da auch er das Reich wieder unter seine drei Söhne getheilt hatte, hob zwischen diesen, Ssamßám ed-daula, Behá ed-daula und Scheref ed-daula ein neuer Bruderkrieg an, aus welchem erst 380 (990) nach dem Tode seiner Brüder Behá als Sieger hervor ging. Dieser aber hatte gar vier Söhne; und unter ihnen (seit 403 = 1012), noch mehr aber unter ihren Nachkommen, nahmen die Zersplitterung des Gebietes und die gegenseitigen Befeindungen, nicht minder aber selbstverständlich die Unbotmäßigkeit der türkischen und beilemitischen Unterbefehlshaber immer weiter zu. So konnte die bujidische Linie des Behá ed-daula, deren Herrschaft den kurdischen und arabischen Beduinen Mesopotamiens und des südlichen Irák natürlich verhaßt war, diese Landestheile bald nicht mehr halten. Nachdem Häuptlinge verschiedener Stämme sich in den unglücklichen Bezirken weidlich herumgeschlagen hatten, blieben etwa vom J. 380 (990) Dijár Bekr (I, 543 Anm. 1) in den Händen der kurdischen Merwaniden, Moßul unter der Herrschaft der arabischen Okeiliden; dazu kamen später dann noch weitere Araberstämme, die Numeir um Edessa, die Massjad am Euphrat, westlich von Bagdad, und die Dubeis im südlichen Irák; daß Haleb im fünften (elften) Jahrhundert den ebenfalls arabischen Mirdaßiden gehörte, ist bereits (I, 627) erwähnt. Es wäre unnatürlich gewesen, hätten diese sämmtlichen „Emire" sich nicht fortwährend gegenseitig bekriegt oder vielmehr ihre Gebiete durch Raubzüge verheert; dafür waren es Araber und Kurden. Jedenfalls ist eine so wundervolle Kleinstaaterei kaum in den besten Zeiten Italiens und Deutschlands erlebt worden, und was dabei aus den Ländern

und den Unterthanen wurde, kann man sich ohne Aufwand einer allzu üppigen Phantasie leichtlich vorstellen.

Wenn unser Blick auf die ersten hundert Jahre persischer Geschichte seit dem thatsächlichen Ende der arabischen Herrschaft die Behauptung (S. 36) gerechtfertigt haben wird, daß ihr Verlauf die vollendete Unfähigkeit der Perser erweise, zu damaliger Zeit einen nationalen Gesammtstaat zu begründen, so ist dem gegenüber um so schärfer hervorzuheben, daß grade in dieser Periode die selbständige Entwicklung des persischen Geistes die erheblichsten Fortschritte gemacht hat. Ist es schon bezeichnend, daß zu Ma'amúns Ehren während seines Aufenthaltes in Merw (I, 497. 500) von Abbás, einem Einwohner dieser Stadt, das erste Gedicht in persischer Sprache verfaßt wurde, das wir noch besitzen, und ließen sich die Tahiriden und Sſaffariden ebenfalls bereits in der ihnen heimischen Zunge von ihren Hofdichtern preisen, so treten unter Bujiden und Sſamaniden die Lebensäußerungen der so lange unterdrückten Volksseele noch mit ganz anderer Macht hervor. Die Bujiden freilich, wenigstens die älteren, machten sich nichts aus Poesie und Wissenschaft; aber sie waren Schi'iten, und der Schi'itismus, wie der mit dem Schi'itismus in einzelnen Lehrpunkten, mehr noch im Haß gegen die verfolgungssüchtige Orthodoxie einige Kreis der Mótasila (oben S. 9) fanden an ihren Höfen bereitwillige Aufnahme, in den Provinzen endlich wieder die Möglichkeit freier Meinungsäußerung, dazu die Gunst Aller, welche den Herrschern zu gefallen wünschten. Freiheit und Duldung für diese Richtungen kennen wir (oben S. 36) nicht minder schon als Grundsatz der Sſamaniden, die indessen ihre Aufgabe zu hoch faßten, um nur der eigenen Partei Licht und Luft zu gönnen (S. 37); und der schönste Ruhmeskranz, welchen die nicht blos dem Erfolge oder gar der Tagespolitik dienende Geschichtschreibung verleihen kann, das Lob einer erleuchteten Förderung der höchsten geistigen Interessen eines Volkes bei freier Bahn für jedes berechtigte Streben, muß diesem klugen und wohlwollenden Fürstenhause zugesprochen werden. Unter seiner Herrschaft erschloß sich die erste Blüthe der persischen Poesie: neben manchen Anderen, welche den eigenthümlichen Reiz dieser Kunst, die gedankenvolle Ueberlegtheit, das geistreiche Bilderspiel, die witzigen Gegensätze, die feine und sinnige, nur bisweilen etwas überladene Ausdrucksweise schon zur Geltung brachten, lebte unter Naßr II. (S. 39) Rúdagi, der erste große Meister des Sanges, dessen lyrische und didaktische Weisen auch von den Späteren selten übertroffen wurden, und der es im Auftrage seines Fürsten unternahm, die indische Märchensammlung von Kalila und Dimna (I, 469) in die Sprache des Volkes[1]) umzudichten. Dem Rúdagi folgte, zum Theil noch als Zeitgenosse, unter Núch III. (S. 39) Dakíki: ihm ward die Aufgabe, das Heldenbuch des iranischen Volkes, das schon zu den Zeiten des Sſaffár aus dem älteren

1) Jedenfalls aus dem Mittelpersischen, denn eine Uebersetzung in diesem älteren Dialekte gab es schon (I, 469)

Persisch übersetzt war, zu einem großen Epos umzugestalten. Noch in jugendlichem Alter fiel er von dem Dolche eines jungen Türken, der sein Sklave und nach der üblen persischen Unsitte Geliebter war, als er eben tausend Verse des Gedichtes fertig gebracht hatte; er sollte die Vollendung einem Größeren überlassen. Nicht minder galt die Fürsorge der Ssamaniden den wissenschaftlichen Studien. Als im Jahre 387 (997)[1]) der bekannte Avicenna (unten S. 67) die Erlaubniß erhielt, die Privatbibliothek des Emirs Núch III. zu benutzen, bestand dieselbe aus einer ganzen Reihe von Sälen, mit Büchern der verschiedensten Wissenschaften angefüllt, die sämmtlich wohl katalogisirt waren, und unter denen sich eine eigene Abtheilung für griechische Philosophie und Naturwissenschaften fand; und daß sie bereits eine Errungenschaft früherer Zeit war, läßt sich aus mehreren Anzeichen erkennen. Schon der als Statthalter von Rei (oben S. 38) uns bekannte Manßúr Ibn Ißchák ließ sich von dem größten Arzte des mittelalterlichen Orientes, Rási (I, 513), ein arabisch geschriebenes Handbuch der Medicin widmen, und sein Namensvetter, der Emir Manßúr I. (S. 39), trug dem aus Herát gebürtigen Muwaffak Ibn Alí die Herstellung einer Heilmittellehre in heimischer Zunge auf: sie ist das älteste wissenschaftliche Buch, das wir in persischer Sprache besitzen. Dem gleichen Bestreben, die Ergebnisse gelehrter Studien zu nationalisiren, entspringt die Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung der großen arabischen Chronik des Tábari (I, 576) durch Manßúrs I. Wesír Bél'ami, die gleichfalls auf uns gekommen ist, während die von einem Vereine theologisch gebildeter Männer besorgte Uebertragung von desselben Verfassers großem Koráncommentar verloren ging. Schon die eine Thatsache, daß jene beiden Riesenwerke, die zusammen etwa 60 Bände umfaßten, in der Zeit von 50 Jahren den weiten Weg von Bagdad nach Bochára gemacht haben, spricht für den regen wissenschaftlichen Sinn, welcher damals in Transoxanien herrschte, und erklärt es, wie seit dieser Zeit der bis an die Grenzen des jetzigen China vorgeschobene Posten des Islám zugleich eine seiner festesten Säulen gewesen ist. Wie es aber zu geschehen pflegt, kamen die Früchte einer so mit vollen Händen auf fruchtbarem Boden ausgestreuten Saat erst in die Scheuern, als bereits für das an der Sonne der Freiheit auflebende Volk der Perser ein neuer Winter des Mißvergnügens heranzog.

1) Die Jahreszahl ist mir nicht ganz sicher, weil die Angaben in der uns erhaltenen Selbstbiographie des Avicenna (Ibn Abi Ußeibi'a II, 2—4) nicht frei von chronologischen Schwierigkeiten sind; doch können die hier aufzuwerfenden Fragen an dieser Stelle nicht genauer untersucht werden.

Viertes Capitel.

Sultan Machmúd von Gasna.

Seit langer Zeit hofft die Menschheit darauf — bisher nicht mit viel Glück — daß der Tag dem Edlen endlich komme; aber seit noch längerer sucht sie die Seifenblase Ruhm nicht allein bis, sondern hauptsächlich in der Mündung der Kanone. Es gelüstet eben überall das Fleisch wider den Geist, und es ist vollkommen vergeblich, sich gegen diese Thatsache aufzubäumen. Allerdings muß Jeder, welcher gern Idealist sein möchte (wer darf von sich sagen, daß er es ist?), es als eine tröstliche Erscheinung betrachten, daß am dauerhaftesten in der Welt die geistigen Thaten sind. Für Sparta haben wir ehrfurchtsvolle Bewunderung und dürfen ihm wahrlich seine Dreihundert nicht vergessen, aber bei dem Worte Athen wird uns warm ums Herz, und das bleibt, denke ich, immer so, wenn auch demnächst, wie alle Aussicht vorhanden, auf deutschen Gymnasien kein Griechisch mehr gelernt werden sollte; und die Zeit dürfte nicht allzu fern sein, wo der Glanz mancher wasserköpfigen Großstadt neben dem ruhigen Lichte erbleicht, das ein paar kleine Orte in Thüringen ausstrahlen. Aber die Zwiespältigkeit ist damit nicht aufgehoben, und wie die Menschen sich ihre Welt bis heute einmal eingerichtet haben — ich behaupte nicht, daß die Einrichtung bequem wäre — kann man den Erfahrungssatz mit dem besten Willen nicht wegleugnen, daß eine gesteigerte Bethätigung geistigen Lebens mit einer thatkräftigen Verfolgung politischer Ziele in der Regel unvereinbar ist. Als die Athener sich am meisten für Sophokles und Aristophanes interessirten, machten sie in ihrem Staatsleben nichts als Dummheiten, und als das neue deutsche Reich gegründet und gefestigt war, fanden seine Bürger ein wirkliches, unerkünsteltes Ergötzen eigentlich nur an den Schriften der Frau Wilhelmine Buchholz.[1]) Darin liegt kein Vorwurf (wenigstens nicht für die Athener); das Verhältniß ist nun einmal vorläufig, vielleicht überhaupt nicht zu ändern. Aber eine unbilligere Ironie kann die Geschichte sich nicht zu Schulden kommen lassen, als wenn sich ein Geschlecht kluger und tüchtiger Fürsten im Dienste idealer Bestrebungen aufgerieben hat und nun ein beliebiger Knopf auf Fortunens Mütze, oder besser gesagt, ein Fähndrich Pistol hineinschneit, mit seinem Schwerte die Muschel ihres Staates öffnet und nebst der Auster weltlicher

1) Natürlich soll damit der relative Werth dieser amüsanten Studien nicht herabgesetzt werden.

Güter auch die Perle ihrer geistigen Habe die unersättliche Kehle hinabgleiten läßt. Ein solcher war es, welcher den Sſamaniden mit ihrem Reiche auch die Perle desſelben, den größten Dichter des Morgenlandes, den Firdúsi weggeſchnappt hat, und in den Augen der Welt, der meiſten Menſchen wenigſtens, für ihren rechtmäßigen Eigenthümer gilt: der Sohn des Türken Sſebuktegín, Sultan Machmúd von Gaſna.

Indeß muß ich mich hinzuzufügen beeilen, daß als Perſönlichkeit der merkwürdige Mann, der bald für beinahe ein halbes Jahrhundert den Geſchicken des öſtlichen Islâms den Pfad gewieſen haben wird, mit Shakeſpeares Fähndrich weder Feigheit noch Hohlköpfigkeit gemein hat. Ein Kriegsheld, wie ihn die Welt ſelten geſehen, hat er das Glück, das ſich faſt ohne jedes Schwanken an ſeine Fahnen geheftet, vollauf verdient; nicht allein durch kühne Tapferkeit und nimmer raſtende Thatkraft, ſondern auch durch eine ebenſo zielbewußte und folgerichtige wie verſchlagene Politik, die es ſtets verſtand, ſich in ſcheinbar freundſchaftlichem Entgegenkommen dem jeweiligen Opfer ſeiner Herrſchbegier zu nähern, bis der Augenblick gekommen, ſei es durch friedliche Unterhandlung oder durch einen ſchnellen Schlag mit dem immer bereiten Schwerte die Beute zu ſichern. So iſt wenigſtens ſein Verfahren, wo er mit islamiſchen Staaten und Fürſten zu thun hat; mit Ungläubigen macht er überhaupt keine Umſtände, und Ungläubige ſind es allerdings geweſen, gegen welche er ſeine glänzendſten Erfolge davongetragen hat. Das kann im erſten Augenblick auffallend erſcheinen, wenn man ſich des Zuſtandes gänzlicher Auflöſung erinnert, welchem gegen Ende des vierten Jahrhunderts der muslimiſche Orient verfallen war, und ſich vergegenwärtigt, in welcher Zerſplitterung nicht minder die perſiſchen als die arabiſchen Beſtandtheile des nur dem Namen nach weiter beſtehenden Chalifenreiches damals ſich befanden. Aber wie Machmúd die Periode, welche uns im Augenblicke noch beſchäftigt, abſchließt, indem er den nationalen Staatenbildungen auf perſiſchem Boden das Todesurtheil ſpricht, ſo eröffnet er wenigſtens als Vorläufer eine neue Zeit, die neue Völker auf der Bühne Weſtaſiens auftreten läßt. Wie einſt die Geſchichte dieſer Länder auf drei Jahrhunderte hin beſtimmt worden iſt durch den Einbruch des arabiſchen Volkes von Südweſten, ſo bereitet ſich in und durch Machmúd eine umgekehrte Völkerwanderung aus dem Nordoſten vor, in welcher erſt die Türken, ſpäter die Mongolen alle Gebiete vom Hindukuſch bis an das Mittelmeer überſchwemmen ſollen. Ihr untergeordnet iſt das Eingreifen des kleinen, aber kräftigen Volkes der Afghanen (oben S. 21) in die Geſchicke der öſtlichen Provinzen, ein Eingreifen, welches zum erſten Male größere Bezirke Indiens dem Islâm unterwirft und hier eine ebenſo folgenreiche als ſelbſtändige Entwicklung vorbereitet.

Es iſt bei weitem nicht das erſte Mal, daß Türken in der Geſchichte der mohammedaniſchen Völker eine Rolle ſpielen: den unheilvollen Einfluß, den ſie als Prätorianer auf den Verfall des Chalifates geübt haben, kennen wir nur zu genau (I, 519 ff.), und entſinnen uns, daß türkiſche Emire als

selbständige Fürsten der vom Reiche sich ablösenden Einzelstaaten, vorzüglich Aegyptens, mehrfach aufgetreten sind (I, 557 ff.). Aber bisher handelte es sich um bestimmte, wenngleich nicht unbeträchtliche Anzahlen von Personen, die auf verschiedene Weise, als Sklaven oder durch Anwerbung, in den Dienst islamischer Herrscher getreten waren: in der Folgezeit sind es vielmehr ganze Stämme, ja Nationen, welche von dem Drange der beginnenden Völkerbewegungen in Innerasien über die Grenzen der mohammedanischen Welt geworfen neue Sitze begehren, die ihnen zu wehren die abnehmende Kraft der Perser und Araber nicht ausreicht. Ich sagte, Sultan Machmúd steht in der Mitte zwischen beiden Perioden: selber ein türkischer Emír der Art, wie sie fast in allen Staaten des Islâms damals als Söldner oder großgewordene Landsknechtsführer zu finden waren, und selber gegen Ende seiner Regierung genöthigt, dem beginnenden Einströmen der ersten Wellen jener Völkerwanderung einen freilich nicht lange vorhaltenden Damm entgegenzusetzen, hat er doch andererseits durch die Einfügung türkischer und afghanischer Stämme in seine Heere den eroberungslustigen Neigungen eben dieser Nationen den Weg nach dem Osten wie nach dem Westen geöffnet. So kann man zweifeln, welchem Zusammenhange man ihn und seine bald wieder erlöschende Dynastie am besten einfügt; aber die Theilnahme, welche uns die unglückliche Entwicklung des Perserthums, dieser bis heute bedeutendsten geistigen Triebkraft des späteren Morgenlandes, einflößen muß, wird es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn ich die Geschichte Machmúds vor Allem unter dem Gesichtspunkte des vorläufigen Abschlusses jener Entwicklung betrachte.

Wir verließen (S. 39) Machmúds Vater Sebuktegín als Herren von Gasna und Umgegend, das er seit 366 (977) der That nach unabhängig an der Spitze seiner türkischen, doch inzwischen bereits durch Mitglieder der kriegerischen Stämme des Gór und der Puschtu (S. 21) wie der benachbarten Bezirke Sedschestâns verstärkten Reiter fest im Griff hatte; man pflegt von dieser Wiege ihrer Macht die neue Dynastie als die Gasnewiden zu bezeichnen. Er gebot von da aus schon über Bost im Südwesten und hatte Lamgân[1]) im Nordosten bereits mit siegreichen Streifzügen heimgesucht, Alles im Namen des Samaniden, den er auf seinen Münzen und in der Predigt zu nennen fortfuhr, aber ohne sich im Geringsten sonst um den Süzerän in Bochára irgend zu kümmern. Der nun kam in der Zwischenzeit in arge Bedrängniß. Núch III. war, seinen Vorgängern gleich, ein gebildeter und für alle geistigen Interessen zugänglicher Mann, der aber, unähnlich jenen, die Staatsgeschäfte häufig vernachlässigte und insbesondere über die unbotmäßigen Emire jede wirkliche Autorität einbüßte. Der Zustand des Reiches, wie er uns gegen Ende seiner Regierung deutlich entgegentritt, war der einer weitgehenden Auflösung. In Chorassân und den Nachbarbezirken residirten Statthalter, die in seinem Namen regierten, aber bei jeder Gelegen-

1) Das Thal, in welchem das jetzige Dschelalabâd liegt.

heit selbständig zu werden strebten; gelang ihnen das nicht, so lag es nur daran, daß auch sie von ihren Unter-Emiren, den Herren der einzelnen Bezirke und Städte, abhängig waren, die je nach Laune mit dem Hofe von Bochára oder mit irgend einem Empörer gingen. Das alles intrigirte fortwährend gegen einander, unterhielt am Hofe von Bochára wie bei den Bujiden in Rei Einverständnisse; jeder einigermaßen gutsituirte Emír hatte seinen Haufen von persönlichen Anhängern, mit denen er bei günstiger Gelegenheit über einen Concurrenten herfiel und sich einer Provinz bemächtigte, bei ungünstigen Verhältnissen sich zu den Bujiden oder den halbsouveränen Herren von Gorgán oder Sſedschestán oder Chwarism flüchtete, bis schließlich Niemand mehr wußte, wer Koch oder Kellner war. Die Truppen waren überall schwierig zu behandeln, besonders wenn das Geld knapp wurde; es befanden sich viele Türken und Deilemiten darunter, auch die Choraßaner zeigten sich launenhaft und unbeständig. Neben den Berufssoldaten aber gab es, wie noch heute in Persien, zahlreiche Nomadenhorden, besonders im jetzigen Turkmenenlande und in Transoxanien, einige arabischen, die meisten aber türkischen Blutes; unter ihnen konnten damals für die gefährlichsten gelten die Gusen, ein Türkenstamm, der in den Steppen um Bochára und Sſamarkand hauste und bei der sinkenden Thatkraft der Regierung nachgerade unruhig zu werden anfing. Und dabei hatte sich jenseits der Nordgrenze seit längerer Zeit ein mächtiger Türkenstaat organisirt, der von jenseit Kaschgar bis an den Aralsee reichte, und dessen Chane,[1]) friedlich wie ihr Verhältniß zu den Sſamaniden bisher gewesen war, allmählich doch anfingen, begehrliche Blicke über den Jaxartes hinüberzuwerfen. Es waren zwei jener unbotmäßigen Emire, die schließlich alle diese Steine ins Rollen brachten.

Abu Alí aus dem Hause Sſimdschúr, das in der Geschichte des Sſamanidenreiches von jeher eine bedeutende Rolle gespielt hatte, residirte im J. 383 (993) in Nischapúr als Statthalter von Choraßán, während das eigentlich von diesem abhängige Herát für sich unter Fáïk stand. Beide Vasallen waren dem Núch zu mächtig; es gelang ihm, Zwietracht zwischen ihnen zu säen, schließlich aber brachte er damit nur zu Wege, daß jeder für sich zu fürchten begann und beide kurz nach einander sich in hochverrätherische Verhandlungen mit Bogra-Chán, dem Fürsten von Turkestan, einließen. Bogra-Chán ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, die längst geplante Unternehmung auf Bochára ins Werk zu setzen. Er schlug das Heer, welches Núch ihm entgegensandte; vergeblich wandte sich der getäuschte Fürst erst an den einen, dann an den anderen der beiden ungetreuen Vasallen, beide verriethen ihn an den Türken, Núch mußte seine Hauptstadt räumen, und schon durfte sich Bogra-Chán als Herren von Transoxanien betrachten, da wurde er krank und fand sich veranlaßt, den Rückweg anzutreten. Auf demselben ward er von den Gusen überfallen; als er, mit Mühe deren Schaaren entkommen,

1) Chán ist der alte Titel des Oberherren eines Türkenstammes.

bald nachher starb, zog Núch, vom Jubel des Volkes begrüßt, wieder in Bochára ein. Einen Augenblick hielt es nun Abu Alí räthlich, den Reuigen zu spielen, während ein Handstreich Fáïks gegen die Residenz mißlang; da aber Beide ihre Streitkräfte von Neuem vereinigten, wußte Núch sich keinen Rath mehr und verfiel auf den Gedanken, den reisigen Türkenhäuptling von Gasna, der ihm ja als Oberherren zu dienen vorgab, zur Hilfsleistung aufzufordern. Sebuktegín ließ sich das nicht zweimal sagen: sobald er seine eignen Unternehmungen abbrechen konnte, eilte er mit 20 000 Mann über die Pässe an den Oxus. In Kesch, schon auf transoxanischem Boden, traf er mit dem Emír zusammen (384 = 994). Er sei alt, hatte er ihm sagen lassen, und es wäre ihm lieb, wenn er von der Forderung des höfischen Brauches, vor dem Herrscher vom Pferde zu steigen und ihm zu Fuß die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen darzubringen, entbunden werden könne. Núch hatte das für die beiderseitige Stellung recht bezeichnende Verlangen nicht zurückzuweisen gewagt; und wenn auch der selbstbewußte Türke schließlich „vom Anblicke der königlichen Majestät überwältigt", wie sein Chronist sich ausdrückt, freiwillig die nicht mehr geforderte Ehrenbezeugung gewährte, so trat er dem Emír gegenüber doch sofort in das Verhältniß eines richtigen Majordomus oder — um es orientalischer auszudrücken — eines Emír el-omará (I, 532). Bei Herát schlug er allerdings, von seinem jugendlichen Sohne, dem tapferen Machmúd unterstützt, die Aufständischen, nahm ihnen Nischapúr und besiegte sie, als sie eine augenblickliche Trennung von Vater und Sohn zu einem erfolgreichen Angriffe auf Machmúd benutzt hatten, abermals entscheidend in der Nähe von Tús. Wie nun aber Fáïk, nachdem sein Genosse bald darauf nach Bochára gelockt und dort gefangen gesetzt war, zu Ilek Chán, dem Nachfolger des Bogra, flüchtete und dieser Miene machte, von Neuem in Transoxanien einzufallen, begnügte sich Sebuktegín, der inzwischen Grund zur Unzufriedenheit mit Núch erhalten zu haben glaubte, mit einem Frieden, in welchem eben dem Fáïk, dem Anstifter aller Verwirrung, die Statthalterschaft von Samarkand übertragen wurde. Man sieht hier bereits die Absicht des übermächtigen Vasallen angedeutet, über den Kopf der Samaniden weg sich mit dem kräftigen Türkenchán zu verständigen. Vorläufig erlitt indeß ihre Ausführung einen Verzug: im J. 387 (997) starben rasch hintereinander Sebuktegín, Núch und der Bujide Fachr ed-daula von Rei, der zuerst in die Streitigkeiten der samanidischen Statthalter sich häufig genug eingemischt, vor dem sichtbaren Uebergewichte der kriegerischen Herren von Gasna aber die Hörner baldigst eingezogen hatte. An die Stelle der gereiften Männer traten die theils stürmischeren, theils unbedachten Jungen: jenes war Machmúds, dieses Manßúrs II., des Samaniden, Geistesart.

Einstweilen allerdings bekam Machmúd fern vom Oxus zu thun. Sebuktegín hatte, man weiß nicht aus welchem Grunde, nicht den heldenhaften, sondern einen schwächlicheren Sohn, Namens Isma'íl, zu seinem Nachfolger ernannt. Machmúd bestritt dem Bruder nicht gradezu den Thron,

aber selbst wollte er jedenfalls das Heer in der Hand behalten; als Ismá'íl das weigerte, eilte Jener nach Gasna, belagerte den Anderen, der leichtsinnig die väterlichen Schätze zu früh an seine Umgebung verschleudert hatte und nun wenig Unterstützung fand, und zwang ihn zur Uebergabe. Es gereicht Machmúd, wenn man die Zeiten bedenkt, zur Ehre, daß er dem Besiegten fürstliche Ehren ließ und selbst, als dieser ihm später nach dem Leben trachtete, dem Ueberführten kein Leides that. Aber die Herrschaft nahm er jetzt fest in seine Hand, und es dauerte nicht lange, bis die ganze islamische Welt von dem Ruhme Machmúds, des Sultans von Gasna, wiederhallte.

Von allen hervorragenden Eigenschaften, welche diesen Fürsten auszeichnen, scheint mir die auffallendste seine Unermüdlichkeit. Kaum von einem Kriege in fernen indischen Bezirken zurückgekehrt, eilt er sofort zur Unterdrückung irgend eines Aufstandes oder zum Kampfe mit eingedrungenen Türkenschaaren oder zur Erweiterung seines Reiches auf Kosten der Bujiden nach dem Norden oder Westen, und kaum ist hier der Zweck seiner Anwesenheit erreicht, so ist er auch schon wieder in Indien, dessen Boden er in weiter Ausdehnung und mit einer Gründlichkeit für den Islám erobert hat, daß aus dem ganzen Nordwesten des Landes der Mohammedanismus niemals wieder auch nur zeitweise hat verdrängt werden können. Während bis dahin die Fürsten des Pendschâb, unterstützt von der Uneinigkeit der in und um das Alpenland von Kábul und Gór verstreuten Gebirgsvölker (S. 37), ihre Macht bisweilen mitten in diese Bezirke hinein hatten ausdehnen können, wird jetzt das ganze Indusgebiet zur Beute ebenderselben, von dem großen Krieger gebändigten und zum Theil seinem Heere einverleibten Volksstämme, deren wilder Kraft die vom Einflusse einer alten Civilisation geschwächten Hindus nicht gewachsen sind. Allerdings bedurfte Machmúd bei solcher Vielseitigkeit der Unternehmungen der Unterstützung tüchtiger Heerführer: an denen aber mangelte es bei der angeborenen militärischen Tüchtigkeit seiner türkischen Landsleute niemals, und auf Befehlshaber wie seinen Bruder Naßr, seine Generäle Altuntásch und vor allen Andern Arslan Dschásib konnte er sich fast wie auf sich selbst verlassen. Der Löwenantheil an den Mühen wie den Erfolgen seiner Feldzüge kommt freilich immer auf ihn, vor Allem in Indien, dessen Gewinnung für den Islám ihm ganz besonders am Herzen lag. Denn zum ersten Male seit Jahrhunderten vereint sich in ihm und in den Türken überhaupt mit der Eroberungslust und Beutesucht, die allen uncivilisirten (und nicht wenigen civilisirten) Völkern anhaftet, wieder ein furchtbarer, ja unwiderstehlicher religiöser Fanatismus. Es ist eine aus dem Wesen der türkischen Rasse leicht verständliche Erscheinung, daß jeder ihrer Stämme, der überhaupt mit dem Mohammedanismus in Berührung gekommen ist, ohne viele Umstände sich ihm angeschlossen hat. Die Einfachheit des von dieser Religion gelehrten Gottesbegriffes, die geringen Ansprüche, welche ihre Sittenlehre an das Nachdenken und an die Bildung des Willens stellt, sind für ein Volk mäßiger Verstandesbegabung und kriegerischen Wesens so angemessen

wie nur möglich, und dieselbe Anziehungskraft, welche das religiöse Aushängeschild für Erobern und Beutemachen seiner Zeit auf die Araber geübt hatte (I, 208 f. 223), mußte bei den Türken sich erst recht wirksam erweisen. Eins haben diese indeß vor den Anderen voraus: sie bekannten sich zum Islám von Anfang, weil er ihnen einleuchtete, nicht weil sie dazu gezwungen wurden oder ihren Profit dabei zu machen hofften — die Ehrlichkeit, welche bis heute die schönste Tugend des ächten Türken[1]) ist, liegt auch ihrem islamischen Fanatismus zu Grunde. Daß sie, ebenfalls aus Nöthigung ihres innersten Wesens, von Anfang und sammt und sonders Ssunniten wurden und blieben, ist bereits oben (S. 22) angedeutet.

Die nothwendige Einschränkung, welche eine Gesammtdarstellung sich auferlegen muß, verhindert mich, das interessante Schauspiel der gleichzeitigen Thätigkeit Sultan Machmúds auf den drei Bühnen des Ostens, Nordens und Westens im Einzelnen zu verfolgen. Ich begnüge mich, der wünschenswerthen Klarheit des Zusammenhanges wegen, einen Blick auf jede von ihnen einzeln zu werfen, mag auch der Eindruck der Vielseitigkeit und Unermüdlichkeit im Handeln des gewaltigen Fürsten dabei etwas zu kurz kommen. Als er im Alter von 27 Jahren den Thron bestiegen (387 = 997), drängten vor Allem die Verhältnisse im Ssamanidenstaate zu einer schnellen Lösung. Manßúr II., ein junger und unerfahrener Mann, hatte von dem geringen Maße seiner Kräfte keine Vorstellung; statt, wie es die Machtverhältnisse gebieterisch forderten, zwischen dem Türkenchán und dem Herren von Gasna zu wählen oder wenigstens so lange Zeit zu gewinnen, bis er, wenn er dazu im Stande war, in seiner Umgebung neue und sichere Stützen fand, wagte er es sofort, möglicherweise in leichtsinnigem Vertrauen auf die zwischen Isma'íl und Machmúd ausgebrochenen Zwistigkeiten (S. 53), an des Letzteren Stelle einen andern Türken, Namens Begtusún, zum Statthalter von Choraßán und Oberbefehlshaber der Truppen, das heißt zum ersten Vasallen des Reiches zu ernennen, und das in dem Augenblicke, wo auf Anstiften Ilek-Cháns Fá'ik (S. 52) aus Ssamarkand bereits nach Bochára unterwegs war, unter dem Vorwande, dem neuen Emír seine Huldigung darzubringen, in Wirklichkeit aber, seiner Person sich zu bemächtigen. Als Manßúr bei der Nachricht von seinem Anrücken aus der Hauptstadt floh, spielte Fá'ik den treuen Unterthanen, und es gelang ihm wirklich, seinen Herrscher zur Rückkehr in die Residenz zu bewegen. Bald nachher rückte Machmúd, durch eine directe Weigerung Manßúrs die getroffenen Bestimmungen abzuändern erbittert, in Choraßán ein; Begtusún verließ eilends Nischapúr, sich mit dem Emír und Fá'ik, die von Bochára mit einem unbedeutenden Heere herbeikamen, zu vereinigen. Es geschah in Ssarachs; dort aber fanden beide Statthalter bei ihrem Herren noch zu viel königlichen Sinn und eigenen Willen, sie fielen

1) D. h. der unteren Volksschichten in der Türkei und Kleinasien; die oberen sind durch fremdes Blut und die Berührung mit der Verderbniß der abendländischen Civilisation moralisch vollkommen ruinirt.

über ihn her, ließen ihn blenden und erhoben seinen Bruder Abdelmélik II. zum Emir, ein halbes Kind, das eine hilflose Puppe in ihren Händen war (389 = 999). Machmúd hatte in der Zwischenzeit sich abwartend verhalten; es lag ihm nicht daran, als Empörer gegen seinen Süzerän zu erscheinen, sobald Andere es übernahmen, seine Geschäfte zu besorgen. So ließ er sich denn auch mit Fáïk und Begtusún in friedliche Unterhandlungen ein, bis von deren Truppen sein Nachtrab überfallen wurde; da machte er Ernst. Bei Merw schlug er die Verräther aufs Haupt, daß sie auseinanderstoben: Fáïk mit Abdelmelik nach Bochára, Begtusún nach Nischapúr. Es war nicht die Absicht des Herren von Gasna, in das türkische Wespennest jenseits des Oxus zu stechen; sein Blick war auf Indien gerichtet, und während er in Balch einen neuen Feldzug nach dem Südosten vorbereitete, überließ er es seinem Arslan, in Chorasán Ordnung zu stiften. Das geschah noch in demselben Jahre; nach einigen Kämpfen mußte Begtusún nach Bochára flüchten, die anderen Emire auf dem linken Ufer des Stromes ebenfalls den Widerstand aufgeben.

Inzwischen hatte Ilek-Chán sich daran gemacht, auch seinerseits die Früchte von Machmúds Sieg einzuheimsen. Unter friedlichen Versicherungen rückte er auf Bochára; dort war Fáïk inzwischen gestorben, Begtusún ließ sich, wie so häufig ein Verräther vom anderen, bethören. Bei einer vertraulichen Zusammenkunft ward er mit einer Anzahl hoher Offiziere gefangen genommen, und bald ereilte den auf die Nachricht Hals über Kopf geflüchteten Abdelmelik das gleiche Schicksal. Ilek-Chán schickte ihn mit den übrigen Sſamaniden nach Turkestan; dort sind die letzten Glieder des fürstlichen Geschlechtes verschollen. Alle bis auf Einen: denn es geziemte sich nicht, daß ein Haus von solcher Vergangenheit ein schimpfliches Ende nahm. Isma'íl, mit dem Beinamen El-Múntaßir, ein dritter Bruder Manßúrs und Abdelmeliks, brachte es fertig, aus dem Gewahrsam der Türken zu entrinnen; und während Ilek-Chán gegen Ende[1]) 389 (999) als Sieger in Bochára einzog, entstand bald danach ihm wie dem Machmúd in dem letzten Sſamaniden ein rastloser Gegner, der beinahe sechs Jahre lang ganz Transoxanien und Chorasán in Aufregung erhielt und an der Spitze alter Getreuer seines Hauses, gusischer Türken und sonst hie und da zusammengeraffter Truppen sogar dem Chán persönlich wie Machmúds Bruder Naßr, der jetzt als Statthalter in Nischapúr residirte, mehr als eine Niederlage beibrachte. Eine wahre Odyssee ist es, welche den ebenso kühnen als tapferen, von keinem Mißerfolge entmuthigten Prinzen von Chwarism nach Bochára, Abiwerd, Nischapúr, Gorgán, Rei, wieder nach Nischapúr und Gorgán, von da nach Sſarachs, dann, als er dort von Naßr geschlagen und sein Heer zerstreut wurde, zu den Gusen Transoxaniens, nach Sſamarkand, über den Oxus zurück nach Merw und Neßa, nach Isfaráïn,

1) Im Dhu'l-ká'ada oder Dhu'l-Hiddsche (Oct.—Dec. 999); das genauere Datum wird verschieden angegeben.

abermals zu den Guſen, darauf wieder über den Fluß nach Balch, nach Kohiſtán und endlich in die Gegend von Bochára, der alten Hauptſtadt ſeines Stammes, führte. Ehe er ſie erreichte, ſollte er ſein Ziel finden: von ſeinen ſchließlich entmuthigten Anhängern verlaſſen, gerieth er arabiſchen Beduinen ins Gehege, die ihn im Rabí I 395 (Dec. 1004 bis Jan. 1005) nächtlicher Weiſe überfielen und ermordeten. Nun erſt bekamen Machmúd und Ilek-Chán Ruhe vor den Sſamaniden. Kabús, der König von Gorgán, der ſeiner alten Verbindung mit den Herren von Bochára (oben S. 42) eingedenk mehr als einmal den Múntaßir mit Geld und Leuten unterſtützt hatte, wagte es fürder nicht, dem mächtigen Gaſnewiden zu trotzen; er fand ſich zu einem Vertrage bereit, der ihm ſeine damals außer Gorgán auch Tabariſtán und einige Nachbarbezirke umfaſſende Herrſchaft als Vaſallen Machmúds beſtätigte, und bei ſeiner 403 (1012/3) durch unzufriedene Untergebene erfolgten Ermordung ſeinem Sohne Minotſchehr (403—424 = 1012/3—1033) die Nachfolge ſicherte. Später tritt die kleine Dynaſtie in den Kriegen der Gaſnewiden und nachher der Sſeldſchuken in den Hintergrund. — Aehnlich wie ſie verhielt ſich zu dem mächtigen Sultan von Gaſna eine Zeit lang der Herr von Chwariſm. Dieſe Provinz war in den letzten Jahren des Zuſammenbruches der Sſamanidenherrſchaft unter einheimiſchen Fürſten (vgl. S. 21 Anm. 1; S. 41) vollkommen ſelbſtändig geworden; zwiſchen die Großſtaaten der Cháne und des Machmúd eingeklemmt, hatte ſie ſchließlich bei Letzterem Anlehnung geſucht. Später folgten allerhand diplomatiſche Reibungen; die Verhältniſſe im Innern wurden gleichzeitig unſicher, und als der Chwariſmſchah Ma'amún im J. 407 (1017) von Empörern ermordet ward, rückte der Gaſnewide mit ſeinen Heeresmaſſen heran, eroberte das Land und ſetzte den Altuntáſch als Statthalter in demſelben ein (408 = 1017). Ilek-Chán ſeinerſeits war nicht gleich geſonnen, ſich mit dem Beſitze Transoxaniens zu begnügen; wiederholt kam Machmúd in die Lage, die über den Oxus ſtrömenden Schaaren der Türken ſelbſt oder durch Arslan bekämpfen zu müſſen (396. 397 = 1006. 1007), und erſt, als im J. 401 (1010/11) zwiſchen Ilek und ſeinem Bruder Togan Zwiſtigkeiten entſtanden und Beide ſeine Vermittlung anriefen, folgte ein leidlicher, ſelten und vorübergehend (z. B. 408 = 1017) unterbrochener Friedenszuſtand für längere Zeit. Aber von 420 (1029) an machten die Horden der Guſen ſich diesſeit des Oxus von Neuem unnütz, und Machmúd wie nach ihm ſein Sohn Mas'úd mußten ſie nach hartnäckigen Kämpfen ſchließlich doch im Lande behalten — der Anfang der türkiſchen Wanderungen, mit denen unſer nächſtes Buch im Zuſammenhange ſich beſchäftigen wird.

So wenig Machmúd, immer auf die Fortſetzung ſeiner indiſchen Eroberungen bedacht, eigentlich Luſt hatte weiter nach Weſten überzugreifen, ſo verſchmähte er doch keineswegs grundſätzlich, auch in dieſer Richtung ſeine Herrſchaft auszudehnen, wenn es ohne große Mühe geſchehen konnte oder für die Sicherheit ſeiner übrigen Beſitzungen erforderlich ſchien. Die buji-

dische Linie des Fachr ed-daula (oben S. 44) war seit dem Tode ihres Stifters immer weiter durch Theilungen und Kriege heruntergekommen. In Rei herrschte seit Fachrs Tode (387 = 997; oben S. 52) an Stelle seines unbrauchbaren Sohnes Medschd ed-daula („Ruhm des Reiches") dessen Mutter, bekannt unter dem Namen Es-Sseíjide „die Herrin", eine kluge und tüchtige Frau, welche selbst dem nicht eben sentimentalen Machmúd durch ihre treffende Antwort auf eine etwas unpassende Botschaft imponirt hatte. Sie starb 419 (1028); Medschd genoß bei den Truppen keines Ansehens und es erhoben sich Unruhen, zu deren Stillung der Hasenherzige so harmlos war, den Löwen von Gasna selbst herbeizurufen. Der stellte sich, als wollte er ihm den Gefallen thun; als er aber 420 (1029) in Rei eintraf, ließ er sich den kümmerlichen Bujiden kommen und herrschte ihn an: „Hast du das Scháhnámeh und die Chronik des Tábari[1]) gelesen?" „Ja." „Da siehst du nicht eben danach aus. Hast du schon einmal Schach gespielt?" „Ja." „Sind dir etwa dabei zwei Könige auf einem Felde vorgekommen?" „Nein." „Wie bist du also darauf gekommen, dich in die Gewalt Jemandes zu geben, der mächtiger ist als du?" Sprach's, ließ den „Ruhm des Reiches" nach Choraßán abführen und zog seinen Zwergstaat, der hauptsächlich aus Rei und Kaswín bestand, ohne Umstände ein; Hamadán und Ispahán, bisher Eigenthum des Bujiden Alá ed-daula Ibn Kakóje, wurden ebenfalls besetzt. Mehr Noth machte ihm Ssedschestán, das mit seiner widerhaarigen Bevölkerung unmittelbar an der Grenze seiner Hausmacht bei Bost nicht als selbständiger Staat geduldet werden konnte. Als solcher bestand es seit dem Rückgange der Ssamaniden unter dem früheren Statthalter derselben, Chalaf Ibn Achmed[2]), weiter und hatte sich bei den benachbarten Bujiden von Kirmán (aus der Linie des Behá, oben S. 45) gelegentlich mehrfacher Reibungen in Respect gesetzt, den Gasnewiden gegenüber bis dahin unabhängig gehalten; es kostete doch mehrere Feldzüge in den Jahren 390 und 392 (1000. 1002), bis erst Chalaf und dann seine mit der neuen Herrschaft unzufriedenen Unterthanen bewältigt waren. Folgenreicher erwiesen sich die später zur Bändigung der gorischen und Puschtu-Stämme (s. S. 37) durchgeführten Unternehmungen. Die Thäler von Gasna, Kábul und Lamgán (S. 50) wie die Pässe über das Ssuleimángebirge im Südosten, welche von Anfang der Geschichte die Einfallsthore nach Indien gewesen sind, waren von diesen rohen und kriegerischen Bergvölkern umlagert, die nur zu häufig durch Raubzüge und Ueberfälle auf durchmarschirende Heeresabtheilungen sich lästig machten. So wurde es i. J. 401 (1010/11) nothwendig, die Unterwerfung des Gór in Angriff zu nehmen. Das unwegsame Gebirgsland, dessen Felsen und Schluchten den Widerstand einer geschickten Vertheidigung zu brechen fast unmöglich

1) D. h. die persische und die arabische Geschichte; s. I, 576 und unten S. 63.
2) Er wollte ssaffaridischer Abkunft sein (vgl. S. 34); ob der Anspruch, der ihm in Ssedschestán verstärkten Einfluß zu sichern geeignet war, begründet gewesen ist, läßt sich schwer ausmachen.

erscheinen lassen, brachte das Vorrücken der von Altuntásch und Arslan geführten Heersäulen bald ins Stocken; Machmúd selbst mußte mit Verstärkungen herbeieilen, und es gelang auch ihm nur durch seine beliebte Kriegslist — scheinbare Flucht, welche die beutegierigen Feinde zu ungeordneter Verfolgung lockte — einen entscheidenden Sieg zu erringen. Die Hauptstadt des Gór fiel seinem Ansturm; der König des Landes, Ibn Ssúri,[1]) „ging seines zeitlichen und ewigen Heiles verlustig", indem er sich durch Gift tödtete, die Einwohner wurden zu Tribut und Annahme des Islâms gezwungen. Das folgende Jahr 402 (1011) brachte einen ähnlichen Kampf gegen den Herrscher von Kusdár, der im jetzigen Belutschistán sich bis dahin eine unabhängige Stellung gewahrt hatte; und als 409 (1019) bei der Rückkehr Machmúds aus Indien wieder räuberische Afghanen (S. 39) das Heer des Sultans anfielen, empfingen auch diese eine empfindliche Züchtigung. Alle die genannten Völkerschaften lieferten seitdem in verstärktem Maße — ab und zu war es ja schon früher geschehen — Kerntruppen für des Gasnewiden spätere Feldzüge, und bereiteten sich auf solche Weise auf ein selbstthätiges Eingreifen in die Geschicke des Ostens vor (vgl. S. 49. 184). Alle diese Unternehmungen aber, so deutete ich bereits (S. 49. 53) an, waren für Machmúd dem einen großen Ziele untergeordnet, Indien für den Islâm zu gewinnen. Die hauptsächlich doch nur im Westen des Indus erfolgreich gewesenen Einfälle der arabisch-persischen Heere unter den Omaijaden (I, 412) und Abbaßiden (I, 488) hatten einen dauernden Anschluß dieses Gebietes an das Chalifat nicht zu bewirken vermocht. Die angesiedelten Muslime waren an Zahl den Hindus gegenüber zu gering und mußten allmählich in diese mehr oder weniger aufgehen, besonders seit mit der zunehmenden Schwäche der Chalifenherrschaft diese Bezirke sich dem Einflusse der Regierung von Bagdad vollkommen entzogen; in den paar Städten, wo die Mohammedaner als herrschende Kaste sich hielten, traten sie entweder zum indischen Heidenthum über, wie in Manßúra, der alten Veste des Mohammedanismus in Indien, oder sie bequemten sich doch ihrer Umgebung in hohem Grade an, wie in Multán, dessen König zu Machmúds Zeiten zwar den arabischen Namen Abu'l-futúch führt, aber als ein höchst übler Ketzer bezeichnet wird.[2]) Somit hat man

1) „Der Sohn Ssúri" bedeutet hier einen Abkömmling aus einem Königsgeschlechte Ssúri. 2) Ein zeitgenössischer Schriftsteller von höchster Autorität, der Indien aus eigener Anschauung kennt, El-Berúni, berichtet, daß Abu'l futúch und seine Leute Karmaten (I, 593 ff.) gewesen seien. Daß karmatische und ismaelitische Sendlinge im 4. und 5. (10. 11.) Jahrhundert weit nach dem Osten vorgedrungen sind, ist allerdings bekannt; und wenn man sich entsinnt, daß sich die ismaelitische Lehre von der Gleichwerthigkeit aller Religionen (I, 592) sehr für Leute eignet, die unter einer heidnischen Bevölkerung leben müssen, so würde Berúnis Notiz an sich kaum einer anderen Deutung, als der im Text gegebenen, unterliegen können. Doch macht eine weitere Mittheilung desselben Schriftstellers mich darin irre, der zu Folge die Karmaten, als sie Multáns sich bemächtigten, die Götzenbilder zerschlagen hätten. Die ganze Sache ist ziemlich dunkel, vor Allem ist mir durchaus unklar, wer diese „Karmaten" alsdann

die Einzelstaaten, in welche damals das nordwestliche Indien von Gudscherát bis Kaschmir zerfiel, als dem Islám so gut wie vollkommen entfremdet anzusehen. Fünfzehn, nach späteren Geschichtschreibern sogar siebenzehn Feldzüge hat Machmúd geführt, sie dem wahren Glauben zurückzugewinnen und neue Gebiete ihm und nebenbei seinem Reiche zu erobern; ich hebe die wichtigsten derselben kurz hervor. Im Jahre 391/2 (1001) schlug der Sultan den König Dscheipál von Pischáwer, mit welchem schon sein Vater Sebuktegin zu kämpfen begonnen hatte, und bemächtigte sich bald darauf des nordwestlichen Pendscháb; 396 (1006) fiel Multán, d. h. das ganze südliche Pendscháb, und 405 (1014) ward bereits Thaneßer[1]) erobert, also fast der Dschamna erreicht. 409 (1018) suchte der Gasnewide mit einem furchtbaren Raubzuge das Königreich Kanódsch (am Dschamna und Ganges) heim, plünderte und verwüstete die großen Städte Mathura (am Dschamna) und Kanódsch (am Ganges, westlich von Lakhnau), sowie eine ganze Anzahl weiterer Ortschaften, und kehrte mit unermeßlicher Beute nach Gasna zurück. Nach den meisten Berichten wäre er dann 414 (1023) noch über Gwalior und Kalindschár (südlich vom Dschamna, in der Nähe von Allahabád) hinausgedrungen; vollkommen sicher ist jedenfalls der berühmte Feldzug des Jahres 416/17 (Winter 1025/6) nach Ssomnát auf der Halbinsel Gudscherát,[2]) wo es ein von den Indern hochverehrtes, scheußliches Götzenbild zu zerstören galt, dessen unberührtes Fortbestehen die Wirkungen aller bisherigen Siege auf die Inder zu nichte zu machen drohte. Der kühne Zug gelang; außer mehreren zwischenliegenden Orten ward auch Ssomnát mit Sturm genommen, das Götzenbild verbrannt bis auf ein Stück, aus dem später eine Stufe zum Eingang der Hauptmoschee von Gasna zurecht gehauen wurde, die Stadt übel zugerichtet und ein großer Theil der Einwohner niedergemacht.

So ausgedehnt Machmúds Eroberungen gewesen sind, zu dauernder Einverleibung in das Gasnewidenreich ist doch bei Weitem nicht die Hälfte des indischen Bodens gelangt, welchen die Hufe seiner Rosse durchstampft hatten. Bei der Zersplitterung des damaligen Indiens in eine große Zahl von Kleinstaaten, deren Bündnisse gegen die gemeinsame Gefahr schwerfällig

---

gewesen sind. Wir hören nirgends, daß die Streifzüge der Karmaten des Bachrein zu Lande über Chusistán hinaus nach Osten sich erstreckt hätten, und eine Schiffsexpedition etwa von Omán aus nach Indien, die nachher den ganzen Indus bis Multán hätte hinaufgehen müssen, ist doch erst recht unwahrscheinlich. Ismaeliten hat es übrigens auch später in großen Mengen in Indien gegeben; noch heute besteht die Secte, wenngleich in einer wieder ganz harmlos gewordenen Form, daselbst an verschiedenen Orten, besonders in der Nähe von Bombay, weiter.

1) Indisch Thanéswara, etwa 25 Meilen nördlich von Dehli. 2) Ssomnát (genauer Ssoma-Nátha „Mond-Herr") ist zunächst einer der Namen des Mahadeva; das Götzenbild, welches die Araber so nennen, war ein phallisches Emblem, ein sogenanntes Lingam jenes Gottes. Danach heißt denn auch die Stadt bei den Muslimen einfach Ssomnát (statt Pattana Ssomanátha „Ssomanatha-Stadt", wie der heutige indische Name lautet).

und unkräftig auszufallen pflegten, mochte ein kühner Heerführer, wenn ihm das Schicksal Zeit dazu ließ, der Reihe nach sämmtliche Provinzen des großen Landes ungestraft an der Spitze seiner Truppen heimsuchen; aber mehr als die nächstliegenden Grenzländer sich zu wirklichem und beständigem Eigenthum anzuschließen und mit der Religion und den Gewohnheiten des Islâms zu durchtränken war selbst die Thatkraft eines solchen Kriegers nicht im Stande. So reicht denn unter Machmúds Nachfolgern die Macht der Sultane nach Osten und Süden nicht allzu weit über das Pendschâb hinaus;[1]) dieses große und reiche Land freilich ist von da an in der Hauptsache stets mohammedanisch geblieben, und hat dem Islâm als Stützpunkt gedient, von welchem aus er in langsamem Vorrücken sich nach und nach den größten Theil Vorderindiens wenigstens für eine Weile unterwerfen konnte. So ist es kein Wunder, daß Sultan Machmúd von sämmtlichen muslimischen Geschichtschreibern als Held des Glaubens gefeiert und in jeder Beziehung als Muster eines weisen und gerechten Herrschers hingestellt wird. Wie das Volk darüber dachte, zeigt eine bekannte Erzählung späterer Zeit.[2]) Der Wesír des Sultans, so heißt es, wünschte die nimmer rastende Kriegslust seines Fürsten gezügelt zu sehen. Großen Herren unliebsame Wahrheiten zu sagen, dienen im Oriente Parabeln und Märchen; so erwähnte denn eines Abends der Wesír in der Hofgesellschaft, er habe im Laufe des Tages im Schatten eines verlassenen Hauses, in welchem Eulen nisteten, gerastet und dabei, durch Allahs Gnade der Vogelsprache kundig, deren Unterhaltung belauscht. Hier stockt der Redner, scheinbar plötzlich verlegen werdend; Machmúd, neugierig gemacht, drängt, ja befiehlt schließlich, fortzufahren und der Wahrheit gemäß zu berichten, was die Eulen gesprochen. „Es waren zwei alte Käuze", so beginnt schließlich der Wesír von Neuem, „der eine hatte einen Sohn, der andere eine Tochter, um deren Verheirathung es sich handelte. Aber fünf wüste Dörfer, forderte der Vater der Braut, müsse diese als Morgengabe erhalten. Fünf? lachte der Andere: fünfhundert kann ich schenken — so lange Allah dem Sultan das Leben läßt, wird es an wüsten Dörfern nicht fehlen!" Und wie sehr das bittere Wort auf Wahrheit beruhen muß, zeigen die Berichte der Lobredner selbst: auf zwei Millionen Golddinâre (I, 100 Anm. 1) belief sich der Werth der aus Sfomnât geraubten Tempelschätze, und fünfzigtausend Hindus sollen bei der Eroberung dieser einzigen Stadt abgeschlachtet worden sein — möglich, ja wahrscheinlich, daß ad majorem Allahi gloriam diese Zahlen stark übertrieben sind, aber schon der vierte Theil wäre furchtbar. In keinem Falle läßt sich zweifeln, daß Machmúds beschränktem Fanatismus und der wilden Grausamkeit seiner türkischen und afghanischen Horden Tausende und aber Tausende friedlicher Menschen zum Opfer gefallen sind. Und selbst

1) Es wird als etwas ganz Besonderes hervorgehoben, daß während der Regierung des Sultans Alâ ed-daula (492—508 = 1099—1115) wieder ein muslimisches Heer den Ganges erreichte. 2) Vgl. Rückert, Morgenländische Sagen und Geschichten, Stuttgart 1837, II, 186.

da, wo das Schwert des Gasnewiden jahrzehntelanger blutiger Verwirrung Schranken gesetzt hat, in Chorasán und Mittelpersien, ward eine kurze Frist äußerer Ruhe und Ordnung theuer genug erkauft. Wie für indische Götzendiener, so kannte der eifrige Sunnite auch für Schi'iten und Freidenker nicht die geringste Schonung. Man wird es als eine berechtigte Vertheidigung gegen die seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts überall in Persien auftretende ismaelitische Propaganda (I, 594 ff.) begreifen, wenn Machmúd hinter deren Sendlingen eifrig her war und einen eigenen Inquisitor — natürlich einen als Leuchte des Glaubens bekannten Theologen — einsetzte, um diesen Ketzern nachzuspüren: sahen wir doch eben, daß es „Karmaten" zu seiner Zeit schon auf indischem Boden gab (oben S. 58), und ebenso steht fest, daß kurz vor dem Ende des Samanidenreiches auch das nicht minder entlegene Transoxanien von ismaelitischen Elementen durchsetzt war.[1]) Dem Ehrgeiz der eben auf der Höhe ihrer Macht stehenden Fatimidenchalifen Aegyptens ließ grade in diesem Augenblick die bujidische Zersplitterung Persiens keine Hoffnung zu verwegen erscheinen: um das Jahr 403 (1012/13) ward in Herát ein Mann aus Táhert (mitten im Herzen Westafrikas, I, 486) abgefaßt, der sich für einen Gesandten des Fatimiden Hákim an Machmúd ausgab, jedenfalls aber nichts als ein Spion war; er wurde als Ketzer hingerichtet. Aber ein Unglück für die eben errungene Freiheit des geistigen Lebens in Persien war es, daß auch der gemäßigte Schi'itismus, der von den Samaniden geduldet, von den Bujiden gefördert worden war, ja auch die noch ungefährlicheren Ansichten der Mo'tasiliten (oben S. 9) nicht mehr geduldet werden sollten. Als Machmúd im Jahre 420 (1029) Rei besetzt hatte, „ließ er von den schi'itischen[2]) Genossen des Medschd ed-daula eine große Anzahl kreuzigen und verbannte die Mo'tasiliten nach Chorasán und ließ die Bücher über Philosophie, mo'tasilitische Theologie und Astrologie verbrennen und führte von Büchern anderer Art hundert Kamelslasten mit sich fort." Die stete Anklage, unter welcher seine Höflinge sich gegenseitig bei ihm zu verleumden pflegten, war die auf Schi'itismus; ihr hatte trotz der auf den Besitz eines so großen Dichters erpichten Ruhmsucht des Sultans auch Firdúsi eine nie endende Kette von Verdrießlichkeiten zu danken. Auch das mußte einen Bruch in die neu begonnene Entwicklung des Perserthums bringen, daß Machmúd in seinen späteren Jahren an die Stelle der persischen Sprache im amtlichen Gebrauche wieder das Arabische treten ließ. Allerdings hatte das begabte Volk in den anderthalb Jahrhunderten seit dem

1) Avicennas Vater und Bruder waren Ismaeliten und Anhänger des fatimidischen Chalifates: Ibn Abi Uşeibia II, 2, 12 f. — Vergl. auch Nassiri Khosrau, Sefer nameh p. Schefer, Paris 1881, p. II n. 2; XLII. 2) Bei Ibn el-Athír IX, 262 steht „batinitischen", was in der Regel gleich ismaelitisch ist. Aber wirkliche Ismaeliten kann selbst ein Bujide nicht als „Genossen" bei Hofe gehabt haben; das Wort steht also an der Stelle vermuthlich in seinem ursprünglichen Sinne, wo es die allegorische Methode der Koranauslegung (oben S. 9. 12) bedeutet.

Regierungsantritte der Tahiriden sich zu sehr fühlen gelernt, als daß es möglich gewesen wäre, seine einmal zum Range einer Literatursprache von Neuem erhobene Zunge, wie früher, vom Gebrauche in Poesie und Wissenschaft gänzlich auszuschließen; aber verkümmert ward der so fröhlich aufgeschossene Trieb doch in einer Weise, daß bei dem schließlichen Siege des Schi'itismus unter den Sefiden eine ganze Anzahl von Zweigen der Wissenschaft in Persien todt waren und auch nachher nie wieder lebendig geworden sind. Freilich haben dafür die schrecklichen Zeiten der Seldschuken und Mongolen den Ausschlag gegeben. Aber die eigentliche Wendung tritt doch schon durch Machmúd ein: es ist bezeichnend, daß sein Secretär El-Otbi, dem wir ein Geschichtswerk über die letzten Zeiten der Samaniden und die Anfänge der Gasnewiden verdanken, es für angebracht hielt, dasselbe zwar im ächt persischen Brillantstil, aber in arabischer Sprache zu schreiben, so unabhängig für einen Hofhistoriographen sein Ton — er spricht mit Achtung und Theilnahme von Múntaßir, welcher dem Machmúd doch so viel Noth gemacht hatte — im Uebrigen auch sein mag. Unter den Samaniden übersetzte man den arabischen Tábari ins Persische, jetzt schreibt der Perser Geschichte wieder arabisch.

In welcher Art Machmúd danach strebte — klug genug war er dazu — seinen übrigen Ansprüchen auf die Bewunderung der Menschheit auch den auf den Namen eines Beschützers von Kunst und Wissenschaft hinzuzufügen, läßt sich aus dem summarischen Verfahren bei der Besetzung von Rei (oben S. 61) genugsam entnehmen. Was auf diesem Gebiete ketzerisch aussah, ward niedergetreten, alles Andere möglichst für den glänzenden Hof von Gasna monopolisirt. Das Verdienst, auf solche Weise einer großen Anzahl hervorragender Männer einen Platz dargeboten zu haben, auf welchem sie stehen und wirken konnten, soll ihm so wenig bestritten werden, als die Fähigkeit, dichterische Erzeugnisse zu würdigen und mit Geschmack zu beurtheilen; mit aller Schärfe aber ist gleichzeitig hervorzuheben, daß nicht, wie bei den Samaniden, verständnißvolle Unterstützung des geistigen Lebens, sondern lediglich Zusammenraffung von Berühmtheiten, die wie der Sterne Chor um die Sonne des fürstlichen Ruhmes sich stellen sollten, dem großen Eroberer am Herzen gelegen hat. Nicht ganz so mechanisch wie Napoleon ist er bei seinen Maßregeln zur Verherrlichung seiner Hauptstadt vorgegangen; wie aber dieser Gemälde und Statuen, so ließ Machmúd in den von ihm geraubten Ländern Gelehrte und Dichter einpacken, in die Residenz schicken und zum Staunen des Publicums daselbst ihre Talente entfalten. Damit soll denn freilich nicht gesagt sein, daß nicht der blendende Glanz seines Hofes und die wohlberechnete Freigebigkeit, der er sich befliß, auch ohne Zwang eine Menge von bedeutenden Männern herbeigelockt hätten: wenn aber die zweifellose Kunde auf uns gekommen ist, daß er bei der Eroberung von Chwarism die Ueberführung mehrerer Größen der Wissenschaft ausdrücklich angeordnet hat, so läßt sich auch in andern Fällen, über die wir nicht genauer unter-

richtet sind, ein ähnliches Verfahren wohl voraussetzen. Das hat ja auch der Türke mit dem Russen der alten Art gemein, daß Alles bei ihm auf höheren Befehl geschehen soll; der Bien muß, ginge er seinem Honigsammeln auch lieber auf eigene Weise nach. Und daß Machmúds Förderung von Kunst und Wissenschaft bei aller geräuschvollen Prahlerei eines niedrigen Zuges nicht ermangelte, zeigt sein bekanntes Verhalten gegen Firdúsi, den größten Dichter Persiens und einen der größten des Erdkreises.[1]) Abu'l-Káßim Manßúr, genannt el-Firdaußi[2]), war im Jahre 328 (940) in Schebedh, einem kleinen Orte bei Tús in Choraßán geboren. Er war rein persischer Abkunft, sein Vater, dessen Name nicht feststeht,[3]) einer jener Dichkáne, d. h. kleinen Grundbesitzer, die wir als eigentliche Träger der alten nationalen Ueberlieferungen kennen gelernt haben (s. hier S. 19 Anm.). Es ist natürlich, daß in solcher Umgebung das Sinnen und Dichten eines begabten Jünglings sich früh zu eben jenen Sagen der Vorzeit hinneigen konnte, welche neben der verpönten zoroastrischen Religion den eigentlichen Kern des geistigen Erbes der Perser bildeten. Um so eher, als das Streben, dieses Erbe neu zu erwerben, um es wieder zu besitzen, bereits seit einem Jahrhundert hier und dort eifriges Wiederaufspüren der alten Berichte von Königen und Helden behufs vollständiger Herstellung des Königsbuches (Schâh-nâmeh I, 469) als einer Zusammenfassung der iranischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf den Einbruch der Araber angeregt hatte (oben S. 46 f.). Die sagenhaften Angaben über das frühere Leben des Firdúsi, welche hauptsächlich seine Beschäftigung mit dem Stoffe des Königsbuches und seine im Zusammenhang damit stehende schließliche Uebersiedlung nach Gasna erklären wollen, sind unsicher und voller Widersprüche; es steht aber fest, daß er seit der Vollendung seines 35. Lebensjahres in Tús, wo er die Gunst des ssamanidischen Statthalters als ein durch hervorragende Leistungen schon bekannter Dichter genoß, mit dem großen Epos sich beschäftigte, welches den Gedanken des Emirs Núch III. und seines Dakiki (oben S. 46) in ungeahnter Vollendung verkörpern sollte. Gern stellen wir uns den seiner Dichtart nach zu urtheilen ernsten und nachdenklichen Mann, der etwa seit dem 27. Jahre verheirathet und dem aus dieser Ehe entsprossenen Sohne ein zärtlicher Vater war, im Anschluß an eine spätere Ueberlieferung vor, wie er neben dem Wasserlaufe, welcher den Park des Statthalters bei Tús durchschnitt, sitzend an seinem

1) Vgl. A. Fr. v. Schack, Heldensagen von Firdusi, Berlin 1865 und s. hier I, 72 Anm. Auch an Heines bei aller Barockheit doch so wirksames Gedicht „Firdusi" (im Romanzero) mag es gestattet sein zu erinnern. 2) Der Beiname wird verschieden erklärt: nach Einigen soll ihm Sultan Machmúd eines Tages gesagt haben „Du hast meinen Hof zum Paradiese (firdaus) gemacht", nach Anderen hätte man ihn so genannt, weil er in dem Parke (der nach dem griechischen παράδεισος auch firdaus auf persisch heißt) des ihm gewogenen Statthalters von Tús sich dichtend zu ergehen gepflegt. Beide Erklärungen machen einen etwas künstlichen Eindruck. — Firdaußi ist die genaue ältere Aussprache des Namens, Firdusi indeß bei uns nun einmal üblich geworden. 3) Er wird Ißchák oder Achmed genannt.

Königsbuche dichtet. Ist diese Idylle kein Märchen, so mußte sie jedenfalls in den stürmischen Zeiten, welche der Verfall des Sſamanidenhauses heraufbrachte, ein melancholisches Ende finden. Welches auch der Grund gewesen sein mag, der Firdúsi um das Jahr 390 (1000) an den Hof Sultan Machmúds geführt hat, schon das zeitliche Zusammentreffen mit dem 389 (999) fallenden Ende des Emirates von Bochára weist darauf hin, daß seine Uebersiedlung vermuthlich unter dem Einfluß der unruhigen Verhältnisse stattfand, die bis zum Tode Múntaßirs (oben S. 55 f.) den Frieden seiner Heimath störten. In Gasna scheint er bei dem stattlichen Kreise von Hofpoeten, welche der neuen Sonne ihre Huldigungen darzubringen eifrig beflissen waren, keine sehr begeisterte Aufnahme gefunden zu haben. Es waren durchaus keine verächtlichen Leute, die aus dem Schiffbruche der Sſamaniden sich hieher gerettet, zum Theil auch sonst aus persischen Landen zusammengefunden hatten — Únßuri,[1]) Fárruchi, Minotschéchri und eine große Zahl von Anderen, welche dem Rúdagi und Dakiki (S. 46) mit Glück nacheiferten und sich um die Gnade des Sultans bemühten: aber es waren ihrer Viele, und man begreift, daß sie nicht eben Lust hatten, dem überlegenen Ankömmling gutwillig den ersten Platz einzuräumen. Trotzdem wurde Machmúd, dem es an Verständniß für dichterische Vorzüge nicht fehlte, aufmerksam auf den Mann aus Tús, und als dieser schließlich dem Fürsten ein Bruchstück seines Epos vortragen durfte, war sein Erfolg gesichert. Die alten Helden Iráns, der starke Rustem (S. 25 Anm. 1), der glänzende Isfendijár, die wackeren Streiter Sſám und Sál und wie sie alle heißen, konnten einem gewaltigen Kriegsmanne schon gefallen, und wir hören, daß schon vor Firdúsis Ankunft in Gasna der Sultan die Absicht geäußert habe, einen seiner Dichter mit der Weiterführung des von Dakiki begonnenen Werkes zu beauftragen. Hier war mehr als Dakiki oder Únßuri; Firdúsi ward ausersehen, die Arbeit zu vollenden; für jeden Doppelvers[2]) sollte er ein Goldstück als Lohn erhalten, und damit er ungestört in der Nähe des Herrschers schaffen und das Vollendete hin und wieder vortragen könnte, ward ihm eine Wohnung im Palaste selber eingeräumt. Zwölf Jahre lebte und dichtete er nun am Hofe; sie wurden ihm von Neidern aus der Zahl der Hofpoeten und Schranzen, die fortwährend durch allerhand Verleumdungen (vgl. S. 61) den Sultan gegen ihn einzunehmen versuchten, reichlich verbittert, dazu auch durch seines geliebten Sohnes frühen Tod schwer getrübt.[3]) Für Alles das mußte ihn seine Kunst entschädigen;

---

1) Gewöhnlich, wenngleich weniger genau, Anſari gesprochen. 2) Die für das Epos bei den Persern gebräuchliche Form besteht in Versen gleichen Metrums, von denen immer zwei auf einander folgende mit einander reimen. 3) Das schöne Trauergedicht, welches ihm dieser Unglücksfall eingab (übersetzt bei Schack S. 25), enthält die Verse: „Dies eine Mal nur hat er mich betrübt — und eine böse That an mir verübt" — ein merkwürdiges Zusammentreffen mit der Grabschrift römischer Frauen de qua nil doluit nisi mortem, die auch Chamisso in einem bekannten Gedichte in so ergreifender Weise verwendet.

unermüdlich reihte er Zeile an Zeile, bis endlich im Jahre 401 (1011) das große Gedicht vollendet war, von welchem der nun über siebenzigjährige Dichter die stolzen Worte sagen durfte:

„Durch Sonnenbrand und Regenguß zerfallen
„Die Königsschlösser und die Tempelhallen,
„Doch den gewalt'gen Bau, den ich erhoben,
„Verfehrt nicht Regen, noch der Stürme Toben." [1])

Sechzigtausend Doppelverse umfaßte es; sechzigtausend Golddinâre mußten dem Dichter zu Theil werden, so der König sein Wort zu halten vorhatte. Es zu drehen und zu deuten ließ er sich herab, und sandte auf die Einflüsterung eines neidischen Wesírs sechzigtausend Silberstücke. Firdúsi war eben im Bade, als unter Leitung eines Hofbedienten die Beutel angeschleppt wurden. Wie er den ersten öffnete und ihm das unkönigliche Silber in die Hand fiel, erhob er sich, und in stolzer Erbitterung schenkte er die Summe zu gleichen Theilen an den Hofbedienten, den Badewärter und einen Bierverkäufer, von dem er grade ein Glas seines Getränkes entnommen hatte. Als Sultan Machmúd das erfuhr, gerieth er in eine solche Wuth, daß er den Allzustolzen unter die Füße seiner Elephanten werfen lassen wollte; schließlich begnadigte er ihn zu sofortiger Verbannung. Firdúsi ging, aber nicht ohne in den Händen eines ihm befreundeten Hofsklaven ein versiegeltes Schriftstück zurückzulassen, mit dem Auftrage, nicht früher als nach zwanzig Tagen es dem Sultan zu übergeben. Wir besitzen das poetische Sendschreiben, welches darin enthalten war, noch jetzt: es ist eine Satire auf den wortbrüchigen Fürsten, ein wahres Meisterwerk dichterischer Kraft und edler Entrüstung.[2]) Wer es liest, begreift den maßlosen Zorn des Herrschers, der auf dem höchsten Gipfel seiner Macht sich mußte einen Knicker schelten und, schlimmer noch, gar daran erinnern lassen, daß eine Gesinnung, wie er sie gezeigt, fürwahr dem Sohne eines Sklaven — der war Sebuktegín ja gewesen — wohl anstehe. Mit unversöhnlichem Hasse verfolgte er lange Jahre hindurch den einst so begünstigten Dichter von Ort zu Ort; als der endlich in Bagdad bei dem Chalifen Kádir (I, 635) Aufnahme gefunden, forderte Machmúd seine Auslieferung. Kádir, so schlecht es ihm unter den Bujiden ging und so dringend er es nöthig hatte, sich den mächtigen Herren des Ostens zu verpflichten, dachte vornehm genug, das Ansinnen abzulehnen, mußte aber doch dem Greise rathen, abermals den Wanderstab zu ergreifen. Ein edler Mann, Achmed Ibn Mohammed, Herr des in der Nähe von Ispahán gelegenen Ortes Chán Lendschán, wagte es ihm Zuflucht zu gewähren; vielleicht durch seine Bemühung ward endlich der Groll Machmúds so weit gesänftigt, daß Firdúsi wenigstens auf heimischem Boden sterben durfte. Er that (411 = 1020) seinen letzten Athemzug, achtzig Jahre alt, in Tús

1) Schack S. 70. Wieder ein eigenthümliches Zusammentreffen mit dem Exegi monumentum aere perennius des Horaz. 2) Uebersetzt bei Schack S. 68 ff.

(Meschhed); dort ist noch heute[1]) sein Grabmal zu sehen, wie es ein neuerer Reisender beschreibt, „eine mit lackirten Ziegeln geschmückte Kuppel, die so klein ist, daß man zuerst glaubt, sie habe einen Theil eines Privathauses ausgemacht". Es ist ein merkwürdiger Ort, dieses Meschhed (vgl. S. 14); friedlich liegen da neben einander der Abbaßide Harún und der Alide Rida, der iranische Dichter Firdúsi und der orthodox-muslimische Philosoph Gasáli, der große Wesír Nisám el-mulk (s. unten S. 86), welchem das Land seine letzten glücklichen Zeiten verdankt, und der Astronom Naßir ed-din, der Günstling des Mongolen Hulagu, der eben dieses Land für immer ruinirt hat. Die Nutzanwendung wolle man im Hamlet nachlesen.

In dem Augenblicke, so hören wir, in welchem Firdúsis Leichenzug sich zum Thore von Tús hinausbewegte, langten Boten des Sultans an, der, endlich zur Einsicht gekommen — auch er stand bereits am Rande des Grabes — dem gekränkten Dichter ein Ehrenkleid und die 60,000 Golddinare überbringen ließ. Die Tochter des Verstorbenen theilte den hohen Sinn ihres Vaters; sie überwies das Geld der Stadt zu gemeinnützigen und wohlthätigen Bauten. Es war eine weise Fügung, daß er selbst diese Genugthuung nicht erlebte: denn weit höheren Lohn hatte er bereits dahin. Meine Aufgabe kann nicht sein, hier eine Charakteristik von Firdúsis Epos zu geben; es muß genügen anzudeuten, daß in ihm der persische Geist seinen edelsten und künstlerisch verklärtesten Ausdruck gefunden hat, wie es nur möglich ist, wo die Ueberlieferungen eines großen Volkes von einem Dichter ausgestaltet werden, dessen Genie mit ernster Gesinnung und wahrer Weisheit gepaart ist. Er ragt eines Hauptes Länge ob allem Volke Persiens, dem Herzen des Persers stehen darum auch die weniger erhabenen Sfaadi und Háfis näher: sind wir aber gern bereit, uns an der milden Lebensauffassung des Einen und dem warmen Lebensdrange des Anderen zu erfreuen, nur in Firdúsi fühlen wir Blut von unserem Blute — er allein wird von dem Geiste getrieben, der auch im Nala, im Homer, in den Nibelungen weht. Davon konnte freilich der arme Sultan Machmúd nichts ahnen; es hätte ihm auch wenig genützt. Er mußte sich begnügen, einer höheren Macht zu dienen, indem er die Blüten und Früchte, welche das Jahrhundert der Sfamaniden gezeitigt, auf die Drähte seines Hofes spießte, um einen Strauß zu binden, der zum Glück dauerhafter sich erhalten sollte, als dieser Hof selber. Denn auch von den übrigen Dichtern, welche oben als mehr oder weniger unfreiwillige Genossen des Firdúsi zu nennen waren, haben wir manchen zierlichen Vers überkommen, und unsere wissenschaftliche Forschung hat nicht minder Grund, dieser Zeit ihren Dank zu spenden. Zu ihren besten Söhnen zählt El-Berúni, einer von den bei der Besetzung von Chwarism nach Gasna mitgenommenen Gelehrten, berühmt durch ein aus gründlichen

1) War es wenigstens noch am Anfange dieses Jahrhunderts: s. Fraser's Reise nach Khorasan, Bd. 2 (Neue Bibl. der wicht. Reisebeschr. LII) S. 258: zu Schack S. 27.

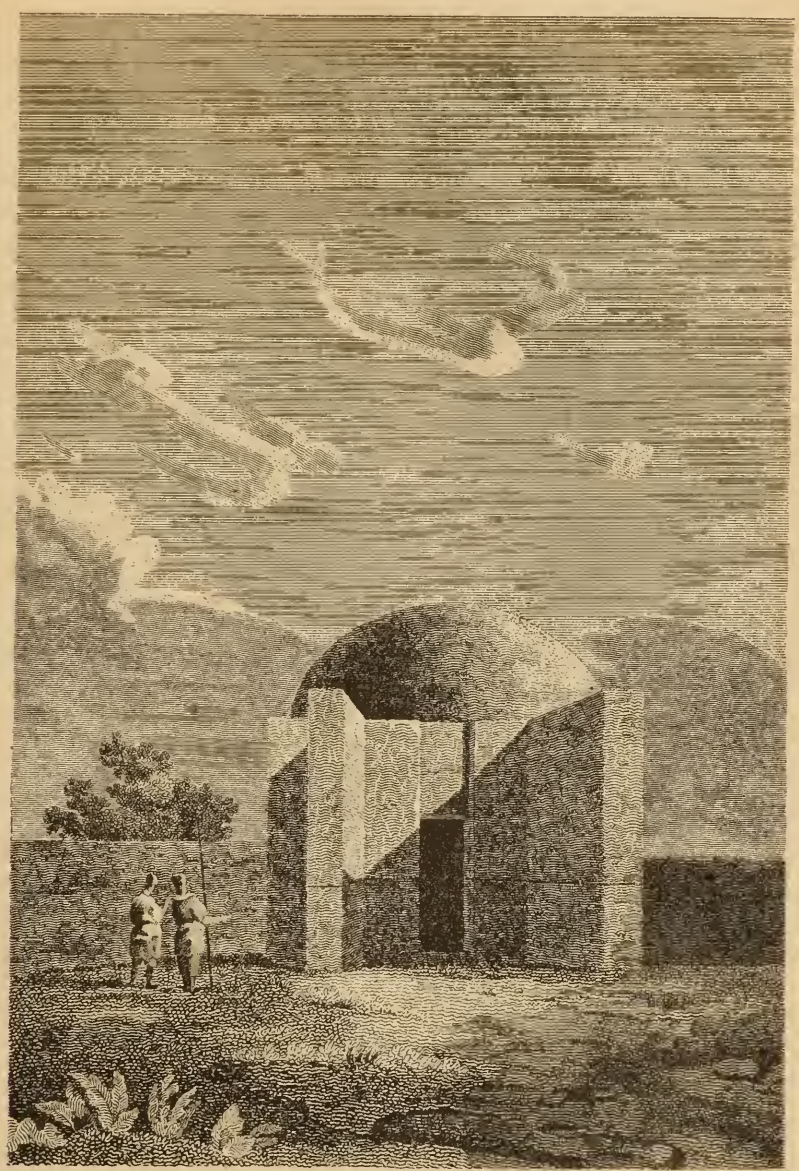
astronomischen und geschichtlichen Studien hervorgegangenes Werk in arabischer Sprache über die Chronologie der alten Völker, das noch heute von Wichtigkeit ist. Er war ein Mann durchaus persischer Gesinnung, dem es wenig Freude gemacht zu haben scheint, seine Heimath mit dem entfernten Hofe des Sultans vertauschen zu müssen; er hat aber die ihm gebotene Gelegenheit dazu benutzt, als erster Muslim sich eine auf eigener Anschauung beruhende Kenntniß des indischen Landes und seiner Geschichte zu verschaffen, die er in einer „Geschichte Indiens" niedergelegt hat, und deren Werth durch den gänzlichen Mangel einer historischen Literatur bei den Indern selbst verdoppelt wird. Ebenfalls aus Chwarism entführt war El-Haßan Ibn Ssuwár, ein berühmter Arzt, dessen Hilfe Machmúd selbst für sich in Anspruch nahm; ebenfalls ein charaktervoller Mann, der unter armen Leuten seine Kunst in unscheinbarem Gewande zu üben pflegte, aber nie anders als in glänzendem Aufzuge zu Hofe ritt. Noch eine bedeutende Persönlichkeit hatte mit diesen beiden zusammen in Chwarism gewirkt: Abu Ali El-Hußein, bekannt unter dem Namen Ibn Ssina, woraus man im Abendlande Avicenna gemacht hat. Es ist neben dem Spanier Averroes derjenige unter den orientalischen Gelehrten, welcher unter den christlichen Völkern des Mittelalters den meisten Ruf besessen und die tiefgehendste Wirkung geübt, leider auch das meiste Unheil angerichtet hat. Avicenna ist die classische Verkörperung des persischen Charakters in unverfälschter Mischung seiner Vorzüge und Schwächen. Geistreich und gescheit, leistungsfähig und lebenslustig, gewandt und liebenswürdig, findig in bedenklichen, niemals muthlos in schlimmen Lebenslagen ermangelt er doch in geistiger Beziehung der Tiefe, welche das Genie, in der Lebensführung des großen Zuges, welcher den Charakter macht. Seine Begabung war von erstaunlicher Vielseitigkeit: er war Arzt, Staatsmann, Höfling, Gelehrter, schrieb zahllose Bücher über Medicin, Philosophie und Ethik, Mathematik und Physik, Alchymie und Traumdeutung, Theologie, Grammatik, Rhetorik, Musik, dazu machte er Gedichte — und alles das ganz nach Belieben in arabischer oder persischer Sprache, und meistens aus dem Kopfe, in welchem er seit frühster Jugend mit Hilfe einer schnellen Auffassungsgabe und eines unglaublichen Gedächtnisses das ganze Wissen seiner Zeit in encyklopädischer Vollständigkeit aufgespeichert hatte. Daß unter der unendlichen Masse seiner Schriften auch nur ein neuer Gedanke sichtbar wäre, steht nicht fest und ist mir unwahrscheinlich;[1]) Avicennas Verdienst besteht lediglich darin, die wissenschaftlichen Errungenschaften seiner arabischen und persischen Vorgänger, insbesondere auf dem Gebiete der Medicin, in systematischer, übersichtlicher und handlicher Weise zusammengestellt zu haben. Das bleibt, wenn es in einer so ausgedehnten und brauchbaren Weise geschehen ist, immer ein wirkliches Verdienst; es hat indeß, wie gewöhnlich in solchem

1) Zum größten Theile sind sie ungedruckt und auch die gedruckten habe ich natürlich nicht durchgelesen; aber was mir davon genauer oder oberflächlicher bekannt ist, läßt mich an meine Berechtigung zu obigem Urtheil glauben.

Falle, einmal die Folge gehabt, auf Kosten seiner Vorgänger den Ruhm des geschickten Compendienschreibers ungebührlich zu erhöhen, dann aber, was schlimmer ist, neue wirkliche Fortschritte der selbständigen Forschung verhindern zu helfen. Die traurigen Zeiten, welche nach dem Tode Machmúds über den Orient hereinbrachen, waren an sich nur allzu geeignet, die begonnene wissenschaftliche Entwicklung ins Stocken zu bringen, die Praktiker an ein Leben von der Hand in den Mund zu gewöhnen: hatte man nun gar ein so vollständiges und leicht verständliches Handbuch zur Verfügung, wie Avicennas großen „Kanon",[1]) so war die Versuchung um so größer, dies ein für alle Mal zur Grundlage des Unterrichtes, allmählich dann auch zur obersten wissenschaftlichen Autorität überhaupt zu wählen. Eine Schuld trifft dabei den Verfasser so wenig, wie den als Forscher thurmhoch über ihm stehenden Galen für das ganz ähnliche Verhängniß, welches sein pathologisches System zum Grund- und Eckstein der medicinischen Wissenschaft durch mehr als ein Jahrtausend gemacht hat: aber welch' ein Unglück in beiden Fällen durch Abschneiden aller weiteren voraussetzungslosen Forschung in der Welt angerichtet worden ist, das läßt sich heute noch kaum übersehen. Nicht als ob verständige Praktiker nicht auch innerhalb der Banden eines derartigen Systems mehr Segen als Unheil hätten stiften können: aber wie die große Schaar der dunklen Ehrenmänner, die allzeit blind und taub für die Winke und Mahnungen der Natur auf ihren Kanon schwuren, mit höllischen Latwergen unter der leidenden Menschheit weit schlimmer als die Pest getobt hat das läßt sich leider nicht blos durch Goethes Faust erhärten. So groß ist das Ansehen dieses Buches geworden, daß es nicht allein in unserem Mittelalter, durch lateinische Uebersetzungen in zahlreichen Drucken verbreitet, eine maßgebende Rolle mit gespielt hat, sondern auch heute noch die armen Perser sich danach müssen curiren lassen;[2]) auch in Aegypten hat man den arabischen Originaltext vor einigen Jahren neu aufgelegt. Aber dieser große Unheilstifter wider Willen ist gleichzeitig doch eine ungemein interessante Persönlichkeit. Ganz im Gegensatz zu dem tiefernsten Firdúsi und dem männlichen Berúni war der bewegliche und geschmeidige, arbeits- wie genußfähige und arbeits- wie genußsüchtige Mann von vornherein darauf angelegt, bei Hofe eine Rolle zu spielen; trotzdem ist es ihm niemals eingefallen, sich nach Gasna zu wenden. Ob die späte Ueberlieferung, nach welcher ihn Machmúd ebenfalls für seine Menagerie großer Geister einzufangen versucht hätte, irgend einen thatsächlichen Hintergrund hat, ist sehr zweifelhaft; fest steht aber, daß Avicenna ihm Zeit seines Lebens sorgfältig ausgewichen ist. Ob aus Unabhängigkeitsinn oder Vorsicht, die Rolle des Hündleins im Löwenkäfig widerstand ihm, der nicht Lust hatte, seine Neigung zum Wein und zur Freigeisterei zu verstecken; er hielt sich zu den weniger gefährlichen Füchsen und Schakalen der persischen Klein-

1) Der Titel ist el-Kanún fi 't-tibb „das Gesetzbuch der Medicin". Kanún ist das ins Arabische übergegangene κανών und bedeutet zunächst auch die Richtschnur, dann die Grundregel, das Muster u. s. w. 2) Polak, Persien, Leipzig 1865, II, 193.

ſtaaterei. Als Sohn eines kleinen Beamten 370 (980) zu Éſſchene, einem Orte in der Nähe von Bochára, geboren,[1]) erhielt er, der Frühreife, ſchon als Jüngling Zutritt an den Hof Núchs III., dem er für ſeine ärztliche



Avicennas Grab zu Hamadán.

Behandlung die Erlaubniß zur Benutzung der fürſtlichen Privatbibliothek (oben S. 47) abſchmeichelte. Nach dem Ableben des Emirs trat er ſelbſt

1) Die Selbſtbiographie Avicennas, welche uns, von ſeinem Lieblingsſchüler El-Dſchúſedſcháni bis zu ſeinem Tode fortgeſetzt, bei Ibn Abi Ußeibia (II, 2—9) erhalten iſt, bietet ein nicht blos für den Verfaſſer ſo charakteriſtiſches Gemälde ſeiner Zeit, insbeſondere der Verhältniſſe in den Kleinſtaaten Perſiens, daß ich ungern mich durch den Rahmen meiner Darſtellung beengen laſſe, ſie nicht in vollſtändiger Ueberſetzung wiederzugeben; vielleicht kann es an einem anderen Orte geſchehen.

in die Staatsverwaltung ein, verließ aber kurz darauf Bochára, dessen nahen Fall seine feine Nase vorher wittern mochte, und ging nach Chwarism, von dort nach Gorgán, wo er bei dem als Beschützer der Wissenschaft ebenfalls bekannten Sijariden Kabús (oben S. 41 f.) Aufnahme zu finden hoffte. Der hatte aber soeben Thron und Leben eingebüßt; so begab Avicenna sich weiter nach Rei zu der Fürstin Sseijide (S. 57), später nach Hamadán zu dem Bujiden Schems ed-daula, dessen Wesír er wurde. Indeß gab es in dieser Stellung für ihn mancherlei Reibungen, und nach Schems' Tode wurde er von dessen Sohne Tádsch el-mulk schließlich sogar auf die Festung geschickt. Er ließ sich dadurch in seiner guten Laune nicht stören; in einem Gedichte, welches er in der Gefangenschaft machte, sprach er sich scherzhaft dahin aus: „D'rin wär' ich sicher, wie du siehst, o Freund — nur, wie hinaus, kann zweifelhaft erscheinen." Indeß ward er nach ein paar Monaten frei gelassen, und ging nun nach Ispahán zu Alá ed-daula (oben S. 57), welcher den jetzt hochberühmten Arzt und Gelehrten mit offnen Armen aufnahm. Aber so schnellkräftig und scheinbar unerschöpflich die geistige und körperliche Natur des Unermüdlichen auch war, er brachte es fertig, sich vor der Zeit aufzureiben. Bei Tage Verwaltungsgeschäfte und Hofedienst, später irgend eine gelehrte Gesellschaft, Abends vertrautes Beisammensein mit Schülern und Freunden zu Unterricht und Studium oder zur Pflege der ihm mehr als billig am Herzen liegenden Dreiheit Wein, Weib und Gesang, in der Nacht schriftstellerische Thätigkeit, bei welcher manchmal er vom neuen Morgen überrascht ward, das Schreibrohr in der Hand und den Becher zur Seite — das war eine Lebensweise, die selbst er nicht allzu lange aushalten konnte. Schließlich erkrankte er; aber er wollte nicht krank sein, und mit der unglaublichen Lebenskraft, die in ihm steckte, setzte er, durch scharfe Arzneimittel seine Natur zu scheinbar neuer Frische aufpeitschend, das gewohnte Treiben fort. Eines Tages war es natürlich aus; als er das merkte, that er nichts mehr für sich, äußerte ruhig zu seiner Umgebung: „die Feder, die mich in Gang hielt, ist abgenutzt", und starb (428 = 1037), erst 58 Jahre alt, in Hamadán, welches Alá ed-daula grade wieder in Besitz genommen hatte: dort wird noch heute sein Grab gezeigt.

Nicht aufs Gerathewohl habe ich das Buch, welches die selbständige Entwicklung Persiens darzustellen hatte, mit so ausführlicher Charakteristik des größten Dichters und des berühmtesten Gelehrten dieses Landes schließen wollen. Was in Arabien die alten Wüstenhelden, der Prophet und die ersten Chalifen bis auf Walíd, was bei den Türken die halbe Welttheile erobernden und verwüstenden Sultane, das sind unter den Persern die Gelehrten und Dichter: der vollkommenste Ausdruck des nationalen Wesens und Lebens. Aber es war eben keine Welt für Gelehrte und Dichter zu jener Zeit: das Schreibrohr, mit welchem Firdúsi sein Schahnámeh und Avicenna seinen Kanon schrieb, sollte eben einem übermächtigen Verdränger weichen — dem Türkensäbel.

KASPISCHES MEER
CHWARISM
Chiwa (Chwarism)
Urgendsch
Dscheihun Oxus, Amu
Bett des Amu (Usboi)
sogenanntes altes
DSCHEND
Otrar
Kara-ssaman
Sseihun Jaxartes Sir
Schasch (Taschkend)
FERGANA
Chokand
Andugan
Üskend
Sseihün (Sir)
Kaschgar
Chodschende
Oschrussana (Uratube)
SSOGD
Bochara
Sarafschan
Samarkand
Peikend
TRANSOXANIEN
Kesch (Schechrisebz)
Nachscheb (Kärschi)
Amol
Hissar
Oxus
Merw
Nesa
Abiwerd
Atrek
GORGAN
Asterabad
MASENDERAN
Damegan
Ssemnan
Grosse Salz-Steppe
Ssebsewar
Meschhed
Sserachs
Tus
Isferain
Nischapur
CHORASSAN
Heri Rud
Murghab
Merwerrud
Andchui
Tirmidh
Balch
Kundus
Talekan
TOCHARISTAN
Perwan
Bamijan
Kabul
Kabul
Dschelalabad
Pischawer
Kuram
Gasna
Buschendsch
Herat
Firoskoh
GOR
Tabas
KOHISTAN
Kandahar
SSINDIS
Dschilam
Tschinab
Lahore
PENDSCHAB
Indus

C. L. Keller, geogr. lith. Anst. u. Steindr. Berlin S.

Entw. u. gez. v. H. Lullies.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin

Zweites Buch.

Türkische Wanderungen und Wandlungen.

Erstes Capitel.

Die Seldschuken.

Es sind zwei entgegengesetzte Richtungen, nach welchen die großen Völkerbewegungen der Erde verlaufen. Eine allmählich zu beträchtlicher Höhe der Cultur emporgestiegene Nation kann im Augenblicke ihrer höchsten Kraftentwicklung und Ausdehnungsfähigkeit auf eine uncivilisirte Rasse stoßen: dann pflegt sie dieselbe aufzusaugen, vielfach gar zu vernichten. Ersteres verstanden ganz ausgezeichnet die Römer, wie es scheint auch die Chinesen; Letzteres ist seit der Entdeckung Amerikas bekanntlich der regelmäßige Verlauf der Dinge in der neuen Welt wie in Australien und Afrika. Erfolgt aber das Zusammentreffen der ungleichartigen Elemente in einem Augenblicke, wo die Civilisation die materielle Kraft des ihr huldigenden Volkes bereits wesentlich geschwächt hat, so vermag sie bei aller Ueberlegenheit ihrer künstlichen Mittel dem Ansturm der rohen Gewalt nicht zu widerstehen. Nun ist es freilich ein bekanntes Gesetz, daß in solchem Falle der Sieger dem Uebergewichte der höheren Cultur sich unterzuordnen und dieselbe, so weit er dazu fähig ist, vom Besiegten anzunehmen hat; schade nur, daß in der vorangegangenen Katastrophe gewöhnlich wenn nicht die besten, doch jedenfalls die meisten Errungenschaften jener Civilisation untergegangen und eine Menge von unersetzlichen geistigen und materiellen Gütern zerstört sind. Wir haben das ganze lange Mittelalter dazu gebraucht, aus der von den Germanen über die alte Welt gebrachten Barbarei uns wieder zu einer Höhe der Bildung emporzuarbeiten, welche doch in einigen Beziehungen der griechisch-römischen immer noch nicht ebenbürtig genannt werden kann; das Unglück der orientalischen Welt aber ist es gewesen, daß auf die listigen und bei allem Unfug, den sie angestiftet, doch politisch begabten und lernbegierigen Araber erst die Türken gefolgt sind, um die Blüte, später die Mongolen, um auch das Laub von dem Stamme der östlichen Civilisation abzustreifen, und zwar so gründlich, daß kaum noch an wenigen Stellen neue und meist kümmerliche Triebe haben nachkommen mögen. Wie alle Entwicklungen, ist natürlich auch diese nicht

gradlinig gewesen: aber die wohlmeinenden Versuche einiger Türkensultane, den Ruin der alten Chalifenländer aufzuhalten, wie die Errichtung eines wirklich lebenskräftigen und auch in geistiger Beziehung leistungsfähigen Mongolenreiches in Indien gleichen spärlichen und schnellem Versanden ausgesetzten Oasen inmitten einer traurigen Sandwüste. Nicht blos dem erschreckten Abendlande gegenüber muß der türkische Halbmond[1]) als das Sinnbild zerstörungssüchtiger Wildheit gelten.

Es ist schon an einer früheren Stelle (oben S. 20) angedeutet, daß eine genaue ethnographische Bestimmung der türkischen Völker ihre Schwierigkeiten hat. Aus sprachlichen Gründen steht fest, daß unter den zahllosen Nomadenstämmen, welche den Süden Sibiriens und Rußlands bewohnen, eine große Anzahl in einem näheren oder weiteren Verwandtschaftsverhältnisse mit den Türken im engeren Sinne stehen, die wir heutzutage außerhalb der europäischen Türkei und Kleinasiens auch am Südrande des Kaukasus, unter den persischen Nomaden, dann als Turkmenen zwischen dem kaspischen Meer und dem Oxus, als Oesbegen in Transoxanien, als Tataren in der Krim und dem Gouvernement Kasan finden. Solche Stämme sind die ebenfalls in der Regel als Tataren bezeichneten Völkerschaften zwischen Altai und Aralsee, wie Kirgisen, Baschkiren, Karakalpaken u. s. w.; ferner auch die Jakuten in Sibirien und die Tschuwaschen in den Gouvernements Orenburg und Kasan. Die beiden letzteren stehen ziemlich für sich; die anderen, die Türken im weiteren Sinne, theilt man in 1) Nordtürken oder sog. Tataren — die eben erwähnten sibirischen Nomaden — 2) Osttürken, d. h. die im westlichen China (um Kaschgar) lebenden, häufig ebenfalls als Tataren bezeichneten Türken, die Oesbegen von Bochára, Chiwa u. s. w. und die mit den Letzteren nahe verwandten krim'schen und kasan'schen Tataren,[2]) die Reste der im 13. und 14. Jahrhundert im Südosten Rußlands unter Fürsten mongolischer Abstammung den mächtigen Staat von

1) Die Entstehung dieses seit der Türkenzeit meist im allgemeinen Gegensatze zum Kreuze des Abendlandes aufgefaßten Symbols ist unsicher. Meist wird es mit dem Aufkommen der Osmanen in Verbindung gebracht; ich möchte dem gegenüber auf die Stelle bei Mirchond, Histoire des Samanides (p. Defrémery, Paris 1845) S. 67 Text, 178 Uebers. hinweisen, wo es von Sebuktegín (oben S. 39) heißt: „der Halbmond des Feldzeichens des Emírs ging am Horizonte der Gegend von Balch auf." Allerdings lebte Mirchond im 15. Jahrhundert, aber von den Osmanen hat man in Centralasien damals schwerlich soviel gewußt, daß er einen solchen Vergleich hätte gebrauchen können, wenn nicht dem Halbmond auch dort eine ähnliche Bedeutung eigen gewesen wäre. Diese aber müßte alsdann in viel ältere Zeit zurückgehen. 2) Man sieht, der Ausdruck Tataren wird hier in nicht weniger als drei verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Ursprünglich ist es der Name eines mongolischen (ethnographisch genauer tungusischen) Volksstammes, die orientalischen Schriftsteller aber gebrauchen ihn ausschließlich zur Bezeichnung derjenigen Mongolen, welche im 13. Jahrhundert Vorderasien überschwemmt haben. Da aber die Heere der Mongolenfürsten zum großen Theile aus Türkenstämmen sich rekrutirten, so werden nun viele der letzteren auf die im Text gedachte Weise Tataren genannt, um so mehr, als mannigfache Vermischung türkischer und mongolischer Elemente in ihnen stattgefunden hat.

Kiptschak (gewöhnlich Reich der Goldenen Horde genannt) bildenden türkischen Stämme — und 3) Westtürken, zu welchen außer den wenigen Türken Persiens die Mehrzahl der Bewohner von Adherbeidschán und die im heutigen Osmanenreiche vorwiegende Classe, die unserem täglichen Sprachgebrauch ausschließlich als Türken gilt, dann aber auch noch die Turkmenen gehören, die nur fälschlich lange Zeit mit den Osttürken in Verbindung gebracht worden sind. Denn in großen Zügen ist die geschichtliche Entwicklung der Türkenvölker die folgende gewesen: ursprünglich am Altai sitzend, von da aus in alter Zeit schon ziemlich weit nach China und Turkestan vordringend, in mannigfachen Kämpfen mit Chinesen und Mongolen hin- und hergeschoben, im Ganzen aber allmählich nach Westen gedrängt (vgl. S. 21), haben sie dann in zwei großen Wogen ganz Westasien und Südeuropa überschwemmt: das eine Mal selbständig in der Zeit, an deren Schwelle wir hier stehen, und zweihundert Jahre später, von den Mongolen unter Dschingis-Chan fortgerissen und geleitet. Die erste Woge führte eine Anzahl der jetzt Westtürken genannten Stämme, unter denen Gusen und Turkmenen besonders hervortreten, über den Oxus nach Chorassán, Adherbeidschán, Armenien und Kleinasien, von wo dann später die aus ihnen hervorgegangenen Osmanen das byzantinische Reich eroberten und weit in das Abendland hinein den Türkenschrecken verbreiteten; ein Theil dieser Horden ist aber zwischen Oxus und kaspischem Meere sitzen geblieben oder vielmehr von den nachrückenden Osttürken erst über den Oxus gedrängt, und das sind die heute so genannten Turkmenen dieser Gegend. Die zweite Woge bestand eben in den Osttürken, die unter mongolischer Führung im 13. Jahrhundert ihre westlichen Stammgenossen aus Transoxanien hinauswarfen, in der Hauptsache aber am Aralsee nördlich vorüber in das südliche Rußland eindrangen und dort, nachdem ihnen und ihren mongolischen Herren, wie einst den Hunnen, die Kraft Westeuropas Schranken gesetzt hatte (Schlacht bei Liegnitz 1241), doch lange Zeit noch ganz Südosteuropa unter ihrer Botmäßigkeit erhielten. Beide Wogen aber sind aufgewühlt durch große Veränderungen der Verhältnisse des inneren Asiens, welche zuerst die Mongolen auf die Türken, dann die Türken auf den Westen drücken ließen und so zu zweien Malen zur Gründung mongolisch-türkischer Weltreiche geführt haben. Aus dieser ganzen Völkerwanderung, der größten, welche, soweit unsere Kenntniß reicht, die Welt jemals in Bewegung gesetzt und über mehr als zwei Drittheile Asiens und Europas hin das Unterste zu oberst gekehrt hat, scheiden für unsere Betrachtung einmal alle diejenigen Begebenheiten aus, welche die Länder des Islâms nicht unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen haben, ferner aber die in anderen Abtheilungen des Gesammtwerkes der „Allgemeinen Geschichte" zur Darstellung gelangenden Vorgänge; Alles demgemäß, was sich auf China und die Mongolei, auf Nordasien und Rußland[1]) bezieht, und ebenso die Entstehung und Ausbreitung

1) S. hierüber Schiemanns Rußland u. s. w. (Abth. 91—93 dieser Sammlung).

des Osmanenthums[1]) in Kleinasien und Europa. Was übrig bleibt, ist die Geschichte der Verwüstungen und Eroberungen, mit denen Türken und Mongolen von Transoxanien und Indien bis Kleinasien und Syrien alle Länder Vorderasiens heimgesucht haben, und zwischen welche nur als nebensächliche Episoden im Osten der Uebergang des afghanisch-indischen Reiches von den Gasnewiden auf die Goriden, im Westen die Kreuzzüge fallen.

Von dem ganzen Völkergewimmel, welches gegen Ende von Machmúds des Gasnewiden Regierung sich zu Wanderung und Krieg anschickte, sind einzig und allein die Westtürken Transoxaniens bereits früher in unseren Gesichtskreis eingetreten. Zu ihnen gehörten jene Guſen, die wir in der letzten Sſamanidenzeit um Bochára und Sſamarkand antrafen (oben S. 51 ff.); andererseits aber wahrscheinlich auch der größte Theil der Ilek-Chán und seinem Bruder Togan (S. 56) untergebenen Stämme, die ihren politischen Schwerpunkt noch in Kaſchgar fanden (S. 51), aber seit jener Beiden Tode[2]) durch mancherlei innere Zwistigkeiten gespalten waren. Auch die Guſen zerfielen in eine Anzahl von Unterabtheilungen, als deren ansehnlichste um 420 (1029) die Sſeldſchuken hervortreten. Sie tragen ihren Namen von Sſeldſchuk, einem Häuptling, der an der Spitze einer Horde im J. 345 (956) sich in Dſchend, einer Landschaft am Jaxartes, östlich von Chwarism, niedergelassen haben soll. Ihm werden vier oder fünf Söhne beigelegt, unter deren Führung die Sſeldſchuken wie die anderen Guſen sich in das Sſamanidenreich gezogen und später verschiedentlich an den Kriegen Ilek-Cháns, seiner Nachfolger und Machmúds (S. 56) Theil genommen hatten; dabei war eine Anzahl von ihnen nach Choraßán verschlagen worden,[3]) und fing dort um 420 (1029) an, das Land zu verwüsten. Von Machmúd und seinem bewährten General Arslan Dſchásib mehrfach in die Enge getrieben zerstreuten sie sich bald hier-, bald dorthin, drangen aber dabei in einzelnen Horden weit nach dem Westen vor, bis Hamadán, ja Adherbeidſchán und Moßul, überall raubend und mordend, ohne daß die jämmerlichen Kleinfürsten Persiens und des Irák ihnen das Handwerk gründlich hätten legen können. Natürlich erhielten sie im Laufe der Zeit von anderen Guſen und Turkmenen diesseit und jenseit des Oxus immer neuen Zuzug, so daß gegen 435 (1043) das nördliche Medien, Adherbeidſchán und Theile Mesopotamiens voll von Türken waren; man kann sich vorstellen, welche Verwüstungen sie in den meistens schon von den inneren Kriegen der Bujiden und ihrer Vasallen (S. 45) arg mitgenommenen Bezirken anrichteten. Der große Kriegsheld aber, welcher allein dem wachsenden Uebel vielleicht noch hätte steuern können, Sultan Machmúd von Gasna, war nicht mehr. Unter den unabläſſigen Anstrengungen hatte sich in den letzten

1) S. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches (Abth. 72. 79. 80). 2) Ilek starb 403 (1012/13), Togan 408 (1017/18). 3) Die näheren Umstände sind nicht sicher; aus den nicht überall widerspruchslosen Angaben bei Ibn el-Athír IX, 266. 267. 323 f., in den Tabakát-i Náßiri u. s. w. vermag ich mir kein klares Bild der einzelnen Vorgänge zusammenzustellen.

Jahren seine Gesundheit verschlechtert; den Mahnungen seiner Aerzte, sich zu schonen, begegnete er mit Nichtachtung, und bis zum letzten Augenblicke vernachlässigte er nicht eine seiner Herrscherpflichten — so starb er aufrecht sitzend, wie der Chronist berichtet, während er eben noch inmitten seiner Großen Recht sprach (23. Rabí II 421 = 30. April 1030). Absichtlich sage ich, daß er dem über den Westen seines Reiches hereinbrechenden Unheil vielleicht noch hätte steuern können. Denn eben dieses Reich, auf keiner nationalen Grundlage errichtet, mit seiner aus Sunniten, Schi'iten und Hindus gemischten Bevölkerung auch der Glaubenseinheit entbehrend, aus Indern, Afghanen, Persern und Türken mit dem Schwerte zusammengeschmiedet, ohne Zusammenhang zwischen seinen einzelnen Bestandtheilen, war auf fortwährendes persönliches Eingreifen seines Herrschers in die Verhältnisse jeder einzelnen Provinz angewiesen, und nur die blitzähnliche Schnelligkeit, mit welcher Machmúd bald hier, bald dort erschien, um aufständische Bewegungen zu unterdrücken, gefährdete Grenzen zu sichern, hatte dem Ganzen überhaupt einigen Bestand gewähren können: traten einmal Verhältnisse ein, welche den Sultan verhinderten, eine so unermüdliche Thätigkeit nach allen Richtungen zu entfalten, so ließ sich die Unmöglichkeit voraussehen, einerseits das neu für den Islám eroberte Indien festzuhalten und gleichzeitig im äußersten Westen der zunehmenden Ueberfluthung des Landes durch die Türkenhorden einen Damm zu setzen. Und nun war grade im kritischsten Augenblicke der gewaltige Begründer des Reiches hinweggenommen; es blieb die Frage, ob sein Nachfolger die Kraft finden würde, Ost und West in der bisherigen Weise mit fester Hand zu bändigen. War aber Beides zusammen für ihn zu viel, so mußte er zwischen Indien und Persien wählen: nach den Traditionen des Hauses Gasna konnte dann nicht zweifelhaft sein, wie die Wahl ausfiel. Indien war es gewesen, wohin schon Sebuktegin zuerst seine Schaaren geführt, ehe er Veranlassung bekam, sich in die Verhältnisse des Samanidenreiches einzumischen, Indien dem wahren Glauben erobert zu haben, war die höchste von Machmúds Ruhmesthaten; so ist es natürlich, daß auf Indien die Gasnewiden sich zurückzogen, sobald sie ihr Reich nicht seinem vollen Umfange nach festzuhalten vermochten. Für den Augenblick konnte Machmúds Sohne Mas'úd (422—432 = 1031—1041), der nach ziemlich anstandsloser Beseitigung seines vom Vater eigentlich zum Thronfolger bestimmten jüngeren Bruders Mohammed (421—422 = 1030—1031) die Herrschaft antrat, kaum noch die Größe der Gefahr ahnen, die uns der Erfolg ohne Mühe in voller Deutlichkeit erkennen läßt. So unbequem die Plünderungszüge der seldschukischen Gusen auch waren, eine andere als rein örtliche Bedeutung schien ihnen im J. 421 (1030) kaum zuzusprechen. Wir dürfen uns also nicht wundern, daß Mas'úd, der an eigener Thatkraft mit seinem Vater nicht entfernt zu vergleichen war, an der vorläufigen Zurückdrängung der eben in Chorasán befindlichen Gusenschaaren sich genügen ließ, um so mehr, als seine Heere 421—423 (1030—32) theils mit dem hartnäckig immer von Neuem sich

empörenden Bujiden Alá ed-daula von Jspahán, theils von Chwariſm aus gegen den türkiſchen Herren von Bochára kämpfen mußten, 424 (1033) aber ein gefährlicher Aufſtand des Statthalters von Jndien, Achmed Jannáltegin, die Entfaltung großer Kräfte im Oſten verlangte. Während dort Alles drunter und drüber ging, begann im J. 425 (1034) die Guſennoth in Choraßán von Neuem, ſo daß ſchließlich auch die zur Verzweiflung gebrachten Bewohner des Nordens dieſer Provinz ſich gegen die Regierung, von welcher ſie im Stich gelaſſen wurden, erhoben. Als endlich Ende 425 (1034) der indiſche Aufſtand unterdrückt und Achmed Jannáltegin erſchlagen war, raffte ſich Mas'úd zu perſönlichem Eingreifen in Choraßán auf: im J. 426 (1035) drängte er die Guſen aus der Gegend von Tús und Niſchapúr zurück, und zwang bald danach auch den Anóſcherwán, Minotſchechrs (S. 56) Sohn, Fürſten von Gorgán und Tabariſtán, welcher die Gelegenheit zur Wiedergewinnung ſeiner Selbſtändigkeit (vgl. S. 56) hatte ergreifen wollen, ſich von Neuem ſeiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Aber inzwiſchen waren jenſeits des Oxus Ereigniſſe eingetreten, welche alle dieſe Erfolge zu nichte machen ſollten. An einer im Kampfe gegen Bochára erhaltenen Wunde war Altuntáſch, der treue Statthalter der Gaſnewiden in Chwariſm, 423 (1032) geſtorben, und der Sohn deſſelben, Harún, benutzte die wachſenden Verlegenheiten Mas'úds, ſich für unabhängig zu erklären (425 = 1034). Das hatte freilich nur den Ausbruch von Unruhen und die Ermordung Harúns (426=1035) zur Folge; aber der Uſurpator, welcher nach ihm in Chwariſm regierte, kümmerte ſich erſt recht nicht mehr um den Gaſnewiden. Ueber den Verluſt dieſes entlegenen Außenpoſtens hätte ſich der nun vielleicht tröſten können; aber dieſe Ereigniſſe glichen dem Windſtoß, welcher die Lawine ins Rollen bringt. Mit Harún waren zwei Enkel Sſeldſchuks im Bunde geweſen, die Brüder Togril-Beg und Tſchákyr-Beg, welche nach allerhand Fehden mit den übrigen Türken Transoxaniens ſich unter Bewilligung des Herren von Chwariſm auf ſeinem Gebiete niedergelaſſen hatten: dieſen mißfielen die neuen Verhältniſſe, und ſie beſchloſſen, das Beiſpiel ihrer Stammgenoſſen nachahmend über den Oxus nach Choraßán zu gehen. Vorläufig in der Nähe von Neßa und Merw ſich noch ganz friedlich niederlaſſend, boten ſie dem eben in Gorgán weilenden Mas'úd ihre Hilfe gegen die übrigen Guſen an; der Sultan aber traute ihnen nicht, und nach längeren vergeblichen Verhandlungen kam es zum Bruche. Mas'úd ward durch die indiſchen Verhältniſſe gezwungen, wieder nach Gaſna zu gehen; ſein Kämmerer, den er mit einem Heere nach Choraßán ſchickte, erlitt 427 (1036) bei Merw gegen Tſchákyr-Beg eine Niederlage, und nun breitete ſich die Macht der Sſeldſchuken unaufhaltſam weiter aus. Jm J. 428 (1037) ergab ſich Merw an Tſchákyr, 429 (1038) ließ Togril ſich in Niſchapúr huldigen; und wenn auch in den folgenden Kämpfen des Sultans gegen die bald hier bald dort auftauchenden Reiterſchaaren dieſe manche Verluſte erlitten und ſich Heráts nur für einen Augenblick, Balchs gar nicht zu bemächtigen vermochten, führte doch ein unter

Mas'úds persönlicher Führung unternommener Vorstoß nach Merw zu einer entscheidenden Niederlage, welche er 431 (1040) gegen die Brüder erlitt. Trotzdem gab er Chorassán noch nicht endgiltig auf; seinen Sohn Maudúd in Balch zurücklassend, machte er sich nach Gasna und von dort mit vielen Schätzen nach Indien auf, daselbst ein neues großes Heer gegen die Sseldschuken zu rüsten. Aber die wiederholten Niederlagen hatten Unzufriedenheit und Mißtrauen zwischen ihm und seinen türkischen Emiren aufkeimen lassen; kaum war die indische Grenze überschritten, so empörte sich ein Theil seines Heeres, befreite seinen Bruder Mohammed (oben S. 75), den er gefesselt bei sich führte, und rief diesen zum Sultan aus. Zwischen den Aufrührern und den treugebliebenen Truppen entspann sich ein Kampf, in welchem die Ersteren siegten und den Mas'úd selbst gefangen nahmen (432 = 1041). Er ward auf eine Festung gebracht und im folgenden Jahre (433 = Anf. 1042) ermordet. Zwar gelang es seinem Sohne Maudúd, der auf die Nachricht von dem Unglück seines Vaters nach Gasna geeilt war, sich der Herrschaft dort zu bemächtigen und 434 (1042/3) nahe der indischen Grenze seinen Oheim zu schlagen und in seine Gewalt zu bringen; und während seiner siebenjährigen Regierung (434—441 = 1042/3—1049) hat er mehrfach den Versuch gemacht, dem Fortschreiten der Sseldschuken zu steuern: indeß glückte es ihm nicht, Tschákyr-Beg auch nur das inzwischen besetzte Ssedschestán wieder abzunehmen. Die Feindseligkeiten zwischen Sseldschuken und Gasnewiden fanden endlich einen Abschluß durch einen Frieden zwischen Tschákyr und Maudúds Bruder Ibrahim, der nach langen Thronstreitigkeiten schließlich im J. 451 (1059) allgemeine Anerkennung gefunden hatte, und sofort nach seinem Regierungsantritte sich zum unwiderruflichen Verzicht auf die verlorenen Provinzen bequemte. Seitdem bilden der südliche Abhang des Hindukusch und das Gór die westliche Grenze der Gasnewidenherrschaft, deren Schwerpunkt nunmehr in Indien liegt; Chorassán mit Balch und Herát sowie Ssedschestán bleiben endgiltig den Sseldschuken überlassen.

Hatte das große Reich des gewaltigen Machmúd nicht die Kraft besessen, mit den türkischen Räubern fertig zu werden, so waren die persischen und irakischen Kleinstaaten, die zur Hälfte bereits jenem zu leichter Beute gefallen waren, erst recht außer Stande, dem Anprall der wilden Reiterschaaren Widerstand zu leisten. Und so groß war die Auflösung, in welcher sich das bujidische Persien und das Irák befanden, daß selbst einer so dringenden Gefahr gegenüber auch nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, die Kräfte dieser Länder zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen. Im Gegentheil tobten, seit die Bujiden in Persien wie in Bagdad und Baßra durch ihre niemals endenden Familienkriege wie durch ihre Kämpfe mit den Gasnewiden (S. 57. 76) immer mehr heruntergekommen waren, unabläßige Fehden zwischen den Sultanen und Emiren nicht blos, nein, man kann sagen zwischen jedem Befehlshaber, der grade eine Festung in Händen hatte, jedem Kurdenhäuptling oder Beduinenscheich und dem andern. Und um den Hexensabbat vollständig zu

machen, jagten in ganz Medien und bis über den Tigris hinaus die gusischen Horden, plündernd und oft genug beim Morden nicht einmal Frauen und Kinder verschonend. Wir haben außer den herzzerreißenden Erzählungen der Historiker eine Schilderung der islamischen Länder in jener Zeit aus der Feder des bekannten Dichters und Reisenden Náßiri Chosrau,[1]) welcher in den Jahren 437—444 (1045—1052) den größten Theil Vorderasiens durchzogen hat. Sein Weg ging von Merw über Sarachs, Nischapúr, Rei, Hamadán, Kaswín, Tebríz, Erzerum, Meijafarikin, Amid (Dijarbekr), Harrán, Haleb, Hamát, Tripolis (in Syrien), Beirut, Tyrus, Akkon, Cäsarea, Ramla nach Jerusalem, von dort über Askalon nach Kairo, dann über Suez nach Medina und Mekka zur Vollendung der Pilgerfahrt; als er diese religiöse Pflicht erfüllt, begab er sich wieder nach Kairo, hierauf nach einjährigem Verweilen nilaufwärts bis Assuan, von da quer durch die Wüste nach Aidháb am rothen Meere und über dieses hinweg nach Dschedda, nochmals nach Mekka und dann auf einem höchst gefahrvollen Wege über Táïf durch die von den Beduinen unsicher gemachte Wüste zu den Karmaten von Lachßa (I, 603. 627), hierauf abermals durch die Wüste nach Baßra und von da über Kaserún, Ispahán quer durch die persische Salzsteppe nach Tabes, Sarachs und Balch, wo der Reisende nach siebenjähriger Mühsal zum ersten Male wieder festen Fuß gefaßt hat. Nun, auf diesem ganzen Wege hat Náßiri Chosrau, wie er selbst wörtlich sagt, „Gerechtigkeit geübt und Ordnung gehandhabt nur an vier Orten gefunden, in Desht[2]) unter der Verwaltung des Leschker Chán, in Deilem zur Zeit des Emír el-omará Dschestán Ibn Ibrahim, in Aegypten unter der Regierung des Beherrschers der Gläubigen Mustánßir, und in Tabes unter der Verwaltung des Emírs Abu'l-Haßan Kileki". Aegypten erfreute sich auch nach sonstigen Nachrichten trotz der Unruhen, die früher unter Hákim stattgefunden hatten, bis 450 (1058; s. I, 634) ruhigen Wohlstandes; die anderen drei Orte sind, wie man sieht, winzige Bezirke in ein paar Gebirgs- oder Wüstenländern, von welchen die Gunst ihrer Lage Bujiden, Gusen und Seldschuken ferngehalten hatte. Dagegen klagt derselbe Verfasser noch im J. 444 (1052), wo doch Togril und Tschákyr schon über zehn Jahre im sicheren Besitze von Choraßán waren, über „Unsicherheit der Straßen" in dieser Provinz;[3]) Baßra, wie andere Städte, fand er „zum größten Theile in Trümmern", obwohl die unvergleichliche Lage dieser ersten Hafenstadt des Orientes ihr selbst damals noch einen lebhaften Handel sicherte; Mekka aber, das allerdings schon von den Karmatenkriegen (I, 603 ff. 620) arg heruntergebracht war und grade auch noch durch Hungersnoth heimgesucht wurde, hatte im J. 442 (1050) nicht mehr als 2500 männliche Einwohner, und auch da trugen die meisten Gebäude starke Spuren offenbaren Verfalles an sich. Konnte hier im Bannkreise des von Karmaten und Beduinen gegen die

1) S. oben S. 16 Anm. 1. 2) Es giebt zwei Orte Namens Desht; der eine liegt bei Ispahán, der andere bei Tebríz, doch ist hier wahrscheinlich der letztere gemeint. 3) Sefer Náméh p. 96 Text, 253 Uebers.

übrige Welt ziemlich unnahbar abgeschlossenen Arabiens, in dessen Verhältnisse auch die ägyptischen Chalifen kaum noch einzugreifen wagten, von einer Besserung der Lage vorläufig nicht die Rede sein, so stand doch auch im Irák und Persien demjenigen eine wahre Herkulesarbeit bevor, der es etwa unternahm, dieser heillosen Verwirrung zu steuern. Man muß es den Brüdern Togril und Tschákyr lassen, daß sie von den unerhörten Erfolgen, welche ihnen, den vor fünf Jahren noch heimathlosen Häuptlingen einer Handvoll nomadischer Türken, ein beispielloses Glück seit 431 (1040) in den Schoß warf, einen weit vernünftigeren Gebrauch gemacht haben, als sich von Leuten ihrer Abkunft und Vergangenheit eigentlich erwarten ließ. Sie begriffen es merkwürdig schnell, daß es hier nicht plündern, sengen und brennen galt, sondern im Gegentheil aus einem wahren Greuel der Verwüstung etwas Neues schaffen; und schon ziemlich früh haben sie beide sich bemüht, nicht allein die eignen Leute im Zaume zu halten, sondern auch ihre Vorläufer, die Gusen, etwas zur Vernunft zu bringen, so weit das eigene Interesse dem nicht im Wege stand. Zunächst war das freilich an den meisten Orten noch der Fall, und da insbesondere Togril-Beg doch sentimentalen Anwandlungen keineswegs zugänglich war, so vermehrten die mit großer Schnelligkeit jetzt ganz Vorderasien in Mitleidenschaft ziehenden Feldzüge der Sseldschuken für die nächsten zwanzig Jahre die Leiden der unglücklichen Bevölkerung noch um ein Erhebliches; und als dann endlich einigermaßen Ordnung gestiftet war und unter der Herrschaft zweier gewaltiger Sultane die mohammedanischen Gebiete von Chwarism bis Kleinasien aufzuathmen begannen, führten die auch in diesem Herrscherhause von Anfang ihre verderbliche Wirkung übenden Familienzwistigkeiten doch zu neuen Spaltungen der eben erst geeinigten Ländermassen in eine Reihe von kleineren Staaten, und das alte Elend nahm wieder seinen Lauf, bis die zweite Woge der großen Völkerwanderung den unwiederbringlichen Ruin des vorderasiatischen Islâms vollendete.

Nachdem Togril und Tschákyr mit dem einzigen Staate fertig geworden waren, welcher damals zwischen Oxus und Euphrat eine wirkliche Macht darstellte, verstand es sich von selbst, daß ihre weiteren Fortschritte nur von ihrer Thatkraft abhingen. An Mitteln, ihre Eroberungen fast nach Belieben hier- und dorthin auszudehnen, konnte es ihnen nicht fehlen: die Aussicht auf Krieg und Beute mußte fast täglich neue Schaaren der ohnehin (S. 73) nach dem Westen drängenden türkischen Stämme über den Oxus locken, und wir dürfen annehmen, daß aus den paar tausend Mann, an deren Spitze die Brüder im J. 426 (1035) in Chorassán einrückten, 431 (1040) bereits mehr als einmal das Zehnfache geworden war. In jedem Falle lassen die umfangreichen Eroberungen der nächsten zwanzig Jahre ganz bedeutende Streitkräfte voraussetzen, und die Menge von Türken, die wir bald nachher in Adherbeidschán, Mesopotamien und Kleinasien finden, rechtfertigen, selbst eine ungewöhnlich schnelle Vermehrung vorausgesetzt, die früher entwickelte Anschauung, daß wir es schon hier mit einer wahren Völkerwanderung zu thun

haben. Ueberblicken wir in Kürze die Erfolge, welche die Brüder, von ſolchen Umſtänden begünſtigt, davon getragen haben. Schon 433 (1041/2) ward der Sijaride Anoſcherwán, Herr von Gorgán und Tabariſtán (oben S. 76), eines Theiles ſeiner Länder beraubt und gezwungen, mit dem Reſte ſich unter Togril-Begs Hoheit zu ſtellen, während gleichzeitig Tſchákyr-Beg ſich der Stadt und Provinz Balch bemächtigte; 434 (1042/3) nahmen beide zuſammen Chwariſm dem Uſurpator (S. 76) ab, und Togril beſetzte in demſelben Jahre noch Rei, von wo aus dann er und ſein Bruder Ibrahím Jannál auf Hamadán und Iſpahán weiter vordrangen. Die letzten Bujiden, für deren Deilemiten es ſich allerdings den Türken gegenüber um die Exiſtenz handelte, ſchlugen ſich wacker; 439 (1047) ward dem Herren von Kirmán gegen die Anerkennung der ſſeldſchukiſchen Oberhoheit der Frieden bewilligt, und erſt Anfang 443 (1051) ergab ſich nach tapferer Vertheidigung das gänzlich ausgehungerte Iſpahán. In dieſen Gegenden ſehen wir ausſchließlich Togril und Jannál thätig; Tſchákyr war in Choraßán zurückgeblieben, deſſen Eroberung und Vertheidigung bis an die S. 77 erwähnten Grenzen er in Gemeinſchaft mit ſeinem Sohne Alp Arslan auf ſich genommen. Sie löſten ihre Aufgabe einträchtiger, als die Brüder im Weſten. Ibrahim Jannál, der überall als Bahnbrecher dem Togril-Beg voranging, hatte im J. 440 (1048) bereits einen ſiegreichen Streifzug in das byzantiniſche Armenien unternommen; von ſeinen Erfolgen berauſcht, ſetzte er ſeinem Bruder, als dieſer ihm einige Theile des von ſeinen Truppen beſetzten Mediens abnehmen wollte, förmlichen Widerſtand entgegen. Es kam zu offnem Kampfe, Ibrahim ward geſchlagen (441 = 1049/50) und mußte ſich ergeben, worauf eine offizielle Verſöhnung zwiſchen beiden ſtattfand: aber ein ſchlechtes Vorzeichen für die weitere Entwicklung der Verhältniſſe zwiſchen den verſchiedenen Brüdern und Neffen, deren Eintracht allein die gewonnenen Erfolge dauernd ſichern konnte, blieben dieſe Vorgänge immer. Die nächſten Jahre hindurch ſchlug man ſich meiſt in Fars und Chuſiſtán, wo der bujidiſche Emír el-omará von Bagdad, Chosrau Firúſ, genannt El-Melik er-rachím („der barmherzige König") ſich mit großer Hartnäckigkeit wehrte, und, wiederholt vertrieben, bis 447 (1055) immer von Neuem einbrach. Togril-Beg inzwiſchen, welchem die Sache dort langweilig wurde, beſchloß ihr auf andere Weiſe eine Ende zu machen. 446 (1054) ging er nach Adherbeidſchán, nahm die Unterwerfung der dortigen Kleinfürſten entgegen und drang auf einem Streifzuge bis tief in das byzantiniſche Gebiet ein;[1]) nachdem er ſich auf ſolche Weiſe die Flanke geſichert, zog er 447 (1055) auf Bagdad ſelbſt, um den Melik Rachím in ſeiner eigentlichen Hauptſtellung zu treffen, nach deren Fall Chuſiſtán und Perſien von ſelbſt unhaltbar wurden. In ſeiner Abſicht unterſtützte ihn das ſchlechte Verhältniß zwiſchen dem Miniſter des Chalifen Káïm (I, 635) und

1) Die Byzantiner ſetzen (nach Hertzberg, No. 59 dieſer Sammlung, S. 238) dieſen Zug ins J. 1050.

dem Feldherrn des Melik Rachim, El-Baßaßiri (I, 636), die steten Schlägereien zwischen Sunniten und Schi'iten in Bagdad, endlich der Unfug, welchen die arabischen Beduinenfürsten des Irák (oben S. 45) bis an die Thore der Hauptstadt unablässig trieben und der Baßaßiris Kräfte jeden Augenblick in Anspruch nahm. Der Chalife ist nicht frei von dem Verdachte, den rechtgläubigen Türkensultan herbeigerufen zu haben, um wenigstens den ketzerischen Bujiden los zu werden: jedenfalls ist uns schon bekannt (I, 635), wie in dem genannten Jahre Togril-Beg in der That der Herrschaft Melik Rachims ein Ende machte. Dieser selbst ward kurz nachher unter Mißachtung eines gegebenen Versprechens festgenommen und starb 450 (1058) in der Gefangenschaft; schon zehn Jahre früher (440 = 1048) war der Herr von Kirmán (S. 80) heimgegangen, nach dessen Tode sein Land natürlich von den Seldschuken eingezogen wurde. Ein paar jüngere Mitglieder des Bujidenhauses versuchten noch vergeblich, eine Rolle zu spielen; der letzte, ein gewisser Kei-Chosrau, lebte bis 487 (1094) in einem kleinen Orte Persiens, den ihm die Sultane als Eigenthum überlassen hatten. So erlosch, nicht ohne seine großen Fehler und Verschuldungen durch tapferes Ankämpfen gegen vielfache Uebermacht in gewisser Weise gesühnt zu haben, das Geschlecht der Bujiden.

Es konnte von den Seldschuken, welche die Erbschaft ohne vorgängige historische Studien übernahmen, nicht wohl erwartet werden, daß sie aus dem Schicksale ihrer deilemitischen Gegner sich eine Lehre zogen. Im Gegentheil, sie gestalteten ihre Familienverhältnisse von vornherein nach bujidischem Muster: während Ende 448 und Anfang 449 (1056) Togril-Beg Mesopotamien, insbesondere Moßul zur Unterwerfung brachte und theils selbst, theils durch seine Unterbefehlshaber den arabischen Kleinfürsten und dem zu diesen geflohenen Baßaßiri (s. oben) einige sehr nothwendige Denkzettel gab, fühlte sich Ibrahim Jannál einmal wieder zurückgesetzt; wie es heißt, sind ismaelitische Einflüsse (I, 636; vgl. hier S. 61) und heimliche Botschaften Baßaßiris am Werke gewesen, seine Eifersucht gegen Togril zu steigern und ihm den Uebergang des Sultanates auf ihn selber als Lockspeise vorzuhalten. Jedenfalls verließ er im J. 450 (1058), während man sich noch in Mesopotamien herumschlug, plötzlich ohne Erlaubniß des Bruders mit seinen Getreuen das Heer, ging nach Medien, wo die ihm persönlich ergebenen Truppen standen, und zog gleichzeitig auch von Togrils Schaaren einen großen Theil zu sich herüber: in dem seit Jahrzehnten verwüsteten und ausgeraubten Irák war für die Soldaten nicht viel zu holen, die Kämpfe mit den Beduinen schwierig und ermüdend, so fielen ihm Tausende zu, als man hörte, daß er die Fortsetzung des Krieges in jener Provinz aufzugeben versprochen habe. Es war eine äußerst bedenkliche Krisis: Jannál verfügte bereits über unverhältnißmäßig größere Streitkräfte als Togril und schnitt diesen in seiner mitten unter den Arabern ohnehin ziemlich ausgesetzten Stellung von den Ostprovinzen ab. Aber Togril war schnell von Entschluß: Hals über Kopf das Irák räumend und Chalifen, Araber, Baßaßiri sich selbst überlassend ging er mit den Truppen,

die ihm eben noch zur Hand waren, in einem raſchen Flankenmarſche an Jannál vorbei nach Rei, von wo er eilends nach Choraßán um Verſtärkungen ſandte. Dort war freilich Tſchákyr-Beg eben (451 = 1059) am Sterben;[1]) aber Alp-Arslan („der tapfere Löwe"), der ihm zur Seite ſtehende Sohn, hielt nicht minder in richtigem Verſtändniß der Lage an der Einheit der Familie feſt, wie ſein Vater: mit ſeinen Brüdern Káwurd und Jakúti eilte er zur Unterſtützung Togrils herbei, und nun ward Jannál, der endlich mit unbegreiflicher Verſpätung auf Rei anrückte, geſchlagen und gefangen. Togril ließ den Unverbeſſerlichen mit der Sehne ſeines eigenen Bogens erdroſſeln; aber eine nahe Zukunft ſollte zeigen, wie wenig dieſes Beiſpiel der folgenden Generation fruchtete.

Mit Jannáls Untergang verſchwand auch der fatimidiſche Spuk, den Baßaßíri währenddeſſen in Bagdad heraufbeſchworen hatte (I, 636); der unruhige Mann ſah nach einem bis auf den Tag genau einjährigen Aufenthalte ſich gezwungen, die Reſidenz wieder zu räumen. Mit dem Glücke verließen ihn auch die Beduinenhäuptlinge, die bis dahin zu ihm gehalten hatten, nun aber es für gerathen anſahen, mit den Sſeldſchuken ihren Frieden zu machen; ſo fiel er im Verzweiflungskampfe gegen die ihm nachſetzenden Truppen des Sultans bei Kúfa (Ende 451 = Anfang 1060). Togril begnügte ſich mit dieſem Abſchluß der merkwürdigen Epiſode und mit der mehr oder weniger freiwilligen Huldigung, welche ihm nun die Araberfürſten des ſüdlichen Irák darbrachten, und hat bis an ſein Ende keinen Verſuch gemacht, ſeine Eroberungen weiter zu vermehren; ſelbſt die Okeiliden von Móßul (S. 45), welche den Aufſtand Jannáls dazu benutzt hatten, ſich wieder ſelbſtändig zu machen, blieben ebenſo wie die kurdiſchen Merwaniden in Dijár Bekr und die

---

1) Nach Ibn el-Athír X, 4 fiel ſein Ende in den Redſcheb 451 oder Sſafar 452, nach Anderen (Defrémery im Journ. as. IV sér. t. XI S. 429; Raverty zur Ueberſ. der Tabakát-i-Náßiri, London 1873, S. 103 Anm. 9) erſt 453. Jedenfalls hat er im J. 451 noch den oben S. 77 erwähnten Frieden mit dem Gaſnewiden Ibrahím abgeſchloſſen, der ſelbſt erſt Ende 450 oder Anfang 451 (Raverty a. a. O. S. 102 Anm. 2) zur Regierung kam. Da letzteres Datum auf der Angabe eines Augenzeugen beruht, ſo iſt es unanfechtbar, folglich Tſchákyrs Tod vor der zweiten Hälfte 451 (1059) nicht anzuſetzen. Wenn nun Ibn el-Athír (IX, 444) die Schlacht zwiſchen Togril und Jannál auf den 9. Dſchumáda II 451 (23. Juli 1059) verlegt, nachdem er ausdrücklich geſagt hat, daß Tſchákyr bei Ankunft von Togrils Botſchaft bereits todt war, ſo widerſpricht er mit einer dieſer Angaben jedenfalls ſich ſelbſt wie den feſtſtehenden Thatſachen. Wenn aber Togril den 24. Dhu'l-Ká'ada 451 (1. Jan. 1060) ſchon wieder in Nachrawán bei Bagdad war (Ibn el-Athír IX, 446), ſo iſt das Schlachtdatum vermuthlich richtig, und nur die Angabe, daß Tſchákyr damals ſchon todt geweſen, ein Verſehen. Es wäre demnach das Sachverhältniß dahin zu beſtimmen, daß noch Tſchákyr ſelbſt den Alp Arslan auf Togrils Bitten nach Rei geſchickt hat; wie es denn auch an ſich nicht eben wahrſcheinlich iſt, daß Alp Arslan faſt in demſelben Augenblicke, wo er ſeinem Vater im Emirat nachfolgte, mit beiden Brüdern ſeine Hauptſtadt ſollte verlaſſen haben. — Uebrigens hat Ibn el-Athír IX, 444 auch vergeſſen, daß Jakúti nach ſeiner eigenen Darſtellung IX, 432 ſchon im J. 448 (1056) bei Togril war.

seit 422 (1031) den Byzantinern tributpflichtigen[1]) Benu Numeir um Edessa im Wesentlichen unbehelligt.[2]) Ueber den Grund einer bei dem energischen Kriegsmanne so ungewöhnlichen Thatenlosigkeit ist nichts bekannt; man darf vermuthen, das zunehmende Alter des seit dreißig Jahren in fast unablässigen Kämpfen sich tummelnden Heerführers begann seine Rechte geltend zu machen, und gleichzeitig mochten die Ereignisse des Jahres 450 (1058) ihm nahelegen, erst die bisherigen Errungenschaften durch geeignete Maßregeln zu sichern, bevor neue Unternehmungen in's Auge gefaßt würden. Dazu hatte durch Tschâkyrs Friedensschluß mit den Gasnewiden im Osten, durch Bagdads endgiltige Besetzung im Westen das neue Weltreich in dem gleichen Augenblicke nach beiden Seiten hin feste Haltung gewonnen: ein solcher Moment, mit welchem noch dazu auch der Tod des einen von beiden Reichsgründern zusammenfiel, konnte den andern wohl zu einstweiliger Ruhe und Umschau einladen, nicht minder aber zur Fürsorge für die Zukunft des Hauses auffordern. Zunächst schickte Togril nach dem Siege über Jannál den Alp Arslan nach Merw zurück, an seines Vaters Stelle die Ostprovinzen zu regieren: eine verständige Anordnung, da Jener mit den Verhältnissen dieser Länder seit lange vertraut, ja verwachsen war (S. 80). Dann mußte die Herstellung der Disciplin im Heere, welche durch Jannáls Empörung in ihren Grundfesten erschüttert sein mochte, sowie die Beruhigung der medischen und persischen Gebiete (452 = 1060) längere Zeit in Anspruch nehmen; endlich aber sehen wir seit dem J. 453 (1061) den Sultan mit einer schwierigen Verhandlung beschäftigt, welche er mit erstaunlicher Zähigkeit bis zum endlichen Erfolge durchgeführt hat. Trotz seiner Jahre hatte er sich in den Kopf gesetzt, noch eine Tochter des Chalifen Kâïm zu heirathen, und eifrig war sein geriebener Wesîr El-Kúnduri, gewöhnlich mit seinem Ehrentitel Amîd el-mulk („Stütze des Reiches") genannt, beflissen, die Zustimmung des Beherrschers der Gläubigen zu diesem Plane zu gewinnen. Der freilich sträubte sich heftig. So klar es sein Interesse erforderte, sich den guten Willen des mächtigen Türkensultans zu erhalten, der ihn aus der Knechtschaft der Bujiden erlöst hatte und seine Person in Bagdad mit jedem Erweise des Respectes und zum ersten Male seit langer Zeit auch wieder mit dem Glanze äußerer Repräsentation umgab, den es andererseits aber nur einen Wink gekostet hätte, ihn vom Throne reißen zu lassen — es gab doch Manches, was dem Abbaßiden eine solche Verbindung widerwärtig erscheinen lassen konnte. Ein Emporkömmling aus rohem, noch von keiner Cultur belecktem Volke, hatte Togril-Beg in seinem Feldlager schwerlich je Gelegenheit gesucht oder gefunden, sich elegante Manieren anzugewöhnen; und des Chalifen

1) S. das Nähere bei Hertzberg, Geschichte der Byzantiner (Nr. 59 dieser Sammlung) S. 224. Die Stadt selbst hatte natürlich byzantinische Besatzung. 2) Die Byzantiner erwähnen einen vergeblichen Angriff der Seldschuken auf Edessa unter dem J. 1060 (452), von welchem die orientalischen Historiker nichts melden. Vermuthlich ist es ein unbedeutender Streifzug gewesen; ohne Erfolg blieb er jedenfalls.

Gefühle bei dieser Brautwerbung mochten etwa denen eines stolzen Aristokraten aus alter und vornehmer, wenngleich etwas heruntergekommener Familie gleichen, den ein vom einfachen Arbeiter zum Millionär emporgestiegener Industrieller von 69 Jahren unter gleichzeitiger Präsentation etlicher fälliger Wechsel um die Hand seiner Tochter bittet. Möglich auch, daß sein Zögern dem Streben entsprang, das verlangte Zugeständniß sich möglichst theuer bezahlen zu lassen: wir hören, daß er die Bedingung stellte, zu Bagdad und Umgegend auch Wâßit (I, 394) seiner unmittelbaren Regierung untergeben zu bekommen, als Anfang vermuthlich für eine neu zu gründende Hausmacht des Geschlechtes Abbâs. Indeß Amîd el-mulk, ein schlauer Perser aus der Gegend von Tûs, war dem Beherrscher der Gläubigen über: schließlich (454 = 1062) mußte er sein Jawort geben, und Anfang 455 (1063) zog Togril feierlich in Bagdad als Bräutigam der Chalifentochter ein. Die indeß schien auch von dem zukünftigen Gemahl nicht sehr erbaut; sie behandelte ihn mit vollständiger Nichtachtung und wußte es zu erreichen, daß aus der Ehe vorläufig nur eine Formsache gemacht wurde.

Es ist nicht schwer zu erkennen, was den Sultan bewog, trotz aller ihm in den Weg gelegten Schwierigkeiten, die für ihn ebenso viele Demüthigungen vorstellten, auf seinem Einfall mit solcher Ausdauer zu beharren. Sein Haus befand sich in derselben Lage, wie die Bujiden, als sie zu Macht und Ansehen gekommen waren: für die Behauptung der gewonnenen Herrschergewalt fanden die Seldschuken sich auf die eigene persönliche Tüchtigkeit, mehr aber noch auf die freiwillige Anhänglichkeit ihrer Emire und Soldaten angewiesen. Diese zu verstärken, war eine enge Verbindung mit dem Chalifen, in welchem die Schaaren der Türken als gute Sunniten ihr geistliches Oberhaupt verehrten, vom größten Werthe: ein Sohn des Sultans und der Chalifentochter hätte in doppelter Weise Anspruch auf den Gehorsam der Unterthanen erheben können. Indeß weigerte das Schicksal dem bisherigen Günstling die ersehnte Krönung seines Glückes — ungefähr 70 Jahre alt, starb Togril-Beg den 8. Ramadân[1]) 455 (4. Sept. 1063) an einer Krankheit zu Rei, wohin er sich von Bagdad begeben hatte.

Der erste Sultan aus dem Stamme der Seldschuken wird von den sunnitischen Schriftstellern, denen wir die ältesten Nachrichten über ihn verdanken, außerordentlich gepriesen wegen seiner Frömmigkeit, Verständigkeit und Milde. Letzteres Lob ist wohl etwas cum grano salis zu verstehen, wenngleich zugegeben werden kann, daß er schon aus Klugheit sich bemühte, den greulichen Verwüstungen, welche seine Türken in den eroberten Ländern anrichteten, Schranken zu setzen. Was uns aber die Byzantiner von der Art zu sagen wissen, in welcher Gusen, Seldschuken und Turkmenen bei ihren Streifzügen auf griechisch-armenischem Gebiete hausten,[2]) ist so furchtbar, daß wir in ihm

1) So die älteste uns erhaltene Angabe; spätere nennen auch den 18. oder 22.
2) S. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner (Nr. 59 dieser Sammlung) S. 238. 244. Uebrigens ist dabei nicht zu vergessen, daß unsere christlichen Brüder, die Kreuzfahrer,

wie in seinen Nachfolgern schwerlich mehr Neigung zu engelhaftem Wesen zu suchen berechtigt sind, als in den Türkensultanen aus dem Hause Osmans, mit deren Namen in späteren Zeiten deutsche Mütter ihre Kinder zu schrecken pflegten. Immerhin wird er für einen Seldschuken menschenfreundlich genug gewesen sein; die Nachsicht, mit der er seinen Bruder nach seinem ersten Empörungsversuche behandelte, spricht dafür. Jedenfalls war er ein gewaltiger Soldat nach dem Muster Machmúds des Gasnewiden, ob er gleich keine so bedeutenden Hindernisse zu besiegen hatte, wie dieser, und es also unentschieden bleiben muß, wem von beiden größere militärische Begabung zuzusprechen ist. Die Empfänglichkeit für geistige Interessen hat Machmúd unter allen Umständen vor ihm voraus; aber etwas dauerhafter erwies sich dafür die Einheit des Reiches, das Togril-Beg mit Hilfe seines Bruders Tschákyr begründet: ihre Söhne zeigten sich der Väter würdig.

Oder vielmehr des Vaters, denn Togril-Beg hinterließ keine Nachkommenschaft, als seine Thaten. Tschákyr-Beg hatte mehrere Söhne, von denen wir Alp Arslan, Jakúti und Káwurd schon kennen (oben S. 82); außer ihnen war ihm von einer anderen Frau noch Sſuleimán geboren, der nach seines Vaters Tode mit der Mutter bei Togril-Beg Aufnahme fand und bei des Letzteren Ableben sich ebenfalls in Rei aufhielt. Togril hatte die Wittwe seines Bruders geehelicht, und Amíd el-mulk, der Wesír, der auf die Nachricht von dem Ende seines Herren schleunigst herbeigeeilt war, erklärte nun, dieser habe seinen Neffen und Stiefsohn zu seinem Nachfolger bestimmt. War dem so — und wir sind nicht in der Lage es zu bestreiten — so hatte man die Bestimmung dem kranken Manne abgedrungen, oder Togril-Beg war in seinen letzten Tagen so schwach geworden, daß er sein ruhmvolles Leben mit einer großen Thorheit schließen wollte. Glücklicherweise aber kam die Sache anders. Als Amíd el-mulk seinem Ehrgeize, der sich von der Beherrschung des jungen und unerfahrenen Mannes alles Mögliche versprechen mochte, die Zügel schießen ließ und sofort die Einfügung von Sſuleimáns Namen in die Chotbe (I, 195) anordnete, zeigte er, daß manchmal auch der pfiffigste Diplomat ein sehr schlechter Staatsmann ist. Es gehörte eine arge Kurzsichtigkeit zu dem Glauben, Alp Arslan, welcher den ganzen Osten fest in der Hand hatte und ein thatkräftiger Soldatenkönig nach der Weise Togrils war, könne sich von einem Manne der Feder hinter's Licht führen lassen. Aber zu dem Bruderkriege, dessen Entbrennen in sicherer Aussicht gestanden hätte, ist es schließlich gar nicht gekommen: die Feldherren Togrils erklärten einfach, sie wollten von diesem Sultan nichts wissen, und gingen zum Arslan. Amíd wollte einlenken und ließ jetzt schleunigst für den älteren Bruder an erster Stelle beten: aber es war zu spät. Als kurz nachher Alp Arslan als

z. B. bei der Eroberung von Jerusalem, sich fast noch schlimmer als die Türken aufgeführt haben: zu Kugler, Gesch. d. Kreuzzüge (Nr. 19 dieser Sammlung) S. 60 ist in dieser Beziehung Weil, Geschichte der Chalifen, Bd. III (Mannheim 1851) S. 172 zu vergleichen.

allgemein anerkannter Sultan in Rei eingezogen war, ließ er bald nachher den Wesír verhaften und nach Choraßán abführen, wo ihm Ende 456 (1064) zwei Sklaven des Herrschers das Todesurtheil brachten. Sie wollten ihn erwürgen: aber weder an Ehrgefühl noch an Muth fehlte es dem alten Vertrauten Togril-Begs — „Ich bin kein Straßenräuber!" rief er aus, band sich ein von seinem weiten Aermel abgerissenes Stück Zeug selbst über die Augen und empfing ruhig den Todesstreich. Für das Volk war es doch ein Segen, daß er den Platz räumen mußte: trotz seiner choraßanischen Abkunft hatte er einem fanatischen Sunnitismus, dem selbst die Anhänger des Ásch'ari (i, 525) nicht orthodox genug, die Schi'iten greuliche Ketzer waren, gehuldigt und den Togril-Beg fortwährend zu Maßregeln gegen die verwerfliche Richtung gedrängt. Davon war nun unter der neuen Regierung nicht mehr die Rede: Alp Arslan (455—465 = 1063—1072) war ein großer Krieger vor Allah, wie sein Vater und Oheim gewesen, und er wie sein herrschaftsmächtiger Sohn und Nachfolger Melikschâh (465—485 = 1072—1092) überließen die eigentliche Verwaltung beinahe unbeschränkt ihrem Wesír Haßan Ibn Alí, genannt Nisám el-mulk („Halt des Reiches"). Auch er war ein Perser aus Choraßán, aber ein besserer Staatsmann als sein unglücklicher Vorgänger. Geboren 408 (1018) als Sohn eines Dichkáns (S. 19) in Tús hatte sich der befähigte Mann frühzeitig, noch unter gasnewidischer Herrschaft, der Beamtenlaufbahn gewidmet, war dann Secretär des seldschukischen Statthalters von Balch geworden und schließlich, als nach dem Tode Tschákyr Begs Alp Arslan in den Ostprovinzen die Herrschaft antrat, zu dessen Wesír aufgerückt. Obwohl er, wie bei dem Beamten einer türkischen Regierung selbstverständlich, sich zu einem der orthodoxen Riten bekannte und große Frömmigkeit an den Tag legte, floß doch nicht umsonst das Blut persischer Dichkáne in seinen Adern: er sah ein, wie sehr eine richtig verstandene Toleranz im Interesse des Landes wie seiner Herrscher lag, und bewog darum sofort den Alp Arslan, die gegen Schi'iten und Asch'ariten gerichteten Maßregeln zurückzunehmen, ja durch Ehrung der Grabstätten der alidischen Imáme[1]) dem persischen Nationalgefühle ein gewisses Entgegenkommen zu bezeugen. Mußte eine solche Haltung, neben welcher doch andererseits von dem officiellen, wenn auch nicht immer herzlichen Einvernehmen mit den Chalifen, den Häuptern der sunnitischen Orthodoxie, nichts geopfert wurde, auf alle einigermaßen verständigen Kreise der Bevölkerung die beste Wirkung üben, so war es doch von noch größerer Bedeutung, daß Nisám el-mulk während der dreißigjährigen Amtsführung, welche ihm unter den beiden Sultanen beschieden war, eine wahrhaft unermüdliche Thätigkeit zur Herstellung geordneter Verhältnisse im Innern wie zur Förderung aller materiellen und geistigen Interessen entfaltete, eine Thätigkeit, deren Segen zum letzten Male dem islamischen Asien

1) Es wird ausdrücklich berichtet, daß Alp Arslan an dem Grabe des Ali Rida (oben S. 14), sein Nachfolger Melikschâh in den Heiligthümern von Kumm, Nedschef und Kerbelá (ebd.) ihre Andacht verrichtet hätten.

eine freilich kurz bemessene Zeit des Wiederaufblühens geschaffen hat. Das Verdienst aber, welches hiebei auch die Sultane sich erworben haben, ist kaum geringer zu achten, als die Leistungen des klugen und wohlgesinnten Wesíres selber. Männern, welche die kriegerischen Neigungen ihres Stammes in vollstem Maße geerbt hatten, kann es nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie der thatkräftigen Bethätigung ihres eigentlichen Wesens die verständnißvolle Sorge für das Wohl der Unterthanen mit gleichem Rechte an die Seite treten ließen. Der Krieg freilich blieb ihnen persönlich immer die Hauptsache, und je besser sie die Verwaltung des großen Reiches in den Händen ihres Nisám el-mulk aufgehoben wußten, um so eifriger stritten sie in Ost und West mit Glaubensgenossen wie mit Ungläubigen um die Erweiterung ihrer Grenzen; und wie im Osten Machmúd, haben im Westen seine sseldschukischen Volksgenossen zum ersten Male seit Jahrhunderten dem Islám neue Gebiete erschlossen. Hier konnte man vortrefflich die wilden Gusen und Turkmenen gebrauchen, die aus dem Inneren des Reiches bei der Gelegenheit loszuwerden ein kaum zu überschätzender Vortheil war. Wie bis zur Einnahme Bagdads über Persien und Mesopotamien, so verbreiteten sich jetzt die türkischen Horden über Syrien, Armenien und Kleinasien, halb den Sultanen, halb nur sich selber untergeben. Es war eine ganz kluge Politik der sseldschukischen Oberherren, diese schwer zu disciplinirenden, aber gegen äußere Feinde ausgezeichnet brauchbaren Irregulären auf dem byzantinischen Gebiete und in den mohammedanischen Grenzländern Mesopotamien und Syrien in der Hauptsache ihren eigenen Führern zu überlassen und auch nicht immer sofort einzugreifen, wenn diese gelegentlich selbst einander in die Haare geriethen; die Regierung sparte sich dadurch, freilich auf Kosten der Länder, welche für diese Privatvergnügungen der einzelnen Emíre den Schauplatz abgeben mußten, eine See von Plagen. Allerdings hatte die Sache den Haken, daß westlich vom Tigris zwar jeder General fortwährend seinen Eifer für den Dienst des Herrschers betheuerte, dabei aber die vollste Freiheit des Handelns für sich als selbstverständlich voraussetzte. So war in diesen Gebieten das Ansehen der nach einander in Rei, Nischapúr, Ispahán residirenden Sultane immer ein bedingtes; und wenn Alp Arslan wie Melikschâh es auch nicht verabsäumten, hier 463 (1071) und 479 (1086) persönlich zu erscheinen und einigermaßen Ordnung zu stiften, so war doch von vornherein zu befürchten, daß unter einem schwächeren Fürsten oder bei eintretenden Thronstreitigkeiten diese Länder sofort von dem Gesammtreiche sich losreißen würden. Daß an der Spitze der im Westen kämpfenden Heere zum Theil auch Mitglieder des sseldschukischen Herrscherhauses standen, verschlug dafür nichts: die Familienverhältnisse dieses Geschlechtes wurden von dem Augenblicke an, wo Togril-Beg seinen Bruder Jannál erwürgen ließ, alljährlich immer türkischer, und ließen bald die schönsten Leistungen der Bujiden hinter sich. Schon Alp Arslan mußte 456 (1064) den Kutulmisch, einen Vetter Togril-Begs, und 459 (1067) seinen eigenen Bruder Káwurd, Statthalter von Kirmán, als Aufrührer bekämpfen; und

als nach des Sultans Tode (465 = 1072) Melikschâh den Thron bestieg, erhob sich Kâwurd abermals, da ihn selbst der Herrschaft gelüstete. Er ward 466 (Anfang 1074) in der Nähe von Hamadân nach dreitägigem Kampfe geschlagen, gefangen und in der folgenden Nacht erdrosselt; welches Beispiel einen Bruder Melikschâhs, den Takasch, nicht abhielt, erst im J. 473 (1081), dann abermals 477 (1084) in Chorassân Empörungen anzuzetteln. Er wurde nach Unterdrückung der zweiten auf Befehl seines Bruders geblendet; hatte aber dieser von da ab bis ans Ende seiner Regierung Ruhe vor seinen zärtlichen Verwandten, so ließ sich doch unschwer vorhersehen, was sich ereignen mußte, wenn spätere Sultane weniger Thatkraft oder mehr Unglück hatten. Indeß ward der Glanz der dreißig Jahre, welche das Scepter in den starken Händen Alp Arslans und Melikschâhs sahen, durch solche Vorkommnisse nicht weiter getrübt. Wir überblicken zunächst kurz die Eroberungen, welche theils unter ihrer persönlichen Leitung, theils in ihrem Namen an den Grenzen des Reiches gemacht wurden.

Die Kosten derselben mußten zum größten Theile die Byzantiner und die Fatimiden tragen. In Konstantinopel war die Herrschaft der Nachkommen Basilius' II. nicht minder in offenkundigem Verfall,[1]) als das Chalifat der Fatimiden zu Kairo (I, 627, 634, 636): so waren beide außer Stande, die heftigen Stöße, welche von den Türken auf ihre asiatischen Provinzen geführt wurden, mit genügender Kraft zu pariren. Kaum hatte Alp Arslan, nachdem er die Zügel der Regierung ergriffen, seine Autorität durch Unterdrückung der von Kutulmisch bei Rei und ein paar anderen Aufrührern in Herât und Umgegend hervorgerufenen Aufstände gefestigt, als er sich schon am 1. Rabî I 456 (22. Febr. 1064) nach Armenien aufmachte, die Feldzüge Togril-Begs fortzusetzen.[2]) Außer mehreren anderen Städten nahm er das feste Ani; überall ward das Land verwüstet, die Kirchen in Moscheen verwandelt, die Einwohner getödtet oder fortgeschleppt, was aber das Schlimmste war, der Weg nach Kleinasien den Reiterschaaren geöffnet, die nun in den Jahren 1067—1070 (459—462) die blühende Halbinsel bis weit nach Kappadocien und Pontus, ja schließlich bis nach Phrygien hinein überschwemmten und nach Gewohnheit mißhandelten. Allerdings fuhr 1068 (Ende 460 oder Anfang 461)[3]) der Kaiser Romanus IV. dazwischen, der schließlich

1) Man vergleiche hierüber wie über die folgenden Kriege zwischen Byzantinern und Seldschuken Hertzberg, Geschichte der Byzantiner (Nr. 59 dieser Sammlung) S. 240. 243. 248. 254. 256. 258. 260. 274. Die arabischen und persischen Chronisten, deren Aufmerksamkeit hier mehr auf den Osten gerichtet erscheint, schweigen über die Fortschritte der Seldschuken in Kleinasien beinahe vollständig, so daß wir uns für diesen Kriegsschauplatz in der Hauptsache auf byzantinische Nachrichten angewiesen finden. Ich behandle diese Dinge um so weniger ausführlich, als sie bei Hertzberg schon eine klare und übersichtliche Darstellung gefunden haben. 2) Der bei Hertzberg a. a. O. S. 244 erwähnte Raubzug vom J. 1063 muß noch von Kutulmisch, der vor seiner Empörung dort commandirte, angeordnet gewesen sein. 3) Nach Hertzberg a. a. O. S. 249; die Muslime erwähnen diesen Zug unter dem J. 462 (1069/70). Die Er-

in Syrien eindrang und Membidsch (Hierapolis) den Muslimen abnahm; aber das Jahr 1071 (463) sollte dem Türkensultan einen noch von keinem islamischen Fürsten gewonnenen Ruhm bringen — die Gefangennahme des Keißar-i-Rúm, des römischen Kaisers selbst. Romanus war mit einem großen Heere in Armenien erschienen, hatte das im vorigen Jahre von den Feinden eroberte Melasgerd zurückgewonnen und breitete sich schon weiter im Lande aus — da rückt Alp Arslan selbst heran. Die Schlacht wird mit der äußersten Erbitterung durchgefochten, bis Unzuverlässigkeit eines Unterbefehlshabers den Rückzug der Byzantiner einleitet. Umsonst versucht der tapfere Kaiser das Aeußerste, die Niederlage abzuwenden; im Handgemenge wird er gefangen genommen, das Heer in wilde Flucht geworfen. Alp Arslan bewahrte in seinem Triumphe weise Mäßigung: er behandelte den gefangenen Kaiser im Ganzen außerordentlich anständig und bewilligte ihm die Freiheit gegen Abschluß eines Friedensvertrages, der außer der unentgeltlichen Rücksendung aller mohammedanischen Gefangenen aus Byzanz die Zahlung einer ungeheuren Geldsumme[1]) bedingt haben soll. Romanus kam in die üble Lage, zwischen der Großmuth des Siegers und der Gemeinheit seiner Unterthanen traurige Vergleiche anstellen zu müssen: liebe Freunde benutzten seine Gefangenschaft, derweil in Byzanz gegen ihn eine Revolution anzustiften, welche ihm den schrecklichsten Untergang bereitete. Auch der Friedensvertrag ward von denen, welche den unglücklichen Kaiser gestürzt, zerrissen. Aber nur zum Schaden des byzantinischen Reiches selbst. Zwar ging Alp Arslan, welcher inzwischen jenseits des Oxus zu thun bekommen hatte, nicht wieder in Person gegen Armenien vor, und Melikschâh hat sich auch niemals selbst um dies Land oder um Kleinasien gekümmert; aber die Türken wurden sofort wieder auf die gequälten Provinzen losgelassen, und der an ihre Spitze trat, Sfuleimân, Sohn des Kutulmisch, war um so unermüdlicher in seinen Unternehmungen, als er selbst dabei sich ein wenn nicht dem Namen, so doch der That nach unabhängiges Reich zu gründen hoffte. Das gelang ihm zunächst recht gut: in Byzanz wurden bis zum Aufkommen des Alexius Komnenus (1081 = 473) die Verhältnisse immer elender, so daß schließlich im J. 1074 (466/7) der Kaiser Michael gar die Hilfe Sfuleimâns gegen einen siegreichen Empörer anrufen mußte. Der Türke zeigte sich nicht blöde, die beispiellose Gunst solcher Umstände auszunutzen; gegen 1081 (473) war Kleinasien bis über Nicäa hinaus in seinen Händen, und in dieser Stadt, welcher einst die Christenheit ihr heiligstes Glaubensbekenntniß verdankt, schlug

---

oberung von Melasgerd (Mantzikert) durch Alp Arslan im J. 1070 (Hertzberg S. 249) haben sie gar nicht, vermuthlich weil Romanus im folgenden Jahre die Stadt wiedernahm.

1) 1 oder $1^1/_2$ Millionen Goldstücke werden genannt. Der ganze Friedensvertrag ist etwas unklar; man vermißt Angaben über die Hauptsache: die zukünftige Grenzlinie zwischen beiden Reichen. Einen Gebietszuwachs brauchte Alp Arslan schon seiner Türken wegen.

jetzt der mohammedanische Emir seine Residenz auf. Keine von beiden Confessionen hätte es sich damals träumen lassen, daß nur 18 Jahre später die Christen sich durch die Eroberung Jerusalems im ersten Kreuzzuge Genugthuung schaffen würden.

Dem Suleimán aber ging es, wie den meisten Leuten, wenn sie Glück haben: er konnte nicht genug bekommen, und darüber gerieth er ins Straucheln. Im J. 477 (1085) war es ihm gelungen, sich durch Verrath des byzantinischen Statthalters Antiochias zu bemächtigen, das seit 120 Jahren wieder im Besitz der Griechen sich befand (I, 574); damit hatte er den Boden Syriens betreten, welcher damals, wie der des benachbarten Mesopotamien, aus den oben S. 87 berührten Gründen ein ziemlich heißer war. Neben den Okeiliden von Moßul (S. 82) und den Merwaniden von Dijár Bekr (ebd.), die Alp Arslan auf ihre officielle Unterwerfung hin in ihrem Besitze gelassen hatte, die aber seitdem sich beinahe fortwährend bekriegten, waren hier seit Togril-Begs Tode noch eine ganze Anzahl von gewohnheitsmäßigen Zänkern in Thätigkeit. Erst die fatimidischen Heerführer und Statthalter, die sich mit den immer wiederkehrenden Mirdaßiden (I, 627) um Haleb, mit den Okeiliden von Moßul um ein paar Städte am Euphrat herumschlugen; hier stiftete Alp Arslan im J. 463 (1071) wenigstens für ein Weilchen Ordnung, indem er Haleb dem seine Huldigung, wenn auch nicht ganz freiwillig, darbringenden Mirdaßiden ließ, die Euphratlinie dem Muslim Ibn Koreisch, Emir von Moßul, übergab. In demselben Jahre aber brachen in den Süden Palästinas Haufen von Turkmenen ein, welche vorher an den Kriegen in Nordsyrien sich betheiligt hatten und nun dort überflüssig geworden waren. Unter Führung ihres Häuptlings Atßyz[1]) trieben sie vielen Unfug von Damaskus bis nach Aegypten hinein; 463 (1071) entschloß sich der fatimidische Statthalter von Jerusalem zur Unterwerfung, um vor den Unholden einigermaßen Ruhe zu haben.[2]) Schon im vorhergehenden Jahre hatte sich der Eindruck des steten Fortschreitens der seldschukischen Macht bis nach Arabien hinein fühlbar gemacht, wo der Scherif von Mekka (I, 626) sich 462 (1070) von den ägyptischen Chalifen lossagte und für den Abbaßiden in Bagdad beten ließ, was freilich bei der thatsächlichen Unabhängigkeit der heiligen Städte eine reine Formsache, des moralischen Eindruckes wegen aber durchaus nicht gleichgiltig war. Vor Allem in Syrien selbst, das jetzt den Fatimiden gänzlich entrissen wurde: 468 (1076) eroberte Atßyz Damaskus, und wenn auch ein 469 (1076/7) auf Kairo unternommener Angriff von dem Mirgúsch (I, 636) Bedr noch abgewiesen wurde, so blieb doch gleichermaßen der Versuch des Letzteren, Damaskus zurückzunehmen (471 = 1078/9), ohne Erfolg. Allerdings hatten die Kräfte des Atßyz zur Behauptung des Gewonnenen nicht ausgereicht; Tutusch, ein

1) Dies ist die richtige Form des Namens nach Ibn el-Athír X, 70 l. Z. 2) Doch ward erst 465 (1073) die Einfügung Jerusalems in das Seldschukenreich formell vollzogen.

Bruder Melikschâhs, welchen dieser 470 (1077/8) zur Vervollständigung der syrischen Eroberungen mit einem Heere über den Euphrat gesendet, mußte ihm zu Hilfe kommen. Nachdem aber die Aegypter sich hatten zurückziehen müssen, beseitigte Tutusch unter einem beliebigen Vorwande den armen Atßyf und setzte sich in Damaskus selber fest. So befanden sich 477 (1085) drei ländergierige Männer in fast unmittelbarer Nachbarschaft: Tutusch in Damaskus, Sſuleimân Ibn Kutulmisch in Antiochia und der Okeilide Muslim am Euphrat. Es wäre ein Wunder dazu nöthig gewesen, sie von einander zu halten, um so mehr, als ein für alle drei gleich begehrenswerther Zankapfel genau in ihrer Mitte lag: Haleb, welches im Namen der letzten Mirdaßiden von Ibn el-Hoteiti gehalten wurde. Muslim und Tutusch hatten denn auch abwechselnd schon seit 470 (1077/8) die Stadt verschiedentlich berannt, und der Erstere 473 (1080) sich ihrer bemächtigt. Melikschâh, welchem Tutusch zu mächtig zu werden begann, hatte dem Okeiliden gestattet sie zu behalten; den aber erfaßte nun der Größenwahn, er begann von einem selbständigen Reiche zu träumen, ließ sich mit den Fatimiden und den Merwaniden von Dijâr Bekr in Verbindungen gegen die Sſeldschuken ein, und nun begannen 476 (1083) höchst verwickelte Balgereien zwischen türkischen Generälen Melikschâhs, Merwaniden und Muslim, die im Einzelnen zu verfolgen nicht lohnt. Genug, daß Nichts von dem zwischen Muslim und den Fatimiden verabredeten Zusammenwirken klappte: Bedr, der ägyptische Mirgûsch, konnte erst 478 (Mitte 1085) Tutusch in Damaskus, zum zweiten Male vergeblich, angreifen, nachdem grade einen Monat vorher Muslim gegen Sſuleimân Ibn Kutulmisch, der 477 (Anfang 1085) Antiochia besetzt, gefallen war. Kaum aber war Tutusch seinerseits die Aegypter los, als er sich, von dem Emir Ortok, einem durch sein Kriegsglück berühmten Führer, begleitet, nach Haleb aufmachte. Das aber wollte Sſuleimân eben auch haben: vor der Stadt trafen sich Oheim und Neffe,[1]) und der Eroberer Kleinasiens und Antiochias fand im Kampfe den Tod (479 = 1086). Nun aber riß dem Melikschâh, der allen diesen Ereignissen, so lange sie nicht die Einheit der Familie bedrohten, ruhig zugeschaut hatte, doch endlich die Geduld. Eilends machte er sich 479 (1086) von Jspahân mit seinen zuverlässigsten Leibgarden nach Mesopotamien auf, und beim Herannahen des Löwen verkrochen sich die Wölfe. Auf dem Wege nahm er außer den Nestern verschiedener kleiner Herren Edeſſa und Membidsch, die noch von byzantinischen Truppen besetzt waren; als er nach Haleb kam, wich ihm Tutusch in der Richtung auf Damaskus aus, während die in Nordsyrien noch für die Fatimiden gehaltenen Ortschaften wie Scheisar, Latakije (Laodicea) und Fâmije (Apamea) sich ohne Umstände ergaben. Dann ordnete der Sultan die Verhältnisse Syriens dahin, daß Tutusch den Süden mit Damaskus behalten durfte; der Norden wie Mesopotamien wurde unter verschiedene zu-

1) Im zweiten Grade: Sſuleimân war der Vetter Alp Arslans, des Vaters Tutusch.

verlässige Emire aufgetheilt, wobei u. A. mit Haleb der Türke Ak-Sonkor („der weiße Falke") belehnt ward. Von den kleinen Dynasten wurden Mirdaßiden und Merwaniden sofort beseitigt, das Gebiet der Okeiliden zerschlagen: zwei ihrer Linien bekamen Harrân in Mesopotamien und Kâl'at Dschâ'abar in Syrien, das Uebrige ward nach und nach (Moßul selbst erst 482 = 1089/90) eingezogen.

Es kann auffallend erscheinen, daß Melikschâh, der eben erst die wüste Verwirrung syrisch-mesopotamischer Kleinstaaterei aus eigener Anschauung hatte kennen lernen, bei der Neuordnung dieser Verhältnisse sich doch nicht bewogen fand, eine oder zwei große Provinzen mit einheitlicher Verwaltung herzustellen, daß er vielmehr durch die Verzettelung dieser Gebiete unter eine Anzahl gleichberechtigter Emire sofort den Grund zu neuen Reibungen und Zwistigkeiten der Vasallen eigenhändig legte. Indeß, so mächtig der glänzende Herrscher auch war, Alles konnte selbst er nicht, insbesondere nicht die Natur der Dinge verändern. Ich will hier keinen Werth darauf legen, daß Syrien und Mesopotamien seit Anfang der Geschichte, sobald diese Länder sich selbst überlassen waren, stets in eine Anzahl kleiner Reiche zerfallen sind, weil den aramäischen Ureinwohnern neben manchen anderen auch die Gabe der Staatenbildung etwas kärglich zugemessen worden ist; denn seit vielen Jahrhunderten waren diese Aramäer, obwohl sie im größten Theile ihrer Heimath damals gewiß noch den Grundstock der Bevölkerung bildeten, nicht mehr Herren ihres Geschickes gewesen. Es ist vielmehr einmal die Natur des Landes, das von nicht sehr hohen aber zerklüfteten und schwer zugänglichen Gebirgen und reißenden Wasserläufen durchschnitten und nach Süden durch eine große Wüste abgesperrt wird, andererseits aber der Charakter des arabischen Beduinenthums, das zum Theil schon vor der mohammedanischen Eroberung hier maßgebend war und seit den Omaijaden immer mehr geworden ist — es sind diese beiden Factoren, welche den Hang zur Kleinstaaterei in verhängnißvoller Wechselwirkung begünstigen und selbst heutigen Tages noch die Autorität der türkischen Regierung auf diesem Boden, wie bekannt, alle Augenblicke in Frage stellen. So ist es kein Wunder, daß seit dem Niedergange des Chalifates, ob Tuluniden, Hamdaniden oder Fatimiden, ob Seldschuken oder Kreuzfahrer die Herren des Landes spielten, Unbotmäßigkeit der Vasallen und Kleinstaaterei von Askalon bis Moßul und Tarsus bei jeder Gelegenheit ins Kraut schossen. Nur eine starke Regierung, deren Mittelpunkt nahe genug liegt, um sofortiges Eingreifen zu gestatten, kann Syrien und Mesopotamien wirklich in Ordnung halten; aber weder von Kairo oder Constantinopel noch von Ispahân aus können diese Provinzen dauernd wirklich regiert werden. So darf man dem Seldschukensultan aus seinem Verfahren keinen Vorwurf machen, so üble Folgen es auch für den Islâm gehabt hat: eine straffe Unterordnung des Westens unter seine directe Herrschaft hätte ihn seine besten Kräfte gekostet, und die brauchte er im fernen Osten, wie es schien, weit nöthiger.

Es ist nicht allein begreiflich, sondern es war auch eine durchaus richtige

Politik, welche sowohl Alp Arslan wie Melikschâh darin verfolgten, daß sie auch die Länder jenseits des Oxus ihrem Einflusse zu unterwerfen strebten. War das fortgesetzte Drängen der westtürkischen Nomaden über den großen Strom so lange für die seldschukischen Sultane vortheilhaft, wie sie den auf ihr Gebiet getretenen Stämmen kriegerische Beschäftigung in Armenien und Kleinasien anzuweisen hatten, so konnte dasselbe doch leicht zu einer großen Gefahr für ganz Persien werden, sobald das Zuströmen der Horden das richtige Maß überschritt oder der Respect vor der Macht der Sultane kein unbeschränkter blieb. Es war also von Wichtigkeit, nicht allein in Chwarism und Balch aufmerksame Grenzwacht zu halten, sondern womöglich auch für Choraßân einen Brückenkopf jenseits des Oxus zu schaffen — ganz abgesehen von dem berechtigten Wunsche, Bochâra in einiger Verbindung mit den Gebieten zu erhalten, welchen es so lange zugehört hatte und denen es noch jetzt eine Leuchte des Islâms war. So finden wir denn schon 457 (1065) Alp Arslan in Transoxanien; freilich noch nicht kriegerisch auftretend, sondern nur die Unterwerfung des Châns von Dschend, jener Landschaft, aus welcher der Stamm Seldschuks vor dreißig Jahren ausgezogen war, entgegennehmend, daneben höchstens in Chwarism, wo es Unruhen gegeben zu haben scheint, Ordnung stiftend. Aber Großes plante er 465 (1072), wo er sich mit einem Heere, das über 200 000 Mann gezählt haben soll, von Nischapûr auf den Weg nach Bochâra machte. Er überschritt den Oxus auf einer besonders geschlagenen Brücke; als er am andern Ufer bereits lagerte, wurde der Befehlshaber eines eben genommenen Grenzforts, genannt Jûßuf el-Chwarismi, eingebracht. Der Sultan befahl ihn an vier Pfählen aufzuhängen; als darüber der Unglückliche in Verwünschungen ausbrach, griff er zornig zu seinem Bogen, ihn zu erschießen. Er fehlte — es heißt, zum ersten Male in seinem Leben —; da sprang der Gefangene, den die Wächter hatten loslassen müssen, auf ihn zu und brachte ihm mit dem Dolche eine tödtliche Wunde in der Seite bei. Er starb vier Tage später (10. Rabî II 465 = 24. Dec. 1072), wenig über 40 Jahre alt, mit der Hoffnung auf Allahs Barmherzigkeit das bittere Gefühl niederkämpfend, daß er, der sich eben noch für den König der Welt gehalten, von der Hand eines solchen Feindes einen solchen Tod erleiden mußte. Hier wie sonst ist ein großer Zug in dem Wesen des Fürsten, der neben der Rücksichtslosigkeit, ja Wildheit des ächten Türken auch die Tugenden eines Kriegers, Gradheit und Hochsinn besessen hat. Seiner Haltung gegen den griechischen Kaiser (oben S. 89) entspricht es, wie er sich einmal gegen Nisâm el-mulk benahm. Neider hatten eines Tages heimlich in der Gebetskapelle des Sultans ein Schriftstück hingelegt, in welchem gegen den Wesîr die im Orient gewöhnliche und selten ganz ungegründete Anklage, daß er sich unrechtmäßiger Weise bereichere, erhoben war. Alp Arslan gab den Wisch dem Nisâm mit den Worten: „Da hast du eine Schrift; wenn die Leute in dem, was sie schreiben, Recht haben, so bessere deine Sitten und benimm dich, wie sich's gehört, lügen sie aber, so

verzeihe ihnen die Niederträchtigkeit und ſchaff' ihnen Arbeit, daß ſie etwas Beſſeres zu thun bekommen, als Leute zu verläumden."

Melikſchâh zählte erſt 18 Jahre, als der Tod ſeines Vaters früher getroffener Verfügung deſſelben gemäß ihn auf den Thron rief. Es iſt anzunehmen, daß ſchon bei Lebzeiten Alp Arslans der Weſir Niſâm Einfluß auf den jungen Mann gewonnen hatte, der auch als Sultan ihn nicht anders als Chodſcha Haßan („Meiſter" oder „Lehrer Haßan")[1] zu nennen pflegte. In den erſten Jahren ſeiner Regierung überließ er dem Chodſcha jedenfalls die eigentliche Entſcheidung in allen wichtigen Sachen; ſo iſt es ſchwer zu ſagen, was von Melikſchâhs Thaten auf ſeine, was auf die Rechnung ſeines Miniſters zu ſetzen iſt. Doch erfahren wir, daß jedenfalls ſpäter ſich der Sultan genau um die Geſchäfte kümmerte; insbeſondere wird ihm nachgerühmt, daß er auf ſtrenge Ordnung und Disciplin im Heere und auf Gerechtigkeit in der Verwaltung bedacht geweſen, dabei in manchen Fällen auch den Niſâm auf dies oder jenes hingewieſen habe. Nicht ſo auf das Leben im Feldlager erpicht wie ſein Vater war er doch ein ſelbſtthätiger Kriegsherr, der gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung nicht allein an der Entſcheidungsſchlacht gegen ſeinen Oheim Kâwurd (oben S. 88) perſönlich Theil nahm, ſondern auch den Feldzug begleitete, welcher 466 (1073/4) nach dem Oſten nothwendig wurde. Dort hatte auf die Nachricht von dem Tode des gefürchteten Alp Arslan Altegin, der Türkenchân von Sſamarkand, es gewagt ſich der Stadt Tirmidh zu bemächtigen, die zwar auf dem rechten Ufer des Oxus lag, aber doch zum Sſeldſchukenreiche gehörte. Sie ward ihm wieder abgenommen, und Melikſchâh drang ſo weit in der Richtung auf Sſamarkand vor, daß Altegin erſchreckt um Frieden bat. Von da ab war das Verhältniß zwiſchen Melikſchâh und den türkiſchen Vettern in Transoxanien ein durchaus friedliches, obwohl in Sſamarkand mehrfacher Wechſel in der Perſon des Châns eintrat; ja der Sultan heirathete eine Angehörige des dortigen Herrſcherhauſes, Turkan Chatun,[2] die ſpäter einen verhängnißvollen Einfluß auf die Zukunft der ſſeldſchukiſchen Dynaſtie ausüben ſollte. Als indeß ein Neffe von ihr, Achmed Chân, Herr von Sſamarkand wurde, kamen bald zahlreiche Klagen über die Ungerechtigkeit und Grauſamkeit deſſelben an den Hof von Iſpahân; die bedrängten Unterthanen forderten dringend das Einſchreiten Melikſchâhs, und dieſer ließ ſich nicht lange bitten, mit einem großen Heere über den Oxus zu gehen (482 = 1089). Ohne Mühe nahm er Bochâra und Sſamarkand; Achmed Chân, der ſich in eine kleine Feſtung eingeſchloſſen hatte, ward zur Uebergabe gezwungen und gefangen nach Iſpahân geſchickt. Bis in das Gebiet des Châns von Kaſchgar ſetzte der Sultan ſeinen Zug fort; erſchreckt bewilligte der Türkenhäuptling die Forderung, durch Münze

1) Chodſcha iſt auch ſpäter bei den osmaniſchen Türken der Titel der Prinzenerzieher, die bei eventueller Thronbeſteigung ihrer Zöglinge oft Miniſter werden. 2) Chatun iſt türkiſch Frau, und wird, wie dieſes deutſche Wort, häufig als Ehrentitel gebraucht.

und Predigt (I, 569) die Oberherrlichkeit des Sseldschuken anzuerkennen, dem nun von den Grenzen Chinas bis fast an die Thore von Constantinopel alle Lande wenigstens für einen Augenblick sich beugten. Allerdings zeigte eine Empörung in Ssamarkand, als Melikschâh eben den Rücken gekehrt hatte, daß auf die neue Provinz kein großer Verlaß war; doch ward der Aufruhr in diesem Augenblicke noch rasch unterdrückt und mit dem Bruder des Châns von Kaschgar, der sich ungebeten einmischte, schließlich ein friedliches Abkommen erzielt. So viel war mindestens erreicht, daß die ungeheure Macht des Sultans in diesen entlegenen Bezirken zur Entfaltung gekommen war; man durfte erwarten, daß eine ziemliche Weile die Türken jenseits des Oxus der erhaltenen Lehre eingedenk bleiben würden.

Glänzend wie die kriegerischen Erfolge der Sseldschuken unter Melikschâhs Regierung waren, sie wurden bei weitem in den Schatten gestellt durch seine und des Nizâm el-mulk friedliche Thätigkeit zur Hebung des Wohlstandes und der Bildung in den persischen Provinzen und im Irâk. Wenn man die Persönlichkeit des Sultans mit der seines Vaters Alp Arslan vergleicht, so ergiebt sich für beide ein Verhältniß von merkwürdiger Aehnlichkeit mit dem Unterschiede zwischen Trajan und Hadrian. Wenn auch bei Melikschâh die Kriegsthaten nicht so in den Hintergrund treten, wie bei dem aelischen Imperator, so haben doch beide im Gegensatz zu den schwertmächtigen Vorgängern, welche ihre Reiche auf feste Grundlagen erst zu stellen hatten, eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit einander in der Art, wie sie das Gewonnene auszubauen beflissen waren. Wiederherstellung verwüsteter Orte, Gründung wissenschaftlicher Anstalten, große Bauten gemeinnützigen Charakters, Förderung der Kunst, das sind ja freilich Aufgaben, die unter gleichartigen Verhältnissen sich wiederholen müssen, und Vorliebe für Pracht und äußere Repräsentation können Herrscher, die über große Mittel gebieten, auch leicht gemein haben. Ein eigenthümliches Zusammentreffen aber ist es, wenn Melikschâh ganz dieselbe Vorliebe für große Reisen innerhalb seiner Gebiete, für persönliche Kenntnißnahme von allen örtlichen Verhältnissen zeigt, wie der römische Kaiser; und nicht minder begegnet dessen Begünstigung der unteren Volksclassen bei dem Sultan einer ganz ähnlichen Neigung, sich um arme Leute zu bekümmern. Fürwahr Eigenschaften, die uns den Türken wie den Römer menschlich nahe zu bringen geeignet sind. Ihre segensreiche Entfaltung verdankte die islamische Welt aber sonder Zweifel dem großen Wesire, dessen Verdienste an die besten Thaten der Barmekiden erinnern, ja sie übertreffen. Sein Sinn war vor Allem auf Förderung der Wissenschaft und Kunst gerichtet: wie Melikschâh in Nischapûr und anderen Orten, so stiftete er in Baßra und vor Allem in Bagdad Médreßen, das heißt nach unserer Redeweise etwa Universitäten, allerdings in erster Linie theologisch-juristischen Charakters; und selbst durch die trüben Zeiten, die nur zu bald der kurzen Blüte ein Ende machen sollten, blieb bis zum Hereinbrechen des Mongolensturms die Nizamija in der Chalifenstadt, wie sie nach ihrem

Begründer genannt ward, die erſte Stätte der gelehrten Studien im Sſeldſchukenreiche. Beide, Sultan wie Miniſter, widmeten dabei künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auch perſönliche Theilnahme: wir erfahren, daß es der Herrſcher nicht verſchmähte, von ſeinem Hofaſtronomen ſich die Erſcheinungen des geſtirnten Himmels erläutern zu laſſen, und geiſtreiche Verſe wußte er zu beurtheilen wie ein geborener Perſer. So ſchien es einen Augenblick, als wenn Allahs Wille, die Erde zu einer Prüfungsſtätte für die Gläubigen zu geſtalten, in eine mildere Beſtimmung ſich wandeln möchte: da hob auf einmal von Neuem die innere Zwietracht ihr Haupt, und drohend entſtieg in verhängnißvoller Gleichzeitigkeit nun auch dem perſiſchen Boden abermals das beinahe vergeſſene Geſpenſt des Ismaelitenthums.

Zweites Capitel.

Türken, Assassinen und Kreuzfahrer.

Um das Jahr 425 (1034) fanden sich in Nischapúr drei junge Perser zusammen, welche in der alten Residenz der Táhiriden, der Hauptstadt der zu jener Zeit gasnewidischen Provinz Choraßán, welche trotz aller Stürme der letzten Jahrzehnte ihren alten Glanz nicht verloren hatte und in deren Schulen dem Unterrichte hochberühmter Scheiche zahlreiche Zuhörer lauschten, sich dem Studium der Gottesgelahrtheit und Rechtswissenschaft zu widmen beabsichtigten. Alle drei geistig das Mittelmaß des gewöhnlichen Menschen weit überragend, zogen sie grade durch die Verschiedenheit ihrer Charaktere sich an. Der eine, Omar, Sohn des Chaijám aus Nischapúr, war eine tiefe Natur, mystisch und skeptisch zugleich angelegt, damals noch in der überlieferten Religion die Lösung für das Räthsel des Lebens suchend; der zweite, Haßan Ibn Alí aus Tús, ein junger Mann von überlegener Intelligenz und praktischem Blick, gebildet und geistreich, hauptsächlich aber von dem Studium die Kenntnisse erwartend, welche er für eine zukünftige Beamtenlaufbahn gebrauchte; der dritte, Haßan Ibn es-Ssabbách aus Rei,[1]) bei dem alle Kräfte eines ebenso leidenschaftlichen wie kühl beobachtenden Geistes sich in einem brennenden Ehrgeize vereinigten. Er war es, der eines Tages in vertrauter Stunde die beiden Anderen schwören ließ, daß, wer von den Dreien etwa zu Macht und Ansehen komme, die Genossen zu seiner Höhe mit emporziehen werde. Zunächst führte das Leben sie weit auseinander. Omar Ibn Chaijám fand in der Theologie nicht, was er suchte. Es war die Zeit, wo die zunehmende Beschränktheit der orthodoxen Systematiker mehr und mehr alle freieren oder auf ein tieferes Gemüthsleben angelegten Naturen abstieß und dem Mysticismus der Ssúfi's (I, 407) zuführte, wo zudem die seit dem Siege Machmúds des Gasnewiden von Neuem unterdrückten Richtungen der Schi'a wie der Mótasila (oben S. 61) hinter dem Schleier ssufischer Askese sich zu bergen suchten, und das Elend erst der Bujiden-, dann der Türkenwirthschaft die Nichtigkeit alles Irdischen mit stummer, aber von Tag zu

1) Ibn Ssabbách behauptete später, arabischer Herkunft zu sein; doch scheint es, daß auch er ein geborener Perser war. Jedenfalls lebte sein Vater in Rei. Uebrigens darf ich nicht versäumen hinzuzufügen, daß die Berichte über die Anfänge der drei, wie sie im Texte wiedergegeben sind, an chronologischen Schwierigkeiten leiden, welche Zweifel an ihrer Richtigkeit nahe legen. Einstweilen habe ich es trotzdem für erlaubt gehalten, sie für meine Darstellung zu verwerthen; vgl. aber S. 111 Anm. 1.

Tage deutlicherer Sprache predigte, aus allen diesen Gründen aber die Ausbreitung des Sufismus über immer weitere Kreise der Bevölkerung sich mit wachsender Schnelligkeit vollzog. Ueber den Sufismus hinaus entwickelte sich Omar, gleichzeitig durch Studien der Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften Blick und Einsicht schärfend und mehrend, zum skeptischen Freidenker pantheistischer Tendenz, vor Allem aber zum ausgesprochensten Feinde jener politisch-theologischen Heuchelei, der wenige Jahrzehnte vorher sein älterer Zeitgenosse Abu'l-alá (I, 577) im fernen Syrien die Maske abgerissen hatte. Wie dieser in seinen zornsprühenden Gedichten der sittlichen Entrüstung über die Verderbniß der Zeit mit dem Trotze des selbst jetzt noch sich als freien Mann fühlenden Arabers Ausdruck verlieh, so lag es in der Art des geistreichen Persers, die Lauge eines schonungslosen Spottes über die Widersprüche und Abenteuerlichkeiten des mohammedanischen Dogmas in den „Vierzeilern" auszugießen, die seit Kurzem für Poesien sufisch-philosophischen Charakters aufgekommen waren — natürlich in sehr beschränkter Oeffentlichkeit, aber so classisch dem Widerwillen des persischen Geistes gegen die orthodoxe Gestalt des Islâms Ausdruck gebend, daß sein Diwan in einzelnen Exemplaren doch bis auf unsere Zeit fortgepflanzt werden konnte. Einem solchen Geist mußte das Streben nach irdischer Größe verächtlich werden: so lange er genug besaß, um ungestört seinen Studien und seiner Dichtkunst leben zu können, sah er keinen Grund, seiner beschaulichen Muße zu Nischapúr oder zu Merw, wo er später sich niederließ, zu entsagen. Grade das Gegentheil war es, was die unruhige und ehrgeizige Seele des Haßan Ibn Sabbâch erfüllte. Er wollte und mußte herrschen, beugen sollten sich die Menschen vor ihm, sei es in Verehrung, in Furcht oder in Schrecken; aber so hoch sich über die große Masse zu erheben schien ihm, wie die Dinge lagen, nicht die geringste Aussicht für jetzt oder später offen. Er gehörte, den Ueberlieferungen seiner Familie treu, der schi'itischen Richtung an; das war unter den Gasnewiden ein Hinderniß, unter den Seldschuken mindestens keine Empfehlung für den Eintritt in die Staatsverwaltung. Im Heere waren die oberen Stellen fast ausschließlich den Türken vorbehalten. Es blieben die krummen Schleichwege des Verschwörerthums. Niemals, seit die Secte ihren gefährlichen Charakter angenommen (gegen 250 = 864; s. I, 593), hatten die Ismaeliten aufgehört, ihre Fäden über die ganze islamische Welt zu spinnen; selbst als ihr Schwerpunkt unter den Fatimiden in Aegypten lag (seit 358 = 969; vgl. I, 619), durchzogen ihre Sendlinge nach wie vor auch die Länder des Ostens bis über den Indus und Jaxartes[1]) hinaus, fehlte es in keinem größeren Orte an heimlichen Gliedern des Bundes: mußte der Jammer der politischen Verhältnisse doch überall Noth und Unzufriedenheit erzeugen, wirksame Bundesgenossen für die verstohlenen Einflüsterungen derer, welche in

1) Vgl. oben S. 58 A. 2; 61; womit zusammenzuhalten, daß 436 (1044/5) Bogra-Chán, der Fürst von Turkestán, es nöthig fand, über die in Transoxanien eingedrungenen Ismaeliten eine schwere Verfolgung zu verhängen (Ibn el-Athír IX, 358).

dem wahren Imâm den künftigen Retter des gequälten Volkes gierigen Ohren predigten. Es ist bezeichnend, daß ein Mann von dem redlichen Streben und feinen Verstande des Nâßiri Chosrau aus der persönlichen Anschauung von dem blühenden Zustande Aegyptens unter den Fatimiden (oben S. 78) die praktische Folgerung zog, daß er Ismaelite wurde und, wie es scheint, in den späteren Jahren seines Lebens (seit 444 = 1052; vgl. S. 78) selbst als Missionär für die Ausbreitung der Secte im fernen Osten gewirkt hat: was konnte unter solchen Umständen ein Mann von überlegener Menschenkenntniß und zäher Willenskraft für eine Rolle spielen! Haßan ließ sich, nachdem er Nischapûr verlassen und lange Jahre in bescheidenen Verhältnissen wieder in seiner Heimath gelebt, endlich, von unbefriedigtem Ehrgeize verzehrt, mit den auch dort natürlich vertretenen Ismaeliten ein, und als 464 (1071/2) der Ober-Dâï (I, 589) des Irâk nach Rei kam, erreichte er es, von diesem mit seiner Stellvertretung in Stadt und Umgegend betraut zu werden. Aber in dem Augenblicke, wo er sich anschickte den mißlichen Pfad zu betreten, der zu dem ersehnten Ziele oder zum schmählichen Untergange führen mußte, schien endlich ein unverhofftes Glück einen müheloseren und weniger gefährlichen Weg zu Macht und Einfluß zu weisen. Alp Arslan, der gefürchtete Türkensultan, war dem Dolche Jûßufs aus Chwarism gefallen (oben S. 93), der jugendliche Melikschâh, dem soeben durch Besiegung und Tödtung seines Oheims Kâwurd (S. 88) die Herrschaft gesichert worden, hatte den ersten Gebrauch davon gemacht, indem er fast unbeschränkte Befugnisse an den Wesîr seines Vaters übertrug; dieser aber, Nisâm el-mulk, war kein Anderer, als der ehemalige Jugendgenosse des Ibn Sſabbâch, Haßan Ibn Alî aus Tûs. So lange Alp Arslan lebte, der bei aller Toleranz doch einem im Rufe des ausgesprochenen Schi'itismus stehenden Manne kaum ein erheblicheres Amt vertraut haben würde, mochte es Haßan Ibn Sſabbâch nicht räthlich erschienen sein, bei Hofe sich vorzustellen; nun aber war der Zeitpunkt gekommen, das Versprechen geltend zu machen, das vor Jahrzehnten die drei Jünglinge einander gegeben. Auch Omar, der Sohn Chaijâms, hatte bereits früher den Nisâm aufgesucht, als seine Brauchbarkeit, Klugheit und ein seltenes Glück den „Bauernsohn" (S. 86) auf die steile Höhe neben dem Sultan geführt; aber der skeptische und dem Treiben der großen Welt abgewendete Mann der Wissenschaft hatte von den glänzenden Anerbietungen des ihrer gemeinsamen Vergangenheit mit Treue gedenkenden Freundes nichts annehmen wollen, als ein mäßiges Jahrgehalt, das ihm ermöglichte „in einem Winkel im Schatten des Wesîrs" ohne Sorgen die Studien fortzusetzen, die ihm den Ruhm eines der größten Mathematiker des mohammedanischen Orientes einbringen sollten. Haßan Ibn Sſabbâch zeigte sich, als auch er nun im J. 466 (1074) vor den großen Minister trat, bei weitem geneigter, es mit dem Hofleben zu versuchen; sobald er aber durch Vermittlung des Nisâm dem Sultan Melikschâh vorgestellt und von diesem unter die Zahl der bevorzugten Rathgeber aufgenommen war, hatte er nichts eiliger, als gegen seinen Wohlthäter un-

unterbrochen Ränke zu schmieden und ihn bei dem jungen Herrscher zu verdächtigen. Aber der kluge Wesír wußte sich auf dem schlüpfrigen Boden doch gewandter zu bewegen, als der ehrgeizige Neuling: grade bei einer Gelegenheit, welche der undankbare Mensch zur Verdrängung Nisáms hatte ausnutzen wollen, wandte dieser geschickt die Spitze der Intrigue gegen ihren eignen Herren, daß Melikschâh in hellen Zorn auf den Haßan Ibn Sſabbâch gerieth und ihn mit Schimpf und Schande vom Hofe jagte. Wie die jähe Vernichtung aller Hoffnungen in demselben Augenblicke, wo er sie endlich erfüllt zu sehen erwartete, auf einen solchen Charakter wirken mußte, wird man sich unschwer vorstellen können: das Streben nach Rache an „dem Bauernsohn und dem Türken" durch Vernichtung ihrer scheinbar so festbegründeten Macht fiel jetzt mit den Zielen der Ehrsucht zusammen, und für beide schien der Ismaelitismus das geeignete Werkzeug. Es konnte ihm nicht schwer werden, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. Freilich kannte Nisám el-mulk seinen alten Freund und ließ eifrig auf ihn fahnden; aber Haßan wußte allen Verfolgungen zu entgehen, und sich 471 (1078/9) nach Aegypten durchzuschleichen, wo er von Ismaeliten und Fatimiden mit offenen Armen aufgenommen ward (I, 637). Freilich dauerte auch hier sein Einvernehmen mit der Umgebung des Chalifen Mustanßir nicht lange. Der Mirgúsch Bedr (I, 636) verfolgte schon damals den Plan, dem jüngsten Sohne Mustanßirs, Achmed (dem späteren Mustá'ali, I, 637), der sein Schwiegersohn und ein leicht zu beherrschender Mann war, die Thronfolge zuzuwenden, an Stelle des älteren Nisár, welchem sie nach schi'itisch-ismaelitischem Dogma eigentlich zukam. Es entstand darüber eine Spaltung unter den Ismaeliten selbst; Haßan stellte sich auf die Seite der Nisariten, wie man die Anhänger des rechtmäßigen Erben nannte, und begann nach seiner Gewohnheit gegen den bei Hofe allmächtigen Mirgúsch zu intrigiren. Der aber verstand keinen Spaß; er ließ den persischen Eindringling kurzer Hand packen und auf ein Schiff bringen, das eben nach Westafrika in See stach. Aber diesmal hatte der ismaelitische Abenteurer Glück; ein Sturm warf das Fahrzeug an die syrische Küste, und über Haleb und Bagdad erreichte der Flüchtling 473 (1081) abermals Ispahán. Es scheint, daß bei der Spaltung der ägyptischen Ismaeliten die Partei Nisárs die Fäden der Propaganda im Osten in der Hand behalten hatte; wenigstens finden wir nunmehr Haßan auf sechsjähriger Wanderung durch die südlichen und einen Theil der östlichen Provinzen Persiens, überall die Lehren der Secte ausbreitend, des Beistandes der Gesinnungsgenossen sich versichernd, bis er schließlich etwa 480 (1087) in der ansehnlichen Stadt Dámegán, dem Hauptorte der Tabaristán benachbarten Landschaft Kúmis ansässig wurde und daselbst sogar den Statthalter Melikschâhs zum Ismaelitismus bekehrte. Hier befand er sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Provinzen Gorgán, Tabaristán und Deilem, der alten Sitze des extremen Schi'itismus (I, 485. 495), wo man zudem mit der seldschukischen Herrschaft nicht zufriedener war, als vordem mit der arabischen oder gasnewidischen,

und wo seine und seiner Missionäre Einflüsterungen so gute Stätte fanden, wie früher die Wühlereien der Aliden (I, 492. 542). Letztere waren von der Zeit des Utrûsch (oben S. 38. 40) her in diesen Gegenden noch nicht ausgestorben, hatten vielmehr in den unzugänglichen Randgebirgen des kaspischen Meeres hier und dort noch kleine Herrschaften, in welchen sie von der Regierung, da sie seit der türkischen Ueberschwemmung sich ganz ruhig verhielten, geduldet wurden. So hauste oben in den Bergen nördlich von Kaswîn damals ein Alide, welcher sich Machdi (I, 442. 588) nennen ließ, übrigens aber sich als guter Unterthan des Sultans benahm. Seine Burg hieß Álamût[1]) „Adlernest"; die ersah Haßan Ibn Sſabbâch zum Sitze der Herrschaft, deren Grundsteine er in neunjähriger unermüdlicher Thätigkeit gelegt hatte, und zu deren Errichtung nunmehr die Zeit gekommen schien. Rings um das Adlernest und in ihm selbst waren zahlreiche Genossen dem Geheimbunde gewonnen; in der Nacht zum Mittwoch, 6. Redscheb 483 (4. Sept. 1090) schlich Haßan selbst mit Hilfe seiner Anhänger sich in die Festung, und bald mußte der Alide wahrnehmen, daß jede Autorität über seine bisherigen Unterthanen seinen Händen entglitten und auf den unheimlichen Alten, der unter der Maske eines heiligen Asketen aufzutreten fortfuhr, übergegangen war. Er bequemte sich wohl oder übel, seinen Rückzug anzutreten; Haßan, als frommer Mann der er war, konnte ihn nicht ganz ohne Entschädigung von dannen lassen, so gab er ihm eine Anweisung auf des Sultans Kasse in Dâmegân mit, und die 3000 Goldstücke, auf welche sie lautete, wurden von dem eigenen Statthalter Melikschâhs pünktlich ausbezahlt.

Nicht blos in seiner Nähe war Haßan des unbedingten Gehorsams Aller sicher, welche dem Losungsworte des Ismaelitismus zu folgen sich verpflichtet hatten. Es ist nicht bekannt, ob er fortfuhr, mit den Häuptern der Secte in Aegypten Verbindungen zu unterhalten (vgl. I, 637); fest steht nur, daß im Umkreise Persiens zwischen dem Tigris und den Gebirgen, die Nischapûr von Herât und Merw trennen, die Angehörigen des Bundes ohne Zögern seinem leisesten Winke gefolgt sind. In solcher Abhängigkeit die armen blinden Menschen zu erhalten, welchen der gewissenlose Mann Gift für Arzenei bot, gleichzeitig aber für seine düsteren Pläne sich Werkzeuge zu schaffen, wie sie in gleicher Schrecklichkeit erst unser gepriesenes 19. Jahrhundert wieder hervorgebracht hat, wählte er ein wahrhaft teuflisches Mittel. Nicht umsonst hatte er sich alles Wissen angeeignet, über welches die Zeit gebot. Die narkotischen Wirkungen des Opiums wie des Haschisch genannten Hanfpräparates waren damals außer den Aerzten und Naturkundigen, deren es verhältnißmäßig doch nicht viele gab und die ihre Kunst gern mit einer gewissen Geheimnißthuerei umgaben, kaum Jemandem bekannt. Haßan wählte sich unter seinen Anhängern junge, kräftige Leute energischen Temperamentes, die er in seine Nähe zog. Plötzlich wurde es dem oder jenem von diesen an

1) Zusammengezogen aus dem persischen áluh „Adler" und amût „Nest".

einsamer Stelle wirr im Kopfe; er verlor das Bewußtsein. Zu sich gekommen fand er sich in einem prächtigen Zimmer, von unbekannten Wohlgerüchen, schönen Mädchen, auserlesenen Speisen und Getränken umgeben. Alle Genüsse, deren die Sinne fähig sind, rauschten über ihm zusammen; er mochte glauben die Wunder des Paradieses zu erleben, wie der Korán sie den Gläubigen nach dem Tode verheißt. Mitten im Taumel schwand ihm abermals die Besinnung; an demselben Orte, wo er zuerst entschlummert, erwachte er in gewohnter Umgebung, um zu hören, daß göttliche Gnade ihm wirklich einen Vorschmack der Paradiesesfreuden gewährt habe, und daß es nur an ihm liege, die eben gekostete Seligkeit für immer zu genießen. Denn wer im Dienste des Höchsten sein Leben läßt, geht ja — so hatte Jeder in seinem Katechismus gelernt — graden Weges zur Paradiesesherrlichkeit ein; und denen, welche eben dieses Paradies in einer dem sinnlichen Menschen unwiderstehlichen Gestalt kennen gelernt hatten, drückte der entsetzliche Erfinder solcher Abscheulichkeit einen Dolch in die Hand,[1]) indem er gleichzeitig auf einen Feind der Sache Gottes wies. Es bedurfte nur dieses Winkes, um den Verblendeten zu vermögen, daß er im Gewande eines Sufi oder unter der Maske eines Kaufmanns oder einer beliebigen andern Verkleidung über Berg und Thal hunderte von Meilen zurücklegte, um mitten unter seinen Truppen den siegreichen Feldherrn, den mächtigsten Sultan im wohlbewachten Palaste, den einflußreichen Beamten aus der Schaar der um ihn her sitzenden Schreiber heraus mit tödtlichem Stoße zu treffen. Fast immer verblutete der Mörder unter den Streichen der sein Opfer umgebenden Soldaten oder Trabanten, und er wußte es im Voraus; aber nur um so eifriger drängten sich die Fedáwis[2]) — so nannte man die ismaelitischen Todesbringer — zu den scheinbar unsinnigsten Wagnissen heran, sicher, mit dem Leben sich die sehnsüchtig verlangten Paradieseswonnen zu erkaufen.

Es ist eine politische Macht ersten Ranges, welche in dieser neuen und furchtbarsten Umbildung des Ismaelitenthums auf dem Schauplatze der Weltbegebenheiten auftritt. Man bezeichnet die Vertreter der Secte gewöhnlich als die Assassinen, und es ist bekannt, wie dieser Name seit den Kreuzzügen im Abendlande gleichbedeutend mit Mörder geworden ist. Ursprünglich ist

---

1) Man hat neuerdings die Ansicht aufgestellt, daß vermuthlich die Paradiesesfreuden, durch welche die Jünger des Ismaelitenfürsten zu Mördern umgewandelt wurden, in nichts weiter bestanden haben, als in den bekanntlich wundervollen Träumen, welche der Genuß von Opium oder Haschísch selbst zur Folge hat. Es ist das nicht unmöglich; die übereinstimmende Ueberlieferung ist indeß die im Text wiedergegebene, und etwas Sicheres wird sich über diesen Punkt schwer ausmachen lassen. 2) Fidá bedeutet im Arabischen eigentlich das Loskaufen eines Gefangenen, dann jedes große Opfer, insbesondere des eigenen Lebens, welches man hingiebt, um dadurch einen Anderen zu retten oder einen edlen Zweck zu erreichen. Ein Fidáwi — so ist die genaueste Aussprache, obwohl man gewöhnlich Fedáwi sagt — wird also Jemand genannt, der bereit ist, im gegebenen Augenblicke sein Leben für einen Anderen oder für den von einem Anderen bezeichneten Zweck hinzugeben.

ein Haschâschi (in der Mehrheit Haschaschijin) Jemand, der gewohnheitsmäßig mit der Bereitung oder dem Genusse des Haschisch, des bereits erwähnten Betäubungsmittels, sich abgiebt oder mit dergleichen Leuten in Verbindung steht, also wörtlich etwa „ein Haschischer"; daß aber dieses Wort die finstere Bedeutung gewonnen hat, in welcher es vorzüglich im Munde der Franzosen bis heute einheimisch geblieben ist, dafür haben Haßan und die sieben Nachfolger aus seiner Familie, welche er in Alamût gehabt hat, mehr als reichlich gesorgt. Zweihundert Jahre lang zitterte ganz Vorderasien vor der unheimlichen Macht, welche aus unerreichbarer Verborgenheit ihre Todesblitze versendete, vor denen es nirgend Sicherheit gab und deren Schlägen grade die Höchsten näher waren, als alle Anderen. Freilich wurde nichts verabsäumt, auch die niederen Volksclassen in steter Angst zu erhalten. Unter der Regierung des Sultans Mohammed (498—511 = 1105—1118) fand sich in Ispahân allabendlich ein Ismaelite, der einen blinden Bettler täuschend darzustellen wußte, an irgend einer Straßenecke ein, um bei Anbruch der Dunkelheit mit jämmerlicher Stimme die Vorübergehenden anzuflehen, es möge doch ein barmherziger Muslim einen armen blinden Greis nach der und der Vorstadt zu Hause geleiten. Wer sich dann aber vom Mitleid bewegen ließ, dem falschen Bettler den Weg zu zeigen, ward am Ziele des Ganges von anderen dort versteckten Ismaeliten überfallen, in einen verborgenen Keller geschleppt und dort ermordet. Das geheimnißvolle Verschwinden einer ganzen Reihe von Einwohnern verbreitete mehr und mehr Verdacht und Grauen unter der Bevölkerung der Stadt, bis endlich durch einen Zufall die Sache entdeckt und das Mörderneſt ausgehoben wurde. Die eigentliche Politik der Assassinen indeß bestand darin, sich in den verschiedenen Provinzen an den unzugänglichsten Stellen der Gebirge Felsenburgen zu schaffen, auf denen sie vor jeder Verfolgung sicher ihren Einfluß auf die benachbarten Bezirke ausüben, und von wo sie jederzeit ihre Fedâwis aussenden konnten. Wir haben ein Verzeichniß von neun solchen Burgen (in manchen Zeiten waren es bei Weitem mehr), welche in Chorasân, Medien, Fars und Chusistân zerstreut lagen; aber der eigentliche Mittelpunkt der Secte blieben immer die um Alamût, den ständigen Sitz des Großmeisters, sich lagernden Gebirgszüge, deren Spitzen überall von Schlössern und Forts gekrönt waren, so daß trotz aller Versuche der seldschukischen Sultane, sich diesen Pfahl aus dem Fleische zu reißen, das „Adlerneſt" in der That, wenn auch nicht ohne die Gunst anderer Umstände, immer unerreichbar geblieben ist, bis endlich die Wogen der Mongolenfluth selbst über diesen steilen Gipfeln zusammenschlugen. Als aber 654 (1256) die Truppen Hûlagus endlich die fluchbeladenen Mauern von Alamût niedergerissen hatten und überall in den Provinzen die Anhänger der Secte „bis auf das Kind in der Wiege" niedergemacht waren, hatte auch damit die unheimliche Macht der Assassinen ihr Ende noch keineswegs erreicht. Schon im J. 495 (1102), noch bei Lebzeiten des Haßan Ibn Sabbâch, hatte der Herr von Haleb, Ridwân, der Sohn des Tutusch und Neffe Melikschâhs,

ein ebenso gewissenloser als unbedachter Fürst, den gefährlichen Einfall gehabt, zur Sicherung seines zwischen mohammedanischen Emiren und Kreuzfahrern ziemlich ins Gedränge kommenden Besitzes die Assassinen nach Syrien zu rufen und ihnen in Haleb selbst die Errichtung eines Missionshauses zu gestatten. Von dort aus gelang es ihnen 520 (1126) sich der Stadt Paneas (arab. Banijás) am südlichen Fuße des Hermon[1]) zu bemächtigen; freilich mußten sie diese schon 523 (1129) wieder aufgeben, aber 527 (1132/3) hatten sie Gelegenheit, die Burg Kadmús in dem westlich von Hamát gelegenen Berglande zu kaufen, und von da aus überfielen sie 535 (1140/1) die auf einem fast unnahbaren Felsen gelegene Veste Maßjád oder Maßjáf, welche bis dahin zu dem kleinen Fürstenthume von Scheisar (S. 91) gehört hatte, nun aber der Mittelpunkt eines ähnlichen Systems von Gebirgsschlössern wurde, wie es um Alamút angelegt war. Die Gegend wurde, wie noch heute, auch damals von den Noßairiern bewohnt, einer Secte ebenfalls schi'itischen Ursprunges, nach welcher dieser Bezirk als Dschebel en-Noßairije („Gebirge der Noßairier") bezeichnet zu werden pflegt. Obwohl ihrer Lehre nach den Drusen (I, 633) und Ismaeliten nahestehend, hassen die Noßairier Beide auf das Lebhafteste; aber im Besitze der festen Burgen waren die Assassinen unbestrittene Herren des Landes, und es ist bekannt, wie sie hier in der endlosen Verwirrung der Kreuzfahrerkriege eine ebenso bedeutende Rolle haben spielen können, wie in Persien selbst: ja, als schließlich die Mongolen auch nach Syrien gelangten, haben wenigstens einzelne der ismaelitischen Festungen selbst diesen furchtbaren Drängern widerstanden. Erst 671 (1273), nachdem ihre Macht von dem kräftigen Mamlukensultan Aegyptens, Beibars, schon erheblich geschwächt war, stellten sie sich unter dessen Botmäßigkeit, und er wie seine Nachfolger haben nicht verschmäht, noch mehr als einmal sich des Dolches eines Fedáwi zu bedienen. Später sinken sie hier wie im fernen Osten, in Indien (vgl. S. 58 Anm. 2), zu einer harmlosen Secte herab, deren Reste noch heutigen Tages in der Gegend von Himß anzutreffen sind.

---

1) Nach Guyard (Journal asiatique, VII. série t. 9 S. 351 = S. 28 des Sonderdruckes) läge dieses Paneas sur la côte de Syrie, dans cette partie du Liban qui a reçu le nom de Montagne des Ansariés. Und demgemäß S. 30 (353): les châteaux de Qadamoûs et de Kahf, tout près de Panéas. Das wäre also das jetzt auch Bánijás ausgesprochene Bulunjás, das alte Balaneae, zwischen Laodicea (Ladikíje) und Aradus (Ruád). Allerdings verweist Guyard gleichzeitig auf Burckhardts schon von Defrémery (Journ. as. V. sér. t. 3 S. 407) citirte Beschreibung, welche sich vielmehr auf das bekanntere Bánijás (Caesarea Paneas) in der Nähe des Sees Merom (Húle) südwestlich von Damaskus bezieht. Es darf nach dem Zusammenhange der Ereignisse (Ibn el-Athír X, 461) keinem Zweifel unterliegen, daß nur Letzteres gemeint sein kann. Guyard ist hier, wie ein paar Mal in diesem Aufsatz, von seiner gewöhnlichen Sorgfalt, wie es scheint, im Stiche gelassen worden. Vermuthlich hat er sich von den Worten Ibn el-Athírs X, 461 Z. 2 v. u., welche Kadmús und Banijás benachbart erscheinen lassen, irreführen lassen, obwohl Defrémery (S. 411 Anm. 2) über diese Stelle mit bekanntem Scharfblicke geurtheilt hatte: Cet historien me paraît ici anticiper sur un fait postérieur.

Es ist nicht schwer einzusehen, was trotz eines so langen und zähen Lebens die Assassinen verhindert hat, über den Rahmen einer bösartigen Secte hinweg zu einem Staatswesen sich auszuwachsen, wie es doch früher den in ihrem Ursprunge mit ihnen so nahe zusammenhängenden Karmaten des Bachrein (I, 602 ff.) und Fatimiden (I, 598) gelungen ist. Während nämlich diese Beiden es verstanden haben, im geeigneten Zeitpunkte sich eines nationalen Elementes, des arabischen oder berberischen, zu bemächtigen, und während ihr Kampfmittel von Anfang das Schwert des Empörers, nicht der Dolch des Mörders gewesen ist, fehlt den Assassinen jedes Mittel, auf größere Volksmassen zu wirken, die ja leicht genug durch offne Gewaltthat, niemals durch tückischen Mord fortzureißen sind. Ich glaube auch durchaus nicht, daß Haßan Ibn Ssabbách jemals die Absicht gehegt hat, die Pfade jener seiner ismaelitischen Genossen zu wandeln. So oft wir auch von Empörungen hier und dort hören, die von den Baținiten,[1]) wie die Historiker sie meist nennen, angezettelt waren, so handelt es sich dabei doch stets entweder um die Eroberung irgend einer neuen Burg oder um einen gewöhnlichen Aufruhr mit dem einzigen Zwecke, Unheil und Verwirrung zu stiften. Einen wirklich nationalen Hintergrund hatte die Sache also nicht, so viel einzelne Anhänger auch die Unzufriedenheit der schi'itisch gesinnten Perser mit dem Türkenregimente der Secte zuführen mochte; und niemals haben demgemäß, so weit ich sehe, die Assassinen den Versuch gemacht, größere Bezirke, z. B. in dem ihnen so nahegelegenen Tabaristán und Gorgán, den alten Stätten der Unbotmäßigkeit gegen jede Regierung, zu offnem Aufstande zu bewegen. Hing aber so die unheimliche Wirksamkeit dieser in der ganzen Geschichte beispiellosen Dynastie, deren einzelne Geschicke uns hier nicht weiter interessiren, lediglich von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl einzelner Personen ab, so ist sie doch vom allergrößten Einflusse auf die Entwicklung der islamischen Welt gewesen. Wo eine hervorragende Persönlichkeit von Chorașán bis Syrien in den Kämpfen zwischen Sultanen und Emiren, die nur zu bald überall entbrennen sollten, eine Bedeutung erlangt hatte, welche dem auf seinem Adlerneste aufmerksam alle Ereignisse überwachenden Großmeister das Gleichgewicht der unter sich streitenden Kräfte zu stören schien, war eines Fedáwi Dolch für sie geschliffen, und mehr als einmal hat eine beginnende Besserung trauriger staatlicher Verhältnisse auf solche Weise ihr jähes Ende gefunden. Schlimmer aber noch war ein Anderes. Suchte das Haupt der Assassinen nicht die Menge des Volkes in andere Bewegung, als die des Schreckens und der Angst zu versetzen, so war es dagegen sein natürliches Bestreben, allerorten sich Einverständnisse mit geeigneten Leuten zu sichern, denen er werthvolle Nachrichten verdanken oder Beeinflussung von Fürsten und Höflingen

1) Bátin bedeutet im Arabischen das Innere einer Sache im Gegensatze zur Außenseite, und Baținiten können die Ismaeliten heißen, weil sie ihre allegorische Koránauslegung (I, 591) als die Erfassung des inneren Sinnes des göttlichen Worts bezeichnen (vgl. oben S. 61 Anm. 2).

in dem grade für die Batiniten erwünschten Sinne, Ränke an den Höfen der Sultane und Emire, kurz Alles, was irgend zur Erreichung der gehegten Absichten nöthig war, zumuthen konnte. In mehr als einem Falle liegt der Beweis vor, daß hohe Offiziere und Beamte der seldschukischen Dynastien mit den Herren von Alamút in heimlicher Verbindung gestanden haben. Nur zu viele derselben waren in der Lage, für den auf einen Nebenbuhler oder persönlichen Feind gerichteten Dolchstoß schwerwiegende Gefälligkeiten zu erweisen, und es zeigte sich rasch, daß die Zuführung neuen türkischen Blutes in den alternden Leib des arabisch-persischen Islâms keine Gesundung der kranken Säfte hatte zu Wege bringen können: die angeborene türkische Ehrlichkeit war schon in der dritten Generation der herrschenden Familien von der persischen Neigung zu Trug und List verdrängt, und wenn es die mohammedanischen Fürsten bis zum Auftreten des vornehmen Nureddin an Treulosigkeit beinahe mit den christlichen Kreuzrittern aufnahmen, so konnte nicht entfernt die Rede davon sein, daß sich ein wackerer Degen fand, der mit fester Hand den batinitischen Drachen schlug, den Drachen, welcher so nützlich zu gelegentlicher Vernichtung eines gefährlichen Gegners sich aufrufen ließ. Mehr als einmal hat der Befehl der Sultane ihre Heeresmassen gegen Alamút in Bewegung gesetzt, und mehr als einmal waren seine Insassen vom Hunger so gut wie zur Uebergabe gezwungen: aber immer bewirkte ein geheimnißvolles Ereigniß, etwa der plötzliche Tod des Herrschers oder eine Unachtsamkeit der Angreifer, daß im letzten Augenblicke die Belagerung aufgehoben werden mußte. Es ist eben so leicht, sich den lähmenden Einfluß solcher Verhältnisse auf das ganze staatliche Leben vorzustellen, wie den überlegenen Hohn, mit welchem der furchtbare Menschenkenner Haßan, der „Alte vom Berge",[1]) und seine Nachkommen sich in dem Bewußtsein wiegten, daß eigentlich diese ganze elende Welt ihre wirkliche Regierung nur von dem nicht umsonst einem kauernden Löwen gleich gestalteten Felsen von Alamút erhalte.

War Haßan Ibn Sabbâch für die satanische Romantik der Stellung, welche er sich geschaffen, empfänglich, so verstand es sich um so mehr von selbst, daß er seiner Rache an dem Bauernsohn und dem Türken nicht vergaß. Er war im J. 485 (1092) vermuthlich grade noch beschäftigt, seine Fedâwis zu schulen, als ein Ereigniß eintrat, welches im ersten Augenblick ihn vermuthlich geärgert hat, weil es ihm den eigentlichen Effect verdarb, das gleichzeitig aber doch für die Erhaltung und Mehrung seiner Herrschaft ihm von erheblichem Werthe sein mußte. Eben hatte er, dem sein ehemaliger Freund, der Wesír Nizâm el-mulk, ein Heer zum Ausnehmen des Adlernestes auf den Hals geschickt, nach vielen Mühen durch einen nächtlichen Ueberfall sich dieser Bedränger entledigt und sann vielleicht grade nach, wie

1) Scheich el-dschibâl, wie er und die späteren Großmeister von Alamút, oft aber auch das Oberhaupt der syrischen Assassinen genannt wurde.

er sich für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit erkenntlich zeigen sollte, als ihm eine überraschende Kunde wurde: der Türke und der Bauernsohn hatten sich nach zwanzigjähriger, von den glänzendsten Erfolgen begleiteter gemeinsamer Thätigkeit vereinigt. Melikschâh, welcher damals 38 Jahre zählte, mochte sich in der Blüthe seiner Kraft und auf der Höhe seiner Machtvollkommenheit doch bisweilen von der Selbständigkeit beengt fühlen, die Nisâm el-mulk in seiner dreißigjährigen Verwaltung des Reiches erlangt hatte und im Bewußtsein der Leistungen und Erfahrungen seiner nun schon siebenundsiebzig Jahre festhielt. Immerhin ist es möglich, daß beide ihrer so lange gegenseitig geübten Treue und der Kürze der Zeit, welche menschlichem Ermessen nach dem Wesîr zu leben blieb, eingedenk noch weiter hätten mit einander wirthschaften können, wäre zwischen sie nicht das gefährlichste Element getreten, das auf dieser an mancherlei gefährlichen Dingen reichen Erde zu treffen ist: ein ehrgeiziges Weib. Es war Turkân Chatun, die Sultanin aus Ssamarkand (oben S. 94), welche über der Verfolgung ihrer eigensüchtigen Pläne sich selbst und die Herrschaft ihrer Angehörigen ins Verderben gestürzt hat. Melikschâh besaß von ihr einen Sohn Machmûd, der im J. 480 (1087) geboren damals etwas über fünf Jahre zählte; außerdem hatte er von anderen Frauen den Barkijârok (geb. 471 = 1078/9),[1]) den Mohammed (geb. 474 = 1082), und den Ssindschar (geb. 479 = 1086). Wenn die Thronfolge in Frage kam, so empfahl sich Barkijârok am meisten, nicht allein, weil er der Aelteste war, sondern auch weil seine Mutter ebenfalls dem Hause der Sseldschuken entstammte, was für die Stimmung mancher unter den Großen des Reiches nicht gleichgiltig war. Demgemäß hatte denn auch Nisâm el-mulk, als Melikschâh verständiger Weise schon in seinen besten Jahren anfing, die wichtige Sache in Erwägung zu ziehen, dem Barkijârok seine Fürsprache zugewandt, und Melikschâh legte Neigung an den Tag, auch hierin seinem Rathe zu folgen. Damit war aber Turkân Chatun keineswegs einverstanden. Eine ebenso schlaue als thatkräftige Frau hatte sie im Falle eines frühzeitigen Ablebens ihres Gatten sich die erste Rolle zugedacht; so ging nun ihr ganzes Streben dahin, ihren kleinen Sohn zum Thronfolger ernannt zu sehen, und da sie hiebei den Wesîr in ihrem Wege fand, so machte sie sich daran, ihn zu stürzen. Sie wußte dem Sultan beizubringen, der Minister mißachte die Autorität des Herrschers, seine Söhne und sonstigen Verwandten, die er in die fettesten Stellen der Verwaltung gesetzt, erlaubten sich gegen Beamte wie Unterthanen alle möglichen Uebergriffe, kurz, Nisâm betreibe im Namen seines Fürsten eine ganz heillose Wirthschaft. „Das Sprichwort sagt, wer hört, glaubt", bemerkt hier nicht unweise der persische Geschichtschreiber — Melik-

1) Das Datum ist nicht sicher, da Ibn El-Athîr, dem wir es verdanken (s. Journ. as. V. sér. 1, 430) an einer anderen Stelle (ebd. 2, 321) bei seinem Tode (498 = 1104) ihm nur 25 Jahre giebt. Jedenfalls aber war er der älteste von Melikschâhs Söhnen, wie derselbe Schriftsteller (ed. Tornberg X, 146) ausdrücklich hervorhebt. — Auch Ssindschars Geburtsjahr wird verschieden angegeben, neben 479 findet man 476 (1083)

schâh ließ sich gegen den alten Diener seines Hauses einnehmen; durch einige Höflinge stellte er ihm einen ungnädigen Erlaß zu, in welchem er ihm seine Unterordnung unter seinen Herrn fühlbar machte und ihn aufforderte, den gerügten Mißbräuchen ein Ziel zu setzen. Der greise Wesír war über ein so wenig rücksichtsvolles Auftreten des Fürsten, der ihm die Herrschaft und die besten Erfolge seines Lebens verdankte, aufs Aeußerste entrüstet; vor den Ohren der Ueberbringer des königlichen Schreibens gab er seinem Unwillen lauten Ausdruck, und schloß mit den Worten: „Seine Krone ist mit meinem Schreibzeug unauflöslich verkettet; mache ich dieses zu, so ist auch jene hin!" Die prophetische, aber wenig hoffähige Aeußerung[1]) ward dem Melikschâh hinterbracht; man kann sich vorstellen, welchen Eindruck sie auf den ohnehin erzürnten Herrscher hervorgerufen haben mag. Zwar ward beschlossen, nicht amtlich gegen den Wesír vorzugehen, dessen Ansehen und Verdienste allzu offenkundig waren; aber im Stillen wurden Vorbereitungen getroffen, den unbequemen Greis ein für alle Mal loszuwerden.[2]) Im Ramadân 485 machte sich der Hof auf den Weg nach Bagdad, und am 10. des genannten Monats (14. Oct. 1092) ward Nizâm el-mulk im Feldlager bei Nihâwend von einem als Bittsteller verkleideten Fedâwi durch einen Dolchstoß getödtet. Turkân Chatun und ihr Secretär Abu'l-ganâïm, das Hauptwerkzeug ihrer Pläne, konnten triumphiren: unter Verleihung des Ehrentitels Tâdsch el-mulk („Krone des Reiches") ward der Vertraute der Sultanin zum Wesír erhoben und andere ihrer Creaturen an Stelle der Anhänger des Ermordeten in die höchsten Aemter des Reiches eingesetzt. Kaum aber war dies geschehen, als Melikschâh kurz nach seiner Ankunft in Bagdad, wie es heißt an einem hitzigen Fieber, erkrankte und in der Nacht des 16. Schauwâl 485 (18/19. Nov. 1092) seinem großen Minister im Tode nachfolgte.

Die Lage, in welcher die Provinzen und der Hof in dem Augenblicke sich befanden, wo dem Staate auf einen Schlag der glänzende und macht-

1) Sie ist ebenso wie die sonstigen Umstände des Endes Nizâms sehr verschieden überliefert; ich folge der ältesten Quelle, Ibn el-Athîr X, 138 f. 2) Nach dem Wortlaute von Ibn el-Athîrs Bericht (X, 139) ist es schwer, den Melikschâh von dem Verdachte der Mitwissenschaft an dem Verbrechen zu befreien. Der Chronist drückt sich in den Worten „in Folge davon fiel er als Opfer (heimlicher) Veranstaltungen" vielleicht mit Absicht unbestimmt aus, da er dem sonst von ihm gelobten Melikschâh die Schändlichkeit nicht zutrauen mochte. Vermuthlich niemals wird das Geheimniß aufgeklärt werden, welches über dem Tode Nizâms wie Melikschâhs ruht. Fest steht, daß der Mörder des Ersteren ein Ismaelite, also ein Sendling des Haßan Ibn Sabbâch aus Alamût war; Interesse am Tode des Wesírs hatten Turkân Chatun und ihr Vertrauter Tadsch el-mulk, denen beiden geheimes Einverständniß mit dem Todfeinde ihres Feindes wohl zuzutrauen ist. Ob sie auch fähig waren, etwa in Gemeinschaft mit den Assassinen und dem gegen den Sultan längst verstimmten Chalifen Moktadi eine Vergiftung Melikschâhs zu planen, wissen wir nicht; der Verdacht, daß der Sultan keines natürlichen Todes gestorben, wird durch das merkwürdige Zusammentreffen seines Endes mit der Ermordung seines Wesírs rege gemacht, wenn man sich der Drohungen erinnert, die Haßan Ibn Sabbâch schon vor Jahrzehnten gegen Beide ausgestoßen (oben S. 100).

bewußte Herrscher und der erfahrene und thatkräftige Wesír entrissen wurden, enthält den Schlüssel zu der ganzen folgenden Entwicklung; es ist nöthig, daß wir sie uns vergegenwärtigen. Von Ispahán, der Reichshauptstadt, hatte sich die unmittelbare Autorität des Sultans über Medien, Chusistán und Irák erstreckt, deren Emire, abgesehen von den etwas freier stehenden Beni Massjad am Euphrat (S. 45. 82) und dem Chalifen in Bagdad, in der Nachbarschaft der Residenz dem Regierungseinflusse ohne Einschränkung unterlagen. Kirmán, und mit ihm vielleicht Fars, stand unter der Herrschaft von Káwurds (S. 88) Sohn Turanschah, also einem Vetter Melikschahs, der seine ziemlich unabhängige Autorität doch im Einverständnisse mit der Centralregierung ausübte. Der Osten war unter eine Anzahl von Statthaltern aufgetheilt, unter welchen uns Anuschtegin[1]) von Chwarism als Stammvater einer späteren Dynastie interessirt; neben ihnen war in diesem Augenblicke schon der rebellische Fürst der Assassinen in Alamút in den Vordergrund getreten. Adherbeidschán, Mesopotamien und Armenien zerfielen in verschiedene kleinere und größere Verwaltungsbezirke, die sich einer gewissen Selbständigkeit erfreuten; mehr noch war dies im Westen der Fall. Dort hatten bei Sfuleimáns des Sohnes Kutulmisch Tode (S. 91), wo dessen Söhne an den Hof Melikschahs gebracht worden waren, die kleinasiatischen Emire sich ein paar Einzelstaaten gegründet; unter diesen stehen voran Nicäa, über welches Abu'lkásim[2]) gebot, und die Bezirke zwischen Armenien und dem Halys mit dem Hauptorte Siwas (Sebaste der Griechen), welche dem Gumuschtegin, genannt Ibn Dánischmend,[3]) gehorchten. Beider Verbindung mit Ispahán war eine ziemlich lockere; dagegen stand das Ansehen des Sultans ganz fest in Syrien, wo sein Bruder Tutusch (S. 91) in Damaskus mit Ortok als Unterstatthalter in Jerusalem, neben ihnen Ak-Sfonkor (S. 92) in Haleb, Jagy Basan[4]) in Antiochia, Andere in den Hauptorten Mesopotamiens residirten. Melikschah und Nisám el-mulk hielten die Emire im Gefühle der Abhängigkeit, seit der Sultan selbst in diesen Gegenden Ordnung gestiftet hatte (S. 91); mehr als einmal mußte sogar der Bruder des Herrschers, wenn dieser in Bagdad sich aufhielt, zur Bezeugung seiner Dienstbeflissenheit

---

1) Allerdings ist nicht sicher, ob Anuschtegin oder erst dessen Sohn Mohammed, der jedenfalls 490 (1097) das Land erhielt, der erste Statthalter von Chwarism aus dieser Familie gewesen ist. 2) Wir kennen diesen Emír nur aus den Byzantinern, welche seine weiteren Namen nicht anführen. Näheres über sein Verhältniß zu den Griechen s. bei Hertzberg, Gesch. der Byz. (Nr. 59 dieser Sammlung) S. 275. 3) D. h. der Sohn des Schulmeisters; den Beruf eines solchen hatte, wie es heißt, sein Vater geübt, bevor er Kriegsdienste nahm. Die Familie gehörte den Turkmenen an; man bezeichnet sie als Dynastie der Danischmende. 4) So zu schreiben, nicht Bagi Sijan, wie er in den meisten Texten und auch in den Geschichten der Kreuzzüge (vgl. Kugler in Nr. 19 dieser Sammlung S. 44) genannt wird: s. Karabacek in der Zeitschr. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXXI (1877) S. 153, dem gegenüber der Zweifel Defrémerys (Journ. asiat. V. sér. t. 1, S. 457 Anm.) an der Richtigkeit der Lesung nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

bei Hofe erscheinen. Aber nur so lange war nicht blos in den entlegneren Provinzen auf den Gehorsam dieser Großen des Reiches zu bauen, als wirklicher Respect vor der Macht der Regierung sie zügelte. Türken waren sie alle, die Wildheit ihres Stammes in den fünfzig Jahren, die seit der Eroberung Chorasáns durch Togril und Tschákyr verflossen waren, nicht wesentlich gemildert; eine wirkliche Anhänglichkeit an das Herrscherhaus war selten vorhanden und hätte selbst dann zur Erhaltung des Staatswesens nur beitragen können, wenn vollkommene Einheit unter den Mitgliedern der seldschukischen Dynastie geherrscht hätte. Daß es mit der von Anfang übler als nur zweifelhaft stand, ist uns aus mehrfachen Vorkommnissen bekannt (oben S. 87); wenn nun zu den schon früher erfolgten Aufständen von Oheimen und Brüdern auch noch ernstliche Streitigkeiten um das Sultanat zwischen den ehrgeizigen Müttern unmündiger Kinder hinzukamen, so mußte das ganze Reich sich in einen Haufen von durcheinanderwirbelnden Atomen auflösen, für die es kein Bindemittel gab. Die Religion selbst war keines: der unglückliche Chalife in Bagdad hat beispielsweise zwischen Dhu'l-Hiddsche 492 und Redscheb 493 (November 1099 und Mai 1100) dreimal die geistliche Anerkennung der Sultanswürde umdecretiren müssen, je nachdem die Soldaten des Barkijárok oder des Mohammed ihm näher auf dem Halse saßen. Was aber den Emiren recht war, mußte den Unterbefehlshabern und Soldaten billig sein: je nach Laune oder wie es der eigene Vortheil zu gebieten schien, war jeder in jedem Augenblicke bereit, die Partei zu wechseln; und wo es ihnen grade einfiel, brachten dieselben Türken, welche eben die halbe Welt erobert hatten und gegen die Christen überall noch die gewohnte schneidige Tapferkeit zeigten, es fertig, mitten in der Schlacht einfach davonzulaufen. Wie dabei den Truppen jede Zucht verloren ging, wie sie gegen die friedlichen Einwohner in Stadt und Land, die kaum angefangen hatten ihres Lebens wieder froh zu werden, mit Plünderung und allem Greuel, dessen eine rohe Soldateska fähig ist, zu wüthen anfingen, das bedarf nach dem früher von den Gusen und Turkmenen Gesagten keiner Schilderung; etwas weniger roh waren sie vielleicht in dieser dritten Generation geworden, aber sehr viel nach dem, was uns gelegentlich zu Ohren kommt, auch nicht. Gegen solche Zerrüttung aller Verhältnisse, wo bald Provinz gegen Provinz, ja Stadt gegen Stadt aufgeboten wurde, wo am Tage nach einer siegreichen Schlacht ein Sultan seine Zehntausende sich spurlos verlaufen sah, ebenso aber nach scheinbar entscheidender Niederlage ihn plötzlich die Laune eines eben mächtigen Emirs wieder seinem Nebenbuhler überlegen machen konnte — gegen solche Zerrüttung gab es nur ein Mittel: die Macht einer großen Persönlichkeit, welche den verloren gegangenen Respect erzwang und von Neuem die auseinandergestobenen Sandkörner in feste Formen preßte. Es hat deren in der Folge noch gegeben, wenngleich nie wieder seit Melikschähs Tode ein Seldschuke alles Land vom Oxus bis nach Syrien hinein gleichzeitig wirklich beherrscht hat: aber vorläufig war von einer großen Persönlichkeit für Jahr-

zehnte nicht die Rede. Vier Kinder von fünf bis vierzehn Jahren, ein paar dazugehörige Mütter, von welchen die eine zwar ein Mannweib, immer aber kein Mann war, um diese her ein Haufen theils ehrgeiziger und kriegslustiger, theils schwelgerischer und unbrauchbarer Offiziere und Beamten — das wollte die Erbschaft Togril-Begs und Alp Arslans antreten! Noch dazu unter den Augen des furchtbaren Oberhauptes der Assassinen, der trotz seiner beinahe achtzig Jahre noch über drei Jahrzehnte[1]) auf dem Adlerneste lauern und mit schrecklicher Sicherheit beinahe jeden Hoffnungsfaden, den ein wohlthätiges Geschick zu spinnen begann, von dem Dolche eines Fedáwi durchschneiden lassen sollte. Dieser Mann und seine Nachfolger sind für die Geschicke des Orientes von weit größerer und unheilvollerer Bedeutung gewesen, als eine freilich ebenfalls zu der allgemeinen Verwirrung beitragende Diversion, die fast gleichzeitig den westlichen Grenzländern des Islâms zu schaffen machte: der Einbruch der Kreuzfahrer.

Die ungemeine Wichtigkeit, welche die Kreuzzüge für die Entwicklung der abendländischen Staaten und Völker in politischer wie in civilisatorischer Beziehung haben, darf uns nicht über ihre Bedeutung für den mohammedanischen Orient täuschen. Was für uns der Beginn einer neuen Geschichtsepoche ist, hat für den Islâm nur den Werth einer allerdings unbequemen Complication des inneren Auflösungsprocesses mit einem langwierigen und vielfach verlustreichen, immer aber doch auf das Ganze des Staatensystems nur sehr mittelbar, auf die religiösen und die Culturverhältnisse so gut wie gar nicht einwirkenden Grenzkriege. Man hatte sich vom Anfange der Chalifenzeit an in Syrien und Mesopotamien mit den Christen herumgeschlagen, neuerdings denselben wieder große Provinzen — Kleinasien, Theile von Mesopotamien und das vielumstrittene Antiochia — abgenommen; jetzt mußte man Letzteres wie Edessa und den Küstenstrich bis Aegypten herunter einmal wieder für längere Zeit hergeben. Das wäre Alles gewesen, und bei der Festhaltung des größten Theiles von Kleinasien wahrlich keine sehr erhebliche Verschiebung der früheren Besitzverhältnisse, hätten sich diese Franken, die jetzt an die Stelle der Byzantiner traten, nicht grade auf Jerusalem gesteift, das für die Mohammedaner, wie für die Christen eine heilige Stadt ist (vgl. I, 86. 258), und das man doch nicht auf die Dauer in den Händen der Letzteren lassen konnte. Während aber für das Abendland die Kreuzzüge eine Reihe von Unternehmungen darstellen, die beinahe alle christlichen Länder bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung aufwühlten, hat abgesehen von den unmittelbar betroffenen Westprovinzen Kleinasien, Mesopotamien, Syrien und Aegypten höchstens gelegentlich das persische und das arabische Irák, insbesondere das immer fanatische Bagdad, sich wirklich über die Erfolge der

1) Da Haßan Ibn Sabbâch erst 518 (1124) gestorben ist, muß er über 100 Jahre alt geworden sein, wenn anders, was freilich zweifelhaft (vgl. oben S. 97 Anm. 1), die von Mirchond (vgl. Notices et extraits IX, Paris 1813, S. 143 ff. 192 ff.) erhaltenen Berichte wenigstens der Hauptsache nach auf Wahrheit beruhen.

Christen aufgeregt. Und dazu haben nicht einmal in jenen direct betheiligten Gebieten die Emire, welche vor Allem sich immer dem Einflusse der Centralregierung zu entziehen suchten, ihre Politik, wenigstens für die nächste Zeit, durch gemeinislamische Rücksichten bestimmen lassen. Während Abu'lkâßim, der Herr von Nicäa (oben S. 109), mit den Byzantinern sich einließ, um die Selbständigkeit seiner Stellung dem Melikschâh gegenüber zu stärken, schämten seit 502 (1108) auch die syrischen Fürsten sich nicht, gegen einander die Bundesgenossenschaft der Franken zu suchen.[1]) Allerdings machten es die christlichen Ritter nicht anders; während aber diese schließlich immer wieder zur Vereinigung gegen die Angriffe der Muslime sich gezwungen sahen, kam es auf Seiten der Letzteren noch für lange Zeit niemals zu einer Zusammenfassung aller Kräfte auch nur der syrischen und mesopotamischen Kleinstaaten, die vermuthlich in den ersten Jahrzehnten nach dem Falle Jerusalems und vor Gründung der Ritterorden die Christen ohne Weiteres aus dem Lande gefegt hätte. Wenn nun, trotzdem nichts der Art geschah, die Kreuzfahrer es niemals auch nur zum Besitze von Damaskus oder Haleb brachten, also lediglich der schmale syrische Küstenstreif und die Grafschaft Edessa in ihren Händen waren, so konnten um so weniger die Kernländer des Seldschukischen Reiches von einem verhältnißmäßig so unbedeutenden Kriege in den äußersten Westprovinzen ernstlich in Mitleidenschaft gezogen werden. Eine gegenseitige Bedingtheit besteht allerdings, insofern die syrischen Emire durch ihre Kämpfe mit den Kreuzfahrern mehr und mehr verhindert wurden, an den auf persischem Boden sich abspielenden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriegen Theil zu nehmen; und umgekehrt verhinderten diese inneren Wirren eine gründliche Herstellung der Seldschukenmacht, deren unmittelbare Folge die Verdrängung der Christen aus dem heiligen Lande hätte sein müssen. Entgegengesetzt lagen die Sachen nur in Kleinasien: hier ist es das Mißverhältniß zwischen den Byzantinern und den fränkischen Rittern,[2]) welches den bedenklich vorgeschobenen islamischen Posten der Seldschuken und Danischmende gerettet und damit weit schlimmeres Unheil, als je der Besitz Jerusalems werth gewesen, über die Christenheit gebracht hat: denn von diesem Vorposten aus ist von den Türken später Konstantinopel erobert worden. Wenn man überlegt, wie bewunderungswürdig für die Zeitgenossen die diplomatische Kunst und die politischen Erfolge des Kaisers Alexius Comnenus sein mußten, und wie es diese grade gewesen sind, welche den schließlichen Untergang des byzantinischen Reiches herbeigeführt haben, so erhält man von Neuem den bestimmtesten Eindruck, wie wenig es Menschenwitz und Menschenlist sind, welche in Wahrheit die Geschicke der Welt bedingen.

Die geschichtliche Entwicklung nun, welche unter solchen Umständen die Länder des Islâms im Laufe des nächsten Jahrhunderts durchmachen sollten,

1) Vgl. Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (Nr. 19 dieser Sammlung) S. 90. 93. 2) S. Kugler a. a. O. S. 33 Anm.; Hertzberg, Gesch. der Byzantiner (Nr. 59) S. 276—280.

ist in großen Zügen folgende. In der Mitte und im Osten des Reiches hält sich die Hauptlinie der Seldschuken, vertreten von den Nachkommen Melikschâhs, doch mit immer abnehmender Kraft. Fortwährende Erbfolgestreitigkeiten und Bruderkriege verhindern eine dauernde neue Zusammenfassung der Macht, welche unter Statthalter und Emire verzettelt ist. Letztere gehören zum Theil dem Herrscherhause selbst an, ohne indessen sich dadurch zu größerer Botmäßigkeit veranlaßt zu sehen; zum Theil gehen sie aus anderen türkischen Geschlechtern hervor. Hier stehen in ersten Linie die Atabegen, „Vormünder", das heißt die als Schützer und Stellvertreter unmündiger Herrscher auftretenden Befehlshaber, welche bald in mehr als einer der auseinanderfallenden Provinzen die Rolle der Majordomen des Abendlandes, der Emir al-omará von Bagdad zu spielen anfangen und schließlich in Moßul, Adherbeidschân, Fars und Luristân[1]) als ihre eigenen Herren auftreten. Unter den Uebergriffen derselben, sowie durch die Ablösung des unter der allgemeinen Verwirrung wieder zu einem eigenen Staatswesen erstarkenden Chalifates von Bagdad wird das unmittelbar dem Sultan untergebene Gebiet immer kleiner, bis es schließlich lediglich das persische Irâk (Medien; s. I, 226 Anm. 4), und auch das eigentlich nur dem Namen nach, umfaßt, nachdem auch die Ostprovinzen unter den Nachkommen des Türken Anuschtegin, den erblichen Statthaltern von Chwarism (S. 109), selbständig geworden sind. Von diesen, gewöhnlich als Chwarismschâhe bezeichneten, neuen Königen wird endlich 590 (1194) der letzte Sproß der seldschukischen Hauptlinie beseitigt und der größte Theil des ehemaligen Reiches derselben, wenn auch nur für einen Augenblick, wieder zu einem persisch-türkischen Großstaate vereinigt. — Die zweite Linie der Seldschuken ist die von Kâwurd, dem Bruder Alp Arslans, abstammende Linie von Kirmân, deren schon unter Melikschâh geduldete theilweise Unabhängigkeit von der Centralregierung (oben S. 109) seit dem Tode des genannten Sultans eine so gut wie vollständige und ungestörte ist. Unter ihr hat das Land eine Zeit ruhiger Blüthe erlebt, die in jener Periode allgemeiner Verwirrung, wenn wir etwa von der Statthalterschaft Chwarism im engeren Sinne absehen, ohne Beispiel ist. Bis zum J. 565 (1170) gewährten diese Fürsten durch eine friedliche, aber der Thatkraft nicht ermangelnde Politik dem Lande Sicherheit nach Außen und Ordnung im Innern; später rissen hier ebenfalls Thronstreitigkeiten ein, die Nachbarn fielen über die Provinz her und im J. 594 (1198) ergriffen auch von Kirmân die Chwarismier Besitz. — Im äußersten Westen, in Rûm, wie die Orientalen sagen, d. h. in den von den Türken eroberten Theilen Kleinasiens, halten sich die von Kreuzfahrern, Byzantinern und Emiren für den Augenblick zurückgedrängten (vgl. oben S. 109), bald aber von Neuem

1) Luristân heißt damals, wie noch jetzt, der nördliche Theil von Chusistân. — Der Name Atabegen ist übrigens nicht auf diese vier (oder, da Luristan sich theilte, fünf) Dynastien beschränkt, sondern kann auch sonst jedem Emir gegeben werden, der an Stelle eines unmündigen oder schwachen Herrschers das Scepter führt.

aufkommenden Seldschuken der dritten Linie, die Nachkommen des Kutulmisch (oben S. 89. 91), nicht allein für die Dauer, sondern erweitern auch ihr Gebiet durch Entthronung der Danischmende sowie später durch erneute Fortschritte auf Kosten der Byzantiner zu dem stattlichen Reiche von Ikonium (Konia), wie man es nach seiner späteren Hauptstadt zu nennen pflegt. Dasselbe hat bis auf die Mongolenzeit die Hauptrolle in Kleinasien gespielt; aus seiner späteren Auflösung gingen eine Reihe von Kleinstaaten und schließlich die osmanischen Türken, die Eroberer Konstantinopels, hervor. — Am schnellsten entglitten den Händen der seldschukischen Dynastie Syrien und Mesopotamien, deren Emire zum Theil schon bald nach Melikschâhs Tode ihrem Statthalter Tutusch (S. 109) den Gehorsam kündigten, später dessen Söhne immer mehr einengten und dem einzigen seiner Enkel, der wenigstens für die Form noch Herr von Haleb war, schon 517 (1123) auch den letzten Rest des früheren Besitzes wegnahmen. In diesen Provinzen ist die Zerrissenheit schon damals so groß, wie eigentlich bis auf die Mongolenzeit nirgends sonst; erst das Uebergreifen der Atabegen von Moßul nach Syrien und später die Thatkraft Saladdins haben ihr wenigstens für einige Zeit abgeholfen, die Nachkommen des Letzteren aber in neuer Uneinigkeit sich gegenseitig aufgerieben und schließlich ebenfalls durch Dschingis-Cháns Nachfolger ihr Ende gefunden.

Von den vier Hauptmassen, in welche Melikschâhs Tod das Reich zerfallen machte, scheidet für unsere Darstellung im Folgenden eine ganz, zwei andere zum großen Theile aus. Ueber die Linie von Kirmân haben wir außer der bereits gegebenen allgemeinen Charakteristik Wichtiges nicht zu sagen;[1]) die Geschicke Syriens und Mesopotamiens aber sowie die Entwicklung des Reiches von Ikonium sind mit der Geschichte der Kreuzzüge und des byzantinischen Staates so unlöslich verflochten, daß sie in den auf diese bezüglichen früheren Abtheilungen der „Allgemeinen Geschichte" eine entsprechende Behandlung bereits erfahren haben.[2]) Wir beschränken uns demgemäß für diese auf einen Ueberblick, welcher versuchen soll, den rein islamischen Dingen, vor Allem den Heldengestalten Nureddins und Saladdins, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nachdem wir in einem vorangehenden Capitel den Rückgang der seldschukischen Hauptlinie, so weit nöthig, verfolgt haben werden.

1) Die auf sie bezüglichen Einzelheiten s. bei Houtsma, Zur Geschichte der Seldschuken von Kirmân: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Band 39 (Leipzig 1885) S. 362—402. 2) S. Hertzbergs Geschichte der Byzantiner (Abth. 59. 72) und Kuglers Geschichte der Kreuzzüge (Abth. 19—21).

Drittes Capitel.

Der Verfall des Seldschukenreiches.

Als Sultan Melikschâh am 16. Schauwâl 485 (18/19. Nov. 1092) den letzten Athemzug gethan hatte, verbarg Turkân Chatun den Tod ihres Gatten so lange, bis sie heimlich durch Vermittlung ihres Tâdsch el-mulk die Huldigung für ihren fünfjährigen Sohn Machmûd von den Emiren nicht ohne Spendung reicher Geschenke erlangt und auch die Investitur seitens des Chalifen durchgesetzt hatte. Dann begab sie mit der Leiche Melikschâhs, die später in der Residenz begraben wurde, sich nach Ispahân; der Emir Kérboga war bereits unmittelbar nach dem Ende des Herrschers vorangegangen, um sich des vierzehnjährigen[1]) Barkijârok, der leicht von den überall im Lande sehr zahlreichen Anhängern des früheren Wesirs Nizâm el-mulk auf den Schild gehoben werden konnte, zu bemächtigen und ihn gefangen zu setzen. Das war geschehen; indeß Barkijâroks Mutter hatte in gerechter Besorgniß um das Schicksal ihres Sohnes die Hilfe der nizamischen Partei nun mit um so größerem Nachdruck angerufen, der Prinz war gewaltsam aus seiner Haft befreit und als Sultan ausgerufen (reg. 485—498 = 1092—1104), der Bürgerkrieg unvermeidlich geworden. Welche von beiden Parteien die Oberhand darin behielt, war sachlich ziemlich gleich. Bei aller Thatkraft war Turkân als Frau doch schließlich von ihren Emiren abhängig wie Barkijârok, oder vielmehr sein Wesîr Îs[2]) el-mulk, ein Sohn des Nizâm, von den seinen; es mußte in jedem Falle eine üble Wirthschaft geben. Im Anfange hatte Barkijârok Glück: als Turkân herankam, zog sein Heer ihr bis nach Burudschird entgegen, und da einige Emire der Sultanin zu ihm übergingen, blieb seinen Leuten der Sieg (Ende 485 = Jan. 1093); nur mit Mühe konnten die Gegner Ispahân gewinnen, wo sie nun längere Zeit belagert wurden. Doch wußte die Umgebung des jugendlichen Fürsten den gewonnenen Vortheil keineswegs in würdiger Art zu benutzen: der Wesîr, ein ausgearteter Sohn seines großen Vaters, und die hohen Offiziere beschäftigten sich hauptsächlich mit Weintrinken, Barkijârok selbst wurde mit Kinderspielen unterhalten; kein Wunder, daß er bei solcher Gewöhnung an seine Regentenpflichten Zeit seines Lebens nichts als ein Spielball der Verhältnisse gewesen ist. Die Hauptthat dieses Hofes war, daß man den bei Burudschird gefangenen Tâdsch el-mulk abschlachtete, was er ja, wenn ihm die Ermordung

1) Oder gar erst zwölfjährigen; s. oben S 107 Anm. 2) Î kurz zu sprechen.

Nisáms nicht mit Unrecht zur Last gelegt wird, verdient hatte; im Uebrigen kam es schließlich sehr bald zu einem Friedensvertrage, nach welchem Turkán Ispahán und Fars für sich und ihren Sohn Machmúd behalten, Barkijárok Sultan werden und über die anderen Provinzen herrschen sollte. Während aber der Letztere eben von den medischen Städten Besitz ergriff, drohte ihm bereits von anderer Seite ein Angriff: seinem Oheim Tutusch von Damaskus war es inzwischen auch eingefallen, auf das Sultanat Anspruch zu erheben, und er hatte im Verein mit Jagy Baßan von Antiochia, Ak-Sonkor von Haleb und anderen Emiren sich bereits Moßuls bemächtigt (486 = 1093). Bald nachher aber, als die beiden Heere sich zu nähern anfingen, schwenkte Ak-Sonkor, der es für vortheilhaft hielt, das Zünglein an der Wage zu bilden, mit einem der anderen Emire auf Barkijároks Seite über; so mußte Tutusch sich für den Augenblick wieder nach Damaskus zurückziehen. Während er Truppen zu einem neuen Feldzuge sammelte, bot Turkán, die natürlich den Friedensschluß keineswegs ehrlich gemeint hatte, dem Statthalter von Adherbeidschán, Isma'il Ibn Jakúti, einem mütterlichen Oheim des Barkijárok, ihre Hand an, wenn er gegen ihren Stiefsohn zu Felde ziehe. Er that es, ward geschlagen und mußte sich zu seiner Gönnerin nach Ispahán hineinwerfen, wo er indeß von einigen Emiren, die mit der beabsichtigten Heirath keineswegs einverstanden waren, ermordet wurde (486 = 1093). Seiner nächsten Sorgen ledig, führte Ís el-mulk seinen jungen Fürsten nach Bagdad, wo der gehorsame Chalife jetzt zur Abwechslung dem älteren Sohne Melikschähs seinen geistlichen Segen spendete (Anfang 487 = 1094), und man darauf längere Zeit sehr vergnügt war. So vergnügt, daß man anfing, sich ungemein sicher zu fühlen, und weder die Emire es für nöthig hielten, mit ihren Truppen bei dem Sultan zu bleiben, noch dieser Zeit fand, die Briefe zu lesen, welche aus den Provinzen einliefen. Das war nun von dem unreifen Jüngling auch kaum zu verlangen, aber irgend Jemand in seiner Umgebung hätte es thun können: er hätte darunter eine Hiobspost aus Haleb gefunden, woselbst Ak-Sonkor von dem inzwischen mit einem beträchtlichen Heere von Damaskus aufgebrochenen Tutusch angegriffen, und trotz dem Zuzug des seit einiger Zeit auch von der Turkán abgefallenen Kérboga geschlagen und mit dem Letzteren zusammen gefangen genommen war. Tutusch ließ den Ak-Sonkor tödten, während er Kérbogas schonte; jedenfalls aber marschirte er nach der Eroberung von Haleb in einem großen Bogen eilends durch Mesopotamien, Armenien und Adherbeidschán in der Richtung auf Hamadán an Barkijárok vorbei, der nichts Böses ahnend derweil in Moßul, später in Nisibis saß. Turkán nämlich hatte jetzt ihrem Schwager Tutusch Aussicht auf eine Heirath mit ihr eröffnet: ob es der Besitz der vermuthlich schönen jungen Wittwe oder des ihr gehörigen Ispahán war, welcher den Herren von Damaskus mehr reizte, wird sich schwer entscheiden lassen, jedenfalls waren Beide im Begriff mit einander zusammenzutreffen, als die ehrgeizige Frau krank wurde und vor Ankunft ihres zukünftigen Ge-

mahles starb. Einige vermuthen, an Gift: Derartiges wird immer häufiger unter diesen anmuthigen Familienverhältnissen, welche nunmehr Oheim und Neffen an einander brachten. Als der Letztere, oder vielmehr seine Emire — der Wesir Îs el-mulk war in Moßul gestorben — die Gefahr erkannte, in welche ihn der kühne Flankenmarsch des Tutusch versetzte, eilte er Hals über Kopf mit den 1000 Mann, die er eben nur bei sich hatte, über den Tigris zurück, um womöglich vor dem Gegner das feste Hamadân oder Ispahân zu erreichen. Tutusch hatte inzwischen, jedenfalls durch Zuzug der adherbeidschanischen Emire,[1]) sein Heer auf 50 000 Köpfe gebracht; eine seiner Streifschaaren traf zufällig auf das kleine Häuflein des Barkijârok, zersprengte es und hätte beinahe den jungen Fürsten selbst gefangen genommen, der mit Mühe in Begleitung dreier Emire entkam. In ihrer Hilflosigkeit wußten sie, da der Feind schon bei Hamadân stand, keinen besseren Rath, als sich nach Ispahân hineinzuwerfen, wo seit Turkâns Tode Machmûd, ihr jetzt sechs Jahre zählender Sohn, als Prätendent von den Emiren der Hauptstadt weiter gehalten wurde; immerhin war es auch für diese Partei eine Lebensfrage, daß Tutusch aus dem Lande wieder herausgeworfen ward, und somit fielen wenigstens augenblicklich die Interessen der Brüder wie ihrer Anhänger zusammen. Trotzdem blieb es ein gewagter Schritt, den Barkijârok in die Hände seiner bisherigen Feinde zu liefern, und beinahe wäre die Sache in der That übel abgelaufen. Zwar ward er, wenn auch nach einigem Zögern, in die Stadt gelassen und dabei officiell große Versöhnung gefeiert — die beiden Prinzen mußten sich öffentlich umarmen — daneben aber hegten Machmûds Anhänger die freundliche Absicht, den Bruder desselben zu blenden, damit er des Anspruches auf die Herrschaft verlustig ginge. Indeß sollte Barkijârok auch diesmal Glück haben: Machmûd bekam grade zur rechten Zeit die Pocken und starb (Schauwâl 487 = Nov. 1094), bevor jener Plan zur Ausführung reif geworden war, und nun blieb den Emiren nichts weiter übrig, als ohne Hintergedanken auf die Seite des einzigen Prinzen, den man im Augenblick noch unter der Hand hatte, überzutreten. Allerdings wurde auch er von der gefährlichen Krankheit ergriffen, und schon hörte man, daß Tutusch von dem inzwischen besetzten Hamadân her im Anmarsche begriffen sei: da wandte sich das Blatt noch gründlicher. Der Emir von Hamadân hatte nur zum Schein vor Tutusch capitulirt und eilte, sobald er aus der Stadt war, nach Ispahân zu Barkijârok; derweil hatte Jener sich besonnen, daß es am Ende räthlicher sei, es einmal mit Verhandlungen zu versuchen, und war nach Rei abgeschwenkt, indem er gleichzeitig an die Emire seines Neffen schrieb, sie durch allerlei Zusagen zum Anschlusse an seine Person zu bewegen. Diese zogen, so lange der Ausgang der Krankheit unsicher schien, die Sache hin;

1) Diese waren vielleicht in Folge der im vorigen Jahre geschehenen Ermordung ihres Oberhauptes Ismaʿîl (vorher S. 116) gegen Barkijârok verstimmt; jedenfalls läßt sich nur aus der Erwartung, hier Freunde zu finden, der ganze Marsch des Tutusch erklären.

aber Barkijárok genas, und da seine unbedeutende Persönlichkeit den maßgebenden Offizieren natürlich viel genehmer war, als die thatkräftige Art des Tutusch, so brachen sie nunmehr offen mit diesem und setzten sich mit den verfügbaren Truppen auf Hamadán in Bewegung. Ihre anfänglich geringen Kräfte mehrten sich auf dem Marsche mit großer Schnelligkeit, vermuthlich weil die Emire in den persischen Städten allmählich doch eingesehen hatten, daß mit dem Eindringling schlecht wirthschaften sei. Tutusch hatte von seinen Ahnen die Rücksichtslosigkeit und Schnelligkeit des Handelns, nicht aber die Kunst des Herrschens geerbt: er kannte nur ein Mittel, die Untergebenen im Zaume zu halten, nämlich Härte und Grausamkeit. Wie den Ak-Sonkor, hatte er eine ganze Anzahl von Emiren, die ihm allzu selbstbewußt oder mächtig schienen, hinrichten lassen, ohne daß er es doch gleichzeitig verstand, die übrigen durch geeignete Mittel an sich zu fesseln. So verliefen sich die Truppen, welche auf seinem kühnen Zuge von Haleb bis Hamadán sich um ihn gesammelt hatten, zum größten Theile, und als am 17. Sfafar 488 (26. Febr. 1095) in der Nähe von Rei die beiden Heere aufeinanderstießen, gebot er nur noch über 15 000 Mann, während Barkijárok von 30 000 umgeben war. Trotzdem befahl er, den keine Zahlen schreckten, den Kampf zu eröffnen: da gingen auch die bis dahin ihm gebliebenen Truppen größtentheils zum Feinde über; mit wenigen Getreuen fiel der Sohn Alp Arslans im Verzweiflungskampfe, wie es heißt von der Hand eines Emirs, dessen sämmtliche Söhne er einst vor den Augen des Vaters hatte sterben lassen.[1])

„Wenn Allah", so bemerkt der Chronist an dieser Stelle, „eine Sache will, so bereitet er dafür auch die Mittel. Gestern flieht Barkijárok vor seinem Oheim Tutusch, kommt nach Ispahán mit wenigen Leuten, ohne daß ihn auch nur Einer verfolgt; wären ihm nur zwanzig Reiter gefolgt, sie hätten ihn gefangen, denn eine ganze Reihe von Tagen mußte er vor den Thoren Ispaháns warten. Dann, als er drinnen war, beabsichtigten die Emire ihn zu blenden; da mußte es kommen, daß sein Bruder am zweiten Tage nach seiner Ankunft das Fieber und die Pocken bekam und schließlich starb. So trat er als König an dessen Stelle; dann bekam er selbst die Pocken und eine Gehirnentzündung dazu, und dabei vergingen von dem Tage, wo er die Niederlage gegen die Truppen seines Oheims erlitt, bis zu seiner Genesung und seinem Abmarsch aus Ispahán vier Monate, ohne daß sein Oheim sich rührte oder irgend etwas that, und hätte er ihn während seiner oder seines Bruders Krankheit angegriffen, er wäre König über die Lande geworden. Ja Gott, spricht der Dichter, hat geheimnißvoll deine Erhebung verfügt und nur Geschwätz ist das Reden der Feinde!" Alles sehr wahr und sehr schön, nur pflegt Gott, auch wo er Wunder thut, weder die Natur der Dinge zu ändern noch den Thorheiten der Menschen einen Freibrief auszustellen. Nur ein wirklich großer

1) Doch stimmen die Berichte hier nicht überein; es werden verschiedene Andere genannt, die ihn getödtet haben sollen, z. B. ein Offizier des ebenfalls auf seinen Befehl hingerichteten Ak-Sonkor (oben S. 116).

Mann versteht es solche Fügungen sich und Anderen zum Heile werden zu lassen, und obwohl es dem Barkijárok weder an gutem Willen noch an persönlichem Muthe fehlte, ein großer Mann wurde er wirklich nicht, auch als er sich allmählich den Zwanzigen näherte. Zwar erhielt er die Bescheinigung über den Werth, welchen die letzten Ereignisse für die Herstellung regelmäßiger Zustände haben konnten, durch einen Dolchstoß, mit dem ihn ein Assassine verwundete, und er hatte dabei wieder das Glück, mit dem Leben davonzukommen; hatte auch weiter das Glück, daß Arslan Argún, der letzte von seines Vaters Brüdern, im Laufe einer Anfangs glücklichen Empörung in Choraßán von einem schlecht behandelten Sklaven ermordet wurde (490 = 1097); aber der arme junge Mensch hatte nicht das geringste Talent, mit seiner Umgebung fertig zu werden, und da es in dieser fortwährend Zänkereien gab, so ließ sich das Ende voraussehen. Hauptsächlich war es jetzt, wie früher und später unter allen schwachen Herrschern im Orient, der Geldpunkt, um welchen fortwährende Streitigkeiten zwischen Civil und Militär sich drehten. „Der Wesír", so hören wir, „behandelte die Truppen schlecht und verminderte ihren Sold; er scheute sich nicht einmal die Einkünfte der Emíre anzutasten." Letzteres war natürlich in deren Augen ein unsühnbares Verbrechen; so ließen sie denn, als im J. 492 (1099) Barkijároks jüngerer Bruder Mohammed sich in seiner Statthalterschaft Adherbeidschán empörte, ihren Herren nicht allein im Stich, sondern erschlugen sogar den Wesír, gestatteten den Soldaten die Zelte des Sultans, seiner Mutter und sonstiger ihm nahestehender Personen zu plündern, und zogen dann ganz harmlos zum Mohammed. Während der nun Rei besetzte und daselbst die von ihrem Sohne getrennte Mutter seines Bruders erdrosseln ließ, mußte Barkijárok nach Chusistán flüchten und befand sich dort in der trübsten Lage, indeß auf die Nachricht von Mohammeds leichtem Siege der Chalife in Bagdad natürlich sofort für diesen beten ließ.

Die Bedeutung der jämmerlichen Geschichte Barkijároks beruht in der lebendigen Anschauung, welche sie von dem gänzlichen Auseinandergehen des Seldschukenreiches in dem Augenblicke giebt, wo es aufhört die feste Hand eines kräftigen Regenten zu fühlen: so habe ich die ersten Wechselfälle des Lebens dieses vielgeprüften Fürsten in einiger Ausführlichkeit berichten zu sollen geglaubt. Es kann aber natürlich unsere Absicht nicht sein, in die Einzelheiten dieser im Laufe des nächsten Jahrhunderts nur zu häufig sich wiederholenden Schlägereien zwischen Emiren und Sultanen, die noch trauriger als lächerlich sind, uns fürder zu vertiefen; einen selbständigen historischen Werth haben sie nicht, und so begnügen wir uns mit einem Ueberblick über die hauptsächlichsten Wendungen, insbesondere die Versuche einzelner kräftigerer Persönlichkeiten, den fortschreitenden Verfall noch aufzuhalten. Zu diesen gehören vor Allen die beiden jüngeren Söhne Melikschähs, Mohammed und Sindschar (oben S. 107). Letzterer war ein tüchtiger Fürst, der Manches geleistet hat und vielleicht das Seldschukenreich noch einmal in leidliche Ordnung gebracht hätte, wären nicht seine letzten Jahre von Mißgeschick er-

füllt gewesen; der Erstere aber zeigte sich schon in früher Jugend als einen ebenso verschlagenen wie rücksichtslosen Menschen. Mit 14 Jahren hatte ihn Barkijárok nach Gendscha, dem Hauptorte der von Melikschâh gelegentlich der Kriege in Armenien dem Reiche hinzugefügten Provinz Arrân[1]) als Statthalter geschickt, mit einem Atabegen natürlich, den aber der frühreife Prinz schon bald nachher über die Seite schaffen ließ. Daß er es fertig brachte, die Mutter seines eigenen Bruders tödten zu lassen, hörten wir schon; und diesen selbst hat er, seitdem er das achtzehnte Lebensjahr erreicht, so gut wie ununterbrochen bekämpft und sich nicht zufrieden gegeben, bis er ihn unter der Erde hatte. Dabei half ihm der eben 13jährige Sindschar, oder vielmehr sein Atabeg, denen Barkijárok Chorassân übergeben hatte, und die nun ebenfalls das Vertrauen des Sultans täuschten. Grade in dem Augenblicke, wo die Kreuzfahrer sich zum Sturm auf Jerusalem anschickten, erhob, wie schon erwähnt, Mohammed die Fahne des Aufruhrs, und als im folgenden Jahre (493 = 1100) Barkijárok sich glücklich bis Chorassân durchgewunden und hier neue Kräfte zu sammeln begonnen hatte, fiel Sindschar über ihn her und jagte ihn wieder hinaus. So ging der Krieg hin und her; schließlich waren die Emire noch vernünftiger als ihre Herren, und vermittelten einen Frieden zwischen den Brüdern (495 = Ende 1101), aber Mohammed ließ bald nachher die Urheber desselben hinterlistig ermorden und brach den Vertrag, der endlich nach einer großen Niederlage des jüngeren Bruders dahin erneuert ward, daß eine förmliche Theilung des Reiches stattfand (497 = Anf. 1104). Mohammed erhielt außer seinem Adherbeidschân und dem Norden Armenien, Mesopotamien mit Mossul und dem westlichen Irâk sowie Syrien[2]) als souveräner Sultan, dazu die Oberhoheit über Sindschar, dem ganz Chorassân zugesprochen wurde; so blieb dem Barkijárok nur das Land von Bagdad und Basra bis an die Grenze von Gorgân hin, ebenfalls mit voller Souveränetät. Wenn man bedenkt, daß ihm in der letzten Schlacht der Sieg zugefallen war, so ist es unbegreiflich, daß er solchen Bedingungen zustimmen konnte; er war eben grade so gutmüthig und schwach, wie Mohammed gierig und energisch. Lange sollte er aber sein verfehltes Leben nicht weiter fortschleppen: kaum neun Monate später, am 2. Rabi II 498 (22. Dec. 1104), starb er an der Schwindsucht, erst 25 oder höchstens 27 Jahre alt.

Barkijárok hatte zum Nachfolger seinen vierjährigen Sohn Melikschâh II. ernannt und dessen Atabeg Ajâz ihm soeben in Bagdad die Anerkennung des Chalifen verschafft, als auch bereits Mohammed ebenda eintraf, sie ihm streitig zu machen. Die Truppen zeigten sich unzuverlässig, und Ajâz mußte nachgeben; dafür ließ ihn Mohammed zum Dank heimtückisch ermorden. Was aus dem kleinen Melikschâh geworden ist, wissen wir nicht;

1) Es ist das Land zwischen Aras und Kur, nördlich von Adherbeidschân, Gendscha, die Heimath von Bodenstedts Mirza Schafi, das heutige Jelisawetpol der Russen.
2) Natürlich kümmerten sich aber die syrischen Emire nicht weiter um diese Bestimmung.

jedenfalls hat Mohammed, weil kein anderes Mitglied der Herrscherfamilie in der Lage war, seine Ansprüche zu bestreiten, sofort allgemeine Anerkennung gefunden. Da Sjindschar, den er im Besitze von Chorassán in keiner Weise störte, auch seinerseits das bisherige Verhältniß beibehielt, so war die Regierung des neuen Sultans (498—511 = 1105—1118) für Persien und den Osten wenigstens eine verhältnißmäßig ruhige und wohlthätige — ein glänzender Beleg für den Satz, daß recht schlechte Menschen bisweilen sehr brauchbare Herrscher sind. Die Emire hatten vor seiner bekannten Hinterlist allen Respect, und wagten, soweit seine Gewalt reichte, sich nicht zu rühren; so konnte er daran denken, den Einfluß der Regierung wieder über Gebiete auszudehnen, wo er unter dem schwachen Barkijárok so gut wie vollständig verschwunden war — über Moßul und das Irák. Jenes war, als Melikschâh starb, zwischen Nachkommen der Okeiliden (oben S. 90. 92) streitig geworden; dann hatte sich der nach Tutusch' Tode wieder zu Freiheit und Macht gelangte Kérboga (S. 116) der Stadt bemächtigt (489 = 1096) und sie bis an sein Ende (495 = 1102) beherrscht. Hierauf aber war der wichtige Ort wieder zum Zankapfel zwischen verschiedenen Emiren geworden, bis im J. 500 (1106) Sultan Mohammed einen Statthalter Namens Dschâwali hinschickte, der auch schließlich den von seinem Ikonium (S. 137) bis hieher übergreifenden Kilidsch Arslan, den tapferen Seldschuken von Rúm, am Chaburflusse besiegte (20. Dhu'lká'ada 500 = 13. Juli 1107) und bald darauf Moßul einnahm. Als Kilidsch Arslan trotz aller Heldenthaten, die er selbst im Kampfe vollbracht, die Schlacht verloren sah, hatte er, um nicht lebendig in die Hände des grausamen Mohammed zu gerathen, sich mit seinem Rosse in den Fluß gestürzt; von der schweren Rüstung in die Tiefe gezogen fand er den Untergang, und nach ihm wagte Niemand dem Sultan die Provinz noch streitig zu machen. Auch als im J. 502 (1108) der Emir Maudúd Ibn Altuntegin im Auftrage des Herrschers kam, den Dschâwali zu ersetzen, vermochte dieser nicht sich in Moßul zu halten und warf sich nach Harrán, von wo aus er später in die Kämpfe mit den Kreuzfahrern eingriff. Den Christen brachte seine wiedergewonnene Herrschaft über Moßul, das so nahe an das von ihnen gehaltene Edessa grenzte, nun auch den Sultan Mohammed selbst näher. Es ist bekannt,[1]) wie kräftig Maudúd gegen die Franken auftrat; hätten die syrischen und mesopotamischen Emire auch nur eine kurze Zeit von ihren eigensüchtigen Bestrebungen und ewigen Zänkereien ablassen können, es wäre dem energischen Manne gelungen, schon jetzt die Macht der christlichen Fürsten zu brechen. Selbst unter den Hindernissen, die ihm auf Schritt und Tritt seine Aufgabe erschwerten, hatte er es durchgesetzt, daß sein Wille in Damaskus, das er zum eigentlichen Mittelpunkte seiner Kriegführung ersehen, Gesetz war, und von da aus durch eine Reihe von Erfolgen seinen Namen den Kreuzrittern gefürchtet gemacht; aber

1) S. Kuglers Gesch. d. Kreuzzüge (Nr. 19 dieser Sammlung) S. 90 ff.

das Uebergewicht eines so tüchtigen Mannes schien den Assassinen bedenklich, im J. 507 (1113) traf ihn der tödtliche Dolchstoß. Sein Nachfolger in der Statthalterschaft Moßul war nicht im Stande, der neu ausbrechenden Empörungen der Emire in Mesopotamien Herr zu werden, und mußte sich mit diesen fortwährend herumschlagen, auch die Entsendung des Statthalters von Hamadán nach Syrien (508 = 1115) hatte keinen gründlichen Erfolg. So war es mit dem Beginne einer Wiederherstellung des Regierungseinflusses in den Westprovinzen wieder aus, obwohl Moßul selbst unter wechselnden Statthaltern den Befehlen des Sultans weiter gehorchte.

Auch an einer anderen Stelle versuchte dieser seine Autorität wirksam geltend zu machen. An den Kämpfen zwischen ihm und Barkijárok waren mehrfach die im Westen des Irák hausenden Araber von den Benu Massjad (oben S. 45) betheiligt gewesen, die glücklicher als die andern arabischen Zaunkönige (S. 92) sich zwischen den mächtigen Fäusten der Alp Arslan und Melikschâh durchgedrückt hatten. Ihr Beduinenstaat umfaßte das Land zu beiden Seiten des Euphrat in der Gegend der Ruinen von Babylon; das noch heute in der Nähe des alten Babel fortbestehende Hilla war der Hauptort dieses eigenthümlichen Gemeinwesens, welches zum letzten Male ein rein arabisches Fürstengeschlecht in die Geschicke der islamischen Welt eingreifen lassen sollte. Sádaka,[1]) damals Haupt des Kleinstaates, war in den gebildeteren Formen der Zeit doch ein richtiger Beduine, tapfer, verwegen und listig; zu Anfang dem Barkijárok Heeresfolge leistend, schwenkte er 494 (1101) im richtigen Augenblicke zu Mohammed ab und wußte in der Folgezeit unter dem Scheine rastlosen Eifers für die Sache des Letzteren seine Macht fast über das ganze Irák auszudehnen. Jetzt nun (501 = 1107) schien er dem Mohammed allzu mächtig geworden, seine Haltung zudem selbständiger, als für einen Lehnsmann sich schickte; es kam nach längerem Hin- und Herreden schließlich zum offenen Bruche zwischen Beiden, und in der Nähe von Bagdad verlor der ehrgeizige Araber gegen den persönlich mit einem großen Heere aus Persien angerückten Oberherren in blutiger Schlacht Sieg und Leben (501 = 1108). Es war auf alle Fälle, wenn keine edle, doch eine kräftige Persönlichkeit, dieser Mohammed: sogar vor dem bedenklichsten Unternehmen, welches ein Fürst damaliger Zeit angreifen konnte, ist er nicht zurückgeschreckt, vor der Aufnahme des Kampfes mit der unheimlichen Macht des „Alten vom Berge", Haßans, des Hauptes der Assassinen. Wir erinnern uns (S. 103), daß bis in die Residenz hinein das entsetzliche Unwesen der Mörderbande getrieben wurde; die ganze Ausdehnung des Uebels kann man dem Umstande entnehmen, daß sie gar der Burg Schâh-dis („Königsburg") sich bemächtigt hatten, welche einst Melikschâh zur Beherrschung von Ispahán auf einem Berge in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt selbst erbaut hatte, und von der aus nun die Todfeinde seiner Nachkommen Schrecken

1) á betont aber kurz zu sprechen.

und Unsicherheit überall hintrugen. Im J. 500 (1106/7) gingen auf Befehl des Sultans die Truppen den Insassen des Schlosses ernstlich zu Leibe, und so unermüdlich jede List versucht wurde, die Angreifer zu ermüden und zu täuschen, vor Ausgang des Jahres (500 = 1107) war es gelungen, dieses und dazu einige andere der Felsennester auszuheben, welche in der Nähe und bis Chusistán hinein die Batiniten beherbergten. Die Quittung bekam freilich der Seldschuke in Gestalt der Ermordung einer ganzen Zahl seiner Emire, darunter des tüchtigsten von allen, des Maudúd (S. 122); aber abschrecken ließ er sich dadurch keineswegs: „er hatte eingesehen", sagt der arabische Geschichtsschreiber, „daß das Heil des Landes und der Unterthanen an der Auswischung ihrer Spuren, der Verwüstung ihrer Ländereien und der Eroberung ihrer Festungen und Burgen hing." Es gelang, in Persien selbst wenigstens, seit 505 (1111/12) die Assassinen so weit zurückzudrängen, daß Schirgir, Atabeg von Mohammeds Sohn Togril zu Sáwa in Medien, der hauptsächlich mit diesem Vernichtungskriege betraut war, das unzugängliche Adlernest Alamút selbst mit einem undurchdringlichen Truppengürtel umziehen und allmählich aushungern konnte. Gegen Ende 511 (Anf. 1118) war die Noth in der Felsenburg aufs Aeußerste gestiegen. Längst bekam der Mann als ganze Nahrung für den Tag einen Bissen Brod und drei Nüsse; die Capitulation auf freien Abzug, welche der unbeugsame, uralte Haßan doch anzubieten sich hatte entschließen müssen, war abgelehnt und man durfte in wenigen Tagen die Uebergabe auf Gnade und Ungnade oder den Hungertod der Besatzung mit Sicherheit erwarten: da kam die Nachricht, Sultan Mohammed sei am 24. Dhu'l-Hiddsche 511 (18. April 1118) in seinem Palaste zu Ispahán nach längerer Krankheit verschieden. Er stand im kräftigen Alter von 37 Jahren, der älteste seiner Söhne zählte 14, die beiden andern etwa 9 Jahre — von Neuem, das mußte ein Jeder einsehen, waren unruhige Zeiten im Anzuge: so vermochte keine Vorstellung des Schirgir die Truppen zum Ausharren zu bewegen, das Heer verlief sich, und Alamút war gerettet. Seine Herren konnten von Neuem in ungestörter Sicherheit auf ihrem Felsen thronen und weiter die furchtbare Geißel schwingen, welche das unglückliche Persien zerfleischte. Kein Wunder, daß bald der Verdacht laut wurde — uns ist ein sicheres Urtheil darüber unmöglich — Mohammed sei durch Veranstaltung der Assassinen vergiftet. In jedem Falle war es mit dem neuen Aufschwung der Seldschukenherrschaft vorbei; nicht blos das Unwesen der ismaelitischen Secte, auch alle sonstigen Elemente der Unordnung und Empörung wurden abermals entfesselt.

Denn was Sultan Mohammed, nicht ohne tückische Grausamkeit, doch zum Heile des Staates erreicht hatte, war ebenso unrettbarem Untergange verfallen, wie vor sechsundzwanzig Jahren die Machtfülle des sterbenden Melikschah. Wieder hinterließ der in der Blüthe seiner Jahre abgerufene Herrscher drei unmündige Kinder; aber noch länger als damals sollten die Zwistigkeiten und Kriege dauern, welche im Namen dieser und anderer An-

gehöriger des Seldschukenstammes von den Emiren unterhalten wurden. Und als nach fünfunddreißig unruhigen Jahren 547 (1152) der Letzte von den Dreien starb, war das Ansehen des Herrscherhauses bereits unrettbar dahin, und die späteren Vertreter desselben hätten auch dann schwerlich noch einmal eine maßgebende Rolle spielen können, wenn ihnen etwas von der Faust Alp Arslans oder der Verschlagenheit Mohammeds zum Erbe gefallen wäre. Wenn trotzdem nicht überall zwischen Oxus und Euphrat dieselbe Verwirrung und Haltlosigkeit eintrat, wie sie unter Barkijárok stattgefunden hatte, so liegt der Grund außerhalb der seldschukischen Dynastie. Unter den „Vormündern" der fürstlichen Kinder, den Atabegen (S. 113), welche von Neuem ihre zweideutige Rolle zu spielen beginnen, finden sich eine Anzahl von überlegenen Persönlichkeiten, die es erreichen, ihre Stellung als Majordomen in der eignen Familie erblich zu machen: so wachsen aus den Trümmern des zusammensinkenden Herrscherhauses neue Geschlechter empor, die wenigstens einigen Provinzen ein erträglicheres Dasein zu sichern vermögen, bis über diese Kleinstaaten wieder ein Größerer kommt. Den Auflösungsproceß des Reiches, der sich in dieser Form darstellt, noch aufzuhalten schien allerdings beim Tode Mohammeds ein Mann unternehmen zu können — Sindschar, der allein überlebende von den Söhnen Melikschâhs, der seit 490 (1097) Chorassân mit den zugehörigen Provinzen regierte (S. 120). Er hatte sich, nachdem er der Leitung seines Atabegs entwachsen, zu einem Fürsten von Einsicht und Thatkraft herausgebildet; man konnte erwarten, daß er den Versuch machen würde, die Einheit des Reiches mit fester Hand zu sichern. In der That hat er mehr als einmal in die Verhältnisse der Westprovinzen sich eingemischt; schon 513 (1119), als Machmûd, der älteste von Mohammeds Söhnen, den von ihm, d. h. seinem Atabegen erhobenen Anspruch auf das Sultanat, die Oberherrlichkeit über alle von Seldschuken regierten Länder, für einen Augenblick durchgesetzt zu haben schien, kam Sindschar mit einem großen Heere nach Medien, schlug den Machmûd bei Sâwa und bewilligte ihm den Frieden nur unter der Bedingung, daß sein Name überall im Gebete dem seines Neffen vorangehe; eine Bestimmung, die im Wesentlichen auch später, so viel uns bekannt ist, in Ispahân wie in Bagdad befolgt worden ist. Danach hätte Sindschar als der eigentliche Sultan für die Zeit seines Lebens zu gelten, und wäre ihm als Regierungsdauer 513—552 (1119—1157) zuzusprechen. Aber die Anerkennung, welche er für sich verlangte und von Machmûd wie später von dessen Bruder Mas'ûd noch zweimal (522=1128 und 526=1132) durch Heeresmacht erzwang, legte ihm seiner Ansicht nach keineswegs die Pflicht auf, in den seinem Namen huldigenden Ländern nun auch für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Während der Regierung seines Bruders Mohammed hatte er, wie uns weiterhin näher bekannt werden wird, nicht allein seine Herrschaft in Chorassân und den zugehörigen Gebieten fest begründet, sondern auch das Ansehen des Seldschukenhauses den transoxanischen und gasnewidischen Nachbarn gegenüber mit neuer Kraft

geltend gemacht. Dies mußte dazu beitragen, die thatſächliche Abwendung der Oſtprovinzen von den vielfach mit dem Weſten verknüpften Intereſſen des Geſammtreiches noch zu mehren, und ſomit eine Theilung deſſelben in zwei Hälften zu bewirken, deren öſtliche von der Hauptſtadt Niſchapúr aus doch mit Chwariſm, Sſamarkand und Gaſna lebendigere Beziehungen pflog als mit Ispahán oder gar Bagdad, während die weſtliche ziemlich ungehindert dem bereits angedeuteten Schickſale der Auflöſung in eine Reihe kleinerer Staaten verfiel, deren Intereſſen theils auf perſiſchem, theils auf ſyriſchem Boden ihren Schwerpunkt fanden. Wir laſſen aus der Geſchichte der Hauptlinie außer den bereits früher bei Seite gebliebenen kleinaſiatiſchen und rein ſyriſchen Entwicklungen nun für den Augenblick weiter das Oſtreich des Sſindſchar, bald auch einen demnächſt in Moßul ſich bildenden Atabegenſtaat ausſcheiden, um vor Allem die Ereigniſſe in Perſien und dem Irák im Zuſammenhange bis an ihr vorläufiges Ende zu verfolgen.

Es kann mit ziemlicher Kürze geſchehen, denn kaum von etwas Anderem hat unſere Darſtellung hier zu berichten, als von ununterbrochenen Kriegen um die mit ziemlicher Schnelligkeit immer werthloſer werdende Ehre der Oberherrlichkeit in den mittleren Provinzen, insbeſondere den beiden Irák.[1]) Wenn es trotzdem möglich iſt, dieſer von 511 (1118) bis 590 (1194) reichenden Periode einiges Intereſſe abzugewinnen, ſo muß dies Verdienſt nicht etwa den ſpäteren Sſeldſchuken, ſondern faſt ausſchließlich einer Anzahl von Männern zugeſprochen werden, die, zum Theil niederer Abſtammung, durch ihre perſönlichen Eigenſchaften die Angehörigen der Dynaſtie weit übertreffen und für ihr günſtiges oder ungünſtiges Geſchick unſere Theilnahme in Anſpruch nehmen. Es ſind vor Allen vier, welche ich hier zu nennen habe: außer dem Letzten der irákiſchen Sſeldſchuken, Togril III., die beiden Türken Ildegiſ und Sengi und des Sſádaka (S. 122) Sohn Dubeis, der letzte Araber, wie man ihn bezeichnen könnte. Die gleichen Eigenſchaften, die ſeinen Vater vor dem jähen Ende auf die Höhe des Glückes geführt, ſollte er unter den Prüfungen wechſelvoller Geſchicke bewähren. Herſtellung der Macht, welche Jener im Irák ſich und ſeinem Stamme gegründet, dazu und damit zugleich aber Vernichtung der gehaßten Sſeldſchukenherrſchaft, welche das Werk im Augenblicke des Gelingens ſelbſt zertrümmert hatte, dieſem Ziele hat Dubeis ſiebzehn Jahre hindurch faſt in allen Ländern des islamiſchen Orients raſtlos nachgeſtrebt, und in der Verfolgung deſſelben hat nur ein gewaltſamer Tod ihm Halt gebieten können. Iſt ihm die Aufrichtung eines neuen Araberſtaates mißglückt, nur um ſo beſſer iſt es ihm gelungen, unter den Söhnen und Verwandten des Sultans Mohammed, der ſeinem Vater Herrſchaft und Leben geraubt, Zwietracht zu ſchüren und den im Grunde vollkommen zweckloſen Streit um die Befugniſſe eines Geſammtherren des

1) S. über den Begriff des arabiſchen und des perſiſchen Irák oben S. 113 und I, 226 Anm. 4.

arabischen und persischen Irák immer neu zu entzünden. Wirklich ausgeübt hat jene Befugniß Keiner von den drei Brüdern, welche sie beanspruchten; denn obwohl Jeder von ihnen — Machmúd 511—525 (1118—1131), Togril II. 525—529 (1131—1134), Mas'úd 529—547 (1134—1152) — dem Namen nach unter der Oberhoheit des Oheims Sſindschar die Regierung in beiden Irák geführt hat, ist doch Keiner in der Lage gewesen, den in einem fort die Autorität des jeweiligen Sultans bestreitenden Empörern längere Zeit hindurch die Spitze zu bieten. Aber so lange er lebte, ist Dubeis nicht ermüdet, bald den Atabegen des in Moßul residirenden Mas'úd (514 = 1120), bald den Vormund Togrils[1]) in Sſáwa (518 = 1124/25), bald im fernen Choraßán den Großsultan Sſindschar selbst (522 = 1128; oben S. 124) gegen Machmúd aufzuhetzen, bald in Syrien den Kreuzfahrern gegen die türkischen Emire sein Schwert zu leihen (517 = 1123). Dazwischen fallen dann noch Versuche, in Hilla selbst wieder festen Fuß zu fassen, oder in Syrien ein kleines Fürstenthum zu gewinnen; und als bei letzterem Unternehmen der kühne Abenteurer in Gefangenschaft gerieth (525 = 1131), ward ihm das nur der Beginn einer neuen Thätigkeit im alten Sinne — von Sengi, dem türkischen Statthalter von Moßul, losgekauft, half er nun dem mit dem Aufwande alles seines Witzes und seines Einflusses unter den Beduinen des Irák langsam aber stetig die Macht der Sſeldschukenfürsten schwächen und die Gründung eines unabhängigen Staates in Mesopotamien vorbereiten. Weit und breit scholl damals der Name des Mannes durch alle islamischen Lande, der als der letzte weltgeschichtlich bedeutende Araberfürst des Ostens in merkwürdiger Uebereinstimmung genau ebenso gelebt und geendet hat, wie sechshundert Jahre früher der erste seiner Art, Imru'ulkeis, der „irrende König" (I, 20); ihn freilich lassen nicht eigene Lieder bis heute im Munde des arabisch redenden Volkes weiter leben, sondern eine preisende Erwähnung seines Namens in dem Werke des letzten großen arabischen Dichters, des Hariri.[2]) — Kaum hätte es übrigens eines solchen Unruhestifters bedurft, die sſeldschukischen Prinzen, oder vielmehr ihre Atabegen aneinander zu bringen; handelte es sich doch im Grunde nicht darum, wer Sultan spielen sollte, sondern um die sehr thatsächlichen Machtfragen zwischen den verschiedenen Emiren, neuerdings auch zwischen diesen und den Resten einer halb in Vergessenheit gerathenen Gewalt, die wie ein Schatten vergangener Größe aus alten Zeiten noch bis in diese Gegenwart hineinragte — des Chalifates von Bagdad. Es ist uns erinnerlich (I, 639), daß nach der Beseitigung der Bujiden die ersten Sſeldschuken den „Beherrschern der Gläubigen", wenn auch noch nichts zum Beherrschen, so doch einiges zum Leben gaben. Mußten dafür die Chalifen den Sultanen die geistliche Investitur ihrer weltlichen Herrschaft

1) An die Stelle Schírgírs (S. 123) war inzwischen ein anderer Türke getreten. 2) S. Rückert, Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri (zuerst erschienen 1826; in der Gesammtausgabe von Rückerts Poetischen Werken, Frankfurt a. M. 1869, Bd. XI S. 465), Mak. 32.

gewähren, so verlieh ihnen das, wie uns verschiedentlich klar geworden ist (oben S. 110. 116), noch keine eigene Bedeutung; immerhin nöthigte die Rücksicht auf diesen in den Augen des von Vorurtheilen lebenden Publicums unentbehrlichen Zierrath zur Erhaltung und einigermaßen anständigen Ausstattung der religiösen Würde. So genoß der Chalife, der ja der Theorie nach oberster Souverän aller islamischen Länder überhaupt ist, in Bagdad die äußeren Ehren eines regierenden Herren; daß er nichts that, was der weltlichen Macht unangenehm war, dafür sorgte ein Ministerresident des Sultans, welcher dem immer noch den Titel Wesír führenden Bevollmächtigten des Chalifen auf die Finger sah, daß er bei seiner Verwaltung der Güter, seiner Leitung der zur Ausfertigung von mancherlei Diplomen und Schriftstücken nöthigen Kanzlei u. dergl. die gehörigen Schranken inne hielt und nicht auf das Gebiet der eigentlichen Staatsregierung übergriff. Es lag in der Natur der Sache, daß hiebei Reibungen zwischen dem Wesír und dem Residenten häufig genug vorkamen; und daß auch das Verhältniß zwischen Sultan und Chalifen nicht immer so zärtlich war, wie es officiell sich darstellte, haben wir gelegentlich ebenfalls bemerkt (S. 108 A. 2). Wenn nun der Chalife in seinen verschiedenen Palast- und Kanzleibeamten, Offizieren der Leibwache, Verwaltern der Privatdomänen u. s. w. gewissermaßen die Grundbestandtheile eines selbständigen Regierungspersonals zur Verfügung hatte, so bedurfte es nur einer Minderung des directen Einflusses der Sseldschuken auf Stadt und Gebiet von Bagdad, um die Herstellung eines neuen weltlichen Fürstenthumes für den Stellvertreter des Propheten zu ermöglichen. Diese Minderung nun trat, vorbereitet schon durch die Wirren unter Barkijárok, in dem Augenblicke ein, wo die Atabegen der Söhne des Sultans Mohammed in Streit geriethen; daß sie diesmal benutzt wurde, lag an der verhältnißmäßig größeren Thatkraft, welche der seit 512 (1118) auf dem Chalifenthrone sitzende Abbaßide Mustárschid (I, 639) entwickelte, mehr noch an dem unermüdlichen Friedensstörer Dubeis, am meisten an einem hervorragenden Manne, der jetzt in den Vordergrund der Ereignisse tritt, dem Atabegen Sengi, Vormund des in Moßul residirenden Mas'úd. Sengi war als der Sohn des uns bekannten angesehenen Kriegsmannes Ak Sonkor (S. 109) um 480 (1087) geboren; durch seines Vaters Sturz und Tod (487 = 1094; S. 116) scheinbar aller Aussichten beraubt hatte er sich durch frühe und ungewöhnliche Tüchtigkeit im Waffenhandwerk doch schon unter Dschawali, dem früheren Statthalter von Moßul (oben S. 121) bemerklich gemacht, dann unter Maudúd (S. 121) und dessen Nachfolgern weiter ausgezeichnet, bis er im J. 516 (1122) ein selbständiges Commando in Wáßit (im südlichen Irák, I, 394) erhielt. Inzwischen hatte seit dem Tode Sultan Mohammeds (511 = 1118) Dubeis neben dem Aufreizen der Söhne desselben gegen einander auch die Wiederaufrichtung des Beduinenstaates von Hilla eifrig betrieben und wenigstens so viel zu Wege gebracht, daß große Haufen von Arabern plündernd das ganze Irák durchzogen und selbst den Mustár-

schid in Bagdad bedrohten. Der hatte bereits seit Antritt seines Chalifates sich eifrig bemüht, auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen zwischen den streitenden Sultanen[1]) Machmúd in Ispahán und Mas'úd in Moßul sich mehr und mehr zu einer gewissen Freiheit der Bewegung durchzuringen; als jetzt (516 = 1123) die Fortschritte, welche Dubeis mit neu gesammelten Haufen in der Richtung auf Bagdad machte, die Regierung zwangen, die Stadt mit einem Heere zu decken, ergriff der Chalife die längst erwünschte Gelegenheit, sich persönlich mit seiner Umgebung, einigen Leibwachen und sonstigen vorzüglich aus der Einwohnerschaft von Bagdad geworbenen Mannschaften an dem Kriege zu betheiligen. Die Regierungstruppen, unter ihnen die Abtheilung von Wáßit unter Sengi, waren ziemlich schwach und ließen sich die willkommene Verstärkung gerne gefallen; das vereinigte Heer errang, hauptsächlich durch eine geschickte Bewegung des Sengi, den Sieg, Dubeis mußte flüchten, und nun war dem Chalifen in Bagdad nicht allein die nöthige Sicherheit, sondern auch eine neue und selbständigere Stellung gewonnen. Auch als zwei Jahre später Machmúds anderer Bruder Togril sich von Dubeis zu einem Angriffe auf Bagdad verleiten ließ (518 = 1124/5, oben S. 126), nahm der Chalife an der Abwehr desselben thätigen Antheil (519 = 1125). Mit dem Steigen seines Ansehens und seines Einflusses auf die Bevölkerung von Bagdad, das jetzt von seinen eigenen Soldaten besetzt war, mußte der Einfluß des seldschukischen Residenten daselbst immer mehr zurückgehen; im J. 520 (1126) wagte Mustárschid bereits, drohend gegen denselben aufzutreten, und als Machmúd selbst mit einem Heere anrückte, kam es nicht allein in der Stadt zu offnem Kampfe, sondern Truppen des Chalifen brachen sogar im südlichen Irák ein, das wichtige Wáßit für den Abbaßiden in Besitz zu nehmen. Allerdings wurden sie von Sengi, der auf seinen Posten wieder zurückgekehrt war, mit blutigen Köpfen heimgesandt, und auch in Bagdad selbst konnte der Chalife den Widerstand auf die Dauer nicht durchführen; 521 (1127) mußte er Frieden schließen und sich den Sengi als Residenten gefallen lassen, von welchem der Sultan eine thatkräftige Wahrung seiner Rechte den Unabhängigkeitsgelüsten des Mustárschid gegenüber erwarten durfte. Indeß war Sengi an einem so dornigen Amte nichts gelegen; durch eine geschickt geführte Intrigue erlangte er noch in demselben Jahre mit dem Ehrentitel Imád ed-dín „Säule des Glaubens" die Stellung eines Atabegs des Mas'úd in Moßul, und mit der Herrschaft über diese wichtige und feste Stadt die lange ersehnte Selbständigkeit, welche er, wenngleich immer unter dem Namen irgend eines unbedeutenden Prinzen, für die Dauer festhielt und nunmehr lediglich im eigenen Interesse auszubeuten trachtete. Es ist in einer Weise geschehen, daß er zwanzig Jahre später als Herrscher eines bedeutenden Reiches, ja, was mehr sagen will, als der erste Mann des

1) Beziehungsweise deren Atabegen, die in diesen Kriegen, wie ich nicht immer ausdrücklich zu erinnern brauche, stets die Hauptrolle spielen.

mohammedanischen Orientes neben dem Großsultan Sindschar selbst sterben sollte; aber die Erfolge, welche ihn zu solcher Höhe emporleiteten, hat er freilich nicht auf dem Boden des Irák davongetragen. Mochte er in den Kämpfen zwischen den seldschukischen Nebenbuhlern um das Sultanat mehr als ein Mal die Seite wechseln, durch die Verbindung mit seinem alten Gegner Dubeis (S. 128) sich einen wirksamen Bundesgenossen für seine Unternehmungen auf das Irák sichern, er hat schließlich hier nicht ohne gelegentliche Mißerfolge nur den allerdings schwerwiegenden Vortheil errungen, so weit zur Schwächung des Sultanats beizutragen, daß er eigentlich nie in seinem Moßul selbst bedroht war, und mit diesem sicheren Rückhalt eine wirksamere Thätigkeit im Westen üben konnte. Dort werden wir ihm später wiederbegegnen; im arabischen Irák trat an seine Stelle abermals der Chalife selbst, welcher den nach Sultan Machmúds Tode (525 = 1131) zwischen dessen Bruder Mas'úd, dem Sohne des Verstorbenen Da'úd, und einem andern Oheim des Letztern ausbrechenden Erbfolgestreit zur endgiltigen Wiedergewinnung seiner weltlichen Souveränetät benutzte; nach einigen Zwischenfällen, die auch dem Sengi eine Niederlage einbrachten, kam es zu einem Vertrage, in welchem der besiegte und ohnehin von dem Herannahen Sindschars (oben S. 124) bedrohte Mas'úd die selbständige Regierung in Bagdad und Umgegend dem Mustárschid einräumte (526 = 1132). Allerdings verließ diesen nunmehr das Glück, welches ihn bis dahin fast ununterbrochen begünstigt hatte. Er wagte es, in den Kriegen zwischen dem von Sindschar als Herren des Irák eingesetzten Togril und dessen Bruder Mas'úd noch mehr erstarkt, dem Letzteren, der nach Togrils Tode von Neuem mit Da'úd um das Sultanat kämpfte, mit gewaffneter Hand entgegenzutreten; aber bei Hamadán ward er gefangen genommen und bald darauf im Lager Mas'úds von Assassinen ermordet (529 = 1135). Kurz nachher fiel dem Argwohne desselben Fürsten auch Dubeis zum Opfer, welchen seine unstillbare Unruhe und das wechselnde Schicksal eben einmal auf diese Seite getrieben hatte: dem Sultan war die beflissene Unterthänigkeit des alten Feindes der Seldschukenherrschaft verdächtig, so fällte er ihm, wie es heißt nachdem er hochverrätherischer Umtriebe überführt war, das Todesurtheil. Wie ihm und dem Mustárschid, so bekam auch des Letzteren Sohne und Nachfolger Ráschid (I, 639) der Versuch, die immer fortdauernden Kriege zwischen den Fürsten und Atabegen zur Vergrößerung seiner Macht auszunützen, schlecht genug: Mas'úd zog 530 (1136) selbst nach Bagdad, zwang den Chalifen zur Flucht, auf der ihn bald genug ebenfalls der Dolch eines Assassinen traf, und ließ einem Bruder Mustárschids, dem Móktafi (I, 639), huldigen. Indeß setzte auch dieser die Politik seiner Vorgänger fort, und mit besserem Erfolge; ein Bezirk Iráks nach dem anderen trat unter seine Botmäßigkeit, 547 (1152) wurden bereits Wáßit und Hilla besetzt, und wenn auch die Beduinen des Südens sich immer eine gewisse Unabhängigkeit wahrten, ihre Plünderungszüge mehr als ein Mal sogar die größeren Städte des Landes in Noth versetzten, so blieb die Herrschaft

über dasſelbe im Ganzen immerhin von da an wieder in den Händen der Chalifen.

Denn wie ſich auch Sultan Mas'úd (529—547 = 1134—1152) abmühen mochte, zwiſchen den übermächtigen Emiren auf die eigenen Füße zu kommen, es war in den Jahren ſeiner Unmündigkeit zu viel geſchehen, was der Macht des Sſeldſchukengeſchlechtes für immer den Boden entzog. Die Truppen waren ausſchließlich in den Händen der großen Vaſallen, alle Verſuche der Weſire, neben Jenen der eigentlichen Regierung Einfluß zu gewinnen, ſcheiterten, und jeder von den Atabegen, welchen ſich abwechſelnd der Oberherr in die Arme warf, benutzte das Vertrauen, welches man ihm zu ſchenken freilich auch nur ſchien, lediglich zur Mehrung der eigenen Macht. Die Prinzen, welche dem Namen nach in Schirâſ, in Gendſcha (S. 120) und anderen Hauptorten der Provinzen als Statthalter reſidirten, waren Puppen in den Händen ihrer „Vormünder", und ſo wenig behielt ſchließlich Mas'úd die Möglichkeit, wenigſtens die Auswahl dieſer zu Hütern der Lämmer geſetzten Wölfe noch einigermaßen nach ſeinen Geſichtspunkten zu treffen, daß gegen Ende ſeiner Regierung die Hausmeier ihr Amt bereits erblich machen konnten. Seit 543 (1148) herrſchten ſo über Fars eigene Fürſten aus dem Hauſe der Sſalgariden, der Nachkommen eines mit den Sſeldſchuken nach Perſien gekommenen Turkmenen Sſalgar,[1]) aus deren Zahl der Emir Buſábeh als Statthalter von Chuſiſtán ſeit 532 (1138) wiederholte Verſuche gemacht hatte, auch Fars zu erobern und zu gleicher Zeit ſich die Unabhängigkeit zu ſichern. Im Kampfe mit den Emiren des Sultans war er dabei im Jahre 542 (1147/8) umgekommen; aber ſchon 543 (1148/9) bemächtigte ſich Sſonkor, der Sohn Maudúds, eines Bruders Buſábehs, von Neuem des Landes Fars, das nun erſt in ſeinem, dann im Beſitze ſeines Bruders Sengi[2]) und der Nachkommen deſſelben blieb, bis 662 (1264) die Mongolen dieſer Dynaſtie ein Ende machten. Die Tüchtigkeit der Sſalgariden wird von den freilich häufig allzu überſchwänglichen perſiſchen Hiſtorikern gelobt, und die ziemlich lange Dauer ihrer Herrſchaft macht uns in dieſem Falle doch geneigt, Jenen Glauben zu ſchenken: jedenfalls fällt auf einen der Letzten von ihnen ein Strahl des Glanzes, welcher von dem noch heute in Perſien geliebteſten aller Dichterwerke ausgeht. Es iſt der Atabeg Abu Bekr († 658 = 1260), welchem Sſá'adi ſeinen „Roſengarten" gewidmet hat. — Von Fars aus griff ſchon Sſonkor nach Luriſtán hinüber; der kurdiſche Reiterhäuptling indeß, welcher die Eroberung des Landes in ſeinem Namen durchführte, Abu Táhir Mohammed aus dem Geſchlechte Fadlóje, ſchüttelte ſofort die ihm auferlegte Botmäßigkeit ab, und da ihm in dem ſchwierigen Gebirgslande nicht gut beizukommen war, durfte er eine eigene Linie dort gründen, die unter dem Titel der Atabegen von Luriſtán ſogar den Mongolenſturm überdauernd bis ins

1) Oder Sſalgur; die Ausſprache des Namens ſteht nicht ganz feſt. 2) Der natürlich mit dem gleichnamigen Atabegen von Moßul (oben S. 127 ff.) nicht verwechſelt werden darf.

achte (14.) Jahrhundert sich gehalten hat. — Sahen die Fürsten dieser beiden Staaten, man darf sagen verständiger Weise, bis auf ein paar vereinzelte Fälle von weiteren Einmischungen in die inneren Kämpfe der ihrem Untergange zueilenden Sfeldschukendynastie ab, so wagte es die mächtigste der persischen Atabegenfamilien, das Geschlecht der Pechlewáne von Adherbeidschán, neben der Befestigung ihrer eigenen Hausmacht auch die Bevormundung der Sultane selbst an sich zu reißen. Adherbeidschán war, seitdem Togril-Beg, Alp Arslan und Kutulmisch den größten Theil Armeniens und Kleinasiens für den Islám gewonnen hatten, eine der wichtigsten Provinzen des Reiches geworden. Nicht mehr von byzantinischen Nachbarn in der Flanke bedroht, hatten seine Statthalter die auch nach dem Norden bis an den Kur vorgeschobenen Grenzen halten können, und selbst das jenseits dieses Flusses liegende Schirwán durfte bereits zu den Besitzungen der Sfeldschuken gerechnet werden. Wie überall, waren auch hier die einzelnen Bezirke in den Händen der fast ausschließlich[1]) türkischen Emire; unter den Städten trat jetzt der Hauptort der Provinz Arrán, Gendscha, von Neuem hervor, der schon früher (vgl. S. 120) als Ausgangspunkt des Sultans Mohammed von Wichtigkeit geworden war. Von dem eigentlichen Persien wie dem Irák durch hohe Gebirge und reißende Ströme getrennt, war es der geeignete Platz für ehrgeizige Heerführer, die ihre Unabhängigkeit von der Centralregierung zu bewahren gelüstete, und die in mancherlei Kriegen mit den kaukasischen Völkern, insbesondere den Unterthanen des christlichen Königs von Georgien, die Waffentüchtigkeit ihrer Leute zu üben vermochten. Hier lebte Da'úd, der Sohn Machmúds, welcher dem Mas'úd mehr als ein Mal das Leben sauer gemacht hatte (S. 129), hier sollte auch das Geschlecht zur Macht gelangen, welches für die heruntergekommenen Sfeldschuken zunächst einzutreten bestimmt war. Ein türkischer Sklave, der in jungen Jahren aus dem Kiptschak[2]) an den Hof des Mas'úd verkauft worden, Ildegis mit Namen, hatte die Aufmerksamkeit des Sultans erregt und sich im Kriegsdienste bald zu einer der höheren Stellen emporgeschwungen; vermuthlich um einem durchaus ergebenen Manne die Aufsicht über eine möglicherweise gefährliche Persönlichkeit zu übertragen, hatte Mas'úd ihm die Wittwe seines Bruders Togril II. (S. 126) zur Frau gegeben und damit gleichzeitig die Vormundschaft über Togrils hinterlassenen Sohn Arslan sammt der Verwaltung von Arrán und Gendscha übertragen (zwischen 535 und 540 = 1140—1145). Der neue Atabeg, dem sein königliches Weib zwei Söhne, Mohammed und Kisil Arslan,[3]) schenkte, hatte zunächst auch das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt und den Aufstand des Busábeh (oben S. 130) niederwerfen helfen; später aber benahm er, natürlich stets in dem selbstlosen Streben, die Rechte seines Mündels wahrzunehmen, sowohl gegen Mas'úd wie gegen dessen machtlose Nachfolger

1) Doch sind die Herren von Schirwán — die Schirwán-Schahe, wie sie gewöhnlich heißen — persischer Abkunft gewesen. 2) D. h. dem Lande nördlich des kaspischen Meeres. 3) „Der rothe Löwe."

sich nicht anders, als die anderen Emire auch. Es waren drei Sultane, die in rascher Folge von den Großen des Reiches ein- und abgesetzt wurden: zwei Söhne Machmúds, Melikschâh III. (547—548 = 1152—1153) und Mohammed II. (548—554 = 1153 bis Dec. 1159 oder Jan. 1160), sowie ein Bruder Mas'úds, Suleimân-Schâh (554—555 = Dec. 1159 oder Jan. 1160 bis Sept. 1160); an die Stelle des Letzten unter ihnen trat auf Beschluß der Emire Arslan Ibn Togril (555—572 = 1160 bis 1177) unter der Leitung seines Atabegen Ildegis. Der einstige Palastsklave hatte das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; es mußte sich nunmehr zeigen, ob er der Herkulesarbeit gewachsen sein werde, seine geborenen Nebenbuhler, die übrigen Vasallen des Sultans, zu bändigen. Mit großer Thatkraft hat er, wie nach seinem 568 (1172/3) erfolgten Tode sein Sohn Mohammed, genannt El-Pechlewân „der Ritter," nach welchem das Geschlecht als die Pechlewaniden bezeichnet wird, unternommen, das Unmögliche zu leisten. Fünfzigtausend Reiter zählte, so hören wir, das Heer, welches er sich geschaffen, und vom Kaukasus bis an das Reich der Gasnewiden reichte seine Herrschaft, während deren Ausübung weder er, noch sonst Jemand nach dem Sultan Arslan fragte; und doch ist es ihm nicht gelungen, der übrigen Emire Herr zu werden. Bald an den Chalifen, deren Verfügung seit den Wirren nach Mas'úds Tode das arabische Irák ohne Widerrede unterstand, und die von dort aus bei günstiger Gelegenheit immer einmal versuchten sich noch weiter auszudehnen, bald an den Sengiden von Moßul oder den Salgariden von Fars vermochten unbotmäßige Lehensmänner Rückhalt zu gewinnen; und dazu mußten am Kaukasus mehr als ein Mal blutige Kriege mit den georgischen Königen geführt werden. Aber sowohl unter Ildegis wie unter seinem Sohne, Mohammed dem Pechlewân (568 bis Ende 581 oder Anfang 582 = 1172/3—1186), ward doch außer dem Stammlande der Hausmeier noch Adherbeidschân und das persische Irák mit Ispahân und Rei schließlich immer bei einander gehalten; erst als Ildegis' zweiter Sohn, Kisil Arslan, der bei Lebzeiten des Bruders diesem ein treuer Helfer gewesen, allein die Zügel der Regierung in die Hände bekam, stürzte auch der Rest des großen Seldschukenreiches zusammen. In Togril III., dem Sohne des Arslan, dem letzten der irákischen Sultane (573[1])—590 = 1177—1194), lebte etwas von der Thatkraft seiner Ahnen; hatte er sich die Bevormundung des Mohammed, welcher eine sehr überlegene Persönlichkeit gewesen zu sein scheint, gefallen lassen, so brach er mit Kisil Arslan, dessen Auftreten ihm in hohem Grade mißfiel, bald gänzlich. Während dieser grade mit der Wittwe seines Bruders, des Pechlewâns, Hochzeit machte, verließ der Sultan heimlich Rei, wo die letzten Seldschuken mit ihren Atabegen residirten, und als Kisil Arslan dem Flüchtigen nachsetzte, brachte ihm Togril trotz der geringen Zahl

1) Der Tod seines Vaters Arslan wird von Einigen 571, von Anderen Ende 572 oder Anfang 573 gesetzt. Letzteres Datum ist mir wahrscheinlicher; der Regierungsantritt Togrils scheint jedenfalls Anfang 573 stattgefunden zu haben.

seiner Begleiter bei Damegán eine Schlappe bei (583 = 1187). Sie war das Signal zur Auflösung aller Verhältnisse in Medien und Adherbeidschán. Unter den Emiren fand der Sultan Bundesgenossen genug, und die Verwirrung erreichte ihren Gipfel, als auf Bitten des Atabegs der Chalife sich in den Streit mischte. In Bagdad regierte eben der kräftige und ländergierige Náßir (I, 639), der mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, den verhaßten Seldschuken den Todesstoß zu geben. Seinen unabänderlichen Entschluß, das feindliche Geschlecht um jeden Preis aus der Welt zu schaffen, kund thuend, ließ er 583 (1187/8) den Palast, welchen die Sultane in Bagdad noch besaßen, niederreißen, und fiel mit seinem Heere in Medien ein. Zwar ward er 584 (1188) bei Hamadán von Togril geschlagen; aber nun kamen auch Kisil Arslan und des Pechlewáns Sohn Kotlug Jnánedsch mit frischen Kräften herbei, und während der Letztere sich Jspaháns bemächtigte, nahm der Atabeg selbst durch einen Handstreich den Sultan gefangen und ließ ihn nach Adherbeidschán auf die Festung bringen. Er hatte nun wieder das Heft in Händen; aber sein Ehrgeiz kannte keine Grenze mehr. Wenige Jahre später (587 = 1191) nahm er im Einverständnisse mit Náßir selbst den Sultanstitel an und begann, sich königliche Ehren erweisen zu lassen: da, kurze Zeit, nachdem er den verhängnißvollen Schritt gethan, fand man ihn eines Morgens erdolcht auf seinem Lager, sei es, daß der Herr der Assassinen es an der Zeit gefunden, der Macht der Pechlewaniden eine Grenze zu setzen, sei es daß seine Anmaßung des Sultanates den Emiren mißfallen hatte. Bald nachher (588 = 1192) entkam Togril aus seiner Haft und bemächtigte sich des westlichen Mediens von Neuem, besiegte den Kotlug Jnánedsch, der ihm entgegentrat, und schlug seine Residenz in Hamadán auf. Nach vorübergehender, natürlich unaufrichtiger Unterwerfung des Pechlewaniden begannen neue Reibungen, bis schließlich Jnánedsch sich zu Takasch flüchtete, dem mächtigen Sultan des in den letzten Jahrzehnten zu größerem Umfange gediehenen Reiches von Chwárism (S. 113), dessen Entstehung uns demnächst weiter beschäftigen wird. Schon 588 (1192) hatte der Chwárismscháh die Zerrüttung des Seldschukenstaates dazu benutzt, sich des Gebietes von Rei zu bemächtigen; das versuchte nun Anfang 590 (1194) Togril wieder zu erobern. Mit dem Verräther Jnánedsch zusammen eilte Takasch herbei, und tapfer kämpfend erlag der letzte Nachfolger Togrilbegs, der seines gewaltigen Ahnen Namen nicht zur Ungebühr trug, der Uebermacht vor Rei am 24. Rabí I[1]) 590 (19. März 1194). Mit ihm erlosch das Reich der Seldschuken im Irák.

Die Pechlewaniden Uesbeg und Abu Bekr, Brüder des Jnánedsch, hielten sich einstweilen noch in Adherbeidschán und Arrán, ja Uesbeg konnte später gelegentlich noch wieder nach Medien übergreifen: sie taugten aber Beide nicht viel, und wurden von ihren Sklaven ebenso als Strohmänner

1) Monat und Tag sind nicht ganz sicher.

behandelt, wie es Ildegis mit den Seldschuken gemacht hatte. Darüber ward das kaukasische Grenzland von den Georgiern verwüstet, und Alles ging drunter und drüber, bis 622 (1225) Dschelál ed-din, der berühmte Chwárismscháh, dem Unwesen ein Ende zu machen suchte. Ehe wir indeß Rechenschaft darüber geben, was die Heere von Chwárism aus dem fernen Osten bis an den Kaukasus geführt hat, müssen wir uns noch einmal umschauen, wie es dem Atabegen Sengi von Moßul, den wir geraume Zeit aus den Augen verloren haben, inzwischen ergangen ist.

Viertes Capitel.

Nureddin und Saladdin. Westasien in der Zeit der Kreuzzüge.

Hat sich jemals die Menschheit bei Verfechtung dessen, was sie amtlich für ihre höchsten und heiligsten Güter erklärt, auf das Unsterblichste blamirt, so ist es sicher in den Kreuzzügen gewesen. Allerdings giebt es Leute, welche der rationalistischen Ansicht huldigen, diese merkwürdigen Unternehmungen seien eigentlich nichts als ein Ausdruck für die Thatsache gewesen, daß es dem sich allmählich emporringenden Abendlande grade in dieser Zeit zu enge bei sich im Haus wurde, daß es wie ein ungestümer Jüngling im erwachenden Thatendrange aus sich heraus mußte und nur, weil eben damals jede größere Bewegung von selbst einen religiösen Anstrich suchte und meistens auch fand, auf den Krieg gegen die Ungläubigen verfiel. Jedenfalls ließe sich nicht viel dagegen einwenden, wenn man auf den Gedanken käme, daß es den Bekennern einer Religion, welche Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten fordert, ziemlich gleich sein müsse, in wessen Händen Jerusalem oder Samarias Berg sich befinde. Will man indeß zugeben, die Christenheit des Mittelalters habe ein wirklich ideales Ziel verfolgt, als sie es unternahm, das heilige Land aus den Händen der Feinde des Herren zu befreien, so muß leider behauptet werden, daß ihr Eifer für die Sache Gottes sie nicht verhindert hat, bei jeder Gelegenheit der Versuchung zu erliegen, wenn der Teufel kam und sprach: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." Und dabei handelte es sich gegebenen Falls noch keineswegs um alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, sondern um recht kümmerliche Fetzen Landes, denen zu Liebe, vom Kaiser Alexius nicht zu reden, die Herren Raimund, Boemund, Tankred, Balduin und wie sie alle hießen nicht allein selbst zu streiten sondern unter Umständen auch an der Seite der Ungläubigen gegen ihre Glaubensgenossen zu fechten für erlaubt hielten. Besser machten es nun andererseits, wie uns schon bekannt ist (S. 112), die Mohammedaner freilich auch nicht, so daß für beide Parteien, wenn nicht Aufrichtigkeit, so doch Kraft des Glaubenseifers begründeten Zweifeln unterliegt. Wirklich ernst ist es der Gesammtheit der Kreuzfahrer wie der Muslime nur zweimal gewesen: jener im J. 492 (1099), dieser im J. 583 (1187), und beide Male war das Ergebniß dasselbe, das erste nahmen die Franken den Mohammedanern, das zweite die Mohammedaner den Franken Jerusalem ab, und damit war die Geschichte des Glaubenskrieges als solchen ziemlich aus. Wäre derselbe nicht gleichzeitig aus anderen

Gründen der Anstoß zu einer neuen civilisatorischen Entwicklung des Abendlandes geworden, so hätten wir Christen wahrlich keinen Grund, uns mit besonderer Liebe in seine Wechselfälle zu vertiefen; für den Islám aber sind die gleichzeitigen Vorgänge in Persien und den Ostreichen, wie schon angedeutet (S. 111), von weit einschneidenderer Bedeutung, und es wird somit keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, wenn wir ihn hier ausschließlich vom Standpunkte der syrisch-ägyptischen, beziehungsweise kleinasiatisch-byzantinischen Beziehungen aus ohne weitere Berücksichtigung der fränkischen Verhältnisse wie der allgemein religiös-politischen Fragen kurz überblicken.

Da ist denn — ein weiterer Beleg für die eben dargelegte Ansicht — zu sagen, daß kaum der geringste Unterschied der Art nach zwischen diesen Ereignissen und den bisher geschilderten in Persien und dem Irák obwaltet. Uebersetzt man sich — und das ist nicht eben schwer — die christlichen Fürsten von Antiochia, Edessa und Tripolis ins Mohammedanische, so stellen sie auch nichts weiter vor, als eigensüchtige und zwieträchtige Emire, und zwischen ihnen und den ächten türkischen geht es, mit recht häufigem chassé-croisé nach beiden Seiten, genau ebenso zu, wie unter den Atabegen jenseits des Tigris. Ihren Chalifen haben sie auch im König von Jerusalem, und ebensowenig fehlt es, in Folge dankenswerther Fürsorge des Ridwán von Haleb (S. 103 f.), an Assassinen, die ihre liebevollen Bemühungen mit bekannter Unparteilichkeit dem Markgrafen Konrad von Montferrat nicht weniger als dem Emír Maudúd (oben S. 122) widmen, wenngleich ihnen, zu Anfang wenigstens, die islamischen Heerführer mehr am Herzen gelegen haben, vermuthlich, weil sie ihnen gefährlicher vorgekommen sind. Das allerdings muß vom unparteiischen Standpunkte zugegeben werden, daß in der ersten Zeit — später kehrt sich das Verhältniß um — die muslimischen Fürsten sich ungleich einfältiger und gewissenloser benommen haben, als die Kreuzritter. Wenn Leute wie Gumuschtegin, der Sohn des Dánischmend (S. 109), und Dschâwali, der Statthalter von Moßul (S. 121), die Trümpfe, welche sie für die islamische Sache in den Personen ihrer Gefangenen Boemund, Balduin und Joscelin in Händen hatten, freiwillig herausgaben,[1]) blos um ihre Nebenbuhler Kilidsch Arslan und Maudúd zu ärgern, so überstieg dieses wirklich einigermaßen das Erlaubte, erklärt aber, wenn nöthig, die rettungslose Verwirrung, in welcher Syrien und Mesopotamien sich bei dem Erscheinen der Kreuzfahrer befanden. Die allgemeine Lage — auf die Verfolgung der einzelnen Kreuz- und Querzüge der verschiedenen türkischen Heer- und Bandenführer lassen wir uns nicht ein — war im J. 490 (1097), in dem Augenblicke, wo die Franken Nicäa einnahmen und sich zu ihrem Zuge durch Kleinasien anschickten, die folgende.

---

1) Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (Nr. 19 dieser Sammlung) S. 82. 90; zu ersterer Stelle ist Weil, Geschichte der Chalifen, Bd. III (Mannheim 1851) S. 185 zu vergleichen, sowie hier unten S. 139.

Kleinasien war, abgesehen von den noch für die Byzantiner gehaltenen Küstenstrichen, zwischen Gumuschtegin Ibn Dánischmend im Osten und dem Seldschuken Kilidsch Arslan im Westen getheilt. Der Letztere war nach dem Ende seines Vaters (S. 91. 113) von dessen Besieger Tutusch an den Hof Melikschâhs gesandt worden; als dieser 485 (1092) starb, durfte er in sein väterliches Erbe zurückkehren und ward von den Emiren schließlich als Herrscher des Reiches von Ikonium anerkannt. Während der ersten Zeit seiner bis 500 (1107) währenden Regierung hat er zu dem Sohne des Dánischmend, wie es scheint, in ganz freundlichem Verhältniß gestanden: anders aber sah es schon damals in Syrien aus. Mit dem Untergange des kräftigen, nur allzu rücksichtslosen und herrschsüchtigen Tutusch (S. 118) war dort allgemeine Verwirrung eingerissen. Von den vier Söhnen, welche er hinterließ, kennen wir den Einen, Ridwán, bereits (S. 103 f.); er war ein höchst bösartiger Gesell, der zwei seiner Brüder sofort aus dem Wege räumen ließ und dem dritten, Dokák, bei Gelegenheit vermuthlich dasselbe Schicksal bereitet hätte. Dem indeß gelang es, sich mit seinem Atabeg Togtegin in Damaskus festzusetzen, grade als Ridwán sich Halebs bemächtigt hatte; es begann nun ein lustiges Kriegführen zwischen den Beiden, wobei die übrigen Emire, Jagy Baßan von Antiochia, Sokmán von Serúdsch, ein Sohn Ortoks (S. 91), Dschenách ed-daúla von Himß und Andere, es bald mit dem, bald mit jenem hielten. Ilgási, der andere Sohn Ortoks, stand in Jerusalem, welches seiner Familie noch von Tutusch überwiesen war (oben S. 109), abseits, aber hierhin überzugreifen schickte sich bereits Melik Afdal von Aegypten an,[1]) der mit Vergnügen sehen mußte, wie die Türken in der ehemals fatimidischen Provinz über einander herfielen.

So war das Gerüst der Seldschukenherrschaft in Syrien bereits arg ins Schwanken gekommen, als im J. 491 (1098) die Kreuzfahrer, nachdem sie Kilidsch Arslan und den Dánischmend zur Seite gedrängt, den Stoß gegen dasselbe führten, der unter solchen Umständen seinen vollständigen Zusammensturz zur Folge haben mußte. Die Hilfe, welche nach dem Verluste Edessas die übrigen Emire dem in Antiochia belagerten Jagy Baßan leisteten, kam zögernd und unzureichend, der Versuch der Wiedereroberung, den Kerboga von Moßul aus unternahm, scheiterte an seiner Unfähigkeit und dem bösen Willen der von ihm schlecht behandelten Unteranführer ebenso sehr, wenn nicht mehr, wie an der von der heiligen Lanze in den Christen entzündeten Begeisterung, und damit war der Erfolg des ersten Kreuzzuges entschieden.

---

1) Nach der gewöhnlichen Annahme (s. Weil, Gesch. der Chalifen, Bd. III, Mannheim 1851, S. 165 Anm. 2; Wüstenfeld, Gesch. der Fatimiden-Chalifen S. 275) wäre Jerusalem schon 489 (1096) von den Aegyptern genommen. Ich habe mich I, 637 für das anderweitig überlieferte Datum 491 (1098) entschieden, an welchem ich auch jetzt festhalte; es ist hier indeß nicht der Ort, mit Weils Ansicht mich auseinanderzusetzen. Uebrigens bemerke ich, daß auch Kugler (Gesch. der Kreuzzüge, Nr. 19 dieser Sammlung. S. 58) die Jahreszahl 1098 seiner Darstellung zu Grunde legt.

Die Aegypter hatten die Ablenkung der türkischen Streitkräfte durch den Einbruch der Franken dazu benutzt, Jerusalem dem Ortokiden abzunehmen (491=1098), aber es gegen die Christen zu halten, waren sie außer Stande: am 23.[1]) Scha'abán 492 (15. Juli 1099) fiel die heilige Stadt, der Ort, wo der Bote Gottes auf seiner Himmelfahrt gebetet und die Zusicherung des himmlischen Schutzes für seine Gemeinde empfangen hatte (I, 86), in die Hände der ungläubigen Nazarener. Indeß, so correcte Sunniten die Türken auch sein mochten, ihren Emiren lag klärlich der eigene weltliche Vortheil mehr am Herzen, als die Schmach, welche dem wahren Glauben angethan war: es bedurfte langer und trüber Erfahrungen, ehe sie einsahen, daß in der That hier weltlicher Vortheil und religiöse Pflicht zusammenfielen. Vorläufig blieb es dabei, daß nur, wer sich unmittelbar von den Christen bedroht sah, auf Abwehr sann, daneben aber die einzelnen muslimischen Fürsten gegen einander nicht minder erbittert weiter fochten. Die Einzelheiten gehören hier in die Geschichte der Kreuzzüge; uns interessiren nur die einigermaßen dauerhaften politischen Gestaltungen, welche aus dem Kriege Aller gegen Alle im Laufe der Zeit hervorgingen. Indem wir darauf verzichten, die Wechselfälle der unzähligen kleinen türkischen Dynastien zu berichten, welche auf dem Boden des östlichen Syrien und Mesopotamien ein zum Theil äußerst kurzlebiges Dasein führten, heben wir einige Geschlechter hervor, welchen es gelang, in dem Wirbel der Ereignisse doch eine gewisse Dauer sich zu wahren. Die erste Stelle gebührt hier den Ortokiden, den beiden Brüdern Sokmán und Ilgási (S. 137) nebst ihren Nachkommen. Im J. 496 (1102/3) gelang es dem Ersteren, sich in den Besitz der Veste Hißn Kéfa[2]) am oberen Tigris zu setzen, zu welcher bald nachher auch die nahe gelegenen Städte Máredín und Nisibis kamen. Ilgási beschäftigte sich in der Zwischenzeit mit den undankbaren Aufgaben, welche der Bürgerkrieg zwischen Barkijárok und Mohammed bot; als indeß 498 (1104) Sokmán gestorben war, übernahm er von dem Erbe seines Bruders Máredín und Nisibis, indem er Hißn Kéfa dem Ibrahim, Sokmáns Sohne, überließ. Er hat dann später noch zeitweise größere Besitzungen, sogar Haleb eingeschlossen, sein genannt, indeß blieb sein und seiner Abkömmlinge festester Besitz immer Máredín, nach welchem Orte daher diese Linie der Ortokiden genannt zu werden pflegt. Sie hat sich mit seltener Zähigkeit durch Kreuzzüge und Mongolenherrschaft

---

1) So ist das durch den Wochentag (Freitag) sichergestellte Datum, welches allerdings, da Scha'abán nach durchschnittlicher Rechnung 29 Tage hat, auf arabisch „als noch sechs Tage vom Monat übrig waren" ausgedrückt sein müßte, während in den Texten sieben steht. Die Schwierigkeit liegt also an einer anderen Stelle, als wo sie Weil (a. a. O. S. 172) sucht, läßt sich aber unschwer beseitigen 2) D. h. Veste Kéfa; kéfá heißt aramäisch „der Stein, Fels" (Kephas = Petrus im N. T.). Es ist noch jetzt ein Fort auf einem Felsen, welcher den Tigris beherrscht. Die gewöhnliche Uebersetzung des Namens „Schloß der guten Laune" beruht nur auf einer neueren Volksetymologie.

hindurch bis 811 (1408) gehalten, wo sie von den zu dieser Zeit in Westpersien und Mesopotamien mächtigen Turkmenen beseitigt wurde. Weniger lange hat die Linie von Hißn Kéfa bestanden, immerhin aber doch bis 630 (1232); ihr letzter Fürst war ein Taugenichts, dessen Herrschaft der Eijubide Kámil, ein Neffe Saladdins, ein Ende machte. In Haleb und Damaskus regierten noch eine Weile die feindlichen Brüder Ridwán und Dokák. Der Erstere bis 507 (1113/4), wo ihm ein womöglich noch greulicherer Sohn folgte, der im Wesentlichen von einem Sklaven, Lulu, beherrscht und schließlich ermordet wurde; auch der fand indessen bald den Lohn seiner Verdienste, und 510 oder 511 (1117) ging die Stadt vorübergehend in den Besitz Ilgásis von Márediu über. Dokák war zweifellos ein besserer Mensch, als sein Bruder, aber nicht zum Herrscher geboren: die maßgebende Persönlichkeit war in Damaskus und blieb es bis an seinen 522 (1128) erfolgten Tod der Atabeg Togtegin, ein alter Diener des Tutusch, der in seiner zwischen Jerusalem und Antiochia stark ausgesetzten Stellung sich geschickt durchgeholfen hat, und dessen Nachkommen erst 549 (1154) auf ihr Fürstenthum verzichten mußten. Erwähnen wir im Vorbeigehen noch, daß in dem kleinen Gebiete von Kál'at Dschá'abar (S. 92) immer noch die Okeiliden (s. ebd.) saßen, so ist Alles berücksichtigt, was in diesen Ländern nicht ganz auf Sand gebaut war; und sehr ihres Lebens froh wurden auch diese Zaunkönige niemals, die ebenso wie die christlichen Grafen von der Hand in den Mund lebten und kaum je auch nur des nächsten Tages sicher waren Ein wenig besser stand es in Kleinasien. Zwar ging hier ebenfalls die Freundschaft zwischen dem Danischmend und Kilidsch Arslan in die Brüche, ächt orientalisch über die Frage, ob Ersterer dem Letzteren, seinem bisherigen Bundesgenossen, von den 260 000 Goldstücken, die Kaiser Alexius für Boemund als Kaufpreis[1]) geboten, etwas abgeben müsse oder nicht. Man begreift, daß der Danischmend, der sich den gefährlichen Franken auf eigene Rechnung und Gefahr bei der Belagerung von Malatia eingefangen, wenig Spaß daran fand, das gute Geld mit einem Andern theilen zu sollen; Kilidsch Arslan aber nahm die Weigerung so übel, daß er den sparsamen Freund mit Krieg überzog, worauf dieser aus Bosheit den Boemund für ein Lösegeld von nur 100 000 Goldstücken frei gab. So kindisch die Geschichte war, sie hat schließlich den Nachkommen des Danischmend den Thron gekostet. Zwar fand Kilidsch Arslan, nachdem er 499 (1106) seinem Gegner Malatia abgenommen, bei dem Versuche, auch Moßul seinen Besitzungen hinzuzufügen, schon 500 (1107) den Untergang (oben S. 121); aber auch seine Nachfolger standen fast durchweg in gespanntem Verhältniß zu den Nebenbuhlern in Sfiwas. Kilidsch Arslans Sohn Mas'úd, der nach langen Streitigkeiten mit seinen Brüdern endlich seit 521 (1127; reg. bis 551=1156) in allen Theilen des

1) Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (Nr. 19 dieser Sammlung) S. 82; Hertzberg, Gesch. der Byzantiner (Nr. 59) S. 279.

Landes Anerkennung gefunden, nahm endgiltig Malatia nebst Umgegend in Besitz (537=1142/3), und nach mancherlei weiteren Kriegen zwischen den beiden Türkenstaaten und den Byzantinern, welche den Zwist geschickt zu benutzen verstanden, ward 569 (1174) der letzte Danischmend von dem Seldschuken Kilidsch Arslan II. (551—588=1156—1192) beseitigt und sein Land dem Reiche von Rúm einverleibt. — Die an Kleinasien und Mesopotamien grenzenden Theile Armeniens bildeten ebenfalls keine Ausnahme von der überall herrschenden Zerrissenheit: es fanden auch hier zahlreiche Kriege zwischen den verschiedenen türkischen Emiren und einheimischen Fürsten statt, welche in dem allgemeinen Verfall an einzelnen Stellen des Landes gelegentlich wieder aufkamen. Den verhältnißmäßig sichersten Bestand hatte das kleine Reich von Chilát am Wan-See, das im J. 493 (1100) einem Emir Sokmán[1]) in die Hände fiel; obwohl sein Gebiet nur etwa ein Fünftel der ganzen Provinz umfaßte, legte er sich den stolzen Titel Schah-Armen „König der Armenier" bei, unter welchem sein Geschlecht bis zu seinem Aussterben im J. 581 (1185) in Chilát residirt hat.

Wir erinnern uns (S. 121), daß ein Versuch des thatkräftigen Großsultans Mohammed, dem Elend der Emiratswirthschaft im Westen zu steuern, durch seines tüchtigen Feldherrn Maudúd Ibn Altuntegin Fall unter den Dolchen der syrischen Assassinen grade in dem Augenblicke vereitelt wurde, wo es demselben gelungen war, die Kräfte wenigstens eines Theiles dieser Bezirke zusammenzufassen und seine starke Hand auch den Kreuzfahrern bereits fühlbar zu machen. Da Mohammeds Söhne Machmúd, Togril II. und Mas'úd während ihrer ganzen Regierungszeit (511—547 = 1118—1152) aus dem Kampfe um die eigene Existenz nicht herauskamen (S. 126 ff.) und nach ihnen die Seldschuken froh waren, falls es ihnen unter ihren Atabegen nur möglich blieb, sich in Medien und Adherbeidschán zu halten, so wäre an ein Ende der schauerlichen Verwirrung in Mesopotamien und Syrien nicht zu denken gewesen, hätte sich nicht Allah seiner Gläubigen erbarmt und für sie einen Zuchtmeister, für die unreinen Christenhunde einen Peiniger erweckt in Imád ed-dín Sengi, dem Sohne Ak-Sonkors, der, wie uns bekannt ist (S. 128), seit 521 (1127) als Atabeg des Mas'úd, später irgend eines anderen Prinzen in Moßul commandirte. Er war der geborene Staatengründer, das heißt — mit Edelmuth und Rosenwasser lassen sich bekanntlich selten Staaten gründen — ein eben so tapferer und rücksichtsloser, wie verschlagener und wenn es Noth that hinterlistiger Mensch. Man kann ihm nicht, wie seinem größeren Sohne Núr ed-dín („Licht des Glaubens"), das Verdienst zusprechen, die Aufgabe, welche die Noth der Zeit stellte, klar erkannt und mit Bewußtsein ihrem Dienste sich gewidmet zu haben. War auch, wie zugegeben werden muß, seine Lage in Moßul, mit dem neu aufstrebenden Abbaßidenchalifate in der Flanke, dem Lande der stets unruhigen Kurden und der von

1) Er ist nicht mit dem gleichnamigen Ortokiden (oben S. 138) zu verwechseln.

ehrgeizigen Atabegen und Prinzen beherrschten Provinz Adherbeidschán im Rücken, eine so ausgesetzte, daß er den Vorgängen, welche sich zwischen diesen und den Sultanen abspielten, nicht theilnahmlos zuschauen konnte, so bilden immerhin seine fortwährenden Einmischungsversuche, von denen wir oben (S. 129) Kenntniß genommen haben, eine schwache Stelle seiner Politik. Man sieht deutlich, es war ihm in der Hauptsache darum zu thun, von seinem Moßul aus sich möglichst nach allen Seiten hin auszudehnen, ob das auf Kosten der Sultane, des Chalifen, der westlichen Emire oder der Kreuzfahrer geschah, war ihm gleich; hätte das Glück, welches in Syrien ihm oft, in Mesopotamien beständig zur Seite stand, nicht fast mit derselben Regelmäßigkeit ihn verlassen, sobald er in das irakisch-persische Wespennest stach, vielleicht wäre sein Haus dort an die Stelle getreten, welche später die Pechlewaniden von Adherbeidschán einnahmen. Zum Heile des Islâms aber und zum Unglück der Kreuzfahrer sollte es sich fügen, daß seine Feldzüge grade in der Nachbarschaft der Letzteren ihm ausgedehnte Gebiete unterwarfen und bald ein kräftiger Gesammtstaat dort an Stelle der ohnmächtigen kleinen Dynastien aufwuchs, ein Staat, dessen Einfluß auch die etwa in vermindertem Umfange weiter bestehenden älteren Fürstenthümer sich nicht mehr entziehen konnten. Natürlich brachten seine Erfolge den Sengi bereits selbst in feindliche Berührung mit den Christen; die Hauptsache aber war immer, daß er seinem Nachfolger eine Ehrfurcht gebietende Macht hinterließ, welche dieser zu folgerichtiger und planmäßiger Bekämpfung der fränkischen Herren verwenden konnte. Wenn aber eine derartige Absicht nicht unmittelbar seiner Thätigkeit zu Grunde lag, so ist der mächtige Atabeg darum noch lange nicht auf dieselbe Stufe mit der kümmerlichen Gesellschaft von gemeinen Klopffechtern zu stellen, mit denen wir uns bisher zu beschäftigen das zweifelhafte Vergnügen hatten. So wenig Sengi in der Wahl seiner Mittel sich bedachte, wenn es die Erreichung eines wichtigen Zieles galt — einmal soll er sich leider auch, wie die Andern, eines Mörderdolches bedient haben, und treulose Hinterlist zu üben kostete ihn wenig — so war er doch, wie der eigentlichen Quellen, so der Pflichten einer Herrschermacht, die wirklich diesen Namen verdient, sich wohl bewußt. Während er seinen Leib, dem eine wahrhaft riesige Stärke inwohnte, jeder Anstrengung aussetzte und für sich die geringste Bequemlichkeit verschmähte, war er der Erste, der endlich wieder sich erinnerte, daß auch die Unterthanen Menschen sind, und daß ihre Sicherheit und Pflege das einzige Mittel ist, dem Staate die nothwendige Verwerthung des vorhandenen Grundes und Bodens und die nicht minder nothwendige Entwicklung des Handels und des Gewerbfleißes zu gewährleisten. Mit solcher Festigkeit schuf er den Einwohnern Ordnung und Gerechtigkeit, daß gar ein Jude es wagen konnte, seine Hilfe gegen einen der höchsten Offiziere seines Heeres anzurufen; und während bei seinem Regierungsantritte die Hauptmoschee von Moßul inmitten eines weiten Trümmerfeldes stand, das Niemand ohne schützende Begleitung zu passiren wagte, fand ein Menschenalter später ein Augenzeuge kaum ein

unbebautes Fleckchen an dieser Stelle mehr. Wenn er also häufig genug die anderen Fürsten nicht eben glimpflich angefaßt, ja mehrfach in der tückischsten Weise betrogen und vergewaltigt hat, so darf man nicht vergessen, daß unter den vorliegenden Verhältnissen Solches die einzige Möglichkeit bot, mit dieser Gesellschaft aufzuräumen und die ersten Bedingungen eines vernünftigen Staatslebens wiederherzustellen. Es ist bezeichnend, daß mehr als ein Mal die Bewohner eines Ortes selbst ihn gegen die Quälereien der kleinen Tyrannen zu Hilfe riefen, Manche sich freiwillig unter seinen Schutz stellten; andererseits rechnete er immer klug mit den Umständen, und wo es ihm nicht möglich war, einen Emir mit List oder Gewalt zu beseitigen, ließ er ihn einstweilen laufen und wartete eine andere Gelegenheit ab. So hat er im Laufe seiner zwanzigjährigen Regierung (521—541 = 1127—1146) fast ganz Mesopotamien, mit Ausnahme des in den Händen der Ortokiden verbleibenden nördlichen Theiles, und einen großen Theil von Syrien an sich gebracht. Gleich im J. 521 (1127) nahm er Dschesiret Ibn Omar (am Tigris oberhalb Moßul), welches von einem eigenen Emir, und Nisibis, das für die Ortokiden von Máredin gehalten wurde, nicht ohne in beiden Fällen den Erfolg außerordentlichen Glücksfällen zu danken, dann mit leichterer Mühe Sindschár und Harrán. So konnte er 522 (1128) schon über den Euphrat gehen und außer Membidsch und anderen kleineren Orten auch Haleb besetzen, welches seit Ilgásis, des Ortokiden (S. 139) Tode (516 = 1122) Beute und Zankapfel etlicher Emire, von denen Einer immer weniger taugte als der Andere, gewesen war und nun, von deren Mißhandlungen erlöst, der Mittelpunkt von Sengis syrischer Herrschaft wurde. Seine weiteren Versuche, die Gebiete syrischer Fürsten sich anzueignen, wollten nicht so rasch gelingen: zwar schwindelte er im J. 523 (1129) durch eine nicht sehr schöne List dem Tádsch el-mulúk Búri von Damaskus (522—526 = 1128—1132), dem Sohne Togtegins, die Stadt Hamát ab, indeß ging diese 527 (1133) an Schems el-mulúk Ismá'íl (526—529 = 1132—1135), den Sohn des inzwischen von Assassinen ermordeten Búri, wenn auch nur für kurze Frist, wieder verloren. Wiederholte Angriffe auf Himß (523. 531 = 1129. 1137) mißlangen nicht weniger, als die Feldzüge gegen Damaskus selbst 523 (1129) und 534 (Ende 1139 und Anf. 1140): obzwar die späteren Nachkommen Togtegins, die in schneller Folge einander abzulösen fortfuhren, nicht viel geleistet haben, fanden sie doch an den Kreuzfahrern, die in richtiger Politik die Gegner Sengis bis zu einem gewissen Grade zu unterstützen beflissen waren, Rückhalt genug, ihre Selbständigkeit vorläufig noch zu behaupten; doch gewann der Atabeg Anfang 534 (1139) wenigstens noch Ba'albekk, nachdem seine berühmten Feldzüge[1]) gegen die Franken und Byzantiner vom J. 531. 532 (1137/8) ihm außer der Capitulation von Barin den Besitz der Städte Scheisar, Kefr-Táb, Irka und endlich auch Himß eingebracht hatten. Doch

1) Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Nr. 19 dieser Sammlung) S. 119. 125.

hinderten ihn an ununterbrochener Fortsetzung des Krieges in Syrien immer die Uebergriffe, die er von Moßul aus nach dem Osten und Norden in die Gebiete der Kurden und Ortokiden zu machen für nöthig hielt, und die seine Kräfte besonders 534—537 (1139/40—1142/3) dort fesselten. Aber 539 (1144) gelang seiner Kühnheit und Thatkraft noch ein Hauptschlag: Edessa mußte nach mehrwöchentlicher Belagerung capituliren,[1]) und damit war nicht blos ein Hauptbollwerk der Kreuzfahrer niedergeworfen, sondern auch ein Gebiet dem Islám zurückgewonnen, das seit fünfzig Jahren wie ein Keil von jenseits des Euphrat in die mohammedanischen Länder hineinragte und gleichzeitig dem feindlichen Antiochia die Flanke deckte. Es sollte die letzte große That des Atabegs gewesen sein. Während des Feldzuges war es seinem Zögling, dem Prinzen Alp Arslan in Moßul, eingefallen, sich des freilich nicht eben sehr bequemen Vormundes entledigen zu wollen: zwar wurde der Aufstand, welchen er in Moßul erregte, von der Besatzung und den Einwohnern, die gar keine Sehnsucht nach einer Wiederkehr der alten seldschukischen Wirthschaft hatten, schon vor Sengis Ankunft unterdrückt (539 = 1145), aber dieser scheint es doch nöthig gefunden zu haben, den etwaigen bösen Eindruck auf die unsicheren Elemente der Stadt wie der Nachbarschaft zu verwischen. Er verweilte erst in Moßul längere Zeit, dann sandte er (541 = 1146) Truppen gegen den kurdischen Herrn von Fenek, einer Burg bei Dschesíret Ibn Omar, während er selbst sich aufmachte, seine Besitzungen im Westen durch Einverleibung der kleinen Enclave zu ergänzen, welche die von Melikschâh (oben S. 92. 139) den Okeiliden überlassene Festung Kál'at Dschá'abar[2]) am Euphrat zwischen Syrien und Mesopotamien bildete. Während er das auf einem Felsen schwer zugänglich gelegene Schloß belagert hielt, fielen eines Nachts, es ist unbekannt aus welchem Grunde,[3]) die eignen Sklaven über ihn her und ermordeten ihn (5. Rabí II 541 = 14/15. Sept. 1146).

---

1) Kugler a. a. O. S. 129 f. 2) Da es nicht ganz werthlos sein dürfte, die näheren Umstände, unter welchen ein Mann von dieser Bedeutung sein Ende gefunden hat, richtig zu stellen, so will ich nicht unterlassen zu bemerken, daß Weil, Geschichte der Chalifen, Bd. III, Mannheim 1851, S. 289, die Identität dieses Kál'at (oder Hißn) Dschá'abar mit dem hier im Texte bezeichneten Orte übersehen und den betreffenden Satz des Ibn el-Athír mißverstanden hat. Er kommt so dazu, den Sengi bei Dschesíret Ibn Omar sterben zu lassen, während er thatsächlich am Euphrat den Tod gefunden hat. — Jene Identität ergiebt sich zweifellos aus dem Wortlaute des Ibn el-Athír (ed. Tornberg XI, 71; vgl. auch Weils eigne Note 3 zu S. 290); die Burg ist später im J. 564 (1168/9) wegen ihrer strategischen Wichtigkeit von Nur ed-dín dem letzten Besitzer aus dem Stamme der Okeiliden für die Stadt Sserúdsch nebst sonstigen Gerechtsamen und schwerem Gelde abgeschmeichelt worden (Ibn el-Athír XI, 220). 3) Nach der ganzen Art des Mannes zu urtheilen, ist es wohl möglich, daß seine Umgebung weder mit seiner einfachen und strengen Lebensweise, noch mit seiner Art des Auftretens sehr zufrieden war. Daß nach dem Morde die Thäter sich in die belagerte Festung hinauf retteten, beweist nichts für eine etwaige Anstiftung; an einen Einfluß der Assassinen oder Kreuzfahrer ist erst recht nicht zu denken.

Weder Kreuzfahrer noch Herren von Damaskus hatten Grund, zu der Beseitigung ihres gefährlichsten Gegners sich irgendwie Glück zu wünschen. Sengi hinterließ mehrere Söhne, als die ältesten Sseif ed-dín („Schwert des Glaubens") Gási und Núr ed-dín („Licht des Glaubens") Machmúd, die trotz der Plötzlichkeit des Unglücksfalles, welche die ganze Zukunft dieses Geschlechtes in Frage stellen konnte, durch rasches Handeln jeden möglichen Widerspruch im Keime erstickten und somit voll und ganz die Erbschaft ihres Vaters antreten konnten. Daß sie das neue Reich so bald nach seiner Gründung schon theilten, war in diesem Falle keineswegs ein Fehler. Sengis Erfolge in Syrien hatten mehr als ein Mal darunter gelitten, daß er gleichzeitig fortwährend von Moßul nach dem Osten ausschauen mußte. Nun trat hier, im Stammlande der Atabegendynastie, der ältere Sseif ed-dín die Herrschaft an, als deren Grenze nach Westen der Chaburfluß festgesetzt und bis zu Sseifeddins Tode (544 = 1149) auch geachtet wurde; als nachher der Emír des östlicher gelegenen Sindschár von Sseif ed-dins Nachfolger Kotb ed-dín Maudúd (544—565 = 1149—1170) zu Núr ed-dín überging, sah Jener doch, mehr als verständig, das Verderbliche eines Bruderkrieges ein und übte einen Verzicht, dessen Selbstlosigkeit ihm hoch genug angerechnet werden muß. In seiner Familie blieb nun die Würde der Atabegen von Moßul erblich bis 607 (Anf. 1211), wo nach dem Tode des Sengiden Arslanschâh für seinen zehnjährigen Sohn der Emír Bedr ed-dín Lulu die Regierung führte und später gänzlich an sich riß. Von weit geringerer Dauer war das Bestehen der Atabegenherrschaft in Syrien, aber der Einzige, welcher sie überhaupt noch wirklich in Händen gehabt, Núr ed-dín Machmúd (541—569 = 1146 bis 1174), ist es auch gewesen, der vor allen Nachkommen Sengis unvergänglichen Ruhm und weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. El-Melik el-Ádil „der gerechte König" hieß er noch lange bei seinen Syrern, und in jedem Sinne hat er diesem Namen Ehre gemacht. Nicht aus politischer Einsicht hielt er auf eine geordnete Rechtspflege für die Unterthanen, sondern sein eignes Wesen war Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit, welche aus einer wahren, männlichen Frömmigkeit hervorgeht. Eines Tages, so wird uns berichtet, zog ihn ein Mann wegen einer vermeintlich ihm zustehenden Forderung vor Gericht. Ohne sich zu besinnen, stellte sich der Fürst vor dem zuständigen Richter ein. „Ich komme, Recht zu nehmen", sprach er, „beobachte mit mir das Verfahren, welches du mit Anderen zu beobachten pflegst." Die Untersuchung ergab, daß auf seiner Seite das Recht war; trotzdem bewilligte er nun dem Gegner, was er beansprucht hatte, mit den Worten: „Ich hatte gleich vor, ihm zu überlassen was er verlangte; doch fürchtete ich, der Beweggrund dazu möchte bei mir Hochmuth sein und Abneigung, mich dem von Gott verordneten Gerichte zu stellen. Deshalb bin ich hergekommen; nun schenke ich ihm, was er verlangt." In der Strenge gegen sich selbst und der Einfachheit seines Lebens übertraf er noch seinen Vater. Um nichts in der Welt hätte er für seine Person auch nur ein Kupferstück aus der Staats-

kasse verwandt: als seine Frau sich bei ihm beklagte, daß sie an nothwendigen Bedürfnissen Mangel leide, überwies er ihr den Ertrag von drei Marktbuden in Himß, die sein Privateigenthum waren und jährlich etwa zwanzig Goldstücke einbrachten; und als sie das für zu wenig erklärte, sprach er: „Ich besitze nichts weiter; Alles was sonst in meinen Händen ist, dafür bin ich nur der Verwalter der Gemeinde; ich beabsichtige weder sie dabei zu betrügen noch mich ins Höllenfeuer zu stürzen deinetwegen." So war das oberste, ja das einzige Gesetz seines Lebens Allahs Gebot, wie er aus Korán und Sfunna in eifrigem Studium es sich täglich gründlicher anzueignen beflissen war: „ich habe", sagt der wackere Geschichtschreiber Ibn el-Athir von ihm, „die Lebensläufe der Herrscher der Vergangenheit wohl studirt; aber seit den legitimen Chalifen (I, 216) und Omar Ibn Abd el-Asís (I, 438 f.) habe ich keinen gefunden von reinerer Lebensführung und größerem Eifer um die Gerechtigkeit." Ist ihm an Herrscherbegabung und politischer Klugheit nicht minder wie an persönlicher Liebenswürdigkeit Saladdin überlegen, und hat der Glanz der höchsten Ruhmesthat, mit welcher die Wiedereroberung Jerusalems diesen umkleidet, die Gestalt seines großen Vorgängers in den Schatten gestellt: als Mensch ist Nureddin zweifellos der Reinere von beiden, denn ihm war es einzig und ausschließlich um die Sache Gottes zu thun. Ihr allein, nicht dem eignen Vortheil, war sein ganzes Thun gewidmet; und trotzdem hat der seltene Mann selbst der schwersten aller Versuchungen widerstanden, welcher Charaktere von dieser Anlage sonst in der Regel erliegen, der Neigung, sich in einseitigem Fanatismus gegen Welt und Menschen abzuschließen und die Festigkeit des Willens zu Härte und Starrheit entarten zu lassen. Ein schöner Zug von Menschlichkeit geht durch sein ganzes Verhalten gegen die Unterthanen, und mit eben so viel Wohlwollen als Einsicht hat er es verstanden, ihr äußeres und inneres Wohl zu fördern. Derselbe Fürst, der für sein Weib nicht mehr als zwanzig Goldstücke im Jahre erübrigen konnte, gab neuntausend in jedem Monate nicht etwa blos zu frommen, sondern in weitem Umfange auch zu gemeinnützigen Zwecken aus; überall baute er neben den Mauern seiner Festungen, neben Moscheen und Derwischklöstern auch Chane (Karawanserais) für die Reisenden, Hospitäler für die Kranken und Verwundeten, Unterrichtsanstalten nicht blos für Theologen und Rechtslehrer, sondern auch für Aerzte. Er sorgte für die Wittwen und Waisen der gefallenen Krieger, er schaffte drückende Steuern und Mauthen ab und schützte auch den Geringsten gegen die Uebergriffe der Vornehmen. War das Alles, wie nicht geleugnet werden kann, nur der Ausdruck des religiösen Pflichtgefühls, welches ihn um das Heil der Gläubigen in jeder möglichen Weise sorgen hieß, so zeigt es doch eine Weite des Blickes und eine Vorurtheilslosigkeit, die mit jenem nicht eben häufig verbunden zu sein pflegt. Dabei nichts von jener Treulosigkeit und Tücke, die einen so dunklen Flecken auf dem Charakter seines Vaters Sengi bilden. Daß Krieg und Politik mit Trug und List Hand in Hand gehen, hat er freilich gewußt, und beide mehr

als einmal geübt, wo es die Erreichung seines Zieles erforderte, aber die Verletzung des feierlich gegebenen Wortes hat er immer verschmäht, selbst den Ungläubigen gegenüber — denn ein gelegentlicher Bruch eines Waffenstillstandes, wie er auch ihm zur Last fällt, galt leider wie Kreuzfahrern so Muslimen keineswegs für unehrenhaft. Doch nicht ausschließlich in äußerlichen diplomatischen Kunststücken erschöpfte sich Nureddins politische Begabung: als die Gelegenheit sich bot, durch Beseitigung der heruntergekommenen ketzerischen Fatimiden Aegyptens und Wiedergewinnung des reichen Landes für den orthodoxen Glauben das Königreich Jerusalem zwischen zwei Feuer zu nehmen, hat er, bei aller durch die Gefährlichkeit eines solchen Unternehmens gebotenen Zögerung, die ungemeine Wichtigkeit desselben sofort klar erkannt und es im richtigen Augenblicke erfolgreich ins Werk gesetzt.

Mehr aber noch ist nach einer anderen Seite, als der militärischen hin, die entscheidende Wendung der Kreuzfahrerkriege durch ihn herbeigeführt worden. Es ist sein eigenstes Werk, daß er durch den Eindruck seiner eignen mächtigen Persönlichkeit, seines Beispieles und seiner Thaten ebenso wie durch ganz bestimmte Maßregeln den Krieg gegen die Christen den Muslimen zur Glaubenssache gemacht und ihren Eifer dafür bis zum Fanatismus entflammt hat grade in dem Augenblicke, wo bei den Gegnern dieser mächtigste Antrieb zu erlahmen und zudem Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit, ja Ehrlosigkeit in weiten Kreisen derselben die Oberhand zu gewinnen anfing.[1]) Allerdings war bereits vor Nureddin mehr als ein Mal der Versuch gemacht worden, dem Kampfe gegen die Ungläubigen durch Entzünden religiöser Erregung einen etwas lebhafteren Charakter zu verleihen — daß Sultan Mohammed den Maudúd (oben S. 121) nach Syrien eindringen ließ, war mindestens zum Theil durch unruhige Bewegungen in dem stets gesinnungstüchtig orthodoxen Bagdad veranlaßt, und als Sengi im J. 532 (1138) einmal des Zuzuges aus dem Osten bedürftig war, versuchte der geriebene Politiker nicht ohne Erfolg, von Neuem die Volksmassen der Chalifenstadt als Druckmittel auf die Regierungen des Ostens zu gebrauchen. Das waren aber vorübergehende Erscheinungen ohne weitergreifende Wichtigkeit, und die Art, in welcher die mohammedanischen Raubstaaten Syriens ungescheut Bündnisse mit den Franken eingingen, sobald ihre Eigensucht ihnen solche vortheilhaft erscheinen ließ, war nur mäßig geeignet, grade auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze das Gefühl in der Bevölkerung zu stärken, daß es sich um den heiligen Krieg, den Dschihád (I, 204) handelte. Unter Nureddin ward das anders. Dieser große Herrscher, zu dessen Person bald allüberall die Muslime mit Verehrung und Begeisterung aufschauten, zeigte es offen und geflissentlich, wie sehr er sich bei seinen Feldzügen als Glaubensstreiter fühlte. Und bald ward Eifer um den „Kampf auf dem Wege Gottes" (I, 108) nicht allein da von den Frommen in die Massen getragen, wo für den Emir als Landesherren gebetet wurde, sondern

1) Vgl. Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (Nr. 20 dieser Sammlung) S. 160 f.

Briefe desselben, Berichte über seine Siege, wie es scheint[1]) auch populäre Geschichtsbücher, welche die Eroberung Syriens und Mesopotamiens durch die ersten Gläubigen unter Abu Bekr und Omar in romantischer Verschönerung und mit naheliegender Nutzanwendung schilderten, erregten weit über die Grenzen von Haleb und Moßul hinaus die Gemüther, und so unwiderstehlich wurde in den nächstliegenden Provinzen bald die allgemeine Volksstimmung, daß 559 (1164) der Ortokide von Hißn Kéfa (S. 138) es nicht wagen durfte, Nureddins Aufforderung zur Hilfsleistung abzuweisen, ob ihm gleich an weiteren Siegen des schon übermächtigen Nachbars gar nichts gelegen war, und daß schon zehn Jahre früher (549 = 1154) die Einwohner von Damaskus, der schlaffen Togteginiden freilich ohnehin überdrüssig, den Sohn des Sengi zur Einverleibung ihres Gebietes in sein Reich selbst herbeiriefen.

Der so den Muslimen ein wahrer Glaubensheld wurde, erschien den Christen natürlich in ganz anderem Lichte. Man kann ihm, will man billig urtheilen, wilde Grausamkeit oder blinde Rachsucht auch gegen diese seine Todfeinde nicht vorwerfen. Daß er Edessas unbedachte Empörung nach Sengis Tode bei der Wiedereinnahme der Stadt mit einem furchtbaren Blutbade und gänzlicher Verwüstung strafte (541 = 1146/7), entsprach dem Kriegsrecht und mochte ihm zudem politisch nothwendig erscheinen; daß er für Balduins ruchlosen Ueberfall der auf den geschlossenen Waffenstillstand vertrauenden Muslime bei Banijás[2]) durch Tödtung einer Anzahl christlicher Gefangenen antwortete, war eine gerechte Vergeltung, und im Uebrigen hat er sich niemals einer Handlung von ungewöhnlicher Härte schuldig gemacht. Aber ein unversöhnlicher Feind ist er den Christen, deren Vertreibung aus Syrien und Palästina das Ziel seines Lebens war, allzeit gewesen; schloß er mit dem König von Kleinarmenien einen Bund,[3]) so geschah es nur, um den Kreuzfahrern zu schaden, und führte er Krieg gegen einen Muslim, den Seldschuken Kilidsch Arslan II. (560 und 568 = 1165. 1172/3),[4]) so

1) Vgl. de Goeje, Mémoires d'histoire et de géographie orientales, Nr. 2, Leiden 1864, S. 38. 2) Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (Nr. 20 dieser Sammlung) S. 163. Balduin hatte nicht allein das Vieh geraubt, sondern auch die wehrlosen Männer erschlagen; es war also ein tückischer Mordanfall, kein einfacher Bruch des Waffenstillstandes. 3) Kugler a. a. O. S. 173 unten. 4) Der bei Kugler S. 166 außerdem erwähnte Feldzug auf Mar'asch und Umgegend ist nur bei Wilhelm von Tyrus (Wilken, Gesch. der Kreuzzüge, III, 2, Leipzig 1819, S. 65 Anm. 102) überliefert, nach welchem durch die Eroberung der genannten Stadt und einiger anderer Orte Nureddín einen längst gehegten Plan ausführte. Ob es sich dabei, wie ich vermuthe, ebenfalls darum handelte, den Uebergriffen des allzeit kriegslustigen Herrschers von Ikonium eine Schranke zu setzen, oder welches sonst der Beweggrund dieses Krieges gewesen ist, bleibt noch zweifelhaft; die orientalischen Berichte schweigen vollständig über die ganze Sache. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß Mar'asch ebenso wie Kúrus (Cyrrhus, welches mit Wilhelms Cressum doch wohl gemeint ist) schon im J. 546 (1151) nach der Gefangennahme des Joscelin in Nureddíns Besitz übergegangen war; mußte er sie jetzt dem Kilidsch Arslan wieder abnehmen, so hatte eben dieser inzwischen sich ihrer bemächtigt, und Nureddín war auch hier im Recht. Vgl. S. 140.

verfolgte er nur den Zweck, diesen von seinen fortwährenden Raubzügen gegen die Danischmende von Sſiwas abzuhalten und die Byzantinern wie Kreuzfahrern gegenüber nothwendige Einheit der Gläubigen zu erzwingen. Wenn aber auch sein Dichten und Trachten auf nichts weiter ging, als auf die Bestreitung der gehaßten Franken, so war er doch ein viel zu einsichtiger Soldat und viel zu guter Politiker, als daß er geglaubt hätte, mit dem bloßen Dreinschlagen wirkliche Erfolge davontragen zu können. Es hat ihm nie an dem Muthe gefehlt, in der Feldschlacht mit den gefürchteten Panzerreitern der Christen sich zu messen: persönliche Tapferkeit war dem langen, hageren Manne mit dem fast bartlosen Gesicht in so ungewöhnlichem Maße eigen, daß seine Umgebung fortwährend, freilich immer vergebens, ihn mahnen mußte, sich nicht tollkühn auszusetzen; aber das Uebergewicht der Ritter im Nahkampfe war ihm bei Zeiten klar geworden, so ging sein Streben dahin, vorläufig den Krieg zwar mit einer Lebhaftigkeit zu führen, welche die Kreuzfahrer nicht zu Athem kommen, die Begeisterung der Seinigen nicht erschlaffen ließ, aber große Schlachten, wo nicht außerordentliche Umstände ihn begünstigten, lieber zu vermeiden. Und er that wohl daran. Selbst wo er sie wagen zu können meinte, zog er mehrfach den Kürzeren, und bei allem Schaden, welchen er hie und da seinen Gegnern zufügte, hat er bleibend doch nur einige Bezirke Nordsyriens im J. 545 (1150/51)[1]) und im J. 559 (1164) die Vesten Hárim und Paneas dem Islám zurückgewonnen. Als seine nächste Hauptaufgabe hat er es vielmehr betrachtet, fortwährend neue Kräfte an sich zu ziehen, um schließlich mit unwiderstehlicher Uebermacht auftreten zu können, nachdem er vorher die Kreuzfahrerstaaten durch Einverleibung der ihnen benachbarten muslimischen Länder in seine Gebiete von Meer zu Meer[2]) umschlossen. Dies ist ihm nun über Erwarten und in einer Weise gelungen, daß hierdurch, wie durch die Entfesselung des mohammedanischen Fanatismus er in Wahrheit die Waffen geschmiedet hat, mit denen Saladdin später seine Triumphe erfechten konnte. Zuerst, im J. 549 (1154), entthronte er den letzten unbedeutenden der Nachkommen Togtegins, nachdem er ihn listig mit seiner eigenen Umgebung entzweit, und nahm im Einverständniß mit den Bewohnern Damaskus in Besitz. Es war für die Kreuzfahrer ein Schlag, welchen zehn gewonnene Schlachten nicht hätten wieder gut machen können: statt der schwächlichen, stets nach links und rechts schielenden und immer zu friedlichem Verkehr neigenden Togteginiden hatten sie nun mitten in der Flanke ihres schmalen Küstengebietes den unversöhnlichen und rastlosen Feind, und bald genug schickte dieser auch dazu sich noch an, die letzte Masche des Netzes zu weben, welches die Christen überall, wo nicht das Meer hinreichte, zu umspinnen bestimmt war.

---

1) Vgl. Kugler a. a. O. S. 158. Das Datum 545 steht nicht fest, nach Anderen wäre es erst 546 gewesen. 2) Denn im Nordwest sperrte das ihm befreundete Kleinarmenien Antiochia ab.

Unter den Emiren, welche Sengi sich zu Helfern geschaffen, stand in der ersten Reihe ein Brüderpaar, aus dem armenischen Dwin gebürtig, aber von kurdischer Abkunft, Nedschm ed-din („Stern des Glaubens") Eijúb und Aßad ed-din („Löwe des Glaubens") Schirkúh. Wie so manche Reiterführer ihres interessanten Stammes, der seit Urzeiten aus Räubern, Pferdedieben und Kriegern besteht, hatten sie bei den Sseldschuken Dienste genommen, und befanden sich, Eijúb als Commandant, in der zum Irák gehörigen Festung Tekrit am Tigris, als Sengi nach seiner Niederlage gegen den Chalifen im J. 526 (1132; oben S. 129) auf seiner ziemlich eiligen Flucht an diesen Ort gelangte. Die schlauen Kurden fanden es mit Hinblick auf die unruhigen Zeiten, wo Sultane und Emire täglich wechselten und keiner wußte, welcher Partei er morgen angehören würde, zweckmäßig, den bereits ansehnlichen Atabegen, der ihnen bei Gelegenheit nützen konnte, vor seinen Verfolgern zu retten, indem sie ihm Fahrzeuge zum Ueberschreiten des Stromes lieferten. Er vergaß ihnen den Liebesdienst nicht; als sie später mit ihrem Vorgesetzten sich entzweiten und Tekrit verlassen mußten (etwa 527 = 1133), fanden sie in Moßul die freundlichste Aufnahme und stiegen bald zu hohen Vertrauensstellungen empor: zur Zeit, wo Sengi starb, galt Schirkúh für den ersten seiner Emire, und Eijúb war Statthalter von Ba'albekk. Nureddin schätzte ihre Dienste nicht weniger hoch als sein Vater: er vertraute Damaskus, nachdem es nicht ohne Eijúbs Verdienst in seine Hände gefallen war, der Verwaltung desselben an, und Schirkúh war es, der ausersehen wurde, auf das gewagte Unternehmen auszuziehen, sobald der Herrscher den schwerwiegenden Entschluß gefaßt hatte, in die verworrenen Verhältnisse Aegyptens einzugreifen. Es ist bekannt,[1]) wie es durch die Elendigkeit der letzten Fatimiden und ihrer Umgebung, die blinde Gier der jerusalemischen Franken und ihres Königs Amalrich und durch die seltene Tüchtigkeit und Ausdauer Schirkúhs und seiner Untergebenen nach dreimaligen Feldzügen der Jahre 559 (1164), 562 (1167) und 564 (1169) dahin kam, daß an Stelle eines macht- und wehrlos ihren Plünderungszügen ausgesetzten offenen Landes den Christen Palästinas plötzlich ein wohlvertheidigtes, in kurzer Frist erhebliche Machtmittel einschließendes Heerlager auch in dem Nilthale gegenüberstand. Mit Ausnahme von ein paar fränkischen Burgen, insbesondere Karak[2]) und Schaubek, welche im Osten und Süden des todten Meeres noch die gerade Heerstraße zwischen Damaskus und Kairo sperrten, waren die Kreuzfahrer jetzt rings von Feinden umgeben. Zu verzweifeln brauchte freilich so lange die syrische Christenheit nicht, wie sie das Mittelmeer zu freier Verfügung behielt: aus der Berührung mit ihm hat sie wie ein umgekehrter Antäus immer neue Kraft gesogen — es ist bezeichnend (wenn

1) Kugler, Gesch. der Kreuzzüge, S. 167 ff. 2) Auch Kerek gesprochen, nicht zu verwechseln mit dem Hospitaliterschloß Kark im Libanon; die abendländischen Schriften nennen beide Krak (Kugler, Gesch. der Kreuzzüge, Nr. 21 dieser Sammlung, S. 397 Anm.).

auch der Zufall des Todes Kaiser Friedrichs I. dabei mitgewirkt hat), daß außer dem ersten kein weiterer Kreuzzug erfolgreich gewesen ist, der seinen Weg zu Lande nahm.

Wir entsinnen uns (I, 638), daß nicht dem tapferen Schirkúh es vergönnt gewesen ist, das Werk zu vollenden, welches er mit solcher Kühnheit, die Einwilligung dem noch zögenden Nureddín gleichsam entreißend, angegriffen hatte. Einige Wochen, nachdem er den Wesír des letzten Fatimiden Ádid beseitigt und, wie dies in Aegypten seit Afdal (I, 637) Mode war, mit dem Amte eines Generalissimus des Chalifen den Königstitel mit dem Zusatze El-Mansúr „der Siegbegabte" sich hatte übertragen lassen, starb er (564 = 1169), „wie es im Korán (6, 44) heißt: bis wir, da sie sich erfreuten an dem, was ihnen zu Theil geworden, sie plötzlich dahinrafften."[1]) Seine Stelle nahm ein naher Verwandter aus der Zahl der Emíre ein, welche auf Nureddíns Befehl ihn zu seiner Unterstützung begleitet hatten, seines Bruders Eijúb Sohn Júßuf, genannt El-Melik en-Náßir „der rettende König" — bekannter unter seinem anderen Ehrentitel „Reinheit des Glaubens" — Sſalách ed-dín, oder wie die Christen auszusprechen pflegten Saladdin. Die Muslime, welche überall beflissen sind, in den merkwürdigen Fügungen der Schicksale hervorragender Männer das geheimnißvolle Walten des Alles vorherbestimmenden Herren der Welt zu bewundern, heben mit besonderem Nachdrucke hervor, wie nur durch die erstaunlichste Verkettung unerwarteter Umstände es hat geschehen können, daß diesem außerordentlichen Manne der Weg zur Herrschaft gebahnt wurde. Er hatte, als sein Oheim Schirkúh schon im J. 559 (1164) seine Begleitung nach Aegypten wünschte, nicht die geringste Lust gezeigt mitzugehen, und ihn zur Theilnahme an dem entscheidenden Zuge von 564 (1169) zu vermögen war ein directer Befehl Nureddíns erforderlich gewesen: so zwang dieser unwissentlich selbst den Widerstrebenden, mit ihm den Pfad zu beschreiten, welcher den kurdischen Emír auf den Gipfel der Macht, das Haus des Atabegen in die Tiefe des Unglücks leiten sollte — wie es in dem Buche Allahs heißt: „Vielleicht, daß ihr eine Sache widerwärtig findet, während sie euch heilsam ist, und vielleicht, daß ihr eine Sache gern mögt, während sie euch schädlich ist, und Gott das weiß, während ihr es nicht wißt" (vgl. I, 109). Kaum war in Aegypten die eigentliche Arbeit gethan, so starb Schirkúh, und Saladdin trat von selbst an seine Stelle; und genau ebenso räumte vier Jahre später Nureddín in dem Augenblicke den Platz, in welchem, blieb er am Leben, für den neuen Herrscher Aegyptens Alles auf dem Spiele stand. Ein Kind des Glückes wie hier in seinen Anfängen ist der Sohn Eijúbs Zeit seines Lebens wenigstens darin geblieben, daß Alles, seine Persönlichkeit, seine Erfolge wie seine Niederlagen, nur dazu beitrugen, die großen Seiten seines Wesens in das hellste Licht zu setzen, so daß kaum ein orientalischer Fürst in gleicher Weise von den Zeitgenossen ge-

1) Ibn el-Athír ed. Tornberg XI, 225.

liebt und verehrt, von der Nachwelt bewundert worden ist. „Seine stattliche Erscheinung", so hören wir, „erfüllte das Auge mit Scheu, die Herzen mit Zuneigung; leutselig und freundlich fand er seine Befriedigung vor Allem im Gewähren. Als er starb, war der Schmerz des Volkes so groß, als ob ein Prophet geschieden wäre; nie hatte man eine solche Betrübniß beim Tode eines Königs sonst erlebt — er war eben geliebt, es liebte ihn der Edle wie der Verbrecher, der Muslim wie der Ungläubige."[1]) Und geliebt fast ist Saladdin ja heute noch bei uns, denen sich die herrliche Gestalt Lessings an Stelle der wirklichen Persönlichkeit unterzuschieben pflegt; alles Sehnen, welches wir nach dem Ideale einer wahren Gewissensfreiheit empfinden, sind wir ja sofort geneigt, in Verehrung für einen Sultan umzusetzen, der in solcher Weise für unsere eignen Zukunftsträume sich begeistern läßt. Indeß, wie so häufig muß auch hier die Geschichte an dem Bilde, welches der Dichter entworfen, einige keineswegs gleichgiltige Aenderungen vornehmen. Vor allen Dingen wäre der wirkliche Saladdin, selbst wenn er sich in eine längere Unterhaltung über religiöse Probleme mit einem von den verachteten Juden eingelassen hätte, schwerlich für die Parabel von den drei Ringen zugänglich gewesen. Wenn Saladdin Zeit seines Lebens mit den Andersgläubigen, insbesondere den in seine Gewalt gerathenen Christen, mit so überraschender und wohlthuender Milde verfahren ist, so liegt der Grund dafür lediglich in der angeborenen Großmuth seines Herzens. Denn eine Unsicherheit über die Aechtheit seines Ringes fühlt ein Mohammedaner, so lange er nicht gradezu unter die Atheisten gegangen ist, überhaupt nicht, und Saladdin war ein so correcter Sunnite, wie nur je ein Kurde gewesen ist. Er wird ausdrücklich wegen seiner Beschäftigung mit theologischen Interessen im Sinne der Rechtgläubigkeit gerühmt, und dachte so wenig an Gewissensfreiheit, daß er einen philosophischen Sufi (I, 407; unten S. 194 f.) von etwas pantheistischem Beigeschmack, den Sochrawerdi, sofort hinzurichten befahl, als fromme Denuncianten ihm hinterbracht hatten, derselbe habe sich bei dem Melik Zâhir von Haleb, einem der Söhne des Saladdin, eingenistet und drohe die Seele des

Kupfermünze des Juluk-Arslan, Fürsten von Dijarbekr, vom Jahre 1193, dem Todesjahre Saladdins.

Auf der Vorderseite vier Klageweiber, die Saladdins Tod beweinen. Auf der Rückseite nur Schrift; in der Mitte steht der Name des Chalifen: „der Imam Ennaßir-liddin, Fürst der Gläubigen". Am Rande der Name des Prägeherrn und das Datum: „das Schwert der Religion, der König von Dijarbekr Juluk-Arslan, Sohn des Il-Gazi, Sohnes des Ortok. Im Jahre 589". Das Jahr 589 der Flucht entspricht dem Jahre 1193.

1) Ibn Abi Ußeibia II, 206; de Sacy, Relation d'Egypte par Abdallatif, Paris 1810, S. 540 Text, 468 Übers.

jungen Fürsten mit seinen Ketzereien zu vergiften. Nicht um eines Haares Breite unterschied sich die Ausdehnung, in welcher „der rettende König" den Glaubenseifer der muslimischen Fürsten und Unterthanen in Anspruch nahm, von der Art Nureddins, mochte auch die Liebenswürdigkeit seiner äußeren Haltung und die Feinheit seines Wesens ihn bei weitem milder und zugänglicher als jenen erscheinen lassen. Indeß, ganz abgesehen von der erlaubten Freiheit, welche der Dichter hier sich genommen hat, müssen wir dem Glanze seiner Farben auch sonst einige Schatten hinzufügen. Die Art, wie Saladdin die unglücklichen Fatimiden beseitigt hat,[1]) war nicht sehr schön, und der zuverlässigste der muslimischen Historiker, der überall seines Lobes voll ist, macht gar kein Hehl daraus, daß nicht ohne des Sultans Mitwissenschaft der Assassinendolch den Lebensfaden des Markgrafen Konrad von Montferrat durchschnitten habe.[2]) Schwer ist der Vorwurf, der ihm, grade vom muslimischen Standpunkte, aus seiner Haltung gegen Nureddin gemacht werden könnte. Nicht eben lange nach seiner Uebernahme der Regierung in Aegypten fing er nämlich an, eine selbständigere Haltung zu zeigen, als sich für einen bloßen Statthalter geziemte. Unter dem Vorwande, daß er einiger Verstärkungen bedürfe, hatte er noch im J. 564 (1169) von Nureddin zu erlangen gewußt, daß sein Vater Eijúb und seine sonstigen Angehörigen nebst einer Abtheilung Truppen zu ihm nach Aegypten gesandt wurden. Er brauchte nun keine so ängstliche Rücksicht mehr auf den Oberherrn zu nehmen; und als dieser, um eine sichere Verbindung zwischen Damaskus und Kairo herzustellen, die Eroberung von Karak und Schaubek (oben S. 149) betrieb und die Mitwirkung der Aegypter dabei forderte, wußte Saladdin mehr als ein Mal unter ziemlich fadenscheinigen Vorwänden sich fernzuhalten oder grade im entscheidenden Augenblicke zurückzuziehen. Ihm war es ganz recht, wenn sein Aegypten von dem syrischen Hauptlande aus schwer zu erreichen war; da aber Nureddin Unbotmäßigkeit seines Emirs sich gefallen lassen weder wollte noch konnte, so war mit der Möglichkeit eines gewaltsamen Bruches die Gefahr gegeben, daß fast in demselben Augenblicke, wo der große Sohn des Sengi das Ziel fünfundzwanzigjähriger unablässiger Arbeit im Dienste des Glaubens erreicht zu haben glaubte, von Neuem durch eigensüchtige Sonderbestrebungen das Heil der Muslime wieder in Frage gestellt wurde. Man kann aus verschiedenen Anzeichen entnehmen, daß auch dem Saladdin bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe war. So lange es irgend ging, machte er Ausflüchte und zeigte bei passender Gelegenheit sich geflissentlich als demüthigen Unterthanen; aber mit Redensarten war ein Mann wie Nureddin nicht lange abzuspeisen. Im J. 569 (1173/4) erfuhr man zu Kairo, daß in Syrien um-

1) Weil, Geschichte der Chalifen, Bd. III, Mannheim 1851, S. 334. Daß er übrigens den letzten Fatimidenchalifen habe ermorden lassen, wie ihm der Christ Wilhelm von Tyrus nachsagt, ist nicht wohl glaublich. 2) Immerhin bleibt die Richtigkeit der Angabe starken Zweifeln unterworfen: s. Defrémery im Journ. as. V. sér. t 5, Paris 1855, S. 26 ff.; Kugler a. a. O. S. 247, Anm. 1.

fangreiche Kriegsrüstungen stattfanden; man konnte nicht wohl in Zweifel über das Ziel des bevorstehenden Feldzuges sein, und das schlechte Gewissen des Herren von Aegypten zeigte sich darin, daß er, sich auf alle Fälle eine Zuflucht zu sichern, durch einen seiner Brüder das nördliche Nubien und von da aus, durch einen kecken Griff über das rothe Meer hinweg, Jemen in Besitz nehmen ließ. Aber es kam nicht so weit, wie zu fürchten gewesen war. Vielleicht hatte der Emir selbst, wie Großes wagende Naturen pflegen, auf sein unglaubliches Glück sich verlassen — jedenfalls starb am Mittwoch, den 11. Schauwál 569 (15. Mai 1174) Nureddin, kaum 58 Jahre alt, an einer rasch entwickelten Krankheit, und nun war dem Eijubiden — so nennt man nach dem Namen des Vaters Saladdin wie später seine Nachkommen — die Bahn für seinen Ehrgeiz offen, ohne daß er die Erfolge seines großen Vorgängers zu nichte zu machen brauchte. Mag man über seine Haltung gegen den Letzteren denken, wie man will, den kleinen Leuten gegenüber, welche bei dem Tode desselben zurückblieben, durfte Saladdin in der That ohne Gewissensbedenken von dem Rechte des geborenen Herrschergenies Gebrauch machen. Von diesem Augenblicke ist er in der That der unvergleichliche Held, den wir in ihm zu bewundern gewohnt sind. Seine mit Vorsicht und Klugheit, ja mit List gepaarte Kühnheit, seine persönliche Tapferkeit fordern im Verlaufe seiner Geschichte kaum in dem Grade unsere Bewunderung heraus, wie sein wahrhaft männliches Ausharren im Mißgeschick. Und was ihn uns am wertheften macht, das ist die nach dem großen Siege von Hittín[1]) und der Wiedergewinnung von Jerusalem wie nach dem schmerzlichen Verluste von Akkon und in der auf ihn folgenden schweren Zeit immer gleichmäßige Selbstbeherrschung und Geduld, die in der scheinbar verzweifeltsten Lage weder die Hoffnung aufgiebt, noch jene halb gutmüthig-läßliche halb leise ironische Nachsicht gegen die Schwächen minder starker Menschen, die Lessing mit so feinem Verständniß aufgefaßt hat. Es ist da nichts Kleines an dem Manne, auch seine vielgerühmte übertriebene Freigebigkeit nur eine Aeußerung des hohen Sinnes, welcher den kindischen

Av. Rev.

Münze von Saladdin; geprägt Kairo 1190. Originalgr. (Berlin, Kgl. Münz-Cab.).

Dinár (Goldmünze I, 100; vgl. 396) Saladdin's v. J. 586 (1190 Chr.). — Avers Mitte: „Der Imâm (d. h. Chalife) Achmed". — Avers innerer Rand: „Kein Gott außer Allah" (Fortsetzung des Chalifentitels:) „Abu'l-Abbás en-Náßir li-dín Allah (vgl. S. 158) der Beherrscher der Gläubigen". — Avers äußerer Rand: „Im Namen Allahs des barmherzigen Erbarmers geschlagen ist dieser Dinár zu el-Káhira (d. h. Kairo) im Jahre 586". — Revers Mitte: „Júßuf | Ibn Eijúb" (S. 150.) — Revers innerer Rand: „Voll-" „Der König" „wichtig" „Ssalách ed-dín". — Revers äußerer Rand: „Mohammed (ist) der Gesandte Allahs Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt Allah's Segen über ihm!"

1) So ist die arabische Schreibung des Namens; der Laut des ersten i wird indeß in der Aussprache durch das vorangehende H etwas getrübt, so daß es beinahe wie Hattin klingt. Man findet daher bei den Abendländern auch die letztere Schreibung, die Kugler in seiner Geschichte der Kreuzzüge (No. 20 dieser Sammlung S. 194 ff.) angenommen hat.

Leuten das Spielzeug nicht versagen mag, an dem sie nun einmal sonderbarer Weise ihr Vergnügen finden. In der oben berichteten Geschichte von Nureddin mit seiner Frau und in einer Erzählung, nach welcher Saladdin eines Tages einem unverschämten Menschen unter seinen Leibärzten 30000 Drachmen auszahlen ließ, blos um dessen schiefes Gesicht nicht länger zu sehen,[1]) prägt sich der ganze Unterschied aus, der zwischen diesen in ihrer Weise gleich groß angelegten Naturen bestanden hat.

Die von 569 bis 589 (1174—1193) reichende Herrscherthätigkeit des nunmehr ohne Widerspruch thatsächlich selbständigen Königs von Aegypten hatte die Aufgabe vor sich, Nureddins doppeltes Werk zum Theil noch einmal zu vollbringen, zum Theil über das von jenem Errungene hinaus weiter zu führen. Der Tod des Fürsten von Haleb und Damaskus stellte die mit so unendlicher Mühe erreichte Zusammenschließung der syrischen und mesopotamischen Kleinstaaten sofort wieder in Frage. Nureddins Sohn Isma'il, mit dem Beinamen El-Melik es-Sálich,[2]) war noch allzu jung, um mehr als ein Spielball der Emire zu sein; als er auf Veranlassung eines derselben seine Residenz von Damaskus nach Haleb verlegte, riß sofort das Band zwischen den beiden Theilen der Provinz, und da Mesopotamien auf die Nachricht von dem Heimgange des gefürchteten Herrschers sofort durch Sseifeddin II., Sohn Kotb ed-dins (oben S. 144) von Moßul (565—576 = 1170—1180), in Besitz genommen war, so ließ sich bei der bekannten gegenseitigen Eifersucht dieser Art von Machthabern ein gemeinsames und planvolles Vorgehen gegen die Kreuzfahrer in der That nicht mehr hoffen. Daher war es in Wirklichkeit eine rettende That, als Saladdin, nachdem er einen christlichen Einfall und eine fatimidische Empörung in Aegypten bewältigt,[3]) im J. 570 (1174) sich nach Damaskus aufmachte, das eben schon den Rückzug des in die Provinz einmarschirten[4]) Heeres von Jerusalem schmachvoll durch Geld erkauft hatte. Die Stadt ergab sich ohne Schwertstreich, ebenso nach einigen diplomatischen Verhandlungen Hamát, und schon vor Ende 570 (1175) belagerte das ägyptische Heer den Sohn Nureddins mit seinem Atabegen in Haleb. Allerdings zwang das Eingreifen des Grafen Raimund von Tripolis und später Sseifeddins von Moßul zu vorläufigem Aufgeben dieses Unternehmens; dafür aber wurde nun mit dem letztgenannten Fürsten sofort gründlich abgerechnet. Es war trotz seiner großen Ansprüche ein kümmerlicher

---

1) Ibn Abi Ußeibia II, 176. 2) ch rauh zu sprechen, wie in auch. 3) S. das Nähere bei Kugler, S. 180 f., dessen ausführliche und genaue Darstellung auch für den weiteren Verlauf dieses Capitels als Ergänzung überall verglichen werden kann. Zu S. 181 bemerke ich nur, daß nach Guyards Ausführungen (Un grand maître des Assassins au temps de Saladin, extrait du journal asiatique, Paris 1877, S. 46 ff.) Saladdin vor den Assassinen keinen geringeren Respect hatte, als diese vor ihm, der Friedensschluß also auf einem beiderseits empfundenen Bedürfniß beruhte. 4) Aber nicht unter König Amalrich selbst (Weil, Gesch. der Chalifen, III, 351), welcher schon vor Nureddin gestorben war.

Bursche, der am liebsten in seinem Harem beim Weine saß, während andere Leute ihre Haut für ihn zu Markte trugen; das Heer, welches er unter seinem Bruder Jî ed-dîn nach Syrien hineingeschickt hatte, erlitt mit den Truppen von Haleb zusammen bei Hamât eine Niederlage (570 = 1175), und als er im nächsten Jahre doch sich selbst an der Spitze neuer Truppen unter Zuzug seitens der Ortokiden von Mardîn und Hißn Kêfa gegen Saladdin in Bewegung setzte, schlug ihn der, wieder bei Hamât, so gründlich, daß er Hals über Kopf nach Moßul zurückeilte, von wo er bis zu seinem Tode (576 = 1180) sich nicht mehr zu rühren wagte. Diesmal begnügte sich der Sieger, welcher schon vor dem Feldzuge sich endgiltig von der Oberhoheit der Sengiden losgesagt und den Titel Sultan angenommen hatte, mit der Besitznahme einiger kleinerer Orte in Nordsyrien, indem er noch für eine Weile Haleb in Ruhe ließ: er mußte einer Gefahr begegnen, die von einer anderen Seite her immer drohender auftrat. Zwischen Muslimen und Kreuzfahrern in der Mitte lagen nach wie vor die für beide gleich unheimlichen Nester der Assassinen. Seit 564 (1169) stand die furchtbare Brüderschaft unter der Leitung eines neuen Oberhauptes, Râschid ed-dîn Sinân mit Namen, der natürlich als Vertreter des Großmeisters in Alamût, aber doch im Einzelnen ziemlich selbständig seine Herrschaft übte. Es war ein höchst merkwürdiger Mensch: kaum einer hatte es je verstanden, so der Menge gegenüber in den Schleier des Geheimnisses sich zu hüllen, durch seine von geschickten Spionen und Brieftauben bediente Allwissenheit, durch Wunderthäterei Schrecken und Ehrfurcht um sich zu verbreiten. Mehrfach hatte schon Nureddîn durch friedliche Gesandtschaften wie durch kriegerische Angriffe die Unterwerfung des „Alten vom Berge" zu erreichen gesucht und sich höchstens für den Augenblick abschrecken lassen, als er eines Morgens die nach der Sitte der Assassinen mit einem Dolch am Boden befestigte Todesdrohung neben seinem Bette fand[1]): ausgeführt ist sie nicht worden, vielleicht weil das natürliche Ende des Sengiden seinem Gegner zuvorkam. Die Zersplitterung, welcher in diesem Zeitpunkte Syrien von Neuem zu verfallen drohte, war den Ismaeliten natürlich keineswegs mißfällig; um so unangenehmer mußte es sie berühren, daß Saladdin derselben mit solcher Raschheit ein Ziel zu setzen im Begriff war. So bedurfte es nur geringer Ueberredungskunst seitens des in Haleb bedrängten Vormundes Melik Sâlichs, die Fedâwis gegen den unbequemen Eijubiden in Bewegung zu setzen: zweimal während der wiederholten Feldzüge in Nordsyrien (570. 571 = 1175. 1176) wurden gefährliche Mordanfälle auf den Sultan versucht, und nur wie durch ein Wunder ist er dem zweiten mit einer erheblichen, obwohl nicht lebensgefährlichen Verletzung des Gesichtes entronnen. Das war nichts für einen Mann, der sich weder vor Menschen noch vor Gespenstern zu fürchten gesonnen war; sofort (572 = 1176) fiel Saladdin mit

1) Die Thatsache ist nicht ganz sicher gestellt; sie kehrt in mehrfacher Gestalt in der Geschichte der Assassinen wieder.

seinem Heere in das Gebiet der Assassinen ein, verwüstete es nach Kräften und belagerte Maßjáf mit solchem Nachdruck, daß selbst der Alte vom Berge anfing, mit sich reden zu lassen. Andererseits lag es auch nicht im Interesse des Sultans, die verzweifelte Gesellschaft zum Aeußersten zu bringen: so erfolgte ein förmlicher Friedensschluß, der bis zu dem ziemlich gleichzeitigen Tode Ráschid ed-dins (588 oder 589 = 1192. 1193) und Saladdins (589 = 1193) beiderseits gewissenhaft beobachtet worden ist. Man hatte vor einander Respect bekommen.

Die nächsten beiden Jahre (573—574 = 1177—1178) nahmen schwere Kämpfe mit den Kreuzfahrern[1]) den Sultan ausschließlich in Anspruch, und als die Erfolge vom J. 575 (1179) ihm hier vorläufig den Rücken gesichert hatten, sah er sich genöthigt, zunächst Kilidsch Arslan II. von Ikonium (vgl. S. 147) in seine Schranken zurückzuweisen, welchem die Gelegenheit günstig erschienen war, sich einige in Nordsyrien für Saladdin gehaltene, indeß von dem Hauptgebiete durch Haleb noch geschiedene Bezirke anzueignen. Der Seldschuke mußte 576 (1180) klein beigeben; im folgenden Jahre (577 = 1181) starb Melik Sálich von Haleb, und nun machte Saladdin sich daran, mit den Sengiden ein für alle Mal aufzuräumen. Er verband sich zu diesem Zwecke mit den Ortokiden von Hißn Kéfa, die mit gewohnter feiner Nase witterten, wie der Hase lief, und ging, während der inzwischen in Moßul zur Regierung gekommene Iss ed-dín (oben S. 155; reg. 576—589 = 1180—1193) von seinem Bruder Imád ed-dín Haleb besetzen ließ, an dieser Stadt vorbei über den Euphrat, nahm Edessa, Nisibis und andere Orte in Mesopotamien und belagerte schließlich den Atabegen in seiner Hauptstadt Moßul selber (578 = 1182/3). Allerdings gelang es nicht, die starke Festung zu nehmen, dagegen fiel Ámid (579 = 1183), das zur Belohnung dem Fürsten von Hißn Kéfa überwiesen ward; der Haupterfolg des kühnen Feldzuges aber war, daß Imád ed-dín den Muth verlor, Haleb übergab (579 = 1183) und sich durch einige Plätze in Mesopotamien, die er von dem Sultan zu Lehen nahm, entschädigen ließ. Zur Vervollständigung dieser Erfolge rückte Saladdin 581 (1185) von Neuem vor Moßul; Iss ed-dín vertheidigte sich abermals tapfer gegen wiederholte Angriffe des mächtigen Feindes, und schließlich kam gegen Ende des Jahres (Anf. 1186) ein Frieden zu Stande, in welchem der Atabeg nach Abtretung einiger Gebietstheile Moßul nebst Umgegend behielt, dafür aber sich unter Saladdins Oberhoheit stellte, so daß Letzterer nun im Osten und Norden vor allen Gegnern Ruhe hatte. Das Reich, welches er sich geschaffen, umfaßte in diesem Augenblicke ganz Aegypten und Syrien mit den mesopotamischen Kleinstaaten als Nebenländern; der große Plan Nureddins war von seinem herrschermächtigen und ebensowohl kluger und maßvoller Verhandlung als wirksamen Dreinschlagens kundigen Nachfolger durchgeführt. Es galt nun zu erproben, ob die vereinigten Kräfte

1) Kugler a. a. O. S. 183 f.

dieser Länder ausreichen würden, Jerusalem und die Küstenbezirke von der fränkischen Herrschaft zu befreien.

Sie hätten zweifellos ausgereicht, wären zwei Dinge nicht gewesen: die Unbeständigkeit der türkischen Emire und die noch unerschöpfte Begeisterung des Abendlandes für die Fahrt nach dem Heiligen Lande. Zu Anfang ging Alles nach Wunsch: am 24/25. Rabi II 483 (4/5. Juli 1187) schlug der Sultan die vereinigte Ritterschaft von Jerusalem und Tripolis bei Hittin in der Nähe von Tiberias aufs Haupt, und in raschem Siegeslaufe fielen nun die meisten Orte Palästinas in die Hände der Muslime, vor Allen das reiche Akkon, das feste Askalon, und am 27. Redscheb 583 (2. Oct. 1187) Jerusalem selbst. Unermeßlich, wie die Beute und der Ruhm, die heilige Stadt dem Islâm zurückgewonnen zu haben, war der Jubel der Gläubigen: bezeichnet aber der glänzende Feldzug in der That den eigentlichen Wendepunkt in der äußeren Geschichte der Kreuzzüge, so mußte doch noch über ein Jahrhundert vergehen, ehe der letzte Franke den Boden Palästinas verlassen hatte. Mit derselben Schnelligkeit, wie die Hochfluth des mohammedanischen Ansturms hereingebrochen war, sollte auch die Stauung erfolgen: es geschah an den Mauern von Tyrus, dessen Widerstand unter „dem Markis (Marquis), dem größten der fränkischen Teufel", Konrad von Montferrat, Saladdin nicht zu brechen im Stande war. Der kaum mehr erwartete Mißerfolg verdroß die Emire; auch gegen Tripolis und Antiochia wurde 584 (1188), trotz der Einnahme einer Anzahl von Burgen und Städten, doch nichts Entscheidendes ausgerichtet. Inzwischen erholten sich die Christen von dem anfangs niederschmetternden Eindruck, trafen die ersten Nachschübe aus dem Abendlande ein, und während Saladdin im Norden seine Versuche gegen die noch unbezwungenen Bezirke fortsetzte, erschien plötzlich ein christliches Heer vor Akkon und fing an die wichtige Festung zu berennen (585=1189). Der Sultan, welcher nicht ohne rechtzeitige Kunde von dem Zuge geblieben war, traf, wenige Tage nach den Christen, im Redscheb (August) desselben Jahres ein, und nun begann das seltene Schauspiel einer zweijährigen doppelten Belagerung, in welcher die Festung von den Kreuzfahrern, diese von den Muslimen umschlossen wurden. So ungünstig scheinbar dabei die Lage der Ersteren war, so kam ihnen doch einmal die Ueberlegenheit der Flotte des Marquis über die ägyptischen Schiffe, welche anfänglich den Verkehr der Belagerten mit ihren Glaubensgenossen vermittelten, mehr aber noch die Unlust der islamischen Truppen zum Ausharren im beschwerlichen Dienste bei Wall und Graben zu Gute. Das Gewölk, welches die Näherung des deutschen Kreuzheeres unter Kaiser Friedrich dem Rothbart (586 = 1190) von Norden her zu bringen drohte, zog freilich wetterleuchtend vorüber — ein Glücksfall, welchen die Muslime selbst für einen der größten im ganzen Verlauf dieses Krieges angesehen haben — aber die Lage im Allgemeinen änderte sich wenig. Rühmlichst harrte die Besatzung der Stadt unter ihrem wackern türkischen Emir Behâ ed-dîn Karakûsch („Schwarzvogel") aus, rühmlichst auch die oft

schlimm bedrängten Christen; aber diejenigen Schaaren der Muslime, welche den äußeren Ring schlossen, erlahmten nur zu häufig, und nur zu häufig drückten sich nach Haus in bequeme Winterquartiere Führer und Truppen, die zu halten der ganze Einfluß von Saladdins großartiger Persönlichkeit vergeblich aufgeboten wurde. Ebenso vergeblich bemühte sich der Sultan, die Theilnahme der ferner stehenden islamischen Fürsten zu wirksamer Hilfsleistung anzuspornen; nicht einmal der Chalife, der sich doch Beherrscher der Gläubigen schelten ließ — es war eben der gar nicht ohnmächtige, aber nur auf Mehrung des eignen Besitzes erpichte Náßir (I, 639) — fand sich bereit, etwas Ernstliches zu thun. Dagegen aber landeten im Frühjahr 587 (1191) die Führer des dritten Kreuzzuges, Philipp von Frankreich und Richard Löwenherz mit den Ihren vor Akkon, und nun war das Schicksal der Festung besiegelt. Sie mußte capituliren (17. Dschumáda II 587 = 12. Juli 1191), und damit wären die Folgen des Tages von Hittín beinahe wettgemacht gewesen. Niemals freilich hat sich die ganze Größe Saladdins in so bewunderungswürdiger Weise entfaltet, wie in dem schweren Jahre, dem letzten seines Lebens, welches diesem Unglück folgte. Während er seinen mit dem Wachsen der Schwierigkeiten immer aufsässiger und unbrauchbarer werdenden Offizieren und Soldaten fortwährend mit Bitten, ja Flehen in den Ohren liegen mußte, um vor den siegreichen Franken nur Jerusalem nothdürftig zu decken, umspannte sein Blick mit unverminderter Weite und Schärfe alle Länder des Islâms von Westafrika bis nach Persien hinein. Seine rechte Hand in allen Angelegenheiten der Verwaltung und Diplomatie, Muchji ed-dín Abu Alí Abd er-Rachím, genannt el-Kádi el-fádil „der vortreffliche Richter" — ein vertrocknetes kleines Männchen von unglaublicher Rührigkeit, das während einer Audienz gleichzeitig noch einen Brief schreiben und zwei dictiren konnte — wurde nicht müde, Botschaften über Botschaften nach allen Himmelsrichtungen zu entsenden, wo man Hilfe zu heischen vermochte: überall umsonst. Es war der kurdische Sultan, welcher den Islâm hielt, nicht der Islâm mehr, der seine Bekenner trieb. Nichts beleuchtet schärfer den weitgehenden Verfall des Mohammedanismus schon in damaliger Zeit, als dies Verhältniß, wenn man es mit dem jugendlich ungestümen und doch vielverheißenden Aufstreben des christlichen Westens vergleicht.

Indeß, das Schicksal gönnte dem schwergeprüften und erprobten Fürsten einen letzten schönen Sonnenblick, an welchem die schon müde werdenden Augen des mit 57 Jahren früh Gealterten noch einmal sich laben durften. König Richard hatte neben dem Herzen eines Löwen das Gehirn eines Vogels: da er niemals, Saladdin immer wußte, was er wollte, so begnügte das Muster eines fahrenden Ritters sich schließlich mit den unfruchtbaren Lorbeeren eines Dutzends von Siegen, und verzichtete in dem Frieden oder vielmehr Waffenstillstand vom 21. Scha'abán[1]) 588 (1. Sept. 1192) auf die

1) Andere nennen den 2?. = 2. September: wie es scheint, weniger richtig.

Ansicht von Akkon.

Befreiung Jerusalems. Als grade ein halbes Jahr später der große Sohn des Eijúb, an einem hitzigen Fieber erkrankt, sein Ende herannahen fühlte, konnte er seine letzten Verfügungen in dem Bewußtsein treffen, daß er nicht umsonst gelebt hatte: der grimme „König von Angiltár", wie ihn die Muslime nennen, war ins Abendland zurückgegangen, sich von seinen guten Freunden einsperren zu lassen, der gefährliche Markis dem Assassinendolche gefallen — auch wenn die Nachkommen an Tüchtigkeit erheblich zurückblieben, ließ sich hoffen, daß wenigstens die Haupterrungenschaften dieser zwanzig mühseligen und ereignißvollen Jahre dem Islám nicht wieder verloren gehen würden. In der That ist es im Wesentlichen bei den Ergebnissen von Saladdins Heldenlaufbahn verblieben: freilich war er wie der erste so auch der letzte wahrhaft große Mann aus dem Stamme der Eijubiden, aber auch das Abendland hat sich nach der riesigen Anstrengung des gleichzeitigen Kreuzzuges der Deutschen unter dem Rothbart, der Franzosen und Engländer unter Philipp und Richard nie wieder zu einem gleich umfassenden Unternehmen aufgerafft. Um einen recht bezeichnenden Ausdruck, der eben in diesen Tagen gegenstandslos zu werden scheint, für weitere Verwendung zu retten: der Kampf um das heilige Land „versumpfte" seit dem Ende des dritten Kreuzzuges und dem Tode Saladdins; ob er äußerlich ein paar Jahre früher oder später zum Abschlusse kommen sollte, hing von den Umständen ab, war aber für den Gang der geschichtlichen Entwicklung im Großen und Ganzen unwesentlich. In der Hauptsache war schon damals der Anlauf des christlichen Westens gegen den mohammedanischen Osten gescheitert: ich widerspreche nicht, wenn es heißt,[1]) zum Unheil Beider. Denn auch nachdem sie den Sturm abgewettert, zeigten die westasiatischen Dynastien kurdischer wie türkischer Herkunft dieselbe erschreckende Unfähigkeit, zu einem für ihre Länder und Völker erträglichen Bestande zu kommen, welche eben das Unglück Persiens vollendete: hier wie dort geht der Verfall unaufhaltsam seinen Weg.

Saladdin war ein viel zu kluger Mann, um nicht vorauszusehen, daß nach seinem Tode die Hinterbliebenen um die Erbschaft in Streit gerathen würden. Schon bei seinen Lebzeiten hatte, während er selbst vor Akkon festgenagelt war, zu seiner großen Entrüstung einer seiner Neffen den Frieden Mesopotamiens durch eigensüchtige Unternehmungen zur Mehrung seiner Besitzthümer gestört. Andererseits zwang ihn die Unzuverlässigkeit der türkischen Emire, nach Möglichkeit die wichtigsten Posten mit seinen nächsten Angehörigen zu besetzen; wenn er nun die Augen schloß, so war kaum zu hoffen, daß etwa zu Gunsten dessen, welchen er sich zum Nachfolger verordnet, die Uebrigen auf die eignen Herrschaften verzichten oder auch nur dem neuen Oberherren sich willig fügen möchten. Wie schwere Sorge dem großen Fürsten diese Dinge gemacht haben, sieht man daraus, daß er die früh entworfenen Bestimmungen über ihre Regelung mehr als einmal bei Krankheiten, die ihn

1) Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (No. 21 dieser Sammlung) S. 429.

an sein Ende mahnten, abgeändert hat. Siebenzehn Söhne hatte er, und seinen Bruder Abu Bekr Mohammed, bekannt unter dem Beinamen El-Melik el-ádil „der gerechte König", der ihm ein treuer Helfer in den schwersten Zeiten gewesen, konnte er weder übergehen, noch durfte er es wagen, ihm etwa das Sultanat, die Oberherrschaft über die Anderen, zu verleihen: hatte er doch selbst durch Verdrängung der Sengiden und gelegentliches Beiseiteschieben der Nachkommen seines Oheims Schirkúh ein Beispiel gegeben, wie ehrgeizige Menschen in solchem Falle zu handeln pflegen. Schließlich entschied er sich dafür, seinen ältesten Sohn Alí, genannt El-Melik el-Afdal „der vortrefflichste König"[1]) zum Sultan mit der unmittelbaren Verfügung über Damaskus und die südliche Hälfte von Syrien zu ernennen; Aegypten erhielt Melik Asís, Nordsyrien mit Haleb Melik Záhir; seinem Bruder Melik Ádil hinterließ er, was von Mesopotamien verfügbar war und daneben die Schlösser Karak und Schaubek im Südosten des todten Meeres, welche er früher als Lehen besessen. Diese Verfügungen waren schon längere Zeit vor seinem Tode in Kraft getreten: als nun am 27. Sfafar 589 (4. März[2]) 1193) der große Herrscher zu Damaskus den letzten Athemzug gethan hatte, blieb, da Afdal ebenso dort bereits residirte, wie die Uebrigen in den ihnen zugewiesenen Provinzen, für eine Weile scheinbar Alles beim Alten. Dauer aber versprachen die Verhältnisse von vorn herein keineswegs. Jeder von den vier Königen hatte unter sich als Befehlshaber der Truppen und Statthalter in den einzelnen Bezirken natürlich Emire, deren Verläßlichkeit selbst unter Saladdin nicht immer über jeden Zweifel erhaben gewesen war; zudem aber war eine ganze Anzahl dieser Vertrauensstellungen von den übrigen Söhnen und einigen sonstigen Verwandten des verstorbenen Sultans besetzt: es lag auf der Hand, daß bei etwaigen zwischen den vier Oberherren ausbrechenden Streitigkeiten jeder von jenen in der Lage war, hüben oder drüben Partei zu nehmen, und daß hieraus, sobald keine überlegene Persönlichkeit sich der Zügel bemächtigte, je länger je mehr eine ganz greuliche Verwirrung und allgemach die thatsächliche Zersplitterung des Gesammtreiches in einen Haufen ohnmächtiger Kleinstaaten sich ergeben mußte. So ist es denn in der That gekommen. Die Erben Saladdins begannen kaum ein Jahr nach dem Heimgange desselben über einander herzufallen; und wenn trotz dem Hin und Her der ewigen Kriege zwischen ihnen bis zum J. 635 (1238) ein leidlicher Ueberblick dadurch ermöglicht wird, daß es ab und zu doch immer noch einem der Eijubiden gelingt, wenigstens den größten Theil des von dem Gründer ihrer Dynastie gewonnenen Gebietes wieder zu vereinen, so bricht in dem bezeichneten Zeitpunkte in der

1) Ich begnüge mich im Folgenden der Kürze wegen mit Nennung dieser Beinamen, unter welchen die eijubidischen Fürsten am bekanntesten sind, darf mir wohl auch die jedesmalige Uebersetzung der Titulaturen, die schließlich nur Variationen desselben Themas sind, ersparen. 2) Die Rechtfertigung des Datums s. bei Weil, Gesch. der Chalifen, III, 426 Anm. 5.

That ein Krieg Aller gegen Alle aus, in welchem z. B. gleich zwischen 635 und 637 (1238—1240), d. h. binnen zwei Jahren Damaskus drei verschiedene Herrscher gehabt hat, und die endlosen Balgereien zwischen den großen und kleinen Herren kaum noch zu verfolgen sind. Für die Geschichte des Islâms im Ganzen sind die Einzelheiten derselben jedenfalls vollkommen werthlos; ich begnüge mich daher, die Hauptzüge der Entwicklung anzudeuten.

Bereits im J. 590 (1194) erregte Afdal von Damaskus (589—592 = 1193—1196) die Unzufriedenheit seiner Emire, die in Folge dessen Asîs von Aegypten zum Einschreiten aufforderten. Durch Vermittlung Záhirs von Haleb (589—613 = 1193—1216) und Ádils von Karak (589—615 = 1193—1218) ward der Friede hergestellt, doch wiederholten sich 591 (1195) die Zwistigkeiten, und 592 (1196) verband sich Ádil selbst mit Asîs, beide verjagten den Afdal, und Ádil nahm von Damaskus Besitz. Er führte die Regierung dorten vorläufig in Person, übertrug sie aber seinem Sohne Melik Mo'azzam (596—624 = 1200—1227), als er selbst nach Asîs' Tode an Stelle von dessen unmündigem Nachfolger nicht ohne verschiedene Kämpfe sich Aegyptens bemächtigt hatte (596 = 1200). Hiemit war der größte Theil des Reiches — außer dem Nillande und den Gebieten von Karak und Mesopotamien auch Damaskus, d. h. das südliche Syrien — wieder in seiner Hand vereinigt. Sein Neffe Záhir, der weiter nichts als Nordsyrien hatte, wagte sich ihm nicht mehr zu widersetzen und nahm seinen Besitz von ihm zu Lehen; er rettete Haleb dadurch für seine Nachkommen, die bis zum Eindringen der Mongolen (Ende 657 oder Anf. 658 = 1259) dort regiert haben. Da auch die Ortokiden von Maredîn (599 = 1202/3) und der Sengide Kotb ed-dîn, Herr von Sindschár (600 = 1203/4) dem Ádil huldigten, da ferner einer seiner Söhne, Melik Auchad, der ihn in Mesopotamien vertrat, im J. 604 (1207/8) das Gebiet der schon früher (oben S. 140) ausgestorbenen Schâh-Armen von Chilât in Besitz nahm, so gebot Saladdins Bruder in seinen letzten Jahren fast über umfangreichere Länderstrecken als jener selbst; freilich nachdem er seine Neffen der ihnen gebührenden Herrschaft beraubt, aber doch nicht ohne die Berechtigung, welche eine tüchtige Regierung ihm wenigstens nachträglich verlieh. Immer abgesehen von Haleb verblieb auch später das Reich in den Händen seiner Nachkommen unter Ausschluß der Kinder und Enkel Saladdins wenigstens von den wichtigeren Herrschaften. Nachdem er während seiner früheren Jahre den Kreuzfahrern in Syrien im Ganzen doch ziemlich die Stange gehalten, traf ihn im J. 615 (1218) der Schlag, daß Herzog Leopold von Oesterreich mit den Kreuzfahrern in Aegypten einbrach und das für uneinnehmbar gehaltene Damiette mit erfolgversprechendem Anlaufe berannte.[1]) Kurz darauf erkrankte er und starb (615 = 1218), indem er seinem Sohne Melik Kâmil (615—635 = 1218—1238) die schwere Aufgabe hinterließ, Aegypten von den Franken

1) S. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Nr. 21 dieser Sammlung) S. 315 ff.

zu säubern. Mit Hilfe seines Bruders Mo'azzam von Damaskus löste er sie glücklich: Damiette wurde zwar verloren (616 = 1219), aber vor Ablauf zweier Jahre zurückgewonnen (618 = 1221). Kaum aber waren die Söhne Ádils dieser Sorge ledig, als sie untereinander Kriege zu führen begannen (619—621 und 623—624 = 1222/4 und 1226/7), an welchen ein dritter Bruder, Melik Aschraf, Nachfolger des 607 (1210/11) gestorbenen Auchad in Mesopotamien und Chilát (607—635 = 1210/11—1237), eifrig Antheil nahm. Mo'azzam war ein thatkräftiger und rücksichtsloser Herrscher, der in diesen Fehden schließlich kaum den Kürzeren gezogen hätte; als er indeß 624 (1227) starb, fielen die beiden Anderen über seinen Sohn Melik Náßir[1]) Da'úd her, nahmen ihm Damaskus ab (626 = 1229) und entschädigten ihn mit dem entlegenen Karak (oben S. 149, Anm. 2), wo er bis 647 (1249) gehaust und durch mancherlei Einmischungen in die späteren Kämpfe seiner lieben Verwandten sich gerächt hat. Schließlich auch von da vertrieben, hat er unter den Beduinen des Irák ein abenteuerliches Leben geführt und ist nach mancherlei Schicksalen 656 (1258) an der Pest gestorben, durch eine merkwürdige Fügung dicht bei Damaskus, das er einst als Sultan beherrscht hatte. Die es ihm damals entrissen, theilten sich in den Raub so, daß Kámil zu Aegypten das südliche Syrien und Mesopotamien bekam, während Aschraf gleichzeitig Damaskus und Chilát beherrschte — natürlich ließ er in Letzterem sich vertreten. Auf Kámil in erster Linie drohte nach dieser sonderbaren Eintheilung wieder die Hauptlast des fünften Kreuzzuges zu fallen, den eben jetzt Kaiser Friedrich II. unternahm;[2]) da indeß beiden Glaubenskämpfern darum zu thun war, möglichst nicht zu kämpfen, erfolgte der bekannte Vergleich — ein schöner Triumph der Staatskunst des Hohenstaufen in jedem Falle —, nach welchem Jerusalem mit einem bis Joppe führenden schmalen Landstriche von Kámil den Christen zurückgegeben wurde (626 = 1229). Bekanntlich sind die eifrigeren Gläubigen beiderseits über das Abkommen sehr ungehalten gewesen: die Muslime, weil sie Jerusalem verloren, die Christen, weil sie es ohne Hohe Päpstliche Genehmigung wiederbekamen. Beiden Theilen konnte ziemlich bald geholfen werden: nachdem schon 637 (1239) Náßir Da'úd von Karak Jerusalem überfallen und verschiedentlichen Unfug angerichtet, ward die heilige Stadt 642 (1244) von greulichen Türkenbanden aus dem Osten,[3]) welche Kámils Sohn Melik Ssálich Eijúb von Aegypten angeworben, endgiltig erobert und in einer Weise verwüstet, die bedenklich an den frommen Eifer der Christen im ersten Kreuzzuge erinnerte.

Etwas energischer als gegen den deutschen Kaiser zeigte Kámil sich

1) Es ist eine höchst lästige Zugabe zu der ohnehin nicht eben leicht zu überblickenden Geschichte der Eijubiden, daß ihre offiziellen Titel, mit denen sie gewöhnlich bezeichnet werden, sich häufig bei verschiedenen Personen wiederholen. Um Verwechslungen zu vermeiden, fügt man in solchen Fällen den Eigennamen hinzu. 2) S. Kugler a. a. O. S. 336 ff. 3) Vgl. unten S. 166 f. 213. 228 und Kugler a. a. O. S. 352 ff.

gegen seine Grenznachbarn im Norden. Dort ging es im Reiche der Seldschuken von Rúm um diese Zeit ähnlich zu wie bei den Eijubiden. Kilidsch Arslan II. (oben S. 147), welcher seit Verdrängung der Söhne Danischmends (oben S. 140) über alles Land zwischen dem Meere, beziehungsweise den byzantinischen Grenzen, dem Königreiche Kleinarmenien, Nordsyrien, Mesopotamien, Hißn Kéfa und den seit längerer Zeit unter eignen Fürsten stehenden Gebieten von Erzerúm[1]) und Ersingán gebot, hatte ähnlich wie Saladdin schon bei Lebzeiten die Provinzen durch seine zehn Söhne verwalten lassen;[2]) einer derselben aber, Kotb ed-dín von Sfiwas, hatte sich des Vaters gewaltsam bemächtigt (vor 586 = 1190), um in seinem Namen die Oberherrschaft über das ganze Reich zu üben. Darüber war es zwischen den Brüdern zum Kriege gekommen, während dessen es dem Greise gelang, aus dem Gewahrsam des unnatürlichen Sohnes zu entfliehen. Hilflos irrte der eben noch so ansehnliche Fürst nun von einem seiner Kinder zum andern, bis er zuletzt bei Gijáth ed-dín Kei-Chosrau,[3]) dem er früher Karien und Pamphylien übertragen hatte, Aufnahme fand. Der nahm sich endlich thätig seines Vaters an, vertrieb den aus den Kämpfen mit den Kreuzfahrern unter Kaiser Friedrich dem Rothbart[4]) nicht ungeschwächt hervorgegangenen Kotb ed-dín aus Ikonium, und warf sich, als Kilidsch Arslan im J. 588 (1192) gestorben war, selbst zum Sultan auf. Zwar ward er von einem anderen der Brüder, Rukn ed-dín Sfuleimán, für eine Weile vertrieben;[5]) als der aber, nachdem er 597 (1201) das wichtige Erzerum seinen bisherigen Herren abgenommen und dem Reiche von Rúm hinzugefügt, im J. 600 (1204) gestorben war, kehrte Kei-Chosrau zurück und vermochte 601 (1205) sich des ganzen Landes zu bemächtigen. Im Kriege gegen den Byzantiner Theodoros Laskaris[6]) fiel der tüchtige Herrscher 607 (1211); sein Sohn Kei-Ka'ús (607—616 = 1211—1219) dagegen wußte es zu

1) Ich behalte die heute übliche Schreibung der bekannten Hauptstadt von Türkisch-Armenien bei; ursprünglich heißt sie Erfen er-Rúm „das Erfen von Rúm" (s. oben S. 113) im Gegensatze zu Erfingán, welches auch Erfen Dijár Bekr „das Erfen von Dijár Bekr" (I, 543, Anm. 1) genannt wird. 2) Das ist schon nach dem arabischen Sprachgebrauch zweifellos der Sinn der Worte Abulfedas (Annal. Muslem. ed. Reiske-Adler IV. Hafn. 1792, S. 128), dessen Auffassung dieser Vorgänge allein verständlich und darum richtig ist, auch zu den von Reiske citirten Stellen des Nicetas in dem, worauf es hier ankommt, paßt. Die in den abendländischen Geschichtswerken fortgepflanzten Berichte des Barhebräus (Greg. Abulpharagii Chronicon ed. Bruns-Kirsch, Lips. 1789, S. 423 Text, 432 Uebers.; Historia Dynastiarum ed. Pococke, Oxon. 1663, S. 420 Text, 276 Uebers.) von einer „Theilung des Reiches" unter die Söhne bei Kilidsch Arslans Lebzeiten u. s. w. (Hertzberg, Gesch. d. Byz., Nr. 72 dieser Sammlung, S. 334; Kugler, Gesch. der Kreuzzüge, Nr. 20 S. 214) sind demgemäß nach der obigen Darstellung zu verbessern. 3) Die mit Kei, einem persischen Worte für Großkönig, beginnenden Namen der ikonischen Sultane sind der altpersischen Sagengeschichte, beziehungsweise dem Schâhnâhmeh Firdusis (oben S. 63) entlehnt. 4) S. Kugler a. a. O. S. 214ff. 5) Vgl. Hertzberg a. a. O. S. 339ff. 6) A. a. O. 386. 390.

erreichen, daß Laskaris, welcher der Lateiner wegen sich mit dem Türken stellen mußte, ihm tributpflichtig wurde.[1]) Mehr noch: von einer Streifschaar, welche gegen die Komnenen von Sinope und Trapezunt recognoscirte,[2]) ward der Kaiser Alexios gefangen genommen, und in Folge dessen mußte nicht allein Sinope den Türken überlassen werden (611 = 1214), sondern Trapezunt selbst trat in ein Vasallenverhältniß zu den seldschukischen Sultanen, aus welchem erst die Auflösung des Reiches von Ikonium durch die Mongolen es befreite. Nach Kei-Ka'ús' Tode ward sein Bruder Kei-Kobád (616—634 = 1219—1237) Sultan. Er setzte die erfolgreiche Kriegspolitik seiner Vorgänger fort: blieb ein gelegentliches Uebergreifen nach der Krim[3]) ohne bedeutende Folgen, so gelang es ihm doch, sein Reich an der Südküste von Kleinasien nicht unerheblich zu erweitern, indem er den Kleinarmeniern das Land bis Seleucia entriß. Auch von Norden her brach er in das armenische Königreich ein und führte gegen die christlichen Herren desselben mehrere glückliche Kriege: kein Wunder, daß er schließlich auch mit den Eijubiden, deren Fürstenthümer hier unmittelbar angrenzten, Händel bekam. Schon Kei-Ka'ús war im Jahre vor seinem Tode (615 = 1218/19) gegen das Gebiet von Haleb vorgegangen und hatte gegen Melik Aschraf, der seinem Vetter Hilfe gebracht und das feindliche Heer zurückgeworfen, einen Bund mesopotamischer Kleinfürsten zu Stande zu bringen gesucht; jetzt nun kam es zwischen dem kriegslustigen Kei-Kobád, unter welchem das Reich von Ikonium in der That eine Großmacht war, und den ebenfalls auf weitere Ausbreitung ihrer Macht erpichten Aschraf und Kámil zu erbitterten Kämpfen. Zur gemeinsamen Abwehrung eines aus dem Osten gegen beide gerichteten Angriffs (unten S. 224) waren beide im J. 627 (1230) noch verbündet gewesen, und auch die Einverleibung des längst unter eijubidischem Einflusse stehenden Erzingán (S. 164 Anm. 1) in das benachbarte Mesopotamien hatte der Seldschuke ruhig mit angesehen; jetzt aber, im J. 631 (1233/4), fiel er auf einmal in Aschrafs[4]) Gebiet bei Chilát ein. Kámil fand die Gelegenheit günstig, den Kriegsfall zur Erweiterung des Eijubidenstaates nach Kleinasien

---

1) S. Houtsma, Ueber eine türkische Chronik (Actes du 6. Congrès des Orientalistes, Leiden 1885, II, 1 S. 376 ff.), der aus neuen Quellen Ergänzungen des bisher Bekannten (Hertzberg a. a. O. S. 391 f.) bietet. 2) Diese näheren Umstände sind nicht ganz sicher, wohl aber die Gefangennahme selbst und ihre Folgen. Die auf einer Hypothese Fallmerayers beruhenden Angaben von der Tödtung Davids u. s. w. (Hertzberg a. a. O. S. 391 f.) sind als unbegründet fallen zu lassen; s. Houtsma a. a. O. S. 378 f. 3) Houtsma a. a. O. S. 380. 4) Nicht Kámils, wie Abulfeda (Ann. Muslem. ed. Reiske-Adler IV, 401) will. Nach Ibn el-Athírs ausdrücklicher Angabe (ed. Tornberg XII, 316), welcher Abulfeda selbst an einer anderen Stelle (IV, 347) folgt, trat bei der Theilung Syriens 626 Aschraf dem Kámil nur einige mesopotamische Städte ab und im J. 627 (XII, 319) heißt der Erstere ausdrücklich noch „Herr von Chilát". Bei dem Heere, an dessen Spitze Kámil sich aufmachte, den Einbruch in das Gesammtreich zurückzuweisen, befand sich auch Aschraf: Abulf. IV, 401.

hinein zu benutzen, und zog an der Spitze eines von beinahe sämmtlichen seiner Unterkönige gestellten und begleiteten Heeres gegen die westlich vom oberen Euphrat gelegenen seldschukischen Bezirke. Da seine Vasallen oder vielmehr Bundesgenossen im letzten Augenblicke versagten, konnte Kei-Kobád einen großen Theil Mesopotamiens in Besitz nehmen (632 = 1234/5); im nächsten Jahre (633 = 1235/6) warf ihn Kámil wieder hinaus, und so ließ sich die Sache nach einem längeren Kriege an, als Kei-Kobád 634 (1237) starb. Sein Nachfolger Kei-Chosrau II. (634—642[1]) = 1237—1244) machte einen Augenblick Miene, den Streit zu erneuern, erhielt aber durch innere Unruhen und die ersten Stöße des herannahenden Mongolensturmes genug bei sich im Hause zu thun. Doch nützte es den Eijubiden wenig, diesen Feind losgeworden zu sein: denn nun geriethen sie wieder einmal miteinander zusammen. Kámils letzte Erfolge hatten Aschraf und andere der Kleinfürsten eifersüchtig gemacht; um der Empörung, die von ihnen vorbereitet wurde, zuvorzukommen, rückte Jener in Syrien ein (635 = 1237/8). Er fand Aschraf nicht mehr unter den Lebenden; sein nach ihm zu Anfang des J. 635 (1237) in Damaskus zur Regierung gekommener Bruder Melik Sálich Isma'íl konnte die Stadt nicht halten, indeß bald nach ihrer Einnahme starb auch Kámil (635 = 1238), und nun begann ein wüstes Hin- und Herzerren aller der kleinen Herren, von denen Jeder sich einbildete, den Saladdin spielen zu können.

Aber weder Menschen noch Dinge befanden sich mehr in der gleichen Verfassung, wie unter dem großen Stifter der Eijubidendynastie. Längst waren die Spuren beginnender Auflösung in allen Staaten Vorderasiens immer deutlicher zu Tage getreten. Schon unter Saladdin und Ádil hatte es sich ereignet, daß Haufen von Turkmenen und Kurden, wie sie als Irreguläre in den Heeren der Sultane eine nur zu große Rolle spielten, aneinander gerathen waren, sich fechtend und plündernd über Mesopotamien und Nordsyrien ergossen und nur mit größter Mühe wieder zur Ordnung hatten gebracht werden können. Jetzt überschritten als die ersten Vorboten der beginnenden Völkerwanderung, vor den nach Westen drängenden Mongolen flüchtend, neue Türkenschaaren den Tigris; sie ließen sich ja willig finden, bei den ikonischen Sultanen wie den eijubidischen Herren Dienste zu nehmen, aber es war rohes und zuchtloses Volk, zu den ärgsten Ausschreitungen geneigt, dazu jeden Augenblick den Herren zu wechseln bereit. Nun hatten die Eijubiden schon seit einiger Zeit, je weniger Verlaß auf Emire und Soldaten war, immer mehr gesucht, dem Sinken ihrer Herrschermacht durch Schaffung neuer und ihnen persönlich ergebener Truppen entgegenzuarbeiten. Türkische Kriegsgefangene, wie es deren bei den unablässigen Kämpfen der Zeit zu Tausenden gab, wurden aufgekauft und Leibregimenter aus ihnen gebildet, die naturgemäß dem Fürsten, dessen persönliche Gunst sie genossen, für den Augenblick eine

1) So Barhebräus; 654 (nicht 645) Abulfeda (= 1256 v. Chr.).

sichere Stütze gewährten. Mamlúken,[1]) d. h. Kaufsklaven, nannte man sie, und je mehr die Verfassung des Eijubidenreiches ins Wanken gerieth, um so eifriger waren die Herren der größeren Provinzen, welche über verhältnißmäßig bedeutende Mittel verfügten, insbesondere also die von Damaskus und Kairo, beflissen ihre Zahl zu mehren, nicht ahnend, daß nach der Art solcher Prätorianertruppen auch diese bei der ersten Gelegenheit es mit ihren Königen machen würden, wie einst die türkischen Garden der Chalifen mit den Abbaßiden (vgl. I, 521). Die Stunde, wo es geschehen sollte, schlug bald nach dem Tode Aschrafs und Kámils. Des Letzteren ihm als Sultan folgender Sohn Melik Ádil II. (635—637 = 1238—1240) konnte Damaskus von Aegypten aus nicht halten, nach einigen Zwischenfällen ward die syrische Hauptstadt von seinem Bruder Melik Sálich Eijúb (der oft auch mit seinem Vornamen Nedschm ed-din bezeichnet wird) in Besitz genommen (636 = 1238); über den kam indeß bereits 637 (1239) wieder Melik Sálich Isma'íl, der im J. 635 (1238) vertriebene Sohn Aschrafs, besetzte unvermuthet Damaskus, als Eijúb auf einem Kriegszuge abwesend war, und blieb nun bis 643 (1245; s. hier unten) Herr der Südhälfte von Syrien. Sálich Eijúb war inzwischen von Náßir Da'úd (oben S. 163) überfallen und nach Karak geschleppt, indeß schon Ende 637 (1240) auf Ádil II. von Aegypten losgelassen worden. Der kecke Handstreich, welchen er gegen diesen unternahm, gelang, Ádil wurde von einer Schaar Mamluken gefangen (637 = 1240), und Sálich Eijúb war Sultan in Kairo. Während seiner Regierung (637—647 = 1240—1249) hat dieser Mann eine größere Menge Unheil für die Welt und für seine eigenen Nachkommen gestiftet, als in einer Spanne Zeit von neun Jahren eigentlich untergebracht werden konnte. Sofort im J. 638 (1240/41) setzte er, einen nach dem andern, die hauptsächlichsten Emire des Landes gefangen; gleichzeitig nahm er von allen Seiten herzuströmende Türken aus dem Osten, sowie Mamluken in großer Zahl in seinen Dienst, und organisirte eine ausgewählte Schaar derselben zu seiner besonderen Leibtruppe. Diese erhielt auf der bei Kairo gelegenen Nilinsel Róda ihr Standlager; weil es von dem Strome umflossen war, nannte man seine Insassen die bachritischen[2]) Mamluken. Sie bewährten sich als Kriegswerkzeug zunächst vortrefflich: als gegen den gemeingefährlichen Herren von Aegypten ein Bündniß zwischen Náßir Da'úd von Karak, Sálich Isma'íl von Damaskus und den Franken zu Stande gekommen war, schlug der Mamlukenoberst Beibars die vereinigten Mannschaften derselben 642 (1244) bei Gaza, und nun begann eine wahrhaft schauerliche Verwüstung Palästinas und Syriens durch die greulichen Türkenbanden, welche in demselben Jahre (vgl. S. 163) Jerusalem, 643 (1245) Damaskus, 644 (1246) Baalbekk, 645 (1247) Askalon und Tiberias für ihren Herren eroberten. Während des sechsten Kreuzzuges[3])

1) Mamlúk ist ein arabisches Participium, welches ursprünglich „erworben, erkauft" bedeutet. 2) Bachr heißt arabisch Meer und großer Strom. 3) S. Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (Nr. 21 dieser Sammlung) S. 364 ff.

ſtarb Sſálich Eijúb (647 = 1249); ſeine Wittwe Schedſcheret ed-durr,[1]) welche ſich äußerſt mannhaft benahm, wurde von Turan-Schâh, dem erſt ſpäter aus Meſopotamien eintreffenden Sohne Eijúbs von einer anderen Mutter, ſchlecht behandelt, und auch ſonſt erregte der junge Fürſt die Unzufriedenheit der Mamluken. So kam es zu einer Empörung; unter Leitung des Beibars ward Turan-Schâh ermordet (648 = 1250) und ein unmündiger Enkel Kâmils als Sultan ausgerufen. Die wirkliche Regierung übernahm einer der Mamluken, der turkmeniſche Emir Eibek. Er hatte zunächſt Aegypten gegen äußere Angriffe zu vertheidigen. Auf die Nachricht vom Tode Sſálich Eijúbs hatte ſich der Fürſt von Haleb, ein Urenkel Saladdins — er führte auch deſſen ſtolzen Namen El-Melik en-Náßir Sſalách ed-dín Júßuf, ſah ihm aber ſonſt wenig ähnlich — des Gebietes von Damaskus bemächtigt (648 = 1250) und verſuchte von da auch Aegypten anzugreifen; wiederholt zurückgeſchlagen, bequemte er ſich 651 (1253) zum Frieden. Der Erfolg machte den Eibek übermüthig: er beſeitigte 652 (1254) den Eijubiden, heirathete Schedſcheret ed-durr und nahm ſelbſt den Sultanstitel an, blieb dabei aber ſeiner Pflichten gegen die Frau, der er ſchließlich ſeine Würde verdankte, ſo wenig eingedenk, daß er 655 (1257) neben ihr eine jüngere und hübſchere zu ehelichen ſich anſchickte. Er kannte die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Gattin ſchlecht: ſie ließ ihn einfach ermorden (655 = 1257), und wenn ſie auch dafür von den Mamluken gefangen geſetzt und ſpäter getödtet wurde, ſo wuchs doch Eibeks unmündiger Sohn nicht zu eigner Ausübung der Herrſchaft heran. Sein Vormund, der Mamluke Kotuſ, ließ ſich 657 (1259) ſelbſt als Sultan von Aegypten huldigen: ihm und ſeinen Nachfolgern werden wir nicht minder, als den letzten Eijubiden Syriens, noch weiter begegnen, und zwar, wenn auch in ſehr verſchiedenartigen Rollen, als Perſonen der großen Tragödie, deren Vorſpiel ſeit Jahrzehnten bereits auf einer öſtlicheren Bühne im Gange war.

1) Der Name bedeutet „Perlenbaum"; die oben gegebene Form iſt vermuthlich richtiger als das anderweit überlieferte Schedſcher ed-durr, welches „Perlengebüſch" bedeuten würde. — Zur Sache vgl. Kugler a. a. O. S. 367. 369ff.

Fünftes Capitel.

Das östliche Staatensystem und die Vorboten der Katastrophe.

Während in dem eigentlichen Persien und den Westprovinzen die Kämpfe zwischen den Seldschukischen Sultanen und ihren Atabegen und sonstigen Emiren fast ununterbrochen tobten, verdankten Choraßán und seine Nebenländer einem Fürsten, in welchem die Kraft Togril-Begs und Alp Arslans noch einmal erwacht schien, eine beinahe vierzigjährige Zeit der Ruhe und Ordnung im Innern, der Bedeutung, ja des Glanzes nach Außen, wie sie kaum unter Nisám el-mulks Verwaltung dagewesen waren. Es ist der letzte und bedeutendste Sohn Melikschâhs, Sindschar (oben S. 119 f.), der hier mit Einsicht und Kraft geherrscht und, wie auf die irákischen Besitzungen seiner Neffen (oben S. 124), so auf die seine Ostgrenzen berührenden Staaten der Gasnewiden und transoxanischen Türken mit Nachdruck seinen Einfluß geltend gemacht hat. Von seiner Regierung in Merw[1]) hingen zum Theil schon seit 490 (1097), in dem Frieden von 497 (1104) ihm endgiltig zugesprochen, außer dem eigentlichen Choraßán die Bezirke von Balch und Herát, sowie Gorgán ab; dann aber auch Chwárism und Sedschestán. Das erste dieser beiden verwaltete seit 490 (1097), von einem Feldherrn Barkijároks eingesetzt, aber später durch Sindschar bestätigt, Mohammed, Sohn des Anuschtegín (oben S. 109), mit dem Titel eines Chwárismschâh („Chwárism-König") ziemlich selbständig (bis 522 = 1128), doch unter des Sultans Oberhoheit; Sedschestán aber stand, wie immer, seit es sich den Seldschuken in die Arme geworfen (S. 77), unter einem einheimischen König[2]) Tádsch ed-dín Abu'l-fatch Ibn Táhir (reg. 480—559 = 1087/8—1163/4), der übrigens, wie rühmend hervorgehoben wird, dem Sindschar in unerschütterlicher Treue zugethan war. Hörig war dem seldschukischen Fürsten auch Transoxanien. Im Jahre 495 (1102) hatte nämlich der Chán dieses Landes sich in die Kriege zwischen den Söhnen Melikschâhs eingemischt, war aber von Sindschar, oder vielmehr von den Emiren des jugendlichen Fürsten geschlagen und gefangen genommen worden; statt seiner hatte man ein anderes Mitglied der Chánsfamilie, welches durch seine Mutter, eine Schwester

1) Daß seine Residenz wenigstens in der zweiten Hälfte seiner Regierungsdauer nicht Nischapúr, sondern Merw gewesen ist, ergiebt sich aus Ibn el-Athír XI, 44. 63. 117. 146. 2) Er wie seine Nachkommen werden als zur Familie des Chalaf Ibn Achmed gehörig bezeichnet und durch ihn auf die Saffariden zurückgeführt. Ersteres ist nicht unwahrscheinlich; zu Letzterem vergl. S. 57, Anm. 2.

Sſindſchars,[1]) dem Hauſe der Sſeldſchuken verwandt war, Arslan Chán Mohammed, als Herrſcher in Sſamarkand eingeſetzt. Dieſer, welcher vermuthlich grade ſeiner Beziehungen zu den Sſeldſchuken wegen bei ſeinen Unterthanen nicht überall beliebt war, hatte wiederholt mit Empörungen zu kämpfen und zudem war ſeine Abhängigkeit von Sſindſchar eine ziemlich loſe; immerhin blieb das Verhältniß längere Zeit hindurch ganz erträglich und ſtellte zum Wenigſten eine gute Grenzdeckung im Nordoſten dar. Weniger direct zunächſt bekam das Uebergewicht des mächtigen Nachbars das Reich der Gaſnewiden zu fühlen. Sſedſcheſtán freilich hatten dieſe gänzlich aufgeben müſſen; davon indeß abgeſehen waren ihre Beziehungen zu den Sſeldſchuken ſeit dem Frieden zwiſchen Tſchákyr-Beg und Ibrahím (451 = 1059; oben S. 77) nur ſelten durch kleinere Reibungen getrübt. Die beiden Gaſnewiden Ibrahím (450—492 = 1059—1099) und ſein von einer Schweſter Alp Arslans ihm geborener Sohn Alá ed-daula Mas'úd II. (492—508 = 1099—1115) begnügten ſich, abgeſehen von gelegentlichen Feldzügen in Indien, bei denen man doch kaum einmal über den Ganges kam, mit Erhaltung ihres Beſitzes und werden als gute Verwalter und als Förderer der Künſte des Friedens gerühmt; als aber der Letztere ſtarb, kam die Ordnung im Lande bald in ein bedenkliches Schwanken, das ſchließlich auch den Nachbarſtaat in Mitleidenſchaft zog. Mas'úds Sohn und Nachfolger Schérſád (508—509 = 1115/16) ward nach etwa einjähriger Herrſchaft von ſeinem jüngeren Bruder Arslan-Scháh (509—512 = 1115/16—1118) verdrängt und getödtet. Das gleiche Schickſal drohte Mas'úds übrigen Söhnen, die von dem Uſurpator eingekerkert waren: einem von ihnen, Bachrám-Scháh, gelang es indeſſen, nach Kirmán zu entfliehen. Der Nachkomme Káwurds (oben S. 113), welcher dort regierte, nahm ihn freundlich auf, wies ihn auf ſeine Bitte um Hilfe aber doch an den mächtigeren Herren von Choraßán. Auch Sſindſchar war bereits, weil ſeine am gaſnewidiſchen Hofe verheirathete Schweſter von Arslan-Scháh ſchlecht behandelt worden war, gegen dieſen ſtark erbittert und ließ ſich unſchwer zu bewaffnetem Einſchreiten bewegen. Bei Gaſna ſelbſt ſchlug er den Frevler aufs Haupt und ſetzte den Bachrám-Scháh als Herrſcher ein (510 = 1117); und als der Unruheſtifter nochmals ſich erhob, ward er von Neuem geſchlagen, ſpäter auf der Flucht eingefangen und getödtet (512 = 1118). Von da ab regierte Bachrám-Scháh († 552 = 1157) über Gaſna und Indien als Lehnsmann ſeines Wohlthäters Sſindſchar, deſſen Reich ſomit um 520 (1126) dem Namen nach vom Indus und Jaxartes bis an den Euphrat reichte. Wie indeß die Anerkennung ſeiner Oberherrlichkeit in den weſtlichen Provinzen eine rein formelle geweſen iſt (oben S. 124 f.), ſo war es mit der Unterthänigkeit des Gaſnewiden auch nicht ſehr wörtlich gemeint. Allerdings wagte Bachrám-Scháh nur einmal (529 = 1135),

1) Eine ähnliche Zwiſchenheirath zur Herſtellung friedlicher Beziehungen zwiſchen den Sſeldſchuken und den transoxaniſchen Türken machte, wie uns bekannt iſt (oben S. 94), Turkán Chatun zur Frau Melikſchähs.

offen ſich von dem Lehensverhältniß loszuſagen, und als Sſindſchar hierauf mit einem Heere gegen Gaſna anrückte, ſank dem Voreiligen der Muth, daß er ſich ſchleunigſt unterwarf; indeß erhebliche Vortheile hat der ſſeldſchukiſche Sultan von dem offiziellen Eingeſtändniß fortdauernder Abhängigkeit ebenſo wenig gehabt, wie es ihm etwa in den Sinn kam, eine Einmiſchung in die Verwaltung des Landes zu verſuchen. Er ließ vielmehr den Gaſnewiden regieren, wie dieſer Luſt hatte, zufrieden, wenn er auf Ruhe und Ordnung an den öſtlichen Grenzen rechnen durfte. So erſchien Alles im beſten Geleiſe, Sſindſchar wie Bachrám-Scháh hielten zu Niſchapúr oder Merw wie zu Gaſna glänzenden Hof, ließen ſich von geiſtreichen Dichtern, welchen beide gleich gewogen waren, beſingen, unternahmen ab und zu auch wohl einen Kriegszug — der Sſeldſchuke ein paar Mal nach dem Irák (513. 522. 526 = 1119. 1128. 1132; oben S. 124) oder gegen Sſamarkand, deſſen unzuverläſſig werdenden Chán er durch ein anderes Mitglied der dortigen Herrſcherfamilie erſetzen mußte (524 = 1130), Bachrám-Scháh gegen die heidniſchen Inder — als auf einmal die ganze Herrlichkeit binnen wenigen Jahren in die Brüche ging. Scheinbar an der Unbotmäßigkeit je eines Vaſallen der beiden Fürſten, in Wahrheit aber — denn Jenes allein wäre der thatkräftige Sſindſchar ſicher Herr geworden — durch die erſten Stöße des großen Erdbebens, welches demnächſt halb Aſien und Europa mit Trümmern überſäen ſollte.

Der Chwáriſmſcháh Mohammed Ibn Anuſchtegín war 522 (1128) geſtorben; der ihm folgte, ſein Sohn Atßyſ (522—551 = 1128—1156) war ein ebenſo thatkräftiger und ehrgeiziger als unbedenklicher Mann. Er verſtand es, die Militärmacht ſeines an ſich nicht eben großen Gebietes, vermuthlich durch Heranziehung türkiſcher Streitkräfte aus dem Oſten und Norden, unverhältnißmäßig zu ſteigern, ſo daß er ſich 533 (1138/9) ſtark genug glauben konnte, ſeine Unabhängigkeit von dem Sſeldſchukenſultane durch eine ſtark herausfordernde Haltung zu bethätigen. Sſindſchar war nicht geſonnen, dergleichen zu dulden; er marſchirte perſönlich auf Chwáriſm, ſchlug den ihm mit ſeinen Schaaren entgegenrückenden Atßyſ, zwang ihn, ſeine Hauptſtadt zu räumen, und ſetzte in derſelben einen neuen Statthalter ein. Aber die Chwáriſmſchähe, die nun ſchon über vierzig Jahre im Lande regierten und es erheblich in die Höhe gebracht hatten, waren dort populärer, als die fremden Sultane: kaum war Sſindſchar mit dem Heere wieder in Choraßán, als Atßyſ zurückkehrte, mit Hilfe ſeines Volkes den ſſeldſchukiſchen Statthalter verjagte und die Provinz von Neuem in Beſitz nahm. Daß er ſie gegen einen wiederholten Angriff des Oberherren nicht würde halten können, wußte er, ſo war er genöthigt, ſich nach auswärtiger Hilfe umzuſehen. Wähleriſch konnte er in dieſer Beziehung kaum ſein, wollte es aber auch nicht: in der Schlacht gegen Sſindſchar war einer ſeiner Söhne gefallen, und Rache für deſſen Blut begehrte er faſt noch mehr, als Sicherung ſeiner Herrſchaft. Die verwundbarſte Stelle des öſtlichen Sſeldſchukenſtaates war ohne Zweifel das benachbarte Transoxanien, wo die von Sſindſchar abhängigen

Châne mit aufsässigen Stämmen oft genug zu schaffen hatten und seit 531 (1137) sich obendrein gefährlichen Angriffen vom Osten her ausgesetzt sahen. Es waren Türkvölker aus dem inneren Centralasien, welche, durch die andauernden Bewegungen und das allmähliche Vordrängen der Chinesen und Mongolen zum Verlassen ihrer Sitze gezwungen und auf das Gebiet der Châne von Kaschgar und Ssamarkand übergetreten, Weideplätze in dessen östlichem Theile gewonnen hatten. Schlechte Behandlung seitens der Châne hatte sie mißmuthig gemacht, als nach der 1122 oder 1123 (516. 517) durch die sogenannten Kin-Tataren herbeigeführten Zerstörung des großen Reiches von Chitan (Chitai, Chatai) ein Mitglied der Herrscherfamilie des Letzteren[1]) mit einer Schaar von nur 2000 Mann nach dem Westen entkam. Auf dem Wege vermehrte sich die Anzahl derselben rasch, und als er sich den Grenzen des Chanates von Kaschgar näherte, traten jene sehr zahlreichen Stämme, begierig, sich den Mißhandlungen der Châne zu entziehen, unter seine Befehle.[2]) Die Muslime bezeichnen ihn und das Volk, welches sich nunmehr unter seiner Führung vereinigt hatte, als die Kara-Chata (oder Kara-Chitai „Schwarz-Chitaier"); bald entschloß er sich zum Angriff auf Kaschgar, das bereits 522 (1128) in seinen Händen war, und nun stand eine neue Macht an den Grenzen des Seldschukenreiches, mit welcher dieses ernstlich rechnen mußte. Ssindschar hatte sich verständig darauf beschränkt, Ssamarkand und seine Umgegend unter seiner Botmäßigkeit zu halten, um die Verhältnisse des mit jenem bisher in naher Verbindung stehenden Kaschgar sich um so weniger gekümmert, als selbst Melikschâh sich in diesen Gegenden mit einer allgemeinen Anerkennung seiner Ueberlegenheit begnügt hatte (oben S. 95): es war ein Ereigniß von unberechenbarer Tragweite, daß Atßyz jetzt, wie es heißt, rachedürstend die Kara-Chitai über den Jaxartes rief. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß auch ohne solche directe Aufforderung der Herr der Chata sein Reich in westlicher Richtung zu erweitern gesucht haben würde — bei Chodschende am oberen Jaxartes war es 531 (1137) schon zu einem Kampfe zwischen ihm und dem Chân von Ssamarkand gekommen — immerhin aber hat der Chwârismschâh eine schwere Verantwortung auf sich geladen, als er zum Einrücken der Nomaden in das Gebiet von Ssamarkand selbst den Anstoß gab.[3]) Ssindschar unterschätzte die Gefahr keineswegs:

1) Der Name ist sehr verschieden überliefert: Jeliu Taschi, Tuschi Talgun, Tuschi Taifu — Tuschi soll „Befehlshaber" bedeuten. 2) Die Einzelheiten dieser Vorgänge sind sehr unsicher; ich folge in der Hauptsache Ibn el-Athîr XI, 53 ff. 3) Es steht allerdings nicht zweifellos fest, daß er dies gethan hat, weil die an sich ganz wahrscheinliche kürzere Darstellung bei Ibn el-Athîr a. a. O. mit dem unmittelbar folgenden ausführlicheren Berichte in wesentlichen Punkten nicht übereinstimmt, man also nicht einfach beide harmonistisch mit einander zusammenwerfen darf. In der ersten ist der Grund des Einmarsches der Chata die Aufforderung des Atßyz, in der zweiten das Vorrücken des nach der Niederlage von 531 (1137) von dem Herren Ssamarkands zu Hilfe gerufenen Ssindschar über den Oxus und seine Haltung gegen einige den Chata befreundete Türkenstämme Transoxaniens. Doch ist mir aus mehreren Gründen

auf die Nachricht, daß unzählige Horden von Chata sich auf die Grenzen Transoxaniens in Bewegung setzten, innerhalb deren der Chán Machmúd Ibn Mohammed bereits sich mit etlichen aufsässigen Türkenstämmen herumschlug, sammelte er ein gewaltiges Heer, welches außer dem persönlich erschienenen Herren von Sedschestán auch Truppen der Gasnewiden und ihrer Vasallen, der kriegerischen Männer des Gór (oben S. 58) verstärkten. Ueber 100 000 Mann sollen es gewesen sein, die Ende 535 (Mitte 1141) über den Oxus setzten: wenig genug davon sollten ihre Heimath wiedersehen. Die große Armee, wie es scheint von den türkischen und tatarischen Reitern nach der Art solcher Nomaden unablässig durch flüchtige Angriffe gereizt und hin- und hergezogen, erlag endlich auf ungünstigem Terrain in der Entscheidungsschlacht (5. Sfafar 536 = 9. September 1141), Zehntausende fielen oder wurden gefangen genommen, unter diesen Sindschars Gemahlin, der Fürst von Sedschestán und andere Große des Reiches — es war die böseste Niederlage, die noch ein islamisches Heer gegen Ungläubige im Osten erlitten hatte. Sie gab auf einen Schlag ganz Transoxanien den Kara-Chitai preis, deren Fürsten unter dem Namen Gur-Chán[1]) von da bis 606 (1209/10) das Land beherrschten, zur Schmach der Muslime, die hier zum ersten Male in größerer Ausdehnung den Feinden der wahren Religion unterthan wurden. Diese benahmen sich übrigens sonst ganz ordentlich, ließen wenigstens die Bewohner der Städte bis auf Einsetzung von Steuerbeamten, die für pünktliche Ablieferung der Tributzahlungen zu sorgen hatten, ziemlich unbehelligt, und gestatteten sogar einem Abkömmling der alten Chánsfamilie, weiter den Fürsten von Samarkand zu spielen. Trotzdem ist ihre Eroberung des Landes für dieses wie für den ganzen Islám verhängnißvoll geworden.

Einmal durch die empfindliche Schwächung, welche der Untergang seines Heeres der Macht Sindschars, an der im Osten Alles hing, zugefügt hatte. Allerdings mißglückte der Versuch Choraßán zu erobern, welchen der Chwárism-scháh Atßyz sofort nach der Niederlage des Sultans gewagt hatte, noch für dieses Mal. Im ersten Anlaufe freilich bemächtigte er sich, da keine organisirte Vertheidigung ihn aufhalten konnte, der Bezirke von Sarachs, Merw und Nischapúr (536 = 1141/2). Aber es ging ihm hier wie früher dem Sindschar in Chwárism: die Bevölkerung wollte nichts von ihm wissen, und er selbst scheint es für räthlich gehalten zu haben, sich zurückzuziehen, bevor der Sultan mit dem neuen Heere, dessen Bildung ihn vermuthlich schon beschäftigte, zur Wiedereinnahme seiner Residenz herankam. Wenigstens finden wir Sindschar 538 (1143/4) wieder von Merw her auf dem Wege nach Chwárism, den pflichtvergessenen Vasallen zu züchtigen. Die Macht Sindschars war doch wieder bedrohlich genug, daß Atßyz hinter den Mauern seiner Hauptstadt Schutz suchte; aber die Stadt mit Sturm zu nehmen mißglückte,

wahrscheinlich, daß Atßyz nicht ohne Grund des Einverständnisses mit den Feinden des Islams beschuldigt wird.

1) Der Name soll „Großer Chán" bedeuten, doch ist die Erklärung nicht sicher.

und nach längerer Belagerung kam es zu einem Vertrage, in welchem das Lehnsverhältniß formell von Neuem anerkannt wurde, indeß mit dem stillschweigenden Einverständniß, daß eine weitere Bedeutung ihm nicht mehr beizulegen sei. So hat nach Atßyz' Tode (551 = 1156) sein ihn beerbender Sohn Il Arslan (551—567 = 1156—1172) die Investitur des Sindschar zwar noch eingeholt, der That nach aber sich ebenso wie sein Vater vollkommen unabhängig bewegt. Mit diesem beginnt daher eine neue selbständige Dynastie, das Haus der Chwárizmschâhe, eine erhebliche, ja bald entscheidende Rolle im Osten zu spielen, eine Rolle, die freilich schon 616 (1219) ihr Ende erreichen sollte.

Atßyz ist nicht der Einzige, welcher des Sultans Niederlage gegen den Gur-Chân in dieser Weise ausgenützt hat. Ungefähr in demselben Verhältnisse, wie der Chwárizmschâh zu Sindschar, stand zu dem Gasnewiden Bachrâm-Schâh der Herr des Gór, jenes unzugänglichen Gebirgslandes, das erst Machmûd im J. 401 (1010/11) dem Islâm gewonnen, aber schließlich unter eigenen Fürsten aus dem alten Hause der Súri belassen hatte. Sie residirten in der hoch oben auf den Felsen gelegenen starken Veste Feróz-Kóh; von dort hatten sie bisher als Lehnsleute zu den Kriegen der gasnewidischen Könige ihre Truppen gestellt und ihren Tribut gezahlt. Neuerdings aber waren die Beziehungen zwischen ihnen und den Oberherren schwierig geworden. Von den vier Brüdern, welche eben das Geschlecht der Suriden im Gór vertraten, begab sich der älteste, Kotb ed-dîn Mohammed, bei irgend einer Gelegenheit[1]) an den gasnewidischen Hof; sei es aus altem Groll, sei es auf einen begründeten oder unbegründeten Verdacht hin ließ ihn Bachrâm-Schâh gefangen setzen und hinrichten. Ihn zu rächen, marschirte 543 (1148) sein Bruder Seif ed-dîn Súri an der Spitze seiner Mannschaften auf Gasna; den tapferen Leuten des rauhen Alpenlandes vermochten Bachrâms Schaaren nicht zu widerstehen, sie wurden geschlagen, der Schâh selbst zur Flucht nach Indien gezwungen und seine Hauptstadt von dem kecken Goriden besetzt. Aber durch einen bloßen Handstreich war die immer noch keineswegs unmächtige Herrschaft der Gasnewiden nicht zu stürzen. Im Laufe des Winters, als die Pässe zwischen dem Gór und Gasna verschneit und die Eindringlinge von ihrer Heimath abgeschnitten waren, kehrte Bachrâm mit einem frischen Heere aus Indien zurück; seine Unterthanen, mit welchen die wilden Krieger

1) Diese wie das betreffende Datum steht ebenso wenig fest, wie die meisten Einzelheiten in der Geschichte des Aufkommens der Goriden. Selbst Ibn el-Athîr läßt hier im Stich; was er XI, 89 f. und 107 ff. berichtet, sind, wie er selbst nicht gesehen hat, zum Theil verschiedene Darstellungen derselben Ereignisse (vgl. Desrémery, Histoire des Sultans Ghourides, Extr. du Journ. as. 1843, S. 22 ff.). Eine Zusammenstellung und Kritik der auseinandergehenden Berichte (allerdings ohne Berücksichtigung Ibn el-Athîrs) findet man in Major Raverty's Uebersetzung der Tabakât-i-Nâsiri (Bibl. Ind.: London 1873—81) S. 111 ff. 347 ff. 358 f. 439; seine Resultate bilden die Grundlage meiner Darstellung, im Einzelnen bleibt indeß noch auf alle Fälle sehr Vieles zweifelhaft.

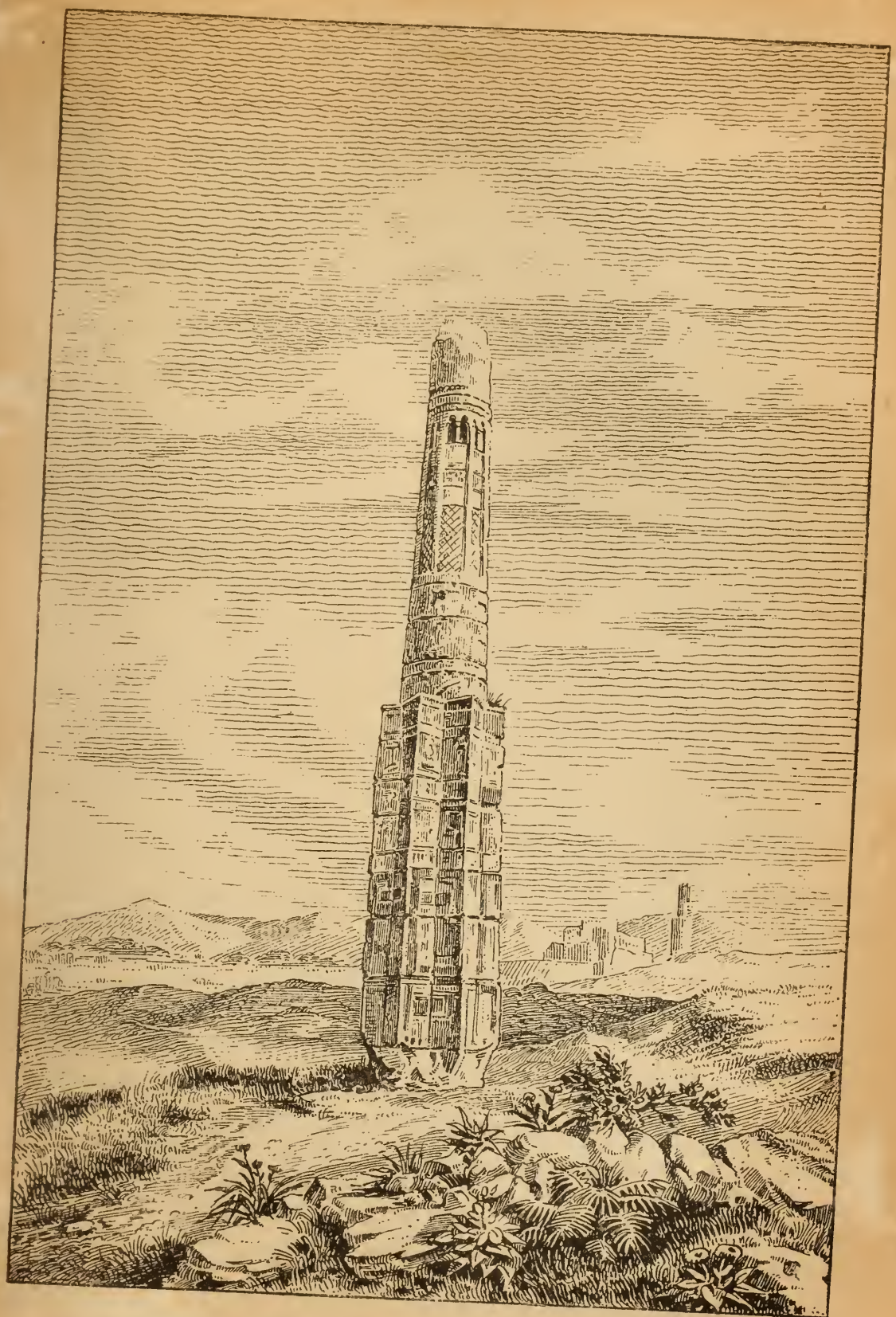
aus den Bergen nicht eben sänftlich gefahren sein mochten, jauchzten ihm zu, alle nicht selbst dem Stamme des Eroberers angehörigen Truppen gingen zu dem alten Herren über, und Sjúri ward nicht allein geschlagen, sondern auch selbst gefangen genommen. Daß ihn Bachrám-Schâh als Empörer hängen ließ, scheint begreiflich, aber nach den bisherigen Erfahrungen mit dieser Familie nicht eben politisch. Die beiden übrigen Brüder waren natürlich keineswegs gesonnen, die Sache hingehen zu lassen; als der dritte der vier, Behá ed-dín Sjám, ein halbes Jahr später gestorben war und der letzte, Alá ed-dín Hußein,[1]) die Herrschaft in Ferós-Kóh angetreten hatte, eilte er die Scharte auszuwetzen und seine Rache zu nehmen. Mit unwiderstehlicher Gewalt fielen die goridischen Horden über das Thal von Gasna her; dreimal, zuletzt vor den Thoren der Residenz selbst, warfen sie Bachrám und die Seinen nieder, ob sie gleich sich wie die Verzweifelten wehrten (544 = 1150), und eroberten die Stadt. Sieben[2]) Tage und sieben Nächte ward, wie von entfesselten Bestien, der blühende Sitz eines prachtliebenden Hofes und einer betriebsamen Einwohnerschaft mit Feuer und Schwert verwüstet, die Männer erwürgt, Frauen und Kinder unter Mißhandlungen in die Sklaverei geschleppt; die Gebeine der gasnewidischen Sultane wurden aus ihren Gräbern gerissen und verbrannt — nur vor den Resten des einst gewaltigen Machmúd hatte sogar Alá ed-dín Respect und ließ sie ruhen. Dasselbe Schicksal wie Gasna selbst hatten die übrigen kleineren und größeren Ortschaften, die unter dem hundertundfünfzigjährigen Walten des Herrscherhauses in den Gebirgsthälern zahlreich aufgeschossen waren: nirgends ward von den überallhin dringenden Räuberschaaren ein Stein auf dem anderen gelassen, und was soeben noch eine wohlbevölkerte und stark bebaute Landschaft gewesen war, blieb als Einöde hinter den abziehenden Zerstörern zurück. So wenig die Orientalen in Bezug auf die Haltung siegreicher Truppen in Feindesland verwöhnt sind, diese Gründlichkeit im Verwüsten hat sogar auf sie einen ungewöhnlichen Eindruck hinterlassen: Dschehán-ßóf „Weltverbrenner" ist der Beiname, unter welchem der fürchterliche Goride in der morgenländischen Geschichte berufen geblieben ist. Trotz des raschen Abzuges der Mordbrenner hat sich Bachrám-Schâh das Wiederkommen diesmal nicht ohne Grund gespart:[3]) es gab in der Heimathsprovinz der Gasnewiden für jetzt einfach nichts mehr zu regieren, denn die Menschen waren todt oder weggeführt, die Gebäude und Pflanzungen verbrannt. Bachrám blieb in Indien und schlug seine Residenz in Lahâwur (Lahore) auf, wo er 552 (1157) starb; die Thäler von Gasna haben, wenn auch die entflohenen Einwohner natürlich hie und da zurückkehrten und sich

1) Andere nennen ihn Haßan: da beide Namen in der arabischen Schrift sich wenig unterscheiden, werden sie auch sonst häufig verwechselt. 2) D. h. mehrere, sieben ist runde Zahl. 3) Nach anderen Nachrichten, denen zu Folge Bachrám die Katastrophe nicht mehr selbst erlebte, kehrte sein geflüchteter Sohn Chosrau-Schâh nach Alá ed-dins Abzug, wenn auch nur für kurze Zeit, nach Gasna zurück. Vgl. unten S. 184.

von Neuem anbauten, diese Zerstörung niemals verwunden, und auch heute zeigen nur zwei hohe Minarets, das eine mit einer Inschrift seines Erbauers Mas'úd II. (oben S. 170), inmitten großer Trümmerfelder, wo einst Gasna stand.[1])

Es war nicht anzunehmen, daß Sultan Sindschar von dem „Weltverbrennen" sehr erbaut sein würde. Wenn etwa er von der einen, Bachrám-Schâh von der anderen Seite auf Gasna rückte, konnten die Leute aus dem Gór zwischen den Pässen in üble Bedrängniß gerathen: wohl aus diesem Grunde ist es zu erklären, daß Alâ ed-dîn, statt das gewonnene Gebiet in Besitz zu nehmen, es sofort wieder verließ, nachdem er es gänzlich und für alle Zeiten ruinirt hatte.[2]) Aus demselben Grunde aber hatte er binnen Kurzem einen Angriff des Seldschuken zu befürchten, dessen Oberherrschaft ja wie die verwüsteten Bezirke so auch das Gór unterstand. Dem beschloß der Herr von Ferós-Kóh zuvorzukommen, so lange seine Leute in der Uebung waren: so fiel er schon im folgenden Jahre (545 = 1150) in das Gebiet von Herât ein, wo die aufsässige Gesinnung einiger Emire gegen Sindschar ihn bereitwillige Unterstützung finden ließ. Aber der Sultan war schon bei der Hand: in der Nähe von Herât wurde Alâ ed-dîn mit seinen Verbündeten geschlagen und selbst gefangen genommen. Zwei Jahre mußte er in der Haft bleiben; dann ward er in Freiheit gesetzt und nach dem Gór zurückgesandt, das in Ordnung zu halten er immer der geeignetste Mann blieb. In Ordnung aber sollten die eigenwilligen Gebirgsstämme schon um deswillen gehalten werden, weil nicht allzufern von ihnen andere, jenen nur allzuähnliche Elemente in eine gefahrdrohende Bewegung gerathen waren. Es war nämlich eine zweite, und noch bedenklichere Folge der Einnahme Transoxaniens durch den Gur-Chân inzwischen zu Tage getreten. Daß die Karachitai den friedlichen Tádschiks[3]) nichts zu Leide gethan hatten, wissen wir bereits (oben S. 173): weniger gut aber war es den Türkstämmen ergangen, welche sie im Lande vorfanden. Das waren Nomaden so gut wie die Eroberer; natürlich wurden sie von Letzteren aus ihren Weideplätzen, welche diese allein zu haben wünschten, kurzer Hand vertrieben und mochten sehen, wo sie ein Unterkommen fanden. Sie gehörten zu demselben großen Volke der Guzen, welchem die Seldschuken und deren Vorläufer entsprossen gewesen: wie diese überschritten auch sie nur aus Noth den Oxus, Zuflucht heischend, ohne feind-

1) Das heutige Gasna (auch Gisni, Gisnín genannt) liegt etwa eine Meile entfernt und ist ein ziemlich kümmerliches Nest. 2) Raverty a. a. O. S. 350 Anm. 2. 3) Das Wort Tádschik ist nichts als eine ältere Form des gewöhnlichen tâzi, wie bei den Persern alles Arabische heißt. Es ist zunächst für den arabischen Bürger im Gegensatz zum Dichkân (oben S. 19) in Gebrauch gewesen, später nach den türkischen Eroberungen allmählich zur Bezeichnung des arabisch-persischen Städters auch dem Türken und den sonstigen Nomaden gegenüber verwandt worden, bis es nun gradezu den persischen Kaufmann, Gewerbtreibenden u. s. w. in den von den Osttürken beherrschten Ländern bedeutet. Vgl. d'Ohsson's Histoire des Mongols (unten S. 203 Anm. 1) I, 217.



Minaret von Mas'ud II. zu Gasna.

liche Absichten. Die Geschichte verlief denn auch ziemlich wie damals, abgesehen davon, daß die Guſen des sechsten (zwölften) Jahrhunderts viel böseren Geistern die Stätte zu bereiten ausersehen waren, als ihre Stammgenossen im fünften (elften). Sindschar ließ die ungebetenen Gäste, deren Heerden beide Ufer des Oxus zu begrasen pflegten — auch am rechten waren dem Sultan ein paar Brückenköpfe, vor allen das feste Tirmidh, geblieben — gegen Zahlung eines mäßigen Tributes gewähren; aber im Laufe der Zeit kam es, weil der mit Einziehung desselben betraute Emir von Balch mit der gewöhnlichen Habgier orientalischer Beamten seine Befugnisse überschritt, zu allerhand Reibungen und schließlich zu offner Empörung der Guſen. Sie zählten, wird uns überliefert, 40 000 Familien, also gewiß mehr als die gleiche Zahl streitbarer Männer; so hatte der Sultan nicht viel Lust, mit ihnen anzubinden — schwerlich waren ihm die schlimmen Erfahrungen, die er mit den Karachitai gemacht, bereits aus dem Gedächtnisse entschwunden. Trotzdem ließ er, dessen Klarheit und Selbstgewißheit seit den Mißerfolgen gegen die Karachitai und Atßyz mit der zunehmenden Last der Jahre sich gemindert haben mochte, sich von seinen Emiren, die vermuthlich vor Allem in Steuersachen keine Nachgiebigkeit wollten, bereden, die noch dazu ziemlich unterwürfigen Friedensanerbietungen der Aufständischen abzulehnen. Die Soldaten aber dachten über den Fall anders, als die Befehlshaber; sie hatten wenig Lust, gegen die Stammgenossen zu fechten,[1]) und als es schließlich doch zur Schlacht kam, erlitt Sindschar nicht allein eine vollständige Niederlage, sondern gerieth selbst mit einer ganzen Anzahl der Emire in die Gefangenschaft der Guſen (548 = 1153). Diese zeigten, daß sie über den Zusammenhang der Ereignisse gut unterrichtet waren: sie machten die Emire ohne Umstände einen Kopf kürzer, behandelten den gefangenen Sultan dagegen mit Schonung, bis es ihm 551 (1156) gelang, seiner Haft zu entkommen. Aber die Ereignisse der letzten Jahre hatten ihm, der ohnehin die Schwelle des Greisenalters überschritten, die letzte Kraft gebrochen: schon am 26. Rabí I 552 (8. Mai 1157) starb er im Alter von 72 Jahren zu Merw, wo er ein neues Heer zu sammeln bemüht war, an einer Krankheit — mit ihm ging die letzte Hoffnung der seldschukischen Dynastie zu Grabe, und leider auch der letzte Halt der unglücklichen Ostprovinzen gegen eine Fülle maßloser Leiden, die jetzt über die Einwohner dieser Gebiete hereinbrachen.

Hatten die Guſen im Anfang gezaudert, den Krieg zu beginnen, so holten sie von dem Augenblicke der Gefangennahme des Sultans an das Versäumte mehr als reichlich nach. Fast noch schlimmer als ihre Stammgenossen vor einem Jahrhundert (S. 74. 78) hausten sie in Chorasán und bald auch in den Nachbarländern. Die Städte, vor allen Merw, Nischapúr und Tús, wurden auf das Entsetzlichste ausgeplündert und verwüstet, die Bevölkerung

1) Ich halte dies für den wahrscheinlichen Beweggrund des Mangels an Eifer bei denselben Truppen, welche erst zwei Jahre vorher den Weltverbrenner mit seinen goridischen Neuntödtern geschlagen hatten.

gemißhandelt und bei dem geringſten Widerſtande zu Tauſenden hingeſchlachtet. Nachdem ſie das ganze Land gründlich ausgeraubt, zogen ſie ſich auf Balch und Umgegend zurück (553 = 1158), während in Choraßán die Reſte der Truppen Sſindſchars unter verſchiedenen Emiren einigermaßen die Ordnung herzuſtellen ſuchten, d. h. ſich mit einander herumzuſchlagen begannen. Damit eröffnet ſich eine über fünfzigjährige Periode fortwährenden Kampfes der verſchiedenen türkiſchen, tatariſchen[1]) und afghaniſchen[2]) Völkerſchaften, welche ſich um die Fetzen der beiden großen Oſtreiche der Sſeldſchuken und Gaſnewiden balgen und in ihren faſt ununterbrochenen Raubzügen — denn um ſolche handelt es ſich hiebei faſt mehr als um geordnetes Kriegführen — dieſe Länder ganz ebenſo an den Rand des Verderbens bringen, wie die Streitigkeiten der irakiſchen Sſeldſchuken, Atabegen und Chalifen den mittleren, die Familienkriege der Eijubiden den weſtlichen Theil des ehemaligen ſſeldſchukiſchen Geſammtſtaates dem Verfalle preisgeben. Man würde dieſe ſchrecklichen Jahre mit wenigen kurzen Worten abthun können, wäre ihren Verwicklungen nicht an einer Stelle in ebenſo unerwarteter wie merkwürdiger Weiſe der Keim zu neuen und dauerhafteren Staatenbildungen, als die Zeit ſonſt noch zuzulaſſen ſchien, entſproſſen, und zöge nicht an einer anderen noch einer der gewaltigſten aus der langen Reihe türkiſcher Soldatenkönige durch ſeine ungewöhnliche Thatkraft und Unternehmungsluſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Wenn die Verwüſtungen, welche nach dem Zuſammenbruche von Sſindſchars Macht von den Guſen in Choraßán, Gaſna und Kirmán ausgeübt werden, den Aufzug in dem hiſtoriſchen Gewebe dieſer Jahrzehnte bilden, ſo iſt die Entſtehung eines vergrößerten und ſelbſtändigen mohammedaniſchen Reiches in Indien und die ebenſo unglaublich ſchnelle wie beſtandloſe Entwicklung der entlegenen Provinz Chwáriſm zu einem neuen Großſtaate der Einſchlag deſſelben, aus deſſen wirren Fäden ſich die großartige Geſtalt des Chwáriſmſchähs Mohammed II. Ibn Takaſch ausdrucksvoll abhebt. Während dieſer es aber verſucht, noch einmal die Oſthälfte des islamiſchen Ländergebietes zu einer neuen Ordnung zuſammenzufaſſen, will es ein tragiſches Geſchick, daß eben dies Streben ihn mit einem Nebenbuhler voll ähnlichen Ehrgeizes, dem Abbaßiden Náßir (I, 640), in Streit verwickelt. Ihr Zwiſt bereitet den Mongolen Dſchingiſ-Cháns den Weg in das Innere Vorderaſiens, und daß ſie auf demſelben nach der Zerſchmetterung des Staates von Chwáriſm keine Hinderniſſe finden, dafür haben vorher bereits Guſen und Goriden reichlich geſorgt.

Zu Choraßán war nach Sſindſchars Tode zunächſt gar Niemand vorhanden, welcher dem zwiefachen Unheile des Streites zwiſchen den Emiren

1) Ich brauche den Namen Tataren (vgl. oben S. 72 Anm. 2) im Folgenden für diejenigen Stämme von Türken im weiteren Sinne des Wortes, welche, wie die Karachitai, nicht zu den bisher auf islamiſchen Boden übergetretenen Einzelſtämmen der großen Völker der Guſen und Turkmenen gehören, immer mit dem Vorbehalte, daß unter Umſtänden auch mongoliſche Beſtandtheile eingeſchloſſen ſein können. 2) Ich bezeichne damit die goridiſchen und die Puſchtuſtämme zuſammen, vgl. oben S. 21.

und der gusischen Raubzüge hätte Schranken setzen können. Der Sultan hinterließ keinen Nachkommen; den er zum Erben eingesetzt hatte, Machmúd Ibn Mohammed, seiner Schwester Sohn, war früher Chán von Ssamarkand gewesen (oben S. 173), hatte im Lande wenig Ansehen und erscheint als eine durchaus unbedeutende Persönlichkeit. Vor den Gusen war er nach dem schwer zugänglichen Gorgán geflüchtet und dort unter die Leitung eines der türkischen Emire gerathen, des Ei Abeh oder Eibeh, gewöhnlich mit seinem Ehrentitel El-Mu'aijad „der (von Gott) Unterstützte" genannt, eines nach Art dieser Türken ebenso herrschsüchtigen wie gewissenlosen Menschen, welcher den schwachen Fürsten nicht anders am Gängelbande führte, als die gleichzeitigen Hausmeier aus dem Geschlechte der Pechlewáne (oben S. 132) ihre Sseldschukenprinzen im Irák. Aber weniger als die Atabegen war er fähig, der freilich noch größeren Schwierigkeiten Herr zu werden, die in Choraßán sich der Herbeiführung einigermaßen geordneter Verhältnisse in den Weg stellten, trotzdem er es weder an Rücksichtslosigkeit noch an Ausdauer fehlen ließ. Allerdings brachte er es zunächst nach harten Kämpfen dahin, daß die Gusen wenigstens Nischapúr und die benachbarten Districte räumten und sich, wenngleich nicht ohne gelegentliche Raubzüge in das übrige Choraßán, hauptsächlich auf Merw, Balch und die zwischen diesen liegenden Bezirke beschränkten; und als sie im J. 554 (1159), jedenfalls um ihre zwischen den Karachitai Transoxaniens, den Goriden südlich von Balch und dem thatkräftigen Mu'aijad doch etwas eingeengte Stellung zu sichern, den Machmúd nach mancherlei Verhandlungen zu bewegen gewußt hatten, daß er ihre Huldigung entgegennahm und sich als Herrscher selbst an ihre Spitze stellte, schien einige Aussicht auf eine friedlichere Gestaltung der Dinge vorhanden. Aber die Freude dauerte nicht lange: weder paßte es dem in oder bei Nischapúr weiter residirenden Mu'aijad, daß sein Lehnsherr an den kriegerischen Nomaden einen Rückhalt zu selbständigem Auftreten bekam, noch konnten diese vom Plündern lassen: es kam zum Kriege zwischen beiden Parteien, und als Machmúd, der vergeblichen Bemühungen seine Räuberschaaren zu einiger Ordnung zu erziehen müde, sich reuig zu seinem Emir zurückflüchtete, fand er zwar für den Augenblick eine heuchlerisch freundliche Aufnahme, ward aber ebenso wie sein ihn begleitender Sohn bald nachher von dem treulosen Mu'aijad gefangen gesetzt und des Augenlichtes beraubt (557 = 1162). Beide sind in der Haft verkommen; mit ihnen verschwand aus den Ostprovinzen die letzte Spur der Sseldschukenherrschaft, die noch vor zehn Jahren felsenfest zu stehen geschienen. Mu'aijad ließ in den Moscheen jetzt für sich selbst beten; auch gelang es ihm, sein aus den Gebieten von Nischapúr und Gorgán bestehendes Fürstenthum über das benachbarte Kúmis auszudehnen (558 = 1163), und wenn andere Unternehmungen nach verschiedenen Seiten hin auch nicht von gleichem Erfolge gekrönt waren, so durfte er doch glauben, in Choraßán seine Herrschaft für die Dauer begründet zu haben, um so mehr, als ein großer Theil der Gusen allmählich mehr nach dem Süden

ausbog. Aber zwischen den verschiedenen Mächten, welche ihn umgaben, hätte er nur durch eine vorsichtige Politik sich halten können: die war nicht Mode in einer Zeit, wo man um Königreiche Hazard spielte und alle Augenblicke ein neues Staatswesen aus beliebigen Länderfetzen zusammengeschweißt werden mochte, um bald darauf wieder auseinanderzufallen. So ließ auch Mu'aijad sich verleiten, Alles aufs Spiel zu setzen, um Alles zu gewinnen. In dem benachbarten Chwárism starb 567 (1172) der Schâh Il Arslan (oben S. 174). Seine Beziehungen zu dem Herren von Nischapúr waren nicht immer freundliche gewesen; im J. 560 (1165) hatte er denselben verhindert, sich Neßas zu bemächtigen, und seitdem weiter diese Stadt unter seinem Schutze behalten. Als er jetzt heimging, konnte Mu'aijad leicht auf den Gedanken kommen, die Scharte auszuwetzen: die Gelegenheit dazu schien sich zu bieten, als Sfultán-Schâh, Il Arslans jüngerer Sohn, welchen der Vater mit Uebergehung des älteren Takasch zum Nachfolger bestimmt hatte, von diesem mit Hilfe der Karachitaier aus Chwárism vertrieben wurde (568 = 1172/3). Sfultán-Schâh floh zu Mu'aijad, und erreichte es, daß sich dieser Fürst entschloß, seine Wiedereinsetzung zu erzwingen. Aber das Heer, welches des Wassermangels wegen in einzelnen Abtheilungen durch die Wüste auf Chwárism rücken mußte, ward von dem rechtzeitig benachrichtigten Takasch aufgerieben, Mu'aijad gefangen genommen und getödtet (569 = 1174). Damit war auch seinem Staate das Urtheil gesprochen. Zwar schienen Sfultán-Schâhs Aussichten für eine Weile sich zu bessern, als Takasch (568—596 = 1172—1200), welchem die Abhängigkeit von den Karachitaiern mißfiel, sich von diesen lossagte und ihren Angriff auf Chwárism siegreich zurückwies. Denn jetzt spielten die Tataren von Sfamarkand den Sfultán-Schâh gegen seinen Bruder aus: mit ihrer Hilfe setzte er sich in Merw fest, um von hier aus in einem günstigen Augenblicke den Thron von Chwárism zurückzugewinnen. Inzwischen aber war er natürlich bemüht, seine Kräfte möglichst zu vermehren, und that es auf Kosten von Mu'aijads Sohn Togan-Schâh und der noch in diesen Gegenden zurückgebliebenen Gusen, deren Mittelpunkt seit dem Verluste von Merw die Festung Sfarachs war. Ihr Führer Melik Dinár vereinigte sich mit Togan, aber Sfultán-Schâh schlug beide (576 = 1181), nahm Sfarachs und Tús (577 = 1181) und fuhr fort, das Gebiet von Nischapúr mit seinen Angriffen zu belästigen. Als der gänzlich unfähige Togan 581 (1185) gestorben war, und der seinen Sohn Sfindschar-Chán bevormundende Emír sich durch tyrannisches Auftreten in kurzer Zeit bei den Unterthanen verhaßt machte, fiel Alles auseinander. Die Gusen unter Melik Dinár waren schon nach ihrer Vertreibung aus Sfarachs südlich gezogen, und trieben von 581 (1185) an ihr Unwesen in Kirmán, wo sie mit früher (575 = 1179/80) eingebrochenen Stammgenossen zusammen der seit einiger Zeit in Verfall begriffenen Sfeldschukendynastie (oben S. 113) ein Ende machten (583 = 1187); die einheimischen Emíre von Choraßán und Gorgán aber gingen meistens zu Sfultán-Schâh

über. Dieser hätte sich jedenfalls Nischapúrs bemächtigt, wäre ihm nicht sein Bruder Takasch zuvorgekommen: er nahm die Stadt Anfang 583 (1187) und führte den Sindschar-Schâh gefangen nach Chwârism, wo er noch bis 595 (1199) gelebt hat. Inzwischen war es 585 (1189) zu einem Vergleich zwischen den Brüdern gekommen, welcher dem Sultân-Schâh Merw und Sarachs ließ; trotzdem begann er 588 (1192) neue Feindseligkeiten, indem er Takaschs Abwesenheit auf seinem Zuge nach Rei (oben S. 133) zu einem Angriff auf Chwârism benutzte. Er ward von der Besatzung zurückgeworfen, inzwischen kam Takasch eilends herbei, und ein neuer Bruderkrieg schien bevorzustehen: da setzte der Tod dem zweiundzwanzigjährigen Zank um die Herrschaft über Chwârism ein Ziel, Sultân-Schâh starb (589 = 1193), und nun hatte Takasch die Bahn frei. Ohne Widerspruch trat er die Herrschaft auch über Merw, Sarachs und Nischapúr an, und wir erinnern uns (oben S. 133), wie er von da aus schon im folgenden Jahre (590 = 1194) dem letzten Seldschuken des Irâk Thron und Leben raubte. So vollständig war der Sieg des Chwarismschâh, daß im ersten Augenblicke ganz Medien widerstandslos zu seinen Füßen lag. Auf längere Zeit war es freilich vorläufig noch nicht zu halten: der Chalife Nâßir, der an dem Zusammenbruche des Sultanates von Irâk fleißig mitgearbeitet hatte (vgl. S. 133), verlangte mehr Antheil an der Beute, als Takasch abzugeben Lust hatte, der Verräther Kotlug Inânedsch (S. 133) wollte seinen Lohn haben, die Emire der Pechlewâne (S. 133 f.) waren noch keineswegs gesonnen, ihren medischen Besitzungen endgiltig Lebewohl zu sagen, und dabei war der Chwarismschâh, den neue Verwicklungen nach dem Osten zurückriefen, durchaus nicht in der Lage, sich dauernd in Rei oder gar Hamadân aufzuhalten. Er kam zwar 592 (1196) noch einmal nach dem Irâk heruntergefegt, den schon bis Rei vorgedrungenen Chalifen zurückzujagen, und 595 (1199) erschien er zur Bändigung eines unbotmäßigen Emirs nochmals an dem gleichen Orte; indeß war es nicht zu hindern, daß im westlichen Medien, mit Hamadân als Mittelpunkt, sich unter einem Emir der Pechlewâne ein neuer Kleinstaat bildete, welcher, im Wesentlichen von 591 (1195) an, unter wechselnden Herren bis 614 (1217) bestanden hat. Sein Ende ist dann auch vom Chalifen, nicht vom Chwarismschâh herbeigeführt worden: der Letztere konnte in dieser Zeit einen „Puffer" zwischen seinen Staaten und dem Gebiete des unruhigen Abbaßiden, welcher, modern zu reden, den richtigen „Großmachtskitzel" hatte, recht gut gebrauchen.

Denn wie es im Westen dem Nâßir verdrießlich war, von einer urplötzlich auftauchenden neuen Macht, deren ferner Sitz kaum noch in seiner Geographie stand, sich in seiner unmittelbaren Nähe einengen zu lassen, so konnten im Osten weder die Karachitaier noch die Goriden über die reißenden Fortschritte des Fürsten von Chwârism sonderlich entzückt sein Die Ersteren freilich waren, soweit die Festigkeit ihres Staatswesens in Frage kam, bereits stark im Rückgange begriffen: Nomadenreiche, die zum größten Theile

auf einer zufälligen Zusammenballung verschiedenartiger Stämme beruhen, können nur durch feste Herrscherhände zusammengehalten werden, dem inzwischen verstorbenen Gur-Chân aber war zuerst allerdings eine kräftige Regentin, dann indeß andere Fürsten gefolgt, die mindestens um Transoxanien sich wenig kümmerten. Wenn daher Takasch in seinen Feldzügen gegen ihre Statthalter von Ssamarkand (591. 593 = 1195. 1197) auch nicht besonders glücklich war, so ist er doch niemals von dieser Seite her in seinem eigenen Besitze mehr gefährdet worden. In hohem Grade lästig aber wurden vielfache Reibungen mit den Goriden, die ebenfalls an einer ziemlich langen Grenze seine Nachbarn waren. Noch Alâ ed-dîn, der Dschehân-ßôs (S. 175 f.), hatte während seiner kurzen Regierung (544—551 = 1149—1156) den jähen Sturz des Sultans Ssindschar weiter auszunützen verstanden: Bezirke Tochâristâns mit Bâmijân als Hauptort, Bost aus dem Gebiete von Ssedschestân, einen Grenzstreifen von Choraßân eroberte er, und würde vermuthlich noch mehr von sich reden gemacht haben, wenn er länger gelebt hätte. Denn er war zweifellos einer der gefährlichsten Burschen, welche es damals im Umkreise des Islâms gab. Seine beiden Neffen, Söhne des Behâ ed-dîn Ssâm (S. 175), hielt er vorsichtiger Weise in strenger Haft; wes Geistes Kind er sonst gewesen ist, zeigt die Thatsache, daß er bestens dabei war, sich mit den Assassinen — die zu jener Zeit in dem nicht eben fernen Kohistân Burgen hatten — zusammenzuthun. Boten gingen hin und her, zu Hunderten bewegten die Batiniten sich frei im Lande und bei Hofe — noch idealere Zustände, als man schon hatte, konnten erhofft werden, sobald der Alte vom Berge und der goridische Mordbrenner für das Heil der islamischen Welt zusammenzuwirken begannen. Glücklicher Weise blieb ihr das wenigstens erspart; im J. 551 (1156) starb Sultan Alâ ed-dîn, und sein in der Herrschaft ihm folgender Sohn Ssejf ed-dîn Mohammed (551—558[1]) = 1156—1163) war ein besserer Mensch: er gab seinen beiden Vettern, Ghijâth ed-dîn Mohammed und Mo'îs[2]) ed-dîn Mohammed sogleich die Freiheit zurück, ließ die sämmtlichen Ismaeliten, welche im Lande waren, aufgreifen und köpfen und benahm sich überall, wie es einem gut orthodoxen Ssunniten geziemte. Auf einem Kriegszug gegen die Gusen, welche auf das unter einer Seitenlinie der Goriden

1) Die zweite Jahreszahl ist unsicher, wie mehrere der im Folgenden gegebenen. Die Widersprüche in der Ueberlieferung (oben S. 174 Anm. 1) dauern bis über 590 (1194) hinaus fort; es handelt sich dabei manchmal um ganze Jahrzehnte. Eine systematische Kritik dieser Chronologie, welche die Stimmen überall nicht zählt, sondern wägt, ist auch nach Major Raverty's inhaltsreichem Commentar zu dem Tabakât-i-Nâßiri ein Bedürfniß. 2) Den Namen Mo'îs ed-dîn erhielt er bei seiner späteren Thronbesteigung, bis dahin führte er den Titel Schihâb ed-dîn, unter welchem er vielfach in den Geschichtswerken vorkommt. Es ist eine unbequeme Sitte der Goriden, beim Antritte selbständiger Herrschaft den Namen zu ändern; um Verwechslungen zu vermeiden, bezeichne ich jeden der Fürsten ausschließlich so, wie er sich als Sultan genannt hat.

stehende Tocharistán drückten, kam er, wie Einige wollen durch Mord, ums Leben; die freiwillige Anerkennung der Häuptlinge des Volkes hob seinen Vetter Ghijáth ed-dín auf den Thron, der während einer mehr als vierzigjährigen Regierungsdauer (558—599 = 1163=1203) mit der Hilfe Mo'ís ed-dins aus dem immer noch wenig umfangreichen Staate eine Großmacht ersten Ranges geschaffen hat. Das Brüderpaar war vollkommen einander würdig: man kann in Zweifel gerathen, welcher von beiden an Tücke und Schlechtigkeit den andern übertraf. Aber weder thöricht noch kraftlos haben sie sich gezeigt — sie erinnern beide einigermaßen an den Abbaßiden Manßúr. Die ersten Jahre von Ghijáth ed-dins Herrschaft vergingen unter Bemühungen, das Gebiet des Gór durch Anschluß einiger benachbarter Gebirgsbezirke abzurunden und womöglich Herát, das sich zwischen den Gusen, Mu'aijad von Nischapúr und dem Gór unter eignem Emír nicht ohne Mühe hielt, zu erobern. Letzteres wollte nicht so bald glücken — erst 588 (1192) konnte die wichtige Stadt dauernd in Besitz genommen werden — dagegen wurden Fortschritte gegen die Gusen gemacht, die sich aus Balch verdrängen ließen, so daß nun die Pässe des Hindu-Kúsch gesichert, jeder Eingriff von Norden her aufs Aeußerste erschwert war. In Ruhe durfte man jetzt (569 = 1173/4) die Thäler von Kabul und Gasna säubern. Sie waren ebenfalls im Besitze von Gusen, welche den für kurze Zeit in die alte Residenz seines Geschlechtes zurückgekehrten Gasnewiden Chosrau Schah (552—555[1]) = 1157—1160) oder dessen Sohn Chosrau Melik (555[1])—583 = 1160—1187) vertrieben hatten; jetzt mußten sie den Goriden weichen.[2]) Als neuer Herr von Gasna wurde Mo'ís ed-dín eingesetzt, und unter dessen Leitung nun in den nächsten Jahren alle Kräfte aufgeboten, den Rest des Gasnewidenreiches in Indien und so viel als möglich darüber hinaus zu gewinnen. Wie einst Sultan Machmúd (oben S. 58), so organisirte auch Mo'ís ed-dín seine Heere aus allem Räubervolk, das er unter den Händen hatte — Afghanen, Gusen und Türken. Von Letzteren kaufte er Tausende, wo er nur konnte, an, und zwei türkische Sklaven, Tádsch ed-dín Jildís und Kotb ed-dín Eibek, sind es gewesen, die neben oder besser vor seinem goridischen Feldhauptmann, Hußein Ibn Charmil, die größten Erfolge für ihn davongetragen haben: doch führte er selbst die ersten und gelegentlich auch spätere Feldzüge in eigener Person. Ein paar Jahre (570. 571 = 1174/6) vergingen unter Kämpfen mit den Umwohnern der Pässe von Kabul und Kuram; aber 571 (1175/6) warf sich Mo'ís auf das Pendscháb selbst. Die Gasnewidenherrschaft in Lahore stand dazumal bereits auf schwachen Füßen. Chosrau Melik, der letzte seines Stammes, war der gerade Gegensatz seines Ahnen, des ersten Machmúd: ein liebenswürdiger und

1) Dies ist von allen das unsicherste Datum, seine Ansetzung ein bloßer Nothbehelf. Es ist deswegen nicht zu entscheiden, ob Chosrau Schah oder Chosrau Melik vor den Gusen aus Gasna weichen mußte. 2) Diese Gusen werden es gewesen sein, die nachher 575 (1179/80) in Kirmán einbrachen (oben S. 181).

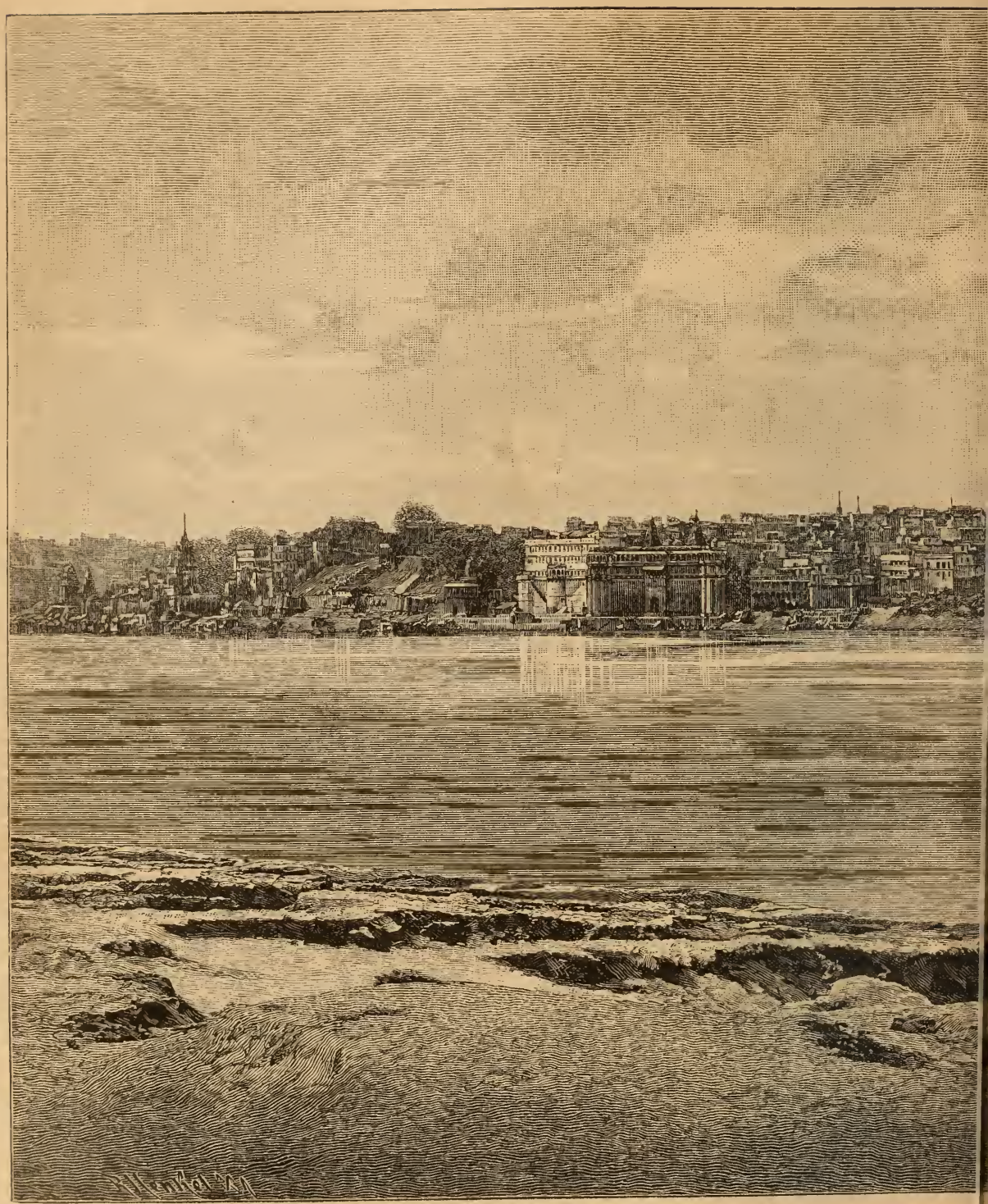
harmloser Mann, aber kein Herrscher. Höchstens daß auch er den Dichtern hold war, konnte an den schlimmen Gönner des Firdusi erinnern; aber für Gedichte und geistreiche Wortspiele waren Türken wie Goriden unempfänglich. Während Chosrau in Lahore Hof hielt, machte in den Provinzen und den abhängigen Hindu-Staaten jeder Statthalter oder Rádscha, was ihm beliebte; so hatten die Angreifer nicht einmal vereinte Kräfte zu bekämpfen. Im J. 571 (1175/6) fiel Multán, das wieder in den Händen von „Karmaten“[1]) sich befunden hatte, und das nicht weit davon gelegene Utscha; 574 (1178/9) erlitt Mo'iz eine Niederlage gegen den Rádscha von Nachrawála (nördlich der Halbinsel von Gudscherát), aber in den nächsten Jahren wurden erhebliche Fortschritte gemacht, 577 (1181/2) schon Lahore selbst bedroht, 578 (1182/3) der Landstreifen westlich vom Indus bis an die Mündung desselben eingenommen, 581 (1185/6) der Angriff auf die Hauptstadt erneuert. Endlich 582 (1186) raffte sich Chosrau zu einem Gegenstoße auf: mit einem aus verschiedenen indischen Stämmen gebildeten Heere belagerte er Hußein Ibn Charmil in Sialkot, einer im nördlichen Pendscháb zur Deckung der gemachten Eroberungen besetzt gehaltenen Festung. Es war vergeblich; Mo'iz kam den Seinen zu Hilfe, Chosrau ward in Lahore eingeschlossen und mußte, da seine Unterthanen den Verzweiflungskampf scheuten, sich Ende desselben oder Anfang des nächsten Jahres (582 oder 583 = 1187) ergeben.[2]) Er hatte sehr günstige Bedingungen für sich und die Seinen ausgemacht; natürlich wurden sie nicht gehalten. Man schleppte die letzten Nachkommen des gewaltigen Machmúd auf eine Bergfestung im Gór, und dort hat man sie im J. 588 (1192) auf Befehl des Ghijáth ed-dín elend ermordet. Dies verhindert nicht, daß spätere muslimische Historiker die edlen Brüder als Zierden der Religion preisen: waren sie doch nicht allein sehr orthodox, sondern auch der Ausbreitung des wahren Glaubens in dem unglücklichen Hindostán beflissen, wie nur je ein spanischer Conquistador in Amerika. Allerdings holte Mo'iz sich 587 (1191) auf Machmúds altem Schlachtfelde bei Thanéswara (oben S. 59) eine gründliche Niederlage gegen den mächtigen Prithwi Rádscha von Adschmír und seinen Bruder, den Rádscha von Dihli.[3]) Aber das Jahr darauf (588 = 1192) schlug er die Beiden nebst einer Anzahl verbündeter indischer Fürsten fast an derselben Stelle aufs Haupt, der Rádscha von Dihli fiel im Kampfe, der Fürst von Adschmír ward nach seiner Gefangennahme „zur Hölle gesandt“. Nun lag die weite Gangesebene fast schutzlos vor den türkischen und afghanischen Horden offen; der Widerstand der einheimischen Könige, so zahlreiche Kämpfe er noch erforderte, vermochte das Vordringen der islamischen Heere nicht mehr aufzuhalten. Noch Ende 588 oder Anfang 589 (1192/3) nahm, während der Schah nach Gasna zurückgekehrt war, Kotb ed-dín Dihli selbst ein und schlug sein Haupt-

1) Vgl. oben S. 58 Anm. 2. 2) Auch hier schwanken die Ansetzungen des Datums, zwischen 579 (1183/4) und 583. 3) Dies ist die genaue Schreibung des gewöhnlich Delhi gesprochenen Stadtnamens (h scharf zu sprechen, fast Dichli).

quartier in der großen Stadt auf, die nun über ein Jahrhundert der Sitz der mohammedanischen Herrschaft auf dem indischen Boden bleiben sollte; schon 592 (1196) ließ der türkische Feldherr in ihr den Grundstein einer großen Moschee legen, deren Bau eifrigst betrieben und in kaum zwei Jahren vollendet wurde. Anfang 590 (1194) ging Kotb ed-dín über den Dschamna, im Laufe desselben Jahres kam Mo'ís wieder nach Indien und leitete persönlich die Eroberung von Kanódscha und Benares; natürlich wurde die reiche Brachmanenstadt gründlichst ausgeplündert. Bald nachher, als eine Empörung des vorläufig in Adschmír als Unterkönig wieder eingesetzten Sohnes Prithwi Rádschas unterdrückt war, erhielt auch dieser Bezirk eine muslimische Besatzung. Auf die Kunde von den staunenswerthen Erfolgen dieser Feldzüge, so müssen wir annehmen, drängte sich Alles, was im Gór, in Afghanistán und den übrigen unter goridischer Herrschaft stehenden Ländern die Waffen zu tragen vermochte, zur Theilnahme an dem „heiligen Kriege", der so unermeßliche Beute einbrachte: ein Gebiet, welches binnen Kurzem nicht viel weniger als die Hälfte von ganz Vorderindien umfassen sollte, war — das liegt auf der Hand — mit ein paar Zehntausenden nicht zu halten, und daß neben den regelmäßigen Truppen der Goriden auch Haufen von abenteuernden Freiwilligen in das Land strömten, ist zudem ausdrücklich überliefert. Mehrere davon lieferte der türkische[1]) Stamm der Chaldsch, welcher in den Bergen zwischen Gasna und dem Gór saß, und von dessen Häuptlingen einer, Mohammed Ibn Bachtjár, an der Spitze seiner Schaaren 590 (1194) in das östlich von Benares gelegene Land Bihár einbrach. Er unterwarf es so rasch und vollständig, daß er schon 591 (1195) nach dem Gaur, d. h. dem oberen Bengalen, weiter eilen konnte; hier richtete er sich in der Hauptstadt Lachnáwati[2]) häuslich ein, in welcher auch seine Nachkommen noch bis 624 (1227) ziemlich unabhängig regiert haben. Inzwischen dehnte Kotb ed-dín, vom Schâh zum Vicekönig von Dihli ernannt, sein Gebiet nach dem Osten über Gwalior (592 = 1196) aus, und drang 593 (1197) schon bis auf Nachrawála (oben S. 185) vor; doch ward letztere Eroberung noch nicht endgiltig gehalten. Nach einer, vermuthlich durch des Sultans Ghijáth ed-dín Unternehmungen in Chorassán (unten S. 187) veranlaßten Pause von einigen Jahren riß Kotb ed-dín 599 (1202/3) noch Kalindschar (südlich vom Ganges) an sich, dann geriethen die Fortschritte der mohammedanischen Waffen vorläufig ins Stocken: die Zeit war gekommen, wo der neuen Großmacht das ebenfalls binnen wenigen Jahren zu bedrohlichem Umfange herangewachsene Reich von Chwárism einen Kampf auf Tod und Leben anbot.

---

1) Türkisch in dem S. 20 f. erläuterten Sinne genommen. Der Stamm saß schon zu Machmúds Zeiten in den afghanischen Gebirgen; der kleine Ort Chaldsch (Jakút s. v.) trägt zweifellos den Namen von ihm. 2) Vermuthlich ein und dasselbe mit dem sonst Gaur genannten Hauptorte der gleichnamigen Provinz; s. Raverty an dem oben (S. 174 Anm. 1) angegebenen Orte S. 559 Anm. 2.



Ansicht von Benares, vo

ſeitigen Ufer des Ganges.

So lange die Bruderfehden zwischen dem Chwarismschâh Takasch und seinem Bruder Sultân-Schâh währten, Chorassân durch die Kämpfe zwischen den Fürsten von Nischapûr, den Gusen und jenen beiden zerrissen war, hatten die Goriden bei solcher Zerfahrenheit der Grenznachbarn sich außerordentlich wohl befunden. Im Südwesten durch Sedschestân, dessen Fürst ihnen längst gehuldigt, gegen etwaige Einfälle der Gusen gedeckt, standen sie im Besitze von Balch und Bamiján den streitenden Parteien in der Flanke, hielten es bald mit diesem, bald mit jenem und suchten im Trüben dabei zu fischen, insbesondere sich in Herât festzusetzen, was nach mehreren vorübergehenden Besitzergreifungen 588 (1192) für längere Zeit glückte. Nach Sultân-Schâhs Tode bekam Takasch 590—593 (1194—1197; oben S. 182) in Medien und Transoxanien zu thun; dann aber begannen Reibungen zwischen ihm und Ghijâth ed-dîn und feindliche Einfälle hin und her auf einen ernstlichen Waffengang zwischen Chwârism und dem Gôr zu deuten. Da starb Takasch (596 = 1200), und jetzt hielt Ghijâth ed-dîn die Gelegenheit für günstig, sich ganz Chorassâns durch Ueberraschung zu bemächtigen. An der Spitze eines starken Heeres die Grenzen überschreitend, eroberte er 597 (1201) Merw, Sarachs, Tûs und Nischapûr, bevor der neue Chwarismschâh im Stande war, für die Abwehr des unerwarteten Stoßes Vorkehrungen zu treffen. Aber Takaschs Sohn Mohammed II. (596—617 = 1200—1220) war an Thatkraft jedem Goriden gewachsen. Schon im folgenden Jahre (598 = 1202) nahm er den Feinden, die allzu sicher auf die in den einzelnen Festungen zurückgebliebenen Besatzungen sich verlassen, die ganze Provinz wieder ab; Herât freilich wurde jetzt wie noch später im J. 600 (1204) vergeblich belagert. Inzwischen verließ der Gorid Ghijâth ed-dîn die Welt, in der er so viel Unheil angerichtet (599 = 1203); sein Bruder Mo'is, der als Oberhaupt der Familie nunmehr Sultan wurde, betraute, da er selbst keine Kinder hatte, statt Ghijâth ed-dîns Sohne, welcher ihm gefährlich schien, einen entfernten Neffen, Alâ ed-dîn II. Mohammed (599—602 = 1203—1206) mit der Herrschaft im Gôr, und zog dann im J. 600 (1204) mit einem gewaltigen Aufgebot seiner besten Truppen gegen den Chwarismschâh. Vorsichtig wich dieser mit den eignen und den chorassanischen Truppen auf seine Hauptstadt zurück, indem er gleichzeitig die Karachitai um Sendung von Hilfsmannschaften anging. Der Gorid erlitt mit seinen vom Wüstenmarsche erschöpften Truppen vor Chwârism eine Schlappe, und bald nachher bewog ihn die Kunde vom Nahen der Karachitai zum Rückzuge. Aber mitten auf demselben, bei Andchûdh,[1]) traf er auf die nachrückenden Tataren, welche seine auf dem Marsche verzettelten Truppen zum größten Theile vernichteten und ihn selbst nur eben entkommen ließen (601 = 1204). Es war die zweite große Niederlage seines Lebens; aber sie war nicht, wie die erste, wieder auszuwetzen. Die Kunde wirkte böse auf die Emire, die in den indischen Kriegen sich

1) Jetzt Andchûi, zwischen Balch und Merw.

fühlen gelernt hatten; der Sohn Ghijáth ed-dins, den er von der Thronfolge ausgeschlossen, sammelte Anhänger, sich der Hauptstadt Feróskóh zu bemächtigen, hie und da wurden die Befehlshaber schwierig, im Pendschâb brach sogar eine offene Empörung aus. Mo'iz eilte zunächst dorthin und vermochte die Ordnung herzustellen; als er aber nach Gasna zurück wollte, traf ihn auf dem Wege der sichere Dolchstoß eines ismaelitischen Mörders (602 = 1206). Es war eine späte Vergeltung für die Ausrottung der Assassinen im Gór (oben S. 183), aber wie gewöhnlich hatte der Alte vom Berge den verhängnißvollsten Augenblick für seine Rache gewählt. Der Tod des zweiten der Brüder, welche das Geschlecht der Ssúri zu Herrschern eines großen Reiches gemacht hatten, bezeichnet auch den Fall desselben, welcher ebenso jäh war, wie der Aufstieg schwindelnd. Der Sohn Ghijáth ed-dins, der sich mit seines Vaters Titel nannte, Ghijáth ed-dín II. Machmúd (602—607 oder 609 = 1206—1210/13), konnte freilich sofort den Vetter aus Feróskóh verdrängen; aber außerhalb des engsten Umkreises der Residenz fragte Niemand nach ihm, und er war nicht der Mann, sich Respect zu verschaffen. Die Emire, insbesondere Hußein Ibn Charmil von Herát, Jildiz von Gasna, Kotb ed-dín von Dihli, sandten schöne Huldigungsadressen, das war aber auch Alles. Hußein fing an, zwischen dem Goriden und dem Chwarizmschâh, der 602 (1206) schon Balch einnahm, eine höchst zweideutige Rolle zu spielen, die ihn freilich doch bei der Einnahme Heráts durch die Chwarizmier nicht vor einem gewaltsamen Ende schützte (604 = 1207); Jildiz suchte von Gasna aus für sich ein Stück Indien zu erobern, wurde aber dabei von Kotb ed-dín geschlagen, der seinerseits schon 603 (1206) in seiner neuen Moschee für sich beten ließ, d. h. sich als Sultan von Dihli unabhängig erklärte. Er vertrieb sogar einen Augenblick Jildiz aus Gasna selbst, doch konnte er sich dort auch nicht halten, und bis zu seinem Tode (607 = 1210) ging der Krieg zwischen den beiden zu Fürsten gewordenen Türkensklaven hin und her. Das Ende Kotb ed-dins, des thatkräftigen Erneuerers mohammedanischer Größe in Indien, rief übrigens dort für einige Zeit auch große Unordnung hervor: die Unterstatthalter von Adschmir, Lahore und andern Bezirken stritten um die Obergewalt, bis es einem der ehemaligen Türkensklaven, Altytmysch[1] (607—633 = 1210—1236), gelang einen derselben nach dem anderen seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen, so daß endlich im J. 624 (1227) mit der

1) Der Name dieses Herrschers, so berühmt er ist, kann nicht sicher festgestellt werden. Obige Schreibung versucht die bestbezeugte Ueberlieferung wiederzugeben, ohne damit eine Erklärung des Namens ermöglichen zu wollen. Bekannt ist er unter dem Namen Altamsch (Altumsh, wie die Engländer schreiben) oder Altmysch, beides gewiß unrichtig. Vgl. Thomas, The Chronicles of the Pathán Kings of Dehli, London 1871, S. 44; zu dem daselbst gegebenen Erklärungsversuch bemerke ich, daß Badá'onis' Notiz mir lediglich eine Volksetymologie darzustellen scheint. Man wird unter allen Umständen nicht außer Acht lassen dürfen, daß sowohl in der bestbeglaubigten arabischen wie in der Sanskrit-Schreibung das l den beiden t vorangeht.

Einverleibung von Bengalen das ganze indische Reich unter seiner Herrschaft wieder beisammen war. Es ist dann, zuerst von Nachkommen des Altytmysch, später von anderen Fürsten ähnlicher Herkunft bis zum J. 689 (1290) weiter regiert worden: man bezeichnet diese als die Sklavenkönige oder als die erste Dynastie der Pathan- (Afghanen-) Könige Hindostáns; letzteres mit Unrecht, insofern sie reine Türken waren, die nur als Befehlshaber von theilweise aus Afghanen zusammengesetzten Heeren die Eroberung des Landes durchgeführt haben.

Während das mohammedanische Indien solcher Weise sich ohne viel Umstände von der goridischen Oberherrschaft losmachte, ging es mit dieser selbst rasch dem Ende zu. Freilich konnten die Truppen des nachdrängenden Chwarismschâhs dem Ghijâth ed-dîn in Ferôzkôh nicht recht zu Leibe: aber derweil spann der Verrath seine Fäden. Schon 609 (1212/13; nach Anderen 607 = 1210/11) ward Ghijâth ed-dîn II. ermordet, sein vierzehnjähriger Sohn Behâ ed-dîn Sâm, welchen einige Emire aufstellten, kurz nachher von einem Sohne des alten Alâ ed-dîn I., des Weltverbrenners, Namens Atbyk, verdrängt, welcher früher, von seinen Vettern auf die Seite geschoben, an den Hof von Chwârism geflohen war und sich dort nach dem ersten Chwarismschâh umgetauft hatte. Er fand als Angehöriger der Herrscherfamilie in Ferôzkôh Anerkennung, fiel aber im Kampfe gegen Jildik von Gasna 611 (1214/15). Nach ihm machte der früher entthronte Alâ ed-dîn II. noch einen Versuch, als Herr des Gôr aufzutreten; aber die Zeit des Geschlechtes der Sûriden war vorüber. Jildik, auf welchen er sich stützte, mußte 612 (1215) vor den anrückenden Chwarismiern nach Indien entweichen, wo er noch in demselben Jahre (612 = 1216) gegen Altytmysch bei Thanêswara fiel; es blieb dem letzten Goriden nichts übrig — die Felsenburgen des Landes hatten ja ihre Besatzungen zum größten Theile längst nach Indien oder Chwârism entsandt — als kümmerlich abzudanken. Dieses hätte sein Oheim schwerlich geglaubt, als er kaum dreizehn Jahre vorher ihm als Fürsten des Gôr huldigen ließ.

Der Chwarismschâh Mohammed Ibn Takasch schien am Ziele seiner Wünsche zu stehen. In der That hatte er für den Augenblick seine meisterhaft gespielte Partie glänzend gewonnen. Den Karachitai, auf welche von Nordosten her andere tatarische Stämme zu drücken anfingen, hatte er 604—606 (1207/8—1209/10), wenn auch nicht ohne Zwischenfälle, Transoxanien abgenommen: freilich ein eigenthümlicher Dank für die wirksame Hilfsleistung gegen die Goriden im J. 601 (1204), der ihn funfzehn Jahre später nicht wenig reuen sollte. Choraßâns war er nunmehr ganz sicher, Kirmân gehörte dem Namen nach schon seit 594 (1198), in Wirklichkeit, nach Bändigung der Gusen und Abweisung der Einmischungen der Sâlgariden von Fars, etwa seit 602 (1206) zu seinem Reiche, die furchtbaren Goriden waren besiegt, ihr Gebiet bis an die indische Grenze ebenfalls gewonnen, auch das östliche Medien gehorchte ihm — mehr als das Reich Sindschars war von Neuem

in einer einzigen Hand zusammengefaßt. Ein mächtiger Herr fürwahr, welchem diese Hand gehörte: und doch gab es immer noch Jemand, der ihn zu ärgern wagte. Es war der Chalife Náßir, der mit der ganzen erfinderischen Bosheit seines bei allem Hochstreben doch kleinlichen Sinnes dem wegen seiner Uebermacht ihm unangenehmen, in Medien jeder weiteren Ausdehnung des Abbaßidenstaates hindernd im Wege stehenden Chwarismschâh alle möglichen Nadelstiche versetzte. Daß er, so lange es anging, die Goriden fortwährend auf Choraßân hetzte, war richtige Politik; als es aber mit denen reißend bergab ging, zeugte es von einer argen Verkennung der Machtverhältnisse, dem Herrscher des großen Ostreiches Fehde ansagen zu wollen. Und es geschah in höchst thörichter Weise. Wenn er dem Chwarismschâh die billige Gefälligkeit weigerte, seinen Namen zu Bagdad in der Chotbe hinter dem eignen nennen zu lassen, während doch in Choraßân und Transoxanien überall für den „Beherrscher der Gläubigen" gebetet wurde, so glich das freilich nur der Art eines Kindes, welches sich auf die Zehen stellt, um zu zeigen, wie groß es ist. Gänzlich verkehrt aber war es, daß er sich fortwährend bemühte, in dem Kleinstaat der pechlewanischen Emire zu Hamadân (oben S. 182) Unruhen zu stiften. Als Takasch dem irakischen Sseldschukenstaate ein Ende machte, hatte er es dem Chalifen schließlich doch gestattet, Chusistân bei dieser Gelegenheit in die Tasche zu stecken; das war für dessen Verdienste reichlich genug. Aber es genügte ihm keineswegs, und er ruhte nicht, bis Hamadân im J. 612 (1215/16) dem Ogulmisch in die Hände fiel, einem Sklaven des Pechlewaniden Uesbeg (oben S. 133), dessen er sicher zu sein glaubte. Ogulmisch aber hielt den Schutz des mächtigen Chwarismschâh höher als die Freundschaft des Herren von Bagdad und Chusistân: er huldigte freiwillig jenem und ließ für ihn die Chotbe (I, 195) verrichten. Náßir schäumte vor Wuth: unbedenklich wie er war, setzte er sich mit dem Alten vom Berge in Verbindung, und 614 (1217) fiel Ogulmisch unter dem Dolche eines Assassinen. Man würde Unrecht thun, sich hierüber als über eine mit der geistlichen Würde des Chalifen unvereinbare Missethat moralisch zu entrüsten; der Prophet Gottes hatte sich derartiges mehrfach gestattet, und was ihm recht war, muß für seine Stellvertreter billig erscheinen — aber es war eine That der Leidenschaft, und die taugt bekanntlich in der Politik nichts. Weder konnte der Chwarismschâh sich das Attentat auf einen Mann bieten lassen, der eben ihm als Lehnsherren gehuldigt, noch durfte er die Vernichtung des kleinen Staates dulden, welcher seine Besitzungen um Rei gegen den ehrgeizigen Chalifen gedeckt hatte: er beschloß, endgiltig mit dem Abbaßiden abzurechnen. Das war um so nöthiger, als die Ermordung des Ogulmisch zu vollkommener Verwirrung in Medien zu führen drohte. Der Atabege Uesbeg von Adherbeidschân hatte ebenso wenig, wie der eben in Fars regierende Sjalgaride Sjá'ad Lust, die jedem von beiden benachbarte Provinz in die Hände des Chalifen fallen zu lassen; so schickten sich ihre Heere bereits an, die Grenzen zu überschreiten. Der Chwarismschâh fuhr dazwischen, Sjá'ads

Truppen wurden mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt, und wie ihr Herr bald zufrieden war, unbehelligt in Schirâs weiter regieren zu dürfen, so verkroch sich der schwächliche Uesbeg beim Herannahen Mohammeds, erklärte sich als seinen Unterthanen und ließ für ihn beten. Nun war Nâßir auf seine eignen Kräfte angewiesen, die schließlich doch eben über die Verhältnisse eines Kleinfürsten nicht hinausgingen; und dazu hatte der Chwarismschâh jetzt einen Trumpf gegen ihn ausgespielt, der ebenso nachdrückliche Wirkung versprach, wie er den festen Willen des mächtigen Türkensultans zeigte, unter allen Umständen bis zur Vernichtung des gehaßten Feindes den Kampf fortzuführen. Es war ein großartiger Gedanke, dessen Ausführung die glanzvolle Laufbahn Mohammeds krönen sollte: was nicht Bujiden, nicht Seldschuken gewagt, woran die Assassinen niemals hatten denken können — nicht ein einzelner Herrscher, das ganze Haus des Abbâs sollte der geheiligten Würde entkleidet, das Chalifat auf die Aliden übertragen werden. Eine Versammlung ehrwürdiger Gottesgelahrter, welche auf Befehl des Chwarismschâh zusammentrat, mußte den Nâßir und sein ganzes Geschlecht des Imamates verlustig erklären und einen aus Tirmidh gebürtigen Nachkommen des Ali, Namens Alâ el-Mulk, als Gegenchalifen aufstellen. Es läßt sich denken, daß die schi'itischen Kreise Persiens den Uebergang des höchsten geistlichen Amtes auf einen Nachkommen ihres vergötterten Heiligen mit Freuden begrüßten, Nâßirs Aussichten, auf persischem Boden Fuß zu fassen, sich verschlechterten; und auch die größtentheils ssunnitischen Bevölkerungen Transoxaniens und Chwârisms selbst würden sich, konnte man annehmen, für die grundstürzende Neuerung gewinnen lassen, sobald ihr die Gewalt der Waffen in Bagdad selbst entscheidende Durchführung verschaffte. Das schien unmittelbar bevorzustehen: schon setzten von Hamadân aus die Chwarismier sich auf Bagdad in Bewegung, als ein früher und strenger Winter einfiel, die Pässe über die medisch-kurdischen Gebirge verschneiten und bei dem vergeblichen Bemühen, den Uebergang trotzdem zu erzwingen, Menschen und Thiere in Massen zu Grunde gingen (614 = Ende 1217). Der Chwarismschâh mußte zurück; aber nur um so nachdrücklicher wollte er im nächsten Jahre auftreten. Von Neuem begannen gewaltige Rüstungen im Osten, während andererseits freilich auch der Chalife alle Kräfte zusammenzufassen sich anschickte, nicht allein seine Stellung als Oberhaupt des ganzen Islâms zu vertheidigen, sondern auch seinen Ansprüchen auf Medien den erforderlichen Nachdruck zu verleihen. So strebten auch hier wieder einmal unter dem Deckmantel des Eifers für Gottes Sache Chalife und Sultan nach irdischem Besitz: aber die Füße derer, welche beide begraben sollten, waren vor der Thür.

Wer die Geschichte der Auflösung des einstigen islamischen Weltreiches seit den Zeiten der Bujiden im Zusammenhange bis hierher verfolgt hat, wird von einem Gefühle vor allen beherrscht sein: dem Gefühle der Müdigkeit, um nicht zu sagen des Ekels an diesem sich nimmer erschöpfen und

leeren wollenden finsteren Gewoge von Kriegen und Kämpfen, in welchem, abgesehen von der kurzen Erscheinung der Ssamaniden und einigen Episoden der Kreuzzüge, nirgends auch nur ein Funke einer religiösen oder nationalen Idee vorübergehend aufleuchtet, und das nirgends einigermaßen befriedigende Staatsordnungen erzeugt hat. Die Araber haben sich auch nicht gerade wie Engel benommen, als sie über die Grenzen ihrer Halbinsel hinausflutheten, im Gegentheil, sie waren damals der Mehrzahl nach ebenfalls nichts Anderes, als beutegierige Nomadenhorden: aber sie haben es verstanden, einen großen Staat zu schaffen, politische und religiöse Ideen zu finden oder sich anzueignen, um welche sich abzumühen, ja auch sich zu schlagen der Mühe lohnte. Bei den Türken nichts von alle dem. Den kriegerischen Gaben dieser Rasse, die ja noch heute nicht zu verkennen sind, fehlt vor dem Auftreten der Osmanen jede Beimischung, wenn nicht von staatsbildender, so doch von staatserhaltender Kraft. Wenn man fragt: was haben die Türken in den zweihundert Jahren, welche zwischen dem Aufkommen der Gasnewiden und dem Ende der Chwarismschähe liegen, für die Menschheit — seien wir bescheiden, für die Länder Vorderasiens — geleistet? so muß die Antwort lauten: Nichts. Hier sind in der That unendliche Kräfte vergeudet, hier ist unendliches Elend unter den armen Menschen angerichtet um nichts und wieder nichts. Nicht eine staatliche oder gesetzgeberische Einrichtung von einem gewissen Werthe, nicht eine neue Wendung oder Auffassung der religiösen Ueberlieferung, nicht eine wissenschaftliche Leistung — Alfarabi ist viel älter — nicht einen Anlauf zu künstlerischen Bestrebungen verdankt die islamische Welt diesen Türken. Es scheint, daß nur unter ganz vereinzelten Bedingungen, die später auf indischem und kleinasiatisch-europäischem Boden sich gefunden haben müssen, aus dem Türken etwas werden kann, das nicht ausschließlich im Reiten und Kopfabschneiden aufgeht. Das Höchste, wozu die schreckliche Gesellschaft sich hie und da aufgeschwungen hat, ist gewesen, daß sie ihren Verstand so weit zusammennahm, klügere Leute etwas schaffen zu lassen: die kurze Blüthe Persiens unter Alp Arslan und Melikschäh ist das Werk ihrer persischen Beamten, vor Allen des Nisám el-mulk, gewesen — brauchbar in solchen Sachen ist ja der Perser überaus, wenn eine feste Hand ihn zwingt, seinem Hange zu allerhand Seitensprüngen und Fahrigkeiten Zügel anzulegen. In ein paar Kleinstaaten, insbesondere in Fars, wo die regierenden Türken zufällig ein kleines Bischen vernünftiger sich geberdeten, ist es denn auch ziemlich gegangen; aber im Großen und Ganzen endet die Geschichte dieser zweihundert Jahre, wie sie unter Sultan Machmúd (S. 60) anfing: mit todten Menschen und verbrannten Dörfern und Städten. Nur daß am Schlusse natürlich der verbrannten Dörfer allmählich mehr, der noch lebendigen Menschen weniger geworden waren. Sind nun Müdigkeit und Ekel die Empfindungen, welche bei uns die bloße Betrachtung eines solchen Schauspiels hervorruft: was für eine Verzweiflung müssen diese Zustände in den Unglücklichen hervorgerufen haben, welche die Opfer der unaufhörlichen Mißhandlungen gewesen sind?

Uns Deutschen ballt sich heute noch die Faust, wenn wir unsere Großältern von den Leiden der napoleonischen Zeit erzählen hören: was aber will diese Spanne von einem Dutzend Jahren sagen gegen zwei ganze Jahrhunderte? Eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit hat die Türken, das ist zuzugeben, immer verhindert, sich in dem Grade bestialisch zu benehmen, wie z. B. die abendländische Soldateska in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges zu thun pflegte, aber traurig genug hat es, das wissen wir, zu Anfang des siebenten (dreizehnten) Jahrhunderts allüberall in Vorderasien ausgesehen. Trotzdem haben es die Menschen auch dort aushalten müssen, und haben es ausgehalten. Wem Unglück bestimmt ist, hat drei Mittel es zu ertragen: das Gottvertrauen, im Islám in der Gestalt des entsagenden Fatalismus, welches das Fragen aufgiebt und in die Unabänderlichkeit alles Geschehens sich schickt, die schwärmerische Mystik, welche alles Irdische verneint und in geistiger Schwelgerei sich dem Unfaßbaren zu einen glaubt, und den leichten Sinn eines beweglichen oder unverwüstlich lebenskräftigen Gemüthes, der am Rande des Abgrundes noch die letzte Rose pflücken, mitten im Todesgrauen noch den letzten Becher leeren heißt. Man versteht es, meine ich, nur aus dieser Ueberlegung, daß in dem soeben überblickten Stadium der Geschichte des Orientes das geistige Leben seiner Völker in einer eigenthümlichen, vielfach wunderlichen Mischung jener drei Stimmungen sich bewegt. Je nach der Anlage der einzelnen Nationen oder Persönlichkeiten überwiegt hier die eine, dort die andere, überall aber kommen immer diese drei Züge unverkennbar zur Erscheinung. Vor Allem in Religion und Wissenschaft. Neue Gedanken und Bestrebungen treten kaum noch hervor: die Errungenschaften der früheren Zeiten werden, so gut es die Ungunst der Zeiten erlauben will, fortgepflanzt, hauptsächlich in handlichen Compendien zusammengefaßt, welche das theologisch-juristische System als etwas unabänderlich Gegebenes in geschickter Durchbildung möglichst sicher feststellen, daß man etwas hat, woran man unter allen Umständen sich halten kann. Die beiden classischen Koráncommentare des Samách schari und Beidáwi, jener das freisinnigere motazilitische, dieser das orthodoxe Dogma mit haarspaltendem Scharfsinne in die heilige Schrift hineintragend, entstammen der seldschukischen und dem Beginne der mongolischen Zeit; und schon unter Melikschâh und seinen Söhnen lebte der letzte große Philosoph des Orientes, Gasâli,[1]) lange Zeit Scheich an der Nisamija zu Bagdad (oben S. 95), der sich in der Mitte seiner wissenschaftlichen Entwicklung zur Orthodoxie bekehrte und dann seine ganze Philosophie aufbot, um zu beweisen, daß die Philosophie ein Unding sei — was ihm die Folgezeit dann auch ziemlich blindlings geglaubt hat. Von den Erfahrungswissenschaften, die zum größten Theile schon Avicenna abgeschlossen (oben S. 68),

1) Oder Gassâli (mit zwei weichen s und rauhem g, daher den Gepflogenheiten der wissenschaftlichen Umschreibung gemäß gewöhnlich Ghazzali oder Ghazali geschrieben); die genaue Form seines Namens ist, wie ich glaube, doch noch nicht vollkommen sichergestellt (s. Gosche, Ghazzalis Leben und Werke, Berlin 1859, S. 294).

führt ein wirkliches Leben eigentlich nur die Astronomie weiter, die schon der astrologischen Interessen und praktischer Zwecke wegen sich hoher Protection jetzt (vgl. S. 96) und später erfreut hat; im Uebrigen begnügt man sich mit dem, was die Alten gefunden, fängt dabei freilich an, es immer häufiger mißzuverstehen. Achtungswerth hält sich die persische wie die arabische Geschichtschreibung: jene theils im Memoirenstil gehalten, theils mit dem Streben, die rauhe Wirklichkeit durch elegante Rhetorik zu verschönern, diese, hauptsächlich in Syrien und Aegypten vertreten, die Compilation älterer Geschichtswerke mit einfacher, aber meist ehrlicher und zuverlässiger Berichterstattung über das Selbsterlebte und von den Zeitgenossen Erfragte verbindend. Die classische Zeit der persischen Geschichtschreibung fällt erst in die nächste Periode, unter den Verfassern von Memoiren mag hier Beihaki genannt werden, dessen Werk das höchst interessante Tagebuch eines in gasnewidischen Diensten stehenden Beamten darstellt. In arabischer Sprache haben wir die bis auf ihre Tage, d. h. bis in das 7. (13.) und 8. (14.) Jahrhundert fortgeführten Chroniken des Ibn el-Athir und des Abulfeda, eines Abkömmlings der Eijubiden, Hauptquellen für die Geschichte des Islâms grade in der Zeit, die uns eben beschäftigte. — Nicht immer getrennt von der Orthodoxie mit ihrer fatalistischen Starrheit, häufig genug vielmehr in den Formen derselben, im Ganzen aber doch innerlich im natürlichen Gegensatze zu ihr verläuft die grade in dieser Zeit aus dem angedeuteten Grunde zu immer größerer Verbreitung in allen Kreisen des Volkes gelangende Mystik. Vor Allem in Persien: die bloße Negation einzelner Punkte des ssunnitischen Dogmas, wie sie der Schi'itismus in den Vordergrund stellt (oben S. 11), ist wenig geeignet, Geist und Gemüth zu befriedigen, sie ist eben nur die Schranke, hinter welcher beide ungestört ihren eigenen Beschäftigungen nachgehen können. Es geschieht durch Ausbildung eines stark pantheistisch angehauchten mystischen Systems, halb Theorie, halb Praxis, welches durch eine Reihe von Stufen nachdenklicher Askese den Menschen bis zum gänzlichen Aufgehen der eigenen Persönlichkeit in Gott führen soll. Die Verklärung und Vernichtung der eignen Seele in der Flamme der Gottesliebe ist das Ziel, welchem diese Weiterbildung des Ssufismus (I, 407; oben S. 97 f.) entgegenstrebt — oder entgegenzustreben behauptet. Wie leicht Schwärmer durch das Mittel unbewußten Selbstbetruges zu bewußtem Betruge Anderer gelangen, ist bekannt; die Form des mit allerhand Geheimnißkrämerei umgebenen Ordenswesens, dessen Anfänge (vgl. I, 407) längst vorhanden waren und das grade jetzt massenhaft zunahm, begünstigt ebenfalls den Schwindel, und so kommt es, daß unter den Ssúfis (oder Derwischen, wie zunächst die Angehörigen von Bettelorden, dann die nach bestimmten Regeln lebenden Ssúfis überhaupt genannt werden) sich die allerverschiedensten Elemente finden — das Edelste, die erhabene pantheistische Weisheit eines Dschelál ed-din Rúmi, und das Gemeinste, das unter dem Deckmantel frommer Entsagung sündigende Laster, dazwischen vielgestaltige Erscheinungen von Ekstase, Selbst-

Grab Sjá'adis; im Hintergrunde Schiráſ.

peinigungen, Wunderthäterei, Vagabondenthum, wahrhaft frommer Lebensführung und stillem Nachdenken, ist im Sufismus vereinigt. Hierhin konnte sich flüchten, wer sich mühselig und beladen fühlte, durch innere Kämpfe oder durch äußere Trübsal, hieher auch, wer auf dem Markte des Lebens Bankerott gemacht hatte und auf die Wohlthätigkeit seiner Nebenmenschen speculirte. Grade im 6. und 7. (12. und 13.) Jahrhundert sind die meisten und angesehensten der noch jetzt blühenden Derwischorden gegründet, insbesondere auch die berufenen Mewlewis (von Mewlana[1]) Dschelál ed-dín Rúmi) und Rifá'is — jetzt gewöhnlich als die „tanzenden" und die „heulenden" Derwische bekannt, weil sie die bis zur Bewußtlosigkeit sich steigernde Ekstase durch Drehungen des Körpers, beziehungsweise durch fortwährendes Ausrufen des Namens Allah oder des Wortes Hú („Er" d. h. Gott) erreichen.

Die beiden Richtungen, Orthodoxie und Mystik, spiegeln sich ferner in der Litteratur der Zeit ab, und diese ist es auch, welche uns Vertreter jener dritten, auf den augenblicklichen Lebensgenuß ausgehenden Gemüthsverfassung stellt. Naturgemäß ist die Orthodoxie mehr in den Erzeugnissen wissenschaftlicher Thätigkeit, die Mystik und die Weltlichkeit mehr in der poetischen Litteratur vertreten. Freilich giebt es auch Dichter, welche z. B. die Kämpfe Saladdins gegen die Ungläubigen besingen, aber ihre Zahl ist gering; sobald die Frömmigkeit sich poetisch äußert, pflegt sie ein sufisches Gewand anzulegen, und es giebt ja auch Súfis und Derwische genug, welche sich ganz orthodox geberden. Es sind fast die schönsten Blüthen der persischen Poesie, in welchen unter dem Bilde der Nachtigall und der Rose, des Schmetterlings und der Flamme und in tausend anderen Gleichnissen das Unfaßliche faßlich erscheinen möchte: an Rückerts Nachbildung der Verspaare (Mesnewis) des tiefsinnigen Mewlana[1]) Dschelál ed-dín Rúmi — der, wie sein Beiname zeigt, den größten Theil seines Lebens in Rúm, und zwar in Ikonium, zubrachte, aber aus Balch gebürtig war und in persischer Sprache dichtete — können wir eine lebendige Anschauung dieser ebenso eigenthümlichen wie erhabenen Kunst gewinnen. Eine ähnliche Richtung in leichterer Form zeigen die sufisch-moralischen Lehrgedichte des Náßiri Chosrau (vgl. S. 16) und des Ferid ed-dín Attár;[2]) bei Omar Chaijám[3]) (oben S. 97 ff.) tritt ein stark freigeistiges, polemisches Element hinzu, aber zu einer reinen und milden, durchaus verstandesmäßigen Lebensweisheit abgeklärt erscheint der Sufismus bei dem noch heute neben Hafis beliebtesten aller persischen Dichter, bei Sá'adi aus Schiráf (s. oben S. 130), dessen „Rosengarten" (Gulistán), das kostbarste Schatzkästlein voller Perlen einer männlich frommen Gesinnung, klugen Lehrhaftigkeit und ruhigen Entsagung, in angenehmem Wechsel von Prosa und Vers, Erzählung und Spruch die Erfahrungen eines

1) Mewlána ist arabisch „unser Herr", wie die Verehrer großer sufischer Lehrer ihren Meister zu nennen pflegten. 2) Pendnâmeh, übers. von Nesselmann, Königsberg 1871. 3) Bodenstedt, Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjam. Verdeutscht. 3. Auflage. Breslau 1882.

reichen Lebens enthält: seit es der alte brave Aschersleber Adam Olearius im 17. Jahrhundert von seiner „persianischen" Reise mitgebracht und als „den persianischen Rosen-Thal" in die deutsche Literatur eingeführt hat, ist es auch unter uns ja zu verdientem Ansehen gekommen.[1]) Neben ihm tritt

Bildniß Sá'adis.

der in Versen geschriebene „Lustgarten" (Bostán) in kaum gerechtfertigter Weise sehr zurück.[2]) Dagegen ist der letzte der berühmten arabischen Dichter, Omar Ibn el-Fárid, durchaus in die wildeste Mystik versunken; bei ihm schon findet sich der „Wein der Gottesliebe", von welchem der Sufi

1) Neuere Uebersetzungen von Graf, Leipzig 1846; Nesselmann, Berlin 1864.
2) Uebers. von Graf, Jena 1850; v. Schlechta-Wssehrd (im Auszug), Wien 1852.

trunken wird bis zur Vergessenheit — eine Anschauung, die später durch wirklichen Wein und den Assassinen entlehntes Haschisch oder Opium sehr ins Realistische übersetzt worden ist. — Im Gegensatze zu der wahren oder falschen Frömmigkeit der Orthodoxie und des Mysticismus stehen die Dichter, welche den Lebensgenuß predigen, sei es gradezu durch den Preis von Liebe und Wein in lyrischer Form, sei es durch den Zauber romantischer Erzählungen. Sie berühren sich eng mit einer vierten Gattung, den Lobpreisern kunstsinniger Fürsten, deren es selbst unter der Türkenherrschaft seit Machmúd eine große Zahl gab: denn auch das schwerfälligste Hirn ist für Weihrauch empfänglich, wenn man das Faß dem Betreffenden nur ordentlich um den Kopf schlägt. Uebrigens gab es unter den Fürsten immerhin manche, die poetisches Verständniß besaßen; so Melikschâh selbst, nach ihm besonders Sindschar, welcher einen ganzen Hof von Poeten um sich versammelte. Der an ihm den größten Namen hatte, Énweri, ist gleich sehr durch Lob- wie durch Spottgedichte berühmt; mit ihm wetteifert der künstlich-gelehrte Chakâni, der als Leibpoet des kleinen Perserkönigs von Schirwân (S. 131) freilich mit dem Hofedienste sehr gemischte Erfahrungen machte. Der entlegene Winkel am Kaukasus war damals überhaupt fruchtbar an großen Dichtern: aus Gendscha (S. 120 Anm. 1) stammte Nisâmi, der größte Epiker nach Firdusi. Er hat in seinem Chamße („Fünfer") außer einem didaktischen Gedicht und einer Sammlung poetischer Novellen drei umfangreiche Epen vereinigt, das Iskender-Náme („Alexander-Buch", d. h. Geschichte Alexanders des Großen) und die Erzählungen von Leila und Medschnún und von Chosrau und Schirín, zwei berühmten Liebespaaren der arabischen und persischen Ueberlieferung. Diese wie nicht minder das vollkommen märchenhafte Alexanderbuch sind die Hauptvertreter des romantischen Epos, das schon früh der nationalen Sagenpoesie des Schah-náméh und seiner zahlreichen Nachahmungen und Weiterbildungen zur Seite tritt. Und endlich gehört noch einer in diesen Zusammenhang: Harîri, der bedeutendste Sprachkünstler und dabei der letzte große Schriftsteller der arabischen Literatur (vgl. S. 126). Sein Abu Seid, der fahrende Gesell, der in immer neuer Gestalt an den verschiedensten Orten auftaucht, seine geistreichen Schelmenreden zu halten und seine Streiche zu üben, ist der richtige Held dieser Zeit, in welcher Fürst, Held und Abenteurer nicht mehr zu unterscheiden sind, die Auflösung aller Verhältnisse das Vagabondenthum in allen Kreisen überhand nehmen läßt. Mehr als irgend ein anderes Werk sind Harîris Makamen („Sitzungen", nämlich gebildeter und redegewandter Leute) für das sechste (zwölfte) Jahrhundert charakteristisch: was hier den Grundton angiebt, ist, wenn auch in feinster und reizvollster Form, doch eigentlich der Galgenhumor. Es sollten Zeiten hereinbrechen, in welchen auch dieser der Menschheit ausging.

REICH der CHASAREN
SCHWARZES MEER
KASPISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
Constantinopel
Skutari
Chalcedon
MARMARA MEER
Heraclea
Brussa
BITHYNIA
Sinope
PONTUS
Trapezunt
Amasia
Tokat
Ssiwas
Ancyra (Angora)
GALATIA
Pessinus
Amorium
CAPPADOCIA
Caesarea
Iconium
Tyana
Tarsus
Adana
Seleucia
Sebastopolis
Antiochia
Halebb
Haleb
Edessa
Harran
Malatia
DIJARBEKR
Dijarbekr (Amida)
Mardin
Nisibis
Mossul
DIJAR MODAR
DIJAR RABIA
Rakka
Karkisia
Rachba
Tadmor (Palmyra)
Syrische Wüste
Hamat
Hims (Emesa)
Tripolis
Beirut
Baalbekk
Damaskus
Hermon
Tyrus
Akkon
Caesarea
Joppe
Nabulus (Sichem)
Jerusalem
Gaza
Askalon
Alexandria
Damiette
Lesbos
Chios
Samos
Smyrna
Rhodus
CYPERN
Constantia
Lutakija
ARMENIEN
Ersingan
Erserum
Wan
Wan S.
Chelat
Tiflis
GEORGIEN
Kasbek
Kaukasus
Derbent
SCHIRWAN
ARRAN
KARABACH
Kur
Ararat
ADHERBEIDSCHAN
Tebris
Maraga
Urmia
Ardebil
DSCHIBAL (MEDIEN)
Hamadan
Teheran
Rei
Kaswin
Kum
Sawa
Kaschan
Ispahan
Dschulfa
LURISTAN
Bagdad
Ktesiphon
Babylon
Kerbela
Hilla
Kufa
Tekrit
Bawasidsch
Hit
Ambar
Frat
Tigris
Nehawend
Karadsch
Kermanschah
Tuster
Ssus

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. Entw. u. gez. v. H. Lullies. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

REICH der CHASAREN
SCHWARZES MEER
KASPISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
MARMARA MEER
Constantinopel
Skutari
Heraclea
Sinope
Trapezunt
Tiflis
Kasbek
Derbent
GEORGIEN
SCHIRWAN
ARRAN
KARABACH
PONTUS
GALATIA
CAPPADOCIA
ARMENIEN
DIJARBEKR
DIJAR MODAR
DIJAR RABIA
ADHERBEIDSCHAN
DSCHIBAL (MEDIEN)
LURISTAN
MASEBEDHAN
Amasia
Tokat
Ssiwas
Erserum
Ersingan
Ancyra (Angora)
Pessinus
Amorium
Iconium
Tyana
Caesarea
Tarsus
Adana
Antiochia
Haleb
Edessa
Harran
Mardin
Nisibis
Mossul
Tebris
Merend
Maraga
Ardebil
Teheran
Rei
Sawa
Kumm
Hamadan
Nehawend
Kaswin
Sendschan
Isfahan
Bagdad
Ktesiphon
Tekrit
Hit
Rakka
Rachba
Kirkisia
Tadmor (Palmyra)
Hims (Emesa)
Hamat
Baalbekk
Damaskus
Beirut
Tripolis
Jerusalem
Gaza
Askalon
Joppe
Alexandria
CYPERN
Rhodus
Lesbos
Chios
Samos
Smyrna
Syrische Wüste
Dsch. Hauran
Kerbela
Hilla
Kufa
Babylon
Tigris
Wan
Malatia
Ararat
Teheran

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. Entw. u. gez. v. H. Lullies. C. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Drittes Buch.

Der Mongolensturm.

Erstes Capitel.

Dschingis-Chán und Hûlagu.

„Seit einer Reihe von Jahren," so beginnt der wackere Chronist Ibn el-Athîr seinen Bericht über das Jahr 617 (1220), „kämpfe ich mit dem Entschlusse, die Katastrophe des Hereinbrechens der Tataren[1]) über die Länder des Islâms zu schildern. Sie ist zu schrecklich; ich mochte sie nicht schildern. Jetzt gehe ich daran zögernden Fußes: denn wer ist es, dem es leicht würde, die Todeskunde des Islâms und der Muslime niederzuschreiben, und wer ist es, dem es ein Kleines schiene, solches zu schildern? O hätte meine Mutter mich nie geboren! O wäre ich gestorben vor dem und in Vergessenheit getaucht! Zahlreiche Freunde haben mich gedrängt, es zu Papier zu bringen, und immer habe ich gezaudert; aber nun sehe ich ein, daß ein Nutzen aus solcher Unterlassung nicht entspringt, und so sage ich Folgendes. Dies Unternehmen begreift die Schilderung der furchtbarsten Katastrophe und des größten Unglücks, dessen Gleichen weder Tage noch Nächte erzeugt haben, und das über alle Nationen insgesammt, die Muslime aber vor den Andern hereingebrochen ist; und wenn Jemand behauptete, daß die Menschheit von dem Augenblicke, wo Gott — Er steht gepriesen und erhaben über Allem — den Adam schuf, und bis auf diesen Tag mit einer gleichen Prüfung nicht heimgesucht worden ist, so spräche er nur die Wahrheit. Denn die Geschichtsbücher enthalten nichts, was dem nahekäme oder daran heranreichte. Mit das Furchtbarste, was sie von Katastrophen schildern, ist, was Nebukadnezar an den Kindern Israel verübt hat, wie er sie tödtete und das heilige Jerusalem verwüstete: was aber ist Jerusalem im Vergleich zu den von diesen Verfluchten verwüsteten Provinzen, deren jeder Hauptstadt ein doppeltes und dreifaches Jerusalem gewesen ist, und was sind die Kinder Israel im Vergleich zu denen, welche sie getödtet haben, wo die Einwohner einer Stadt, welche sie getödtet haben, zahlreicher gewesen sind, als die Kinder

---

1) S. oben S. 72, Anm. 2.

Israel? Ich glaube, die Völker werden eine solche Katastrophe nicht wieder sehen bis die Menschheit vor Gottes Thron sich stellt und diese Welt in Nichts zergeht . . . Denn selbst der Antichrist[1]) wird verschonen, die ihm sich anschließen, und verderben, die ihm widerstreben; diese aber haben Niemand verschont, sondern haben getödtet Weiber und Männer, haben gespalten die Leiber der Schwangeren und getödtet die Ungeborenen. Ja, wir sind Gottes, und zurückkehren[2]) müssen wir zu ihm; es giebt keine Macht noch Kraft außer bei Gott, dem Hohen und Erhabnen!"

Es ist, seitdem Lessing zuerst den Horaz gegen einige ehrenrührige Anschuldigungen, welche die einmal gäng und gäbe Ueberlieferung gegen ihn erhoben, in Schutz genommen, „gerettet" hat, das an sich durchaus gerechtfertigte Streben allgemein geworden, den aus älteren Zeiten auf uns gekommenen Beurtheilungen hervorragender historischer Persönlichkeiten mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberzutreten, und lieber aus den verbürgten Thatsachen selbst ein eigenes Bild von der Art der einzelnen Menschen uns zusammenzusetzen. Manche Berühmtheit ist dabei schlecht gefahren, z. B. Cicero, welchen für mehr als einen Strohkopf zu halten heute kaum noch dem mit der Interpretation seiner Tusculanen betrauten Ordinarius von Unterprima verziehen wird; umgekehrt haben wir Tiberius als einen vorzüglichen Herrscher und Agrippina als eine liebenswürdige, wenn auch mit einigen kleinen Schwächen behaftete Dame preisen hören. Es liegt mir fern, über die Richtigkeit solcher Darstellungen, deren Gegenstände meinen Studien fern liegen, ein Urtheil zu fällen; im Allgemeinen ist es mir jedoch nicht unwahrscheinlich, daß etwas zu viel „gerettet" wird. Unter die Zahl derjenigen, an deren von früheren Geschlechtern entworfenen Charakterzeichnungen neuerdings zu Verschönerungszwecken herumretouchirt wird, gehört auch der Mongole Dschingis-Chán, die „Geißel Gottes", wie er gleich seinem Vorgänger Attila, hunnischen Angedenkens, sich genannt hat. Ein sehr ernsthafter und mit Recht geachteter Schriftsteller ist der Ansicht, daß sein Held eigentlich über Alexander den Großen zu stellen sei,[3]) ein anderer[4]) meint, daß man seinem Anspruch, „Groß wie die Welt" zu sein, die Berechtigung nicht abstreiten könne. Gewiß nicht; aber nur, wenn man sich auf den mongolischen Standpunkt zu stellen bereit ist. Für einen Vandalen war Geiserich gewiß auch ein sehr großer Mann, was uns nicht verhindert, ihn für ein Scheusal zu halten. Wenn ich also nicht leugne, daß Dschingis-Chán alle Eigenschaften eines großen Mongolen besessen haben mag, so ändert das nichts an der Thatsache, daß eben die Mongolen eines der fürchterlichsten Völker der Welt und dem entsprechend ihr größter Herrscher einer der fürchterlichsten Menschenschinder gewesen ist,

1) Die Muslime haben den Glauben an das Erscheinen des Antichrist vor dem Ende der Tage von den Christen übernommen. 2) Nämlich durch den Tod; dieser und der nächste Satz stellen beliebte Ausrufe des Schreckens und der Resignation dar. 3) H. Howorth, History of the Mongols, Part I, London 1876, S. 49. 4) Franz v. Erdmann, Temudschin der Unerschütterliche, Leipzig 1862, S. 444.

die je mit überlegener Staatskunst, unerschütterlicher Thatkraft, weiser Voraussicht, erhabener Gerechtigkeit und wahrer Toleranz[1]) in der halben Welt die Ruhe eines Kirchhofs hergestellt haben. Niemand wird den Wolf tadeln, wenn er seiner Natur folgt; aber ein Löwe ist er deswegen noch lange nicht. Und mag der beweglichen Klage unseres arabischen Chronisten die unwillkürliche Uebertreibung nicht fremd sein, zu der uns erlittenes Unheil so leicht hinreißt, so braucht man doch nur einen Blick auf ein beliebiges Blatt einer zeitgenössischen morgenländischen oder europäischen Chronik zu werfen, um zu sehen, daß er da wahrlich nicht übertreibt, wo er den Mongolensturm als das größte Unglück bezeichnet, das je über die Völker — er meint die ihm näher bekannten Westasiens und Osteuropas — hereingebrochen ist. Es ergiebt sich ja aus meiner bisherigen Darstellung, daß schon seit langer Zeit der Islám die Periode seines Aufschwunges und höchsten Glanzes hinter sich hatte, und die Unfähigkeit der Perser und Türken, auf seiner Grundlage widerstandsfähige staatliche Einrichtungen zu schaffen, trägt die Schuld, wenn beinahe der ganze Umkreis des islamischen Ländergebietes auf den ersten Stoß vor dem Ansturme der Barbaren zusammenstürzt; auch ist bereits (oben S. 192) hervorgehoben, daß an manchen Stellen die ersten Vorläufer der großen Völkerwanderung, Gusen und Turkmenen, den Mongolen schon ziemlich vorgearbeitet hatten. Aber die Vollendung des Ruins, welcher für ganz Ostpersien und das arabische Irák jede Möglichkeit der Wiederauferstehung beseitigt und auch dem mittleren Persien und den syrisch-kleinasiatischen Provinzen nur eine bedingte und theilweise Erneuerung gestattet hat, ist erst von den Mongolen herbeigeführt. Nichts bezeichnender für die Richtigkeit dieser Behauptung, als die Thatsache, daß die einzige Provinz des jetzigen Islams, die für eine selbständige neue Entwicklung noch vielleicht Aussicht bietet, Aegypten ist, das nie eines Mongolen Fuß betrat, während das arabische Irák und ganz Ostpersien, einst die reichsten und blühendsten Länder der Welt, bis auf den heutigen Tag in Trümmern liegen. Hier ist in der That wieder einmal eine höhere Civilisation von der Barbarei verschlungen worden — ein warnendes Beispiel für unser neunzehntes Jahrhundert, in welchem wir, auf die Errungenschaften unserer Cultur pochend, an eine ernste Gefahr für uns selbst von solcher Seite zu glauben uns weigern möchten. Und jene Anfänge der staatlichen Ordnung und geistigen Bildung bei den Mongolen, von welchen die Lobredner Dschingis-Cháns so viel Aufhebens machen, sind unter den ihrem heimathlichen Nomadenleben treu gebliebenen Stämmen rasch wieder verschwunden; für die islamischen Provinzen waren sie von Anfang ein Rückschritt in längst überwundene Stadien einer niederen Gesittung. Es ist, soweit die Völker des Islams in Frage stehen, ein finsteres Trauerspiel mit wenigen lichten Episoden und ohne jeden versöhnenden Abschluß, dem wir jetzt beizuwohnen haben.

1) Vgl. v. Erdmann a. a. O. S. 457.

Was wir im Folgenden unter Mongolen oder Tataren verstehen, sind nicht einzelne Stämme, sondern es ist die Gesammtheit der tunguſischen, mongolischen und im weitesten Sinne des Wortes türkischen Völkerschaften, welche zu Anfang des siebenten (dreizehnten) Jahrhunderts durch Dschingis-Cháns, oder, wie sein eigentlicher Name ist, Temudschins[1]) Tapferkeit und List zu einer einheitlichen Masse zusammengeschweißt worden sind. Die Schwierigkeit einer ethnographischen Scheidung derselben in ihre verschiedenen Bestandtheile ist uns bekannt (oben S. 72); jedenfalls interessirt sie den Geschichtschreiber des Islâms nur wenig. Denn welcher Herkunft diese oder jene auch waren — man hält es jetzt für erwiesen, daß nicht allein der zweite große mongolische Eroberer Timur (Tamerlan, unten S. 272), sondern auch Temudschin selbst türkischer Abkunft gewesen sind — in den Kriegen gegen die islamischen Staaten erscheinen sie als eine Gesammtheit, deren einzelne Glieder sich weder in der Art ihrer Kriegführung noch im Grade ihrer Gesittung, oder vielmehr ihrer Roheit, von einander unterscheiden. Auch die Vorgeschichte Temudschins fällt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung, um so mehr als ich dafür auf eine andere Abtheilung dieses Werkes verweisen kann,[2]) welche gleichzeitig die Bildung und die Geschicke der tatarisch-islamischen Staatswesen des südöstlichen Europa darstellt und mich daher auch des Eingehens auf diese enthebt; für die Gesammtentwicklung des Islâms, deren Schilderung ausschließlich in meiner Absicht liegt, ist Alles das in der That ohne wesentlichen Belang. Ich beschränke mich also darauf, zu berichten, wie der Zusammenstoß der neugegründeten mongolischen Weltmacht und des gealterten mohammedanischen Staatensystems erfolgte, wie das Letztere dabei über den Haufen geworfen wurde, und welche Schicksale seine alten Länder unter mongolischer Herrschaft weiter zu erfahren hatten.

Wir erinnern uns (S. 189), daß Mohammed der Chwarismschâh den Verfall des Reiches der Karachitai benutzt hatte, sich 606 (1209/10) Transoxaniens zu bemächtigen. Daß ihm dies gelang, verdankte er einem Bündniß mit Guschlug-Chán, einem Fürsten aus dem großen osttürkischen Stamme der Naimân, welcher vor Dschingis-Chán flüchtend zum Gur-Chán von Kaschgar gekommen war, sich bei diesem eingeschmeichelt hatte, dann aber, nachdem es ihm gelungen eine Anzahl türkischer Horden um sich zu sammeln, tückischer Weise über seinen Wohlthäter herfiel, während gleichzeitig der Chwarismschâh von Westen in das Gebiet von Bochára und Ssamarkand einrückte. Die verabredete Theilung ward in der Weise ausgeführt, daß Guschlug-Chán alles Land bis an den Jaxartes erhielt, mit Ausnahme des Bezirkes

1) Dschingis-Chán ist ein Ehrentitel, den er, nachdem er Herr eines großen Reiches geworden, angenommen hat. Die Bedeutung wird verschieden angegeben; nach Einigen hieße dschingis so viel wie „unerschütterlich", nach Anderen „sehr mächtig". Ich habe kein eignes Urtheil in diesen Dingen. Vgl. den Beinamen Gur-Chán oben S. 173.
2) S. Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert (Nr. 90 bis 92 dieser Sammlung), S. 152 ff.

von Otrár, einer blühenden Handelsstadt am Mittellaufe des Stromes, die mit ganz Transoxanien zusammen an Mohammed kam. Dieser gab Otrár einem Häuptling aus dem nördlich vom Aralsee hausenden Türkenstamme der Kankali zu Lehen, Namens Inaltschyk (auch Gáïr-Chán genannt), der mit zahlreichen Schaaren seiner Landsleute in den Dienst des seine Heere unablässig vermehrenden Chwarismschâh getreten war. Es war eine verhängnißvolle Wahl, wie nicht weniger es ein verhängnißvoller Fehler zu nennen ist, daß Mohammed selbst die Hand dazu bot, den Staat von Kaschgar über den Haufen zu werfen und damit die letzte Schranke wegzuräumen, welche ihn noch von dem bereits zu mächtigem Umfange angeschwollenen Reiche des Dschingis-Chán schied. Eben freilich — das entschuldigt Jenen — war der furchtbare Herr der Mongolen, nachdem er 604 (1207) die Naimán zersprengt, fast ein Jahrzehnt lang fern im Osten mit der Eroberung des nördlichen China beschäftigt, und wenn der Name des gewaltigen Heerführers schon damals durch ganz Asien hallte, war doch Niemand darauf gefaßt, ihn nach kurzer Frist plötzlich hunderte von Meilen entfernt an den entgegengesetzten Grenzen seines unermeßlichen Gebietes auftauchen zu sehen. Und nach der Einverleibung Transoxaniens, sicher im Besitze aller Provinzen vom Aralsee bis an den indischen Ocean, vom Hindukusch bis über Hamádan hinaus, über Hunderttausende von Kriegern selbst gebietend, konnte sich der Chwarismschâh in der That, wie es schien, in der Hoffnung wiegen, jedem Gegner gewachsen zu sein: um so weniger mochte es ihm bedenklich vorkommen, als im J. 614 (1217)[1]) Dschingis-Chán wirklich seinen Arm auch nach dem Westen ausstreckte und eins seiner Heere gegen Guschlug-Chán aussandte. Der Naimán, ein ebenso roher als tückischer Gesell, hatte sich bei seinen Unterthanen gründlich verhaßt gemacht, so fanden die Mongolen, die sich kluger Weise als Befreier einführten, auf allen Seiten Unterstützung; Guschlug mit den ihm persönlich ergebenen Truppen mußte flüchten, ward aber unterwegs ergriffen und getödtet, sein Reich mit einem Schlage eingenommen. Die vor den Mongolen flüchtenden Haufen seiner Anhänger drängten nach dem Westen, es war vorauszusehen, daß sie über die Grenzen von Chwárism sich zu retten versuchen würden; hier konnten jeden Augenblick gefährliche Verwicklungen

1) Nach dem von d'Ohsson (Histoire des Mongols I, 172) citirten Taarich-i-Dschihán-guschai des Dschuweini, welches etwa 40 Jahre nach diesen Ereignissen verfaßt wurde, hätte dieser Zug gegen Guschlug-Chán erst 615 (1218) stattgefunden, als die ersten diplomatischen Reibungen zwischen dem Chwarismschâh und Dschingis-Chán bereits die verhängnißvolle Wendung genommen hatten. Ein sicheres Urtheil läßt sich nicht wohl fällen, so lange nicht alle Quellen im Original vorliegen; ich halte mich vorläufig an die im Text gegebene Darstellung, weil vor dem Untergange Guschlug-Cháns der Chwarismschâh, der noch später in verhängnißvoller Täuschung über die Machtmittel Dschingis-Cháns sich bewegte, keinen rechten Grund hatte, inquiétudes (d'Ohsson S. 194) über das Anwachsen des mongolischen Reiches zu empfinden. — Zu meinen Citaten aus d'Ohsson bemerke ich, daß sein Werk ursprünglich im Haag 1834—35 erschienen ist; die mir vorliegende Ausgabe „Amsterdam 1852" ist nur eine Titelauflage.

eintreten. Es liegen Anzeichen vor,[1]) daß Mohammed sich keineswegs verhehlte, wie mißlich es sein würde, im Osten die Mongolen über den Hals zu bekommen, während er gleichzeitig im Westen neue Unternehmungen gegen den Chalifen plante. Mit der Absicht, im nächsten Jahre nach dem Irák zurückzugehen, hatte er sich nach Aufgabe seines Winterfeldzuges gegen Bagdad auf den Heimweg begeben, aber schon unterwegs in Nischapúr übertrug er förmlich die Verwaltung der West- und Südprovinzen an seine Söhne, und zwar Medien an Rukn ed-dín, Kirmán und die Nachbargebiete an Ghijáth-ed-dín, Gasna mit Tocharistán, Gór u. s. w. an Dschelál ed-dín Mingburni.[2]) Die Hauptprovinzen Choraßán und Chwárism mit Transoxanien erhielt dem Namen nach sein jüngster Sohn Oslag-Scháh, den er auf Betrieb der Sultanin-Mutter, Turkán Chatun, der Tochter eines Häuptlings der Kankali (vgl. S. 203), schon früher zu seinem Thronfolger ernannt hatte, d. h. der Schah behielt sich die unmittelbare Verfügung über den Osten selbst vor, ein sicheres Zeichen, daß er schon damals die Rückkehr nach dem Irák aufgegeben hatte und gefaßt war, in Transoxanien Arbeit zu bekommen. Er begab sich denn auch keineswegs nach der Hauptstadt, sondern nach Bochára, wo er dem Schauplatze der neuesten Ereignisse näher war (etwa Anfang 615 = 1218); und der Ernst der Lage mußte ihm dort in der That bald klar werden, als gleichzeitig schon eine Gesandtschaft des Mongolencháns eintraf, welche ihm eine Menge kostbarer Geschenke und eine scheinbar höchst schmeichelhafte Botschaft überbrachte. Es hieß darin, Dschingis-Chán betrachte ihn als

---

1) Wir haben über diese Vorgänge verschiedene Berichte, die sich in wesentlichen Punkten nicht leicht vereinigen lassen. Es sind in der Hauptsache drei: der zweier Zeitgenossen, des Ibn el-Athír und des Mohammed von Neßa, und der Dschuweinis (S. 203, Anm. 1). Ibn el-Athír schrieb die betreffende Partie seines Buches in Moßul, wenn auch nicht mehr unter Náßir selbst (Weil, Gesch. der Chalifen, III, 380 Anm.), so doch unter seinem Nachfolger und hat ersichtlich das Bestreben, jede Schuld des Abbaßiden an der Katastrophe zu verschweigen und die eigentliche Veranlassung derselben, soweit es seine unleugbare Ehrlichkeit zuläßt, beim Chwarismscháh zu suchen; Dschuweini war Beamter eines Enkels des Dschingis-Chán und als beständiger Lobredner der Mongolen natürlich ebenfalls bestrebt, alle Fehler deren Gegnern aufzubürden. Aber auch auf Mohammed von Neßa ist kein Verlaß, weil er Secretär des letzten Chwarismschás Dschelál ed-dín gewesen ist. Von den verschiedenen Darstellungen, welche neuere Historiker aus diesen Materialien abgeleitet haben, scheint mir die von d'Ohsson in seiner Histoire des Mongols I die wahrscheinlichste, welcher ich deshalb folge. Die Veröffentlichung der Originaltexte, von denen bisher nur der hier sehr dürftige Ibn el-Athír vorliegt, ist, wie in allen Fällen, höchst nothwendig; vorher wage ich selbst ein eigenes Urtheil nicht zu äußern. 2) So scheint der Name, welcher in dieser Form „ein Mal auf der Nase (habend)" bedeuten würde, lauten zu müssen: s. Edw. Thomas, The Chronicles of the Pathán Kings of Dehli, London 1871, S. 90, Anm. 1 und Dorn, Caspia (Mém. de l'Ac. imp. d. sciences de St. Pétersbourg, VIIe série t. XXIII, Petersb. 1877) S. 185a. Die von Thomas angeführten Münzen sind der von d'Ohsson (a. a. O. S. 195, Anm. 1) und Vámbéry (bei Dorn S. 268) vorgezogenen Lesung Mangubirti oder Mengbirti „den der Himmel gegeben hat" (vgl. Theodor oder Nathanael) weniger günstig.

seinen geliebtesten Sohn: in der Sprache der Nomaden Centralasiens aber bedeutete das nichts Anderes, als er sehe ihn für seinen Vasallen an. Es läßt sich denken, wie das auf den seiner Macht fast über Gebühr bewußten Mohammed wirken mußte. Doch war er vorsichtig genug, einen der Gesandten, der aus Chwârism selbst gebürtig und vermuthlich auf Handelsreisen so weit nach Ostasien hinein verschlagen war, heimlich auszufragen, nachdem er sich durch ein großes Geschenk seiner versichert zu haben glaubte. Derselbe bestätigte ihm, daß Dschingis-Chân in der That das ganze nördliche China erobert habe, bemühte sich aber, seine Macht den Kräften des großen Chwarism-schâh gegenüber als verhältnißmäßig gering zu schildern.[1]) Mohammed ließ sich täuschen, und der Krieg gegen den Unverschämten, der es gewagt, ihm Solches anzusinnen, war von dem Augenblicke bei ihm beschlossene Sache, wenn er auch vorläufig die Gesandten mit einer freundschaftlichen Antwort entließ.

Alles, was überliefert ist, deutet darauf hin, daß Dschingis-Châns Entschluß, die Unterordnung des Chwarismschâh unter seine Herrschaft zu fordern und damit ihn zum Bruche zu zwingen,[2]) durch eine äußere Einwirkung beschleunigt worden ist. Der Chalife Nâßir steht mehr als blos im Verdachte, in dem Augenblicke (614 = 1217), wo ihn das Herannahen des Chwarism-schâh in die größte Besorgniß versetzte, einen Boten an den Dschingis-Chân abgeordnet zu haben, dem es gelang, sich durch Persien und Transoxanien bis in das Lager der Mongolen durchzuschleichen und seinen verhängnißvollen Auftrag auszurichten. Allerdings kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß unter keinen Umständen ein friedliches Nebeneinanderbestehen der mongolischen und der chwarismischen Staaten auf die Dauer anging; Niemand aber kann wissen, was geschehen wäre, wenn der Zusammenstoß erst nach dem Tode eines der

---

1) Die gewöhnliche Darstellung ist, daß Mohammed auf die ersterwähnte Auskunft des Gesandten wüthend geworden sei und der Gesandte aus Furcht vor dem Zorne des Schâhs ihn durch eine seinen Wünschen entsprechende Antwort habe begütigen wollen. Wenngleich nach d'Ohssons Citat (I, 204) dieser Bericht auf Mohammed von Neßa (S. 204 Anm. 1) zurückzugehen scheint, kann ich mich doch nicht entschließen ihn für authentisch zu halten. Wenn auch ein auf seine Macht eingebildeter orientalischer Herrscher in solchem Falle die Wahrheit schwer verträgt, so ist es doch kaum glaublich, daß Mohammed, der sich in seinem ganzen bisherigen Leben als ein ebenso kluger, ja listiger wie energischer Herrscher gezeigt, sich hier von blinder Leidenschaft hätte fortreißen lassen, wo auf die volle Wahrheit Alles für ihn ankam. Dagegen ist es höchst einleuchtend, daß Dschingis-Châns Gesandter, der ja an den Hof des Mongolen zurückkehrte und seine Zukunft in dessen Hände wußte, jedes Interesse hatte, den Schâh zu täuschen. 2) Man könnte gegen diese Anschauung von dem Verfahren Dschingis-Châns einwenden, daß er nicht der Mann war, ängstlich nach Kriegsfällen zu suchen. Er hatte aber mit Rücksicht auf die Stimmung der Muslime im Westen ein Interesse daran, die Schuld am Bruche dem Schâh zuzuschieben; vgl. den Verfolg des Textes. — Zu beachten ist auch, daß noch im J. 620 (1223), als die Größe des über den Islâm hereingebrochenen Unglückes bereits nur zu sehr am Tage lag, Nâßir die Reste des chwarismischen Reiches zu sprengen bemüht gewesen ist.

beiden Herrscher stattgefunden hätte, deren persönlicher Haltung die rasche Aufeinanderfolge der entscheidenden Ereignisse durchaus zugeschrieben werden muß. Zur Entschuldigung des Chalifen darf eine unparteiische Geschichtschreibung nicht unterlassen anzuführen, daß er von der Größe und dem Elend der hereinbrechenden Katastrophe so wenig eine Ahnung hatte, wie irgend Jemand im Umkreise der islamischen Länder. Man hatte ja einen Einfall, wie er hier zu erwarten stand, vor Kurzem von den Karachitai erlebt (S. 173), und die waren kaum über den Oxus vorgedrungen, hatten auch schließlich bei Weitem nicht so viel Unfug angerichtet, wie etwa früher die Gusen; wenn der Nachkomme des Chwarismschâh, der einst mit diesen Heiden gegen seinen muslimischen Landesherren sich vereinigt hatte, einen ähnlichen Haufen tatarischer Nomaden in sein Gebiet bekam, so hatte er wahrlich keinen Grund sich darüber zu beschweren. Aber, ganz abgesehen vom schließlichen Erfolge, was schon für einen Türkensultan nicht sehr schön war, stand dem Nachfolger des Propheten noch viel weniger an, des Propheten, welcher das rückhaltlose Zusammenwirken aller Gläubigen gegen die Heiden seiner Gemeinde fast zur obersten Pflicht gemacht hatte. Gegen die christlichen Kreuzfahrer etwas Ernstliches zu thun, hatte dieser Chalife sich stets geweigert, nun rief er mongolische Ungläubige gar ins Land: nichts kann ein grelleres Licht auf den Verfall des Islâms schon in damaliger Zeit werfen, als dies. Kaum je hat die Welt ein ähnlich selbstmörderisches Thun erlebt, als dieses muthwillige Hineinzerren des Unglückes in das eigene Haus es war, an welchem in blinder Unwissenheit die beiden thörichten Gegner zu Bagdad und Bochára mit gleichem Eifer arbeiteten.

Denn auch der Chwarismschâh that seit dem Abzuge der Gesandten Dschingis-Cháns alles Mögliche, den Krieg unvermeidlich zu machen und dabei sich noch ins Unrecht zu setzen. Der Commandant von Otrár, Gâïr-Chán (vgl. S. 203), ließ in dieser Zeit einige Kaufleute, die aus dem mongolischen Gebiete her mit werthvollen Waaren die gleichzeitig einen lebhaften Markt bildende Grenzstadt bezogen hatten, verhaften, weil ihre Güter seine Habsucht reizten; an den Schâh aber berichtete er nach Bochára,[1]) er habe einige Spione Dschingis-Cháns aufgegriffen. Mohammed befahl, sie zu tödten; die Nachricht davon traf bei Dschingis kurz nach der Rückkehr seiner Gesandten ein, und der Chán ließ die schöne Gelegenheit, Jedermann zu beweisen, was die glatten Redensarten des Chwarismiers werth seien, nicht

1) Nicht nach dem Irák, wie Mirchond (Histoire des Sultans du Kharezm, éd. Defrémery, Paris 1842, S. 73) will. Daß M. den Bericht Dschuweinis, den er jedenfalls ausschreibt, an die falsche Stelle gebracht hat und in Folge dessen sein Zusatz „nach dem Irák" ins Blaue hinein gesagt ist, glaube ich aus d'Ohsson a. a. O. S. 206 schließen zu müssen, wo das Ereigniß erst nach dem Eintreffen des Schâhs in Bochára vorkommt. Nur so in der That fügt es sich einigermaßen verständlich dem Gange der Begebenheiten ein; ich führe den Fall besonders an, um zu zeigen, wie wenig man sich hier auf die Angaben des Mirchond verlassen kann.

vorübergehn. Er sandte von Neuem Boten nach Transoxanien, einen Türken Namens Bogra, dessen Vater seiner Zeit bei Takasch (S. 181 ff.) in Diensten gestanden, und zwei Mongolen, mit der Forderung, daß ihm Gäir-Chán als Mörder friedlicher mongolischer Unterthanen ausgeliefert würde: andernfalls werde er an der Spitze seines Heeres die Grenze überschreiten. Das Ansinnen mußte dem Schâh als eine tödtliche Beleidigung erscheinen: er ließ den Bogra als Ueberläufer hinrichten und sandte die Mongolen mit geschorenen Bärten — es ist das bei Muslimen wie andern asiatischen Völkern der größte Schimpf[1]) — nach Hause zurück. Vielleicht schon früher hatte Dschingis-Chán einen „Kuriltai", d. h. eine Versammlung aller Stammhäupter, berufen, der als eine Art Landtag wichtigen Maßregeln des Herrschers die Unterstützung der Volksstimme gewährte, und der Krieg gegen den Chwarismschâh war beschlossen; die Behandlung der Gesandten schlug, sofern dies etwa noch erforderlich war, dem Faß den Boden aus. Der Mongolenfürst, welchem der Kampf mit der ersten Militärmacht des Orients durchaus nicht verächtlich schien, traf seine Vorbereitungen mit der größten Sorgfalt; beinahe dreiviertel Jahre (615/16=1218/19) lagerte er am Irtysch, seine Reiter übend und von allen Seiten neue Schaaren an sich ziehend; erst im Herbste 616 (1219) setzte das ganze Heer in verschiedenen Säulen sich auf Transoxanien in Bewegung. Schon vorher war es zu einem ersten Zusammenstoß zwischen den Mongolen und den Chwarismiern gekommen: eine starke Abtheilung der Ersteren verfolgte östlich vom unteren Jaxartes eine der herrenlosen Türkenbanden, die seit dem Ende Guschlugs einige Bezirke des ehemaligen Karachitai noch unsicher machten, und stieß dabei auf Schâh Mohammed selbst, der zum Schutze des von eben jenen bedrohten Gebietes der ihm befreundeten Kankali (S. 203 f.) hieher geeilt war (615 = 1218). Dschudschi, Dschingis-Cháns ältester Sohn, hatte gemessenen Befehl, vor dem Anrücken des Hauptheeres sich auf keine Einzelkämpfe einzulassen; so erklärte er, daß er die Truppen des Chwarismschâhs als Freunde betrachte und keinen Streit suche. Mit einer Hast, wie sie dem Wachsen der inneren Unsicherheit zu entsprechen pflegt, zwang trotzdem Mohammed mit seinen weit überlegenen Massen die Mongolen zur Schlacht; aber die Sache kam anders, als er vermuthet hatte. Dschudschi hielt dem Angriffe nicht allein Stand, sondern warf den linken Flügel der Chwarismier über den Haufen, daß auch das Centrum, wo der Schâh selbst hielt, in Gefahr kam: nur seinem tapferen Sohne Dschelâl ed-din, der auf der Rechten siegreich gewesen war und nun zur Rettung des Vaters herbeieilte, verdankte er die Herstellung der Schlacht. Sie blieb zuletzt unentschieden; beide Heere lagerten auf dem Schlachtfelde, während der Nacht aber zog Dschudschi, seinen Instructionen getreu, eilig ab; am Morgen war jede Spur der flinken mongolischen Reiter verschwunden.

---

1) Die auch bei uns bekannte Betheuerungsformel „Beim Barte des Propheten" zeigt den Werth, welchen der Orientale auf diese Zierde des männlichen Hauptes legt.

Der Vorgang machte einen unglaublichen Eindruck auf Schâh Mohammed. Bei aller Rastlosigkeit des Ehrgeizes, die ihn während einer zwanzigjährigen Regierung nicht hatte ruhen lassen, bis er den Umfang seines Reiches verdreifacht hatte, fehlte ihm jene höhere, ausdauernde Thatkraft, die sich mit den Schwierigkeiten und Gefahren steigert und erst im Mißgeschick ihre ganze Leistungsfähigkeit entwickelt. Er war bis dahin ein Kind des Glückes gewesen, dem mit der einzigen Ausnahme des Zuges gegen Bagdad höchstens ganz vorübergehend ein Unternehmen mißrathen war; zudem mochte das herannahende Alter seinen schwächenden Einfluß üben. Während am Irtysch Dschingis-Chán aus seinen Schaaren vier ebenso bewegliche als straff disciplinirte Heere schuf, ließ der Chwarismschâh sich von des Gedankens Blässe ankränkeln. Es waren Hunderttausende, über die auch er gebot; aber diese gewaltige Macht glich dem Koloß, der auf thönernen Füßen steht. In großer Ausdehnung hatte er wie seine Vorgänger seine Truppen aus den Türkenstämmen recrutirt, die um den Aralsee herum bis an das kaspische Meer hausten; aber innerhalb des Heeresganzen hatten die einzelnen Häuptlinge eine unverhältnißmäßige Selbständigkeit behalten. Man kennt die Art der Nomaden, die sich auf irgend einen Anstoß wie eine Lawine zusammenballen, aber eben so schnell zerstieben, wenn sie auf den Fels eines kräftigen und nachhaltigen Widerstandes treffen; Mohammed sagte sich vielleicht, beim ersten ernstlichen Unglück, das ihm zustieße, würde ihn der größte Theil seiner Emire seinem Schicksal überlassen, so daß er zwischen Oxus und Jaxartes wie in einer Mausefalle hängen bliebe. Daß er seine am äußersten Nordende des Reiches liegende, noch dazu zwischen den Wüsten und dem Aralsee eingeklemmt liegende Hauptstadt nicht zur Operationsbasis gegen die von Osten anrückenden Mongolen machen konnte, verstand sich von selbst; auch bewegte sich dort seine Mutter Turkân Chatun — der Name hat immer Unheil bedeutet (oben S. 107) — in der Mitte ihrer Volksgenossen von den Kankali, welche im Norden überall am meisten vertreten waren, freier, als ihm selbst lieb war; es war neuerdings sogar eine ernstliche Verstimmung zwischen beiden eingetreten. Kurzum, er hatte, immer nur auf die Vergrößerung seines Reiches bedacht, allzusehr verabsäumt, ihm rechtzeitig eine feste Organisation zu geben; das Bewußtsein davon lähmte jetzt seinen Willen. Weder konnte er sich entschließen, Chwârism und Transoxanien ganz zu räumen und sich auf die Vertheidigung der Oxuslinie zu beschränken — dazu hätte er vermuthlich auch die Kankalis nicht gebracht —, noch fand er, der sein Lebenlang ein glücklicher Spieler gewesen, jetzt die Kraft in sich, Alles auf einen Würfel zu setzen, sämmtliche verfügbare Truppen an sich zu ziehen und mit gezogenem Schwerte an der Spitze der Seinen im Entscheidungskampfe zu siegen oder zu fallen. Er wählte schließlich den bekannten Mittelweg, der am sichersten ins Verderben führt: wie es scheint, redete er, wie sein alter Freund, der Chalife Nâßir, sich ein, es komme den Mongolen nur auf das Beutemachen an, und sie würden nach Erreichung ihres Zweckes sich wieder über den

Jaxartes zurückziehen. Das war unter allen Umständen eine Dummheit; so viel mußte auch ein in der Geschichte mäßig bewanderter Türkensultan wissen, daß mit solchen scheinbaren Beutezügen seit zweihundert Jahren noch jede Eroberung in diesen Landen begonnen hatte. Jedenfalls begnügte sich der Schâh, die Festungen Transoxaniens, insbesondere Otrâr, Dschend, Chodschende, Bochâra und Ssamarkand mit starken Besatzungen zu versehen und in Vertheidigungszustand bringen zu lassen; er selbst blieb einstweilen in Ssamarkand.

Inzwischen trafen (Spätherbst 1219 = 616) die mongolischen Heere an der Grenze ein, das erste unter Dschingis-Châns Söhnen Tschagatai und Ogotai vor Otrâr, das zweite unter Dschudschi und das dritte, schwächere, am oberen Jaxartes hinabsteigend[1]) über Ueskend und Schâsch auf Dschend und andererseits auf Chodschende. Während diese ohne Zögern die genannten Festungen zu belagern sich anschickten, ging Dschingis-Chân mit dem Hauptheere mitten durch über den Strom und grades Wegs auf Bochâra los. Man sieht, ein Feldzugsplan, der einem Strategen des neunzehnten Jahrhunderts Ehre gemacht hätte; wenn der Chwarismschâh nicht wußte, was er wollte, der Mongole wußte es um so besser. Die Besatzungen der Städte am Jaxartes vertheidigten sich fast ohne Ausnahme wacker. Gâir-Chân in Otrâr wußte, daß sein Leben auf dem Spiel stand, und beschloß, es theuer zu verkaufen; fünf Monate wehrte er sich wie ein Verzweifelter, dann ließ ein Theil seiner Truppen ihn im Stich, die Stadt ward erstürmt, er selbst, löwengleich kämpfend, gefangen. Man brachte ihn zum Dschingis-Chân, welcher ihm, die Ermordung seiner Unterthanen (S. 206) zu rächen, geschmolzenes Silber in Augen und Ohren gießen ließ. Ungefähr wie 1750 Jahre vorher in derselben Gegend etwa die Massagetenkönigin Tomyris dem erschlagenen Cyrus Gold in den Mund: nur wurde für den Unterfeldherrn hier das geringere Metall für ausreichend erachtet, und der Unglückliche war lebendig. Das versprach Gutes. Die übrigen Festungen wurden nach mehr oder weniger hartnäckigem Widerstande gleichfalls erobert; wahrhaft heldenmüthig war die Vertheidigung des mitten im Strome auf einer Insel gelegenen Schlosses von Chodschende durch Timur-Melik, einen der tapfersten Männer, die es je gegeben hat. Als seine Mannschaften ausgehungert waren, schwamm er bei Nacht auf Booten den Fluß hinab, landete, balgte sich mit den Verfolgern herum, bis alle seine Leute gefallen waren, und schlug sich endlich allein doch noch bis Chwârism durch, von wo er später

1) Nur so läßt sich der Weg des zweiten — von Ueskend über Schâsch (was doch vermuthlich in dem Eschnass bei d'Ohsson und v. Erdmann steckt) nach Dschend erklären. Der Marsch dieser Abtheilungen wäre also von Kaschgar über die Pässe des Thian-Schan gegangen, was nicht ausschlösse, daß die Hauptmacht durch die nördliche Steppe zwischen Balchasch- und Aralsee zog. Es ist das aber nur eine vorläufige Vermuthung, die ich mit um so größerem Vorbehalt äußere, als die Ueberlieferung die Theilung des Heeres erst an der Grenze erfolgen läßt.

zum Dschelál ed-dín ging, als ein würdiger Genosse dieses Helden bis ans Ende gegen die Mongolen unermüdlich weiter zu fechten. — Dschingis-Chán hatte derweil (Anf. 617 = 1220) längst Bochára eingenommen, dessen Besatzung nach einer Belagerung von wenig Tagen bei Nacht die Einschließungslinie durchbrochen, unter den Schwertern der nachsetzenden Feinde aber um nichts weniger den Untergang gefunden hatte. Die zurückgebliebenen Wächter des Schlosses hielten sich noch zwölf Tage, dann wurden die Mauern erstiegen und Alles drinnen niedergemacht. Die friedlichen Einwohner der Stadt mußten ihre Habe abliefern, darauf wurden sie ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes den viehischen Mißhandlungen der Sieger preisgegeben, endlich die mit Ausnahme weniger öffentlicher Gebäude aus Holz erbaute Stadt gänzlich niedergebrannt. Das war noch milde: im Allgemeinen verfolgte Dschingis-Chán den Grundsatz, daß nur bei sofortiger unbedingter Ergebung das Leben der unbewaffneten Einwohner, und auch das nicht immer, geschont, der geringste Widerstand aber mit Abschlachten der gesammten Bevölkerung, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, bestraft ward; Truppen, insbesondere türkische, wurden unter allen Umständen unter Nichtachtung etwa geschlossener Capitulationen niedergemacht. Und ob das Loos derer, die wenigstens das nackte Leben retteten, nicht das schwerere blieb, war nur zu häufig mehr als zweifelhaft. Gewöhnlich trieb man sie für lange Tage und Nächte schutz- und hilflos ins Freie, die Stadt derweil um so ungestörter zu plündern und zu verwüsten; dann zwang man, unter greulichen Mißhandlungen, je nach Bedürfniß Tausende und Zehntausende von Männern, dem Heere zu folgen und als Schanzgräber und Belagerungsarbeiter gegen die eignen Landsleute zu dienen, unter deren Pfeilen und Wurfgeschossen sie dann noch weniger als an Noth und Entbehrungen jeder Art massenhaft zu Grunde gingen. Brauchte man sie nicht mehr, weil man neue zur Verfügung hatte, so wurden sie getödtet. Frauen und Kinder dienten als Sklaven der Laune der Sieger oder wurden, erbarmungslos von einander gerissen, in das Innere Asiens geschleppt; das gleiche Schicksal hatten Männer, welche als Handwerker oder Gewerbtreibende im Stammlande der Mongolen mit Nutzen verwendbar schienen. —

Während seine Truppen durch ihre Haltung an mehr als einem Orte die Ehre des chwarismischen Namens wahrten, aber in ihrer Zersplitterung einen wirklichen Erfolg nirgends zu erringen vermochten, während seine friedlichen Unterthanen wehrlos dem Elend oder dem Untergange preisgegeben waren, das eben noch so blühende Transoxanien sich in eine Wüste verwandelte, saß Mohammed der Chwarismschâh wie gelähmt in Balch, wohin er sich beim Uebergange Dschingis-Cháns über den Jaxartes mit seinen nächsten Vertrauten und einigen Truppen zurückgezogen hatte. Er war ein gebrochener Mann; keine Rede, daß er zu einem Entschluß hätte kommen können. In seiner Umgebung kreuzten sich die Meinungen: die Einen, an ihrer Spitze sein thatkräftiger Sohn Dschelál ed-dín, forderten die Vertheidigung der

Oxuslinie, Andere riethen, in Gasna die Sammlung eines großen Heeres zu versuchen, eine dritte Ansicht war, nach dem persischen Irâk zu gehen. Das war das Muthloseste und dabei Verkehrteste, was man thun konnte; grade deswegen, so scheint es fast, entschied sich der Schâh dafür. Unterwegs lief von dem Reiterposten, den er im Augenblick der Abreise nach dem Westen bei den „Fünfwassern" (Pendsch-Âb),[1]) einer Furth über den Oxus nahe Tirmidh, zum Sammeln von Nachrichten aufgestellt, die Kunde ein, daß Bochâra[2]) erobert und verbrannt sei. Mohammed verlor auch den letzten Halt: mit verdoppelter Beschleunigung setzte er seinen Eilmarsch fort, bis er Nischapûr erreicht hatte. Dort hoffte er Zeit zum Ausruhen und Besinnen zu erhalten; aber die gedachte ihm Dschingis-Chân keineswegs zu lassen. Gleich im Anfange der Belagerung von Ssamarkand,[3]) welche er sofort nach

1) Nicht zu verwechseln mit dem indischen Pendschâb, wie es Schiemann (Rußland, Polen und Livland ꝛc., Nr. 90 dieser Sammlung, S. 157) begegnet zu sein scheint. Derselbe bietet überhaupt, vielleicht durch seine Vorlage, die mir nicht zugängliche russische Uebersetzung aus Ibn el-Athîr von dem sonst verdienten Ilminsky, oder andere Quellen seiner Darstellung irre geführt, grade auf der angeführten Seite eine Reihe von Ungenauigkeiten, welche größtentheils durch meine obige Darstellung verbessert werden. Ich bemerke nur noch im Einzelnen, daß der Chwarismschâh den Titel Gur-Chân (s. oben S. 173) meines Wissens nicht geführt hat (Howorth, History of the Mongols I, 76 verleiht den Namen nach Wolff sogar an Inaltschyk — Verwechslung mit Gâïr-Chân S. 203), und daß die „große Schlacht" Mohammeds gegen die Mongolen nichts als der oben S. 207 erwähnte Kampf vom Jahre 615 (1218) gewesen ist, der, wie die meisten näheren Umstände bei diesen Vorgängen, sehr verschieden überliefert wird. Ferner sei noch der allgemeine Hinweis gestattet, daß die Zahlen der bei den Städteeroberungen umgekommenen Menschen unter allen Umständen viel zu hoch sind. Es kann, selbst wenn man annimmt, daß die Landbevölkerung in großem Maßstabe Zuflucht in den Städten gesucht hat, nicht die Rede davon sein, daß in Merw 700 000, in Herât gar 1 600 000 Menschen umgekommen wären; ungefähr der zehnte, höchstens fünfte Theil wird den wirklichen Bevölkerungsverhältnissen der genannten Orte zu damaliger Zeit entsprechen. Zahlen werden bekanntlich bei solchen Gelegenheiten, und vor Allem bei den Orientalen, mehr als irgend sonst etwas ins Maßlose übertrieben. 2) Die Nachricht von dem Falle Ssamarkands konnte er nicht (wie nach ihren Quellen sowohl d'Ohsson I. 243 als v. Erdmann a. a. O. S. 389 haben) vor der Ankunft in Nischapûr erhalten. Diese erfolgte den 12. Ssafar 617 = 18. April 1220, Ssamarkand ward erst im Rabî I = Mai desselben Jahres genommen. 3) So nach d'Ohsson I, 240; nach der Einnahme dieser Stadt (der Zeit nach weniger passend) v. Erdmann S. 387. Bei Letzterem ist die Angabe, daß Ssamarkand im Schlangenjahre (1221) erobert sei, mit den sonstigen Nachrichten im Widerspruch, stimmt auch nicht zu seiner Darstellung der Verfolgung des Chwarismschâhs. — Ich werde von jetzt ab unterlassen, auf diese Verschiedenheiten zwischen den Angaben von Autoren hinzuweisen, deren Quellen nicht gedruckt vorliegen und also keine Controle ermöglichen. Ich muß mich darauf beschränken in jedem Falle dem zu folgen, dessen Daten mir am zuverlässigsten erscheinen, lehne aber ausdrücklich jede weitergehende Verantwortlichkeit für diese Theile meines Buches ab. Die bisher angeführten Beispiele werden jedenfalls genügen, den oben S. 204 Anm. 1 ausgesprochenen Wunsch nach Veröffentlichung der persischen Originalberichte zu rechtfertigen. Vgl. auch die Bemerkungen Franz Teufels in der Zeitschr. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXXVIII S. 237.

der Eroberung Bocháras in Angriff nahm, hatte er drei starke Streifschaaren hinter dem Chwarismschâh hergeschickt mit dem strengen Auftrage, nicht zu ruhen, bis sie ihn gefangen haben würden. Demgemäß machten diese Mongolenhorden sich nun auf, überschritten den Oxus bei den Pendsch-Áb, verwüsteten Dörfer und Städte, die ihnen grade im Wege lagen, und forschten der Straße nach, welche Mohammed genommen. Ihre Aufgabe ward ihnen erleichtert durch den Zustand gänzlicher Auflösung, in welchen die Unfähigkeit des Herrschers, sich zu mannhaftem Widerstande aufzuraffen, das Reich stürzte. Die Tapferkeit der Besatzungen, welche die Grenzfestungen so wacker vertheidigt, hatte den Erfolg der Mongolen wenig aufgehalten, dagegen ihnen selbst den Untergang, unendliches Elend über die sonstige Bevölkerung gebracht. Der Schâh, jetzt einem alten Weibe ähnlicher als dem großen Herren, der vor zwei Jahren durch den Glanz seiner Erscheinung und den Ruhm seiner Thaten Alles geblendet hatte, sagte es auf seinem Wege Jedem, der es hören oder nicht hören wollte, daß aller Widerstand gegen die fürchterlichen Würgeengel vergeblich sei; er rieth, ja bat überall selbst, man solle das Unabänderliche ruhig über sich ergehen lassen, ohne durch zwecklose Vertheidigungsmaßregeln die Eindringlinge zu reizen. In der That lähmte er damit zwar nicht die Thatkraft der hie und da in den Festungen liegenden türkischen Besatzungen, die bald wußten, daß es für sie kein Entkommen gab, und sich daher nach Leibeskräften wehrten; aber Zwiespalt stiftete er zwischen diesen einzigen Stützen seines wankenden Thrones und den ohnehin nicht sehr muthvollen persischen Städtern, unter welchen an mehr als einem Orte Jammermenschen sich fanden, die, um das eigene kümmerliche Leben zu retten — oder auch nicht zu retten, wie es den Mongolen eben einfiel — sich nicht scheuten, gegen die Vertheidiger ihres eigenen Landes zu wühlen und hochverrätherische Verbindungen mit den greulichen Feinden anzuknüpfen, damit durch freiwillige Uebergabe zwar nicht die Türkensoldaten, welche niemals verschont wurden, aber doch wenigstens Gevatter Schneider und Handschuhmacher ihre werthen Kehlen vor der peinlichen Berührung mit mongolischen Säbeln wahrten. Allerdings benahm nur an einigen Orten das Volk sich in solchem Grade unwürdig; in anderen Städten halfen die Bürger nach Kräften bei der Abwehr, und es muß besonders den orthodoxen Ulemá[1]) nachgerühmt werden, daß sie mit wenigen Ausnahmen ihrer Pflicht, die Muslime zum Krieg gegen die Ungläubigen zu mahnen und das Beispiel der Treue zu geben, mit Ehren genügt haben. Es ist in den Ostprovinzen nicht sowohl die Panik der ganzen Be-

1) El-Ulemá (Plural von El-Alim „der Wissende") sind die Imame (I, 195) und sonstigen Theologen, sowie die theologisch (I. 405) gebildeten Juristen des Islâms im Gegensatz zu dem ungelehrten Laienpublicum. Noch heute führt diese einflußreiche Corporation in den sunnitischen Ländern den Namen; er bezeichnet am Sitze der türkischen Regierung in Konstantinopel selbst die Collegien der höchsten geistlichen Würdenträger, Lehrer und Gerichtsbeamten, an deren Spitze als oberster Vorgesetzter der Scheich ul-islâm („Aeltester des Islâms") steht.

völkerung, die erst später in allen Ländern des Islâms zum Ausbruch kam, wie vielmehr die Zersplitterung der Streitkräfte und der Mangel einheitlicher Organisation und Leitung, welche die blitzartige Schnelligkeit des Vordringens der Mongolen begünstigt haben. Denn vergeblich mahnte sein tapferer Sohn Dschelâl ed-dîn, mahnte ab und zu auch ein thatkräftiger Emir den Schâh sich zu ermannen; mit den 30000 Mann, welche Rukn ed-dîn im westlichen Persien stehen hatte, ließ sich gegen die anrückenden mongolischen Haufen, die ja vom Hauptheere jenseits des Oxus vollkommen getrennt waren, unter allen Umständen das Feld halten. Es war vergebens; fliehen, nur vor den schrecklichen Verfolgern fliehen, das war der einzige Gedanke des zu einem unzurechnungsfähigen Schwächling umgewandelten Herrschers. Es war aus; als in der Nähe von Kaswîn, bis wohin der eilige Rückzug bereits geführt hatte, die Eroberung Reis und die fast gänzliche Vertilgung seiner Bewohner unter den Truppen bekannt ward, stoben die längst demoralisirten Emire und Soldaten auseinander, die Meisten, um jenseits der Grenze bei den Seldschuken von Erzerûm (S. 164) oder den Eijubiden Dienste zu suchen, Andere, um sich in den kaspischen und medischen Gebirgen zu verstecken. Mohammed selbst war glücklich, als es ihm gelang, die unermüdlich weiter nach dem Westen vordringenden mongolischen Reiter über den Weg zu täuschen, den er jetzt nahm: wie ein Hase einen Haken schlagend warf er sich zurück in die südlichen Randgebirge des Kaspisees; in Masenderân, dem angrenzenden Küstenstriche, glückte es ihm, seine Spur zu verwischen und endlich eine als sichersten Zufluchtsort ihm geschilderte kleine Insel im Meere zu erreichen, auf der er mit seinen Söhnen und einigen anderen Getreuen seine letzten Tage verlebte. Denn es ging zu Ende mit dem „Schatten Allahs auf Erden", dem „zweiten Alexander", wie ihn seine Lobhudler in den Tagen seines Glanzes genannt hatten: er wurde fromm, betete fleißig, fastete, ließ sich den Korân vorlesen, kurz er that Alles, was der Mensch zu thun pflegt, wenn er vom lieben Gott Heilmittel gegen die Folgen der selbstbegangenen Thorheiten verlangt. Etwas Vernünftiges hat er aber kurz vor seinem Ende doch noch vollbracht: auf seinem Sterbebette nahm er die Verfügung, welche seinen jüngeren Sohn Oslag zum Thronfolger bestimmt hatte (oben S. 204), zurück, und übertrug, was ihm von Herrschaft noch geblieben war, dem Aeltesten, Dschelâl ed-dîn Mingburni. Es geschah unter dem erschütternden Eindruck der Kunde, daß Turkân Chatun, die Mutter des Mohammed (S. 208), nachdem sie mit seinen Weibern und jüngeren Kindern aus Chwârism geflohen, in einer kleinen Bergfestung Masenderâns aber von den Mongolen umstellt worden war, sich hatte ergeben müssen: ihr und einiger anderer Frauen Leben war geschont worden, aber mehrere kleine Söhne des Schâhs dem Schwerte verfallen. Der unglückliche Fürst, dessen trauriges Ende fast mit den unglaublichen Fehlern seiner letzten Regierungszeit versöhnt, überlebte diesen Schlag nicht lange: am 15. Dhu'l-ka'ada 617 (11. Jan. 1221) starb er auf seiner Insel an einer mitleidigen Krankheit. So weit, heißt es — nicht sehr

glaubwürdiger Weise —, war es mit ihm gekommen, daß in der Eile nicht einmal das Leichentuch, welches bei den Muslimen zu einem ordentlichen Begräbniß gehört, beschafft werden konnte und man ihn in seinem Sterbehemde beerdigen mußte. Der Glanz seines Hauses war mit ihm in öde Nacht getaucht: daß wenigstens die Ehre desselben gerettet wurde, sollte es dem letzten Chwarismschâh Dschelâl ed-dîn (617—628 = 1221—1231) verdanken.

Die Vollendung der Katastrophe aufzuhalten, welche über die Länder des Islâms hereingebrochen war, überstieg freilich auch des neuen Sultans Kräfte durchaus. Was sein Vater in den letzten Jahren zu wenig, besaß er zu viel: persönliche Tapferkeit jener Art, der es am wohlsten mitten im Handgemenge ist, und die nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe weiß — leider aber auch nichts von Mäßigung, nichts von staatsmännischer Voraussicht, dem unablässigen Kampfe auch die rechten Mittel zu bereiten, den errungenen Erfolg zur Organisation einer widerstandsfähigen Macht auszunutzen. So ist sein mit unglaublicher Unerschrockenheit und Zähigkeit über zehn Jahre lang fortgesetztes Streiten nicht der planvolle Krieg eines Herrschers, sondern das wilde Herumtoben eines Freischaarenführers, welcher mit einer halben Welt von Feinden sich herumschlägt, ohne jemals eigentlich recht zu wissen wozu. So ward die letzte Gelegenheit versäumt, die Kräfte auch nur einiger Provinzen zu gemeinsamer Abwehr gegen die Barbaren zu einen, die Geschicke Westasiens mußten sich erfüllen. Einen Augenblick freilich sah es beinahe aus, als sollte es dem kräftigen Eingreifen des Schâhs gelingen, den Lauf der Dinge zu wenden. Von dem Grabe seines Vaters war er nebst seinen Brüdern Oslag und Ak-Schâh quer über den Kaspisee nach Chwârism geeilt, welches die Mongolen noch nicht angetastet hatten: hier von den meist aus Kankali bestehenden Truppen, denen die Aenderung der Thronfolge nicht recht war, in wenig beruhigender Weise aufgenommen, beschloß er sich in seine alte Provinz (oben S. 204) nach Gasna zu werfen; mit 300 Reitern unter Timur-Melik (S. 209) schlug er sich glücklich durch Chorassân durch (Ende 617 = Febr. 1221), Oslag und Ak, die ihm ein paar Tage später folgten, geriethen den Feinden in die Hände und wurden getödtet. Da einige Zeit darauf dem in Kirmân und den Mittelprovinzen hin- und herflüchtenden Rukn ed-dîn (S. 204) dasselbe Schicksal widerfuhr, so waren von allen Mitgliedern der großen Herrscherfamilie jetzt nur Dschelâl ed-dîn und Ghijâth ed-dîn (S. 204) übrig. Letzterer lag einstweilen in einer Burg Masenderâns versteckt; Dschelâl ed-dîn erreichte glücklich sein Ziel, Gasna, und nahm sofort kräftig die Aufgabe in Angriff, aus den in der Umgegend stehenden und anderen von verschiedenen Seiten herzuströmenden Schaaren von Kankali, Chaldsch (S. 186) und Turkmenen ein neues Heer zu bilden. Während er damit beschäftigt war, eilten die Mongolen, auf allen Seiten die Früchte weniger ihrer Siege als der Flucht des verstorbenen Schâhs zu ernten. Die zu des Letzteren Verfolgung ausgeschickten Ab-

theilungen drangen, nachdem ihr Auftrag hinfällig geworden, weiter nach dem Westen vor. Im Laufe der Jahre 617 und 618 (1220/21) hausten sie in Medien, Adherbeidschán, Arrán, Georgien und Schirwán mit gewohnter Scheußlichkeit, tödteten in Hamadán und Merága sämmtliche Einwohner und suchten andere Städte in großer Zahl mehr oder weniger gründlich heim. Einen Zug auf Bagdad hatten sie diesmal noch aufgegeben, da Náßir, als das von ihm selbst herbeigezogene Unheil an die eigene Thür klopfte, mit gewohnter Thatkraft nicht allein seine, sondern auch die Truppen einiger benachbarter Kleinstaaten auf die Beine gebracht, so daß es die Feinde für räthlicher hielten, ihn in Frieden zu lassen. Endlich 619 (1222) zogen die entsetzlichen Schaaren nach dem Norden ab, nunmehr in Rußland ihre Straße durch Raub, Mord und Brand zu bezeichnen[1]) und von dort im Bogen über die Wolga nach der Heimath zurückzukehren; zwei Jahre später (621 = 1224) wurde Rei und Umgegend noch einmal von Choraßán her überfallen, dann hatten die Westprovinzen für ein paar Jahre vor diesen Unholden Ruhe. Wirksamer noch als hier ward der Ruin des Landes im Osten betrieben. Nach der Einnahme von Ssamarkand (617 = 1220) entsandte Dschingis-Chán, nunmehr seines Erfolges ganz sicher, starke Abtheilungen gegen Chwárism und Choraßán, deren Städte, vor allen die Residenz selbst,[2]) in den Jahren 617. 618 (1220. 1221) der Reihe nach erobert wurden. In Chwárism blieb kein Stein auf dem anderen, auch Merw ward gründlich zerstört, Nischapúr zum größten Theile dem Boden gleich gemacht, an allen drei Orten die meisten Bewohner abgeschlachtet. Etwas erträglicher ging es Herát, das sich ohne Widerstand ergab; freilich machten sich die Mongolen trotz der Capitulation das Vergnügen, 12 000 von den Einwohnern niederzumetzeln, das konnte aber höchstens für einen graziösen kleinen Scherz der gutgelaunten Barbaren gelten. Während seine Feldherren dieser Thätigkeit oblagen, hielt sich Dschingis-Chán selbst in der Mitte etwas zurück, fand aber neben der Oberleitung der verschiedenen Heere Zeit, noch selbst ein paar transoxanische Städte in Besitz zu nehmen (617 = 1220), insbesondere den wichtigen Brückenkopf Tirmidh am Oxus; dann zog er sich nach Süden, um Balch und Tocharistán anzugreifen und etwaigen Unternehmungen Dschelál ed-dins zuvorzukommen. Der Chwarismscháh hatte seine Zeit gut benutzt. Als er nach Gasna kam, fand er Stadt und Provinz von Zänkereien der verschiedenen Türkentruppen und ihrer Emire zerrüttet; dem Eindrucke seiner kräftigen Persönlichkeit fügten sich indeß bald die widerstrebenden Elemente, und im Frühjahr 618 (1221) konnte er den Feldzug gegen Dschingis-Chán eröffnen. Das Unternehmen war keineswegs aussichtslos. Chwárism hielt sich bis jetzt, die Eroberung von Choraßán war noch lange nicht durchgeführt, das Westcorps

1) S. Schiemann, Rußland, Polen und Livland (Nr. 90 dieser Sammlung) S. 158ff. 2) Sie war nicht, wie man oft liest, mit der jetzigen Stadt Chiwa identisch, sondern führte den besonderen Namen Gorgándsch oder Uergendsch und lag etwas östlich von Chiwa an einem Arme des Oxus.

der Mongolen vom Hauptheere gänzlich getrennt: ein tüchtiger Stoß auf das Letztere konnte, wenn er gelang, mit einem Schlage die Gestalt der Dinge verändern. Der Mongole war eben daran, das Land zwischen Hindukusch und Oxus zu unterwerfen: da er, einen Angriff Dschelál ed-dins voraussehend, diesem nicht gern mit einer zahlreichen muslimischen Bevölkerung im Rücken gegenübertreten wollte, so ließ er nach der Uebergabe von Balch trotz der abgeschlossenen Capitulation die gesammte Einwohnerschaft mit großer Kühle zusammenhauen; während er dann mit Bamiján, dessen Eroberung ihm die Pässe nach Kábul und Gasna eröffnen sollte, beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, daß ein Vorrücken des Chwarismscháh zu drohen scheine. Um seine Flanke zu decken, schob er eine Abtheilung von 30 000 Mann in das Gebirgsland zwischen Bamiján und den Thälern von Kábul und Gasna vor: aber im Thale von Perwán, nördlich von Kábul,[1]) ließ sich diese von Dschelál ed-dín, welcher sie mit 60 — 80 000 Mann angriff, schlagen, und mußte auf das Hauptheer zurückgehen. Dschingis-Chán hatte freilich inzwischen Bamiján erstürmt und wieder nichts Lebendiges in dem Trümmerhaufen zurückgelassen; aber zum ersten Male war ein mongolisches Heer vor den Muslimen gewichen, und leicht konnte das gehobene Bewußtsein die Sieger zu neuen Erfolgen leiten. Da brach im Heere des Scháhs von Neuem unseliger Streit zwischen den Kankali und den Chaldsch aus. Einer ihrer Emire hatte den andern beleidigt, und selbst dem Oberbefehlshaber weigerte der Kankali die nöthige Genugthuung: so verließen die Chaldsch und die mit ihnen verbündeten Turkmenen das Heer, sich in die afghanischen und indischen Berge zurückzuziehen, und der Hoffnungsschimmer, der eben noch einmal aufgeleuchtet, war für immer verloschen. Mit den paar Zehntausenden, welche blieben, einem Dschingis-Chán Stand zu halten, wäre Wahnsinn gewesen; Dschelál ed-dín mußte ausweichen. Es gab nun eine wahre Hetzjagd. Der Mongolenfürst schätzte seinen kühnen Gegner viel zu richtig, ihm jetzt auch nur einen Augenblick der Erholung zu gönnen: in Eilmärschen — seine Truppen mußten einmal zwei Tage im Sattel bleiben, ohne etwas Gekochtes zu genießen — rückte er auf Gasna, welches der Chwarismscháh vor Kurzem verlassen, um sich nach dem Pendscháb zu retten; nach Besetzung der Stadt ging es ohne Unterbrechung weiter hinter dem Flüchtigen her. Am 22. Schauwál 618 (9. Dec. 1221) erreichten die Tataren das unterwegs immer weiter zusammengeschmolzene Heer am Ufer des Indus. Weit und breit bot sich keine Möglichkeit, den Fluß, welcher hier[2]) von 20—30 Fuß hohen Ufern

1) Die Identität des Ortes mit dem hier gemeinten ist nicht sicher, da die einzelnen Angaben der Historiker, auf die gestützt man eine Bestimmung versuchen könnte, allzusehr auseinandergehen. Um die herrschende Confusion zu begreifen, braucht man nur die Angaben Raverty's (The Tabakát-i-Násiri, London 1881, S. 288) nach den indischen, und d'Ohsson's (I, 294. 300 ff.) nach den persischen Quellen zu vergleichen. Aus den ungeordneten Mittheilungen v. Erdmann's (S. 423 ff.) läßt sich eine chronologisch mögliche Folge der Ereignisse überhaupt nicht construiren. 2) Major Raverty (The

eingeschlossen war, zu überschreiten; Dschelál ed-dín mußte sich zum Verzweiflungskampfe stellen. Seine Leute, die jede Rettung abgeschnitten sahen, kämpften wie die Löwen, er selbst that Wunder der Tapferkeit — den erdrückenden Massen der Feinde war auf die Dauer kein wirksamer Widerstand entgegenzusetzen. Eine Schaar der Vertheidiger nach der anderen fiel unter den Pfeilen und Schwertern der Mongolen; als Alles verloren war, setzte der muthige Ritter von der hohen Uferwand in den reißenden Fluß, die letzten seiner Getreuen, die noch geblieben waren, ihm nach. Die meisten kamen in der Strömung oder durch feindliche Geschosse um; aber den Schâh trug sein starkes Roß sicher an das andere Ufer. Nach und nach fanden sich ein paar Dutzend Leute bei ihm zusammen, die sich ebenfalls zu retten vermocht; mit denen schlug er sich landeinwärts. Bald vermehrten seine Genossen sich durch Zuzug von abenteuernden Türken, zum Theil ehemaligen Soldaten seines früheren Heeres, bis er ungefähr 10 000 bei einander hatte. Dschingis-Chán war nicht gesonnen, ihn wieder aufkommen zu lassen. Er hatte, als nach dem Ende der Schlacht Dschelál ed-dins Harem den Mongolen in die Hände gefallen war, Befehl gegeben, die bei den Frauen vorgefundenen kleinen Söhne des Schâhs zu tödten; nun mußten diesem selbst verschiedene Streifschaaren nachsetzen, die ihn lange im Pendschâb herumjagten. Mit dem ganzen Heere nach Indien sich tiefer hineinzuwagen, zeigte der Mongole keine Lust; er fürchtete während der warmen Jahreszeit, die bei längerem Feldzuge kaum zu vermeiden war, die Einflüsse des heißen Klimas auf die Söhne der Steppe. So vergingen drei Viertel des J. 619 (1222); als es nicht gelingen wollte, den flüchtigen Schâh einzufangen, entschloß sich Dschingis-Chán, den wichtige Gründe in das innere Asien zurückriefen, ihn vorläufig seinem Schicksal zu überlassen. Während er langsam den Abmarsch nach der Mongolei vorbereitete, ward noch eine Nachlese der Verwüstung in Choraßán gehalten. Schon gegen Ende 618 (1221) war es nöthig gewesen, Herât, welches auf den ersten Sieg Dschelál ed-dins sich empört hatte, von Neuem zu belagern. Ueber sechs Monate wehrten sich Besatzung und Bürger hartnäckig; endlich am 2. Dschumâda I 619 (14. Juni 1222) drangen die Feinde in die Stadt, in welcher nun alles Lebendige ausgerottet wurde. Folgende Episode aus den Greuelscenen, welche sich dabei abspielten, verdient es vielleicht, mit den Worten des Berichterstatters[1]) mitgetheilt zu werden. „Als es sich ereignete", so heißt es in der Lebensbeschreibung Fachr ed-dins aus Rei, eines berühmten Theologen des sechsten (zwölften) Jahrhunderts, „daß Dschingis-Chán, der König der Tataren, den Chwarismschâh überwältigte und vernichtete und den größten Theil seines Heeres tödtete,

---

Tabakât-i-Násiri, London 1881, S. 291 f.) verlegt die Vorgänge in die Nähe des jetzigen Níl-Áb unterhalb Pischâwer, ohne seine etwaigen Quellen zu nennen; jedenfalls war es am oberen Indus.

1) Ibn Abi Ußeibia II, 26.

und der Chwarismschâh verschwand, wandte sich Alá el-mulk[1]) zu Dschingis-Chán, sich an ihn zu hängen. Als er zu ihm gelangte, nahm er ihn ehrenvoll auf und reihte ihn unter die Zahl seiner Vertrauten ein; und während nun die Tataren sich die persischen Provinzen unterwarfen und ihre Burgen und Städte zerstörten — sie pflegten aber in jeder Stadt zu tödten Alle welche darin waren, ohne irgend Jemand zu schonen — ging Alá el-mulk zu Dschingis-Chán, da auch nach der Stadt Herát eine Abtheilung seiner Truppen sich gewandt hatte, sie zu zerstören und ihre Einwohner zu tödten, und bat ihn, daß er ihm einen Pardon für die Kinder Fachr ed-dins gewährte, und daß man sie unter guter Behandlung zu ihm brächte. Er bewilligte ihm das und gewährte ihnen den Pardon. Als nun seine Leute nach Herát kamen, ließen sie in dem Augenblicke, wo sie des Platzes sich bemächtigten, ausrufen, daß die Kinder Fachr ed-dins Pardon hätten; man sollte sie an einen Ort abseits thun, da solle dieser Pardon bei ihnen sein.[2]) Es war aber das Haus Fachr ed-dins in Herát der Regierungspalast; den hatte ihm der Chwarismschâh geschenkt, und es war einer der ansehnlichsten, größten und prächtigsten Gebäudecomplexe, die es gab, hervorragend durch Schmuck und Geräumigkeit; als nun die Kinder Fachr ed-dins dieses erfuhren, blieben sie daselbst in der ihnen gewährten Sicherheit, und es schloß sich ihnen an eine Menge Leute, nämlich ihre Frauen und Verwandten und hohe Beamte und angesehene Einwohner und eine große Anzahl von Gottesgelehrten und Anderen, in dem Wahne, der Pardon werde sich auf sie mit erstrecken, wegen ihrer Zugehörigkeit zu jenen und weil sie ihnen nahe standen und sich in ihrem Hause aufhielten; es war ihrer eine beträchtliche Menge. Als nun die Tataren in die Stadt eindrangen und tödteten, wen sie darin fanden, und an das Haus kamen, riefen sie nach den Kindern Fachr ed-dins, daß sie dieselben sähen; und als sie ihre Persönlichkeiten festgestellt hatten, nahmen sie sie zu sich — es waren zwei Brüder und eine Schwester —; dann machten sie sich an die Uebrigen, die im Hause waren, und tödteten sie bis auf den Letzten mit dem Schwerte. Hierauf brachten sie die Kinder Fachr ed-dins von Herát nach Ssamarkand, weil der König der Tataren Dschingis-Chán zu jener Zeit daselbst mit Alá el-mulk sich aufhielt; was nachher aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht." — Immerhin befürchtete der mongolische Anführer, der Herát erobert hatte, es möchten von der zahlreichen Volksmenge, welche die Mauern umschlossen hatten, sich allzuviele versteckt und gerettet haben; so kam er auf den geistreichen Einfall, von einer der nächsten Stationen seines Marsches aus 2000 Mann nach Herát zurückzuschicken, daß sie nachsähen, ob vielleicht ein paar arme Leute im Vertrauen auf den Abzug

1) Ein gewesener persischer Wesír Mohammeds und früher des erwähnten Fachr ed-dín Freund, der, wie einige seiner Landsleute — die Zahl dieser Lumpe ist zur Ehre der Muslime nicht groß gewesen — in mongolische Dienste trat. 2) Absichtlich doppelsinnig — er solle ihnen Schutz gewähren, oder in ihrer Gesellschaft solle Pardon zu finden sein.

der Henker aus den Schlupfwinkeln hervorgekrochen seien. Die herrliche List gelang vollkommen; es fanden sich wieder 2—3000 Menschen unter den Trümmern vor, die man noch über die Klinge springen lassen konnte. Als die mongolischen Helden nach dieser Großthat endgiltig der Gegend den Rücken kehrten, waren von den über 100 000 Menschen (vgl. S. 211 Anm. 1), welche den blühenden Ort bewohnt haben mochten, noch 16 übrig, die auf einem unzugänglichen Felsen in der Nähe eine Zuflucht gefunden hatten; 24 fanden sich nach und nach aus der Umgegend hinzu, und das Haus Gottes, die Hauptmoschee, welche die Mongolen hatten stehen lassen, gewährte diesen Unglücklichen wieder das erste Obdach. Was sein kluger General im Kleinen ausgeführt hatte, übersetzte Dschingis-Chán, bevor er die Segnungen seiner Anwesenheit dem Osten zurückgewährte, ins Große. Sehr richtig war dieser weise Herrscher der Ansicht, daß todte Menschen keine Empörungen anzustiften pflegen; so ließ er, durch verschiedene Umstände doch bis Anfang 621 (1224) erst in Nordindien, dann in Ssamarkand zurückgehalten, noch einmal eine Streifschaar in Medien einfallen (S. 215), hauptsächlich aber die ehemaligen Hauptstädte Chorasáns und Afghanistáns, insbesondere Balch, Merw und Gasna von Neuem heimsuchen und die Einwohner, welche sich allmählich dort wieder zusammengefunden hatten, sämmtlich niedermachen. In Merw blieb noch ein besonderer Posten zurück unter dem Befehle eines türkischen Ueberläufers, Ak-Melik — der Name des Edlen verdient Schutz vor der Vergessenheit —, um aufzuspüren, wer etwa dem Gemetzel entronnen war. Indeß, die meisten davon hatten sich gut verborgen und trauten sich nicht hervorzukommen; da verfiel dieser Teufel darauf, von der Höhe der Moschee den Gebetsruf erschallen zu lassen. Sicher gemacht, verließen jetzt die Gläubigen ihre Verstecke und eilten nach dem Gotteshause; zum größten Vergnügen der Mongolen natürlich, welche sie nun in aller Behaglichkeit abfangen und der Freuden des Paradieses theilhaftig machen konnten.

Als Dschingis-Chán 621 (1224) endlich nach viereinhalbjährigem Aufenthalte im Westen mit seinen Schaaren nach der Mongolei abzog, ließ er als eine Wüste zurück, was vor ihm trotz aller Raubzüge der Gusen, Goriden und Chwarismier immer noch ein hochcultivirtes, von Millionen fleißiger Menschen bebautes Gebiet gewesen war. Auf dem Lande waren die seinen Horden entronnenen Bewohner großer Striche gezwungen, das nächste Jahr hindurch sich großentheils von unreinen Thieren, Hunden, Katzen und dergleichen zu nähren, weil die Mongolen alle Getreidefelder vernichtet hatten; die Städte waren fast sämmtlich Trümmerhaufen, auf denen vereinzelte Jammergestalten umherirrten. Merw, die Königliche (I, 354), und Ürgendsch, die Hauptstadt des großen Reiches von Chwárism, lagen auf Jahrzehnte hinaus gänzlich wüst und sind auch, nachdem sie später wieder theilweise aufgebaut waren, bis auf den heutigen Tag kümmerliche Dörfer geblieben. Tús ist trotz seiner baldigen Wiederherstellung durch die Mongolen selbst zu keiner wirklichen Blüte wieder gediehen, jetzt liegt es in Trümmern, und nur das in

der Nähe befindliche Grab des Alí Rida (oben S. 14) ist allmählich als Wallfahrtsort der Schi'iten Mittelpunkt der neuen Stadt Meschhed geworden. Die alte Residenz Nischapúr hat es nicht wieder über die Bedeutung einer Provinzialstadt hinaus gebracht. Ssarachs ist seitdem ein dürftiges Nest, und selbst diejenigen Orte, welchen die Gunst ihrer Lage am Eingange der Gebirgspässe eine gewisse Wichtigkeit erhielt, wie Herát und Balch, sind nie mehr geworden, was sie vordem waren. Gasna ist in das Dunkel zurückgetreten, aus dem es Sultan Machmúd hervorgezogen, und Rei, das anderthalb Jahrtausende gestanden, für immer so gut wie aus der Reihe der persischen Städte gestrichen. Verhältnißmäßig ein wenig besser war Transoxanien gefahren. Zwar war auch hier die Zahl der Einwohner auf die Hälfte gesunken und der fruchtbare Theil des Landes greulich verwüstet; aber Ssamarkand stand noch, und Bochára erhob sich bald wieder aus seinen Ruinen, da Dschingis-Chán die Provinz unmittelbar seinem Reiche anschloß, während er sich um Choraßán vorläufig so gut wie gar nicht weiter kümmerte. Verschont geblieben waren vorläufig der Staat des Chalifen und die Südprovinzen Fars und Kirmán, an welchen die Sturmfluth für den Augenblick vorübergerauscht war; das Letztere freilich war auf besondere Art wenigstens in die Folgen der letzten Ereignisse bereits hineingezogen worden. Ein chwarismischer Heerführer, seiner Abkunft nach ein Karachitaier, Namens Barák Hádschib,[1]) war 619 (1222)[2]) auf der Flucht vor den Mongolen mit einigen anderen Emiren und einer Anzahl Truppen nach Dschelál ed-dins Uebertritt auf indischen Boden nach Kirmán verschlagen worden und hatte im Kampfe mit dem eigentlichen Statthalter des Schahs dort festen Fuß gefaßt. Später gelang es ihm, wie wir gleich sehen werden, sich der Provinz zu bemächtigen, welche dann er und seine Nachkommen bis 705 (1305/6) regierten: man nennt sie die Dynastie der Karachitai von Kirmán.[3]) Während Barák sich dort herumschlug, drohte einen Augenblick ein Mächtigerer über ihn zu kommen. Nach dem Abzuge der Mongolen[4]) waren aus den Gebirgen Mediens und der kaspischen Provinzen die Emire und

Münze von Dschingis-Chán; Originalgr. (Berlin, Kgl. Münz-Cab.)

1) Hádschib ist ein Titel: „der Kämmerer"; statt des Namens Barák findet sich auch Balák geschrieben. 2) Das Jahr, in welchem Barák sich Kirmáns bemächtigte, wird verschieden angegeben; s. Houtsma in der Zeitschr. der Deutschen Morgenländ. Gesellsch. XXXIX, 400. Ich glaube, sein erstes Auftreten wird richtig in das J. 619 (1222) gesetzt; seine volle Selbständigkeit erlangte er dort 623 (1226) nach Dschelál ed-dins Rückkehr in das persische Irák (s. den Verfolg des Textes). 3) Die von Houtsma a. a. O. citirte Schrift von Strandman über diese Dynastie liegt mir nicht vor. 4) Vielleicht schon ehe Dschingis-Chán sich auf den Heimweg machte. Zwischen dem Abmarsch der Westabtheilung der Mongolen nach Rußland 619 (1222; S. 215) und dem letzten Einfall von Choraßán aus 621 (1224; S. 219) war Medien sich selbst überlassen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon in dieser Zeit die Emire und Ghijáth ed-dín das Land wieder in Besitz genommen hatten.

Truppen wieder hervorgekrochen, welche bei der Auflösung des letzten chwarismischen Heeres in denselben Zuflucht gesucht hatten. Natürlich hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als ihre den furchtbaren Eindringlingen gegenüber nicht zur Geltung gekommene Tapferkeit nunmehr an einander zu beweisen; und der Sultan Ghijáth ed-dín, Dschelál ed-dins Bruder (S. 214), der jetzt ebenfalls den Muth fand, sein Schloß in Masenderán zu verlassen, war nicht der Mann, hier Ordnung zu stiften. Selbst die Türken sahen bald genug ein, daß es einer kräftigeren Hand bedürfe, und schon nach ein paar Monaten machten einige Emire sich nach Indien auf, den Dschelál ed-dín zum Uebertritt nach Persien zu vermögen. Dieser hatte in der Zwischenzeit weiter den fahrenden Ritter gespielt. Zwischen den Bergen Nordindiens und der Mündung des Indus hin und her eilend, einmal gar über die fünf Ströme hinweg auf Dihli marschirend, überall mit den halbsouveränen türkischen Herren dieser Provinzen (vgl. S. 188) sich herumschlagend hatte er Nahrung und Beute für seine Reiter, immer aber kein neues Königreich für sich gefunden, so unermüdlich er bald hier, bald dort mit den Unzufriedenen und den Feinden der Sklavenfürsten Verbindungen angeknüpft. Altytmysch, der Emir von Dihli und spätere Sultan von ganz Indien (S. 188), verstand es listig, sich den unbequemen Gast vom Leibe zu halten, ohne gradezu mit ihm zu brechen; aber er wie die anderen indischen Muslime fühlten sich von einem bösen Alp erlöst, als Dschelál ed-dín in der zweiten Hälfte d. J. 621 (1224) in der That sich entschloß, der Einladung nach dem Westen Folge zu leisten. Um nicht die Aufmerksamkeit des eben erst Transoxanien verlassenden Dschingis-Chán zu erregen, zog er vom Indus durch Mekrán, das alte Gedrosien, wo ihm, wie einst Alexander dem Großen, über die Hälfte seiner Truppen den Schrecken der Wüste zum Opfer fielen, so daß er gegen Ende des Jahres mit nicht mehr als 4—5000 Mann in Kirmán eintraf. Hier befand sich, wie eben erwähnt, der Karachitaier Barák im Kampfe mit dem alten Statthalter des Landes, welcher es dem Namen nach mit Ghijáth ed-dín hielt. Um so näher lag es seinem Gegner, sich mit Dschelál ed-dín zu vereinigen; der nahm seine Huldigung gern entgegen, und beide zusammen unterwarfen nun rasch die ganze Provinz Obwohl der Schah seinem neuen Lehnsmanne wenig traute, blieb ihm doch nichts übrig, als ihm formell die Verwaltung Kirmáns zu übertragen, das er nun bis 623 (1226) für seinen Oberherren regierte; in dem genannten Jahre hat er sich für selbständig erklärt, ohne daß Dschelál ed-dín, welcher mit anderen Feinden unablässig zu kämpfen hatte, es zu hindern vermocht hätte. In der That sollten dem rastlosen Krieger auch auf dem neuen Felde, das er jetzt betreten, so wenig wie in Indien dauernde Erfolge beschieden sein. Und zwar hauptsächlich durch eigne Schuld. Zwar benahm er sich im Anfang verständig genug: als er einen Theil von Fars, den in der Zwischenzeit Ghijáth ed-dín dem Atabegen Sád'ad (S. 190) weggenommen, nunmehr selbst besetzt hatte, gab er den Landstrich ohne Weiteres seinem früheren Herren zurück. Dann bemächtigte er sich, ohne daß sein

unfähiger Bruder einen nennenswerthen Widerstand zu leisten vermochte, des ganzen persischen Irák, und nun war nach fünf entsetzlichen Jahren zum ersten Male wieder Hoffnung auf die Herstellung geordneter Verhältnisse und die Gründung einer Macht vorhanden, die einem erneuten Angriffe der Mongolen kräftig entgegentreten konnte. Es lag immerhin nicht ausschließlich an dem tapfern Chwarismscháh — wie man ihn zu nennen fortfuhr, auch nachdem seine Hauptstadt von der Erde verschwunden war — daß auch diese letzte Hoffnung getäuscht wurde. Allerdings stellten sich die Bezirke Choraßáns, soweit sie noch bewohnt waren, ohne Umstände wieder unter seine Herrschaft, aber aus diesen verwüsteten Ländern — etwa durch Maßregeln, wie sie früher im Abendlande Heinrich der Finkler gegen die Einfälle der Ungarn getroffen — einen vertheidigungsfähigen Wall gegen die Tataren zu machen, war in der That kaum möglich. Sollten also diese bei etwaiger Wiederkehr mit Erfolg bekämpft werden können, so war es nothwendig, dem neuen Staate weitere Provinzen anzuschließen, deren größere Leistungsfähigkeit die erforderlichen Mittel gewährte. Auf friedlichem Wege, durch Bündnisse mit dem Chalifen, dem Pechlewaniden Uesbeg (S. 190), dem Herren von Moßul und dem Eijubiden in Chilát (S. 163), einen Verein herzustellen, welcher der großen Aufgabe gewachsen war, ging — abgesehen von der wahrscheinlichen Vergeblichkeit eines derartigen Versuches — über den Horizont eines Türkensultans; auch Nureddin und Saladdin waren auf solchen Gedanken nie verfallen; und welch' eine Vorstellung, daß ein Dschelál ed-dín mit dem Chalifen Náßir, dem Todfeinde seines Hauses, in friedliche Verhandlungen hätte treten sollen! Auch für den verständigsten Fürsten blieb eigentlich nichts übrig, als an der Spitze seines Heeres sich auf die Nachbarstaaten zu werfen, ein möglichst erhebliches Gebiet zu erobern und die erweiterte Macht dann straff zu organisiren. Immer wäre es auch im besten Falle zweifelhaft gewesen, ob die Mongolen Zeit für ein derartiges Unternehmen gelassen hätten; aber es liegt kein Anzeichen vor, daß solch ein Plan weiterschauender Politik auch nur vorübergehend das Hirn des tapferen Dschelál ed-dín gekreuzt hätte. Im Gegentheil: er hat, bis auf einen vorübergehenden Anfall besserer Einsicht, die sechs kostbaren Jahre, die ihm bis zum nächsten Einfalle der Mongolen blieben, in zweckloſem Hin- und Herfahren zwischen dem Kaukasus und dem persischen Meerbusen vergeudet, immer nur auf den augenblicklichen Erfolg des Feldzuges bedacht, welchen er grade, sei es gegen den Chalifen, den Herrn von Adherbeidschán und Arrán, die christlichen Georgier oder die vereinigten Sseldschuken und Eijubiden führte. Wir unterlassen es, ihm auf allen diesen Kreuz- und Querzügen zu folgen; es genügt die Erwähnung, daß er 622 (1225) mit Hilfe des Atabegen von Fars dem Náßir einen Theil von Chusistán abnahm und sich des ganzen Adherbeidschán und Arrán bemächtigte, wo der alte Uesbeg, der sich von allen Dingen in der Welt eigentlich nur auf das Trinken verstand, zwar etliche ohnmächtige Auflehnungsversuche machte, sich aber schließlich beugen mußte. Von da aus führte

Dschelál ed-dín 623 (1226) einen erfolgreichen Krieg gegen die Georgier, die seit dem Abzuge der Mongolen wieder mit den Muslimen in beständiger Fehde lebten; dann fiel er noch in demselben Jahre in das Seldschukische Gebiet von Erzerúm plündernd ein und unternahm im Einverständniß mit dem Eijubiden Mo'azzam von Damaskus, der grade mit seinem Bruder Aschraf in Streit lag, wiederholte aber vergebliche Angriffe auf Chilát. 624 (1227) kämpfte er gegen die Assassinen, welche seinen Commandanten von Gendscha ermordet hatten, dann gegen eine Horde Mongolen, die von Transoxanien her bis Damegán vorgedrungen waren; es gelang ihm, sie zurückzujagen. Aber während Aschrafs Statthalter von Chilát seine Abwesenheit benutzte, einen Raubzug nach Adherbeidschán auszuführen, drohte von Neuem die Gefahr aus dem Osten: in großer Stärke erschienen 625 (1228) die mongolischen Reiter in Medien, und in dem Augenblicke, wo es zur Schlacht kommen sollte, verließ ihn sein Bruder Ghijáth ed-dín, der trotz einer ihm übertragenen hohen Befehlshaberstelle immer noch vom Grolle über seine Entsetzung beherrscht wurde, mit einer Anzahl von Truppen, auf welche der Schah bestimmt gerechnet hatte. Der ebenso schwachköpfige wie verrätherische Empörer fand bald nachher sein verdientes Ende in Kirmán, wo ihn der Karachitaier Barák scheinbar freundlich aufnahm, später indeß als möglichen Nebenbuhler um die Herrschaft beseitigte; Dschelál ed-dín aber büßte, als schon die Schlacht für ihn gewonnen schien, durch eine Kriegslist der Mongolen den Sieg ein. Doch war der Verlust, welchen die Barbaren erlitten, so beträchtlich, daß sie den Rückzug antreten mußten, auf welchem ihnen durch eine nachgesandte Abtheilung der Chwarismier noch eine große Menge Leute getödtet wurden. So blieb der schließliche Erfolg auf Seiten des Schahs; und einen Augenblick schien es, als ob sein erhöhtes Ansehen unter der Gunst willkommener Ereignisse und nicht ohne sein eigenes Verdienst der gemeinsamen Sache der Muslime gegen die Mongolen dienstbar werden sollte. Nachdem ein Kampf gegen ein in Arrán eingefallenes Heer von Georgiern und anderen kaukasischen Stämmen durch List und Tapferkeit zu siegreichem Ende geführt war, eroberte Dschelál-ed-dín endlich 626 (1229) nach sechsmonatlicher Belagerung Chilát. Leider hausten seine Truppen — die chwarismischen Türken standen an Wildheit und Gier hinter den Gusen früherer Zeiten nicht zurück — entsetzlich in der unglücklichen Stadt; trotzdem hätte eben dieses Jahr der Anfang einer besseren Zukunft werden können. Während Dschelál ed-dín vor Chilát lagerte, kamen Gesandtschaften aus Ikonium und Bagdad, welche die Anbahnung friedlicher Beziehungen zu den Seldschuken wie zum Chalifen zum Gegenstande hatten. Náßir, der unversöhnliche Feind der Chwarismschähe, war 622 (1225) gestorben, sein zweiter Nachfolger Mustanßir, der seit 623 (1226) herrschte, kam zu der Einsicht, daß er zwischen den Türken und Mongolen, sobald Letztere einmal wiederkehrten, sich in der bedenklichsten Lage befinden würde, und war verständig genug, eine Aussöhnung zu suchen: es kam ein Vertrag zu Stande, in welchem der Chalife die Herrschaft Dschelál ed-dins

anerkannte und dieser versprach, das Gebiet von Bagdad zu respectiren. Auch Kei-Kobád, der Sultan von Ikonium, dessen Freundschaft der Schâh selbst zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegen die Mongolen um dieselbe Zeit erbat, ließ sagen, daß er zu einem Bündnisse bereit sei; doch forderte er die Auslieferung seines Unterfürsten von Erzerúm, der sich in Folge von Mißhelligkeiten mit dem Oberherren in das Lager vor Chilát geflüchtet. Statt die heikle Frage diplomatisch zu behandeln, ließ der Chwarismschâh sich von seiner Leidenschaftlichkeit zu einer schroffen Ablehnung verführen, seine Höflinge behandelten obendrein die Gesandten unhöflich und nichtachtend, kurz die Verhandlungen blieben ohne Ergebniß. Nunmehr schloß Kei-Kobád, der unter solchen Umständen für Erzerúm fürchtete, ein Bündniß mit Aschraf gegen Dschelál ed-dín. Dieser erfuhr es und schickte sich an, den Gegnern zuvorzukommen, aber eine Krankheit verzögerte seine Bewegungen: als er bei Ersingán über den Euphrat ging, fand er die Verbündeten bereits vereinigt, und mußte der Uebermacht den Sieg lassen (627 = 1230). Jetzt war es aus, denn gleichzeitig nahte, die Niederlage von 625 (1228) zu rächen, ein Heer von 30 000 Mongolen. Zwar hatte Dschingis-Chán 624 (1227) im Alter von 66 Jahren sein fluchbeladenes Dasein geendet; aber sein Sohn und Nachfolger Ogotai (624—639 = 1227—1241) war keineswegs gesonnen, dem Wiederaufleben eines chwarismischen Staates unthätig zuzusehen. Die in Transoxanien selbst stehenden tatarischen Truppen hatten sich für die Aufgabe, den Westen ruhig zu erhalten, nicht stark genug gezeigt, so wurden aus der Mitte des Weltreiches selbst neue Mannschaften unter einem bewährten Führer ausgeschickt. Er war genau unterrichtet, daß es vor Allem auf die Beseitigung von Dschelál ed-dins kraftvoller Person ankam, und marschirte geradeswegs, ohne sich um die in Chorassán und Medien stehenden muslimischen Truppen irgend zu kümmern, nach Adherbeidschán. Der Chwarismschâh war nicht ohne Kenntniß der nahenden Gefahr; eilig hatte er mit Aschraf und Kei-Kobád, die ebenfalls des Herannahens der Mongolen wegen mäßig in ihren Forderungen sich zeigten, Frieden geschlossen — aber seine Truppen hatten sich nach der Niederlage zum größten Theile zerstreut und in ihre Standquartiere zurückbegeben; ehe es möglich war, sie wieder zu sammeln, hatte man bereits die Tataren im Lande. Und nun begab sich ein Unerhörtes. Während die feindlichen Reiter den überraschten Fürsten von Ort zu Ort hetzten, erhob sich in seiner unmittelbaren Umgebung Alles wider ihn. Sein Wesír ließ sich in hochverrätherische Verhandlungen mit dem Eijubiden Aschraf ein, um nach dem zu erwartenden Untergange seines Herren einen Fetzen seines Gebietes als Fürstenthum sich zu ergaunern, die Bewohner des Landes, von den zuchtlosen Chwarismiern längst über Gebühr gemißhandelt und geplündert, mit der Aussicht auf die Mongolen vor sich, die jeden Widerstand der Truppen an der friedlichen Bevölkerung zu rächen pflegten, erhoben sich in den größeren Städten gegen die Besatzungen, um durch deren Verdrängung oder gar Vernichtung die über Alles gefürchteten

Tataren zur Milde zu stimmen. Mit den wenigen Mannschaften, welche der Schâh hier und dort um sich versammeln konnte, war es unmöglich, das Feld zu halten, kaum vermochten sie ihm bei einem nächtlichen Ueberfalle durch die rastlosen Verfolger den Rücken zu decken, bis seine Flucht gesichert war. Dschelál ed-dîn war einer von den Menschen, deren unverwüstliche Lebenskraft jeder Lage gewachsen ist: die Tage im Sattel, die Nächte bei Wein und Weibern — so führte er einige Zeit noch ein abenteuerliches Dasein in den kurdisch-armenischen Bergen, während die Schaar seiner Getreuen immer mehr zusammenschmolz, seine Hilferufe an den Chalifen, die mesopotamischen Kleinfürsten, ja die Eijubiden selbst ungehört verhallten — es glaubte eben Niemand mehr an seinen Erfolg. Um die Feinde von seiner Spur abzulenken, trennte er sich schließlich von seinem kleinen Heere; aber auch so überfielen ihn streifende Mongolen eines Tages in der Morgenfrühe. Die meisten seiner Begleiter wurden getödtet, er selbst hieb sich mit seiner alten Löwenkraft hindurch: als er nun aber einsam und allein in den Bergen umherirrte, ward er von einem Haufen Kurden aufgegriffen. Den Häuptling gewann er durch Versprechungen; während er aber in dessen Hütte weilte, führte sein Unstern in der Abwesenheit des Hausherren einen gewöhnlichen Kurden herbei, dem er einst irgendwo einen Bruder hatte tödten lassen. Der Rachedurst des Orientalen ist unversöhnlich; unter dem Speer des niedriggeborenen Feindes sank der letzte Chwârismschâh, der auf hundert Schlachtfeldern vom Oxus und Indus bis über den Euphrat kühn dem Tode ins Auge geschaut (15. Schauwâl 628 = 16. Aug. 1231).

So zahlreich und grob die Fehler gewesen sind, welche der als Feldherr ebenso bedeutende, wie als Politiker unbrauchbare Dschelál ed-dîn begangen hatte, so ist es doch charakteristisch, daß einer seiner entschiedensten Gegner, der Eijubide Aschraf selbst, einmal die Aeußerung gethan hat, der Schâh sei die einzige Schutzwehr der Muslime gegen die Tataren. In der That sollte es dreißig Jahre dauern, ehe sich wieder ein Kriegsmann fand, welcher mit gleicher Thatkraft und mehr Glück den ernstlichen Versuch machte, der überströmenden Barbarenfluth einen Damm zu ziehen. Bis dahin blieb es bei seltenen und kümmerlichen Anläufen hier und dort, mit halbem Herzen unternommen und ohne allen Verstand ausgeführt. So erklärt es sich, daß die 30 000 Mongolen, welchen die vereinigten muslimischen Staaten westlich des Euphrat mit Leichtigkeit eine mindestens fünffache Ueberzahl hätten entgegenstellen können, so gut wie nach Belieben durch ganz Adherbeidschân, Georgien, Armenien, Kleinasien, Mesopotamien und Nordsyrien herumstreifen, überall mit voller Behaglichkeit ihre gewöhnlichen Verheerungen anrichten und meist durch bloße Drohungen Städte und ganze Provinzen zur Unterwerfung bringen konnten. Es war ein allgemeines sauve qui peut, etwa in der Art, wie in Spanien nach der Schlacht bei der Frontera, oder in Preußen nach Jena. Die gänzliche Entmuthigung des Volkes zeichnen eindrucksvoll ein paar Geschichten, welche uns von dem in jener Zeit zu Moßul lebenden arabischen

Chroniſten Ibn el-Athír mitgetheilt werden. Er ſagt: „Mir ſind Geſchichten von ihnen erzählt worden, welche der Hörer beinahe für unglaublich halten muß, über die Furcht vor ihnen, welche Allah in die Herzen der Menſchen geſenkt hatte. So wird berichtet, daß häufig genug ein einzelner Mann aus ihrer Zahl in ein Dorf oder in eine Straße eindrang, worin ſich eine Menge Leute befanden, und ununterbrochen Einen davon nach dem Anderen tödtete, ohne daß es Einer wagte, gegen dieſen Reiter die Hand zu erheben. Auch iſt mir geſagt worden, daß Einer von ihnen einen Mann faßte, den zu tödten er keine Waffe bei ſich hatte: „Lege deinen Kopf auf die Erde", ſprach er zu ihm, „und rühre dich nicht!" Richtig legte der ſeinen Kopf auf die Erde, der Tatare ging ſich ein Schwert holen, dann tödtete er ihn damit. Jemand erzählte mir Folgendes: „Ich befand mich nebſt ſiebenzehn Männern auf einem Landwege; da ſtieß auf uns ein tatariſcher Reiter, und der befahl, wir ſollten uns Einer dem Andern die Arme auf den Rücken binden. Meine Gefährten fingen wirklich an zu thun, was er ihnen befohlen hatte; da ſprach ich zu ihnen: „Dies iſt ein einzelner Mann, warum tödten wir ihn nicht und fliehen?" Sie ſprachen: „Wir fürchten uns." Ich ſprach: „Dieſer beabſichtigt euch ſofort nachher zu tödten, ſo wollen wir ihn doch tödten, vielleicht daß Allah uns errettet!" Aber bei Gott, kein Einziger wagte ſolches zu thun, endlich ergriff ich ſelbſt ein Meſſer und tödtete ihn damit; dann flohen wir und entrannen." Und derartiges iſt vielfach vorgekommen." Kaum anders hielten ſich die Truppen: als im J. 641 (1243)[1]) das 22 000 Mann ſtarke Heer der Sſeldſchuken von Rúm, die gegen Byzantiner, Eijubiden und Chwariſmier noch vor Kurzem ſich vortrefflich geſchlagen, in der Nähe von Sſiwas eine Abtheilung von 10 000 Mongolen zu Geſichte bekam, lief es einfach davon, ſo daß von den Letzteren eine Kriegsliſt befürchtet und erſt 24 Stunden ſpäter, als kein Türke ſich wieder ſehen ließ, die Verfolgung aufgenommen wurde. Und nun erſt die Fürſten! Viel von Saladdins Blute ſchien ja längſt nicht mehr in den Eijubiden zu fließen, aber eine gleiche Kopfloſigkeit und Feigheit, wie ſie hier bewieſen, war ſelbſt von einem ſo heruntergekommenen Geſchlechte kaum zu erwarten. Daß Aſchraf und Kámil den Dſchelál ed-dín in ſeinem letzten Verzweiflungskampfe ohne Hilfe ließen, kann man begreifen; daß aber ſie und ihre Nachfolger auch nicht das Geringſte thaten,[2]) ſich

1) Raſchíd ed-dín (Histoire des Mongols, éd. Quatremère, Paris 1836, S. 225) berichtet dieſe Schlacht wie die ganze Unterwerfung Rúms erſt unter dem Jahre 655 (1257); vgl. oben S. 166, Anm. 1. Feſt ſteht über die Verhältniſſe zwiſchen den Sſeldſchuken und Mongolen eigentlich nur, daß 644 (1246) bei der Erwählung Kujuk-Cháns unter anderen Fürſten und Geſandten aus dem islamiſchen Ländergebiet auch Kei-Chosraus Sohn Rukn ed-dín in Karakorum erſchien; ob aber als Geſandter ſeines Vaters oder als Thronprätendent, läßt ſich nicht entſcheiden. Das mir vorliegende Material genügt mir nicht, ein beſtimmtes Urtheil zu ſchöpfen. 2) Allerdings berichtet Abulfeda IV, 473, der Herr von Haleb habe den Sſeldſchuken einige Truppen gegen die Tataren zu Hilfe geſchickt; aber viel können es nicht geweſen ſein.

untereinander und mit den übrigen islamischen Fürsten zu gemeinsamer Vertheidigung zu einen, bezeugt einen selbst in der Geschichte der menschlichen Thorheit ungewöhnlichen Grad der Verblendung. Munter, als ob es nie einen Mongolen in der Welt gegeben hätte, schlugen die Herren Aegyptens und die syrisch-mesopotamischen Kleinfürsten sich um jeden Fetzen Landes weiter mit einander herum (vgl. S. 167); wobei sie es dann freilich nicht unter ihrer Würde halten durften, beim Sichtbarwerden des tatarischen Gespenstes sich allsogleich in den ersten besten Winkel zu verkriechen. Bedr ed-dín Lulu, der Herr von Moßul, sicherte sich 643 (1245)[1]) den Besitz seines Gebietes durch einen Vertrag, und meldete bald nachher dem Eijubiden Sálich Isma'íl von Damaskus[2]), daß er für ihn ebenfalls mit abgeschlossen habe, worauf dieser hocherfreut sofort sich daran machte, den von den Mongolen geforderten Tribut einzuziehen. Und als später (648 = 1250) Náßir von Haleb sich der Hauptstadt Syriens bemächtigte, trug er Sorge, vom Groß-Chán sich ein Investiturschreiben[3]) zu erbetteln, welches er an seinem Gürtel hängend mit sich herumtrug. Freilich halfen dergleichen Unterwürfigkeitsbezeugungen wenig. Sogar Kei-Kobád von Rúm hatte 633 (1235/6) es nicht für zulässig gehalten, die von ihm geforderte Unterwerfung abzulehnen: trotzdem brachen schon im folgenden Jahre (634 = 1236/7) tatarische Reiterschaaren in seine armenischen Besitzungen ein, und dem biederen Náßir selbst hat im J. 658 (1260) sein schönes Document gegen den furchtbaren Húlagu erst recht nicht das Geringste genützt. Von den zahlreichen einzelnen Zwischenfällen, in welchen von 628 (1231) bis 658 (1260) diese allgemeine Verkommenheit zu Tage trat, sehen wir hier ab. Ich bemerke nur, daß nach Dschelál ed-dins Tode zunächst ganz Adherbeidschán sich den Mongolen unterwarf, die gleichzeitig die Gebiete von Moßul, Chilát und einen großen Theil Mesopotamiens verwüsteten, und schon in das Irák eindrangen. Dann kamen 632—636 (1235—1238) die Kaukasusländer und Armenien, die in den Händen der Sfeldschuken befindlichen Theile eingeschlossen, an die Reihe; 639 (1241) ward Erzerúm endgiltig erobert, und von dort aus 640—641 (1242/3) die Hälfte Kleinasiens ausgeplündert und der Sultan von Ikonium Kei-Chosrau II. Ghijáth ed-dín (vgl. oben S. 166) zur Tributzahlung gezwungen. Die Kläglichkeit seiner Vertheidigung wird einigermaßen dadurch entschuldigt, daß kurz vorher innere Wirren den Sfeldschukenstaat bis in seine Grundfesten erschüttert hatten: im J. 638 (1240) stand bei Amasia ein alter

1) Vielleicht schon früher; das angeführte Datum wird als dasjenige des von Bedr ed-dín für den Fürsten von Damaskus abgeschlossenen Vertrages genannt (d'Ohsson III, 88), ohne daß erwähnt würde, ob er selbst gleichzeitig oder schon früher sich den Mongolen unterwarf. 2) Oder dem eben im J. 643 nach der Eroberung von Damaskus für Sálich Eijúb von Aegypten eingesetzten Statthalter des Letzteren — wir wissen nicht, welches von beiden Ereignissen früher ist als das andere. 3) Das wird man doch unter den lettres de sûreté bei d'Ohsson III, 91 verstehen müssen, der leider seine Quelle nicht angiebt.

Turkmene, der sich Papa nannte, als Prophet auf und fand unter seinen Landsleuten einen solchen Anhang, daß seine Empörung nur mit der größten Mühe niedergeworfen werden konnte — das hatte natürlich den Bestand und die Disciplin des Heeres von Rúm nicht unangetastet gelassen. Als nun aber nach Anerkennung der mongolischen Oberhoheit Kei-Chosrau II. starb (vielleicht 642 = 1244; s. oben S. 226, Anm. 1), ging durch Streitigkeiten zwischen seinen drei Söhnen der letzte Halt verloren: das Schicksal des Landes ward nun durch Intriguen am Hofe der Groß-Chane in Karakorum, sechshundert Meilen von Ikonium, bedingt, bald der, bald jener von den mongolischen Befehlshabern als Herrscher eingesetzt. In Wahrheit lag die Regierung in den Händen von Beamten, welche der Fremdherrschaft dienstbar geworden waren; das hinderte aber natürlich keineswegs, daß bei der geringsten Veranlassung die barbarischen Horden das Land von Neuem brandschatzten. Von hier aus hatten auch die christlichen Staaten der kleinasiatisch-syrischen Küste zum ersten Male das Vergnügen, die Bekanntschaft der Mongolen zu machen: Hethum, König von Klein-Armenien, unterwarf sich 1244 (641/2) der Hoheit des Kujuk-Chán (639[1])—646 = 1242—1248), und 642 (1244) bequemten sich auch die Franken Antiochias, unangenehmere Weiterungen vermeidend, zur Bewilligung eines Tributes. Am besten fuhren immer noch die Chalifen: zwar fochten 635 (1237/8) Mustanßirs Truppen nur mit wechselndem Glücke gegen die Streifschaaren, die in sein Gebiet bis Ssamarra hin wiederholt einfielen, und Musta'aßim zog 647 (1249/50) bei ähnlichen Zusammenstößen noch entschiedener den Kürzeren: aber Bagdad selbst wurde immerhin noch kaum selbst bedroht. Man würde erstaunen, die Eroberer unter so verfahrenen Verhältnissen aller dieser Staaten, die zudem sämmtlich mehr oder weniger von den sie kreuz und quer durchziehenden Bruchtheilen der zersprengten chwarismischen Heere (vgl. S. 166) übel heimgesucht waren, keine schnelleren Fortschritte machen zu sehen, wüßte man nicht, daß seit Ogotais Tode (639 = 1241) in der Familie Dschingis-Cháns Zwistigkeiten ausgebrochen waren, die bei der musterhaften Disciplin der mongolischen Heerführer zwar nicht den Bestand des Reiches bedrohten, immerhin aber die Kraft der weiteren Vorstöße nach dem Westen einigermaßen lähmten. Hätten die islamischen Weststaaten diese Frist zu nutzen verstanden, es wäre vermuthlich Manches anders gekommen. So hatten die paar Zehntausende, welche Ogotai hierhin abgeordnet, freies Spiel, den Boden für spätere, durchgreifendere Unternehmungen vorzubereiten. Während sie das in der beschriebenen Weise thaten, herrschte in Persien und Choraßán eine zehnjährige, schauerliche Anarchie. Tatarische Horden und herumschweifende Banden ehemals chwarismischer Türkentruppen führten einen unregelmäßigen Krieg gegen einander, vor Allem aber gegen die unglücklichen Bewohner; erst 637 (1239/40) stiftete ein neu hingeschickter Statthalter, der in Tús seinen Wohnsitz

1) Seine feierliche Erwählung fand allerdings erst 644 (1246) statt.

aufschlug, im eigenen Interesse der mongolischen Herrschaft einige Ordnung, aber schon nach zwei Jahren stürzte ihn der Thronwechsel in Karakorum, und die alten Greuel nahmen wieder ihren Lauf. Endlich im J. 649 (1251) fanden die Streitigkeiten um die Würde des Groß-Cháns ihren Abschluß, indem mit Uebergehung der Nachkommen Ogotais, die bis dahin so wenig sich bewährt hatten, Mangu[1]) Chán, ein Enkel Dschingis-Cháns von einem anderen seiner Söhne, zum Oberhaupte aller Mongolen erwählt wurde (reg. 649—657 = 1251—1259). Es gelang ihm rasch, seine Autorität gegen jeden Widerspruch zu sichern, und nicht viel später konnte er den Feldzügen im Westen einen neuen Anstoß geben.

„Mangu-Chán", so berichtet naiv ein späterer persischer Lobredner der Mongolenherrschaft, „überlegte, daß er, sofern einige Reiche in der Zeit Dschingis-Cháns unterworfen und einverleibt, andere aber bisher nicht völlig erobert waren, während der Weltkreis einen unbegrenzten Umfang hat, nach jedem Nachbarlande wieder einen seiner Brüder aussenden müsse, dasselbe unterthan zu machen und dann in Ordnung zu halten, während er selbst in den alten Jurten[2]) sorgenfrei und sieggekrönt säße, mit Vergnügungen sich die Zeit vertriebe und die Regeln der Rechtspflege zur Anwendung brächte." Einer von diesen Brüdern war Húlagu[3]-Chán, ein ächter Enkel des Dschingis, ein rücksichtsloser Mongole, dem Menschlichkeit und Schonung unbekannte Begriffe waren, der aber mit seinem greulichen Ahnherrn die Gabe zu herrschen und zu organisiren theilte. Nachdem für seinen Feldzug umfangreiche Vorbereitungen getroffen waren, machte er sich im Herbst 651 (1253) an der Spitze eines großen Heeres[4]) auf den Weg. Erst 653 (1255) erreichte er Sfamarkand, am 1. Dhu'l-Hiddsche (1. Jan. 1256) ging er über den Oxus. Ihn auf persischem Boden zu begrüßen, kamen aus dem fernsten Westen die gekrönten Bedienten angeströmt: zwei eben gleichzeitig in Rúm vegetirende Sfeldschukensultane, der Sohn des Atabegen von Fars, der als vorsichtiger Mann sich lieber gleich als Vasallen des Mongolen anmeldete, die Statthalter von Choraßán, Medien, Adherbeidschán, Arrán und Schirwán, der christliche König von Georgien, dazu eine Menge von sonstigen großen Herren aus diesen Ländern, Alles legte sich dem übermächtigen Barbaren, der neuen Geißel Gottes, gehorsamst zu Füßen. War es ja doch ein auch für die Muslime gottgefälliges Unternehmen, auf welches der Bruder des Groß-Cháns ausgesandt zu sein behauptete: die Klagen frommer Männer über die Unthaten der Ismaeliten, so hieß es, waren zu den Ohren des Herrschers

---

1) So nennt man ihn gewöhnlich; die genauere Aussprache des Namens ist Möngke. 2) Jurt ist das alte türkische Wort für Zelt, Wohnung, Heimath; bekanntlich noch heute im Gebrauch. 3) Eigentlich Chúlagu; die Muslime pflegen den Namen mit einfachem H zu schreiben. 4) Die Anzahl der Mannschaften ist nicht genannt; wir hören aber, daß der Vortrab aus 12 000 Mann bestand, was etwa auf eine Gesammtzahl von 50—60 000 Mann schließen läßt.

gekommen, die Burgen dieser Mörder zu brechen hatte er den Feldzug befohlen. Allerdings erforderte das Interesse der mongolischen Herrschaft in Persien dringend, mit den Assassinen aufzuräumen, deren Felsennester bisher von den Fluthen der allgemeinen Verwüstung kaum noch bespült worden waren. Im Gegentheil hatte, wie natürlich, der Weizen des Alten vom Berge in den traurigen Jahrzehnten seit dem Eindringen Dschingis-Cháns geblüht; außer in ihren Hauptbollwerken in und um Alamút hatten seine Leute in verschiedenen Gegenden Persiens, besonders in Kohistán, wieder größere Ausbreitung gewonnen. Aber die unvergleichliche Disciplin, die innere Einheit, welche über hundert Jahre hindurch ihre unvergleichliche Stärke gebildet hatte, war im Laufe der Zeit gemindert. Die geheimen Kunstgriffe, durch welche die Großmeister sich den blinden Gehorsam ihrer Untergebenen sicherten, wußte nicht jeder mit gleicher Gewandtheit zu handhaben, und mit der abenteuerlichen Furcht schwand allmählich auch der unbedingte Respect der Untergebenen wie der Fremden. So war schließlich der einstige Geheimbund wenig mehr als eins der vielen Fürstenthümer geworden, in welche das Seldschukenreich sich gespalten hatte; eigenartig immer den anderen gegenüber und durch die große Anzahl unzugänglicher Schlupfwinkel, welche den Rückhalt der Secte bildeten, auch jetzt noch unheimlich und furchtbar. Aber grade einen Tag, bevor Húlagu über den Oxus ging, war eine entscheidende Katastrophe eingetreten. Alá ed-dín, der vorletzte Großmeister, hatte durch wiederholte Versuche, die alte strenge Zucht unter den Anhängern des Ismaelitismus herzustellen, die Unzufriedenheit seiner Umgebung erregt; am 30. Dhu'l-ká'ada 653 (31. Dec. 1255) fand man ihn ermordet, und sein eigner Sohn Rukn ed-dín ist nicht frei von dem Verdachte, um den Tod seines Vaters vorher gewußt zu haben. Jedenfalls zeigt sein Benehmen von Anfang eine Haltlosigkeit, welche ebenso zu einem schlechten Gewissen wie zu der Kläglichkeit der übrigen islamischen Fürsten paßte. Die Vorhut, welche dem mongolischen Hauptheere die Wege bahnen sollte, hielt bereits längere Zeit eine der Hauptburgen der Assassinen in Kohistán belagert, ohne sie erobern zu können, und die Stärke Alamúts und der Nachbarfestungen, unter welchen Meimún-Dis („Glücksburg") jetzt die Residenz der Großmeister bildete, war durch mehr als eine frühere Vertheidigung erprobt: aber Rukn ed-dín theilte die allgemeine Tatarenfurcht. Durch Vermittlung des mongolischen Commandanten von Hamadán eröffnete er Verhandlungen mit Húlagu, welcher sein Hauptquartier in Tús aufgeschlagen hatte; er hoffte durch einen offiziellen Act der Huldigung sich die Bestätigung seines Besitzes zu erwerben. Damit war aber dem Chán nicht gedient; ein Vasall, der hinter diesen uneinnehmbaren Felswällen sitzen blieb, entsprach keineswegs seinem Geschmacke. Durch halbe Zusagen und ganze Drohungen, welchen die beginnende Belagerung von Meimún-Dis Nachdruck verlieh, wußte er dem kümmerlichen Nachkommen des furchtbaren Haßan Ibn Sabbách ein Zugeständniß nach dem andern abzulocken; schließlich, nach vielem Winden und

Drehen, ergab er sich mit seiner Umgebung (1. Dhu'l-ka'ada 654 = 19.[1]) Nov. 1256). Der kluge Húlagu nahm ihn sehr freundlich auf, ließ sich von ihm Befehle an alle Festungscommandanten der Assassinen, ihre Plätze den Mongolen zu öffnen, ausstellen, und schickte ihn später auf seine Bitte mit ehrenvollem Geleite an den Hof des Groß-Cháns ab. Leider hatten die Begleitmannschaften die Frechheit, den letzten Herren von Alamút unterwegs zu tödten. Es wird nicht überliefert, ob Húlagu über diese Eigenmächtigkeit sehr böse gewesen ist. Jedenfalls ließ er sich auf Grund der von Rukn ed-dín unterzeichneten Anweisungen 40 und einige ismaelitische Burgen ausliefern; nur wenige haben noch zu widerstehen gewagt, darunter Alamút selbst, das indeß bereits den 6. Dhu'l-ka'ada (24. Nov.) capitulirte. Vier Tage später ward die Festung geplündert und später durch einen eigens zurückgelassenen Posten mit vielem Aufwande von Zeit und Mühe gänzlich abgebrochen — das Adlernest auf dem Löwenberge war zerstört, nachdem es 170 Jahre hindurch den Schrecken der islamischen Welt gebildet.

Während der Befehl Húlagus, die Ismaeliten in ganz Persien, wo man sie finde, bis zum letzten Mann auszurotten, mit bekannter Gründlichkeit ausgeführt ward — und dies eine Mal freilich ist man versucht, den mongolischen Gewohnheiten Beifall zu spenden — sann der Chán darüber nach, wie er seinen persischen Unterthanen nach dieser ersten Gefälligkeit sich weiter angenehm machen könnte. Die Stimmung unter denselben war fast überall für den Schi'itismus, der auch unter den in religiöser Beziehung leidlich duldsamen Seldschuken doch immer von der offiziellen sunnitischen Orthodoxie in den Hintergrund gedrängt worden war. Unter den Mongolen ward das anders. Heiden, besten Falls Buddhisten, die sie waren, brachten sie den verschiedenen religiösen Bekenntnissen der Völker, die sie unterwarfen, eine vollendete Gleichgiltigkeit entgegen. Sunniten, Schi'iten, Christen — es war ihnen Alles eins; man weiß, mit welcher scheinbaren Toleranz sie christlichen Missionären gegenübertraten und wie sie der mehrfach versuchten Anknüpfung diplomatischer Beziehungen zu abendländischen Herrschern durchaus nicht ablehnend begegneten. Die Absicht dieser Politik war natürlich keine andere, als möglichst eine Religionsgenossenschaft durch die andere in Schach zu halten und sich selbst nach keiner Seite hin zu binden; so fand eine jede, wie es grade kam, freundliche Worte und gelegentliche Begünstigung. Auch jetzt war Húlagu sehr empfänglich für die Vorstellungen, welche schi'itische Perser an ihn gerichtet haben sollen, daß es nach Vertilgung der Ismaeliten nun an der Zeit sei, den ketzerischen Abbaßiden, welcher zu Bagdad den Beherrscher der Gläubigen spielte, zu beseitigen: was thut nicht ein wohlmeinender Herrscher für seine Unterthanen![2]) Dschingis-Chán und seine Leute hatten vorläufig nur

1) Da es ein Sonntag war (s. Histoire des Mongols, éd. Quatremère, Paris 1836, S. 213), muß der 19. das richtige Datum sein, obwohl nach der gewöhnlichen Rechnung der 1. Dhu'l-ka'ada dem 20. entspricht. 2) Daß Alles, was die Historiker von schi'itischen Intriguen berichten, durch welche Húlagu zu seinem Feldzuge nach

für das Gesammtreich weitere Eroberungen machen wollen, Húlagu beabsichtigte vom ersten Augenblick, sich im Westen, obwohl unter der Oberhoheit des Mangu, einen eigenen Staat zu gründen. So zog er, gleich nachdem er den persischen Boden betreten, eine ganze Anzahl hervorragender Muslime in seine Nähe. Freilich kaum die achtbarsten Bestandtheile der Einwohnerschaft waren es, die es mit ihrer Würde vereinbar fanden, des eigenen Volkes Henkern als Handlanger zu dienen. Ein Schriftsteller, der eben in dieser Zeit (650 = 1252) am Hofe des Groß-Chánes Mangu selbst die Geschichte Dschingis-Cháns schrieb, und in gradezu schamloser Kriecherei auch die fürchterlichsten Thaten seiner Brodherren als weise Fügungen des göttlichen Willens preist, bricht doch an einer Stelle[1]) in den Stoßseufzer aus: „In der Umwälzung, welche soeben die Welt über den Haufen geworfen hat, sind die Schulen zerstört, die Gelehrten erwürgt worden, vor Allem in Choraßán, welches die Stätte des Wissens, die Heimath der Gelehrten war . . . Alles, was es in diesem Lande von wissenschaftlich gebildeten Männern gab, ist durch das Schwert umgekommen; die aus dem Nichts hervorgetauchten Geschöpfe, welche sie ersetzt haben, bekümmern sich nur um Sprache und Schrift der Uïguren.[2]) Alle Aemter, auch die höchsten Würden, sind durch Leute aus der Hefe des Volkes in Beschlag genommen; eine Menge von Elenden hat sich bereichert, jeder Intrigant ist Emír oder Wesír geworden, jeder Frechling hat sich zur Macht aufgeschwungen, jeder Sklave spielt den Herren, wer irgend sich den Turban des Gelehrten[3]) aufsetzt, hält sich für einen Gelehrten, und der Niedriggeborene tritt als vornehmer Mann auf. Was in solcher Zeit,

---

Bagdad bewogen sein soll, keine andere als eine ironische Behandlung verdient, ist eigentlich selbstverständlich. In jedem Falle ist es vollkommen gleichgiltig, ob der Ssunnite Abulfeda recht hat, wenn er den schi'itischen Wesír des Chalifen geheimer Verbindungen mit Húlagu bezichtigt; der ebenfalls ssunnitische, aber mongolisch gesinnte Raschíd ed-dín behandelt sie, wie es scheint, als Verläumdungen. Unter keinen Umständen bedurfte Húlagu eines besonderen Anreizes zu Eroberungen, auf welche er ja (S. 229) eben ausgezogen war; daß er die schi'itische Gesinnung der Perser benutzte, um sich die Beihilfe landeskundiger und erfahrener Leute zu sichern, ist natürlich.

1) Ich muß der französischen Uebersetzung bei d'Ohsson (Histoire des Mongols I, S. XXV) folgen. 2) Uïguren nennt man einen der türkischen Stämme, die südlich vom Thian-Schan hausten. Ihre Sprache, eine ältere Form des jetzt noch in Kaschgar und Umgegend gesprochenen Osttürkischen, zeichneten sie in einer von christlichen Missionären entlehnten Nachahmung syrisch-nestorianischer Schrift auf. Als sie von den Mongolen unterworfen wurden, bedienten diese, welche damals noch keine Schrift besaßen und ihre Sprache den übrigen Türkvölkern nicht verständlich machen konnten, sich des Uïgurischen für alle schriftlichen Documente amtlichen Charakters, welche die Verwaltung ihres Reiches und der Verkehr mit fremden Mächten erforderten. Uebrigens beruht der Name „Uïguren" vielleicht nur auf einem Mißverständniß. 3) Der Turban ist das unterscheidende Merkmal der Gottesgelehrten (Theologen, Richter u. s. w.), weil nur diese ihn auch im gewöhnlichen Leben tragen, während die Laien sich der spitzen persischen Lammfellmütze bedienen (vgl. die Abbildung S. 5).

welche das Hungerjahr des Wissens und der Tugend, der Markttag der Unwissenheit und Verderbtheit ist, wo alles Edle herabgesetzt, alles Gemeine bevorzugt wird, Wissenschaft und Kunst für Aufmunterung finden, kann man sich denken." Vielleicht ist hier Einiges auf die Rechnung des stillen Ingrimms eines schlecht gefütterten offiziösen Litteraten zu setzen; in der Hauptsache ist die Schilderung des Mannes nur allzu glaubwürdig. Immerhin war Húlagu ein Despot von der gescheiten Sorte, und mit Dummköpfen hat er sich keineswegs umgeben. Den ersten Platz unter seinen persischen Vertrauten nahm eine wirklich bedeutende Persönlichkeit ein, der Chodscha (vgl. S. 94) Naßír ed-dín aus Tús, ein ebenso ausgezeichneter Mathematiker und Astronom wie Rhetoriker und Geschichtschreiber, der sich als eine Art Johannes von Müller des 13. Jahrhunderts zum Heile der Wissenschaft mit dem Unvermeidlichen aussöhnte und in der That zur Vermenschlichung seines mongolischen Bären Einiges beigetragen hat. Húlagu fand ihn bei der Uebergabe von Alamút, wohin er durch merkwürdige Fügungen verschlagen war, aus der Menge richtig heraus, und führte den nicht allein gelehrten sondern auch klugen Perser von da ab immer mit sich herum. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er sich die nöthigen diplomatischen Gründe zur Beschönigung seines Raubzuges auf Bagdad von dem eifrigen Schi'iten hat unter den Fuß geben lassen; die Art freilich, wie er den unglücklichen Chalifen Musta'aßim zunächst mit Sammetpfötchen zu streicheln begann, um ihn dann im Laufe der angeknüpften Verhandlungen über ein friedliches Abkommen offiziell ins Unrecht zu setzen, brauchte ein Mongole nicht erst von einem Perser zu lernen. Wir erinnern uns (I, 640), wie Musta'aßim vor dem herannahenden Sturme einem schwankenden Rohre gleich haltlos hin- und herzitterte, ohne sich zu mannhafter Gegenwehr aufraffen oder seinen thörichten, weil jedes inneren Haltes entbehrenden Abbaßidenstolz zu unbedingter Unterwerfung demüthigen zu können. Es hätte der großen Vorbereitungen gar nicht bedurft, welche Húlagu traf, damit dieser Hauptschlag keinesfalls sein Ziel verfehle. Die in Rúm stehenden mongolischen Truppen wurden herbeigezogen, während der Chán selbst von Hamadán aus sich auf Bagdad in Marsch setzte. Am 10. Moharram 656 (17. Jan. 1258) ward das Heer des Chalifen $1^1/_2$ Meilen westlich von der Hauptstadt von der an der rechten Seite des Tigris aufmarschirenden Abtheilung der Mongolen geschlagen und zersprengt, und am folgenden Tage lagerte Húlagu selbst mit der Hauptmacht im Osten der alten Residenz der Abbaßiden. Abwechselnd mit Verhandlungen und zusammenhangslosen Kämpfen vergingen noch drei Wochen; zwischen der aufgeregten Bevölkerung, den für jeden Fall dem Untergange geweihten Truppen und dem schrecklichen Dränger vor den Thoren, dessen Mannschaften schon ein Quartier der Stadt nach dem anderen in Besitz nahmen, spielte der trübselige Nachkomme des gewaltigen Manßúr von allen denkbaren Rollen die kläglichste. Während schließlich die letzten Vertheidiger den vergeblichen Versuch machten, zwischen den Posten der Tataren hindurch ihre Flucht zu er-

möglichen, lieferte am 4. Sfafar (10. Febr.) Mustá'aßim sich und seine Umgebung in Húlagus Hände. Wie der letzte Großmeister der Assassinen, in welchen einst die alidische Opposition gegen das Abbaßidenchalifat ihren furchtbarsten Ausdruck erhalten, so fand auch der letzte Chalife selbst scheinbar freundliche Aufnahme im mongolischen Lager, bis, wie jener seine Burgen, so er seine wohlgehüteten Schätze dem Eroberer ausgeliefert hatte. Die Mongolen sind zweifellos eins derjenigen Völker gewesen, welche das meiste Vergnügen daran fanden, andere Leute todt zu schlagen; aber mit weiser Selbstbeherrschung versparten sie, wo es zweckmäßig war, sich diesen Genuß so lange, bis sie aus ihren Opfern noch Alles herausgeängstigt hatten, was zu eigenem Nutzen Verwendung finden konnte. Man wußte, daß Mustá'aßims Urgroßvater Náßir während seiner 46jährigen Regierung unendliche Mengen Goldes zusammengeknausert hatte, und daß wenigstens der größte Theil davon noch vorhanden sein mußte. Als ein paar Tage nach der Uebergabe Húlagu in die Stadt einzog und seinen Großen ein Fest im Palaste des Chalifen gab, ließ er diesen vor sich führen und meinte freundlich scherzend: „Du bist hier der Wirth, wir die Gäste; komm, was hast du unser Würdiges (als Gastgeschenk)?" Der Chalife zitterte vor Furcht so, daß er die ihm vorgelegten Schlüssel nicht unterscheiden konnte; endlich vermochte er einige seiner Schatzkammern zu öffnen, deren Inhalt der „Gast" sofort an seine Umgebung vertheilen ließ. Dann fuhr er, in etwas strengerem Tone vermuthlich, fort: „Die Besitzthümer, welche du oberhalb des Erdbodens hast, liegen zu Tage und gehören meinen Dienern; was verborgen ist, gieb an, was ist es und wo ist es?" Mustá'aßim bekannte sich zu einer verborgenen Goldgrube inmitten des Palastes, und die augenblicklich angestellten Nachforschungen ergaben, daß an dem bezeichneten Orte in der That der Familienschatz der Abbaßiden vergraben war, Haufen großer Goldbarren, an deren nützliche Verwendung, z. B. zur Anwerbung von Truppen gegen die Mongolen, der unglückliche Chalife niemals gedacht zu haben schien. Jedenfalls ward das jetzt mit Beschlag belegt, Alles, was im Palaste sich befand, aufgezeichnet, die 700 Frauen und 1000 Eunuchen des Harems abgeführt. Andern Tages brachte man die gesammten Schätze ins Lager und thürmte sie bergehoch um das Zelt des Chánes auf; gleichzeitig wurden die Hauptgebäude der selbst in ihrem seit Jahrhunderten fortgeschrittenen Verfall noch großartigen Chalifenstadt, insbesondere die Moschee, in welcher einst die Herren einer halben Welt dem Gottesdienste des gesammten Islams Leitung und Maß gegeben, und die Gräber der Abbaßiden den Flammen überliefert. Doch ward nun wenigstens dem Morde und der Plünderung Halt geboten; denn, bemerkte Húlagu ebenso richtig als wohlwollend, „die Herrschaft über Bagdad gehört jetzt Uns, die Einwohner mögen ruhig da bleiben und ein Jeglicher an sein Geschäft zurückkehren". Wer dem Schwerte entronnen war, erhielt nunmehr Sicherheit, während der Chalife und alle seine Angehörigen, so weit man ihrer habhaft werden konnte, am 14. Sfafar (20. Febr.) hingerichtet wurden.

Aber mit dem Ende des alten Herrschergeschlechtes war auch der letzte Rest einstiger Größe dahin, welchen Bagdad immer noch sich erhalten hatte. Die „Stadt des Heils" (I, 471) war zur Stätte des Unheils geworden; eines großen Theiles ihrer Einwohner beraubt, ihres alten Ranges der Hauptstadt des Islâms entsetzt, der Quellen ihres Reichthums verlustig bildet sie heute noch ein beredtes Denkmal der schrecklichsten Katastrophe, die je über eine vielhundertjährige, blühende Civilisation hereingebrochen ist.

Zweites Capitel.

Ilchane und Mamluken.

Der Fall von Bagdad ist der Anfang vom Ende des Islâms, des Islâms wenigstens, der auf dem Boden seiner ersten Siege für die materielle und geistige Entwicklung großer Völker von anregender und vielfach doch heilsamer Wirkung gewesen ist. Nur da, wo niemals das Roß eines Mongolen gestampft hat, so bemerkten wir schon früher (S. 201), oder wo rechtzeitige freiwillige Unterwerfung das Land wenigstens vor dem Aergsten schützte, ist materielles und geistiges Leben, welches diesen Namen verdient, überhaupt noch möglich gewesen. Und selbst diese Länder, welche nunmehr als die eigentlichen Träger des islamischen Geistes erscheinen — Aegypten und zum Theil Syrien für das arabische, das westliche Kleinasien für das türkische, Fars und einige Nachbarbezirke für das persische Element — zeigen an der Stelle ihrer Geschichte, wo die tatarische Eroberung eintritt, einen schroffen Bruch zwischen Vergangenheit und Zukunft. Nicht umsonst zeigt die persische schöne Literatur, die im 6. (12.) Jahrhundert in der üppigsten Blüthe stand, zwischen der Mitte des 7. (13.) und 8. eine klaffende Lücke;[1]) und als sein größter Dichter späterer Zeit, Hâfis, in Schirâs aufwuchs, welches die wenig muthige aber kluge Politik seiner Atabegen einigermaßen vor der Verwüstung bewahrt hatte, und später unter Timuriden und Sefiden auch anderer Orten wieder neue Keime der Poesie hervorsproßten, waren es immer die Errungenschaften der alten Zeit, die in wechselnden Gestalten doch ohne wesentlichen Zuwachs neuer Ideen blieben. Allerdings gaben wir uns auch darüber schon Rechenschaft, daß bereits in der Seldschukenzeit die eigentliche Triebkraft des Islâms sich zu erschöpfen beginnt. Was indeß in anderen Culturkreisen so häufig begegnet, daß selbst eine herabsteigende Entwicklung noch einmal zu neuem Aufschwunge wird oder mindestens eine schöne Nachblüthe der Civilisation möglich läßt, das hat für den Mohammedanismus die mongolische Periode so gut wie vollständig ausgeschlossen. Die Weltanschauung der islamischen Völker ist seitdem genau auf der Stelle geblieben und nun im Laufe der Jahrhunderte vollständig unbeweglich geworden, wo sie am Anfang des 7. (13.) Jahrhunderts angelangt war, und so viel von Krieg und Kriegsgeschrei, ja von theilweise glänzenden Erfolgen nach Außen insbeson-

1) Dschelâl ed-dîn Rûmi (S. 196) und andere ssufische Dichter, welche in diese Periode hineinreichen, können hiergegen nicht angeführt werden, sind vielmehr grade Zeugen des Elendes ihrer Zeit, wie etwa Paul Gerhardt im dreißigjährigen Kriege.

dere die Türken noch zu Wege gebracht haben, eine wirkliche Bewegung oder gar Vervollkommnung des inneren Lebens hat nirgends stattgefunden: mit einziger Ausnahme Indiens, wo besondere Verhältnisse, vor Allem die unvermeidlichen Einflüsse eines stark ausgeprägten Volksthumes noch eigenthümliche und neue Bildungen erzeugten, die indeß von irgend welcher Dauer bis jetzt nicht gewesen sind.

Allerdings sollte fast in demselben Augenblicke, wo das Mongolenthum mit der Eroberung Bagdads den entscheidenden Schritt zur Vollendung des Ruines aller islamischen Dynastien gethan zu haben schien, seinen weiteren Fortschritten eine Schranke gezogen werden. Nur einen Augenblick gelang es Hûlagus Heeren, auch Syrien noch zu überrennen: auf dem Boden Palästinas erlitten sie ihre erste wirkliche Niederlage durch das Schwert der bachritischen Mamluken Aegyptens (oben S. 167 f.), und so oft der Chân und seine Nachkommen auch ihre Angriffe wiederholten, niemals gelang es ihnen, die Provinz ihrem Reiche wirklich einzuverleiben. Denn mit der Entsendung der Brüder Mangu-Châns über die Grenzen in West und Südost erreichte die mächtige Völkerbewegung, welche vor fünfzig Jahren Dschingis-Chân einheitlicher Leitung unterworfen und damit unwiderstehlich gemacht hatte, vorläufig ihr Ende. Wir hören zwar, daß Mangus Bruder und Nachfolger, der Groß-Chân Kubilai (657—693 = 1259—1294), noch einmal im J. 661 (1263) dem Hûlagu Verstärkungen in der Zahl von 30 000 Mann gesandt habe; gleichzeitig aber verlieh er ihm den Titel eines Il-Châns, „Stammfürsten", mit welchem er ihn als in allem Wesentlichen selbständigen Herrscher über Persien und die übrigen Ländern westlich des Oxus anerkannte. Obwohl Hûlagu und wenigstens die nächsten der ihm folgenden Ilchâne, wie auch wir die Herrscher aus dem Hause der Hulaguiden zu nennen pflegen, formell der Oberhoheit des Groß-Châns sich unterordneten, so ist doch schon mit jener Belehnung ihre thatsächliche Unabhängigkeit ausgesprochen, die um so weniger Anfechtungen erleiden konnte, als die zwischen dem Westen und der Residenz der Groß-Châne sitzenden Nachkommen Tschagatâïs, eines Sohnes Dschingis-Châns, mit allerhand Unbotmäßigkeit der Centralregierung das Leben sauer machten und somit schon an dieser Stelle den Zusammenhang des Gesammtreiches unterbrachen. Genossen aber demnach die Ilchâne einer so gut wie vollkommenen Eigenherrschaft, so waren sie dafür auch von nun an auf ihre Kräfte allein angewiesen und traten, sobald nach ihrer ersten Niederlage der panische Schrecken vor dem mongolischen Namen allmählich verschwand, auf gleiche Stufe mit den anderen Staaten, welche an ihren Grenzen theils noch bestanden, theils sich ebenfalls um diese Zeit gebildet hatten. Die ersten Grundzüge dieses Staatensystems gehen auf die Zuweisung bestimmter Truppenabtheilungen und der von ihnen besetzten Landestheile an die Söhne Dschingis-Châns zurück. Von den Nachkommen derselben hatten Tschagatâïs Erben die Bezirke vom Altai südwärts, das Land der Uïguren, Kaschgar mit Jarkand und Chotan, Transoxanien und die Bezirke von Balch, Gasna und Sedschestân inne;

die Söhne Dschudschis saßen in Rußland und nördlich vom kaspischen Meer (Chanat des Kiptschak[1]) oder der „Goldenen Horde"). Blieben die Beziehungen dieser beiden zu den Ilchánen mit der zunehmenden Ablösung der einzelnen Theilstaaten von der Herrschaft des Groß-Cháns nicht immer friedlicher Natur, so war es um so schwieriger, mit voller Macht im Westen aufzutreten; und berücksichtigt man zudem, wie das neue Reich trotz seiner großen Ausdehnung doch in Folge der vorangegangenen Verheerungen fast aller seiner Provinzen wenigstens in finanzieller Beziehung keineswegs auf die Dauer leistungsfähig sich erweisen konnte, so begreift man, daß schließlich die an sich kaum so übermäßigen Kräfte der ägyptischen Mamluken doch genügt haben, der weiteren Ausbreitung der Ilchâne hindernd in den Weg zu treten. Und dieselben Verhältnisse sind es, welche bei aller Unterwürfigkeit der letzten Seldschukensultane von Ikonium es doch nicht dahin kommen ließen, daß die mongolischen Herrscher ganz Kleinasien fest im Griff hielten: vielmehr wuchsen sich hier sehr bald die am weitesten nach der byzantinischen Grenze vorgeschobenen Truppenführer und Häupter der verschiedenen turkmenischen und sonstigen Türkenstämme zu mehr als halb souveränen Fürsten aus, die jeden Einfluß der Ilchâne auf die westliche Hälfte der Halbinsel gänzlich abzulehnen wußten. Sehen wir aber unter diesen kleinasiatisch-türkischen Zaunkönigen schon vor Ende des 7. (13.) Jahrhunderts den Stamm der Osmanen hervortreten, so wissen wir bereits, daß, wie in Aegypten und Syrien, so auch in Kleinasien die Türken dauernd den Mongolen die Spitze bieten werden.

Wenig genug freilich sollte auch diese theilweise Abwehr der barbarischen Eindringlinge zum wahren Heile des Islâms dienen. Die jetzt und für alle Zeit die Führung in Aegypten, Syrien und Kleinasien übernahmen, waren eben Türken, das heißt sie spannen lediglich eine andere Nummer desselben Fadens, welchen die Mongolen zu liefern pflegten. Lange nicht so auf Massenmorde erpicht wie diese, unter gewöhnlichen Verhältnissen sogar den ruhigen Unterthanen gegenüber von ziemlich wohlwollender Haltung, ausgezeichnet an ihrem Platze, wo es die äußere Ordnung herzustellen oder aufrecht zu erhalten galt, haben sie doch auf die innere Gestaltung des Islâms in anderer Art einen fast ebenso unheilvollen Einfluß ausgeübt, wie ihre barbarischen Gegner. Wir kennen (oben S. 22) die Art des Türken: seine beschränkte Geistesart im Allgemeinen, die sich mit ziemlicher diplomatischer Gewandtheit im Einzelnen durchaus verträgt, hindert ihn eben so wohl, Einsicht in die Bedürfnisse eines umfangreichen Staatswesens zu gewinnen, wie sie ihn vermöge seiner blinden Anhänglichkeit an das überlieferte sunnitische Dogma jeder Aeußerung selbständigen Denkens feindlich entgegentreten läßt. Der Mongole reißt die Städte nieder und schlachtet die Einwohner ab, unter der Herrschaft des Türken verfallen jene und versiegen diesen allmählich die

1) Vgl. oben S. 131 Anm. 2. Die Geschichte der Goldenen Horde s. bei Schiemann, Rußland, Polen und Livland (Nr. 90—92 dieser Sammlung) S. 163 ff.

Quellen des Wohlstandes wie die lebendigen Wasser geistiger Regsamkeit. Während demgemäß der beinahe schon in diesem Augenblicke sich vorbereitende rasche Aufschwung des Türkenthums bei seinem ungeahnt mächtigen Uebergreifen nach Europa ein fast ausschließlich zerstörendes und culturfeindliches Element in das Staatensystem des Abendlandes einführt, leitet er auch in Asien und Nordafrika den Islâm lediglich zu einer neuen Reihe äußerer Erfolge, die an dem traurigen Ergebniß der Mongolenzeit nichts zu ändern vermögen. Daher die gänzliche Oede und Unfruchtbarkeit, welche als der Grundzug in der Geschichte der nächsten Jahrhunderte des Mohammedanismus erscheint. Aeußere Kriege und innere Empörungen lösen sich in den Reichen der Ilchâne wie der Mamluken und später der Osmanen ab, wie vordem unter Chalifen und Sultanen; wie indeß sich das Einzelne dabei auch gestalten möge, im Ganzen ändert sich weder die allgemeine Erscheinungsform des Islâms noch das Geschick der Unterthanen, die hie und da wohl vorübergehend durch besondere Verhältnisse es zu einiger Behaglichkeit des Daseins bringen, aber unter dem Drucke despotischer und rücksichtsloser Herrscher langsam in immer tiefere Unthätigkeit, ja Regungslosigkeit versinken. Aufgehalten wird der stetige Verfall nur eine Zeit lang durch eine segensreiche Wirkung, welche die Kreuzzüge immerhin, wenn auch nicht so umfassend wie für das Abendland, auch zu Gunsten des Orientes geübt haben. Ich meine die Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen den großen italiänischen Republiken und den Ländern des Ostens, für welche auch nach der Vertreibung der Franken aus Palästina und Syrien einerseits Cypern und das muslimische Alexandria, andererseits Konstantinopel die Mittelpunkte bildeten,[1]) und die bis auf den Beginn der neueren Geschichte dauern. Die verhältnißmäßig günstige äußere Lage Aegyptens unter einer so rohen und alle Augenblicke von gefährlichen Zuckungen heimgesuchten Staatsverwaltung, wie die Mamlukenherrschaft darstellt, und die kaum zu erwartende Länge des über zweihundertfünfzigjährigen Bestehens der letzteren selbst erscheinen nur unter diesem Gesichtspunkte erklärlich, und daß bei dem besonders von den Genuesern über das kaspische Meer nach Asow und anderen Plätzen des schwarzen Meeres betriebenen Handel Persien seine Rechnung fand, ist ebenfalls unzweifelhaft. Erst die auch zeitlich nahe zusammenfallenden großen Ereignisse der Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1498) und der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen (1453) schnitten diese Verbindungen ab und beschleunigten den wirthschaftlichen Verfall des Ostens wie

1) Für das Abendland sind diese Beziehungen eindringlich studirt in dem ausgezeichneten Werke von W. Heyd, Geschichte des Levantehandels, 2 Bde., Stuttgart 1879. Der ebenso gelehrte wie umsichtige Verfasser hat auch von orientalischen Quellen Alles herbeigezogen, was ihm irgend zugänglich war, doch bleibt der Einfluß, welchen dieser Verkehr auf die wirthschaftlichen Verhältnisse des Orientes geübt, noch genauer zu erforschen. Freilich wird auch dazu die Veröffentlichung weiterer arabischer und persischer Originaltexte nothwendig sein.

denjenigen Genuas und Venedigs. — Von geringerer Wichtigkeit, an sich freilich merkwürdig genug, ist eine Reihe von politischen Beziehungen zwischen Morgen- und Abendland, welche neben jenem Handelsverkehr, wenn auch ohne directe Verbindung, herläuft. Es ist bereits (S. 231) auf die Stellung hingewiesen, welche die Mongolen zu den verschiedenen Confessionen der ihnen unterworfenen Völker einnahmen. Den ersten Ilchänen, die noch Heiden waren und auf Islám und Christenthum mit derselben erhabenen Gleichgiltigkeit herabschauten, lag der Gedanke nahe, den ihnen längst unterworfenen König von Klein-Armenien (S. 228) nicht blos, sondern auch die mit ihm in Verbindung stehenden letzten Vorposten der Christenheit in Syrien gegen die mohammedanischen Türken Aegyptens auszuspielen. Freilich war die Macht der fränkischen Ritter seit dem Scheitern von Ludwigs des Heiligen Kreuzzuge (S. 167 f.) keineswegs mehr ehrfurchtgebietend; indeß hätten sie doch Húlagus und seiner Nachfolger Kriegspolitik gegen die Muslime nicht unerheblichen Vorschub leisten können, wäre es ihnen nicht sofort klar geworden, daß im Bunde mit solchen Barbaren gegen die Türken zu kämpfen in Wahrheit geheißen hätte, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie bald jede Gemeinschaft mit den Mongolen zurückwiesen,[1]) die freilich auch zu ihrer unbedingten Unterwerfung unter dieselben hätte führen müssen. Trotzdem ergab sich aus dem gemeinsamen Gegensatze der Heiden und Christen gegen den Islám ein fortgesetzter diplomatischer Verkehr zwischen den Päpsten und den Königen von Frankreich und England eines Theils, den Ilchänen andererseits. Freilich ist dabei — der Eifer für die Kreuzzüge war nun einmal im Abendlande verraucht — so wenig herausgekommen, wie seiner Zeit bei den Verhandlungen der Abbaßiden mit den Franken (I, 484 f.) oder bei späterer Gelegenheit der Venetianer mit den Ak-Kojunlu (unten S. 339): aber interessant sind diese Anfänge einer umfassenden Weltpolitik, die bis auf den heutigen Tag fortgesponnen erscheint in dem Bestreben Rußlands, die Perser unter seinem Einflusse zu halten, um sie gegebenen Falles als Bundesgenossen gegen die Türkei zu verwerthen.

Nach der Eroberung von Bagdad war Húlagu (reg. 656—663 = 1258—1265) vorläufig nach Hamadán zurück und von dort über Merága nach Tebríz gegangen, der Hauptstadt von Adherbeidschán, in welcher von nun an die Ilcháne ihre Residenz für einen großen Theil des Jahres aufschlugen. An das heiße Klima Persiens und des Irák nicht gewöhnt, hielten die Mongolen auch bei ihren Kriegszügen sich möglichst im Norden der Länder, welche sie heimzusuchen pflegten; darin kaum weniger, als in der zeitgemäßen Unterwürfigkeit der betreffenden Fürsten liegt der Grund dafür, daß minder als Choraßán, Medien und die Gebiete des Kaukasus das südliche Persien von den Barbaren überfluthet wurde.

---

1) Vgl. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Nr. 21 dieser Sammlung) S. 383.

Wie heute noch in der warmen Jahreszeit der Schâh das schwüle Teherân verläßt und in dem schattigen Gebirge den Sommeraufenthalt nimmt, so wechselten auch die Ilchâne je nach der Jahreszeit ihre Wohnsitze: den Sommer hindurch in Tebrîs oder Merâga, später auch in Sultanîja, der von Hûlagus Enkel Argûn 689 (1290) aus einem zwischen Kaswîn und Sendschân gelegenen Flecken ausgebauten Lieblingsresidenz der späteren Mongolenfürsten, den Winter in dem wärmeren Bagdad sich aufhaltend bewahrten sie auch darin noch die nomadischen Gewohnheiten ihres Stammes. Während seine Feldherrn die Unterwerfung der Nachbarbezirke von Bagdad vollendeten und nach Georgien zu die Macht des neuen Eroberers befestigten, richtete Hûlagu sich in seiner Residenz ein und nahm, zum Theil schon auf dem Wege, die Huldigungen einiger muslimischer Fürsten entgegen, die auf jeden Widerstand verzichtet hatten. Der Sohn des Atabegen Abu Bekr von Fars erschien hier abermals, desgleichen die beiden Seldschuken Îs ed-dîn und Rukn ed-dîn, welche je nach Belieben der Mongolen abwechselnd oder gleichzeitig in Rûm als Sultane figurirten (oben S. 228 f.), und der neunzigjährige Herr von Moßul, Bedr ed-dîn Lulu. Die großartigste Fertigkeit im Speichellecken zeigte Îs ed-dîn: da er wußte, daß Hûlagu nicht gut auf ihn zu sprechen war, so verehrte er ihm ein Paar kostbare Pantoffeln, deren Sohlen sein Porträt eingestickt war, so, daß der Blick des Beschenkten auf das Bild fallen mußte, mit den Worten: „Es ist die Hoffnung des Sklaven, daß der Padischah[1]) mit dem segenspendenden Fuße den Sklaven erhöhen[2]) wolle."

Mehr konnte selbst ein Mongole nicht verlangen, und keineswegs umsonst hatte der grimmige Hûlagu seit einiger Zeit den Umgang gebildeter Perser genossen, welche ihm die Feinheit solcher Pointen beizubringen alles Geschick besaßen. Uebrigens muß ihm nachgesagt werden, daß auch in anderen Beziehungen dieser Umgang nicht ganz verloren war. Obwohl er wie seine ersten Nachfolger und die Mehrzahl ihrer Landsleute noch Heiden blieben, so ließen sie doch von der persischen Cultur sich hie und da anstecken. Vor Allem imponirte ihnen die bei den Persern längst in Ehren stehende Kunst der Astrologie, auf die übrigens schon Dschingis-Chân Werth gelegt hatte. Wie noch heute in Persien keine Haupt- und Staats-Action in Scene geht, ohne daß die Hofastrologen Tag und Stunde gewählt haben, welche dafür Glück verheißen, so hielten es bereits die Ilchâne. Es war das wohl die gewichtigste Empfehlung für den gelehrten Nasîr ed-dîn (oben S. 233), daß er ein berühmter Astrologe war, und das erste große öffentliche Gebäude, das nächst seinen eigenen Palästen Hûlagu errichten ließ, war eine Sternwarte zu Merâga, deren Leitung Jenem übertragen wurde, übrigens nicht

1) Pâdischâh ist ein persisches Wort; es bedeutet ursprünglich „der schützende (oder mächtige) König"; die Türken haben, wie eine unzählige Menge anderer arabischer und persischer Worte, auch dieses entlehnt und gebrauchen es heute noch als Nebentitel des Sultans. 2) D. h. durch den Fußtritt, welchen er beim Tragen der Pantoffel dem Sklaven bildlich versetzt, diesen adeln möge.

ohne daß er sie auch für die ernsthaftere Schwesterwissenschaft, die Astronomie, in achtbarer Weise fruchtbar machte Bauen ist überhaupt diejenige friedliche Thätigkeit, für welche Mongolen und Türken immer noch das meiste Verständniß gehabt haben: die Grabmoschee eines Urenkels Húlagus, des Gasan, zu Sultanija giebt davon ebenso Zeugniß, wie die ähnlichen Denkmäler der Mamluken (unten S. 335), die großen Bauten Timurs und seiner Nachkommen und die herrlichen Schöpfungen der Türkensultane und Mongolenkaiser Indiens. Im Uebrigen aber war Húlagu ein ebenso schlimmer Barbar wie sein Großvater Dschingis-Chán; wenn man die Berichte der muslimischen Geschichtschreiber über die Verwüstungen liest, welche seine Horden in Bagdad angerichtet hatten und eben im Begriff waren, in Mesopotamien und Syrien zu wiederholen, und sich die schauerlichen Grausamkeiten erzählen läßt, welche ihm selbst zur Last gelegt werden, so findet man noch keinen Unterschied gegen früher; erst die nächste Generation der Mongolen erscheint auf den auch bei den Türken üblichen Ton einfacher Roheit herabgestimmt. Húlagu zögerte nicht lange, die siegreichen Truppen zu weiteren Eroberungen vorwärts dringen zu lassen. Nachdem in den Nordprovinzen Alles nach Wunsch geordnet war, brach er 658 (1260) über Mesopotamien nach Syrien auf. In ersterer Provinz ließ er ein besonderes Heer zurück, welches in diesen und den beiden nächsten Jahren die kleinen Fürstenthümer des Landes unterwarf. Den Eijubiden, in deren Händen sich die meisten derselben jetzt befanden, muß man lassen, daß sie nach Kräften sich zu wehren versuchten; um so schrecklicher wurden die mit Gewalt eroberten Festungen nach mongolischer Weise zerstört und die Einwohner hingemordet. Dasselbe Schicksal hatte Moßul, welches nach Bedr ed-dins Tode (657 = 1259) unter dessen Sohne Melik Sálich nach einigen Zwischenfällen sich empörte: 660 (1262) ward es erstürmt und auf das Entsetzlichste gemißhandelt. Es trat nun unter die unmittelbare Herrschaft der Eroberer; dagegen retteten die Ortokiden von Maredin durch bereitwillige Ergebung sich und ihr kleines Gebiet, dessen Verwaltung sie weiter führen durften. Inzwischen war Húlagu mit dem Hauptheere über den Euphrat nach Haleb vorgedrungen. Die Stadt, in deren Burg der Eijubide Melik Mo'azzam commandirte, hielt sich wacker, doch ward sie binnen Kurzem eingenommen und verwüstet; dann ging es weiter nach Süden hinab, wo die erschreckten eijubidischen Theilfürsten kaum noch an Widerstand dachten. Aber schon bald nach dem Falle von Haleb hemmte den Siegeslauf des Eroberers eine unerwartete Kunde: der Groß-Chán Mangu war gestorben (657 = 1259), und Húlagu, der als Bruder desselben Anspruch auf die höchste Würde im Mongolenreiche erheben zu können meinte, hielt es für nothwendig, sich in Person nach dem Osten zu begeben. So zog er mit einem Theile des Heeres ab, die Verfolgung der errungenen Vortheile seinem Feldherrn Kétboga überlassend. Freilich erreichte ihn bereits in Tebris die Nachricht, daß sein Bruder Kubilai zum Groß-Chán erkoren sei (oben S. 237), und nach der von Dschingis-Chán bestätigten Ver-

fassung, welche innerhalb des Herrschergeschlechtes den Stammhäuptern die Wahl ließ, konnte er nicht daran denken, Jenem den Thron streitig zu machen. So bereitete er denn seine Rückkehr nach Syrien vor, wo gleich zu erwähnende Ereignisse sein Eingreifen dringend erforderten, als der Ausbruch eines bösartigen Streites zwischen ihm und seinem Vetter Berekâï, Dschúdschis Sohn, dem Cháne des Kiptschak, ihn nöthigte, seine Waffen nach dem Norden zu wenden. Zwar waren Familienkriege durch Dschingis-Cháns Hausgesetz streng verpönt; aber die Gewalt der Umstände erwies sich auch hier mächtiger als der Wille eines längst Verstorbenen. Es war die schmale Grenze, welche der an das kaspische Meer tretende Kaukasus bei Derbend läßt, und über welche das Gebiet von Schirwán (S. 131) nach beiden Seiten hinausgreift, die zwischen den Vettern den Krieg entzündete. Sie waren ohnehin einander nicht wohlgesinnt: Berekâï, schon damals zum Islám übergetreten, mißbilligte Húlagus grausames Verfahren gegen die muslimischen Bewohner des Westens, allerhand Persönlichkeiten verschlimmerten das Verhältniß, und über den Besitz von Schirwán und Arrán kam es schließlich zu offnem Kampfe. Er ward mit wechselndem Erfolge in den Jahren 660 und 661 (1262/3) geführt, dann legte Kubilais Parteinahme für Húlagu den Kiptschaken Zurückhaltung auf: bis dahin aber war für die Ausbreitung der mongolischen Herrschaft über Syrien und Aegypten längst Alles verloren.

Zuerst freilich gingen auch nach Húlagus Entfernung bei dem syrischen Heere unter Kétboga die Sachen ganz nach Wunsch. Obwohl die Assassinen sich, ein paar Einzelfälle ausgenommen, weigerten, ihre Burgen den Mongolen zu übergeben, so wagte doch im übrigen Syrien kaum noch Jemand an Vertheidigung zu denken. Die meisten der kleinen eijubidischen Fürsten flohen oder ergaben sich ohne Weiteres; die Letzteres vorzogen, wurden zum Lohn dafür als Lehnsmänner Húlagus in ihren Besitzungen bestätigt. Ein Versuch Melik Náßirs von Damaskus (S. 227) zur Bildung eines Heeres ward durch die Unzuverlässigkeit seiner Emíre vereitelt, er selbst, hilflos im Lande umherirrend, bald nachher aufgegriffen und mit einer Anzahl seiner Verwandten zu Húlagu nach Tebrís gesandt. Die Kreuzfahrer in Antiochia und ihren anderen Küstenstädten bis Akkon hinab hielten sich schließlich doch wenigstens neutral; aber jetzt kam, bald nachdem ohne Schwertstreich Damaskus besetzt war, aus Aegypten die Nachricht, der Bachrite Kotuf (s. S. 168) sei mit einem achtbaren Heere seiner mamlukischen Genossen, unter ihnen der gefürchtete Beibars (S. 167 f.), auf dem Wege nach Palästina, um das Vorrücken der Tataren aufzuhalten. Auch er war durch vorausgeschickte mongolische Gesandte zur Unterwerfung aufgefordet worden, aber statt der Antwort hatte er die Boten in Káiro hinrichten lassen: es mußte zu einem Kampfe auf Tod und Leben kommen. Bei Ein Dschalút[1]) fiel am Freitag,

1) „Goliathsquelle", westlich vom Jordan in der Nähe von Nábulus (Neapolis, Sichem).

25. Ramadán 658 (3. September 1260) die Entscheidung über das ganze spätere Geschick des Islâms zu Gunsten der Türken. Nachdem anfangs die Mongolen im Vortheil geschienen, wandte sich gegen Ende der Schlacht das Glück; Kétboga erlitt eine vollständige Niederlage, er selbst ward gefangen und auf Kotuſ' Befehl getödtet. Das mongolische Heer war aufgelöst, seine Reste flüchteten über den Euphrat zurück, ganz Syrien fiel den siegreichen Mamluken zur Beute. Hûlagu ließ, als ihm die Kunde wurde, seine Wuth an den gefangenen Eijubiden aus: eigenhändig erschoß er mit Pfeilen den unglücklichen Nâßir, und die übrigen Mitglieder des Geschlechtes Saladdins, welche in Tebrîs gefangen saßen, verfielen ebenfalls dem Tode. Umgekehrt zahlten in Syrien diejenigen die Zeche, welche es mit den Mongolen gehalten, insbesondere die Christen in Damaskus, die sich während der mongolischen Besetzung der Stadt grobe Ungehörigkeiten gegen die Muslime hatten zu Schulden kommen lassen. Die eijubidischen Herren von Himß und Hamât setzte Kotuſ als seine Vasallen wieder ein, den anderen syrischen Bezirken gab er neue Statthalter aus der Zahl der Mamluken und sonstiger angesehener Leute — leider machte er dabei den Fehler, seinen alten Genossen Beibars zu übergehen, dessen Tapferkeit in der Schlacht nächst der Haltung Kotuſ' selbst von größtem Verdienste gewesen. Beibars war nicht der Mann, sich schlecht behandeln zu lassen. Während der sieggekrönte Sultan auf dem Rückmarsche nach Kâiro sich befand, dessen gute Bürger ihrer Seligkeit über die Befreiung von dem mongolischen Alp in umfassenden Vorbereitungen zu seinem feierlichen Empfange Luft machten, fielen unterwegs, dicht vor Kâiro, Verschworene über ihn her, an ihrer Spitze der beleidigte Heerführer, der ein paar ebenfalls unzufriedene Emire angestiftet hatte und mit eigner Betheiligung nun schon den zweiten Sultan Aegyptens ermorden ließ (vgl. S. 168). Zweifellos war Beibars unter den brutalen und tapferen mamlukischen Emiren der tapferste und der brutalste: so ward er von Offizieren und Truppen sofort als der rechte Ersatzmann für die Lücke, die er selbst geschaffen, anerkannt und durfte wenige Tage später in der Hauptstadt Aegyptens seinen Einzug halten, wobei die guten Kairiner sich es nicht nehmen ließen, ihm alle Festlichkeiten zu widmen, die für Kotuſ bestimmt gewesen waren.

Mit Beibars (658—676 = 1260—1277) beginnt die Reihe der sogenannten bachritischen (S. 167) Mamlukensultane von Aegypten, die beinahe 150 Jahre die Regierung dieses Landes und ganz Syriens[1]) geführt haben. Es ist keine erfreuliche Gesellschaft, in der wir uns unter diesen zu Herren gewordenen Sklaven bewegen. Indeß, wenn man eine Weile hauptsächlich mit Mongolen zu thun gehabt hat, wird man anspruchslos; so

1) Es ist ein ziemlich unverantwortlicher lapsus calami, der eben nur durch seine Ungeheuerlichkeit vielleicht entschuldbar wird, daß ich I, 628 gesagt habe, seit den Fatimiden habe Damaskus bis auf unsere Tage keinen ägyptischen Statthalter wieder gesehen. Im Gegentheil ist es wie ganz Syrien von 658 (1260) bis zur osmanischen Eroberung (922 = 1516) so gut wie ausschließlich unter ägyptischer Herrschaft gewesen.

will ich gern anerkennen, daß sich diese im Anfang ebenso tückische und rücksichtslose, wie später kümmerliche und heruntergekommene Dynastie doch in einigen ihrer Vertreter bei Weitem nicht so unbrauchbar erwiesen hat, wie uns fast sämmtliche Ilchâne Persiens demnächst sich darstellen werden. Beibars selbst war ein zweifelloser Schurke, aber in keineswegs kleinlichem Maßstabe. Von sämmtlichen Schlechtigkeiten, die man von einem Manne seiner Art, einem rohen und gewaltthätigen, dabei treulosen und hinterlistigen Kriegsknechte, erwarten kann, wird es kaum eine geben, die er nicht begangen hat — obwohl er selbstverständlich für sein ewiges Seelenheil und die Kurzsichtigkeit des lieben Publicums ein frommer Sunnite von zweifellos correcter Orthodoxie gewesen ist — aber Herrschertalent besaß er, und zwar nicht wenig, und da er von den oftmals hinderlichen Einsprüchen eines Gewissens durchaus verschont blieb, so rechtfertigten seine Erfolge durchaus den stolzen Titel El-Melik ez-Záhir „der siegende König", welchen er als Sultan angenommen hatte. Die in Syrien gemachten Eroberungen fest an seine Herrschaft zu ketten war seine erste Sorge. Wo irgend ein Statthalter oder eijubidischer Fürst saß, welchem der Sultan nicht recht traute — und es gehörte keineswegs viel dazu, sein Mißtrauen zu erregen — ward er gewaltsam beseitigt oder in irgend eine Falle gelockt. Des letzten Ortes, der noch zu einigermaßen unbeschränkter Verfügung eines Eijubiden, des Melik Mogith, stand, des festen Karak (S. 149. 161), bemächtigte sich Beibars, nachdem er durch die feierlichsten Eide den unglücklichen Fürsten verleitet hatte, sich in seine Hand zu liefern (661 = 1263); nach beliebter türkischer Methode (I, 524) ließ er ihn verhungern, aus seiner Burg aber machte er ein Staatsgefängniß für mißliebige oder gefährliche Persönlichkeiten, das während der ganzen Mamlukenzeit selten leer gewesen ist. Den ersten Abbaßidenchalifen, welchen er zu seiner und seiner Nachfolger Legitimisirung unter dem Namen Mustanßir in Kairo eingesetzt hatte (I, 640), schickte er, weil der Mann seine Rolle zu ernst nahm, mit geringer Mannschaft dem Hûlagu in die Klauen, unter dem Vorwande, daß er ihm zur Wiedereroberung Bagdads verhelfen wolle: natürlich ließ er ihn schließlich im Stich, und die Mongolen thaten ihm wirklich den Gefallen, ihn von dem unbequemen Menschen zu befreien (659 = 1261), der sofort einen gefügigeren Nachfolger erhielt. Die auf mongolischem Boden noch lebenden früheren syrischen und mesopotamischen Fürsten und Emire wußte er Einen um den Andern durch gefälschte Briefe und ähnliche Kunstgriffe bei den Ilchânen anzuschwärzen, daß sie deren Argwohne zum Opfer fielen und bald Niemand übrig war, dessen persönliche Beziehungen zu Syrien den Mamluken unter Umständen bedenklich erscheinen konnten. Kurz, sobald irgend Jemand durch Stellung, persönlichen Einfluß oder Reichthum selbständige Geltung zu gewinnen schien, ward er durch jedes Mittel beseitigt; Niemand sollte auch nur zu der Möglichkeit gelangen, dem Sultan gefährlich zu werden. Beim Volke dagegen wußte der Schlaue sich beliebt zu machen, und seine Mamluken gingen für ihn durchs Feuer: Ersteres

wurde durch allerhand gemeinnützige Anlagen und öffentliche Bauten unterhalten, und Letztere durch Krieg und Beute eng an die Person des „siegenden Königs" gefesselt. Alles in Allem ein bösartiger Mensch und ausgezeichneter Regent, wie das bei den unvollkommenen Staatseinrichtungen des Orientes so häufig zusammenfällt. Die Hauptsache war, daß unter ihm wieder zum ersten Male seit hundert Jahren die bis dahin ununterbrochenen kleinen Kriege und raschen Thronwechsel in Syrien und Aegypten aufhörten und endlich Ordnung im Lande wurde; auch die für das Gedeihen desselben so wichtige vermittelnde Stellung für den Handel zwischen Indien, Arabien und den europäischen Staaten hat er wenigstens vorbereitet. Was aber den gefürchteten Sultan bis auf den heutigen Tag als eine der Heldengestalten des Islâms im Munde der Leute wie in der erzählenden Volkslitteratur fortleben läßt, bleiben immer seine Kriege, nicht allein mit den Mongolen, gegen die er später noch Syrien schützen und in Kleinasien kämpfen mußte, sondern mehr noch mit den Kreuzfahrern und den Christen Kleinarmeniens. Beide mußten ihre und ihrer damascenischen Glaubensgenossen (S. 244) Hinneigung zu den Mongolen bitter büßen: es ist bekannt,[1]) wie Beibars außer Antiochia (666 = 1268) nach einander auch die meisten der übrigen von den Kreuzrittern noch gehaltenen Städte und Burgen erobert hat, bis neben ein paar Schlössern eigentlich nur noch Tripolis und Akkon in fränkischen Händen verblieben. Vergeblich wurden zur Herstellung eines christlich-mongolischen Bundes gegen den schlimmen Sultan die schönsten Correspondenzen zwischen Ilchânen, Päpsten und sonstigen abendländischen Fürsten gepflogen, zu einem kräftigen Zusammenwirken kam es nicht, und zudem wußte Beibars von vornherein jeder Gefahr von dieser Seite die Spitze abzubrechen, indem er sich in ein freundliches Verhältniß mit Berekâï von Kiptschak einließ, welcher als Muslim und Feind der Hulaguiden dem ägyptischen Herrscher bereitwillig entgegenkam. So mußten die persischen Mongolen schließlich zufrieden sein, wenn der eigne Besitz ihnen unangefochten blieb, und das Schicksal der letzten Reste des Königreiches Jerusalem wie der Grafschaft Tripolis war schon jetzt besiegelt, wenngleich bis zu seiner Erfüllung noch ein paar Jahrzehnte vergehen sollten. Inzwischen hatten ihren Meister an dem Mamluken endlich auch die Assassinen gefunden. Schon 664 (1265) schrieb Beibars ihnen bei irgend einer Veranlassung einen groben Brief, welchen sie, durch die Vernichtung ihrer Genossen in Persien (S. 230) und die folgenden Einfälle der Mongolen in Syrien (S. 242 f.) verschüchtert, mit einer Unterwürfigkeitserklärung beantworteten. Sie hatten eben nicht mehr jenes unerschütterliche Vertrauen auf sich und ihre Oberen, welches ihnen früher die zur Terrorisirung sämmtlicher muslimischen und christlichen Staaten nothwendige Selbstgewißheit verliehen hatte. Erst bequemten sie sich, dem Beibars Tribut zu

1) S. das Nähere bei Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Nr. 21 dieser Sammlung), S. 384 ff., 396 ff.

senden, und dann ging es mit ihnen, wie mit Goethes Fischer: halb zog er sie, halb sanken sie hin, und im Jahre 671 (1273) capitulirten ihre letzten Burgen vor dem allzu mächtigen Sultan. Leider aber ging es nicht in der Weise des Gedichtes weiter: sie fuhren auch ferner fort, gesehen zu werden. Sobald ihr neuer Herr oder einer seiner späteren Nachfolger sich irgend eines unbequemen Feindes entledigen wollte, ließ er entsprechenden Befehl an die Ismaeliten, die als seine getreuen Unterthanen in ihren Schlupfwinkeln weiterhausten, ergehen und konnte sicher darauf rechnen, daß sich umgehend ein Fedáwi (S. 102) auf den Weg machen würde. So endeten die Assassinen als eine Art Mittelwesen zwischen Henkern, Mördern und Geheimpolizisten im Dienste eben der orthodox-sunnitischen Türken, deren Herrschaft sie nach dem Plane ihres Stifters Haßan Ibn Sabbách hatten vernichten sollen. Eine fast ebenso hübsche Ironie, als daß heutzutage die letzten Ableger der Secte in Indien und Syrien (oben S. 104) sich in bürgerlichen Berufen als ganz redliche Geschäftsleute und ehrsame Gewerbtreibende nähren.

Ist es auf solche Weise dem bedeutenden Herrscher, der neben dem großen Krieger in Beibars steckte, wirklich gelungen, Syrien und Aegypten zu einem Staatswesen zusammenzuschweißen, das nicht lediglich wegen des gemeinsamen Gegensatzes beider Provinzen gegen die Mongolen und Christen in Mesopotamien und Kleinasien 250 Jahre bei einander geblieben ist, so hat er doch Eins nicht erreichen können: die große Macht, die er geschaffen, in seiner Familie erblich zu erhalten. Denn ihrem eigentlichen Wesen nach war diese Macht eine so durchaus persönliche, wie etwa die der ersten Seldschukensultane, deren Nachkommen ja auch die Anerkennung des jeweiligen Abbaßidenchalifen nie etwas genützt hatte, sobald sie nicht in sich selbst die Kraft besaßen, Heer und Reich in ihrem Zwange zu erhalten. So ist es keineswegs ein Wunder, daß von den 22 Sultanen der Bachriten nur 4 den Thron bis an ihr natürliches Lebensende innehatten, und auch der eine von diesen erst, nachdem er vorher zweimal der Herrschaft entsetzt war; 7, also beinahe ein Drittheil der Gesammtzahl, wurden ermordet, die übrigen 11 einfach abgesetzt, meist nach kurzer Regierungszeit, sobald sie anfingen, sich der Vormundschaft ihrer Emire entziehen zu wollen. Gleich des Beibars Sohn Melik Sa'íd (676—678 = 1277—1279) hatte dieses Schicksal: er war ein ebenso widerwärtiger Mensch wie sein großer Vater, dazu aber auch durchaus unfähig mit seinen Unterthanen fertig zu werden. So zwang ihn Kilawún,[1]) der hervorragendste von Beibars' Mamluken, zu Gunsten eines unmündigen Bruders zurückzutreten, und beseitigte auch diesen bald. Die späteren Sultane sind, mit Ausnahme kleiner Interregna von 694—698 und 708—709 (1294—1299. 1309—1310), dem Geschlechte Kilawúns entstammt, haben aber zum größten Theile nur den eigentlich regierenden Emiren als Strohmänner gedient. Eher könnte es ein Wunder scheinen, daß

1) Heutzutage Kala'ún gesprochen.

unter solchen Verhältnissen das Mamlukenreich nicht ebenso schnell wie der Staat der Seldschuken in die Brüche ging. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen den beiden. Die Seldschuken waren Personen, das Mamlukenthum ist eine Institution. Jener Heere entsprachen schließlich immer, wie einst die arabischen, einer Zusammenfassung von Stämmen verschiedener Abkunft, zwischen denen es kein Band von einiger Festigkeit gab und die auseinanderfallen mußten, sobald es an einem überlegenen Herrscher fehlte, der sie alle im Zaume hielt. Anders die Mamluken. Aus weiter Ferne gekommen, der Mehrzahl nach als Gefangene fortgeschleppt und noch in den Jahren der frühen Jugend, ja des Knabenalters nach Aegypten verkauft, kannten diese Leute so wenig, wie später die osmanischen Janitscharen,[1]) eine andere Heimath als das Lager und die Kaserne. Sofort von ihrem Eintritte in die Reihen der Truppe einer scharfen Disciplin und regelmäßigen militärischen Schulung unterworfen, dabei jeder, wie in Napoleons Heere, mit „dem Marschallsstab im Tornister", waren sie bald von dem Corpsgeiste, der in der eigenthümlichen Gemeinschaft herrschte, vollkommen durchdrungen und in einen festen Zusammenhang geschlossen, den alle Palastrevolutionen und gegenseitigen Intriguen der hohen Offiziere und Beamten nicht zu lösen vermochten. Mit der zunehmenden Schwäche der Sultane spielt schließlich das Mamlukenthum selbst Regierung: wie die Janitscharen in Constantinopel ihren Etmeidán, so hatten auch die ägyptischen Prätorianer in Káiro ihren bestimmten Platz an der Kubbet en-Naßr („Siegeskapelle"), wo sie Revolution zu machen pflegten. Natürlich unterliegt eine derartige Ersetzung der staatlichen Organisation durch einen seinem Wesen nach zu Ausschreitungen und Bedrückungen gegen die bürgerliche Einwohnerschaft geneigten und einer irgend weiter ausschauenden inneren und äußeren Politik unfähigen Militarismus selbst im Oriente schweren Bedenken. Das Volk mußte sich den unvermeidlichen Druck schon gefallen lassen, konnte es auch, so lange die Handelsbeziehungen zu Morgen- und Abendland den natürlichen Reichthum des Landes erhöhten; aber sehr viel über das bloße materielle Vegetiren hinaus ist weder Aegypten noch Syrien unter dieser Herrschaft mehr gekommen, so viele der Sultane auch als Beschützer der Kunst und Wissenschaft gepriesen werden und so dicke Bücher gelehrte Theologen, Juristen und Historiker auch während dieser Zeit in beiden Ländern geschrieben haben. Es hat kein Interesse, die immer sich wiederholenden Geschichten von einander bekämpfenden oder mit einander sich verschwörenden Emiren, von Ein- und Absetzung von Sultanen, meist zwischen 4 und 14 Jahren, vom Aufsteigen eines und dem Sturze des anderen Mamluken näher zu verfolgen; die Namen und Regierungszeiten der einzelnen Sultane seit Kilawún in eine Anmerkung verweisend[2])

1) S. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches (Nr. 79 dieser Sammlung) S. 472. 2) Es sind nach 1. Kotuz, 2. Beibars, 3. Sa'íd folgende, bei deren Aufzählung ich die nicht aus Kilawúns Geschlecht stammenden Usurpatoren mit einem * bezeichne, und die verschiedenen Regierungsperioden eines und desselben

hebe ich nur ein paar bedeutende Persönlichkeiten hervor, die selbständig in die Entwicklung des Mamlukenthums eingegriffen haben und eine eigene Geltung beanspruchen können. Vor Allen Kilawún selbst (678—689 = 1279—1290). Ist Beibars der thatkräftige und geniale Begründer des Reiches, so gebührt dem Verdränger seiner Söhne der Ruhm, die Politik seines Vorgängers einerseits fortgeführt, anderntheils in festere Bahnen gelenkt zu haben. Ihm ist es zu danken gewesen, wenn die ganze Haltung des Mamlukenstaates jene Beständigkeit gewann, die vorhin unser Erstaunen erregte. Er nahm des Eijubiden Nedschmeddín Sálich (S. 167) organisatorische Thätigkeit von Neuem auf, indem er eine weitere Mamlukentruppe schuf, die ihr Hauptquartier in den thurmartigen Kasernen der Citadelle von Káiro erhielt und daher als Burdschiten („Thürmer") bezeichnet zu werden pflegt. Sie bestand zum großen Theile aus Tscherkessen, welche seit den Kriegen der Kaukasusvölker mit den Chwarismiern und Mongolen vielfach als Sklaven auf muslimisches Gebiet übergeführt wurden, und nach denen man diese Abtheilungen auch wohl die circassischen[1]) Mamluken nennt: ihren Reihen sollten die Emire entstammen, welche hundert Jahre nach Kilawún seinen Abkommen die Herrschaft entrissen. Gegen die Kreuzfahrer und Mongolen setzte der Sultan, nachdem er nicht ohne harte Kämpfe seine Autorität auch in Syrien überall gefestigt, im Wesentlichen seines Vorgängers Politik fort: die Ilchâne hielt er durch seine Verbindungen mit dem Kiptschak in Schach, wobei ihm innere Zwistigkeiten in Persien zu Hilfe kamen, und benutzte die ihm hiedurch gewährte Freiheit der Bewegung, die Kreuzritter durch Gewalt und Hinterlist immer weiter zurückzudrängen, so daß gegen Ende seiner Regierung sie auf das einzige Akkon beschränkt waren;[2]) auch dessen Eroberung

---

abwechselnd vertriebenen und wiedereingesetzten Sultans mit a. b. u. s. w. bezeichne: 4. Kilawún 678—689 (1279—1290); dessen Söhne 5. Aschraf I. Chalíl 689—693 (1290—1293) und 6a. Mohammed I. Náßir I. 693—694 (1293—1294); *7. Ádil Kétboga 694—696 (1294—1296); *8. Manßúr I. Ladschín 696—698 (1296—1299); 6b. Mohammed I. Náßir I. 698—708 (1299—1309); *9. Muzaffar I. Beibars II. 708—709 (1309—1310); 6c. Mohammed I. Náßir I. 709—741 (1310—1341); dessen sieben Söhne (so gut wie alle in unmündigem Alter) 10. Manßúr II. Abu Bekr 741—742 (1341); 11. Aschraf II. (Kütschük) 742 (1341—1342); 12. Náßir II. Achmed 742—743 (1342); 13. Sálich I. Ismaʿíl 743—746 (1342—1345); 14. Kámil Schaʿabán I. 746—747 (1345—1346); 15. Muzaffar II. Hádschi I. („der Mekkapilger", 747—748 = 1346—1347); 16a. Náßir III. Haßan 748—752 (1347—1351); 17. Sálich II. Sálich 752—755 (1351—1354); 16b. Náßir III. Haßan 755—762 (1354—1361); 18. des Hádschi Sohn Manßúr III. Mohammed II. 762—764 (1361—1363); 19. ein Enkel des Mohammed Náßir I. Namens Aschraf III. Schaʿabán II. Ibn Hußein 764—778 (1363—1377); und dessen beide Söhne 20. Manßúr IV. Alí 778—783 (1377—1381) und 21a. Sálich III. Hádschi II. 783—784 (1381—1382); *22a. Barkúk der Burdschite (s. im Text S. 297) 784—791 (1382—1389); 21b. Sálich III. Hádschi II. 791—792 (1389—1390); *22b. Barkúk seit 792 (1390), mit welchem die Dynastie der burdschitischen Mamluken beginnt.

1) Circassier ist nichts als eine abendländische Umbildung von Tscherkeß. 2) S. das Nähere bei Kugler, Gesch. der Kreuzzüge (Nr. 21 dieser Sammlung) S. 401 ff. 405 ff.

noch durchzuführen hat nur der Tod ihn gehindert. Von höchster Wichtigkeit aber für Aegypten war es, daß er durch Abschluß von Verträgen mit Genua, Sicilien und Castilien, sowie Anknüpfung directer Verbindungen mit Vorderindien die bisher von den fränkischen Städten Syriens besorgte Vermittlung des Handels zwischen diesem Theile der Levante und dem Abendland auf Kâiro und Alexandrien übertrug und dadurch vor Allem seinem Reiche eine für 200 Jahre fast unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes eröffnete (vgl. S. 239).

Zur Sicherung des Seeweges nach Indien diente es, daß wiederholte Kriegszüge nach dem Süden die schon von Beibars angestrebte Vermehrung des ägyptischen Einflusses in Nubien förderten, und gleichzeitig Jemen, welches seit dem Verfalle der eijubidischen Herrschaft daselbst (vgl. S. 153; etwa 625 = 1228) unter dem türkischen Emiratsgeschlechte der Raßuliten selbständig war, durch friedliches Entgegenkommen für ein freundschaftliches Verhältniß zu dem mächtigeren Mamlukenstaate gewonnen ward. Auch die Scherife von Mekka (S. 90) ordneten sich wenigstens zeitweise den ägyptischen Sultanen unter, wenngleich sie die Vortheile ihrer Stellung mitten zwischen den Mongolen in Bagdad, den Fürsten von Jemen und den Herrschern Aegyptens zur Wahrung einer gewissen Selbständigkeit häufig auszunutzen vermochten. Ueberall erscheint Kilawún als ein nicht blos kräftig dreinfahrender, sondern auch überlegter und verständiger Herrscher, auch in seinem persönlichen Auftreten um einige Grade milder als der gefürchtete Beibars, wenngleich ihm, wie jedem Türkensultan, neben seinen Interessen jene Blüthe zartester Gemüther, die Rücksicht auf Andere, niemals in Frage kam. — Ein dritter, und zwar der bei Weitem unangenehmste Typus eines orientalischen Herrschers, ist in Kilawúns Sohne und zweitem Nachfolger Mohammed Náßir vertreten, der mit wiederholten Unterbrechungen von 693 bis 741 (1293—1341) regiert hat. Zuerst freilich nur dem Namen nach: im Alter von 9 Jahren auf den Thron gesetzt, schon 694 (1294) von dem Emír Kétboga, welcher den Kilawún zu spielen gedachte, entfernt, 698 (1299) nach dieses und seines Nachfolgers Ladschin Sturz wieder hervorgeholt, blieb er bis 708 (1309) ein Spielball in den Händen der Emire. Da aber bekam der inzwischen Vierundzwanzigjährige die Geschichte satt; unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt nach Mekka verließ er Kâiro, warf sich an der Spitze einer Anzahl von persönlichen Anhängern nach der Veste Karak (S. 245) und hetzte nun von dort aus mit solchem Erfolge die Emire auf einander, daß er mit Hilfe der Syrer und zum Theil auch der Aegypter schon 709 (1310) den nach seiner Flucht in Kâiro als Sultan aufgetretenen Rukn-eddin Beibars II. zur Ergebung zwingen und als Selbstherrscher in die Hauptstadt einziehen konnte. Er festigte seine Stellung rasch nach den Recepten des Beibars, durch tückische oder gewaltsame Beseitigung sowohl derer, welche ihm widerstanden hatten, wie derer, welchen er seinen Erfolg verdankte: was ihn aber den Zeitgenossen wie uns ungleich widerwärtiger gemacht hat, als Jenen, er zeigte sich dabei wie in der Folgezeit nicht als einen ehrgeizigen

Krieger, dem einfach jedes Mittel recht ist, sondern als einen feigen Tyrannen, der es nicht wagt die eigne Haut zu Markte zu tragen und deswegen mit Vorliebe die krummen Schleichwege treuloser Hinterlist und raffinirter Ueberschlauheit zu gehen pflegt. Es ist mit Recht betont worden,[1]) daß nach Außen hin trotz einer unermüdlichen diplomatischen Thätigkeit, welche fast alle Staaten der bekannten Welt mit ihren Fäden umgarnte, es dem wie eine Kreuzspinne inmitten dieses Gewebes lauernden Sultan doch nicht gelingen konnte, erhebliche Beute zu gewinnen, weil ihm stets im entscheidenden Momente der Wagemuth fehlte, sich den lange vorbereiteten Erfolg nun mit kühnem Griffe zu sichern. Die einzige Waffe, deren er sich aber auch mit besonderer Vorliebe zu bedienen pflegte, war der Assassinendolch (vgl. S. 247); doch eine große auswärtige Politik ließ sich mit dem wohl unterstützen, aber nicht ausschließlich machen. So blieb es aller Orten bei halben und vorübergehenden Scheinergebnissen, den Mongolen in Bagdad und Kleinasien gegenüber (vgl. unten S. 266), wie in Nordafrika, woselbst er nach Tripolis und sogar Tunis überzugreifen versuchte (709—720 = 1309—1320). Auch Mekkas und Jemens war er nicht durchweg sicher, obwohl der ägyptische Einfluß an beiden Stellen nicht gänzlich verloren ging; die Reste der Kreuzfahrer dagegen konnten ihm nicht mehr unbequem werden, seit Akkon — schon unter seinem Vorgänger Aschraf Chalil — genommen (690 = 1291) und die Ansiedlung der Templer auf Aradus ebenfalls ohne große Mühe beseitigt war (702 = 1302). Was er schließlich mit aller Mühe und Arbeit doch nur erreichte, während der langen Dauer seiner Regierung den Mamlukenstaat auf der Höhe seines Großmachtsranges zu erhalten, war freilich auch schon etwas werth, und so verdient er immerhin den Namen eines bedeutenden Herrschers, um so mehr, als er im Innern es gradezu meisterhaft verstand, seine Macht aufrecht zu erhalten und zu mehren. Auch er verfolgte den Grundsatz Beibars', jeden von den großen Emiren genau in dem Augenblicke aus der Welt zu schaffen, wo er anfangen konnte gefährlich zu werden, was ja immer genau mit dem Zeitpunkte zusammentraf, wo der Betreffende sich mit Geld und Gut recht vollgesogen hatte: „Náßir mästete die Emire, bis sie recht fett waren, dann schlachtete er sie", meint der arabische Chronist,[2]) „und alles von ihnen Verschlungene kehrte zu ihm zurück." Um so eifriger suchte er persönlich ergebene Mamluken sich zu schaffen, und hat mit großem Aufwande von Mitteln die Sklaven, die er sich kaufte, an seinen Thron zu fesseln gewußt. Das untere Volk ward durch strenge Aufrechterhaltung der Ordnung und mancherlei Polizeimaßregeln, die z. B. bei einer von den Emiren künstlich gesteigerten Theurung Brod schafften, bei leidlicher Laune erhalten, durch große Bauten und mancherlei öffentliche Arbeiten in Staunen versetzt. Gleichzeitig freilich wurden, weil

1) Weil, Gesch. des Abbasidenchalifats in Egypten, Bd. I, Stuttgart 1860, S. 341; desselben Geschichte der islamitischen Völker, Stuttgart 1866, S. 397. 2) Bei Weil, Geschichte der islamitischen Völker, S. 406.

der Sultan zu alle dem und noch mehr zu seinem eigenen Bedarf für mancherlei kostspielige Liebhabereien sehr viel Geld brauchte, die Schäflein bis auf das Fell geschoren; aber der wohlwollende Fürst war so weise, das nicht in eigner Person, sondern durch christliche Finanzminister besorgen zu lassen. Dabei schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe: die Christen mußten sehen, das ihnen geschenkte Vertrauen durch gründliches Anziehen der Steuerschraube zu rechtfertigen, und waren dabei doch Ungläubige, die man, wenn es nöthig wurde, zu Popularitätszwecken ohne Bedenken der Volkswuth opfern konnte. So erreichte der kluge Sultan, daß er zwar nirgends eigentlich geliebt, aber von der Mehrzahl der Unterthanen auch nicht grade gehaßt und jedenfalls überall außerordentlich gefürchtet wurde und bis an sein Lebensende trotz der Unscheinbarkeit seiner äußeren Gestalt — er war ein kleiner häßlicher Mensch, den ein chronisches Fußleiden zu stetem Hinken verurtheilte — sich als den gewaltigsten Herrscher des Islâms fühlen durfte. Indeß war natürlich auch seine Macht eine rein persönliche, und als er 741 (1341) noch vor Vollendung seines achtundfünfzigsten Lebensjahres an einer Krankheit starb, ging es mit der Größe des Reiches wieder für ein halbes Jahrhundert zu Ende. Seine Söhne und sonstigen Nachfolger taugten entweder nichts oder wurden als unmündige Kinder von den Emiren unter Vormundschaft gehalten, und zwischen diesen selbst nahmen die Zänkereien und inneren Kriege kein Ende mehr, so daß trotz der festen Organisation des Mamlukenheeres der Staat kaum einem Angriffe von Außen hätte widerstehen können — wäre nur Jemand dagewesen, einen solchen zu wagen. Aber die christlichen Herrscher von Kleinarmenien verfügten über allzu geringe Kräfte, welche zudem durch die fortwährenden Kriege mit den früheren Sultanen erschöpft waren: so vermochten sie auch während des Verfalles der Mamlukendynastie nicht gegen die Muslime aufzukommen, mußten im Gegentheil 776 (1375) den letzten Rest ihrer Besitzungen an den Emir von Haleb verloren geben; die seit Richard Löwenherz[1]) auf Cypern regierenden Könige aus dem Hause Lusignan, die sich als letzte Vorposten der fränkischen Macht noch an den Thron Syriens hielten, konnten zwar mehrfach (767. 770 = 1365. 1369) Alexandria und Tripolis plündern, ermangelten aber der Kraft zu wirklichen Eroberungszügen; und die Ilchâne, oder vielmehr ihre Nachfolger in den verschiedenen Kleinstaaten, in welche das Mongolenreich Persiens inzwischen zerfallen war, hatten genug mit sich selbst zu thun. Es ist an der Zeit, uns darüber zu unterrichten, wie ein so schneller Verfall der von Hûlagu begründeten Macht hatte stattfinden können.

Die Entwicklung, welche die erste mongolische Dynastie auf persischem Boden genommen hat, ist in der Hauptsache nichts, als eine in etwas schnellerem Zeitmaße verlaufende Wiederholung des Seldschukenelends. Wie ihre türkischen Vorgänger kamen die Tataren um die Klippe des Wahlkönigthums nicht herum. An das Geschlecht des Hûlagu mußten die Häupter der Stämme, die Begs

1) S. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Nr. 20 dieser Sammlung), S. 247.

oder Emire,[1]) sich schon halten, wenn es die Einsetzung eines neuen Ilchânes galt, aber wie das schönste Hausgesetz eines Dschingis-Chân bedenkliche Meinungsverschiedenheiten über die Personenfrage nicht hintanhalten konnte, bedarf keiner langen Erörterung (vgl. S. 243): so ist schon der zweite Nachfolger Hûlagus dem Aufstande eines thronräuberischen Neffen zum Opfer gefallen, und wenige Jahre später folgten gar zwei solcher Umwälzungen dicht aufeinander. Unter diesen Umständen mußten zunächst die Grenzprovinzen in Ost und West, Chorasân und Kleinasien, bald eine größere Selbständigkeit gewinnen, als für den Zusammenhang des Reiches gut war, und schon vierzig Jahre nach Hûlagus Tode sind die Bestrebungen auf Loslösung auch der anderen durch Statthalter verwalteten Bezirke von der Centralregierung in vollem Gange. Die feindlichen Beziehungen zum Kiptschak, dem Reiche Tschagatâï und den Mamluken nahmen die Kräfte des Staates zudem in viel höherem Maße in Anspruch, als die verwüsteten Landschaften ertragen konnten; bereits im J. 693 (1294) mußte die schöne chinesische Erfindung des Papiergeldes (Tschau), welche die Mongolen längst in der Heimath nachgeahmt hatten, auch auf muslimischen Boden verpflanzt werden. Freilich gelang es trotz der auf die Verweigerung der Annahme gesetzten Todesstrafe nicht, den Scheinen Geltung zu verschaffen; man kann sich aber ohne Mühe vorstellen, wie der ohnehin unter den Folgen der ausgestandenen Verwüstungen noch krankende Handel und Wandel schon unter dem Versuche litt. Auch in anderen Beziehungen erwiesen die ersten mongolischen Herrscher ihrer Aufgabe sich keineswegs gewachsen. Sie verstanden unter Regieren hauptsächlich die Zuweisung bestimmter Lehen an die Stammhäupter, die mit ihren Reitern von den ihnen übertragenen Gebieten Besitz nahmen und dort, vorausgesetzt daß sie brav Steuern ablieferten, übrigens nach Gutdünken hausen durften, so lange nicht ein Krieg ihren Zuzug zum Heere des Ilchâns erforderte. So unvollkommen von Hause aus die muslimische Gesetzgebung (I, 405, vgl. oben S. 9 f.) sein mochte: durch ein künstliches System von Anwendungen und Distinctionen war sie den verwickelten Bedürfnissen einer fortgeschrittenen Civilisation angepaßt worden, und man konnte damit wirthschaften. Die Mongolen aber brachten ein sehr einfaches und unbestimmtes Gewohnheitsrecht mit, das in keiner Weise genügen konnte und alle privaten Rechtsverhältnisse auf den Kopf stellte, so daß schließlich der jüdische Wesîr des heidnischen Ilchânes Argûn um 688 (1289) es selbst für räthlich hielt, auf die muslimische Jurisprudenz zurückzugreifen; mit welchem Erfolge, wird freilich nicht gesagt.[2]) Ich kann es nicht unternehmen, die schreckliche Miß-

1) Beg, das allgemein türkische Wort für Häuptling oder Fürst, ist für diese mongolisch-tatarischen Großen des neuen Reiches natürlich das eigentlich angemessenere; indeß gebrauchen die Historiker das aus dem Arabischen ins Persische und zum Theil auch Türkische übergegangene Emîr (I, 363 Anm. 1) vielfach auch für diese Periode weiter, neben dem speciell mongolischen Nojan, das einen Emîr höheren Ranges bezeichnet. 2) d'Ohsson, Histoire des Mongols, IV, 37.

handlung von Land und Volk, in welcher die Regierung der Ilchâne besteht, ins Einzelne zu verfolgen: das Allerschlimmste blieb die persönliche Untüchtigkeit der Herrscher, die jede Stetigkeit der Verhältnisse ausschloß. Was uns irgend von den ersten fünf Nachfolgern Hûlagus bekannt ist, zeigt sie als die reinen Barbaren, die im besten Falle das Kriegführen, außerdem aber ganz gewiß nichts verstanden noch lernten, und deren Versuche, sich mit der persischen Cultur auf einigermaßen vertrauten Fuß zu stellen, nur auf die Preisgebung der wenigen Tugenden ihrer Rasse und die Gewöhnung an die Laster ihrer neuen Unterthanen hinauskamen. Das Trinken freilich brachten sie aus ihrem nördlichen Klima schon mit. Hûlagus Sohn Abaka (663—680 = 1265—1282), der von dem Vater wenigstens die Thatkraft geerbt hatte, ist klärlich am Delirium tremens gestorben;[1]) der ihm folgte, sein Bruder Tokudar (680—683 = 1282—1284) hatte Einsicht genug, sich zum Islâm zu bekehren und damit einen Ausgleich zwischen Mongolen und Persern anzubahnen, besaß aber nicht die Schneide, welche nöthig gewesen wäre, den natürlichen Widerwillen seiner Verwandten und Heerführer gegen solches Vorgehen zu besiegen — da er sich mehr um eine frisch geheirathete Frau, in die er sterblich verliebt war, als um die wachsende Mißstimmung um ihn her bekümmerte, fiel er als Opfer eines Aufstandes, welchen sein nach der Herrschaft begehrender Neffe Argun, ein Sohn Abakas, angestiftet hatte. Ueber die Leiche seines Oheims bestieg nun dieser den Thron; aber seine Regierung (683—690 = 1284—1291) stellt nichts als das unsichere Umhertasten eines blutdürstigen Tyrannen dar, dessen anspruchsvolle Eitelkeit nur von seiner Unfähigkeit übertroffen wurde. Gegen seinen Bruder Keichatu (690—694 = 1291—1295), einen weichlichen und wollüstigen Burschen, erhoben sich die Stammhäupter in allgemeiner Empörung, durch welche zuerst Beidu, ein Enkel Hûlagus, auf den Thron gelangte, aber nur, um nach wenigen Monaten von Arguns Sohne Gasan wieder gestürzt zu werden. Gasan (694—703 = 1295—1304) ist der einzige Herrscher unter den Nachkommen Hûlagus, welcher diesen Namen wirklich verdient, und in der That, wenn seine Lobredner ihn nicht allzusehr herausgestrichen haben, einer der hervorragendsten muslimischen Herrscher überhaupt. In jedem Falle zeigen seine Thaten, daß er ein ebenso tüchtiger Krieger als verständiger Politiker war. Gegen innere Feinde wie gegen die Mamluken und Tschagataïer zog er mehrmals persönlich zu Felde und wußte sich, wenn seine Eroberungen in Syrien auch nicht von Dauer waren, doch überall gründlich in Respect zu setzen. Die bisher übliche Einholung der Investitur vom Groß-Chân (S. 237) unterließ er zuerst, und brachte die thatsächlich ja längst

1) „Eines Abends glaubte er in seiner Trunkenheit einen schwarzen Vogel vor sich zu sehen: Weg mit dem schwarzen Vogel, rief er; aber so viel die Leibwachen auch spähten, war von einem schwarzen Vogel nichts zu sehen. Auf einmal schloß er die Augen, und gab, auf goldenem Throne sitzend, den Geist auf." Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, I, 313.

bestehende Unabhängigkeit des Reiches damit auch zu formellem Ausdruck. Sein Hauptverdienst aber war, daß er endlich zweckmäßige Anstalten traf und durchzuführen wußte, seinem Reiche einen gewissen inneren Halt und einigermaßen erträgliche Verwaltung zu geben. Daß er selbst mit sammt dem ganzen Mongolenheere zum Islâm übertrat[1]) und dadurch einen Ausgleich zwischen den Anschauungen der Regierenden und Regierten vorbereitete, war das Wenigste. Vor allen Dingen ließ er eine allgemeine Ordnung der allüberall in die äußerste Verwirrung gerathenen Rechtsverhältnisse der Grundbesitzer herstellen und gleichzeitig die Steuern, deren Einhebung bis dahin auf reiner Willkür der mongolischen Befehlshaber und ihrer unzuverlässigen persischen Handlanger beruht hatte, nach gerechteren Maßstäben umlegen, sowie eine genaue Bestimmung der militärischen Lehnspflichten vornehmen; ferner wurden endlich die Geltungsbereiche des mongolischen und des muslimischen Rechtes gegen einander abgegrenzt und durch ein gemeinschaftliches Obergericht eine geordnete Rechtspflege ermöglicht. Die Verwüstungen der letzten Jahrzehnte allmählich gut zu machen, suchte er die Einwohner zur Besiedelung und Wiederurbarmachung der zu Oedländern gewordenen Bezirke aufzumuntern und durch Steuererlasse dabei zu unterstützen; Handel und Wandel zu heben ward das unselige Papiergeld eingezogen und die Ausprägung vollwichtiger Münzen in Angriff genommen. Dabei herrschte weise Sparsamkeit in der Verwaltung, um endlich der schrecklichen Raubwirthschaft ein Ende machen zu können: mit einem Worte, hier war endlich ein Regent, einsichtig und wohlwollend genug, die Trümmer eines zerstörten Staatswesens zu einem bewohnbaren Neubau umzugestalten. Leider war dauch

Av. Rev.

Goldmünze von Gasan; geprägt 701 (1301/2 Chr.) zu Bagdad. Originalgr. (Berlin, Königl. Münz-Cab.)

(Die arabischen Legenden in deutscher, die mongolischen in lateinischer Schrift wiedergegeben.)

Avers Mitte: „Allah | kein Gott außer | Allah Mohammed | (ist) der Gesandte Allahs" (dazu vertical rechts und links daneben:) „sein Segen | über ihm". — Avers Rand: „Er ist der welcher gesandt hat durch seinen Gesandten die Leitung und die wahre Religion daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen" (Korán 9, 33). — Revers Mitte: „Allahs (ist) der Befehl vor und nachdem" (Korán 30, 3) | durch Gottes | Macht Gasan Machmûd (s. unten Anm.) Gasan's | Prägung | ist es | geprägt (zu) Bagdad" | (rechts und links vertical am Rande:) „im Jahre eins | und sieben Hundert" | (vertical links zwischen diesem Datum und der Hauptlegende in der altmongolischen „Schrift des Batschpa" eine zweifelhafte Legende, die vielleicht bedeutet: Ma Kha Ssan (d. h. Ma[chmûd] Gasan?). — Revers Rand: „Sprich: O Gott, Inhaber der Herrschaft, Du gibst die Herrschaft wem Du willst und verheißest die Herrschaft wem du willst und erhöhest wen Du willst und erniedrigest wen Du willst in Deiner Hand [ist] das Gute" (die Züge des letzten Wortes deuten in der vorliegenden Zeichnung mehr auf el-ḥukm „die Entscheidung" als auf el-cheir „das Gute", letzteres aber steht in der zu Grunde liegenden Koránstelle 3, 25).

1) Er nahm dabei den Namen Machmûd an, der indeß nicht in allgemeinen Gebrauch gekommen ist.

das Leben dieses mit so vorzüglichen Eigenschaften ausgestatteten Fürsten durch den Erbfehler der Mongolen, die Trunksucht, welche in dem persischen Klima stets die nachtheiligsten Folgen hat, verkürzt; und die Dauer seiner kaum neunjährigen Regierung war nicht lang genug, allen seinen Reformen eine gründliche Durchführung zu sichern. Immerhin reichte das Ansehen, zu welchem Gasan das Herrscherhaus von Neuem erhoben, aus, seinem Bruder Oeldscheitu oder Chodabende[1]) (703—716 = 1304—1316) eine leidlich ruhige Herrschaft zu sichern. Er scheint ein im Ganzen wohlwollender, dabei nicht sehr bedeutender, vor Allem äußerst genußsüchtiger Mann gewesen zu sein, welcher indeß einen hervorragenden Platz in der Reihe der orientalischen Fürsten deswegen einnimmt, weil er als der erste König Gesammtpersiens sich zum Schi'itismus bekannt hat. Huldigten auch seit langer Zeit zweifellos die meisten Perser dem Glauben an das Imamat Alis und seiner Nachkommen, so waren die offiziellen Kreise, insbesondere die Geistlichen und Rechtsgelehrten, doch während der Türkenherrschaft fast alle Sunniten geblieben (S. 86), und demgemäß hatte es Gasan näher gelegen, seinen Uebertritt zu dieser Form der islamischen Religion zu vollziehen: was Oeldscheitu bewog, die Confession zu wechseln, läßt sich nicht sicher feststellen. Den Ausschlag hat vermuthlich die läßlichere Auffassung der Ehegesetze bei den Schi'iten gegeben, welche dem Chán gestattete, seine Haremsverhältnisse mehr nach eigenem Geschmacke zu ordnen;[2]) von größerer Tragweite ist aber der Schritt nicht gewesen, da er an den schon bestehenden Verhältnissen nicht viel änderte — hatte die grundsätzliche Gleichgiltigkeit der Mongolen gegen die religiösen Parteiungen ihrer Unterthanen der Ausbreitung des Schi'itismus doch ohnedem nie etwas in den Weg gelegt. — Wenn Oeldscheitu im Laufe seiner Regierung mit Unbotmäßigkeit des Statthalters von Herát kämpfen mußte (705/6 = 1306), so war das nichts eben Neues; daß aber die wieder beginnende Auflässigkeit der Emire jetzt in kürzester Frist die rasche Auflösung des vergeblich von Gasan zu augenblicklicher Ordnung zurückgezwungenen Reiches herbeiführen mußte, trat bereits während der Regierung von Oeldscheitus Sohn Abu Sa'íd[3]) (716 bis

1) Dieser Fürst hat eine ganze Menge verschiedener Namen geführt. Seine christliche Mutter soll ihn haben Nikolaus taufen lassen, als sein späterer Beiname wird Charbende „Eselsknecht" genannt, den er bei seiner Bekehrung zum Islám in Chodabende „Gottesknecht" verändert haben soll: wie man längst bemerkt hat, ist es wahrscheinlicher, daß die erstere Form einen von den Persern aufgebrachten Spitznamen darstellt. Außerdem führte er den islamischen Eigennamen Mohammed u. s. w.; Oeldscheitu ist ein mongolischer Ehrentitel „der Gesegnete". 2) S. Malcolm, History of Persia, London 1815, II, 350 Anm. — Die Anekdoten bei Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, II, 216 ff. beruhen auf Schönfärberei der Hofhistoriographen. 3) Auch mit einer bei den Persern beliebten Verkürzung Bu Sa'íd genannt. Wenn ein arabischer Chronist sagt, daß sein Name kein bloßer Vorname (I, 7, Anm. 1) sondern wirklicher Eigenname gewesen sei (d'Ohsson, Histoire des Mongols, IV, 717), so versteht sich das bei einem Mongolen von selbst; Abu Sa'íd „Vater des Glücksmannes" (per metonymiam = „Vater des Glücks") ist nichts als die Uebertragung von seines Vaters Oeldscheitu Namen (oben Anm. 1) ins Arabische.

736 = 1316—1335) deutlich zu Tage. Er war erst 12 Jahre alt, als er durch den Einfluß des mächtigen Mongolenhäuptlings Tschoban, Statthalters von Chorasán, auf den Thron erhoben ward; unter seinem Namen führte denn auch derselbe Tschoban elf Jahre lang die Herrschaft. Sie ward vielfach gestört durch Aufstände von Emiren und Statthaltern, die auf den übermächtig gewordenen und mit ächt mongolischer Roheit auftretenden Genossen eifersüchtig waren; ja sein eigner Sohn Timurtasch, der Verwalter Kleinasiens, suchte im J. 722 (1322) sich unabhängig zu machen und kam auf die Idee, sich als Machdi (I, 442. 588 f.) aufzuspielen, d. h. gegen seinen Vater, der ein eifriger Sunnite geworden war und Abu Sa'íd selbst zum Rücktritt in das orthodoxe Bekenntniß veranlaßt hatte, die unter den Kleinasiaten schon früher (oben S. 227 f.) verbreiteten sectirerischen Neigungen auszunutzen. Er unterwarf sich zwar dem mit einem Heere nahenden Tschoban wieder; aber es war ein übles Beispiel, das er gegeben hatte, und als Abu Sa'íd 727 (1327), der Bevormundung seines rücksichtslosen Hausmeiers überdrüssig, diesen und zwei seiner Söhne ermorden ließ, brach seine eigene Herrschaft beinahe unmittelbar nachher zusammen. Allerdings floh Timurtasch auf die Nachricht von dem Sturze seines Vaters nach Aegypten, wo ihn Melik Náßir 728 (1328), um die Hinrichtung eines zu den Mongolen geflüchteten syrischen Emirs zu erlangen, auf Abu Sa'íds Ersuchen tödten ließ; aber dieser selbst verlor seinen großen Lehnsfürsten gegenüber jeden Halt. Während er seine Zeit mit Lieben und Versemachen vergeudete, kümmerte sich von den Stammhäuptern keiner mehr um ihn; sein eigner Oheim Alí Pádischáh weigerte ihm den Gehorsam und ließ sich mit Mühe begütigen, kurz, das Ansehen der Regierung schwand mit einer ganz bedenklichen Schnelligkeit, als der unbrauchbare Fürst am 13. Rabí II. 736 (30. Nov. 1335) starb, wie es heißt, vergiftet von Bagdad Chatun, der schönen Tochter Tschobans, welche dem in sie vernarrten Abu Sa'íd die Hand gereicht, um den Tod des Vaters und der Brüder an ihm zu rächen. Es war das Chaos, welches jetzt hereinbrach und fünfzig Jahre lang das Reich der Ilchâne in einen Haufen ungeordneter Atome aufgelöst erhielt, bis unter Timur die zweite und letzte große Woge der tatarisch-mongolischen Völkerwanderung hereinbrach und von Neuem ganz Vorderasien überfluthete und verheerte. Es hat keinen Werth, die Geschichte der allgemeinen Verwirrung, welche die Kleinstaaterei bis zum Auftreten Timurs in den Ländern zwischen Oxus und Mittelmeer angerichtet hat, bis in ihre Einzelheiten zu verfolgen, doch ist es nothwendig, daß wir auf die Stellung der mongolischen und türkischen Hauptstaaten zu einander und auf die Zersplitterung des Staates der Hulaguiden selbst wenigstens einen raschen Blick werfen.

Der äußere Umfang des Reiches der Ilchâne hat zwischen dem Tode Húlagus und dem Ende Abu Sa'íds so gut wie gar keine Veränderungen erlitten. Im Osten stand das eigentliche Chorasán unter Statthaltern, welche in der Regel dem Herrscherhause selbst angehörten, während die Ver-

waltung von Herát, das sich von seiner Zerstörung (S. 217) allmählich einigermaßen erholte, in der Familie des Schems ed-din Kurt erblich wurde, eines Emirs des Goriden Mo'iz (S. 184), welcher sich dem Dschingiz-Chán zu empfehlen gewußt und von ihm bei seinem Abzuge die Verwaltung dieses Bezirkes übertragen bekommen hatte. Die Stellung des Geschlechtes zur Regierung in Tebriz war eine ziemlich unklare; selbst Gasan vermochte es nicht, dasselbe zu vollkommener Botmäßigkeit zu zwingen, und wenn unter Oeldscheitu es 715 (1315) auch zu einer formellen Unterwerfung des Kurtiden Gijáth ed-din kam, so wurde an der thatsächlichen Unabhängigkeit der inzwischen nach allen Seiten erweiterten Provinz dadurch nichts geändert. In Kirmán hatten die Karachitái (S. 220) sich dem Húlagu seiner Zeit freiwillig unterworfen, und regierten, mehrfach mit den Ilchánen verschwägert, als deren Lehnsmänner bis 705 (1305/6) das Land weiter; in dem genannten Jahre ward der letzte Angehörige dieses Hauses, weil er durch seine Grausamkeit laute Klagen der Bevölkerung hervorrief, abgesetzt und Kirmán von da ab durch mongolische Beamte verwaltet. Das Gleiche geschah mit Fars schon seit 662 (1264), weil der Sjalgaride Sjeldschuk-Schah, der nach manchen Zwischenfällen dort zur Regierung gekommen war, sich zu einem gänzlich kopflosen Aufstande gegen die Mongolen hatte fortreißen lassen, der ihn natürlich Thron und Leben kostete. Von den Atabegen Luristáns wissen wir bereits (oben S. 130 f.), daß ihre Dynastie auch unter der mongolischen Oberherrschaft weiter bestand. Die kaspischen Küstenprovinzen hielten sich zum Theil unter den kleinen Dynasten von Gilán und Schirwán in halber Selbständigkeit; unter directer Botmäßigkeit aber des Cháns standen das arabische und persische Irák, Adherbeidschán und Zubehör. Weiter nach dem Westen kamen wieder kleine Lehensstaaten in Armenien und Mesopotamien, darunter die unverwüstlichen Ortokiden von Maredin, und schließlich das Land der Sjeldschuken von Ikonium, unter den gemeinschaftlich regierenden, wenn auch den mongolischen Besatzungstruppen vollkommen untergebenen Brüdern Izz ed-din und Rukn ed-din, den Söhnen Kei Chosraus II. (S. 241) — wie weit hier die Autorität des Ilcháns reichte, ist schwer zu bestimmen, da wir über die Entwicklung der allmählich wachsenden Selbständigkeit der in den westlichen Bezirken nach der byzantinischen Grenze, beziehungsweise dem ägeischen Meere zu commandirenden Emire nichts Genaueres wissen. Zwischen dem östlichen Stücke des Sjeldschukengebietes, dem gleichfalls mongolischen Mesopotamien und dem vollkommen als Lehensstaat der Ilcháne zu betrachtenden Kleinarmenien (damals nur noch etwa den Umfang der Osthälfte von Cilicien ausfüllend) eingekeilt lagen die zum Mamlukenreiche gehörigen nordsyrischen Bezirke von Haleb und Ein-Táb: und wenn beide, Mamluken und Mongolen, die friedliebendsten Leute von der Welt gewesen wären, hätten hier Reibungen kaum ausbleiben können. Wie die Verhältnisse aber wirklich lagen, mußten an dieser Stelle fast unaufhörliche Feindseligkeiten stattfinden; und in der That sind von 660 bis 723 (1262—1323) Kleinarmenien von

den Mamluken und Nordsyrien von den Mongolen bei jeder Gelegenheit überfallen worden. Daneben bestand ununterbrochen, auch wenn jeder von beiden Theilen durch häusliche Angelegenheiten reichlich in Anspruch genommen war — bei den inneren Zuständen der zwei Reiche grade kein seltener Fall — ein halber Kriegszustand: alle Augenblicke rettete sich ein von der Eifersucht des Sultans bedrohter mamlukischer Emir auf mongolisches Gebiet, oder traten mongolische Befehlshaber, die mit den Maßregeln des Ilchâns unzufrieden waren, nach Syrien über, und beide suchten von den erreichten Zufluchtsorten aus den heimischen Regierungen möglichst viel Schaden zu bereiten. Im Allgemeinen hielten die Kräfte der zwei Großstaaten einander die Wage, und wir sahen schon (S. 246), daß jeder versuchte, das entscheidende Gewicht einer dritten Macht in seine Wagschale zu locken. Nur einmal freilich ist bei den fortlaufenden diplomatischen Verhandlungen zwischen Ilchânen und Christen wie zwischen Mamluken und Kiptschaken etwas herausgekommen: das war ganz zu Anfang, als Berekâïs drohender Angriff auf Húlagu (S. 243) diesen verhinderte, gegen Beibars einen Rachezug für die Niederlage von Ein Dschalút (S. 243 f.) zu unternehmen. Es war für den Mamlukensultan von der höchsten Wichtigkeit, daß grade in den Jahren, wo er seine Hauptschläge gegen die Kreuzfahrer auszutheilen hatte (663—666 = 1265 bis 1268), auch Húlagus Nachfolger Abaka weiter mit der Abwehr von Berekâïs Einfällen in Adherscheidschân (663 = 1265), und dann mit der nothwendigen Befestigung der Kaukasuslinie gegen deren Wiederholung beschäftigt war; und als auch dieses Werk vollendet, begannen zuerst diplomatische Häkeleien, dann ernstliche Zerwürfnisse zwischen dem Ilchâne und Barák. Das war ein Urenkel des Tschagatâï, der im Streite mit anderen Nachkommen Dschingis-Châns lag wegen der von Kubilai (oben S. 237) ihm übertragenen Herrschaft über das Reich seines Ahnen, soeben indeß sich mit den Nächstbetheiligten auf Kosten Abakas zu einigen gedachte. Man beschloß, sich allerseits nach Westen hin auszudehnen, und da, wie es scheint, die Vorbereitungen zu dem Unternehmen schon sehr früh in Persien bekannt wurden,[1]) so konnte Abaka, ehe diese Gefahr beseitigt war, sich auf syrische Abenteuer nicht einlassen. Der erwartete Angriff Baráks erfolgte 667 (1269); die Tschagatâï-Stämme überschritten den Oxus und verheerten Choraßân, wurden aber von Abaka geschlagen und zurückgejagt (668 = 1270). Barák starb nicht lange nachher, und sein Tod war das Signal zum Ausbruch neuer Wirren im Reiche von Tschagatâï, wo es von Anfang noch weit bunter zugegangen war als bei den persischen Mongolen: so konnten die Letzteren im J. 671 (1273) einen Rachezug nach Transoxanien ausführen, in welchem das Land greulich

1) Nur unter dieser Voraussetzung und der Annahme, daß vielleicht schon vor Baráks Auftreten die Stammhäupter Transoxaniens eine drohende Haltung angenommen hatten, läßt sich Abakas Unthätigkeit in den J. 665. 666 (1267. 1268) erklären. Uebrigens sind hier mehrere Verschiedenheiten in den chronologischen Angaben d'Ohssons, Hammer-Purgstalls und Weils. Allah weiß es besser.

verwüstet und Bochára einmal wieder für etliche Jahre gänzlich ruinirt wurde. — Auch nachher übrigens blieb es zwischen Euphrat und Taurus für einige Jahre bei gegenseitigen Raubzügen ohne andere Bedeutung, als daß besonders Kleinarmenien, das stete Opfer dieser Verhältnisse, entsetzlich mitgenommen wurde; aber 675 (1277) schien es einen Augenblick, als werde Beibars die kleinasiatischen Besitzungen der Ilchâne ernstlich gefährden. Schon 660 (1262) hatte der Mamlukensultan hier einen Versuch der Einmischung gemacht: das schattenkönigliche Brüderpaar Is ed-dîn und Rukn ed-dîn war in Zwiespalt gerathen, und Ersterer bot den Aegyptern die Hälfte seines Gebietes an, sofern sie ihm helfen wollten, dasselbe von der Fremdherrschaft zu befreien. Beibars, damals noch sehr mit den Emiren Syriens und der Organisation seines eben gegründeten Reiches beschäftigt, war der Aufgabe nicht gewachsen; die paar Reiter, welche er dem Is ed-dîn zu Hilfe senden konnte, wendeten dessen Niederlage nicht ab, der Seldschuke mußte erst zu den Byzantinern, dann zu den Kiptschaken fliehen, die ihn bis an sein Ende fütterten. Seitdem führte Rukn ed-dîn allein den Namen eines Sultans von Rûm, die Herrschaft — d. h. die Civilverwaltung — dagegen sein persischer Minister Mo'în ed-dîn, gewöhnlich „der Perwâne“[1]) genannt, nach den Anweisungen der mongolischen Truppenführer. Um es bequemer zu haben, verdächtigte der Perwâne seinen Fürsten bei dem Ilchâne, er bekam die Erlaubniß, ihn erdrosseln zu lassen (663 oder 666 = 1265. 1267/8), und an seine Stelle den Giâth ed-dîn Kei-Chosrau III., einen vierjährigen Sohn des Getödteten, zu setzen, der später unter Argun (683 = 1284) ebenfalls eines gewaltsamen Todes starb. Ihm folgte — um den letzten Seldschukensultanen wenigstens die Ehre der Namennennung zu erweisen — ein Sohn Is ed-dîns, Mas'ûd II., der seinen Weg vom Kiptschak wieder zu den Ilchânen gefunden hatte: er wäre nach Einigen — von hier an werden die Nachrichten gänzlich wirr und unvereinbar — um 708 (1308/9) im Elend verkommen, nach Anderen 694 (1295) von Gasan abgesetzt und 696 (1297) sein Erbe dem Alâ ed-dîn II. Kei-Kobâd III. übergeben, dessen Schicksale aber ganz in Dunkel gehüllt sind.[2]) — Jedenfalls wurden die letzten Ab-

1) Das persische Perwâne (ursprünglich „Fähnrich“) bezeichnet je nachdem einen Heerführer, Kammerherrn oder Minister; letztere Bedeutung hat es bei den Seldschuken von Ikonium gehabt. 2) Wenn man die bei Rehm (Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen I, 2, S. 95; II, 3, S. 45) gesammelten Nachrichten mit Abulfeda (Annales muslemici ed. Reiske-Adler V, 69 und dazu Note 51. 52, S. 399), de Guignes (Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken, übers. v. Dähnert, Bd. II, Greifswald 1768, S. 377 f.) und Hammer-Purgstall (Geschichte der Ilchane II, 72) vergleicht, überzeugt man sich, daß mit dem bisher vorliegenden Material hier nichts anzufangen ist. Ich würde mich nicht einmal so weit positiv zu äußern wagen, wie Hertzberg (Gesch. der Byzantiner und Osmanen, Nr. 72 dieser Sammlung, S. 436). Hammer-Purgstall, der (Ilchane II, 72) den „Alaeddin III. Keikobad“ (soll heißen Alaeddin II., nur als Keikobâd war er III.) im J. 694 durch Gasan eingesetzt werden läßt, citirt später (ebd. 323, Anm. 1) seine Geschichte des osmanischen Reiches (I, 55. 574), wo Alaeddin II.

kömmlinge der ehemaligen Welteroberer zwischen den aufstrebenden Emiren und den Byzantinern im Westen, den mongolischen Besatzungen ihrer Städte im Osten hilflos hin- und hergeworfen; in Wahrheit handelte es sich niemals um sie, vielmehr ausschließlich um die, welche in ihrem Namen regierten. Der Perwâne insbesondere war seit dem Ende Rukn ed-dins in der Lage, seiner Laune die Zügel schießen zu lassen, so weit es eben die Mongolen erlaubten; es gelang ihm, sich bald gründlich bei den Unterthanen verhaßt zu machen, und täglich lauter begann man im östlichen Kleinasien nach dem Streiter des Islâms, nach Beibars zu rufen. Der Sultan entschloß sich, den Einladungen, die immer häufiger von dort nach Syrien und Aegypten ergingen, Folge zu leisten: 675 (1277) drang er an der Spitze eines zahlreichen Heeres über den Taurus, schlug die Mongolen, welchen die muslimischen Landwehren des Perwâne kaum zum Scheine beistanden, im Thale von Abulustein[1]) und zog bald nachher unter großem Jubel der mohammedanischen Einwohnerschaft in Cäsarea ein. Der Jubel sollte die unglückliche Bevölkerung theuer zu stehen kommen. Beibars hatte darauf gerechnet, der Perwâne werde sich, da ihm die Mongolen die Unzuverlässigkeit seiner Leute schwerlich verzeihen würden, nun ihm selbst in die Arme werfen: aber der zweideutige Minister hoffte sich zwischen Beiden hindurchzudrücken, er zog sich nach dem entfernten pontischen Tokat zurück, und während der Sultan nun versuchte, mit den Emiren jenseits des Kyzyl-Yrmak anzuknüpfen, lief er bereits Gefahr, mit seinem nördlich von den Tauruspässen vollkommen in der Luft schwebenden Heere abgeschnitten zu werden. Schon nämlich rückte Abaka selbst mit überlegenen Massen heran, vor ihm her das Gespenst der Mongolenfurcht, das nun auch die Theilnahme der muslimischen Bevölkerung lähmte — es half nichts, zum ersten Male, seit er den Thron bestiegen, mußte Beibars einen Feldzug verloren geben. Denn verloren war er trotz des Sieges bei Abulustein; vor dem nahenden Abaka eilig zurückweichend erreichten die Mamluken zwar unbehelligt das syrische Gebiet, aber in ihrem Rücken würgte nun ungehindert das Schwert der mongolischen Teufel, die an den Glaubensgenossen ihrer Feinde blutige Rache nahmen. 200 000 friedliche Menschen — unter ihnen bedauern wir den Perwâne am wenigsten — sind nach der geringsten Schätzung (andere gehen bis 500 000) auf den Wink Abakas hingeschlachtet worden: ein etwas theurer Preis vielleicht für einen unfruchtbaren und immerhin nicht sehr stattlichen Zweig in den Lorbeerkranz

---

(es kann nach Allem kein Anderer als der erwähnte gemeint sein) im J. 687 mit den Osmanen zusammen die Mongolen schlägt. Mit solchem Material — über das sonstige Vorleben Alaeddins, einen etwaigen früheren Aufenthalt im Westen od. dergl. hören wir gar nichts — läßt sich keine Geschichte schreiben.

1) Das ist (nach Jakût u. d. W.) die richtige Schreibung des gewöhnlich Ableştín gesprochenen, vielfach aber, zum Theil einer verkehrten Etymologie zu Liebe, in Ableştán, Albostán, Elbistan (Hertzberg, Gesch. d. Byz., Nr. 80 dieser Sammlung, S. 668), u. s. w. verdrehten Namens.

des Sultans Beibars. Er selbst starb noch auf dem Rückmarsche in Syrien (676 = 1277); aber der Denkzettel, den er sich in Kleinasien geholt, blieb auch für seine Nachfolger nicht verloren. Keiner hat wieder ein so kopfloses Unternehmen sich in den Sinn kommen lassen; man begnügte sich, wenn die Gelegenheit günstig schien, Kleinarmenien zu mißhandeln und ihm langsam einen Ort nach dem anderen abzunehmen,[1]) daneben aber an der Euphratlinie die auf das linke Flußufer vorgeschobene Veste El-Bira gegen die häufigen Angriffe der Mongolen zu vertheidigen und deren eigene Vorposten auf der linken Seite des Stromes allmählich zu verdrängen. Hier ward 691 (1292), als ein Einfall der Kiptschaken in Adherbeidschán (689 = 1290) und bald nachher Arguns Tod (690 = 1291) die Kräfte der Feinde getheilt hatten, die Grenzburg Kal'at er-Rúm genommen, und 715 (1315), wo Oeldscheitu einen Raubzug der Tschagatáïer zurückzuweisen und durch Verheerung Transoxaniens zu rächen hatte, fiel sogar das wichtige Malatia in der Mamluken Hände, denen hiermit der schließliche Vortheil in dem 70jährigen Kriege blieb. Allerdings hatten in der Zwischenzeit die Ilchâne wiederholentlich, wenn sie vor ihren eigenen Verwandten und Emiren einmal Ruhe hatten, Syrien mit schweren Kriegszügen heimgesucht. Noch unter Abaka war dessen Bruder Mangu-Timur 680 (1281) weit nach Süden vorgedrungen und nicht ohne Mühe bei Himß geschlagen worden, und eine schwere Gefahr drohte der ägyptischen Herrschaft überhaupt, als von 699—702 (1299—1303) der kräftige Gasan in drei energisch geleiteten Feldzügen das Land bis jenseits Damaskus überrannte. Die Sache war um so bedenklicher, als eben während des noch unmündigen Náßir zweiter Regierung die Leistungsfähigkeit des Mamlukenstaates nicht auf voller Höhe stand, und andererseits Gasan ein Zusammenwirken mit den Cypriern und den Templern von Aradus (S. 251) verabredet hatte, das für Syrien recht üble Folgen haben konnte. Indeß entsprachen bei den Christen, wie gewöhnlich, den großen Worten nicht die Thaten; vergeblich wartete der Chán, welcher 699 (1299) die Emire Náßirs bei Himß geschlagen, Damaskus geplündert hatte und 700 (1301) wieder in Haleb erschien, auf den verheißenen Zuzug, und als er nun 702 (1302) seinen Feldherrn Kotluschâh mit einem großen Heere vorschickte, nahm dieser zwar für einen Augenblick Damaskus nochmals ein, unterlag aber gleich darauf bei Merdsch es-Ssoffar[2]) den anrückenden Aegyptern (702 = 1303). Es war eine schlimme Niederlage, für beinahe ein ganzes Jahrhundert entscheidend. Gasan wollte sich bei dem Mißerfolge freilich keineswegs beruhigen; aber der Tod überraschte ihn bereits im nächsten Jahre, und Oeldscheitu wie Abu Ssa'íd waren zu schwächlich, um sich auf die Wiederholung eines so dornigen Unternehmens einzulassen. Auch hatten sie andere Sorgen: zu dem soeben erwähnten Kriege mit Tschagatáï kamen Mißhelligkeiten zwischen Abu Ssa'íd und Oesbeg, dem Châne von Kiptschak, der nicht allein, was

1) Vgl. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Nr. 21 dieser Sammlung) S. 419 f.
2) S. I, 253, Anm. 1.

ohne großen Erfolg blieb, mehrfach Gesandtschaften mit dem inzwischen herangereiften Náßir wechselte (715. 719 = 1315. 1319), sondern auch 718 (1318) wieder einmal über Derbend hinaus vordrang. Allerdings schlug Abu Sa'ids Majordomus Tschoban den Einfall zurück, aber die zunehmende Unbotmäßigkeit der Vasallen zwang den Ilchán doch einige Jahre später, mit dem gefährlichsten seiner auswärtigen Feinde eine Versöhnung zu suchen. So kam 723 (1323) ein förmlicher Friedensschluß mit dem Mamluken zu Stande, dessen Kosten (S. 257) der rebellische Statthalter von Kleinasien, Timurtasch, später noch zu tragen hatte — der freundnachbarliche Dienst, welchen Náßir bei dieser Gelegenheit seinem neuen Bundesgenossen geleistet, vertrug sich natürlich sehr wohl damit, daß nach wie vor der verschlagene Sultan auf der Lauer lag, aus den wachsenden Verlegenheiten der Hulaguiden Vortheil zu ziehen.

Bei denen fehlte es, so lange Abu Sa'íd lebte, zwar nicht an allen möglichen Unruhen und Eigenmächtigkeiten der großen Vasallen, die zum Theil schon anfingen, ohne Rücksicht auf den Ilchán mit einander Streit und selbst Krieg vom Zaune zu brechen; doch blieb immerhin die Einheit des Reiches wenigstens äußerlich halbwegs gewahrt. Mit dem Augenblicke seines Todes aber suchte jeder Truppenführer oder Statthalter sich entweder auf eigene Faust selbständig zu machen, oder sich einen Nachkommen Dschingis-Cháns anzuschaffen, dessen Namen er nach dem Muster Tschobans (S. 257) als Aushängeschild für den eignen Ehrgeiz verwandte. Unter allen den kleinen und großen Raubstaaten — denn geraubt waren sie alle und vom Raube an einander lebten sie — ist der ohne Zweifel merkwürdigste die Republik, wie man sie schon nennen muß, der Sserbedáre von Ssebsewár, einer Stadt in Chorassán. In der Nähe derselben hatte, so wird erzählt, im J. 736 (1335/6) ein Regierungsbeamter sich an den Frauen zweier frommer Dorfbewohner vergreifen wollen: die aber hatten mit dem Ausrufe „ehe wir solche Schmach dulden, wagen wir unseren Kopf (Sser) an (be) den Galgen (dár)" — sich zur Wehre gesetzt. Der Frevler war unter ihren Schwertern gefallen, den Häschern, welche die Mörder zu fangen kamen, widersetzten sich größere Volkshaufen. An ihre Spitze trat ein zweideutiger Mensch, Namens Abd er-Rasák, welcher seine Herkunft von Alí ableitete, trotz dieses erlauchten Ahnherrn aber sein Vermögen mitsammt etlichen ihm anvertrauten Staatsgeldern bis auf den letzten Groschen verthan hatte und eben, wie sich der persische Historiker bildlich ausdrückt, „in das Meer des Nachdenkens versunken war", auf welche Art er sich wieder auf die Füße helfen solle. Erst die Häscher, dann die Truppen des Regierungsbezirkes selbst verjagte er mit seinen rasch anschwellenden Schaaren, denen auch er das Feldgeschrei ausgab „Für einen Mann ist es tausendmal besser, seinen Kopf am Galgen zu sehen, als auf eine unmännliche Weise getödtet zu werden."[1]) Man hat die Frei-

1) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier zwei verschiedene Versuche, die Entstehung des Namens zu erklären, vorliegen, von denen also der eine den andern ausschließen würde.

heit, je nachdem die selbstgewählte Bezeichnung der Sserbedâre durch „Wagehälse" oder „Galgenvögel" zu verdeutschen. Ihr erster Emir brachte es noch (738 = 1338) zum Herren der Stadt Sebsewâr, die auch später der Mittelpunkt des eigenthümlichen Gemeinwesens geblieben ist, aber noch in demselben Jahre fand er sein Ende, im Streit von seinem eigenen Bruder Wedschih ed-dîn Mas'ûd erschlagen. Dieser, welche nun die Herrschaft übernahm, hatte den für die Sache der Sserbedâre äußerst vortheilhaften Einfall, sich mit den Derwischen zusammenzuthun, deren Einfluß auf die unteren Volksclassen (vgl. S. 98. 194) damals schon ein höchst beträchtlicher war; sein Anhang vergrößerte sich in Folge dessen mit reißender Schnelligkeit, so daß er bald gar mit Herren wie Mo'iz ed-dîn Kurt von Herât (vgl. S. 258) und Togâï-Timur (unten S. 266) Krieg führen konnte. Im J. 745 (1344) fiel er auf einem Streifzuge, und bald darauf nahmen die Derwische die Sache selbst in die Hand. Wir müssen der Versuchung widerstehen, den Schicksalen dieses sonderbaren Kirchenstaates im Einzelnen nachzugehen: was seinen allgemeinen Charakter betrifft, so ist leider zu gestehen, daß die frommen Männer fast niemals etwas Anderes als groben Unfug getrieben haben. Zwischen 745 und 783 (1344. 1381), d. h. in etwa 37 Jahren, haben sie elf Oberhäupter besessen, von denen meistens jeder „die Pflanze des Lebens seines Vorgängers umgehauen" hatte; und neben allerhand Raubzügen und Mordthaten, durch welche sie beide Auffassungen ihres Namens mit Nachdruck gerechtfertigt haben, wird ihnen eine gradezu musterhafte Sittenlosigkeit nachgerühmt. Ist die Bedeutung der Sserbedâre eine rein symptomatische, so ist sie doch grade in dieser Beziehung nicht gering: man sieht, was damals Alles möglich war — eine Vereinigung nach Art etwa der „Armen Gecken" (Armagnaken), die sich 45 Jahre lang erhalten konnte. — Von den etwas weniger anrüchigen Herren der übrigen persischen Provinzen nenne ich neben den Kurtiden von Herât (S. 258), deren Reich eine ziemliche Ausdehnung besaß, die Familie des Mongolen Indschu, der früher Statthalter von Fars gewesen war, und dessen Söhne nunmehr dieses Landes sich von Neuem bemächtigten; ferner die Mosaffariden, Nachkommen eines Persers Mosaffar, der unter Gasan-Chân Regimentscommandeur gewesen war, und dessen Sohn Mubâriz ed-dîn Mohammed es unter Abu Sa'îd 719 (1319) zum Statthalter des Bezirkes von Jezd — zwischen Medien, Fars und Kirmân — gebracht hatte. Er nahm 741 (1340) dem noch in Kirmân residirenden mongolischen Verwalter diese Provinz ab und wußte nicht allein sie gegen die Angriffe des Sohnes Indschus, Abu Ishâk von Fars, zu behaupten, sondern 754 (1353) Schirâz, 758 (1357) Ispahân für sich zu erobern. Zugleich fiel Abu Ishâk selbst in seine Hände; er ließ ihn tödten, ohne zu ahnen, daß bald sich auch sein eignes Schicksal erfüllen sollte. Ein unnatürlicher Sohn, Schâh-Schodschâ, der sich von ihm zurückgesetzt und schlecht behandelt glaubte, fiel mit einigen anderen gleichfalls unzufriedenen Verwandten über ihn her und setzte ihn gefangen. Er ward auf Befehl eines seiner Neffen und mit Zulassung seines Sohnes

geblendet (759 = 1358) und mußte, nachdem ein Fluchtversuch gescheitert war, noch Jahre lang in der Haft zubringen, bis er 765 (1363/4) starb. Schâh-Schodschâ, der nach verschiedenen Kämpfen mit den Genossen seines Verbrechens und weiteren Nebenbuhlern schließlich obsiegte, spielte als Herr von Fars und Kirmân während seiner bis 786 (1384) dauernden Regierung in den Zänkereien zwischen den Mongolen von Bagdad und Adherbeidschân (unten S. 285) eine keineswegs unbedeutende Rolle; seine letzten Regierungshandlungen waren Zeichen der Unterwürfigkeit gegen den herannahenden Timur (S. 284).

In der orientalischen Geschichte des ausgehenden Mittelalters giebt es drei bekannte Persönlichkeiten, welche den Namen Haßan führen; man pflegt sie zu unterscheiden als Haßan-i-Busurg, Haßan-i-Kûtschek und Usun Haßan — d. h. den großen[1]) Haßan, den kleinen[1]) Haßan und den langen Haßan. Letzterer war ein Turkmenenhäuptling, dem wir noch später begegnen werden, erstere Beide Mongolen, denen wir leider schon jetzt näher treten müssen. Der große war damals Häuptling des mächtigen Stammes der Dscheläir und verwaltete im Namen der Ilchâne Kleinasien; in demselben Lande trieb sich der kleine, ein Enkel Tschobans, Sohn Timurtaschs, des früheren Statthalters der Provinz (S. 257), übrigens ein Schwager des großen, im Geheimen umher,[2]) auf eine Gelegenheit wartend, die sein Haus wieder auf die alte Höhe zu heben verspräche. Der Stamm, welchem Tschoban und seine Abkommen angehörten, die Sseldus, hauste noch in Adherbeidschân; eben in dem Augenblicke, wo Abu Ssa'îd starb, drohte ein neuer Einfall der Kiptschaken Oesbegs (S. 262), welchem vor Allem begegnet werden mußte, so warteten weder der Hof noch die sseldusischen Truppen die hergebrachte Einberufung sämmtlicher Stammhäupter ab, sondern man wählte auf eigne Hand den Arpa-Chân, einen Sprößling nicht aus dem Geschlechte Hûlagus, sondern Tulus, eines seiner Brüder, zum Ilchân. Es war ein tapferer Mann, welcher mit den in der Nähe der Residenz verfügbaren Truppen das Heer Oesbegs zum Rückzuge nöthigte; trotzdem entschied seine Wahl den Untergang des Reiches. Er war eben nicht von allen Stämmen der persischen Mongolen gewählt, sondern allein von den Sseldusen und ihren Bundesgenossen; demzufolge weigerten die übrigen ihm die Anerkennung, und bald gab es Ilchâne aller Ecken und Enden. Zunächst hoben die Uiraten unter ihrem Häuptling Alî Padischâh, dem Oheime Abu Ssa'îds (oben S. 257), damals Statthalter von Bagdad, den Mûßa, einen Urenkel Beidus (S. 254), auf den Schild, besiegten den Arpa-Chân in Karabâg, nördlich von Adherbeidschân, und tödteten den in der Schlacht Gefangenen (736 = 1336); dann proclamirte Haßan der große mit seinen Dscheläiren einen anderen Nachkommen Hûlagus, den Mohammed-Schâh, und gleichzeitig trat fern

1) Das kann auch bedeuten den älteren Haßan und den jüngeren Haßan. Die Namen dieser beiden sind persisch, Usun Haßan türkisch. 2) Nach Anderen hätte ihm Abu Ssa'îd die Verwaltung eines Theiles von Kleinasien übertragen gehabt.

im Osten ein dritter Thronbewerber in der Person des Togáï-Timur auf, welchen die Emire Choraßáns als Oberhaupt betrachteten. Nach verschiedenen Kämpfen zwischen den dreien (736—737 = 1336—1337), in welchen Múßa und sein Gönner Alí Padischáh umkamen und der große Haßan nicht ohne schnöde Hinterlist endlich siegte, befand sich dieser im Besitze beider Irák und der Nordprovinzen, während Togáï-Timur Choraßán mit den Nebenländern, insbesondere Masenderán, behauptete; da brach auf einmal (738 = 1338) der kleine Haßan, der sich mit Gewandtheit an die Spitze der führerlos gewordenen Uiraten geschwungen, von Kleinasien her in Adherbeidschán ein, schlug den großen, dessen Schützling Mohammed-Scháh tapfer kämpfend fiel, und bemächtigte sich der Hauptstadt Tebrís. Schließlich theilten beide Haßan — die Namen der ausgestopften Ilcháne, welche sie in rascher Folge ein- und absetzten, führe ich nicht weiter an — die Nord- und Westprovinzen in der Weise, daß der kleine in Tebrís, der große in Bagdad regierte. Die Süd- und Ostbezirke konnte man ihren Herren — Togáï-Timur, Kurt von Herát, Indschu, Mosaffariden u. s. w. — nicht gut nehmen, auch Mesopotamien und Kurdistan behielten ihre bisherigen Lehnsfürsten, Kleinasien aber ward zur einen Hälfte dem Aschraf, einem Bruder des kleinen Haßan übertragen, die andere dem Emír Artena bestätigt, welcher sich dort nach dem Abzuge des großen, wie es scheint unter Verdrängung des von diesem zurückgelassenen Unterfeldherren, festgesetzt hatte. Freilich dauerte die Einigkeit nicht lange; schon 740 (1340) ward der kleine Haßan abermals vom großen angegriffen, aber dieser holte sich lediglich eine Niederlage, und 741 (1341) kam es zu einem neuen Vertrage, welcher dem früheren in allem Wesentlichen ähnlich war. Neben den mehrfach erwähnten übrigen Kleinstaaten gab es nun in Bagdad die neue Dynastie des großen Haßan und seiner Nachkommen, der Dschelaïriden oder, wie man sie auch heißt, Ilkáne,[1]) in Tebrís das Geschlecht Haßans des kleinen, die Tschobaniden, und in einem Theile Choraßáns den letzten Dschingis-Chaniden Togáï-Timur.

Es wäre merkwürdig gewesen, hätten die Wirren der Jahre 736—741 (1335—1341), deren verwickelte Irrgänge bei der Kürze unseres Ueberblickes kaum deutlich genug hervortreten, nicht in dem Mamluken Náßir (vgl. S. 263) den Wunsch erregt, hier im Trüben zu fischen. In der That hat er sich redliche Mühe gegeben, bei dieser Gelegenheit etwas für sich herauszuschlagen, und die mongolischen Theilfürsten haben es eben so wenig an Versuchen fehlen lassen, sich den Beistand des mächtigen Sultans zu verschaffen. Erst Alí Padischáh im Namen Múßas, später der große Haßan, und neben ihnen auf der anderen Seite Artena, dessen Gebiet an Nordsyrien grenzte, haben Gesandtschaften über Gesandtschaften nach Káiro geschickt, Predigt und Münze (I, 569) anzubieten und um Hilfe gegen den kleinen Haßan zu ersuchen.

1) Der Titel ist weniger hoch als Ilchán (oben S. 237) und nicht, wie häufig geschieht, mit diesem zu verwechseln.

Näßir hat sie alle freundlich aufgenommen, stand auch wenigstens zu dem Dschelaïriden insofern in einem näheren Verhältniß, als dessen Feind, der Tschobanide, ein Sohn Timurtaschs war, dessen Ermordung der Sultan auf dem Gewissen hatte — trotzdem ist auch diesmal bei allem Aufwande diplomatischer Feinheit nichts herausgekommen. Keiner traute eben recht dem Anderen, und jeder hatte zum Mißtrauen auch Grund genug: der Sultan wünschte erst die Münzen mit seinem daraufgeprägten Titel zu sehen, ehe er Truppen schickte, und die Mongolenfürsten wollten die Münzen erst schlagen lassen, wenn die Truppen da wären. Schließlich durfte allerdings Näßir des lange ersehnten Genusses froh werden: 741 (1341) trafen aus Bagdad etliche Prägen mit seinem Namen ein, leider aber auch gleich darauf die Nachricht, daß inzwischen der Große und der Kleine endgiltig Frieden geschlossen hatten, die Gelegenheit also zu einem Erfolge thatsächlicherer Art bereits vorüber war. Auch hier dasselbe Zögern, rechtzeitig das eigne Schwert in die Wagschale zu werfen, welches Näßirs Vorgehen gewöhnlich lähmte (S. 251); diesmal freilich eine Hand voll Trümpfe, wie sie kaum dagewesen war, abermals zu verpassen, hätte thörichter als thöricht gescholten werden müssen, entschuldigten nicht Alter und Krankheit des seinem Ende (741 = 1341) nahenden Herrschers einigermaßen die seltsame Unthätigkeit. Der Verfall der bachritischen Dynastie von seinem Tode an verhinderte auch seine Nachfolger, jenseits des Taurus oder des Euphrat überzugreifen: die fortwährenden Zwistigkeiten der syrischen und ägyptischen Mamlukenemire entsprachen nur zu genau den fast ununterbrochenen Fehden zwischen den neuen Staaten, in welche das Reich der Ilchâne zerfallen war. So ist in den letzten hundert Jahren das Verhältniß, wie es durch Dschingis-Châns Reichstheilung und Hûlagus Eroberungen zwischen den Hauptländern des Islâms sich gestaltet hatte, kaum geändert. Die persischen Mongolen in der Mitte, umschlossen im Osten und Norden von ihren Stammgenossen aus den Tschagatâï und Kiptschaken, im Westen von den Türken, den Mamluken in Syrien und den seldschukischen Emiren in Kleinasien, haben trotz ihrer inneren Zersplitterung erhebliche Gebietsverluste nirgends erlitten. Nicht sie allein, auch die Nachbarn alle leiden an den Folgen der gleichen Krankheit, des Zerfalles in mehr oder weniger ungeordnete Haufen sich gegenseitig bekämpfender Stämme, Prätendenten oder Emire: die Schwäche der einen schützt die anderen so lange, bis über sie alle ein neuer Dschingis-Chân kommt, dessen Name ist, wie der jenes Königs von Assur — Raubebald, Eilebeute.

Drittes Capitel.

Tamerlan.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß so gut wie alle großen Eroberer, die sich nicht bei Kleinigkeiten aufgehalten, sondern schrankenloser Ausdehnung ihrer Macht rastlos nachgejagt haben, Fatalisten gewesen sind, die sich als Werkzeuge sei es einer strafenden Gottheit, sei es eines geheimnißvollen Schicksals von einem unwiderstehlichen Drange durch Ströme Blutes, über Berge von Leichen vorwärts, immer vorwärts getrieben fühlten. So Attila, Dschingis-Chán, in unserer Geschichtsepoche Napoleon; so auch Tamerlan, der schreckliche Krieger, dessen Namen das Abendland, obwohl es diesmal verschont blieb, doch halb zitternd, halb bewundernd Jahrhunderte hindurch wiederholte. Dieser gemeinsame Zug ist nicht zufällig. Die Unterwerfung einer halben Welt kann, wo nicht, wie zu Alexanders des Großen Zeit, ganz besondere Verhältnisse vorliegen, nur gelingen, wenn das Entsetzen vor dem nahenden Feinde schon halb die Kräfte der Menschen lähmt: die Greuel aber, welche eine rücksichtslose, Jahrzehnte hindurch von Schlachtfeld zu Schlachtfeld treibende Kriegführung in der Welt anrichtet, kann ein Mensch, der nicht einfach noch auf der Stufe der Thierheit steht, kaum auf sein bloßes Privatgewissen nehmen. Wo es sich also nicht um einen Glaubenskrieg handelt, in welchem ja von vornherein Mancherlei gestattet ist, weil es vor allen Dingen auf die Erreichung des hohen religiösen Zieles ankommt ad majorem Dei gloriam, wird sich nur der auf der vollen Höhe der nothwendigen Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit befinden, welchem die fixe Idee eines göttlichen Auftrages oder eines „Sternes" den Sinn für Alles verschließt, was nicht dem einen Zwecke dient. Wer nicht jeden Begriff einer sittlichen Verantwortlichkeit und allgemeiner menschlicher Pflichten überhaupt ablehnt, wird jene furchtbarsten Erscheinungen der ganzen Weltgeschichte darum nicht anders bewundern, als wie man etwa ein großartiges Gewitter bewundert, sofern es nicht in allzu bedenklicher Nähe einschlägt; wohl aber kann jene Ueberlegung zur Erklärung eigenthümlicher Widersprüche dienen, welche in solchen Charakteren bei einander liegen. Bei Keinem vielleicht mehr, als bei Tamerlan, oder, um die genauere Form seines Namens zu gebrauchen, Timur-lenk. Man kann nicht sagen, daß etwa der Führer der zweiten mongolisch-tatarischen Völkerwanderung von dem der ersten sich durch einen geringeren Grad der Wildheit und Grausamkeit unterschiede. Es war bekanntlich seine Liebhaberei, nach einem gewonnenen Siege oder einer eroberten Stadt je nachdem nur

aus den Köpfen oder aus den ganzen Leibern der erschlagenen Feinde möglichst hohe Pyramiden aufzubauen; und wo er es, um einen nachhaltigen Eindruck hervorzurufen oder ein Beispiel zu geben, für nützlich oder nothwendig hielt, hat er seine Horden nicht anders hausen lassen, als Dschingis-Chán selbst. Und doch finden sich daneben Züge, die im Vergleich zu solcher Abscheulichkeit nicht minder auffallen, wie neben Bonapartes brutaler Rücksichtslosigkeit der Geschmack, den er an Goethes Werther fand. Ich will nicht darauf hinaus, daß wir unter Timurs Namen ziemlich umfangreiche Denkwürdigkeiten besitzen, theils Kriegsberichte, theils Auseinandersetzungen militärisch-politischer Natur, deren Inhalt an manchen Stellen kaum ahnen läßt, daß wir in dem Verfasser einen der größten Wütheriche aller Zeiten vor uns haben: auch wenn die Authentie derselben durchaus gesichert wäre,[1]) wüßte man ja, daß alles Papier geduldig ist und erinnerte sich an Dschingis-Cháns weise Gesetzgebung.[2]) Auch den Wahlspruch, den er auf seinem Ringe eingegraben trug: rásti-rusti (persisch „Recht-Kraft") brauchte man nicht ernst zu nehmen; aber daß er nicht einfach geheuchelt war, zeigte sich doch z. B. in dem armenischen Feldzuge vom J. 796 (1394) bei einem merkwürdigen Vorkommniß. Der einheimische Chronist[3]) erzählt es folgendermaßen: „Er lagerte vor der Veste Pakran, und nahm sie ein. Er ließ in zwei getrennten Schaaren auf die eine Seite dreihundert Muslime, auf die andere dreihundert Christen stellen. Darauf wurde ihnen gesagt: Wir werden die Christen tödten und die Muslime in Freiheit setzen. Nun waren daselbst zwei Brüder des Bischofes der Stadt, die mischten sich unter den Haufen der Ungläubigen. Aber da erhoben die Mongolen ihre Schwerter, tödteten die Muslime und ließen die Christen frei. Jene beiden Christen fingen sogleich an zu schreien: Wir sind Diener Christi, wir sind gläubig! Die Mongolen riefen: Ihr habt gelogen, deswegen lassen wir euch nicht frei. Und sie tödteten die beiden Brüder. Darüber empfand der Bischof großen Schmerz, obwohl sie alle Beide im Bekenntniß des wahren Glaubens gestorben waren." Der Fall ist um so bemerkenswerther, als sonst die Christen bei Timur nicht grade auf Milde zu rechnen hatten; er war selbst Muslim und, obzwar schi'itisch angehaucht, doch vor Allem auf strenge Durchführung des koranischen Gesetzes und auf die Vernichtung der Andersgläubigen erpicht, soweit sie nicht durch rückhaltloses Aufgeben jeden Widerstandes sich der Schonung (I, 204) würdig machten. Freilich, auch seine Glaubensgenossen fuhren selten viel besser; „wie die reißenden Wölfe auf die fruchtbaren Heerden" fielen die tatarischen Horden

1) Man hält sie nicht gradezu für unächt, aber in wieweit die Form der allein erhaltenen persischen Uebersetzung dem in osttürkischer Sprache geschriebenen Original entspricht, ja in wieweit dies von Timur persönlich aufgezeichnet oder dictirt ist, bleibt noch zweifelhaft. 2) Vgl. oben S. 200 f. und Schiemanns Rußland, Polen und Livland (Nr. 90 dieser Sammlung) S. 161. 3) Thomas von Medzoph nach der Uebersetzung bei Nève, Exposé des guerres de Tamerlan et de Schah-Rokh (Extr. du t. XI des Mémoires publ. p. l'Académie de Belgique), Brüssel 1860, S. 60.

jetzt wie vor 150 Jahren über die Einwohner der Städte und Länder her, welche das Mißfallen des schrecklichen Mannes erregt hatten; selbst friedliche Uebergabe schützte nicht immer vor Mord und Plünderung, vor Allem dann nicht, wenn die armen Leute im Verdachte standen, es mit Allahs Gesetz leicht zu nehmen. Am erträglichsten kamen diesmal, wenigstens soweit sie nicht durch nachträgliche Empörungen den Zorn Timurs reizten, die ostpersischen Provinzen davon, einfach weil sie dem unmittelbaren Herrschaftsgebiet des neuen Weltbesiegers angeschlossen werden sollten; um so schlimmer ließ er Armenien, Syrien und Kleinasien verheeren. Im Ganzen ist sein Auftreten die Vollendung des Ruines der islamischen Länder gewesen. Als er starb, wurde in rein politischer Beziehung Alles, wie es vor ihm gewesen war, an keiner Stelle haben sich die Verhältnisse anders entwickelt, als es vermuthlich auch ohne das Dazwischentreten der Eintagsschöpfung seines großen Reiches geschehen wäre: aber seine Schädelpyramiden waren nicht geeignet, die zerstörten Städte und Dörfer zu ersetzen, und sein „Recht" besaß wenigstens nicht die Kraft, aus Tod Leben zu erwecken; es war, in anderem Sinne, als es das Sprichwort meint, das summum jus, welches die summa injuria ist. Wirklich groß war Timur nur als „Organisator des Sieges": die Art, wie er seine Heere zu bilden, seine Unterfeldherren zu schulen, seine Gegner zu schlagen verstand, ist, so wenig Sicheres[1]) wir darüber wissen, in jedem Falle die Leistung eines ebenso kühnen und kräftigen wie sorgfältig überlegenden Geistes und einer ganz außerordentlichen Menschenkenntniß. So hat er in fünfunddreißig Feldzügen den Schrecken des mongolischen Namens noch einmal von den Grenzen Chinas bis zur Wolga, vom Ganges bis vor die Thore Konstantinopels und Kairos getragen.

Timur[2]) — der Name bedeutet Eisen — wurde am 25. Scha'abán 736

1) Vgl. oben S. 269 Anm. 1. — Ein militärischer Kenner, Jähns (Geschichte des Kriegswesens, Leipzig 1880, S. 708 ff.), findet besonders den methodischen Charakter der in Timurs Aufzeichnungen enthaltenen Anweisungen an seine Truppenführer merkwürdig, bemerkt aber sehr richtig, daß „der strategisch-taktische Zusammenhang seiner Waffenthaten doch historisch kaum deutlich genug ist, um lehrreich zu sein." Ein schönes Beispiel, was bei minderer Vorsicht hier passiren kann, läßt sich wieder Hammer-Purgstall entnehmen, welcher (Gesch. d. osman. Reichs I, 309, vgl. 316) über Timurs Heer Mehreres zu berichten weiß. Nachdem er über die in demselben eingeführten Uniformen gesprochen, fährt er fort: „auch waren zwei Regimenter ganz mit Küraſſen bedeckt, die ältesten Küraſſirregimenter, deren die Kriegsgeschichte erwähnt." Weshalb die mongolische dschíba (die übrigens jede Art von Rüstung bezeichnen kann) mehr als die seit Jahrhunderten auch sonst im Orient nicht blos für Fußtruppen sondern auch für Reiter üblichen Panzer unserem Küraß entsprechen soll, dafür fehlt jede Andeutung, mit gleichem oder besserem Rechte könnte man denselben Satz z. B. zum Schmucke einer Beschreibung des Perserheeres bei Kadesia (I, 238) verwenden. Aus Hammers Satz ist nun aber bei einem, übrigens sehr verdienten, Gelehrten (Rève a. a. O. S. 16) bereits geworden „l'on a pu signaler dans les principaux combats d'alors de nouveaux modes d'armement, ainsi que les premiers essais de la tactique moderne." — Vivat sequens! 2) Neben dieser gebräuchlichsten Namensform werden andere Aussprachen, wie Tamur, Temir u. s. w., über-

(8/9.[1]) April 1336) in einer Vorstadt des transoxanischen Kesch (jetzt Schechrißebs, südlich von Ssamarkand) oder einem benachbarten Dorfe geboren. Sein Vater Taragái war Häuptling des tatarischen Stammes Barlas

Bildniß Timurs.
Nach einem Miniature in der Bodleian Library im Brit. Mus. zu London.

(oder Barulas) und als solcher Oberherr des von diesem bewaideten Bezirkes von Kesch, das heißt, er war im Besitze eines der zahllosen kleinen Gebiete, in welche das Reich von Tschagatái längst zersplittert war, und die seit

liefert, deren Unterschiede zum Theil als Besonderheiten der verschiedenen türkischen Dialekte zu betrachten sind.

1) Nach der gewöhnlichen Berechnung des mohammedanischen Datums in der Nacht vom 7. auf den 8.; da aber Dienstag als Wochentag angegeben wird, so muß es in

Baraks Tode (S. 259) wieder zu größeren Gemeinwesen zusammenzuschweißen bald der bald jener von den Nachkommen Dschingis-Cháns oder sonstigen ehrgeizigen Häuptlingen, bis dahin ohne wirklichen Erfolg, sich bemühte. Der Stamm Barlas wird officiell zu den rein mongolischen gerechnet, Timurs Abstammung auf einen der nächsten Vertrauten Dschingis-Cháns und andererseits auf eine Tochter von dessen Sohne Tschagatái selbst zurückgeführt. In keinem Falle aber ist er ein Mongole gewesen; weil Dschingis-Chán für einen solchen galt, und weil die Schmeichler seines gewaltigen Nachfolgers diesen mit dem ersten Gründer der tatarischen Weltmacht in möglichst nahe Verbindung zu setzen für ihre Pflicht hielten, sind die hierzu nöthigen Stammbäume später angefertigt worden. Timurs äußere Erscheinung bereits widersprach dem mongolischen Typus. „Er war", so berichtet sein arabischer Biograph, „schlank und groß, von hoher Statur, wie ein Sproß alter Riesen, stark an Haupt und Stirn, gewaltig an Kraft und Leibesstärke ... von Hautfarbe weiß mit roth gemischt, ohne dunkleren Ton; starkgliedrig und breitschultrig, mit kräftigen Fingern und langen Schenkeln, von ebenmäßigem Körperbau, langbärtig, doch rechts am Arme und Fuße lahm, mit Augen voll dunklen Feuers, laut von Stimme. Todesfurcht kannte er nicht; schon den Achtzigen nahe [1]) behielt er geistig volle Selbstgewißheit, körperlich Festigkeit und Straffheit. An Gedrungenheit und Widerstandsfähigkeit glich er einem massiven Felsen. Spott und Lüge liebte er nicht und für Scherz und Spiel war er unzugänglich, dagegen wollte er stets nur die Wahrheit hören, wenn sie ihm auch peinlich war; niemals bekümmerte ihn ein Fehlschlag, und niemals machte ein Erfolg ihn fröhlich." Das Bild, dessen innere Seite durchaus der Wirklichkeit zu entsprechen scheint, stimmt zwar in den Aeußerlichkeiten nicht ganz zu dem Porträt, welches in späteren Nachbildungen uns erhalten ist, [2]) kann aber, sofern nicht etwa stilistische Rücksichten den auf Eleganz und Ebenmaß seiner Darstellung allerdings vorzüglich bedachten Schriftsteller über Gebühr beeinflußt haben, doch in der Hauptsache als Wiedergabe einer auf tiefgehenden Eindrücken beruhenden Ueberlieferung eine gewisse Glaubwürdigkeit für sich in Anspruch nehmen. Verbürgt ist der

---

der Nacht vom 8. auf den 9. gewesen sein. Die Bemerkung Weils (Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, Bd. II, Stuttgart 1862, S. 20 Anm. 4) verstehe ich nicht: es ist ja nicht die dem 8. April folgende, sondern die ihm vorhergehende Nacht, die zum 25. Scha'abán gehört.

1) Das ist eine rhetorische Uebertreibung, da Timur überhaupt nur 71 muslimische (69 christliche) Jahre alt geworden ist. 2) Die Schi'iten theilen keineswegs die sunnitische Abneigung gegen bildliche Darstellungen von Menschen und Thieren (I, 205); so finden sich in persischen Handschriften vielfach neben den gewöhnlichen Ausschmückungen des Textes durch Schönschrift und Arabesken (I, 399) allerhand Malereien, zum Theil äußerst feine Miniaturen; darunter auch Porträts historischer Persönlichkeiten, von denen wir im Verfolg unseres Textes noch ein paar werden mittheilen können. Vgl. auch das Bild Sfá'adis oben S. 197.

Leibesfehler,[1]) dem er seinen persischen Spitznamen Timur-lenk[2]) „der lahme Timur" (türkisch Akßak-Timur) verdankt; in seinen Bewegungen kann er durch ihn immerhin nicht erheblich behindert gewesen sein, denn ausdrücklich wird seine Gewandtheit im Rossetummeln und Waffenführen gepriesen. Er konnte sie gebrauchen zu der Zeit, in die er gesetzt war. In den weiten Gebieten des ehemaligen Reiches Tschagatâï stand wieder Alles, wie vor 150 Jahren in den Tagen der Auflösung des Staates der Karachitâï. Wo sich ein kecker Führer aufthat, der ein paar Stämme zum Reiten und Fechten um sich zu sammeln wußte, erhob sich rasch ein neues Fürstenthum, und wenn ein Stärkerer darüber kam, so fand es ein nicht minder schleuniges Ende — Solches erfuhren auch die Herren von Kesch, als nach Taragâïs Tode sein Bruder Hadschi Sseif ed-dîn an seine Stelle getreten war. Um diese Zeit nämlich (760 = 1359) war es in Kaschgar einem Mitgliede des Hauses Tschagatâï, Nachkommen des Barâk, Namens Tugluk-Timur, gelungen, sich als Chân aufzuwerfen und eine Anzahl der Stämme Turkestans zur Anerkennung seiner Würde zu bringen. Mit denen zog er nun auf Wiedereroberung der übrigen Provinzen des Reiches aus, deren ansehnlichste und immer noch blühendste das Oxusland war. Der kleine Fürst von Kesch vermochte mit seinen schwachen Kräften dem Anprall nicht zu widerstehen; während er aber in der Richtung auf Choraßân ausbog, ging sein Neffe Timur in das feindliche Lager und erklärte seine Unterwerfung unter die Herrschaft Tugluks (761 = 1360). Natürlich ward er mit Freuden aufgenommen und mit dem Gebiete von Kesch belehnt; kaum aber schien der Besitz Transoxaniens dem Châne sicher, als unter den Stammhäuptern seines Heeres neue Mißhelligkeiten ausbrachen, die zu allerhand kleinen Kriegen führten und den Tugluk nöthigten, einstweilen nach Kaschgar zurückzugehen. Während er dort bemüht war, neue und womöglich zuverlässigere Kräfte an sich zu ziehen, schlugen sich die Emire zwischen den beiden Strömen munter herum, Timur immer mitten dazwischen, vor Allem seinen wieder aufgetauchten Oheim Hadschi Sseif ed-dîn von Kesch fernzuhalten beflissen. Schließlich vertrugen sich beide wieder; als aber der inzwischen zu neuer Macht gelangte Chân abermals anrückte (763 = 1362), traute Sseif ed-dîn dem Frieden nicht und ging über den Oxus nach Choraßân, wo er bald nachher seinen Tod fand. Bei der Neuordnung der Verhältnisse, welche Tugluk nach der nunmehr bald gelungenen Eroberung Transoxaniens und des Landes zwischen Herât und dem Hindukusch vornahm, setzte er seinen Sohn Iljâs (Elias) als Vicekönig in Ssamarkand ein; an seinem Hofe erhielt auch Timur, seit des Oheims Tode unbestrittener Herr von Kesch, einen hohen Posten, dann begab sich der Chân nach Kaschgar zurück. Bald indeß gab es Zwistigkeiten zwischen Timur und dem Wesîr des Iljâs;

1) Wenigstens die Lahmheit des einen Beines, dessen Gebrauch ihm durch eine in einem seiner früheren Streifzüge erhaltene Wunde, über deren Veranlassung die Berichte auseinandergehen, erschwert wurde. 2) Die ganz correcte Aussprache ist Timur-i-leng

der Erstere mußte, wie es heißt, nachdem eine von ihm angezettelte Verschwörung entdeckt war, die Residenz verlassen und floh zu Hußein, einem der Tugluk und seinem Hause feindlichen Emire, der nach der Niederlage seiner Partei sich mit wenigen Anhängern in die Steppe zurückgezogen hatte. Indeß wurden ihre kleinen Schaaren von Regierungstruppen auseinandergesprengt, und es begann nun eine ganz abenteuerliche Periode in Timurs Leben. Bald zwischen Oxus und Jaxartes umherirrend, bald in Kesch oder Sfamarkand versteckt, einmal von einem der kleinen Herren einige Monate gefangen gesetzt, dann beinahe ohne alle Mittel wieder losgelassen, drückte er sich schließlich, nachdem er in und um Kesch noch einmal etliche Reiter zu neuem Unternehmen um sich hatte sammeln können, nach dem Süden durch. Hier war seit dem Verfalle des Reiches Tschagatái Sfedschestán wieder unter eigenen Fürsten selbständig, welchen indeß die benachbarten, natürlich erst recht jedem auswärtigen Einflusse längst entzogenen Gebirgsvölker des Gór und des eigentlichen Afghanistán, bisweilen auch die Herren des nahen Kirmán, viel zu schaffen machten. Bei ihm fanden, vorgängiger Verabredung gemäß, Timur und Hußein sich wieder zusammen und thaten eine Zeit lang Kriegsdienste; dann verließen sie Sfedschestán und begaben sich, wie es scheint durch neue Horden von herumschweifenden Tataren, die es eben allerorten gab, verstärkt, in die Gegend von Balch und Tocharistán, wo sie theils auf friedlichem Wege, theils durch kräftige Angriffe sich Bezirk um Bezirk unterthänig machten und mit dem Erfolge rasch ihre Schaaren wachsen sahen. Ein von Sfamarkand gegen sie anrückendes Heer ward trotz seiner Ueberzahl vermittelst einer glücklichen List am Ufer des Oxus geschlagen, der Strom überschritten, und nun fiel das Volk Transoxaniens, ohnehin mit der Herrschaft der Leute von Kaschgar nicht sehr zufrieden, in hellen Haufen den beiden Emiren zu. Wie aber Timurs erfinderischer Geist auch kein Mittel unbenutzt ließ, die Gegner zu schädigen, Furcht und Schrecken vor seinen immer noch mäßigen Kräften überall zu verbreiten, zeigt eine aus dieser Zeit überlieferte Erzählung. Als er, so heißt es, seine Abtheilungen nach allen Seiten vorschiebend auch Kesch wieder zu besetzen wünschte, ließ er, um den Abzug eines dort stehenden, beträchtlichen Heereshaufens der Feinde zu erreichen, 200 Reiter auf die Stadt losrücken, von denen ein jeder seinem Pferde einen großen, buschigen Baumzweig an den Schweif hatte binden müssen. Die auf solche Weise erregten, ungewöhnlich dichten Staubwolken machten auf die Besatzung den Eindruck, als ob ein zahlreiches Heer im Anzuge sei; eiligst räumten sie Kesch, und von Neuem durfte Timur in dem heimathlichen Orte sein Lager aufschlagen. Aber nicht lange blieb er unthätig. Es war die Nachricht gekommen, daß Tugluk-Chán gestorben sei; schon vor dem Anmarsche der kecken Aufrührer hatte Iljás beschlossen, sich nach Kaschgar zurückzubegeben, um den Thron seines Vaters dort zu besteigen, und sich mit seinem Heere bereits auf den Weg gemacht. Es war anzunehmen, daß er, mochte er vielleicht im Augenblicke nicht sofort umkehren, doch in kurzer Frist wieder erscheinen würde,

die Provinz den aufrührerischen Emiren zu entreißen. So hielten es Timur und Hußein, da eben jetzt ihnen als den Befreiern des Landes von allen Seiten neue Schaaren zueilten, für räthlich, dem Abziehenden noch eine Schlappe beizubringen; in der That gelang es, das kaschgarische Heer unterwegs zu erreichen, trotz hartnäckiger Vertheidigung auseinanderzusprengen und bis über den Jaxartes zu verfolgen (765 = 1363). Nun blieb Transoxanien für den Augenblick wieder seinen Emiren allein überlassen. Man wählte einen Abkommen Tschagatáïs, Kábul-Scháh, zum Chán, mit dem stillschweigenden Vorbehalt natürlich, daß er nichts zu sagen haben sollte; ehe aber die weitere Entwicklung der Dinge in Fluß kam, näherten sich bereits neue Truppen aus Kaschgar unter persönlicher Führung des Iljás. Die Transoxanier unter Timur und Hußein traten ihnen östlich vom Jaxartes in der Nähe von Schásch (Taschkend) entgegen; aber diesmal blieb der Sieg nach zweitägigem Kampfe auf Seiten der Gegner (766 = 1365), Timur selbst mußte nach Kesch und später, da Hußein die Oxuslinie zu halten nicht den Muth fand, über den Strom zurück, alles im vorigen Jahre Erreichte schien verloren. Aber der Geist des Muthes und Selbstvertrauens, den Timur schon damals von sich auf seine Untergebenen zu übertragen verstanden haben muß, kräftigte die Einwohner von Ssamarkand, dessen Berennung Iljás nicht lange darauf in Angriff genommen, zum erfolgreichsten Widerstande. In dem entscheidenden Augenblicke, wo seine Fortsetzung unmöglich zu werden schien, begannen die Pferde der Feinde auf einmal massenweise einer Seuche zum Opfer zu fallen, die Belagerung mußte aufgehoben werden, und es scheint, daß ihr übler Ausgang der Herrschaft des Iljás selbst verhängnißvoll wurde. Wir hören wenigstens, daß er nach kurzer Frist durch einen verrätherischen Emir, Kamar ed-din Duglat, des Thrones und Lebens verlustig ging und die in Folge dessen vermuthlich in Kaschgar eingetretene Verwirrung mag daran Schuld gewesen sein, daß weitere Versuche auf Transoxanien unmöglich wurden. Jedenfalls berichtet die Ueberlieferung in der Folge nur von ganz gelegentlichem Eingreifen kleinerer Schaaren aus den an der Grenze des Landes hausenden Stämmen in die neuen Kämpfe, welche nach Beseitigung der äußeren Gefahr nun die transoxanischen Häuptlinge unter sich nach alter Weise anzuspinnen für nöthig hielten. Insbesondere wurde bald das Verhältniß zwischen dem ehrgeizigen Timur und seinem bisherigen Genossen Hußein unhaltbar, kaum wohl so ausschließlich durch des Letzteren Schuld, wie Jenes Lobredner es Wort haben wollen. In dem rasch genug (767 = 1366) ausbrechenden Kriege zwischen beiden schwankten, wie gewöhnlich, die Emire des Landes bald hier-, bald dorthin, und einmal ging es dem Timur wieder so schlecht, daß er auf ein paar hundert Mann heruntergebracht war. Er half sich durch eine That von unerhörter Kühnheit. Mit seinen 243 Reitern näherte er sich bei Nacht der Veste Nachscheb (jetzt Karschy, in Transoxanien); 43 mußten bei den Pferden zurückbleiben, mit 100 stellte er sich an einem der Thore auf, und die letzten 100 mußten an einer schwachen

Stelle über die Stadtmauer klettern, die verschlafenen Schildwachen am Thore niedersäbeln und ihn dann hineinlassen. Der Streich gelang; ehe noch die Einwohner etwas von einem Feinde wußten, hatte er den Ort in der Gewalt — der größte Theil der Besatzung campirte in Stärke von 12000 Mann in den umliegenden Bezirken und merkte zu spät, daß ihm der eigentliche Mittelpunkt seiner Stellung entrissen war. In wiederholten kurzen Ausfällen beunruhigte Timur nun die zur Wiedereinnahme der Stadt Heranrückenden bald hier bald dort, so daß sie, wiederum die Zahl seiner Truppen überschätzend, schließlich abzogen (768 = 1366). Der Erfolg führte ihm jetzt natürlich wieder ein großes Heer zu: solcher Wechsel aber hat sich noch mehr denn einmal begeben, ehe der endgiltige Sieg ihm winkte. Es geschah im J. 771 (1369), wo es ihm glückte, gegen den Hußein, mit dem er 769 (1367) noch einmal sich auf Grund einer Theilung des Landes geeinigt, eine allgemeine Verbindung der Emire zu Stande zu bringen. Es scheint, daß er hier bereits als Kämpfer Allahs auftrat: wenigstens ließ er sich von einem Derwisch ein beglaubigendes Orakel geben, dessen Zugkraft nicht wenig zur Vergrößerung seines Anhanges beigetragen haben soll. Hußein, der in Balch seine Residenz hatte, glaubte nach einer verlorenen Schlacht die Stadt nicht halten zu können; er unterwarf sich, ward aber, wenn nicht auf Befehl, so doch mit Billigung Timurs von ein paar seiner persönlichen Gegner getödtet. Timur war Alleinherrscher in ganz Transoxanien und dem Südlande bis an den Hindukusch.

Es war freilich zunächst eine ziemlich unklare Stellung, die er einnahm. Der Türke ist, das haben wir an mancherlei Beispielen gesehen, stets bereit, seinem legitimen Fürsten den Kopf abzuschneiden, wenn seine Herrschaft ihm nicht behagt; aber schwer entschließt der in allen religiösen und politischen Beziehungen höchst conservative Mann sich dazu, als neuen Oberherrn Jemand anzuerkennen, der nicht dem Stamme des bisherigen angehört. Timur war allzusehr Menschenkenner, um nicht dieser Stimmung seiner Leute Rechnung zu tragen; er beschloß, sich lediglich (um den uns bekannten westtürkischen Ausdruck zu gebrauchen) als Atabeg eines Dschingis-Chaniden zu geberden: ein sicheres Zeichen, beiläufig, daß er selbst mit der legitimen Herrscherfamilie nicht verwandt gewesen ist. So mußte der zur Bestätigung der eingetretenen Veränderungen einberufene Kuriltai (oben S. 207) der transoxanischen Stammhäupter einen Nachkommen Tschagatáïs zum Chakán oder Ka'án, wie der Titel des obersten Groß-Cháns lautete, erwählen, Timur selbst legte sich den niederen Rang eines Gur-Cháns[1]) bei, den frühere Herrscher von Kaschgar und Ssamarkand getragen hatten (S. 173), und ließ sich offiziell

1) Die außerdem angeführten Ehrennamen Ssahib-Kirán und Dschihán-gír („Glücks-Herr" und „Welteroberer") möchte ich für später eingeführt erachten; sie sind persisch, Gur-Chán türkisch. Ueber die Bedeutung des letzteren Wortes s. oben S. 173 Anm. 1; der unglückliche Einfall Hammer-Purgstalls, dasselbe durch „großer Wolf" zu übersetzen, hat leider viele Historiker irre geführt. Danach ist auch Hertzberg (Gesch. der Byzantiner und des Osmanischen Reiches, Nr. 79 dieser Sammlung, S. 525) zu ändern.

nicht Timur-Chán, sondern nur Timur-Beg oder Emir Timur (vgl. oben S. 253 Anm.) nennen. Ein Napoleon, der beim Ersten Consul stehen geblieben ist; seine Nachfolger erst sahen davon ab, Groß-Cháne wählen zu lassen, haben sich aber den Titel derselben auch niemals selbst beigelegt,[1]) sondern mit Beg oder Schah sich begnügt. Sie hatten freilich auch keinerlei Veranlassung, sich besonders breit zu machen, da sofort mit dem Tode Timurs das Reich, das er sich zusammengeraubt, in Stücke zerfiel, wie es vor ihm aus Stücken und Fetzen bestanden hatte. Mehr als einmal hat es sich uns deutlich gezeigt, wie bei diesen immer noch halb nomadischen Völkern die Macht des Regenten lediglich auf dem Einflusse beruht, den er durch seine Persönlichkeit auszuüben weiß. Die unendliche Mühe, die es Timur gekostet hat, in zehnjährigen Kämpfen, während deren er bis nahe an den Zeitpunkt seines schließlichen Erfolges oftmals sich als Feldherrn ohne Heer fand, von einem kleinen Häuptling es zum obersten Beg von ganz Transoxanien zu bringen, wie andererseits die vollkommene Unmöglichkeit, nach seinem Tode die Einheit seines Gesammtstaates zu wahren, stehen in einem so scharfen Gegensatz gegen den unweigerlichen Gehorsam, den er, einmal als Herrscher allgemein anerkannt, durch volle sechsundzwanzig Jahre hindurch bei seinen unbändigen Stammgenossen ausnahmslos gefunden hat, daß wir vor einem Räthsel zu stehen glaubten, böte nicht jener Grundzug des türkischen Wesens eine ebenso naheliegende wie befriedigende Erklärung. Die Türken aber waren es, nicht die eigentlichen Mongolen, die in und mit Timur bei der zweiten Ueberfluthung Vorderasiens die Hauptrolle spielten; denn wenn auch einzelne Stämme von jenen seit Dschingis-Chán in den Ländern von Tschagatái sitzen geblieben waren, die unendliche Mehrzahl der Einwohner bestand eben, abgesehen von den persischen Tadschiks (S. 176), aus Türken im weiteren Sinne des Wortes (S. 72), in welche jene mongolische Minderheit längst aufgegangen war. In der Sache hat das freilich keinen großen Unterschied gemacht: nicht ganz so mordlustig und barbarisch wie die Horden Dschingis-Cháns, aber mordlustig und barbarisch genug sind auch Timurs Heere in den Ländern aufgetreten, auf welche sie von dem großen Eroberer losgelassen wurden, sobald er in Transoxanien das Heft in die Hände bekommen hatte, und das traurige Ergebniß seiner großartigen kriegerischen Thätigkeit ist und bleibt der endgiltige Untergang der orientalischen Civilisation des Mittelalters.

Nicht ohne Weiteres gelang es dem neuen Majordomus von Transoxanien, die von Unterordnung und Gehorsam gänzlich entwöhnten Begs in seiner Botmäßigkeit zu erhalten. Mehr als einmal wird in den nächsten Jahren von selbstbewußten Emiren und Nojans (S. 253 Anm.) berichtet, die nach alter Weise einen irgendwie kräftig auftretenden Oberherren zu dulden sich weigerten; immer aber waren es vereinzelte und zusammenhangslose Er-

1) Obwohl die persischen Geschichtschreiber aus Schmeichelei z. B. den Schah-Roch oft als Chakan bezeichnen.

hebungen, die zu unterdrücken ohne große Mühe gelang Bemerkenswerth ist bei solchen Gelegenheiten eine Timur sonst wahrlich nicht eigene Milde gegen die, welche von der Erhöhung ihres einst kaum gleichberechtigten Genossen über sie selbst nichts wissen wollten: man sieht, es war ihm um die Herstellung einer Einheit zu thun, die nicht von Rachegelüsten einzelner Stämme gestört wurde, und schon damals traute er sich zu, durch die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Erfolge nach Außen, durch Sieg und Beute, welche er den Seinen verschaffte, jeden Widerspruch allmählich in begeisterte Anhänglichkeit zu verwandeln. Es gelang dem nun Vierunddreißigjährigen, dessen Menschenkenntniß, militärische Begabung und Herrschertalente in der langen Prüfungszeit zu vollster Entwicklung gereift waren, binnen einem zweiten Jahrzehnte sein Ziel zu erreichen. Bis zum J. 781 (1379) nämlich ward in fast alljährlichen Feldzügen der ganze Umfang des alten Reiches Tschagatáï unterworfen, dazwischen den häufig mit diesen Kriegen sich kreuzenden Aufständen hier und dort entgegengetreten, endlich der Einfluß der neuen Macht auch nach dem Nordwesten ausgebreitet. Es war neben Kamar ed-dín von Kaschgar (S. 275) selbst besonders der seit längerer Zeit in seiner abseits liegenden Oase ziemlich selbständige Emír von Chwárism, dessen Bewältigung Mühe verursachte; war eben ein Friedensvertrag abgeschlossen und Timur in seiner Residenz wieder eingetroffen, so kam gewöhnlich auch bald die Nachricht, daß unter irgend einem Vorwande Júßuf-Beg — so hieß der Herr von Chwárism — sich wieder aufgelehnt habe. Endlich starb der hartnäckige Mann im J. 781 (1379), als seine Residenz eben wieder belagert wurde; die Einwohner setzten die Vertheidigung noch eine Weile fort, bis die Stadt mit Gewalt erobert ward und nun gründlicher Züchtigung anheim fiel. Das Land trat unter die unmittelbare Herrschaft Timurs, während in dem entlegenen und weit nach Osten sich erstreckenden Gebiete von Kaschgar der Eroberer sich begnügte, nach wiederholten Siegen in den Jahren 776—777 (1375—1376) den Kamar ed-dín zur Flucht in die centralasiatischen Steppen zu nöthigen und die Huldigung der ihm bis dahin unterthan gewesenen Stämme für sich selbst entgegenzunehmen. Ein erheblicher Theil davon wird den Heeren Timurs Zuzug geleistet haben: schon auf der Rückkehr aus dem Osten finden wir ihn stark genug, in die Verhältnisse eines bei Weitem größeren, eben freilich durch innere Wirren gelähmten Staates einzugreifen, des Kiptschak nämlich, welches seit dem Tode von des Oesbeg (S. 265) Sohne Dschání-Beg (758 = 1357) durch fortdauernde Palastrevolutionen zerrüttet und in mehrere Einzelstaaten zerfallen war,[1]) grade wie das Reich Tschagatáï selbst, doch ohne bis dahin einen Wiederhersteller von der Kraft Timurs gefunden zu haben. Um 776 (1375) war der Westen des Kiptschak, das Gebiet der eigentlichen „Goldenen Horde", im Besitze eines Hausmeiers der dortigen Cháne, des Mamai, während im Osten des Jáïk (Uralflusses)

1) S. Schiemann, Rußland, Polen und Livland (Nr. 91 dieser Sammlung) S. 266 f.

unter mancherlei Streitigkeiten zwischen verschiedenen Nachkommen des Dschúdschi (S. 238) damals Urus-Chán die Oberhand behalten hatte. Er bekriegte einen Nebenbuhler Tului,[1]) der seinen auf Vereinigung aller Stämme des östlichen Kiptschak gerichteten Plänen Widerstand entgegensetzte; als dieser in einer Schlacht umkam, flüchtete sein Sohn Tóktamysch sich zu Timur, welcher eben auf dem Heimwege von Kaschgar nach Transoxanien begriffen war (777 = 1376). Zwischen Chwárism und dem oberen Jaxartes berührte das kiptschakische Gebiet unmittelbar die transoxanische Grenze, und ohne Bedenken ergriff Timur die Gelegenheit, seinen Einfluß nach dieser Seite hin durch Unterstützung des Prätendenten geltend zu machen. Tóktamysch, der sich natürlich von vornherein zum Lehnsmann seines Schutzherren erklären mußte, erhielt einige Truppen, mit welchen er den Jaxartes abwärts zog und die Bezirke von Otrár und Umgegend einnahm; da er sich indeß bis um die Mitte 778 (Ende 1376) von den Söhnen des Urus mehrfach schlagen ließ, so zog schließlich Timur selbst gegen diesen zu Felde. Der Winter verhinderte einen durchgreifenden Erfolg, aber inzwischen starb Urus, und gegen dessen untüchtigen, nur sinnlichen Genüssen ergebenen Sohn Timur-Melik herrschte bei seinen eigenen Unterthanen bald starke Verstimmung; so vermochte Tóktamysch mit den abermals ihm anvertrauten Heerhaufen Transoxaniens endlich die feindlichen Truppen zu schlagen (Ende 778 = 1377)[2]) und in einem zweiten Treffen Timur-Melik selbst zu fangen. Er ließ ihn tödten und fand nun in der Osthälfte des Reiches von Kiptschak rasch allgemeine Anerkennung; von da aus brachte er es dann bis 1381 (783) fertig, das Reich der Goldenen Horde in Rußland, welches durch Mamais Niederlage gegen den Großfürsten Dmitri[3]) vom J. 1380 (782) bereits stark erschüttert war, zu erobern und dadurch die staatliche Einheit der sämmtlichen ehemaligen kiptschakischen Gebiete wieder herzustellen. Dem Namen nach traten diese hiemit unter die Oberhoheit Timurs; doch werden wir bald genug sehen, daß Tóktamysch nur auf eine Gelegenheit wartete, seinem bisherigen Schutzherren den Dienst aufzusagen.

Einstweilen durfte Timur, sobald der Erfolg des Tóktamysch im Kiptschak entschieden war, ihm die Weiterführung seines Unternehmens ruhig überlassen, und als dann 781 (1379) der letzte Widerstand der Chwarismier gebrochen und damit der ganze Norden und Osten unterthan geworden, konnte er daran denken, auch nach Westen und Süden hin erobernd aufzutreten. Waren doch die persischen, arabischen und türkischen Länder trotz aller Verheerungen, deren Schauplatz sie nun schon seit Jahrhunderten abgeben mußten, immer noch für

1) Derselbe war nach der gewöhnlichen Annahme ein Vetter des Urus; s. aber Howorth, History of the Mongols, II, 1, London 1880, S. 225. 2) Nicht 1376 (Schiemann a. a. O. S. 277, vermuthlich nach Hammer-Purgstall, Geschichte der Goldenen Horde, Pest 1840. S. 333). Das Jahr 778 der Hidschra, in welchem die Schlacht stattfand, reicht vom 21. Mai 1376 bis 10. Mai 1377, und Ende 1376 hatte Timurs eigener Feldzug stattgefunden, das neue Unternehmen des Tóktamysch fällt in das Frühjahr 1377 = Ende 778. 3) Schiemann a. a. O. S. 271—276.

die Nomadenschaaren des unwirthlichen Mittelasiens ein gelobtes Land voll ungewohnter Schätze und Genüsse, das wieder einmal gründlich auszurauben keineswegs undankbare Mühe erschien. Um so mehr begreift man, daß mit dem Augenblicke, wo Timur den Oxus überschritt, fast jeder Versuch der Emire Transoxaniens und der unmittelbar dazugehörigen Bezirke, seine Oberherrschaft in Frage zu stellen, aufhört, seine Beherrschung der Heeresmacht, die er sich geschaffen, eine unbeschränkte wird. In den Gebieten von Chwârism und Kaschgar, die eine längere Selbständigkeit hinter sich hatten, begegnen wir später wohl noch einzelnen Versuchen, das Joch abzuschütteln, wenn der große Eroberer eben hunderte von Meilen zwischen sich und einen ehrgeizigen Stammhäuptling oder einen vertriebenen Fürsten gelegt hatte; aber im Großen und Ganzen hat Timur seit dem Beginne seines ersten persischen Feldzuges die Hunderttausende,[1]) zu welchen seine Schaaren bald angeschwollen sind, ohne irgend welche Schwierigkeit in unbedingtem Gehorsam erhalten können. Die Leistungen, welche er ihnen und sich zugemuthet hat, sind beispiellos und übertreffen diejenigen des Dschingis-Chân bei Weitem: dieser verfügte über eine ganze Anzahl großer Heere, die er unter verschiedenen Befehlshabern strahlenförmig aussandte; Timur hat seine sämmtlichen Feldzüge, soweit es sich nicht um ganz unbedeutende Streifereien handelte, in der Regel selbst geführt und ist mehr als einmal direct von Transoxanien nach Kleinasien und Syrien oder umgekehrt marschirt. Auch das ist für eine richtige Würdigung seiner Kriegsthaten nicht außer Acht zu lassen, daß er in Vorderasien mit weniger kümmerlichen Gegnern zu thun hatte, als in der Mehrzahl der Fälle die Feldherrn Dschingis-Châns: Mongolen und Tataren mochten allmählich kaum noch als etwas Neues gelten, der panische Schrecken, der ihnen bei ihrem ersten Erscheinen vorangegangen, konnte sich nicht wiederholen, so waren jetzt andere Schlachten zu schlagen, vielfach männlicherer Widerstand zu brechen, und häufig genug folgte dem Abzuge des grimmigen Siegers ein Aufstand der Besiegten auf dem Fuße, einen neuen Krieg zu seiner Niederwerfung erfordernd. So kamen Ssamarkand, das Timur zur Hauptstadt seines Reiches erhob, und Kesch, welches als Sommerresidenz beibehalten ward, selten zu der Ehre, den gefürchteten Beg in ihren Mauern zu beherbergen, die großen Paläste und Parks, die er nach tatarischer Gewohnheit an beiden Orten wie später in mehreren anderen großen Städten des immer umfangreicher werdenden Staatsgebiets errichten und anlegen ließ, standen meistens leer: seine Heimath war das Heerlager.

Um einen Kriegsfall konnte ein Mann wie Timur nicht verlegen sein, als er im J. 782 (1380) sich anschickte, den Emir von Herât, der im Westen

1) Die Zahlen werden hier von den Historikern wieder arg übertrieben. Beispiele, wo dies am unzweideutigsten zu Tage tritt, sind besonders die Angabe, daß bei Angora 800 000 Soldaten Timurs gegen 400 000 des Bajesîd gefochten haben sollen, und die noch abenteuerlichere des armenischen Chronisten, der an der Einnahme von Damaskus 700 000 Mann theilnehmen läßt (Nève, Exposé des guerres de Tamerlan et de Schah-Rokh, Brüssel 1860, S. 72).

sein nächster Grenznachbar war, anzugreifen. Wie einst Dschingis-Chán dem Chwarismschâh Mohammed die Anerkennung seiner Oberherrschaft in der schmeichelhaften Form abforderte, daß er ihn ersuchte, sich als seinen Sohn zu betrachten, so bat nicht weniger höflich Timur den Kurtiden (vgl. S. 264) Gijáth ed-dín, der eben damals zu Herát herrschte, um seinen Besuch, damit er an einem Kuriltai zu Sfamarkand theilnehmen könne, zu welchem eben ein auserwählter Kreis von Emiren, d. h. Vasallen des Einladenden, sich versammelten. Gijáth ed-dín merkte Absicht, und obwohl er, wie es scheint, die Verstimmung nicht blicken ließ, sondern späteres gelegentliches Erscheinen mit großer Liebenswürdigkeit in Aussicht stellte, so hielt er es doch für zweckmäßig, die Festungswerke von Herát in Stand setzen zu lassen, während er selbst freilich sich zunächst noch einer anderen Aufgabe widmen mußte. Seine unruhigen Nachbarn, die waghalsigen Sferbedâre von Sfebsewár (S. 263 f.), hatten ihn wieder einmal genöthigt, sie für irgend welche Uebergriffe zu züchtigen. Die Unverschämtheit dieser interessanten Galgenvögel war nämlich im Laufe der Jahre immer bedenklicher geworden, so daß sie trotz der fast unaufhörlichen Zänkereien untereinander, welche in einem so schnurrigen Staatswesen nothwendiger Weise an der Tagesordnung sein mußten, ihrer ganzen Umgebung höchst lästig wurden. Der tollste Streich, den sie ausgeführt, hatte freilich schon Ende 753 (Anf. 1353) die Welt in Erstaunen versetzt: ihr damaliges Oberhaupt, Chodscha Fachja Kerrâwi, hatte dem letzten Ilchán Togáï-Timur (S. 266), welcher ihn zur Huldigung aufgefordert, mitten in seiner eigenen Residenz zu Gorgán, wohin er sich scheinbar zur Erfüllung jener Forderung mit einem Gefolge von 300 Mann begeben, den Kopf abgehauen — „wer auch immer," bemerkt dazu der persische Geschichtschreiber, „die Art und Weise dieser ihrer tollkühnen Mannhaftigkeit erfährt, wird den Finger der Ueberraschung mit dem Zahne der Verwunderung benagen." Allerdings waren ihre weiteren Versuche, sich des Gebietes, das Togáï-Timur noch innegehabt hatte — es umfaßte hauptsächlich Gorgán und Masenderán — zu bemächtigen, gescheitert, ein Offizier des ermordeten Fürsten, der Emir Wali, hatte sich dort zum Herren aufgeworfen und gegen die Sferbedâre gehalten; aber trotzdem blieben sie ein Pfahl im Fleische der ostpersischen Fürsten, und insbesondere die Herren von Herát hatten fortwährend mit ihnen zu schaffen. So auch jetzt: während aber Gijáth ed-dín ihnen Nischapúr, das sie schon vor längerer Zeit sich angeeignet, abnahm, brach auf der anderen Seite Timurs Sohn Miran-Schâh mit einem Heere von Balch aus in das Gebiet von Herát ein (Ende 782 = Anf. 1381). Bald folgte der Vater mit der Hauptmacht: Sfarachs, wo ein Bruder Gijáth ed-dins commandirte, mußte sich ergeben, Búschendsch ward mit Gewalt erstürmt, Herát selbst kräftig berannt. Die Stadt vertheidigte sich gut: da drohte Timur dem Gijáth ed-din, er werde sie dem Boden gleich machen und alles Lebendige darin abschlachten lassen, wenn sie ihm nicht gutwillig überliefert werde. Dem kleinen Fürsten, der allein auf die Dauer einer solchen Uebermacht nicht

zu widerstehen vermochte und auf Hilfe aus dem Westen nicht rechnen durfte, sank der Muth: statt sein Heer zum Entsatze heranzuführen, entschloß er sich zur Unterwerfung. Auch die Wagehälse von Sſebſewár machten diesmal ihrem Namen keine Ehre; sie waren sofort bereit, als unterthänige Diener den gefährlichen Eindringling zu bewillkommnen: erst später, als ihnen der Druck der Fremdherrschaft lästig wurde, haben sie ihre alte Schneidigkeit noch in einigen Empörungen bewährt. In einer Beziehung folgte übrigens der große Kriegsherr selbst dem Beispiele der Communistenbande: er befreundete sich, wo er nur irgend konnte, mit den Derwischen, um den großen Einfluß dieser vagabondirenden Heiligen oder heiligen Vagabonden auf die unteren Volksclassen auszunutzen, wie er das schon im Anfange seiner Laufbahn (vgl. S. 276) versucht hatte. Dem entsprach es, daß er, trotzdem in seinen Heeren das türkische Element vorherrschte, sich zum Schi'itismus hielt[1]): seinem Grundsatze, daß es, wie einen Gott im Himmel so auch nur einen Herrscher auf Erden geben dürfe, kam das Dogma der Zwölfer (S. 10 f.) gefälliger entgegen, als die immer noch in den ägyptischen Abbaßidenchalifen das eigentliche Oberhaupt des Islâms erkennende Sſunna. — So glatt wie im Anfang ging es freilich nicht lange weiter. Isfaráïn, eine Festung des Emir Walí, mußte mit Sturm genommen werden, bevor er sich zur Huldigung entschloß, und kaum waren die Transoxanier aus seinem Lande abgezogen, als er schon wieder selbst angriffsweise vorzugehen Miene machte. Die Sſerbedáre erhoben sich gleichfalls, und in Herát und Umgegend weigerten einige tapfere Befehlshaber trotz des Friedensschlusses den Gehorsam. Für Letztere ward Gijáth ed-dín verantwortlich gemacht und mit seinem Sohne auf die Festung geschickt, wo man sie später umbrachte, dann aber mit Feuer und Schwert in den Jahren 783—785 (Ende 1381—1383) jeder Widerstand in diesen Gegenden beseitigt. Wie es dabei zuging, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß nach der Wiedereinnahme des schon früher zum Theil zerstörten Sſebſewár 2000 Gefangene als Baumaterial zu Thürmen dienen mußten, indem sie reihenweise lebendig zwischen Schichten von Stein und Mörtel gelegt und so festgemauert wurden. Fast ebenso schlimm wütheten Timurs Horden in Sſedſchestán (vgl. S. 274), dessen Herr Kotb ed-dín zwar ebenfalls capitulirte, aber seine mehr auf das Fechten begierigen Truppen nicht zum Niederlegen der Waffen bringen konnte. Es bedurfte noch eines scharfen Kampfes, bis die 20 000 oder 30 000 Mann in die Hauptstadt Serendſch zurückgeworfen waren; dafür ließ der erbitterte

1) So berichten die muslimischen Schriftsteller. Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß nach Berichten eines abendländischen Reisenden, welcher bis zu Timurs Hof vorgedrungen ist, sein Benehmen durchaus nicht dasjenige eines eifrigen Muslims war: vgl. J. Talboys Wheeler, The History of India Vol. IV, p. I, London 1876, S. 127 Anm. 7. Die Folgerungen Wheelers sind, weil hauptsächlich aus der Mongolengeschichte des Paters Catrou, beziehungsweise dessen Quellen gezogen, nicht unbedenklich; die entscheidende Angabe in der angezogenen Note ist mir ihrer Authentie nach keineswegs unzweifelhaft. Ich habe es daher bei der gewöhnlichen Ueberlieferung gelassen.

Sieger nach der Ersteigung der Mauern sämmtliche Einwohner „bis auf das Kind in der Wiege" abschlachten (785 = 1383). Dann ging es weiter in die Gebirge Afghanistáns hinein, Kabul und Kandahar wurden erobert, alles Land bis an das Pendschâb unterworfen, und somit die Grenze von Dschingis-Cháns Herrschaft im Südosten wieder erreicht. Inzwischen war es nöthig geworden, abermals in das Gebiet des ehemaligen Chanates von Kaschgar einzugreifen. Unter den Stämmen, welche dasselbe in Besitz hatten, traten schon seit Tugluk-Timur (oben S. 273) die Dschetá in den Vordergrund, welche östlich, beziehungsweise nördlich vom oberen Jaxartes bis jenseits des Sees Issik-Kul[1]) zelteten. Sie erscheinen bald unter Kamar ed-dín (S. 278), bald unter Chisr Chodscha,[2]) einem Sohne des Iljás (S. 275), welche, noch so oft aus ihren Ländern vertrieben, immer nach einiger Zeit wiederkehren, die Stämme des Reiches von Kaschgar gegen Timur auf die Beine zu bringen. Auch jetzt machten unruhige Bewegungen unter den Dschetá einen Streifzug nothwendig; 785 (1383) drang ein transoxanisches Heer bis über den Issik-Kul hinaus vor, ohne indeß Kamar ed-dín selbst abfangen zu können. Die Nachricht traf den Timur in Ssamarkand, woselbst er 786 (1384) nach glücklicher Beendigung des afghanischen Kriegszuges ein paar Monate verweilte, seine Residenz mit den geraubten Schätzen und Merkwürdigkeiten auszuschmücken und allerhand kunstfertige Gewerbsleute anzusiedeln, die er nach tatarischer Gewohnheit aus Herát und anderen Städten zur Verpflanzung in seine Heimath fortgeschleppt hatte. Da im Osten vorläufig wieder Ruhe geschafft war, konnte er selbst nun wieder nach Persien sich auf den Weg machen, wo der tapfere und unermüdliche Emir Wali trotz der Niederlagen der früheren Jahre von Neuem an der Spitze eines Heeres auftrat. Der tüchtige und einsichtsvolle Mann hatte vom ersten Auftreten Timurs in Choraßán vergeblich daran gearbeitet, die Fürsten des südlichen und westlichen Persiens zu einem gemeinsamen Bündnisse gegen den drohenden Eroberer zu einigen: der von ihnen am meisten politische Einsicht besaß, der Mosaffaride Schâh Schodschá, hatte nach der alten Tradition seiner Ge-

1) Genauer Yssyg-Göl „Warmer See", zwischen den Gebirgen südlich vom Balchasch-See. 2) Chisr ist die persisch-türkische Aussprache des arabischen Namens Chidr. Das Verhältniß dieses Fürsten zu Kamar ed-dín, dem Mörder seines Vaters, ist unklar; nach dem Feldzuge von Timurs Generälen im J. 792 (1390, unten S. 294) wird Kamar ed-dín nicht weiter erwähnt, und nach Heider Rási (Notices et extraits XIV, Paris 1843, S. 479) hätte Chidr nach dem Tode jenes Usurpators die Herrschaft über die Stämme des ehemaligen Chanates von Kaschgar erlangt. Bei Scheref ed-dín aber (Deguignes, Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken, übers. v. Dähnert, Bd. IV, Greifswald 1771, S. 32. 35) erscheint als Führer der Dschetá und der ihnen zugehörigen Stämme im J. 791 (1389) schon Chidr, 792 (1390) aber wieder Kamar ed-dín; es muß also zu einer Zeit eine Trennung zwischen diesen Stämmen stattgefunden haben, während deren einige dem jungen Chidr, andere dem Kamar ed-dín gehorchten. Das Nähere ist bisher unbekannt; später erscheint Chidr Chodscha als Alleinherrscher in friedlichem Verhältnisse zu Timur (nach Chondemir, übers. v. Defrémery, Journ. as. IV. série t. 19, Paris 1852, S. 282); vgl. S. 294.

biete (S. 229) von vornherein jeden Widerstand aufzugeben für das Klügste gehalten, und noch kurz vor seinem Tode (vgl. S. 265) unter Einsendung kostbarer Geschenke Timurs Schutz für die Söhne und Verwandten erbeten, zwischen welchen er seine Provinzen auftheilen wollte; die anderen aber verfolgten die im Orient mehr noch als selbst in England beliebte Politik des Vogels Strauß und dachten nicht daran, dem Herren von Gorgán und Masenderán zu Hilfe zu kommen. Dieser focht wie ein Verzweifelter, als Timur 786 (1384) gegen ihn anrückte; jeden Fußbreit Landes machte er den Feinden streitig, aber gegen solche Uebermacht dauernd anzukämpfen war unmöglich. Er mußte endlich auch seine Hauptstadt Asterabád räumen; während alle Schrecken der tatarischen Rohheit über die unglückliche Bevölkerung hereinbrachen, warf sich Wali über Damegán nach Rei, von da, wie es heißt, in die Berge von Tabaristán. Ueber sein Ende gehen die Angaben auseinander, sicher ist nur, daß er bald darauf seinen Tod gefunden hat in den Wirren, welche Timurs weiteres Vorrücken nach dem Westen bald auch über den Rest von Persien bringen sollte.

Zunächst über das Land zwischen Rei selbst und Tebrís, der Hauptstadt der ehemaligen Ilchâne. Wir erinnern uns (S. 266), daß Medien und Adherbeidschán in dem Friedensschlusse zwischen dem kleinen und dem großen Haßan dem Ersteren zugefallen war, der Letztere sich mit dem arabischen Irák begnügt hatte. Lange sollte aber der kleine Haßan seine endlich gesicherte Herrschaft nicht ausüben; schon im J. 744 (1343) ward er von seiner eignen Frau, die ein mit einem der Emire von ihr unterhaltenes Liebesverhältniß zur Kenntniß ihres Mannes gekommen glaubte, ermordet. Der Hulaguide, in dessen Namen Haßan regiert hatte, machte einen schwachen Versuch, nun selbst als Herrscher aufzutreten, ward aber von dem aus Kleinasien herbeieilenden Aschraf, dem Bruder des Getödteten (S. 266), beseitigt. Der Sieger schlug nun selbst in Tebrís seine Residenz auf; konnte aber der kleine Haßan nicht grade als ein Mann von zartem Gewissen bezeichnet werden, so war Aschraf gradezu ein abscheulicher Tyrann. Schließlich hatten ihn mehrere von seinen eignen Emiren so gründlich satt, daß sie Dschâni-Beg, den Chân der Goldenen Horde (vgl. S. 278), ins Land riefen, der 757 (1356) in der That Adherbeidschán überzog und den Aschraf tödtete. Mit ihm hatte die kurzlebige Tschobanidenherrschaft ihr Ende erreicht. Freilich mußten die kiptschakischen Fürsten den eben gewonnenen Besitz sogleich wieder fahren lassen: schon 758 (1357; vgl. S. 278) ward Dschâni-Beg von seinem eigenen Sohne Berdi-Beg erschlagen, und der von solcher Gewaltthat naturgemäß eingeleitete Verfall dieser Dynastie machte weitere Unternehmungen nach dem Süden des Kaukasus für lange Zeit unmöglich. So vermochte der Dschelairide Oweis, des ebenfalls 757 (1356) gestorbenen großen Haßan Sohn, nach einigen Zwischenfällen sich Adherbeidschâns und Mediens bis Rei zu bemächtigen, so daß nunmehr die Ilkâne (S. 266) beide Irák und Adherbeidschán unter ihrem Scepter vereinigt hatten. Aber es war kein ruhiges Dasein, welches sie in ihrer Residenz zu Tebrís führten. Oweis

(757—776 = 1356—1375) war allerdings ein kräftiger Fürst, der eine gelegentliche Empörung seines Statthalters von Bagdad sofort unterdrückte (767 = 1366), auch den Herren von Schirwán und den Emír Wali von Masenderán (S. 281), an dessen Gebiet das seinige bei Rei grenzte, seine Stärke fühlen ließ. Mit seinem Tode indeß war die Blüthe der Dschelaïriden bereits vorbei. Dem auf ihn folgenden Sohne Hußein (776—783[1]) = 1375—1381) gelang es schon nicht mehr, der einander ablösenden Empörungen seiner Verwandten und anderer Emíre, die in bösartigster Weise mit Angriffen des Mosaffariden Schâh Schodschá auf Bagdad wie auf das nördliche Medien sich verwickelten, thatsächlich Herr zu werden; schließlich überfiel ihn sein Bruder Achmed in Tebrís, tödtete ihn und bemächtigte sich der Herrschaft, die er mit vielen Wechselfällen und Unterbrechungen bis 813 (1410) ausgeübt hat. Er war ein willkürlicher und harter, ja grausamer Fürst, aber ein verschlagener und zäher Mensch, der sich niemals vom Unglück niederbeugen ließ und durch alle seit Timurs Anmarsch um ihn her entfesselte Stürme hindurch sich bis über den Tod des furchtbaren Welteroberers hinaus gehalten hat, um schließlich ein Opfer seines eignen Ehrgeizes zu werden. Dabei war er ein gebildeter Mann, liebte die Poesie und Musik, war selbst ein gewandter Dichter, sowie ein vorzüglicher Maler (S. 272 Anm. 2) und Schönschreiber, kurz ein in vieler Beziehung ausgezeichneter Mensch: nur schade, daß er dem in damaliger Zeit mehr und mehr unter Derwischen (S. 197) wie Laien sich verbreitenden Opiumgenusse huldigte und in Folge dessen häufig gänzlich unzurechnungsfähig wurde — seine schlimmsten Blutthaten soll er in diesem Zustande ausgeführt haben. Dieser Achmed war es, der über mancherlei Streitigkeiten mit seinen ebenfalls auf den Thron Anspruch erhebenden Brüdern den Hilferuf des Emír Wali (S. 284) ungehört hatte verhallen lassen, und der nun in dem Augenblicke, wo der tapfere Mann unterlag, selbst die Tatze des Tigers zu fühlen bekam. Ende 786 und bis zum Herbste 787 (1385) beschäftigte den Timur allerdings nur die eine Sorge, den Wali zu vernichten: so verfolgte er ihn zwar, als er sich nach Rei, also auf Achmeds Gebiet, gezogen hatte, über die Grenze und nahm dem Dschelaïriden, der in dieser Gegend keinen festen Halt besaß, ohne Mühe noch Sultanija ab; da indeß Wali sich inzwischen unsichtbar machte, kehrten die Tataren noch einmal um, zunächst sich des in ihrer Flanke liegenden Tabaristán zu versichern. Nachdem sich die Städte des Landes ohne Schwertstreich unterworfen, ging Timur, vorläufig mit dem Erfolge dieses Feldzuges zufrieden, nach Samarkand zurück, um für den nächsten noch stärkere Kräfte vorzubereiten. Daß es ihm ja nicht an einem Vorwande zu neuem Einbruch in Achmeds Provinzen fehle, besorgte Tóktamysch, der von ihm eingesetzte Chán der Goldenen Horde. Der nämlich begann sich zu fühlen, seitdem er durch die hinterlistige Einnahme und greuliche

1) Nach anderer Angabe 784 = 1382.

Verwüstung von Moskau (784 = 1382) die Russen wieder unter das tatarische Joch gebeugt hatte und für einige Zeit vor jeder Gefahr von dieser Seite behütet war;[1]) um so lebhafter empfand er den Wunsch, Timurs Oberherrlichkeit sich zu entziehen, und schickte bereits Gesandte zum Achmed nach Tebrís, diesem ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind anzutragen. Weshalb der Dschelaïride, welcher die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Wiederholung des Einfalles aus dem Osten sich kaum verhehlen konnte, die Boten Tóktamyschs, noch dazu in ziemlich schnöder Form, abwies, können wir nur errathen: vermuthlich war er der Ansicht, und gewiß nicht mit Unrecht, die Kiptschaken würden, säßen sie erst einmal in seinen Landen fest, nicht minder über ihn zur Tagesordnung übergehen, wie Timur selber — Tóktamysch aber nahm die Sache krumm und veranstaltete im Laufe des Winters 787 (1385/6) einen Plünderungszug nach Adherbeidschán, auf welchem die Residenz selbst übel mitgenommen ward. Man kann sich die sittliche Entrüstung vorstellen, welche Timurs Herz durchbebte, als er die Kunde erhielt, ein von Muslimen bewohntes Land sei von den leider großentheils immer noch unbekehrten Horden[2]) seines Lehnsmannes überrannt und ausgeraubt worden! Sofort erklärte er, dem Glaubensgenossen, der sein Gebiet selbst zu schützen nicht vermöge, Hilfe bringen zu müssen, und gleich im J. 788 (1386) führte er diese wohlwollende Absicht mit bekannter Uneigennützigkeit aus. Nachdem er an der Spitze seines Heeres in Adherbeidschán eingerückt, nahm er Tebrís in Besitz; ohne jedes Hinderniß, da Achmed, wie sein späteres Verfahren zeigt, es für das Klügste hielt, immer nach Möglichkeit auszuweichen, so lange ihm überlegene Kräfte entgegentraten, und sich für spätere günstigere Gelegenheiten aufzuheben. An Muth fehlte es ihm, das hat er sonst oft genug in seinem Leben gezeigt, keineswegs, obwohl sein Verfahren Timur gegenüber allerdings an den Satz erinnert, daß auch für das Vaterland zu leben süß ist. Indeß, bald fand der Eroberer, daß nicht alle Emire der Provinzen, welche er soeben betrat, ihm seine Beschützerrolle so zu erleichtern gedachten, wie der vorsichtige Dschelaïride. Dicht hinter Adherbeidschán war es mit der persisch-tatarischen Bevölkerung aus der Zeit der Ilchâne zu Ende; hier stieß man auf ein neues und kräftiges Element, welches dem Timur nicht weniger zu schaffen machen sollte, als früher dem Húlagu — auf die ächten Türken ghusischer und turkmenischer Abstammung, welche bei aller Verwandtschaft mit ihren östlicheren Vettern doch keineswegs die Absicht hatten, sich von diesen in ihrer eignen Gemüthlichkeit stören zu lassen.

Kleinasien war damals, soweit nicht einzelne Küstenstriche noch in der

1) Vgl. Schiemann, Rußland, Polen und Livland (Nr. 91 dieser Sammlung) S. 278ff. 2) Offiziell hatte allerdings ja schon Berekâï (oben S. 243) den Islám angenommen, und in den Stämmen der eigentlichen Goldenen Horde war er damals wohl überall ebenfalls schon zum Siege gelangt. Aber insbesondere östlich der Wolga waren die meisten der sog. Tataren vermuthlich Heiden, wie ja heute noch die Tschuwaschen der Gouvernements Orenburg und Kasan.

Gewalt der Byzantiner sich befanden, längst vollkommen turkisirt. Ueber dreihundert Jahre waren verflossen, seitdem zuerst die Seldschuken die östliche Hälfte der Halbinsel in Besitz genommen, und seit dem Beginne der großen Völkerbewegungen zu Anfang des 7. (13.) Jahrhunderts hatte der Strom der türkischen Einwanderung von Neuem sich in das Land ergossen. Ganze Stämme jagten damals, von den Mongolen Dschingis-Cháns aus ihren Sitzen aufgestört, durch Chorassán und Persien bis nach Armenien und Kleinasien hinein; ihnen folgten die Heerschaaren der letzten Chwarismschähe, die nach ihren Niederlagen wie in Syrien so auch weiter nördlich auf fremdes Gebiet übertraten, und Turkmenen werden sich auch unter den Horden der mongolischen Eroberer, der Feldherrn Dschingis-Cháns wie des Húlagu und seiner Nachfolger selbst nicht wenige befunden haben. So lange die Ordnung im Seldschukenstaate von Rúm noch nicht gänzlich über den Haufen geworfen war, suchte man natürlich die neuen Elemente möglichst ohne Schaden für die seßhaften Einwohner unterzubringen, man sandte sie also an die byzantinische Grenze, wo sie auf Kosten der Griechen sich neue Sitze schaffen mochten. Die Frische dieser unverbraucht in die Geschichte des Westens eintretenden Volkskräfte erklärt es, wie mitten im Verfalle der seldschukischen Dynastie von Ikonium das Fortschreiten des Türkenthums nach der Küste des ägeischen Meeres hier kaum vorübergehend ins Stocken kommt, wie die Emire der einzelnen sich rasch vermehrenden und ausbreitenden Stämme unter der rein namentlichen Oberhoheit der letzten kümmerlichen Sultane von Rúm selbst in der mongolischen Zeit thatsächlich selbständig bleiben können, und wie die paar Zehntausende tatarischer Truppen, welche dem Statthalter des Ilcháns auf dem rechten Euphratufer zu Gebote stehen, selten etwas gegen die westlichen Emirate zu unternehmen, keinesfalls durchgreifende Erfolge über sie davonzutragen im Stande sind. Im Gegentheil; mit dem Zerfall des mongolisch-persischen Reiches verschwand sofort auch der längst untergrabene Einfluß seiner bisherigen Vertreter in Kleinasien. Der Tschobanide Aschraf, der im Frieden von 741 (1341) einige Bezirke des Landes erhalten (S. 266), verließ sie bereits 744 (1344; vgl. S. 284), von Artená, welchem damals der Rest gehörte, vernehmen wir das Letzte ebenfalls in demselben Jahre. An seiner Stelle erscheint um die Zeit Timurs als Herr von Cäsarea, Siwas und Tokat der Kási[1])

Münze eines Seldschuken-Emirs in Ephesus; Silber. Originalgröße. Berlin, Königl. Münz-Cabinet. (Erläuterung s. im Illustr. Verz.)

1) Kási ist persisch-türkische Aussprache für das arabische Kádi „Richter" (I, 277). Sein Vater war Richter unter Artená und an dessen Hofe sehr einflußreich gewesen;

Burhán ed-dín, das Oberhaupt eines durchaus türkischen Gemeinwesens, welches hier den Emiraten des Westens gleichberechtigt zur Seite getreten ist. Unter diesen — es sind ihrer zehn[1]) — ist schon seit längerer Frist der aufstrebende Staat der Osmanen in den Vordergrund getreten. Es kann nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle der merkwürdigen Entwicklung, welche von geringen Anfängen aus die Nachkommen Ertogruls und Osmans[2]) auf die Höhe einer Weltmacht geführt hat, eine wiederholte Betrachtung zu widmen; ich darf für eine solche auf Hertzbergs Darstellung in einem früheren Theile der „Allgemeinen Geschichte" verweisen.[3]) Hier muß ich nur daran erinnern, daß in demselben Jahre 788 (1386), wo Timur nach der Einnahme von Tebríz sich anschickt, nach Armenien und Kleinasien hinüberzugreifen, der Osmane Murád I. bei Konia (Ikonium) den mächtigsten seiner Nebenbuhler aus der Zahl der übrigen Emire, Alí-Beg von Karamanien, schlägt[4]) und damit sich oder doch seinem Nachfolger Bajesíd I.[5]) (seit 791 = 1389), sobald die Kämpfe mit den Bulgaren, Serben und den sonstigen christlichen Staaten der Balkanhalbinsel Muße dafür lassen, die Vergrößerung des neuen Reiches durch weiteres Vordringen in der Richtung auf Armenien ermöglicht. Ein Zusammentreffen Timurs, der aus dem Osten, und Bajesíds, der von Westen her, beide auf derselben Linie, anrückten, war unvermeidlich.

Allerdings sollte es vorläufig noch durch eine Reihe von Zwischenfällen verzögert werden, die in verschiedener Weise Timurs Fortschritte aufhielten. Nicht alle Türken, die seit der Sseldschukenzeit nach und nach in Armenien, Mesopotamien und Kleinasien sich festgesetzt hatten, gehorchten einem der elf Emire. Der ganze breite Streifen Landes östlich von dem Gebiete des Káfi Burhán ed-dín und den nördlichsten Besitzungen der ägyptischen Mamluken auf der einen, Adherbeidschán und Kurdistán auf der anderen Seite war längst von zahlreichen Türkenstämmen, meistens Turkmenen, durchsetzt, die zwischen den armenischen Christen und arabischen wie kurdischen Beduinen allmählich zu überwiegen anfingen. Einen erheblichen Schritt in dieser Richtung hatte die Ankunft von zwei neuen turkmenischen Stämmen bezeichnet, die unter

er hatte mit einigen anderen hohen Beamten zusammen nach Jenes Tode seinen unmündigen Sohn Mohammed auf den Thron gesetzt und war dann selbst gestorben, indem er dem Burhán ed-dín seinen Posten hinterließ. Als dann Mohammed ohne Nachkommen endete, wußte der schlaue Kádi nach und nach die übrigen Großen des Landes sich unterthan zu machen und nahm schließlich sogar den Sultanstitel an.

1) Näheres s. bei Hertzberg, Gesch. der Byzantiner und des Osman. Reiches (Nr. 72 dieser Sammlung) S. 436, wozu verglichen werden kann die mit Hilfe der Münzen vervollständigte Zusammenstellung von Stanley Lane Poole, The Successors of the Seljuks in Asia Minor (Journal of the Royal Asiatic Society, New Series. Vol. XIV, London 1882, S. 773). 2) Osman ist persisch-türkische Aussprache des arabischen Namens Othmán; vgl. I, S. 60 Anm. 2. 3) S. darüber Hertzberg a. a. O. S. 436. 452. 461. 464; ferner (in Nr. 79 der Sammlung) 467. 470. 484. 486. 489. 491 ff. 4) Hertzberg a. a. O. S. 503. 5) Bajesíd ist die etwas veränderte türkische Aussprache für den arabischen Namen Abu Jesíd.

dem Ilchán Argun (683—690 = 1284—1291; oben S. 254) aus Turkestán über den Oxus gewandert und am oberen Euphrat und Tigris, wo die greulichen Verheerungen zu Dschingis-Cháns und seiner ersten Nachfolger Zeiten Platz genug für neue Bewohner geschaffen hatten, angesiedelt worden waren. Man bezeichnet sie als Kara-Kojunlu und Ak-Kojunlu, d. h. die vom schwarzen und vom weißen Lamm,[1]) weil sie nämlich je ein solches als Wappenthier in der Fahne führten.[2]) Wir würden indeß in einen bedenklichen Irrthum verfallen, wollten wir aus dem Stammzeichen auf entsprechende friedliche Neigungen der beiden schließen. Im Gegentheil, sie waren Lämmer ähnlicher Art wie jene verwilderte englische Truppe, die in merkwürdigem Zusammentreffen dreihundert Jahre später aus der gleichen Veranlassung denselben Namen der „Lämmer" erhielt[3]) — an Kraft, Tapferkeit und Roheit die ächten Türken ihrer Zeit, und verfehlten nicht, sich ihren Nachbarn möglichst unbequem zu machen. Zuerst saßen, wie berichtet wird,[4]) nördlich bei Erzingán und Siwas die Schwarzlämmer, südlich zwischen Ámid und Moßul die weißen; in der Zeit aber, wo sie nachdrücklicher in die politischen Verhältnisse einzugreifen beginnen, etwa um 765 (1364), ist Moßul in den Händen Beiram Chodschas, des Häuptlings der schwarzen, später seines Sohnes Kara[5]) Mohammed, der zwar seit 776 (1375) den Dschelaïriden in Bagdad tributpflichtig ist, sonst aber ziemlich unabhängig sich geberdet; die weißen hatten ihre Sitze damals an beiden Euphratufern von Ámid bis Siwas, befanden sich hier in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Herren des letzteren, dem Kási Burhán ed-dín (S. 288), stehen aber neben den schwarzen bis zur Ankunft Timurs etwas im Hintergrunde. Jedenfalls waren beide Stämme damals im Besitze des größten Theiles von Mesopotamien — die ortokidischen Herren von Maredín spielten eine sehr geringe Rolle neben ihnen — und Westarmeniens, insbesondere der Bezirke von Wan, Bajesid (oder Aidin, wie es damals hieß) und Erzerúm. Das schloß nicht aus, daß in denselben Gegenden andre muslimische oder christlich-armenische Fürsten kleine Gebiete inne hatten; die turkmenischen Horden waren eben mitten unter die alten seßhaften Bewohner eingesprengt, die sich von

---

1) Kojun heißt auf türkisch das Schaf in der allgemeinen Bedeutung des franz. mouton; demzufolge findet man den Namen im Deutschen verschieden übersetzt als Schaf, Widder, Lamm oder Hammel; da es sich um ein Wappenthier handelt, ist wohl Lamm vorzuziehen. Kara bedeutet schwarz, ak weiß. 2) Thiere als Eponyme von Personen sind uns bei den Türken nichts Neues; vgl. die früher gegebenen Erklärungen der Namen Ak Sjonkor „Weißer Falke" (S. 92), Karakusch „Schwarzvogel" (S. 157) u. s. w. 3) „Kirke's Lamb's", s. Macaulay, The History of England, ed. Tauchn. (Leipzig 1849), II, 201. 4) S. Rasmussen, Annales Islamismi, Hauniae 1825, S. 119, und vgl. Deguignes, Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken, übers. v. Dähnert, Bd. III, Greifswald 1769, S. 328. Mit der Angabe über die ersten Wohnsitze der Schwarzlämmer stimmt die Notiz über ihre Kämpfe mit den Byzantinern von Trapezunt (Hertzberg a. a. O. S. 468). 5) D. h. „der schwarze Mohammed", wie nachher „der schwarze Júßuf"; s. oben Anm. 1.

ihnen besteuern und nur zu häufig mißhandeln lassen mußten, jetzt aber zwischen diesen unmilden Herren und den anrückenden Barbaren Timurs in die äußerste Bedrängniß geriethen. Wehrten sie sich, so wurden sie von den Tataren abgeschlachtet, ergaben sie sich ihnen, so behandelten sie die Turkmenen als Feinde: selbst diese an jede Noth und jedes Elend gewöhnte Bevölkerung hat selten in einer so schrecklichen Lage sich befunden. Den ganzen Sommer und Herbst 788 (1386) und das Frühjahr 789 (1387) hindurch verheerten Timurs Schaaren kreuz und quer die Thäler großer Provinzen von Armenien und Georgien mit Brand und Mord, bald gegen die waffentüchtigen Kaukasier, bald gegen Kara Mohammed und dessen Sohn Kara Jûßuf kämpfend, freilich in dem schwierigen Gebirgsterrain auch mehr als eine blutige Niederlage erleidend. Das mußten natürlich die armen Christen dann büßen, aus deren Mißhandlung ein so frommer Muslim, wie Timur war, sich ein besonderes Verdienst machte. „Die Tataren," sagt der einheimische Chronist,[1]) „peinigten die Menge des gläubigen Volkes durch jegliche Qual, durch Hunger, durch Schwert, durch Gefangenschaft, durch unerträgliche Martern und die grausamste Behandlung. So verwandelten sie in eine Einöde, wo nur das Schweigen herrscht, eine ehemals höchst blühende Provinz Armeniens. Viele Menschen erlitten den Märtertod und erwiesen sich würdig, diese Krone zu empfangen. Sie zu kennen vermag nur der Vergelter Christus, unser Gott, der sie krönen wird an dem Tage der Vergeltung, welche den Schaaren der Gerechten vorbehalten ist. Timur schleppte Massen von Beute fort und machte zahlreiche Gefangene, in einer Weise, daß es Keiner zu berichten vermag, noch zu beschreiben das Unglück und die Trübsal unseres Volkes. Dann, als er mit einem beträchtlichen Heere bis Tiflis vorgedrungen war, bemächtigte er sich desselben, und machte eine Menge Gefangene: man schätzt, daß die Anzahl der Getödteten die Zahl derjenigen überstieg, welche mit dem Leben davonkamen." Einen Augenblick konnte es scheinen, als ob selbst dem tatarischen Blutmenschen ein Bewußtsein aufgehen wolle der Greuel, durch welche er den menschlichen Namen schändete. Unser Chronist[2]) erzählt weiter: „Timur belagerte die Veste Wan;[3]) ihre Vertheidiger brachten vierzig angstvolle Tage zu, und tödteten eine große Anzahl von den Mannschaften des gottlosen Tschagataïers, aber endlich, des Brodes und Wassers ermangelnd, konnten sie die Belagerung nicht aushalten und lieferten die Festung in die Hände der Feinde ... Darauf erging ein Befehl des wilden Tyrannen, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft zu schleppen, und die Männer ohne Unter-

1) Thomas von Medzoph bei Nève, Exposé des guerres de Tamerlan, Brüssel 1860, S. 35 f. 2) Nève a. a. O. S. 44. 3) Diese Stelle des Armeniers zeigt, daß Weil (Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, Bd. II, Stuttgart 1862, S. 30) mit Unrecht den auch bei Scheref ed-dîn überlieferten Namen Van in Vastan ändert. Vielmehr ist bei ihm später (S. 46) statt Van vielmehr Avnig zu setzen, sofern, woran ich nicht zweifle, auf Nèves Angaben S. 59 Verlaß ist.

schied, Gläubige und Ungläubige, von den Zinnen der Burg[1]) in die Gräben zu stürzen. Die Soldaten führten sogleich seinen grausamen Befehl aus; sie begannen rücksichtslos sämmtliche Einwohner in die umliegenden Abgründe zu werfen. Die Haufen der Leichen erhoben sich so hoch, daß die Letzten von denen, welche herabgestürzt wurden, nicht augenblicklich den Tod fanden. Das haben wir mit unsern Augen gesehen und mit unseren Ohren gehört aus dem Munde des heiligen und hochwürdigen Erzbischofes, des Herren Zachäus, wie auch des Paters und Wartabeds (d. h. Diaconus) Paul, die beide sich aus der Veste, wo sie eingeschlossen gewesen, retteten. Denn ein tschagataïscher Hauptmann, von der ihm zugewiesenen Abtheilung lassend, setzte seine Gefangenen in Freiheit, und dies war eine Gelegenheit zur Rettung für eine kleine Anzahl. Indessen aber ward die ganze Gegend rings um die Festung überschwemmt von dem unschuldigen Blute der Christen, wie der Fremden. Damals war es, wo ein Leser[2]) auf ein Minâret in der Stadt Pegri[3]) stieg und mit lautem Rufe das Gebet des jüngsten Tages[4]) anstimmte: „Er ist gekommen, der Tag des jüngsten Gerichtes!" Der gottlose Tyrann, der eine erbarmungslose Seele in sich trug, fragte sofort: „Was ist das für ein Ruf?" Die ihn umgaben, antworteten: „Gekommen ist der Tag des jüngsten Gerichtes, das Jesus heranbringen soll;[5]) du aber hast es heute schon herangebracht. Denn schrecklich ist die Stimme des Rufers gleich dem Tone (vgl. I, 190) der Posaune!" — „Man zerschmettere diesen Mund!" rief Timur: „hätte er früher gerufen, es wäre kein Mensch getödtet worden!" Und sogleich gab er Befehl, Niemand weiter in den Abgrund zu stürzen, und alle Menschen, die noch übrig waren, frei zu lassen." Nur zu bald sollte es sich zeigen, daß keine Regung der Menschlichkeit, nur des Aberglaubens, der alle Orientalen ein Wort böser Vorbedeutung scheuen heißt, Timurs ungewohnten Schonungsbefehl veranlaßt hatte. Kaum hatte er, dessen Truppen aus dem schwierigen Gebirgskriege nicht unversehrt hervorgegangen waren, die Vollendung seines Verheerungswerkes auf spätere Zeiten verschiebend, sich nach dem kaspischen Meere zurückgewandt, als er bereits Veranlassung nahm, die armenischen Greuelscenen auf anderem Boden noch zu überbieten. Es waren die südpersischen Gebiete der Mosaffariden, welche den Schauplatz dieser neuen Blutthaten abgeben sollten.

Die Söhne und sonstigen Verwandten des Schâh Schodschâ (S. 284), welche nach dem 786 (1384) erfolgten Tode dieses Fürsten in dessen statt-

1) Diese ist auf einem hohen Felsen gelegen zu denken. 2) D. h. ein Koránleser, ein frommer muslimischer Theologe, vermuthlich der Imâm der dortigen Gemeinde. 3) Nicht weit vom Nordende des Sees von Wan; Timur mochte hier sein Hauptquartier aufgeschlagen haben. 4) Die Muslime haben Gebetsammlungen, in welchen alle möglichen religiösen Themata zum Gegenstande von Anrufungen gemacht werden, die großentheils aus koranischen Formeln zusammengesetzt sind. Ein auf die Schrecken des jüngsten Tages bezügliches Gebet dieser Art ist es, in welches der Imâm die Gläubigen einzustimmen auffordert 5) Die Wiederkunft Jesu als Beginn des Gerichtes hat die mohammedanische Eschatologie dem Christenthume entlehnt. Vgl. S. 200, Anm. 1.

lichen Besitz — er umfaßte Kirmán, Fars und einen Theil von Chusistán — sich getheilt hatten, lebten nach der Weise orientalischer Herrscher keineswegs in Frieden mit einander; Grund genug, um so mehr dem übermächtigen Eroberer gegenüber, wenn man einen gemeinsamen kräftigen Widerstand nicht zu organisiren vermochte, die von dem egoistischen, aber klugen Schâh Schodschâ eingeleitete Friedenspolitik fortzusetzen. Trotzdem war Sein el-Abidin, Schodschâs Sohn und Herr von Fars, unvorsichtig genug, der im Sommer 789 (1387) ihm zugehenden Aufforderung Timurs zum Trotz das Erscheinen im Lager desselben abzulehnen. Mehr bedurfte es natürlich nicht, den Angriff des tatarischen Heeres herauszufordern; Timur erschien im Herbste des genannten Jahres vor Ispahán. Die Stadt, welche in der Verwaltung eines Oheims des Sein el-Abidin sich befand, ward ohne Schwertstreich übergeben; aber ein unglücklicher Zufall,[1]) so hören wir, führte ein Unglück herbei, welches selbst in dieser furchtbaren Zeit beispiellos dasteht. Obwohl die Einwohner gegen Zahlung einer beträchtlichen Kriegssteuer Schonung bewilligt erhalten hatten, benahmen sich die Truppen doch mit gewohnter Zügellosigkeit, so daß allgemeine Verzweiflung sich des Volkes bemächtigte; als nun in der Nacht durch irgend eine Veranlassung in einer der Vorstädte sich ein Tumult erhob, lief Alles zusammen und in plötzlich gesteigerter Aufregung fiel man über die schwache[2]) Besatzung her, welche Timur in den Ort gelegt hatte, und machte ihr den Garaus. Es verstand sich von selbst, daß eine exemplarische Bestrafung eines so bedenklichen Vorganges erfolgen mußte. Die Stadt sofort wieder zu erobern schuf dem überlegenen Heere keine große Schwierigkeit; damit aber keiner seiner Leute, wie das nach dem vorher mitgetheilten Berichte in Armenien vorgekommen war, von unzeitigem Mitleid sich bewegen ließe, irgend Jemanden von den gefangenen Bürgern entwischen zu lassen, erhielten die Mannschaften Befehl, auf jede Abtheilung eine bestimmte Anzahl Köpfe abzuliefern, im Ganzen 70 000. Da bekamen selbst die Tataren das Würgen satt. Es wird erzählt, daß viele dem Befehle zu genügen suchten, indem sie Köpfe kauften, die von weniger zartfühlenden Genossen bereits abgesäbelt waren. Anfangs kostete der Kopf ein Goldstück; als dafür das Angebot wuchs, ging der Preis auf die Hälfte herunter. Jedenfalls bekam Timur seine 70 000; er ließ sie nach seiner Gewohnheit in verschiedenen Theilen der Stadt zu Thürmen aufmauern.

Ich will es nicht dem Leser, noch mir selbst zumuthen, weiter, als es zur Gewinnung des richtigen Eindruckes von der Furchtbarkeit dieser großen Katastrophe nothwendig ist, in so entsetzliche Einzelheiten uns zu vertiefen; es mag genügen, von nun an lediglich den Gang der Feldzüge und Eroberungen des Begs von Ssamarkand zu verfolgen und dem oder jenem seiner Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Unter ihnen steht an Kühnheit

1) Die Berichte stimmen hier nicht überein; nach Anderen wäre die Tödtung der Tataren auf vorherige Verabredung geschehen. 2) Es sollen 3000 oder 6000 Mann gewesen sein.

und Heldenmuth allen voran einer der Mosaffariden, Schâh Manßûr. Ein Großneffe des Schâh Schodschâ hielt er sich, während Timur auf das Strafgericht von Ispahân die Einnahme von Schirâs und anderen Orten des Landes Fars in demselben Jahre (789 = 1387) folgen ließ, und die übrigen Mitglieder des Hauses Mosaffar von allen Ecken und Enden zitternd herbeieilten, dem schrecklichen Kriegsherren ihre Aufwartung zu machen und ihre Unterthänigkeit zu beweisen, in seinen Besitzungen um Tuster in Chusistân abseits, Herrschaft und Leben theuer zu verkaufen entschlossen. Er war so wenig für feinere Gewissensbedenken empfänglich, wie irgend ein Fürst in dieser gewaltthätigen Zeit: da sein Oheim (zweiten Grades) Sein el-Abidîn nach dem Verluste Ispahâns sich zu ihm flüchtete, wußte er ihm seine Truppen abspenstig zu machen, setzte ihn gefangen und hat ihn, als er nach einiger Zeit entkommen war und später wieder eingefangen wurde, ohne Umstände blenden lassen. Aber wer mit dem Timur fechten wollte, konnte in seinen Mitteln nicht wählerisch sein; es galt vor allen Dingen eine Macht zusammenzubringen, mit der man in der Feldschlacht einem solchen Gegner die Spitze zu bieten vermochte; und es ist unter allen Umständen etwas Außerordentliches, was der thatkräftige Manßûr erreicht hat, wenn „der Krieg, welcher das persische Irâk und Fars unter die Herrschaft Timurs beugte, weder ohne Gefahr für den Sieger gewesen ist, noch ohne Ruhm für den wackeren Fürsten, der es erreichte, die Wagschale des Sieges ins Schwanken zu bringen".[1]) Allerdings fehlte ihm Anfangs auch die Gunst der Umstände nicht, ohne welche Derartiges in der That kaum hätte versucht werden können. Während eben Timur noch beschäftigt war, die Huldigungen der übrigen Mosaffariden entgegenzunehmen, kam ihm die unerwartete Nachricht, daß seines Reiches Mittelpunkt, Transoxanien selber, durch plötzliche Angriffe von zwei verschiedenen Seiten ernstlich bedroht war. Tóktamysch, der noch im Winter 787/8 (1385/6) bei einem Einfalle in Adherbeidschân sich eine Niederlage geholt hatte, und die immer noch aufrührerisch gesonnenen Dschetâ (oben S. 283) benutzten die lange Abwesenheit Timurs aus dem Osten dazu, im J. 789 (1387) die Jaxartesprovinzen zu überrennen. Natürlich waren diese nicht ohne Schutz: einer von Timurs Söhnen, Omar Scheich,[2]) war mit ausreichenden Truppen in Ssamarkand zurückgeblieben, und obwohl er gegen Tóktamysch bei Otrâr eine Niederlage erlitt und gegen die Dschetâ bei Andugân[3]) wenigstens nur mit großer Anstrengung das Feld hielt, vermochten die Gegner doch nicht, ihre Vorstöße

1) Defrémery, Mémoire sur la destruction de la dynastie des Mozaffériens (Extrait du Journal asiatique), Paris 1845, S. 1. 2) Das arabische Scheich (I, 13 Anm. 3), das persische Pîr oder Chodscha, alle drei ursprünglich „Alter" bedeutend (vgl. oben S. 94), werden seit der Mongolenzeit oft auch als Titel von Prinzen oder sonstigen Großen verwandt. 3) In Fergâna, zwischen Ueskend und Chokand im Thale des oberen Jaxartes (wie auch bei Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, II, 32. 33 statt Oxus zu lesen ist).

bis in die Nähe der Residenz weiterzuführen. Die Gefahr, daß sie im nächsten Sommer mit überlegenen Kräften wiederholt würden, lag indeß zu nahe, als daß es nicht der Kriegsfürst selbst für nothwendig hätte ansehen müssen, hier gründlich aufzuräumen, bevor er mit der Eroberung Persiens fortfuhr. So kehrte er im Winter 789/90 (1387/8) nach Transoxanien zurück, verwüstete während des Sommers 790 (1388) die Provinz Chwárism, deren Häuptlinge sich mit den Fremden in hochverrätherische Verbindung eingelassen hatten, und bereitete für das nächste Jahr weitere Rachezüge vor, als mitten im Winter (Ende 790 = 1388) Tóktamysch von Neuem über den oberen Jaxartes bei Chokand einbrach. Timur eilte ihm entgegen, schlug ihn, nahm im folgenden Frühjahr (791 = 1389) die nördlichen Bezirke um Otrár wieder ein und jagte die Kiptschaken in ihre Steppen zurück. Indeß sah er, daß sowohl sein ehemaliger Lehnsmann wie die unbotmäßigen Dschetá, wollte er irgendwie für längere Zeit im Nordosten Ruhe haben, empfindlicher heimgesucht werden mußten. So machte er sich denn, während ein neuer Aufstand der Sserbedáre in Choraßán durch Miran-Scháh (S. 281) mit der Umzingelung und gänzlichen Vernichtung der Waghälse beantwortet wurde, selbst mit Omar Scheich und anderen seiner tüchtigsten Generäle zunächst nach dem Osten auf. Das Gebiet der Dschetá und die übrigen Provinzen des Chanates von Kaschgar zwischen der tibetischen Grenze und dem Altai, dem Jaxartes und dem Irtisch wurden von den strahlenförmig nach allen Richtungen ausgesandten Heeren gänzlich verwüstet, alle Stämme, die man unterwegs traf, zersprengt und aufgerieben oder weit nach der Mongolei und Sibirien hineingejagt. Allerdings glückte es dem Kamar ed-dín (S. 283) jetzt wie im folgenden Jahre (792 = 1390), wo Timurs Feldherrn das Unternehmen mehrerer Gründlichkeit halber wiederholen mußten, mit seiner nächsten Umgebung über den Irtisch zu entschlüpfen; bald nachher aber muß er den Tod gefunden haben, und Chisr Chodscha, dem wir später als Chán von Kaschgar und den zugehörigen Provinzen begegnen, hielt es nach den gemachten Erfahrungen gerathen, sich dem Sieger endlich zu beugen. Es kam — wir wissen nicht wann — zu einem Friedensschlusse, der bis längere Zeit nach Timurs Tode ein erträgliches Verhältniß zwischen den beiderseitigen Stämmen unter der thatsächlichen Oberhoheit der Herrscher von Ssamarkand sicherte. — Es blieb die Abrechnung mit Tóktamysch. Das Gerücht von Timurs letzten Erfolgen und den sofort in Angriff genommenen neuen Rüstungen hatte bald seinen Weg in das Innere des weiten Reiches von Kiptschak gefunden, und als die transoxanischen Truppen sich zu Anfang 793 (1391) in Marsch setzten, trafen schon in Kara-Ssamán, noch diesseits der Grenze — nördlich von Taschkend, welches dem Heere als Sammelplatz gedient — Boten des Chánes der Goldenen Horde ein, um Verhandlungen anzuknüpfen. Dafür aber war die Zeit vorbei; unaufhaltsam sprengten die zahllosen Reiterschaaren Timurs in die Steppe hinein. Tóktamysch hielt nicht Stand, er wollte nach der Art der nördlichen Völker sich des Raumes als

Waffe bedienen. Erst nach dem Nordosten bis tief in das Kirgisenland hinein, dann wieder nach dem Westen über den Uralfluß (Jaïk), durch das jetzige Gouvernement Orenburg bis dicht an die Wolga, zusammen einen Weg von etwa dreihundert deutschen Meilen, jagten Fliehende und Verfolger hinter einander her; endlich bei Kandurtscha[1]) machte Tóktamysch Halt. Hier befand er sich im Herzen seines Reiches, die Wolga durfte er nicht überschreiten, ohne seine Hauptstadt Ssaraï[2]) ungedeckt zu lassen. Auch war der lange Ritt durch die Einöden, deren geringe Hilfsquellen von den voranziehenden Kiptschaken größtentheils erschöpft waren, trotz des reichlich mitgenommenen Proviantes nicht ohne empfindliche Verluste für die Transoxanier gewesen, Tóktamyschs Heer übertraf sie an Zahl bei Weitem, so begann die Entscheidungsschlacht für diesen unter günstigen Vorzeichen. Sie fand am 15. Redscheb 793 = 19.[3]) Juni 1391 statt; trotz aller Tapferkeit, mit welcher Timurs Schaaren fochten, gelang es dem Tóktamysch doch, mit einem mächtigen Stoße den linken Flügel des Gegners, auf welchem Omar Scheich commandirte, zu durchbrechen und im Rücken des Centrums Stellung zu nehmen. Aber der schlaue Welteroberer war keineswegs gewohnt, nur eine Sehne an seinem Bogen zu haben. Mehr als in anderen Heeren noch war bei den Mongolen und ihren Hilfsvölkern die hochragende Standarte des Kriegsherrn von Wichtigkeit als das Zeichen, nach welchem alle Bewegungen der Einzelschaaren sich richteten; ihr Fall pflegte den Tod des Anführers zu verkünden. Nun hatte Timur, in dessen Lager es an unzufriedenen Kiptschaken nicht fehlte, den Fahnenträger seines Feindes zu gewinnen vermocht; der ließ in dem entscheidenden Augenblicke das Feldzeichen sinken, und Tóktamysch, im Rücken des Feindes von seiner Hauptmacht abgeschnitten, auf deren Ausharren er jetzt nicht rechnen konnte, gab in eigner Person schleunigst das Beispiel zur Flucht. Seine Horden zerstreuten sich, er selbst entkam über die Wolga, aber sein ganzes Lager, seine Schätze, sein Harem, Frauen und Kinder seiner Soldaten fielen den Siegern in die Hände, die hinter den Flüchtlingen herjagend noch ganze Abtheilungen in den Strom warfen. Dann zerstreuten sie sich über das östliche und mittlere Kiptschak, überall mordend und raubend, Ssaraï

1) Heute noch Kandurtschinskaja, ein kleiner Ort am linken Ufer der Kandurtscha nahe ihrer Quelle. Der Fluß geht von Norden her in den Sok, einen kleineren linken Nebenfluß der Wolga, der sich südlich der Kama bei Samara an der Stelle, wo die Wolga die lange schmale Schleife zieht, in diese ergießt. Vgl. hierüber, wie über andere Einzelheiten, die Abhandlung von Charmoy in den Mémoires de l'Académie de St. Pétersbourg, 6. série, t. 3. Petersburg 1836. 2) Jetzt Zarjew, im Mündungsgebiete der Wolga an der oberen Achtuba, nicht weit unterhalb des Punktes, wo die letztere von der Wolga sich abzweigt. 3) Der 15. Redscheb entspricht nach dem gewöhnlichen Kalender dem 18. Juni; da aber als Wochentag der Montag angegeben wird, so wird die arabische Zählung wie so häufig ungenau und der 19. das wahre Datum sein. Uebrigens soll die Schlacht, einem Berichte zufolge, drei Tage gedauert haben, es könnte also vielleicht auch hieraus die Unsicherheit des Datums zu erklären sein. Der 18. wäre, wie bereits Charmoy bemerkt, der Jahrestag der 424 Jahre später stattfindenden Schlacht von Belle Alliance.

und die übrigen Städte des Südens bis nach Asow hin ausplündernd und verwüstend. So groß war die Zahl der Gefangenen, daß allein 5000 junge Männer und schöne Mädchen für den Herrscher selbst auserlesen werden konnten, unzählige andere mußte man, trotzdem auch die Offiziere und Soldaten sich nach Belieben versahen, laufen lassen, weil es unmöglich war, sie alle mitzuschleppen. Elf Monate, nachdem das Heer von Taschkend aufgebrochen war, gegen Ende des Jahres 793 (1391) gab der siegreiche Herrscher „Freude und Glück seiner Hauptstadt Ssamarkand zurück, indem er sie wiederum mit seiner Gegenwart beehrte".

Der Zug gegen Tóktamysch ist Alles in Allem wohl die glänzendste militärische Leistung Timurs überhaupt gewesen. Jedenfalls ging es mit der Fortsetzung des vier Jahre früher so kurz abgebrochenen vorderasiatischen Feldzuges bei Weitem nicht so rasch, obwohl die Heere der kleinen vorderasiatischen Fürsten wenigstens der Zahl nach mit denen der Kiptschaken gar keinen Vergleich aushielten. Aber jenen kam in vielen Bezirken die Natur des gebirgigen Bodens zu Hilfe, auf welchem die tatarischen Reiter sich schlecht bewegen konnten, und an Muth und Hartnäckigkeit standen ihrem furchtbaren Gegner weder die Turkmenen noch der Mosaffaride Manßúr nach. Dieser hatte die nothgedrungen von Timur ihm gelassene Frist (S. 293) wohl benutzt, in raschen Kriegen den meisten seiner Verwandten ihre Besitzungen abzunehmen und verfügte jetzt von Schirás aus über Chusistán, Fars und das südliche Medien mit Ispahán, als die Tataren, die während des Jahres 794 (1392) noch Aufstände in Tabaristán zu bewältigen gehabt hatten, Anfang 795 (1392/3) seinem Gebiete sich näherten. Damit nicht, wie bei dem ersten Kriege mit den Mosaffariden, Schâh Manßúr in den schwer zugänglichen Bergen des oberen Chusistán eine Zuflucht finden könne, ward durch fliegende Abtheilungen vorher die Flanke nach Kurdistán und dem südlichen Irák zu gesichert, während Timur selbst von Sultanije quer über das Gebirge auf Tuster, den Hauptort von Chusistán, marschirte. Dann ging der Zug erst durch das bequeme Hügelland, welches sich zum persischen Meerbusen abdacht, bis an den Eingang der in die Gebirge um Schirás hinaufführenden Querthäler; nach gewaltsamer Erstürmung eines für uneinnehmbar geltenden Sperrforts lag der Weg nach Manßúrs Residenz offen. Der Schâh hatte, so heißt es,[1]) absichtlich den Timur so weit herankommen lassen, um zwischen den Gebirgen des persischen Hochlandes ihm einen rastlosen Guerillakrieg zu machen; schließlich hielt er es, von den Bitten der Einwohner von Schirás belagert, doch für seine Pflicht, wenigstens einen Versuch zur Deckung der Stadt zu wagen. So kam es eines Nachmittags im Thale vor derselben zur Schlacht. Aber wieder hatte Timur seinen Reitern einen goldenen Esel vorangehen lassen: der oberste von Manßúrs Emiren verließ mitten im

1) Die Einzelheiten werden hier verschieden überliefert und sind bis auf Weiteres noch als sehr unsicher zu betrachten.

Kampfe seinen Herrn mit dem größten Theile der Truppen, die Schlacht war nicht mehr zum Stehen zu bringen, Alles schien verloren. Bis in die Nacht hinein vermochte Mansúr doch sich hinzuhalten, und während vom Kampfe ermüdet die Tataren schlechte Wache hielten, fiel er mit der geringen Schaar seiner letzten Getreuen — 500 nur sollen es noch gewesen sein — im Morgengrauen über das feindliche Lager her. In der ersten Verwirrung glückte es ihm, rechts und links um sich hauend, ein großes Blutbad anzurichten und bis zu dem überraschten Timur selbst vorzudringen. Aber der feste Helm des zum Unheile der Welt Gefeiten widerstand dem Schwerthiebe des tapferen Mosaffariden; inzwischen stürzten neue Feindesschaaren herbei und im Handgemenge fiel der unerschrockene Held,[1]) mit ihm die letzte Hoffnung seines Hauses. Den übrigen Mitgliedern desselben nützte es nichts, daß sie demüthig sich dem Eroberer unterwarfen; damit es keinem wieder einfiele, den Mansúr zu spielen, wurden sie gefangen gesetzt und später getödtet.

Von Schirás aus wandte sich Timur zunächst gegen Bagdad, wo Achmed Ibn Oweis seit dem Verluste von Tebrís (S. 286) residirte und jetzt mit Sorgen den Ausgang des Krieges um Schirás erwartete. Sein Versuch, mit dem Gegner, welchem er sich nicht gewachsen fühlte, ein friedliches Abkommen zu treffen, stieß bei diesem auf wenig guten Willen: so beschloß der Dschelaïride, sich mit seinen Schätzen nach Aegypten zu flüchten, das jetzt wiederum, wie in den Tagen des Húlagu, der Rettungsanker des morschen Schiffleins werden zu sollen schien, welchem das islamische Westasien im Sturme des tatarischen Ueberfalles glich. In Káïro hatten um diese Zeit die Nachkommen des Kilawún längst abgewirthschaftet. In den fortwährenden Unruhen und Palastrevolutionen unter den letzten Bachriten war der Emír Barkúk emporgekommen, einer der tscherkessischen Mamluken, die nunmehr am Nil die Hauptrolle spielten; ein erster Versuch desselben, den unmündigen Sultan Hadschi II. (S. 248 Anm. 2) der Herrschaft zu berauben, hatte nach siebenjährigen Kämpfen zwischen den Großen des Landes doch noch einmal zur Wiedereinsetzung des Beseitigten geführt, aber schon sechs Monate später hatte Barkúk das Heft endgiltig in die Hände bekommen und herrschte seit dem Jahre 792 (1390) in Aegypten, seit 794 (1392) auch in Syrien, dessen thatkräftigster Emír, Timurboga Mintasch, erst nach hartnäckigem Widerstande durch Verrath überwältigt und getödtet werden konnte. Barkúk war ein keineswegs unbedeutender Mensch, tapfer und hinterlistig wie alle Mamluken, aber als Politiker seinem großen Vorgänger Beibars längst nicht gewachsen. Ohne zu verkennen, daß Timurs Fortschritte nach dem Westen eine Verbindung aller Kräfte Aegyptens und Syriens mit den streitbaren Turkmenen vom schwarzen und weißen Lamm wie mit den in

1) Ueber die näheren Umstände seines Todes wissen wir nichts Bestimmtes. Daß ihm Timurs Sohn, der eben siebzehnjährige Schah-Roch, eigenhändig den Kopf abgehauen, ist eine unverschämte Erfindung von dessen Höfling Scheref ed-dín, auch Ibn Arabschahs Bericht indeß nicht sehr wahrscheinlich.

Kleinasien jetzt allmächtigen Osmanen und endlich dem nach seiner Niederlage allmählich wieder zu Kräften kommenden Tóktamysch erforderten, meinte er doch genug gethan zu haben, wenn er der Reihe nach diese nützlichen Bundesgenossen gegen die Tataren ausspielte, ohne selbst nachdrücklich in den Kampf einzugreifen. So lange er lebte, schien ihm seine Absicht zu gelingen; als er aber 801 (1399) gestorben war, mußte der ihm folgende Sohn Faradsch (801—815 = 1399—1412) seines Vaters kurzsichtige Selbstsucht mit dem Verluste Syriens büßen, und verdankte es schließlich nur dem Tode des Timur, wenn er wenigstens in Aegypten unangefochten blieb. So weit reichte indeß natürlich Barkúks Einsicht, daß er dem vor den Tataren fliehenden Achmed Ibn Oweis, als er 795 (1393) über Haleb und Damaskus in Kāïro eintraf, einen wohlwollenden Empfang zu Theil werden ließ und ihn als Gast am Hofe behielt, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Wiedergewinnung seiner Herrschaft bot. Er brauchte nicht allzulange darauf zu warten. Freilich hatte sich Bagdad dem anrückenden Timur ohne Widerstand ergeben, und im Laufe der Jahre 795. 796 (1393. 1394) war ganz Irák und Mesopotamien erobert und die von Neuem bethätigte Unbotmäßigkeit der Schwarzlämmer unter Kara Júßuf, dem Nachfolger des 791 (1389) gestorbenen Kara Mohammed, durch abermalige furchtbare Verheerungen in Armenien und Georgien vergolten worden. Aber ehe Timur, der schon nach der Einnahme von Bagdad mit Barkúk grobe Briefe gewechselt hatte, dazu kam, gegen Syrien vorzugehen, rief ihn ein Angriff des wieder im Vollbesitze seiner Macht befindlichen Tóktamysch auf Schirwán, dessen Herr schon früher sich unter des Welteroberers Schutz gestellt hatte, wieder nach dem Norden. In der Nähe des jetzigen Jekaterinograd, südlich vom Terekflusse, erlitt Tóktamysch 797 (1395) eine Niederlage, schlimmer noch als die von Kandurtscha (S. 295); und von ihr hat er sich nie erholen können. Timurs Banden wütheten nach Gewohnheit, diesmal im eigentlichen Gebiete der Goldenen Horde zwischen Wolga, Don und Dniepr und von da weiter bis tief in das russische Reich hinein;[1]) dann aber setzte er den Kójridschak Oglan, einen Sohn Urus-Chāns (S. 279), der sich auf eine große Partei in der Horde stützen konnte, zum Herrscher ein. Der beabsichtigte Zweck, den undankbaren Tóktamysch auf diese Weise gänzlich zu beseitigen, ist nicht verfehlt worden: unstät und flüchtig erst bei dem Fürsten Witowt von Litauen, dann tief im Innern von Asien herumschweifend soll er sieben Jahre später ermordet worden sein.

Den Winter 798 (1395/6) beschäftigte sich Timur damit, durch Verheerungen in dem christlichen Georgien seinen Eifer für die Sache des Islāms zu bethätigen und noch einmal einen Streifzug in das Mündungsgebiet der Wolga auszuführen; dann kehrte er im Sommer desselben Jahres (1396)

1) Vgl. Schiemann, Rußland, Polen und Livland (Nr. 91 dieser Sammlung) S. 288.

nach Sjamarkand zurück, daselbst neue Heere für seine weiteren Unternehmungen auszuheben; im Westen ließ er Miranschâh mit einigen Truppen zurück, die gemachten Eroberungen zu hüten. Das gelang diesem freilich nicht eben sehr glänzend. Kaum hatte sein Vater den Rücken gekehrt, als die Schwarzlämmer unter Kara Jûßuf sich in Mesopotamien[1]) unangenehm bemerklich machten; auch arabische Beduinen aus der syrischen Wüste brachen ein, und mit Hilfe beider gelang es dem bereits in Syrien harrenden Achmed Ibn Oweis, sich Bagdads wieder zu bemächtigen, in welchem er nun ein paar Jahre als Vasall des Sultans von Aegypten regierte. Miranschâh mußte sich mit Kara Jûßuf um Moßul herumschlagen und brachte es so wenig zu durchgreifenden Erfolgen, daß sogar die Ortokiden von Maredin, welche nach ihrer Gewohnheit sich dem Timur vorher ohne viele Umstände unterworfen hatten, es für räthlich hielten, mit Turkmenen und Aegyptern Freundschaft zu schließen. So vergingen etwa vier Jahre, während deren Miranschâh (die Lobredner seines Hauses behaupten, in Folge eines Falles auf den Kopf) seine früheren Fähigkeiten sehr vermissen ließ; immerhin griff die Empörung der Unterworfenen nicht bis nach Persien hinüber, und Timur konnte ohne große Sorgen, ehe er wieder nach dem Irâk zurückkehrte, sich einem anderen Lande widmen, das bisher noch nicht der Gegenstand seiner segensreichen Bemühungen gewesen war. Man darf, wenn man das Verfahren des Welteroberers richtig verstehen will, nicht vergessen, daß es ihm wesentlich, seinen Tataren ausschließlich auf das Beutemachen ankam. Persien und die Kaukasusländer waren in wiederholten Kriegen ziemlich ausgeraubt, die für die Zukunft bevorstehenden Kämpfe gegen Mamluken und Osmanen versprachen mehr schwierig als gewinnreich zu werden, so ist es nicht wunderbar, daß er ohne Umstände einer Lockung folgte, die ihn plötzlich nach einer ganz anderen Seite zog. Indien, das wir seit geraumer Zeit (vgl. S. 189) aus den Augen verloren haben, und dessen Schicksale während der letzten zweihundert Jahre wir erst später im Zusammenhange überblicken können, war auch seit dem Rückzuge Dschingis-Châns nicht ganz von weiteren Einfällen der Mongolen verschont geblieben. Elfmal hatten während jenes Zeitraumes die Ausfallspforten Afghanistans, die Pässe von Kabul und Gasna, tschagataïschen Horden in das Pendschâb Einlaß gewährt, und die drei oder vier türkischen Dynastien, welche inzwischen nach einander zu Dehli geherrscht, waren oft in Verlegenheit gewesen, der Landplage zu steuern. Nachhaltigen Erfolg hatten diese Angriffe aber niemals gehabt; bei der Zersplitterung, welcher so rasch das Reich Tschagatâï verfiel, waren es immer nur die verhältnißmäßig unbedeutenderen

1) Nach einigen Angaben auch in Armenien (Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, II, 57; vgl. aber den Armenier bei Nève, Exposé des guerres de Tamerlan et de Schah-Rokh, Brüssel 1860, S. 63. 68). Diese Dinge liegen wieder sehr im Argen, und müssen unter Beiziehung der syrischen Nachrichten (Behnsch, Rerum seculo quinto decimo in Mesopotamia gestarum liber, Breslau 1838) im Einzelnen untersucht werden.

Kräfte der Provinzen von Balch und Gasna gewesen, die hier in Thätigkeit traten und denen, mochten sie auch zwischen den Hulaguiden und den Chánen des Ostens ziemlich freies Spiel haben, doch eine förmliche Eroberung des großen Landes nicht gelingen konnte, um so weniger, als die indischen Herrscher bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts über eine achtunggebietende Macht verfügten. Um die genannte Zeit war das anders geworden; die Sultane zu Dehli hatten ihren Einfluß auf die ferner liegenden Provinzen mehr und mehr eingebüßt, neue selbständige Reiche waren aus den früheren Statthalterschaften Bengalens und des Dekhan erwachsen; und als nach dem Tode des Firúz-Schâh (790 = 1388) die Söhne und Enkel desselben, oder vielmehr die Großen, welche bald den, bald Jenen auf den Schild hoben, in Streitigkeiten und raschen Thronwechseln ihre Kräfte vergeudeten, begannen auch die Stammprovinzen des oberen Ganges und des Pendschâb in die äußerste Verwirrung zu gerathen. Die Nachrichten, welche darüber Timur zugingen, klangen höchst einladend; so beschloß er, bevor er sich wieder nach dem Westen begab, einen Raubzug in großem Maßstabe über den Indus zu unternehmen. Er ward im J. 800 (1398) ins Werk gesetzt. Daß es sich hier in der That nicht um eine dauernde Gewinnung des Landes handelte, sieht man schon aus der Art und Weise der Ausführung. Sie erfolgte großentheils während der heißen Jahreszeit, welche das tatarische Heer natürlich zwang, sich möglichst weit nördlich zu halten. Multán, das schon im Jahre vorher durch Pir Mohammed, einen Enkel des Timur, besetzt worden war, und Dehli selbst waren die südlichsten Punkte, die überhaupt erreicht wurden; aber die Bezirke zwischen beiden und dem Himálaja wurden um so mehr von allen Schrecken des Krieges heimgesucht. Mit großer Kühle erzählt Timur selbst, oder der, welcher in seinem Namen den Bericht über diesen Feldzug abgefaßt hat,[1]) daß es allmählich lästig wurde, die in den Kämpfen mit der kriegerischen Bevölkerung des Pendschâb gemachten zahlreichen Gefangenen in Begleitung des Heeres mitzuschleppen; so wurden sie, 100 000 an der Zahl, als man sich der Hauptstadt näherte, eines Tages sämmtlich abgeschlachtet. Nicht minder grauenhaft war das Schicksal Dehlis selbst. Schon unter den letzten Türkensultanen hatte die einst mit dem alten Bagdad an Glanz und Reichthum wetteifernde Residenz durch verkehrte Maßregeln ihrer Herrscher empfindlich gelitten, trotzdem war sie immer noch die erste Stadt Indiens an Einwohnerzahl wie an Schätzen. Nachdem ihr Sultan Machmúd mit seinem Majordomus Mellu Ikbál-Chán die Schlacht vor den Thoren von Dehli verloren und sich mit Mühe nach Gudscherát gerettet hatte, ergaben sich die Einwohner ohne Umstände; aber ein paar Schlägereien zwischen den eindringenden Truppen Timurs und einigen zurückgebliebenen türkisch-indischen Soldaten oder Hindus genügten als Vorwand, mit gewohnter Barbarei Raub, Mord und Brand überall wüthen zu lassen. Es ist charakte-

1) Vgl. oben S. 269 Anm. 1.

ristisch, wie sich Timurs Kriegsbericht darüber ausspricht: „Durch den Willen Gottes", so heißt es, „nicht in Folge eines Wunsches oder Befehles von mir, sind alle drei Quartiere von Dehli, welche Sîri, Dschehán-penáh und Alt-Dehli genannt werden, geplündert worden. Die Chotbe[1]) meiner Herrschaft, welche Sicherheit und Schutz gewährleistet, war in der Stadt gehalten worden. Es war daher mein ernstlicher Wunsch, daß kein Uebel der Bevölkerung des Ortes zustoßen sollte. Aber es war von Gott beschlossen, daß die Stadt verwüstet werden sollte. Er gab deswegen den ungläubigen Bewohnern einen Geist der Widerspenstigkeit ein, so daß sie selbst das Schicksal über sich brachten, welches unvermeidlich war." Um diese widerwärtige Heuchelei nicht allzu ungeheuerlich zu finden, muß man sich erinnern, daß noch heutzutage recht häufig Gott für das verantwortlich gemacht wird, was die Menschen an Greuelthaten zu Stande bringen. Jedenfalls bezeichnet der Tag des 18. December 1398 (8. Rabí II 801) das Ende Dehlis als der strahlenden und weitberühmten Hauptstadt des muslimischen Indiens; unter den späteren Sultanen ist es nur ein Schatten seiner selbst, auch bevor es die letzten Afghanenkönige für längere Zeit thatsächlich zum Range einer Provinzialstadt herabdrückten. — Nachdem Timur seinen Zweck erreicht, das heißt sich und seine Leute mit Schätzen und Gefangenen reichlich versehen hatte, trat er sofort den Rückweg an. Der Umstand, daß nach seinem Abzuge ein verrätherischer Emír von Multán, Namens Chisr-Chán, welcher den fremden Räubern gegen seine Landsleute Vorschub geleistet, sich allmählich ausbreitete und schließlich der Herrschaft über Dehli bemächtigte, hat zu dem Irrthum Veranlassung gegeben, daß Timurs Dynastie eine Zeit lang durch Jenen und ein paar nachfolgende Statthalter Indien habe regieren lassen. Es ist nichts an dem:[2]) wie ein Heuschreckenschwarm waren die Tataren gekommen und so verließen sie das Land, nachdem sie es kahl gefressen — auch hier eitel Tod und Zerstörung ohne den geringsten Versuch, etwas Neues zu schaffen.

Kaum nach Sfamarkand zurückgekehrt, machte der Welteroberer sich daran, wieder mit Ernst den Verhältnissen des Westens näher zu treten. Es sah dort einigermaßen bedrohlich aus. Allerdings hatte Sultan Barkúk von

---

1) D. h. das Gebet in den Moscheen für den Sieger, welches die Anerkennung desselben als neuen Herrschers seitens der Bevölkerung einschloß (vgl. I, 195).
2) S. Thomas, The Chronicles of the Pathán Kings of Dehli, London 1871, S. 328. — Wir hören allerdings, daß Chisr-Chán im J. 814 (1411) eine Huldigungsdeputation an Timurs Sohn Schâh-Roch gesandt hat (s. Notices et Extraits, XIV, 1, Paris 1843, S. 196); indeß schließt dies so wenig einen Widerspruch gegen das im Texte Gesagte ein, wie etwa die Thatsache, daß mehrere der übrigen indischen Fürsten dadurch, daß sie sich für Vasallen Timurs erklärten, seine Angriffe von sich abzulenken bemüht waren: da hieß es denn, sobald er nicht sonst etwa aus anderem Grunde auf Krieg erpicht war, die Könige hätten sich unterworfen. Natürlich sind die Lobredner der Timuriden ja stets beflissen, rein formellen Höflichkeitsbezeugungen einen ernstlicheren Sinn unterzulegen, als sie wirklich haben. Eine ähnliche Tendenz hat die Erzählung des Abd er-Rasák in den Notices et Extraits a. a. O. S. 437 f.

Aegypten soeben das Zeitliche gesegnet (801 = 1399), Achmed Ibn Oweis hielt sich in Bagdad, wo er wegen seiner Grausamkeit (S. 285) verhaßt war, nur mühsam mit Hilfe der Schwarzlämmer Kara Jûßufs, und mit Letzterem konnte man hoffen, fertig zu werden, wie schon öfter. Daß Burhân ed-dîn von Sîwas um dieselbe Zeit von den ihm aufsässig gewordenen Turkmenen des weißen Lammes unter Kara Jelek[1]) (oder Osmân, wie er mit seinem mohammedanischen Namen heißt) der Herrschaft und des Lebens beraubt war, hätte für Timur eher günstig scheinen können: aber ein anderer Gegner trat jetzt auf eben diesem Schauplatze auf, der mehr als alle früheren dem furchtbaren Kriegsfürsten ebenbürtig zu sein schien. In die Jahre 792—795 (1390—1393) fällt Sultan Bajesîds I. (S. 288) Einverleibung der meisten von den kleinen türkischen Emiraten in das auch auf europäischem Boden durch die Schlacht auf dem Amselfeld (791 = 1389) zur Großmacht emporgediehene osmanische Reich;[2]) und der unmittelbare Grenznachbar der von Timur in Anspruch genommenen Provinzen Armenien und Mesopotamien wurde Bajesîd, als er auf Bitten der Einwohner von Sîwas, die von dem Benehmen der rohen Turkmenen nicht grade sehr erbaut sein mochten, etwa im J. 801 (1399) auch das Land bis an den Euphrat zwischen Erzingân und Malatia in Besitz nahm. Das war eine directe Herausforderung Timurs, der früher das eigentlich schon zu Armenien gehörende Erzingân unter seinen Schutz gestellt hatte. Jetzt kam noch hinzu, daß beim Nahen Timurs, welcher im J. 802 (1400) mit großen Massen in Adherbeidschân eingerückt war und nach einem seiner gewohnten Verheerungszüge in Georgien auf Bagdad zu marschiren sich anschickte, Achmed Ibn Oweis und sein Bundesgenosse Kara Jûßuf von dort zu Bajesîd flüchteten und bei diesem bereitwillige Aufnahme fanden, während umgekehrt mehrere der von Letzterem entthronten kleinasiatischen Emire in Timurs Lager erschienen und ihm mit lauten Klagen über die ihnen widerfahrene Vergewaltigung in den Ohren lagen. Der Ton der diplomatischen Verhandlungen, welche über diese Dinge zwischen den beiden ziemlich gleich mächtigen und jedenfalls gleich hochfahrenden Herrschern hin- und hergingen, war mehr als deutlich; trotzdem konnte man ein sonst ungewohntes Zögern an Timurs Handeln bemerken. Er verhehlte sich nicht, daß ihm hier der ernsteste Strauß seines Lebens bevorstand. Bajesîd verfügte über die Kräfte von ganz Kleinasien und einem großen Theile der Balkanhalbinsel, deren Serben einen der vorzüglichsten Bestandtheile seines

---

1) So schreibt den Namen Weil, jedenfalls der Autorität seiner arabischen Quellen folgend. In dem einzigen Originaltexte, welcher mir zur Verfügung steht, Ibn Arabschâhs Vita Timuri ed. Manger I, 522 u. ö., finde ich Jlûk oder Eiluk; v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches I, 293 hat Kara Juluk, welches er „der schwarze Blutegel" übersetzt, während der Blutegel im Türkischen doch nicht juluk sondern ssülük heißt. Ich bin nicht im Stande, Form und Bedeutung des Namens festzustellen. 2) S. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner und des osmanischen Reiches (Nr. 79 dieser Sammlung) S. 505 f. 526.

Heeres bildeten; er selbst gab an Kühnheit und Thatkraft dem Timur kaum etwas nach, und dieser befand sich an der äußersten Westgrenze seines ungeheuren Reiches, zwischen unterjochten und gemißhandelten Völkern, die eine gegen die Osmanen erlittene Niederlage ihm leicht zu gänzlichem Verderben vollenden konnten. Indeß, Bajesíd ermangelte einer für den Feldherrn mehr als werthvollen Eigenschaft, die Timur im höchsten Grade besaß: der Vorsicht, welche alles Andere eher zuläßt, als Verachtung des Gegners. Seines sieggewohnten Heeres, wie er meinte, sicher, hielt er es nicht für nöthig, in Kleinasien besondere Vorbereitungen zum Empfange des mächtigen Feindes zu treffen, und blieb ruhig in Europa, die Belagerung von Konstantinopel, welche er seit einiger Zeit betrieb,[1]) womöglich noch zu Ende zu führen: da traf ihn die Nachricht, daß Timur Anfang 803 (1400) über den Euphrat gegangen sei und Sîwas erstürmt habe. Sogar ein Sohn Bajesíds soll bei der Einnahme gefangen und bald nachher getödtet worden sein;[2]) aber auch ohnedem hatte er reichliche Veranlassung, nunmehr alle Kräfte gegen den gefährlichen Gegner aufzubieten. Während seine Mannschaften in Europa und Asien zusammengeschaart wurden, entschloß sich Timur, ehe er weiter in das Innere Kleinasiens vorrückte, doch erst seine linke Flanke zu sichern, welche die Mamluken von Syrien her mit Leichtigkeit bedrohen konnten: auch Bagdad befand sich noch in den Händen eines von Achmed Ibn Oweis zurückgelassenen Statthalters, und auf die kleinen Fürsten Mesopotamiens war, das hatte man gesehen, wenig Verlaß. Die Letzteren in Schach zu halten bediente er sich vorläufig der Turkmenen vom weißen Lamm unter Kara Jelek, der natürlich gegen Bajesíd äußerst verstimmt war und gern die von den Tataren ohne Mühe eroberte Euphratfestung Malatia zu bewachen übernahm; Syrien zu überziehen machte sich Timur selbst im Herbste 803 (1400) zur Aufgabe. Sie wurde ihm leichter, als er geglaubt haben mochte. Barkúks Sohn Faradsch (S. 298) war gerade fünfzehn Jahre alt, und seine Emire hatten eben erst sich in einer Weise in den Haaren gelegen, daß der ganze Staat darüber aus den Fugen zu gehen drohte und Syrien beinahe sich von der ägyptischen Herrschaft abgelöst hätte. Zwar im Augenblicke war der innere Friede nothdürftig hergestellt, aber es fand sich noch mancherlei Verstimmung und gegenseitiger übler Wille unter den Truppenführern, an einheitlichen, von einem kräftigen Willen geleiteten Widerstand gegen den tatarischen Angriff war nicht zu denken. Nur die syrischen Emire allein ermannten sich, vor Haleb dem Feinde entgegenzutreten, doch auch sie nicht sämmtlich mit dem festen Vorsatze, das Aeußerste zu wagen: so gewann Timur den Sieg, Haleb wurde greulich mitgenommen, die übrigen Städte Nordsyriens ohne nennens-

1) S. Hertzberg a. a. O. S. 524. 2) Hertzberg a. a. O. S. 526; die orientalischen Quellen berichten davon allerdings nichts. Die Sache ist zweifelhaft, vgl. gegen v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches I, 618 Weils Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten II, 81 Anm 4. Der Name Ertogrul ist jedenfalls nur Conjectur v. Hammers.

werthe Schwierigkeiten besetzt, und schon in der zweiten Hälfte 1400 (Ende 803) stand der Eroberer vor Damaskus selbst, wohin endlich die schlafmützigen Aegypter in Begleitung des allzu jugendlichen Sultans auch den Weg gefunden hatten. Sie hätten eben so gut zu Hause bleiben können: während hin und her gescharmützelt wurde, nahmen die Uneinigkeiten unter den Emiren wieder überhand, mehrere gingen — was man unter den Umständen begreifen kann — mit dem Plane um, den fürstlichen Knaben durch einen leistungsfähigen Mann zu ersetzen, und als die Umgebung des Faradsch und dieser selbst davon Wind bekam, war es aus. Man machte, daß man Kâïro sicher wieder erreichte, mochten die Syrer sehen, wie sie mit dem Oger fertig wurden. Uebel genug. Obwohl an eine wirksame Gegenwehr nicht zu denken war, und die Stadt Damaskus sich bald nachher freiwillig ergab, nur das Schloß den Widerstand noch eine Weile fortsetzte, hat doch selbst Timur kaum irgendwo schlimmer gehaust, als hier und dann wieder in Nordsyrien. Die Absicht liegt am Tage: er wollte den Mamluken und ihren Unterthanen einen so nachdrücklichen Denkzettel geben, daß sie es sich nicht beikommen ließen, sein weiteres Vorgehen in Kleinasien irgendwie noch zu stören. In Damaskus selbst gebrach es nicht an Vorwänden religiöser Natur, die äußerste Mißhandlung der Einwohner zu rechtfertigen. Es machte Timur, der auch hier den über die Schlechtigkeit der Orthodoxen moralisch entrüsteten Schi'iten spielte, ein besonderes Vergnügen, die armen Vertreter der ssunnitischen Geistlichkeit mit verfänglichen Fragen über das Verhältniß zwischen Ali und den ihm vorangehenden legitimen Chalifen (vgl. hier S. 8. 13) zu ängstigen; dann aber ließ er in geheucheltem Unwillen über die Lasterhaftigkeit der Damascener — die jedenfalls nicht schlimmer waren, als sonst die Türken oder gar Perser dieser Zeit — und über die Gottlosigkeit der Omaijaden, die ja hier in der Regel ihre Residenz gehabt, seine Tataren hausen, wie unter den Christen in Georgien und Armenien. Schließlich wurde die Stadt „aus Versehen" angezündet, und brannte größtentheils ab; an Vorsatz ist es jedenfalls bei der Zerstörung der Omaijadenmoschee schwer, nicht zu glauben. Die altehrwürdige Johanneskirche (I, 398), welche die Araber lediglich ihrem Gottesdienste zugeeignet, die Türken später doch ebenfalls respectirt hatten, war trotz einer früheren Beschädigung durch eine Feuersbrunst immer noch eines der ersten Bethäuser des Islâms; nun ward sie muthwillig verwüstet und abermals den Flammen preisgegeben, welche sie diesmal in weit schlimmerer Weise mitnahmen — die spätere Wiederherstellung hat ihr nur einen Theil ihrer einstigen Schönheit zurückzugeben vermocht. Die Bewohner der Stadt wurden trotz der geschlossenen Capitulation in Massen vertilgt, der Rest auf das Schamloseste ausgeraubt, und in ähnlicher Weise alles Land bis an die Grenzen Kleinasiens verwüstet. Seinen Zweck erreichte Timur durch so gründliche Maßregeln allerdings vollkommen: die syrischen und ägyptischen Emire, welche es ohnedies passend fanden, die in Folge der schmählichen Flucht des Sultans Faradsch nur vermehrte Schwäche der Regierung zu neuen gegen-

seitigen Balgereien auszunutzen, hüteten sich wohl, dem Welteroberer ferner in die Quere zu kommen, und der hilflose Schattenfürst selber, der bald nachher (808 = 1405) für die Dauer eines Jahres einem seiner Brüder die Herrschaft abtreten mußte, war bis zu Timurs Tode eitel Unterwürfigkeit; vermuthlich[1]) — ganz sicher ist es freilich nicht — hat er sogar der im J. 805 (1402) an ihn gerichteten Aufforderung, Münzen im Namen Timurs zu prägen, ohne Weiteres sich gefügt, um nicht gar einen Angriff auf Aegypten selbst herauszufordern.

Nachdem die Tataren Syrien in ihrer Weise zur Ruhe gebracht hatten, zogen ihre Schwärme über den Euphrat zurück, auch Mesopotamien und Bagdad von Neuem zu überwältigen. Jenes machte ihnen wenig Mühe, weil die Weißlämmer um Malatia eine sichere Stütze boten und die schwarzen durch ihres Führers Kara Jûßuf dauernde Abwesenheit in Kleinasien ziemlich lahmgelegt waren. Doch schien es nöthig, ihre in Armenien hausenden Trupps durch eine abgezweigte Streifschaar nochmals zur Ordnung verweisen zu lassen, während der Ortokide für seinen Abfall durch Zerstörung von Maredîn gestraft wurde. Zwar hielt er sich in seiner festen Burg, doch schien es nicht nothwendig, mit der Eroberung derselben längere Zeit zu vergeuden, dazu war der Mann nicht gefährlich genug. Anders stand es mit Bagdad; sein Oberhaupt, der Dschelaïride Achmed, mochte zwar ebenfalls die Sicherheit des Weilens unter Bajesîds Schutze nicht aufgeben, aber der Statthalter Faradsch,[2]) welcher an seiner Stelle dort den Befehl führte, hatte mit dem ägyptischen Sultan lediglich den Namen gemein; es war ein tapferer Mann, der an der Spitze der arabischen und turkmenischen Beduinen, über welche er verfügte, sich auch vor einem Teufel in Menschengestalt nicht fürchtete. Timur, dessen gegen die alte Chalifenstadt gesandter Heeresabtheilung der Einlaß geweigert wurde, mußte sich mit dem Gewalthaufen persönlich hinbemühen, und so kräftig war der Widerstand, der auch ihm entgegengesetzt wurde, daß er vierzig Tage umsonst die Stadt berannte, bis es in einem unbewachten Augenblick dem alten Fuchse gelang, die Vertheidiger zu überraschen. Wie es heißt[3]), am heiligsten Tage des muslimischen Kirchenjahres, am großen Opferfeste (10. Dhu'l-Hiddsche 803 = 22. Juli 1401; vgl. I, 202. 203) drang er in die Stadt, und erfüllte nun das grausige Gelübde, welches er gethan

1) Obwohl nach Weil (Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten II, 97) nur die persischen Hofhistoriographen die Forderung und des Sultans Gehorsam berichten, ist beides nach Lage der Sache durchaus wahrscheinlich. Timur, der in jenem Augenblicke schon Smyrna erobert hatte, wäre schwerlich nach dem Osten zurückgekehrt, ohne die formelle Unterwerfung der Mamluken erlangt zu haben. 2) Nach Weil (Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten II, 92) scheint die Form des Namens unsicher. In dem einzigen Originaltexte, welcher mir vorliegt, Ibn Arabschâhs Lebensbeschreibung Timurs, lautet er wie angegeben. 3) Nämlich in den arabischen Quellen, denen indeß hier vielleicht nicht zu trauen ist, da möglicher Weise die im Text mitgetheilte Aeußerung Timurs zu nachdrücklicherer Brandmarkung seiner Scheußlichkeit erfunden sein könnte. Der Perser hat den 27. Dhu'l-ká'ade = 9. Juli.

haben soll, statt der gebräuchlichen Opferschafe Menschen zu schlachten, nur zu wörtlich. Nicht einen, wie bei Ispahán (oben S. 292), sondern zwei Köpfe mußte heute jeder Soldat abliefern, die beliebten Schädelpyramiden[1]) mit richtigem Festluxus auszustatten, und da es Schwierigkeiten machte, die 90 000, auf welche die Gesammtzahl sich belief, in der Eile zusammen zu bringen, wurden nicht blos manche der aus Syrien mitgeschleppten Gefangenen, sondern auch eine Menge Frauen getödtet. Der wackere Faradsch kam mit vielen seiner Leute bei dem Versuche um, auf Booten den Tigris hinab sich durchzukämpfen — doch wir hatten ja von den Greueln dieser Kriege ausführlichere Kunde zu geben verzichtet; wenden wir uns rasch zu dem letzten großen Erfolge, welcher den Thaten des furchtbaren Kriegers noch am Abende seines allzu langen Lebens die glänzendste Krone aufgesetzt hat. Er hinterließ nunmehr in Rücken oder Flanke nirgends mehr einen beachtenswerthen Gegner; denn obwohl nach Timurs Abmarsch in seine Winterquartiere zu Karabág (Adherbeidschán) plötzlich Achmed Ibn Oweis, wahrscheinlich im Vertrauen auf die vorschreitenden Rüstungen Bajesíds, und diesem eine Diversion im Osten zu schaffen beflissen, auf den Trümmern von Bagdad wieder sich zeigte und die zersprengten Reste seines früheren Heeres an sich zu ziehen begann, so war doch von diesen schwachen Anläufen keine ernste Verlegenheit vorläufig zu befahren, und die Führung des Hauptschlages gegen Bajesíd konnte in aller Ruhe vorbereitet werden. Freilich hören wir, daß Timur noch einen letzten Versuch gemacht hat, eine friedliche Einigung mit dem Türken herbeizuführen. Trotzdem er, nunmehr schon den Siebzigen nahe, die alte selbstgewisse Thatkraft unvermindert in sich trug, mochte er doch kaum ganz leichten Herzens in den Kampf mit dem Osmanensultan ziehen, der nicht umsonst den Beinamen Jildirim („Wetterstrahl") trug und dessen Macht, wenn im Ganzen weniger bedeutend als die seinige, in kurzer Frist vollkommen gesammelt und dienstbereit sein konnte, indeß seine eigenen Kräfte durch ganz Vorderasien vom Euphrat bis an den Indus und Jaxartes vertheilt waren. Die letzten Kriege in Syrien und Mesopotamien hatten immerhin auch Leute gekostet; zudem waren an den Emiren, die am liebsten auf ihren zusammengeraubten Schätzen in behaglicher Muße sich gewälzt hätten, statt immerfort von Neuem sich den Strapazen des Krieges zu unterziehen, die Anzeichen abnehmender Bereitwilligkeit zu verspüren. Kurzum, es mochte dem Timur lieb sein, erst einmal, wie schon mehrfach in früheren Jahren, sein Heer auf dem heimischen Boden Transoxaniens zu ergänzen und frisches Blut hineinzubringen;[2]) so ertrug er, zum ersten Male in seinem Leben,

1) Es sollen diesmal im Ganzen 120 aufgebaut worden sein. 2) Daß es auf dauernden Frieden mit Bajesíd bei den Verhandlungen abgesehen gewesen wäre (vgl. Weil a. a. O. S. 94), glaube ich nicht. Wir sehen Timur später noch die Eroberung Chinas in Angriff nehmen, und nach den früheren Erfahrungen durfte er nicht annehmen, auch nur das westliche Persien in ungestörtem Besitze zu behalten, so lange Achmed Ibn Oweis und die Schwarzlämmer an den Osmanen einen Rückhalt fanden.

kalten Blutes die Herausforderung, daß Bajesíd, während das tatarische Heer mit Bagdad beschäftigt war, der längst streitigen Grenzveste Erfingán (S. 302) sich von Neuem bemächtigte. Zwar setzte er Taherten, den kleinen Fürsten, welchem eigentlich die Stadt gehörte, und der seiner Aufgabe, sich zwischen den beiden Großmächten durchzudrücken, mit vieler Grazie gerecht wurde, als seinen Statthalter daselbst wieder ein, aber einer glänzenden Genugthuung bedurfte Timur unter allen Umständen, wollte er nicht in aller Welt Augen vor dem Osmanen einfach abdanken. Daß er sie jetzt noch auf dem Wege diplomatischer Verhandlung suchte, ist wenig in seiner sonstigen Art; jedenfalls aber kam dabei nichts heraus. Bajesíd ließ seine unter Anderem die Auslieferung des Häuptlings der Schwarzlämmer, Kara Júßuf, auf das Bestimmteste verlangende Botschaft Monate hindurch unbeantwortet; als endlich die ablehnende und dabei ziemlich unhöfliche Gegenbotschaft einlief, erreichte sie den Welteroberer bereits westlich des Euphrats, nach Erstürmung einer kleinen türkischen Grenzstadt im Marsche von Sfiwas (S. 302) auf Cäsarea befindlich. Bajesíds Heer stand allerdings in seiner rechten Flanke bei Tokat; aber Timur wußte, daß es ihm zu folgen gezwungen war, wenn er auf die Hauptstadt Brussa anrückte. Bei Angora bekamen die beiderseitigen Truppen Fühlung: während aber der Sultan, mancherlei in seinen Schaaren brütender Unzufriedenheit nicht achtend,[1]) in seiner etwas prahlerischen Weise Angesichts des Feindes auf die Jagd ging und allzu lange verabsäumte, um die taktischen Einzelheiten sich zu bekümmern, sicherte Timur sich die Vortheile der Stellung und säete, wie er mächtigen Feinden gegenüber nie verabsäumte, nach Möglichkeit Unfrieden in den Reihen der Türken. Neben den eigentlich osmanischen Truppen, den Janitscharen und den zuverlässigen Serben umfaßte Bajesíds Heer die Mannschaften der vor einem Jahrzehnt von ihm eingezogenen Kleinstaaten (S. 302) und etliche Haufen tatarischer Reiter, die von der früheren Mongolenzeit her noch in Kleinasien saßen. Letztere öffneten bereitwillig den Einflüsterungen das Ohr, welche sie zum Uebertritt auf die Seite ihrer Landsleute unter Timur einluden; Erstere hingen immer noch an ihren früheren Landesherren, die gleichfalls im Lager der Feinde sich befanden (S. 302), und waren auf Bajesíd ohnehin seiner ganzen Haltung wegen erbittert: so fanden auch bei ihnen die Sendlinge des immer Schlauen für ihre Eröffnungen eine gute Statt. Als gegen Ende des Jahres 804 (Mitte 1402[2])) die Entscheidungsschlacht begonnen hatte, gingen im kritischsten Augenblicke die Kleinasiaten zum großen Theil, die Tataren sämmtlich zu Timur über: der ganze rechte Flügel Bajesíds war damit aufgelöst, seine Niederlage entschieden. Während aber rechts und links Alles sich zur Flucht wandte, stand der Sultan im Mitteltreffen mit seinen Jani-

1) S. das Nähere bei Hertzberg, Gesch. der Byz. u. des osman. Reiches (Nr. 79 dieser Sammlung) S. 529. 2) Das genaue Datum steht nicht fest; s. Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten II, S. 95.

tscharen unerschütterlich. Er war nicht gewillt, sich für geschlagen zu erklären; so hielt er aus, bis seine getreuen Leibtruppen gänzlich aufgerieben waren. Als er beim Hereinbrechen der Nacht endlich einwilligte, das Schlachtfeld zu verlassen, war es zu spät: ein Sturz seines Pferdes brachte ihn in die Gewalt der nachsetzenden Feinde, und wie einst der griechische Kaiser vor den Seldschuken Alp Arslan, so trat jetzt der Osmanensultan, bei dessen bloßem Namen noch vor Kurzem Byzanz gezittert hatte, vor den Beg der Tataren als Gefangener. Ob die verbreitete Erzählung, daß ihn Timur in einem eisernen Käfig auf seinen ferneren Zügen durch Kleinasien mit sich geführt habe, auf Wahrheit beruht, ob ferner der Käfig ein Käfig oder vielmehr eine vergitterte Sänfte war,[1]) ist schließlich ebenso gleichgiltig, wie die Zuverlässigkeit der Menge von Anekdoten, die über die persönliche Begegnung und den weiteren Verkehr zwischen Sieger und Besiegtem überliefert werden: genug, daß Bajesíd die zehrende Sucht eines im tiefsten Marke getroffenen Stolzes nicht lange ertrug. Während die Heere seines Kerkermeisters Kleinasien nach allen Seiten mit Feuer und Schwert verwüsteten, Brussa, die Wiege der osmanischen Größe, halb zerstörten, ja schließlich selbst Smyrna von den rhodischen Johanniterrittern eroberten und auf das Entsetzlichste mißhandelten, während seine eigene Tochter gezwungen ward, einem Enkel Timurs die Hand zu reichen, schwand der gebrochene Sultan zusehends dahin, und noch ehe der Bändiger seines Ungestüms den Rückweg nach dem Osten antrat, ist Bajesíd in seiner Haft gestorben (14. Scha'abán 805 = 9.[2]) März 1403).

Timur konnte nicht wohl daran denken, seine Eroberungen auf das osmanische Gebiet jenseits des Bosporus auszudehnen; die Hauptschwäche seines großen Reiches, daß sein eigentliches Kernland an der Ostgrenze lag, mußte einen solchen Gedanken von vornherein ausschließen. Dazu kam, daß schon vor dem Kriege mit Bajesíd die byzantinischen Kaiser von Trapezunt wie von Konstantinopel, um sich des gefährlichen osmanischen Gegners mit Hilfe der Tataren zu entledigen, mit diesen Verhandlungen gepflogen und sich zur Tributzahlung verpflichtet hatten;[3]) damit waren sie nach orientalischen Begriffen zu Lehnsmännern Timurs geworden, der also des Ruhmes, seinem Scepter auch die Erbfeinde des Islâms unterworfen zu haben, ohne weitere Bemühungen sicher war. So überließ er, nachdem er Kleinasien den von den Osmanen vertriebenen Emiren als seinen Lehnsmännern wieder überwiesen hatte, die Reste der osmanischen Herrschaft, die ausschließlich auf europäischem Boden noch vorhanden waren, sich selbst, was er mit um so größerer Würde konnte, als Bajesíds Sohn Sjuleimán, dem es ge-

1) S. das Nähere bei v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches I, 317 ff.; Weil a. a. O. II, 96. 2) Dieser entspricht dem 14. Scha'abán, nicht der 8., wie v. Hammer a. a. O. S. 335 angiebt. Indeß ist zu bemerken, daß der Wochentag als Donnerstag angegeben wird, auf den vielmehr der 13. Scha'abán fiel, der allerdings dem 8. März entspricht. So ist dieser vielleicht doch als das wirkliche Datum anzusehen. 3) S. Hertzberg a. a. O. S. 527.

lungen war, sich von Angora nach Rumelien hinüberzuretten, von dort sehr demüthig um Frieden bat. Auch blieb dem Tataren ja, wie uns erinnerlich ist (S. 306), in seinem Rücken noch ein alter und unruhiger Feind in Bagdad zu beseitigen. Achmed Ibn Oweis hatte nicht ohne Schwierigkeiten — sein eigner Sohn empörte sich gegen ihn — Bagdad während der kleinasiatischen Ereignisse gehalten, mit Hilfe insbesondere seines alten Freundes Kara Jûßuf, der aus dem Westen bei Timurs Anmarsch sich wieder zu seinen Schwarzlämmern begeben. Später waren Mißhelligkeiten zwischen diesen Verbündeten selbst entstanden, Achmed hatte vor dem Turkmenenhäuptling nach Syrien flüchten müssen, und dieser spielte nun den Herren in Bagdad, so lange Timur ihm dieses Vergnügen zu gestatten für gut fand. Lange war es nicht. Nachdem ganz Kleinasien unterworfen war und der Ueberwinder Bajesîds die von diesem vertriebenen Emire als seine Vasallen in ihre Staaten wieder eingesetzt hatte, begab er sich nach Armenien und ließ die Schwere seines Armes diejenigen fühlen, welche die letzte gefährliche Zeit gegen ihn auffässig gemacht hatte. Der Ortokide von Maredîn, der persönlich mit vielen Geschenken herbeizitterte, ward noch eben zu Gnaden angenommen, die Georgier aber, die sich auch wieder unbotmäßig gezeigt hatten, empfindlich gezüchtigt, endlich auch Kara Jûßuf von einem nach dem Süden abgeschickten Heere bei Hilla geschlagen (806 = 1403). Er floh nun gleichfalls nach Syrien, ward aber mit seinem früheren Bundesgenossen Achmed zusammen auf Befehl des vor seines Oberherren Zorn bangenden Sultans Faradsch auf der Burg von Kâïro gefangen gesetzt. Nichts hinderte Timur nunmehr, endlich, nach vier in Persien und den Westländern durchkämpften Jahren, in die Heimath zurückzukehren: auf dem Wege wurden noch einige Empörer in den kaspischen Ländern vernichtet, und im Moharram 807 (Juli 1404) traf der siegreiche Kriegsfürst an der Spitze seines Heeres in seiner Hauptstadt Ssamarkand wieder ein.

Aber nur wenige Monate war der rastlose Eroberer sich zu gönnen entschlossen, nicht zum Ausruhen, sondern zur Vorbereitung eines neuen, riesenhaften Unternehmens. Von Moskau bis Delhi, vom Irtisch bis zum Mittelmeere war keine Provinz mehr, deren Boden nicht unter den Hufen seiner Rosse erdröhnt hätte; so richteten seine Blicke sich jetzt nach dem Osten. Das Chanat von Kaschgar, das seit dem Feldzuge von 792 (1390; oben S. 294) widerstandslos zu seinen Füßen lag, stieß bereits unmittelbar an die Grenze von China. Ein Vorwand, nun auch das Reich der Mitte zu überziehen, war leicht gefunden. Schon 1368 (769/70) hatten die bis zu diesem Jahre dort regierenden Dschingis-Chaniden aus der Linie des Kubilâï (S. 237) vor dem Gründer einer nationalen Dynastie, der Ming, weichen müssen: Grund genug für Timur, welcher sich bis an sein Ende als Hausmeier der Nachkommen des mongolischen Weltherrschers geberdete, die Wiedereinfügung dieses verlorenen Gliedes in das Reich seinen Emiren als unabweisbare Nothwendigkeit hinzustellen. Der Kuriltâï, den er sogleich einberief, stimmte mit einer

Begeisterung, die etwa den Gefühlen des französischen Senates für den großen Napoleon geglichen haben mag, dem preiswürdigen Gedanken bei. Ohne Zaudern ward an die Ausführung gegangen: viel Zeit hatte der Siebenzigjährige am Ende nicht zu verlieren. So trat schon im fünften Monate nach dem Einzuge in Sjamarkand das mit unglaublicher Schnelligkeit wieder auf 200 000 Mann ergänzte Heer den Marsch über den Jaxartes an. Er sollte bald genug zum Stillstand kommen. In Otrár, noch am rechten Ufer des Flusses, erkrankte Timur an einem hitzigen Fieber, dessen Stärke beinahe vom ersten Augenblicke den tödtlichen Ausgang vorhersehen ließ. Es war am 17. Scha'abán 807 (18. Febr. 1405), als der Zeiger fiel, die Uhr stillstand, und auch über den mächtigsten und thatenreichsten aller islamischen Fürsten, die es je gegeben, die Zeit Herr ward. Es war vorbei, und hier in der That galt das Wort „Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen."

Galt wenigstens für Alles, was den Inhalt eines Herrscherlebens zu bilden werth ist. Gewiß darf man sich bei weltgeschichtlichen Betrachtungen nicht auf den überhohen Standpunkt eines abstracten Idealismus oder den allzu niedrigen eines human sein wollenden Philisterthums stellen: schon bei einer früheren Gelegenheit sind wir uns klar geworden, daß es zwecklos ist, über das Elend des Krieges zu jammern, wenn die menschliche Art nun einmal bis auf Weiteres ohne kräftige Erschütterungen ihren eigentlichen Aufgaben mit lässiger Unzulänglichkeit gegenübersteht. So würdigen wir als Träger historischer Nothwendigkeit auch die furchtbaren Dränger von dem Schlage eines Cäsar, Omar oder Napoleon, deren Sendung es gewesen ist, eine vermorschte Welt in Stücke zu schlagen, um neuen, lebensfähigen Entwicklungen Raum zu schaffen. Nun ist allerdings ganz merkwürdig die Aehnlichkeit, die eben mit Napoleons Gestalt die nicht minder scharf ausgeprägte Erscheinung des Timur zeigt. Dasselbe militärische, ebensowohl organisatorische wie strategisch-taktische Genie, dieselbe Verbindung von Zähigkeit im Verfolgen des einmal gefaßten Gedankens mit dem blitzartigen Dreinfahren im Augenblicke der Ausführung, dieselbe Sicherheit des inneren Gleichgewichtes bei den gefahrvollsten und schwierigsten Unternehmungen, dieselbe möglichst wenig der eigenen Thätigkeit der Unterführer anheimgebende, jede wichtige Maßregel persönlich treffende unermüdliche Energie, derselbe Scharfblick in der Erkenntniß der Schwächen des Gegners, ohne je in den Fehler der Unterschätzung oder gar Verachtung desselben zu verfallen, dieselbe kühle Nichtachtung des zum Durchführen großer Pläne erforderlichen Menschenmateriales, dieselbe Maßlosigkeit des Ehrgeizes und Großartigkeit der Eroberungsgedanken neben der planmäßigen Ausbeutung auch der kleinlichsten Beweggründe des menschlichen Wesens und einer gradezu virtuosen Heuchelei, endlich dieselbe Vereinigung rücksichtsloser Tapferkeit mit schlauer Hinterlist bei dem Tataren wie seinem corsischen Nachfolger. Geringere Unterschiede fehlen ja nicht: das muß man dem Soldatenkaiser lassen, daß er seine Schlachten fast überall durch sein Feldherrngenie gewann, indeß Timurs größte Erfolge, die Siege über Tók-

tamysch, über den Mosaffariden Manßúr, über das Reich von Dehli, über Bajesíd, stets durch geschickt in die Reihen der Gegner getragene Zwietracht oder Gewinnung elender Verräther entschieden worden sind — aber solche Abweichungen stören doch nicht den sonstigen Eindruck einer überraschenden Gleichartigkeit. Und doch würde man Napoleon Unrecht thun, wollte man ihn auf dieselbe Stufe mit Timur stellen. Das Gesetzbuch und die Verwaltung, die Jener Frankreich gegeben hat, sind noch heute nach achtzig Jahren die einzigen Hauptklammern, welche das ebenso unruhige wie begabte Volk zu einem trotz Allem für die moderne Civilisation unentbehrlichen Staatswesen zusammenhalten, und so arg er es im Uebrigen zwischen Spanien und Rußland auch getrieben, nirgends hat der eiserne Besen, mit welchem er die Tenne Europas ausgekehrt, mit der Spreu und dem Unrath auch sämmtliches gute Korn weggefegt. Das aber ist grade das Verhängnißvollste an Timurs Handeln, daß er nirgends auf Herstellung irgendwie haltbarer Verhältnisse, überall nur auf das Zerstören ausging. Zweifellos ist er persönlich, kann man sich entschließen von seiner ebenso wüsten wie kaltblütigen Grausamkeit abzusehen, der am großartigsten angelegte aller mohammedanischen Herrscher, sein Leben ein wahres Epos, dessen gradezu romantischer Reiz bei einer ausführlichen Schilderung durch einen gestaltungsmächtigen Geschichtschreiber mit unwiderstehlicher Macht wirken müßte. Alle die anderen großen islamischen Chalifen und Sultane — Dschingis-Chán war Heide — verdankten, so bedeutend ihre eigenen Leistungen gewesen sein mögen, fremder Kraft ein gutes Theil ihrer Erfolge. Moáwija hatte seinen Sijád, Abdelmelik und Walid ihren Haddschádsch, Manßúr die Barmekiden, Alp Arslan den Nisám el-mulk: Timurs einziges Werkzeug, sein schlagfertiges Heer, war sein eigenes Geschöpf und Niemand anders hat es auch nur in einem wirklich bedeutenden Feldzuge commandirt, als er selbst. Einen giebt es, welcher an innerer Kraft ihm gleichgekommen ist: Omar, der seinen Heeren zwar nur aus der Ferne allgemeine Weisungen zugehen ließ, aber jeden seiner Feldherrn durch die Gewalt seiner Persönlichkeit vollkommen beherrschte, und auf anderem Gebiete seine ganze Größe bethätigte, als er aus einem Gewirr von kaum organisirten Beduinenhaufen und desorganisirten fremden Provinzen einen Staat schuf, dessen Grundlagen durch acht Jahrhunderte den Rahmen für eine in allem Wechsel doch immer bis zu einem gewissen Grade gleichartige und stetige Entwicklung des Volksthumes gebildet haben. Seit lange war die Zerstörung dieser Grundlagen durch die Türken vorbereitet, durch die Mongolen und Tataren, abgesehen von des trefflichen Gasan-Chán unvollendetem Versuche einer Neubildung, gefördert: es ist Timurs trauriges Verdienst, sie für immer vollendet zu haben, da er aus ganz Vorderasien ein Chaos schuf, welches die für die Herstellung einer neuen islamischen Einheit erforderlichen Kräfte nicht mehr in sich barg. Ist in rein politischer Beziehung seine Erscheinung eine so ephemere, daß wir nach ihrem Verschwinden dieselben Elemente, die vor ihm an der Arbeit waren, beinahe un-

verändert ihre Thätigkeit da wieder aufnehmen sehen, wo er sie unterbrochen hatte, so kann doch in der von ihm angerichteteten allgemeinen Verwüstung der von seinen Vorgängern noch gelassenen Reste materieller und geistiger Civilisation keines jener Elemente sich in einer Weise mächtig entfalten, welche zu einer Wiedergeburt des islamischen Geistes und Staates hätte führen können. So steht von den beiden herrschergewaltigsten Menschen des Islâms Omar am Beginne des eigentlichen mohammedanischen Staatslebens als sein Schöpfer, am Ende als sein Zerstörer Timur, genannt Tamerlan.

Viertes Buch.

Das Ende des mittelalterlichen Orients und die neue Zeit.

Erstes Capitel.

Die Erbschaft des Timur und das osmanische Reich.

Wir haben in dem bisherigen Verlaufe unserer Betrachtung der Geschichte des Islâms versucht, ein Bild zu gewinnen von der Entstehung dieser Religion, die gleichzeitig eine weltliche Macht, dieser Kirche, die gleichzeitig ein Staat gewesen ist; dann von der inneren und äußeren Entwicklung, die zu einer eigenthümlichen und nachhaltigen Blüthe des geistigen Lebens der westasiatischen Völker und zu einer bei raschem Wechsel der politischen Gestaltungen doch für längere Zeit auf achtbarer Höhe sich erhaltenden Civilisation geführt hat; endlich von der Katastrophe, die nach Jahrhunderte währender Vorbereitung durch die Kämpfe zwischen Arabern, Persern und Türken und das immer stärkere Andrängen der östlichen Nationen zuletzt in der mongolischen Völkerwanderung hereinbricht und mit dem vollständigen Ruin der islamischen Theilstaaten durch Timur abschließt. Der Augenblick ist gekommen, wo die seit der Lockerung des politischen und des geistigen Bandes zwischen den verschiedenen Ländern, insbesondere zwischen Persien und den arabisch-türkischen Provinzen des Westens, immer deutlicher sichtbar werdende Kluft nicht mehr überbrückt werden kann; die Geschichte des Islâms als eines zusammengehörigen Ganzen sich gegenseitig bedingender innerer und äußerer Bewegungen schließt in der Hauptsache mit Timur ab. Ein Jahrhundert braucht Vorderasien noch, die Erbschaft des Welteroberers ins Klare zu bringen, das heißt unwiderleglich als Thatsache ans Licht zu stellen, daß es unmöglich ist, den ganzen Trümmerhaufen wirklich aufzuräumen. In der nur immer größer werdenden Verwirrung, in welche die ohnmächtigen Versuche dazu auslaufen, gelingt es endlich, an vier verschiedenen Stellen Nothbauten unter Dach zu bringen und in ihnen den Resten der islamischen Völker Unterkunft und zum Theil noch bis heute einigermaßen Schutz zu gewähren. Es sind die osmanischen Türken in Europa und Kleinasien, die Perser, die türkisch-tatarischen Stämme des Ostens und durch merkwürdige Fügungen die Muslime Indiens, die es noch so

weit bringen; das arabische Irák, einst der Mittelpunkt des ganzen großartigen Staatensystems der Vergangenheit, bleibt gänzlicher Verödung anheimgefallen, Syrien, Aegypten und Arabien gehen im Türkenreiche auf, das Kiptschak in Rußland; und selbst die zeitweiligen mächtigen Vorstöße des Osmanenthums in Europa stellen lediglich ein Rückzugsgefecht dar in der aussichtslosen Vertheidigung der einzelnen Bruchstücke des Islâms gegen einen neuen äußeren Feind: das christliche Abendland. Es ist die letzte Scene eines bloßen, wenn auch etwas in die Länge gezogenen Nachspieles, der wir heute noch beiwohnen; sie wäre in demselben Augenblicke geschlossen, in welchem die europäischen Staaten sich zu einer von erheblichen materiellen Schwierigkeiten kaum begleiteten Auftheilung der mohammedanischen Staaten zu Colonisationszwecken einigen würden. Jedermann weiß, daß es leider damit gute Wege hat, und so wird die nur von gelegentlichen krampfhaften Zuckungen unterbrochene Todtenstarre des muslimischen Orientes noch eine Weile fortdauern, bis irgend ein bulgarisches oder afghanisches Steinchen die Lawine ins Rollen bringt. Unseres Amtes aber kann es nicht sein, an dieser Stelle die Geschichte sei es der Entwicklung jener Einzelstaaten, sei es der allmählich schneller fortschreitenden christlichen Eroberungen am Mittelmeer, in Südrußland und Turkestán und in Indien genauer zu verfolgen. Sie ist zum großen Theile noch ungeschrieben, und das Meiste von dem, was zur Genüge erforscht ist, hat seine Stelle in anderen Abtheilungen der Allgemeinen Geschichte gefunden; die Darstellung des Islâms als solchen kann das Nachspiel nur eben als Nachspiel behandeln. Nur wo es der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden erfordert, oder wo noch ein vorübergehender Aufschwung, welcher lediglich in dem Rahmen meiner Arbeit Berücksichtigung zu finden vermag, die Aufmerksamkeit des Lesers für einen Augenblick zu fesseln würdig erscheint, werde ich daher den im Folgenden beabsichtigten allgemeinen Ueberblick über die letzten Jahrhunderte der mohammedanischen Einzelstaaten etwas zu vertiefen haben.

Daß Timurs Reich, schon bei seinen Lebzeiten nicht ohne Schwierigkeit durch die unglaubliche Thatkraft seines Herrschers zusammengehalten, im Augenblicke seines Todes auseinanderfallen mußte, war unvermeidlich, falls er nicht in der kaum je vorgekommenen Lage sich befand, dasselbe einem gleich hervorragenden Erben zu hinterlassen — denn staatliche Einrichtungen zu treffen, welche dem von ihm zusammengeraubten Länderhaufen einen gewissen inneren Halt verliehen hätten, war ja seinem Ehrgeize fremd gewesen. Nun wollte es aber die Gerechtigkeit des Schicksals, daß unter den zahlreichen Söhnen und Enkeln, die bei seinem Tode zurückblieben, sofort allerhand Streitigkeiten ausbrachen, welche naturgemäß die sofortige Auflösung des übel oder vielmehr gar nicht gefügten Ganzen zur Folge hatten. Timur scheint etwas wie eine Erbfolge in directer Linie im Sinne gehabt zu haben, als er auf seinem Todtenbette unter Uebergehung zweier noch lebender Kinder, des allerdings längst (vgl. S. 299) unbrauchbar gewordenen Miranschâh

und des Schâh-Roch[1]), den Sohn seines vor ihm gestorbenen ältesten Sohnes Dschehân-gir, den Pir Mohammed (vgl. S. 300) zum Nachfolger bestimmte. Da indeß Mohammeds eben genannte Oheime, Miranschâh als Statthalter von Tebrîs, Schâh-Roch als Herr von Choraßân große Theile des Reiches durch Timur selbst zur Verwaltung überwiesen erhalten hatten, konnte er wenig darauf rechnen, in der Weise seines Großvaters als unumschränkter Fürst zu schalten, selbst wenn in Transoxanien sämmtliche Emire mit ihren Truppen ihm sich unterordneten; aber auch hievon ereignete sich das gerade Gegentheil. Ein großer Theil des Heeres erhob den Chalîl Sultân, einen Sohn des ebenfalls schon vor Timur gestorbenen Omar Scheich (S. 293), auf den Schild, es kam zu mehrfachen Kämpfen zwischen diesem, dem Pir Mohammed und anderen Angehörigen der Familie, und während in Transoxanien selbst Chalîl schließlich Ende 808 (1406) die Oberhand behielt, Pir Mohammed sich mit der Herrschaft über Afghanistân begnügen mußte, fanden gleichzeitig zwischen den in Medien befindlichen Timuriden allerhand Reibungen Statt, welche die gänzliche Zersplitterung dieser Gebiete befürchten lassen mußten. Da aber schon gleich nach dem Friedensschlusse zwischen Chalîl und Pir Mohammed der Letztere in Kandahar von seinem Wesîr ermordet wurde, fand Schâh-Roch keine Schwierigkeit, von seiner Residenz Herât aus sich auch Afghanistâns zu bemächtigen, so daß ihm 810 (1407) bereits alles Land zwischen dem Oxus, der indischen Grenze und dem westlichen Persien gehorchte. Das Glück blieb dem Sohne Timurs auch ferner hold. So unglaublich es für einen Enkel des Welteroberers scheinen muß, Chalîl war, sehr unzeitgemäß für die Verhältnisse, unter denen man lebte, ein sentimentaler Schäfer, der nur seiner Liebe zu Schâdi-i-Mulk,[2]) einer schönen, obwohl niedriggeborenen Frau, und dem Versemachen an dieselbe oblag. Da er ihr die Sonne, den Mond und sämmtliche Sterne nicht schenken konnte, so vergeudete er für ihre Launen wenigstens sämmtliche Staatseinnahmen; das war den Emiren natürlich keineswegs recht, und bald kam es zu einem Aufstande, in welchem Chalîl von einem der Empörer gefangen genommen ward (812 = 1409). Er entkam schließlich zu den Dschetâ, woselbst er sich mit Abfassung von poetischen Elegien an die Geliebte, die er hatte zurücklassen müssen, die Weile kürzte.[3]) Inzwischen hatte

1) Den Namen dieses Fürsten entlehnte Timur dem Schachspiele, mit welchem er grade beschäftigt gewesen zu sein scheint, als die Geburt dieses seines Sohnes gemeldet wurde. Roch, ursprünglich die Bezeichnung eines fabelhaften Vogels („der Vogel Rock", wie er im Abendlande wohl heißt), bezeichnet auch die Figur des Schachspieles, die wir den Thurm nennen (daher der Ausdruck rochiren), und Schâh-Roch ist die Stellung, in welcher der Thurm den König (Schâh, daher der Name Schachspiel) angreift. 2) Der Name bedeutet „Freude des Reiches". 3) Später unterwarf er sich freiwillig dem Schâh-Roch, der ihn nachsichtig aufnahm, seine Puppe ihm wiedergab und für die Existenz des Liebespaares sorgte. Dasselbe fuhr übrigens fort, sein Verhältniß tragisch zu nehmen; als Chalîl 814 (1411) starb, erdolchte sich Schâdi-i-Mulk an seiner Bahre.

Schâh-Roch verständiger Weise in die beginnende Verwirrung eingegriffen: ohne große Mühe — denn sogar die unzufriedenen Emire sahen größtentheils ein, daß rasche Einigung Noth that — bemächtigte er sich ganz Transoxaniens und hielt schon Ende 811 (Anf. 1409) seinen feierlichen Einzug in Ssamarkand. Obwohl er später seine Residenz wieder nach Herât verlegte, das unter seiner Fürsorge von Neuem aufgeblüht ist, blieb doch auch jenseits des Oxus bis auf wenige Zwischenfälle seine Herrschaft während der langen Dauer seiner Regierung (807—850 = 1405—1446) allgemein anerkannt, so daß wenigstens im Osten auf die furchtbaren Stürme der letzten Jahrzehnte eine wohlthätige Ruhe folgte. Schâh-Roch muß in der That ein ebenso ausgezeichneter Fürst gewesen sein, wie sein Vater ein furchtbarer Tyrann war. Ueberall zeigte er sich beflissen, die Wunden des Krieges, die insbesondere in Chorassân noch lange nicht vernarbt waren, auszuheilen. Die Schätze, welche die vorige Generation aus allen Himmelsgegenden zusammengeschleppt hatte, kamen jetzt nicht mehr ausschließlich Kesch und Ssamarkand, sondern auch den Städten Ostpersiens zu Gute. Unter den Bauten, welche der Schâh ausführen ließ, war einer besonders geeignet, ihm die Zuneigung seiner persischen Unterthanen zu erwerben: die Errichtung der prachtvollen Grabmoschee des Imâm Risa zu Meschhed (oben S. 14) — wenngleich er sonst nicht den Schi'itismus nach seines Vaters Weise affectirte, sondern zwischen den Persern Chorassâns und den Türken Transoxaniens beiden Richtungen gleiche Duldung zuzugestehen für gut fand. So wenig er ein unkriegerischer Mann war — in den Feldzügen Timurs hatte er sich mehrfach bei wichtigen Gelegenheiten hervorgethan — so war doch Besonnenheit der Grundzug seines Charakters, jeder auf bloßes Erobern gerichtete Ehrgeiz ihm fremd, sein lebhaftestes Interesse den Künsten des Friedens und der Arbeit an der inneren Verwaltung zugewandt. An seinem Hofe fanden zum ersten Male wieder seit langer Zeit begabte Dichter und hervorragende Gelehrte freundliche Aufnahme und verdienten Lohn, und ganz in seinem Sinne war es, wenn sein Sohn Ulug Beg, längere Zeit hindurch sein Statthalter von Transoxanien und dessen Nebenländern, in Ssarmarkand eine große Sternwarte anlegen und von den ersten Astronomen der Zeit daselbst eine bis heute berühmte Sammlung von Sterntafeln anfertigen ließ. Dabei war der Schâh aber durchaus nicht der Mann, äußeren oder inneren Feinden schwächliche Nachgiebigkeit zu zeigen. Nachdem er in den ersten Jahren seiner Regierung allen Widerstand, der sich etwa in den Ostprovinzen hervorwagte, gebrochen, machte er sich daran, in Fars, Medien und Adherbeidschân ebenfalls Ordnung zu stiften. Seit Timurs Tode zankten sich um die beiden erstgenannten Provinzen verschiedene Mirzas,[1]) Söhne des Omar Scheich

1) Das bekannte persische Wort Mirza, oder mit genauerer Aussprache Mirsa, ist eine Abkürzung von Emír-Sâde „Emír-Geborner", „Sohn des Emírs", d. h. Timurs, der sich ja einfach Emír nennen ließ (S. 277). Später heißen dann auch seine Enkel und sonstigen Nachkommen und endlich jeder Prinz fürstlichen Geblütes

(S. 293), während in der letzteren Miranschâh (S. 315), noch von seinem Vater mit der Verwaltung der Länder westlich des kaspischen Meeres beauftragt, ein Spielball seiner zwei Söhne wurde, und es schließlich auch zwischen diesen und den persischen Herren zum Kriege kam. Alles das wären Kleinigkeiten gewesen, hätten nicht solche Zwistigkeiten die Kraft der Timuriden in diesen Gegenden gelähmt und es dadurch den unermüdlichen Gegnern ihrer Herrschaft in den Kaukasusländern und dem arabischen Irâk, dem Häuptling der Schwarzlämmer Kara Jûßuf und dem Dschelaïriden Achmed Ibn Oweis, erleichtert, von Neuem in den vielumstrittenen Bezirken aufzutreten. Während jener in Dijâr Bekr und Armenien Fortschritte machte, bemächtigte sich Achmed Ende 808 (1406) Bagdâds und von dort aus 809 (1406) auf einen Augenblick sogar der Hauptstadt von Adherbeidschân, Tebrîs. Freilich mußte er aus Letzterem ein paar Monate später vor dem zurückkehrenden Sohne Miranschâhs, Abu Bekr Mirza, wieder nach Bagdad weichen; dieser aber erfuhr seinerseits gleich darauf den Angriff des von Armenien auf Adherbeidschân eindringenden Kara Jûßuf. Es fand eine Schlacht am Arasflusse statt, in welcher Miranschâh fiel und Abu Bekr eine Niederlage erlitt, die ihn zwang, seine Staaten vor den Schwarzlämmern zu räumen. Diese besetzten ganz Adherbeidschân und Arrân, zum nicht geringen Aerger natürlich des Achmed, welcher die ungern verlorene Beute noch unlieber in den Händen seines alten Freundes sah. Das Verhältniß zwischen beiden, das sich in der gemeinsamen Verbannung wieder fester geknüpft hatte, wurde allmählich mehr als lose, und als im J. 813 (1410) Kara Jûßuf gegen die Weißlämmer unter Kara Jelek (S. 303) um Ersingân zu kämpfen hatte, fiel Achmed in Adherbeidschân ein und marschirte auf Tebrîs. Ehe sein Heer aber die Stadt erreicht hatte, war der schleunigst herbeigeeilte Gegner zur Stelle: trotz aller Anstrengungen und der Entfaltung einer seltenen persönlichen Tapferkeit ward der Dschelaïride geschlagen und, als er auf der Flucht durch Verrath in Gefangenschaft gerieth, mit seinen Söhnen zusammen hingerichtet. Nicht ohne längere Belagerung fiel nun auch Bagdad nebst seinem Gebiete in die Gewalt der Schwarzlämmer; die letzten Prinzen aus dem Hause der Ilkâne, ein Paar Großneffen und ein Enkel des Achmed, haben noch im südlichen Irâk und einem Theile Chusistâns sich eine Weile gehalten, bis im J. 835 (1431) durch einen Sohn Kara Jûßufs auch dieser Rest einer Dynastie, welche von Anfang an wie wenige die Launen des Glückes erfahren und trotz Allem sich ein beinahe hundertjähriges Dasein gefristet hat, endgiltig beseitigt wurde. — Lange indeß, ehe dem Sturze des Achmed auch das Ende

---

Mirza. Es muß aber, wenigstens nach heutigem Sprachgebrauch, in dieser Bedeutung das Wort nach dem Eigennamen stehen; geht es demselben voran, so ist es nichts als etwa unser Wohlgeboren, und dient in dieser Weise als Titulatur für die wissenschaftlich Gebildeten. Also Mohammed Mirza „Se. Hoheit Prinz M.", aber Mirza Schafi „Se. Wohlgeboren Schafi" (oder auf Deutsch Dr. Sch., auf Englisch Sh. M. A.)

seines Hauses folgte, war in Armenien, Adherbeidschán und den Nachbargebieten bis über Bagdad hinaus neben der aufsteigenden Macht der Turkmenen vom schwarzen Lamm jeder andere Einfluß zurückgetreten. Im J. 811 (1408/9) bereits hatte Kara Júßuf den Ortokiden Achmed von Maredín bewogen, ihm diese Stadt, welche er wegen ihrer strategischen Wichtigkeit zu besitzen wünschte, gegen den Besitz von Moßul abzutreten. Kurz nachher indeß war Jener gestorben, und im J. 814 (1411/12) folgten ihm ein Paar Söhne im Tode, die sich noch in der mesopotamischen Stadt Sindschar gehalten: damit ist auch diese Herrscherfamilie erloschen, eine der ohnmächtigsten des ganzen Orientes, aber grade aus diesem Grunde und wegen der biegsamen Wirbelsäule, die bei ihren Mitgliedern erblich war, auch eine der dauerhaftesten: sie hat über 300 Jahre in Maredín gesessen und als einzige von allen (sehen wir von ein paar obscuren Eijubiden ab) Kreuzzüge und Mongolenstürme in gleicher Weise überlebt. Nachdem Kara Júßuf ihr kleines Gebiet dem seinigen ebenfalls einverleibt, war er in Mesopotamien wie an der armenisch-kleinasiatischen Grenze unmittelbarer Grenznachbar der Landsleute vom weißen Lamm; kein Wunder in der That, wenn die Reibungen zwischen beiden Stämmen immer mehr zunahmen. So nahe sie miteinander verwandt sind, vom ersten Augenblick, wo sie etwas mehr in das Licht der Geschichte treten, zeigt sich zwischen Ak-Kojunlu und Kara-Kojunlu ein Gegensatz von ebenso unüberwindlicher wie nachhaltiger Schärfe. Vom ersten Erscheinen Timurs halten es die Weißlämmer mit ihm und seinen Nachfolgern, die schwarzen mit den Osmanen und Mamluken; so waren nach der Schlacht von Angora Jene obenauf gewesen, bis Timurs Tod und die Zwistigkeiten zwischen seinen Nachkommen in Persien dem Kara Júßuf die Gelegenheit zur Neubegründung seiner Macht bot, welche er so gut hatte benutzen können. Zwischen seinen anderen Kämpfen, wie sie uns eben bekannt geworden sind, gehen fortwährende Kriege mit den Weißen unter Kara Jelek hin und her, in welche auch die Mamlukenemire Syriens hineingezogen werden, in deren Verlaufe aber die Schwarzlämmer fürs Erste im Vortheil bleiben. Die Stellung Kara Júßufs war nach allen Seiten vollkommen gesichert, so lange die Streitigkeiten unter den Timuriden ihm die Flanke im Osten deckten: so hatte Schah-Roch, welcher die schmähliche Verjagung seiner nächsten Verwandten aus Adherbeidschán und den Tod seines Bruders Miranschah schwerlich ungerächt lassen durfte, zwiefachen Grund, vor allen Dingen Fars und Medien seiner directen Herrschaft unterzuordnen. Seine Neffen, die sich dort mit einander herumbalgten, hatten es an schönen Versicherungen ihrer Ergebenheit für den mächtigen und als Oberhaupt des ganzen Reiches nunmehr allgemein anerkannten Oheim nicht fehlen lassen, aber die Thaten wenig mit den Worten in Einklang gesetzt; und im J. 816 (1413) wagte es Iskender Mirza, der schließlich seine Nebenbuhler um die Herrschaft über beide Provinzen besiegt und verdrängt hatte, sogar, sich für unabhängig zu erklären. Jetzt war die Geduld des Schah-Roch aber zu Ende; er brach selbst gegen

den Rebellen auf, schlug ihn vor den Thoren von Ispahân und eroberte die Stadt nach mehrmonatlicher Einschließung (817 = 1414). Iskender Mirza ward auf der Flucht ergriffen und gefangen gesetzt, die bisher von ihm verwalteten Gebiete ohne weitere Mühe in Besitz genommen: Kara Jûßuf hatte nun statt eines um die eigne Existenz kämpfenden Kleinfürsten den Großherren selbst an der Grenze. Schâh-Roch kannte aus früherer Erfahrung die Schwierigkeiten, die es bot, in den armenischen Gebirgen die ebenso wilden wie tapferen Turkmenen zu bekriegen: gründlich waren deshalb die Vorbereitungen, welche er traf, um den beabsichtigten Angriff auf Adherbeidschân mit überwältigender Wucht ausführen zu können. Kara Jûßuf benutzte die ihm gelassene Frist, dem Kara Jelek eine gründliche Niederlage bei Kal'at er-Rûm (am mittleren Euphrat) beizubringen (821 = 1418); er verfolgte den Geschlagenen in das nordsyrische Gebiet, welches er auf der Flucht betreten, weit hinein bis Haleb, mußte indeß vor dem Emire dieser Stadt, dem es gar nicht paßte, die wegen ihrer Roheit gefürchteten Horden auf seinem Gebiete zu haben, den Rückzug antreten. Der Zusammenstoß trübte das bisher der Vergangenheit (vgl. S. 318) entsprechend leidliche Verhältniß zu den Mamluken, hatte aber sonst keine ernstlichen Folgen, so daß Kara Jûßuf seine Aufmerksamkeit dem bevorstehenden Angriffe des Schâh-Roch ungetheilt zuwenden konnte. Im Herbste 823 (1420) zog er dem anrückenden Sohne Timurs entgegen; aber auf dem Marsche starb er plötzlich, noch ehe die Heere einander zu Gesicht bekommen hatten. Die Turkmenen stoben nach dem Tode ihres Häuptlings auseinander; bis der Sohn desselben, Iskender, welcher sofort von Bagdad nach dem Norden eilte, ein ausreichendes Heer wieder bei einander hatte, waren die tatarischen Truppen in das Herz Armeniens selbst vorgedrungen. Erst im Thale von Pakravant, nördlich vom oberen Euphrat, kam es zur Schlacht; Iskender, welcher an Tollkühnheit hinter keinem seines Stammes zurückstand, kämpfte sich bis tief in das Lager der Feinde hindurch, mußte schließlich aber der Uebermacht weichen. Indeß scheint der Feldzug für Schâh-Roch auch ziemlich verlustreich gewesen zu sein; wenigstens hat er nicht, was doch eigentlich als Erfolg des Sieges zu erwarten gewesen wäre, Adherbeidschân wieder in Besitz genommen. Vielmehr erscheint die Provinz später von dem Heere ihrer Eroberer wieder geräumt und abermals in der Gewalt der Schwarzlämmer, deren Macht freilich für einige Zeit durch einen Bruderkrieg zwischen Iskender und Ispahân, einem anderen Sohne Kara Jûßufs, noch beeinträchtigt wird. Schließlich aber sieht Ispahân sich nach dem Süden gedrängt, Armenien und Adherbeidschân bleiben in der Gewalt Iskenders, und schon 828 (1425) fühlt dieser sich stark genug, das benachbarte Sultanija (S. 241) zu überrumpeln. Eine Herausforderung freilich, die ihm sofort (829 = 1426) empfindliche Strafe zuzog: wieder eilte Schâh-Roch persönlich herbei, warf die Turkmenen beim ersten Zusammentreffen, und sandte von Karabâg aus, wo er Winterquartiere nahm, im nächsten Frühling (830 = 1427) eine

starke Abtheilung in das armenische Hochland, das inzwischen auch von Ámid her durch die Weißlämmer verwüstet wurde. Iskender verlor abermals eine Schlacht am nördlichen Ufer des Wan-Sees; auch diesmal aber begnügte sein Gegner sich mit der Ertheilung eines solchen Denkzettels, und erst, als einige Jahre später der nimmer zu bändigende Häuptling in das Gebiet des in Abhängigkeit von dem Sohne Timurs stehenden Herren von Schirwán einfiel, beschloß der langmüthige Schâh-Roch, nunmehr der Sache ein Ende zu machen. Inzwischen fehlte es auch in der unmittelbaren Umgebung des tapferen, aber rohen und rücksichtslosen Iskender nicht an mancherlei Unzufriedenheit: so kamen seine eigne Frau und einer seiner Söhne überein, sich hinter seinem Rücken mit den Tataren zu verständigen, ihn selbst aber bei erster Gelegenheit zu beseitigen. Mißtrauisch, wie er war, entging er für den Augenblick dem Verderben; aber flüchtig mußte er mit wenigen Mannschaften nach dem Westen eilen und erst in Erzerúm fand er neue Schaaren, mit denen er etwas unternehmen konnte. Wie ein Blitz fuhr er jetzt über Kara Jelek und seine Weißlämmer her, die von Erfingán aus laut Verabredung mit den nachsetzenden Tataren ihm in die Flanke fallen sollten: mit 3000 Mann zersprengte er die 20 000 des verhaßten Gegners, der selbst mit einem seiner Söhne das Schlachtfeld decken mußte (839 = 1435), und als einen Tag später die Mannschaften Schâh-Rochs die Wahlstatt erreichten, fanden sie zu ihrer Beschämung nichts als die Leichen ihrer Verbündeten. Indeß fuhren sie eine Weile fort, den Iskender zwischen Euphrat und Halys herumzujagen; als es nicht gelingen wollte, ihn abzufangen, traten sie den Rückzug an, räumten auch Adherbeidschán wieder, doch wohlweislich nicht, bevor die Herrschaft über die Provinz auf einen Bruder Iskenders, Dschehán-Schâh, übertragen und dadurch Jener unschädlich gemacht war. Zwar versuchte der nimmer ruhende Streiter es noch einmal, dem Nebenbuhler die Herrschaft zu entreißen; aber der größte Theil seiner Truppen verließ ihn, und schließlich ward er doch noch von dem eignen Sohne ermordet (841 = 1437/8).

So hatte Schâh-Roch, wenn es ihm auch nicht gelingen konnte, das ganze Reich seines Vaters wieder unter seinem Scepter zu vereinigen, doch so viel durchgesetzt, daß mit einigem Scheine behauptet werden konnte, die Kaukasusländer Armenien und Mesopotamien seien dem Reich zurückgewonnen, indeß Westpersien und Medien auch thatsächlich seiner Herrschaft unterworfen blieben. Als der wackere Fürst aber im J. 850 (1446) heimging, war es mit den besseren Zeiten auch schon wieder vorbei. Ulug-Beg (S. 316), der ihm folgte (850—853 = 1446—1449), hatte von seinem Vater nur die friedlichen Neigungen, nicht aber sei es die Kraft und Kunst des Herrschens, sei es das Glück geerbt, welche dazu gehörten, die in der dritten und vierten Generation jetzt immer zahlreicher werdenden und immer gleich unruhig bleibenden Mirzas in Zucht zu halten. Nicht in jeder Provinz allein, in jedem einzelnen Bezirke saß ein Timuride,

welcher an der Spitze der ihm untergebenen Truppen sich ebenso gut dünkte, ebenso begründete Ansprüche auf die Oberherrschaft zu haben glaubte, wie die übrigen Enkel oder Urenkel des Welteroberers. So ging der Gesammtstaat unmittelbar nach dem Tode Schâh-Rochs in Stücke, und auch diejenigen von den Erben Timurs, welche einmal für kurze Zeit größere Theile desselben unter ihr Scepter zwingen konnten, haben doch niemals wirklich das Ganze in der Gewalt gehabt. Ulug-Beg selbst fand in Transoxanien, welches er unter Schâh-Roch als Statthalter verwaltet hatte (S. 316), Anerkennung, aber in Chorassân warfen sich zwei Brüder, Alâ ed-daûla und Bâbur,[1]) Neffen des Ulug-Beg, auf und theilten sich in das Land so, daß jener das eigentliche Chorassân mit Herât, dieser Gorgân mit Asterabâd als Residenz erhielt. Als nun Ulug-Beg, die beiden Empörer zu bekämpfen, über den Oxus ging, vermochte er zwar für den Augenblick, seine Herrschaft in diesen Provinzen wiederherstellen (852 = 1448); kaum aber war er nach Ssamarkand zurückgekehrt, als Bâbur I., den Alâ ed-daûla im Gefolge, abermals in Herât erschien, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Gleichzeitig weigerte Abd el-Latîf, des Ulug-Beg eigener Sohn, den Gehorsam und bemächtigte sich Balchs, und während Ulug-Beg auf dem Wege nach Chorassân sich befand, ward sein in Ssamarkand zurückgelassener zweiter Sohn Abd el-Asîs von Abu Ssa'îd vertrieben, einem Nachkommen von Timurs Sohne Miranschâh, der unter Schâh-Roch Statthalter von Fars gewesen, später von Mohammed Mirza, einem Bruder Bâburs I., verdrängt und nach Transoxanien geflüchtet war. Ulug-Beg hatte ihn freundlich aufgenommen, ihm sogar eine Tochter zur Ehe gegeben: nun erhob sich wie der Neffe und der Sohn auch der Schwiegersohn gegen den bedrängten Fürsten, der kaum mehr wußte, gegen welchen von diesen pietätsvollen Angehörigen er sich zuerst wenden sollte. Die Hauptsache war schließlich, Ssamarkand, den alten Sitz der Herrschaft Timurs wie Ulug-Begs selbst, wieder zu erobern; so wandte er sich rückwärts, als ihm unversehens Abd el-Latîf, der rasch entschlossen über den Oxus gegangen war, entgegentrat (853 = 1449). In dem unnatürlichen Kampfe zwischen Vater und Sohn behielt der Letztere den Sieg und schauderte nicht davor zurück, seine Hand mit dem Blute seines Erzeugers zu beflecken — vermuthlich, damit die Turkmenen (S. 320) vor dem tatarischen Herrscherhause nichts voraus hätten. Lange freilich sollte der Frevler auf den Lohn seines Verbrechens nicht zu warten haben: er konnte noch eben den Abu Ssa'îd aus Ssamarkand wieder hinauswerfen, aber nur sechs Monate später ward er von seinen eignen Truppen erschlagen und ein anderer Enkel des Schâh-Roch, Abdallah, zum Herrscher ausgerufen. Abu Ssa'îd, der sich nach dem Verluste von Ssamarkand in Bochâra festgesetzt hatte, zog nun gegen Abdallah zu Felde, erlitt aber eine

1) Ich werde ihn, die Verwechslung mit einem späteren, berühmteren Fürsten gleichen Namens auszuschließen, als Bâbur I. bezeichnen. Die verbreitetste, obgleich weniger genaue Aussprache des Namens ist übrigens Bâber; er bedeutet „Löwe".

Niederlage und mußte über den Jaxartes flüchten zu Abu'l-Cheir, dem bei der heutigen Stadt Turkestan zeltenden Häuptling der Oesbegen.

Die Oesbegen sind ein Verein osttürkischer Stämme, die unter Dschingis-Chán und seinen kiptschakischen Nachfolgern, den Abkömmlingen seines Sohnes Dschudschi (S. 238), zu dem Kreise der im Reich der Goldenen Horde vereinigten Völkerschaften gehört hatten. Mit dem Untergange des Tóktamysch durch Timur (S. 298) ist die Kraft des Gesammtstaates von Kiptschak gebrochen; er zerfällt allmählich in eine Reihe von einzelnen Chanaten — Kasan, Astrachan, Krim u. s. w. —, deren Kämpfe mit und schließliche Aufsaugung durch Rußland eine erst in unseren Tagen mit der Mediatisirung von Bochára abschließende Entwicklung darstellen:[1]) sie kann uns hier nur so weit interessiren, wie ihre Berührungen mit der Geschichte der Timuriden reichen. Unter den Horden, welche in vielfachem Wechsel die einzelnen türkisch-tatarischen Stämme von Dschudschis einstigem Gebiete in sich aufnehmen, erscheinen die Oesbegen[2]) um die Mitte des 9. (15.) Jahrhunderts, in der wir uns hier befinden, als die Herren der Steppe nördlich vom unteren Jaxartes, von welcher aus sie schon in den letzten Zeiten Schah-Rochs Plünderungszüge in die Gebiete von Ssamarkand und von Chwárism unternahmen — Züge, deren im Anfang geringfügige Bedeutung leicht zu einer wirklichen Gefahr für die Herrschaft der Timuriden werden konnte, sobald durch innere Zwistigkeiten deren Widerstandsfähigkeit gegen äußere Angriffe beeinträchtigt wurde. Solche Ueberlegungen sind aber niemals einem orientalischen Fürsten aufgestiegen, wenn es sich um die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes handelte. Wie der Chwarismschah Atßyz dem Gur-Chán (S. 172), wie der Chalife Náßir dem Dschingis-Chán (S. 205), so zeigte jetzt Abu Ssa'íd dem Abu'l-Cheir den Weg in das Land, welches nur zu schnell dem Anpralle der Oesbegen, dem letzten Nachspiele der großen Völkerwanderung, erliegen sollte. Das Bedenkliche solchen Unterfangens konnte freilich dem Timuriden schon klar werden, als Abu'l-Cheir, der Einladung des Flüchtlings folgend, im J. 855 (1451) in Transoxanien eindrang, den Abdallah schlug und tödtete und Ssamarkand selbst in seine Gewalt brachte. Zwar setzte er den Abu Ssa'íd als Herrscher daselbst ein; aber nur mit Mühe gelang es diesem, unter Darreichung großer Geschenke die unbequemen Bundesgenossen zum Rückzuge in die Heimath zu bewegen. Sie benutzten

---

1) S. über die Anfänge derselben Schiemann, Rußland, Polen und Livland (No. 91 dieser Sammlung) S. 290 f. 294 ff. 2) Der Name wird verschieden erklärt. Er bedeutet im Türkischen Selbst-Herr, und kann eine Rasse von Eroberern im Gegensatze zu den Unterworfenen bezeichnen. Gleichzeitig aber ist es ein häufig vorkommender Eigenname (s. z. B. oben S. 133), unter anderem eines der hervorragendsten Cháne der Goldenen Horde, des Vaters Dschání-Begs (S. 262). Dieser Oes-Beg regierte 712—741 (1312—1340) und wird von den Orientalen selbst für den Namengeber der Oesbegen gehalten, wie nach Ertogruls Sohne Osman die Osmanen heißen. S. das Nähere bei Howorth, History of the Mongols, II, 1, London 1880, S. 9 f.

später[1]) den Aufstand eines anderen Mirza gegen Abu Sa'íd zu einem neuen Einmischungsversuch; ernstlich aber traten sie erst vierzig Jahre nachher auf, da bei Abu'l-Cheirs Tode (874 = 1469)[2]) die von ihm gegründete ösbegische Macht unter seinen unbedeutenden Söhnen wieder für eine Weile in die Brüche ging.

Dafür erwuchsen den Timuriden von anderer Seite Kümmernisse genug. So lange Schâh-Roch lebte, benahm sich der von ihm über Adherbeidschân gesetzte Dschehân-Schâh ordentlich, d. h. er ließ seine Schwarzlämmer in Armenien und Georgien rauben und morden, unternahm aber nichts gegen seinen Lehnsherren. Seit aber dieser die Augen geschlossen, wartete der Turkmenenhäuptling nur auf eine günstige Gelegenheit, seine Herrschaft nach Osten auszudehnen. Das an Adherbeidschân zunächst grenzende Medien war mit Fars zusammen in den Händen des Mohammed Mirza (S. 321). Zu diesem seinem Bruder war Alâ ed-daúla geflohen, als Bábur I. nach der Wiedereinnahme von Herât ihn mit Argwohn verfolgte: zwischen den drei Brüdern entwickelten sich nun ähnliche angenehme Familienverhältnisse, wie deren sich das Haus Ulug-Begs erfreute. Mohammed Mirza und Alâ ed-daúla marschirten zusammen gegen Bábur I., dem auch mancherlei innere Schwierigkeiten den Besitz von Chorassân und Gorgân verleideten, und der gerne unter billigen Bedingungen in Frieden mit ihnen auseinandergekommen wäre. Da sie aber allzu unbescheiden sich zeigten, kam es zur Schlacht; Bábur I. siegte, und nahm sogar beide Brüder gefangen, worauf er den Mohammed zu tödten, den Alâ ed-daúla zu blenden befahl (855 = 1451). Während er dann aber sich auf den Weg nach Schirâs machte, fielen die Turkmenen unter Dschehân-Schâh in Medien ein, und da ihn neue Unruhen bald nach Chorassân zurückriefen, bemächtigten sich 856 (1452) die Schwarzlämmer sogar schon des Landes Fars. Bábur I. konnte vorläufig um so weniger daran denken, es ihnen wieder abzunehmen, als er auf der anderen Seite jetzt durch Abu Sa'íd bedrängt wurde, welcher nach vorläufiger Sicherung seiner Herrschaft über Transoxanien nach Chorassân überzugreifen anfing. Schließlich vertrug man sich doch auf Anerkennung des beiderseitigen Besitzstandes; trotzdem aber hat Bábur I. auch später nichts mehr gegen die Schwarzlämmer unternommen. Von jeher ein arger Wüstling, hatte er in den letzten Jahren so viel gezecht, daß ihn schließlich vor sich selber ein Ekel befiel: obwohl der Arme indeß versuchte, durch ein Gelübde am Grabe des Imâm Risa (S. 316) seines Lasters quitt zu werden, wollte ihm das

1) „About the year 1455" Howorth a. a. O. II, 2, S. 689; „en huit cent soixante" (1456) Aboul-Ghâzi, Histoire des Mogols et des Tatares p. le Baron Desmaisons T. II, St. Petersburg 1874, S. 201; „J. 867 der Hegira" (1462/3) Deguignes, Allg. Gesch. der Hunnen und Türken, übers. v. Dähnert, Bd. IV, Greifswald 1771, S. 97. Ich führe das nur als Beispiel an, wie unmöglich es auch hier ist, ohne neues Quellenmaterial Sicherheit zu erlangen. 2) Oder vielmehr 1468 = 872/3, wenn es in der That das Rattenjahr (Aboul-Ghâzi a. a. O. S. 192) gewesen ist.

leider so wenig gelingen, wie den meisten andern Leuten, die sich in dieser Lage befinden, und schon 861 (1457) fiel er, wie so mancher der mongolisch-tatarischen Fürsten, dem Alkohol zum Opfer. Neben seiner eigenthümlichen Auffassung der brüderlichen Pflichten soll er doch auch gute Eigenschaften besessen haben: jedenfalls zierte seinen Hof ein vortrefflicher Wesír, Mír[1]) Alí Schér, ein berühmter Litteraturfreund, dem wir später noch begegnen werden. Mit Báburs I. Tode war das Loos Choraßáns besiegelt: Abu Sa'íd brach sofort herein, bemächtigte sich Heráts und vertrieb seines Vorgängers Sohn. Freilich schickten sich die Schwarzlämmer an, die Beute ihm streitig zu machen. Dschehán-Scháh rückte auf Herát; indeß erlitt er eine Schlappe, und da außerdem andere Sorgen (s. unten S. 325) ihn nach Adherbeidschán zurückriefen, bequemte er sich zu einem Frieden, der wenigstens das Land östlich von Ssemnán dem Timuriden überließ (863 = 1459). Indeß sollte Abu Sa'íd bis an sein Lebensende nicht zur Ruhe kommen. Bald im äußersten Osten von Transoxanien, bald in Gorgán oder Ssedschestán erhoben sich Angehörige des allzu fruchtbaren Herrscherhauses, und wenn er mit dem Einen fertig war, hatte ganz gewiß an dem entgegengesetzten Ende seines Reiches schon ein Anderer sich als Usurpator aufgeworfen. Einer der hartnäckigsten dieser Mirzas war Sultan Hußein, der Sohn des Beikara,[2]) ein Urenkel Timurs durch dessen Sohn Omar Scheich; der wußte in den Sümpfen und Bergen von Masenderán allerhand Schlupfwinkel zu finden, aus denen er immer wieder hervorkam, wenn man ihn aus Choraßán fortgejagt hatte. Indeß hielt sich ihm wie den Anderen gegenüber Abu Sa'íd tapfer, und er hätte schließlich am Ende doch noch durchgesetzt, daß man ihn überall zwischen der persischen Wüste und dem Jaxartes als Herrscher anerkannte, wäre es ihm nicht zur Unzeit beigefallen, den Schah-Roch spielen und die Turkmenen wieder zu Vasallen seines Reiches machen zu wollen. Er hielt die Gelegenheit dazu für um so günstiger, als grade die Nachricht eintraf, daß Dschehán-Schah, der eben noch so mächtige Herr der Schwarzlämmer, dessen Besitzungen von Kirmán bis nach Georgien reichten, ein plötzliches Ende gefunden habe. Nach der Niederlage und dem Tode Kara Jeleks 839 (1435; S. 320) hatten die Söhne desselben sich in die von den Weißlämmern besetzten Gegenden zu beiden Ufern des Euphrat zwischen Ámid, Ersindschán, Edessa auf der einen, Ssiwas und Abulustein (S. 261) auf der andern Seite getheilt. Es war ein unsicherer Besitz, vorzüglich im Westen, wo ihnen die Mamluken Syriens und die halb von diesen abhängigen Emire des Hauses Dhu'l-gádir, eines schon vor Timur in den Gebirgen zwischen Nordsyrien und dem Gebiete von Ssiwas ansässigen Türkengeschlechtes, das Leben sauer machten. Man schlug sich da eigentlich jahraus jahrein herum,

1) Abkürzung für Emír; vgl. S. 253 Anm. 1. 2) Daher gewöhnlich Hußein Beikara (genauer Hußein-i-Beikara), nach der persischen Gepflogenheit, statt des arabischen Ibn „Sohn des . ." durch unmittelbare Nebeneinanderstellung beider Namen, deren zweiter im Genitiv zu denken ist, die Abstammung zu bezeichnen.

ohne daß es zu durchgreifenden Erfolgen für die Ak-Kojunlu kam: sind doch bei aller Tapferkeit diese Turkmenen, die weißen wie die schwarzen, niemals im Stande gewesen, ein ordentliches Staatswesen, ohne welches die Durchführung einer planmäßigen Kriegspolitik gegen die Mamluken nicht wohl möglich war, zu bilden — daß freilich solche organisirten Räuberschaaren, deren wüstem Treiben es großentheils zugeschrieben werden muß, wenn der von den Tataren herbeigeführte Ruin des Irák und Mesopotamiens wie des westlichen Kleinasiens in gänzliche Verödung dieser Provinzen auslief, es überhaupt zu einer ernstlichen Bedeutung in der Geschichte des Orientes haben bringen können, ist bezeichnend für die gänzliche Erschöpfung der persischen wie der ägyptisch-syrischen Länder, welche die beiden Horden der „Lämmer" zwischen sich dulden mußten. Ueber das Verhältniß, in welchem diese während der letzten Jahre zu einander standen, wissen wir bis jetzt nichts Genaueres; doch scheint es, daß Dschehán-Schâh, auf seine Eroberungen in Persien erpicht, zwischen Tigris und Euphrat den Ak-Kojunlu mehr Freiheit ließ, als im Interesse seiner westlichen Grenzen lag, wenn er auch gelegentlich einmal ihnen einen kleinen Nasenstüber geben mochte.[1]) Immerhin blieb der Umfang der von ihnen besetzt gehaltenen Landschaften weit hinter der Herrschaft der Kara-Kojunlu zurück; aber wenn die beiden einmal an einander geriethen, kam es nicht hierauf, sondern lediglich auf den zufälligen Ausgang eines Reitergefechtes an, und so glich das ganze große Reich des Dschehán-Schâh in der That dem bekannten Koloß mit thönernen Füßen. Nun war unter den mancherlei Kämpfen zwischen den Nachkommen des Kara Jelek etwa seit 853 (1449) ein Enkel des Letzteren, bekannt unter dem Namen Usun Haßan („der lange H.", vgl. S. 265) in die Höhe gekommen, der seine Verwandten allmählich aus ihren Besitzungen verdrängte und die zersplitterten Schaaren der Ak-Kojunlu unter seinem Befehle einigte. Schon 855. 861 (1451. 1457) konnte er es wagen, nebenbei in das Gebiet der Schwarzlämmer einzufallen, und ein erneuter Angriff von seiner Seite war es, welcher 863 (1459; s. oben S. 324) den Dschehán-Schâh zwang, seinen Feldzug in Chorassán abzubrechen. Trotzdem nun die Schwarzen alle ihre Kräfte gegen Usun Haßan verwenden konnten, nahm dieser 867 (1462/3) bereits Hißn Kéfa, und da, um das Unglück voll zu machen, bald darauf ein Sohn Dschehán-Schâhs in Bagdad sich empörte, so konnte jetzt schon die drohende Katastrophe hereinbrechen, hätte nicht der Lange inzwischen mit den Mamluken in Nordsyrien zu thun erhalten. Schnell genug kam das Verhängniß doch. Nachdem Dschehán-Schâh sich mit seinem unbotmäßigen Sohne

1) Diese Verhältnisse liegen noch sehr im Dunkeln; einige Notizen findet man bei Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, Bd. II, Stuttgart 1862, im Index unter Hamza Ibn Kara Jelek und Usun Hasan nachgewiesen. Die Jahreszahlen bei Deguignes, Allgem. Geschichte der Hunnen und Türken, übers. v. Dähnert, Bd. III, Greifswald 1769, S. 328 sind zum Theil rein unmöglich, beweisen aber, was hier Alles selbst einem mit Recht so berühmten Schriftsteller passiren kann.

verglichen, wollte er der immer dringender werdenden Gefahr zuvorkommen, und marschirte 872 (1467) über Armenien auf Diár Bekr, dessen Hauptort Ámid jetzt der eigentliche Sitz der Ak-Kojunlu war; unterwegs aber wurde er krank, und als er deswegen für dies Jahr den Rückzug anzutreten sich entschlossen, fiel Usun Haßan plötzlich über ihn her, zersprengte seine Schaaren und tödtete ihn mit einem seiner Söhne; einen andern, der ihm ebenfalls in die Hände fiel, ließ er blenden, und als ein dritter, Haßan Ali, im folgenden Jahre ein großes Heer gegen ihn auf die Beine brachte, ward auch das von den Weißlämmern geschlagen. Wie es scheint,[1]) bereits vor diesem zweiten Siege des langen Haßan hatte der Timuride Abu Sa'íd beschlossen, den Niedergang der Kara-Kojunlu zur Wiederherstellung des tatarischen Einflusses in Adherbeidschán zu benutzen; ein Unternehmen, dessen Gelingen auch die Rückgewinnung der übrigen persischen Westprovinzen nothwendig zur Folge gehabt hätte. Im J. 873 (1468) überschritt er an der Spitze seiner Truppen die Grenze von Adherbeidschán, nachdem er eine Abtheilung zur Einnahme von Fars und Medien hatte abschwenken lassen. Der lange Haßan, dem vermuthlich daran lag, vor Allem die eben gewonnenen Erfolge zu befestigen, ehe sie durch einen neuen Krieg gefährdet würden, war bereit zu einer friedlichen Einigung; Abu Sa'íd aber, der an dem Größenwahn so vieler orientalischer (und einiger abendländischer) Fürsten gelitten zu haben scheint, kümmerte sich wenig um seine Eröffnungen, setzte vielmehr seinen Marsch in das Innere des Landes fort. Wir hören, daß die Stärke von Haßans Feldherrnschaft in der Kunst bestand, vor der Ueberlegenheit der Zahl oder Ausrüstung auszuweichen, dagegen unabläßig mit seinen Reiterschwärmen die Feinde zu belästigen, ihnen die Zufuhr abzuschneiden, kurz den richtigen Nomadenkrieg nach Art von Parthern, Beduinen oder Kosaken zu führen. Das gelang ihm in diesem Falle ausgezeichnet: die ermüdeten und ausgehungerten Soldaten Abu Sa'íds fielen wie die Fliegen, sein Heer schmolz durch Desertion mit erschreckender Schnelligkeit zusammen, und als er endlich sich zum Rückzuge entschloß, fielen die Weißlämmer über den entmuthigten Rest seiner Streitkräfte her und rieben sie in der Nähe von Ardebíl vollständig auf. Abu Sa'íd selbst wurde gefangen; wie es heißt, wollte Usun Haßan ihn Anfangs schonen, ließ ihn aber dann auf das Andringen seiner Umgebung doch hinrichten. Mit ihm starb der letzte Timuride, welcher noch an die Herstellung des Reichsganzen hatte denken können.

Denn nach der entscheidenden Niederlage von Ardebíl war es selbstverständlich, daß die Ak-Kojunlu nicht allein die von ihren schwarzen Landsleuten

1) Hier bilden die vorliegenden Nachrichten, wenn man Deguignes a. a. O. III, 327 mit IV, 98 vergleicht, einen unentwirrbaren Rattenkönig von Widersprüchen; die arabischen Nachrichten bei Weil a. a. O. S. 338 helfen auch nur so viel weiter, wie das im Text Gesagte andeutet. Was aus Haßan und den übrigen Mitgliedern des Herrscherstammes der Kara-Kojunlu geworden ist, läßt sich aus diesem unzulänglichen Material nicht aufs Reine bringen.

schon gewonnenen Provinzen Medien und Fars endgiltig in Besitz nahmen, sondern auch die gemachten Eroberungen weiter nach Osten auszudehnen sich bemühten. Zwischen ihnen und den vorläufig allerdings durch ihre inneren Zwistigkeiten noch lahmgelegten Oesbegen jenseits des Jaxartes hätten die Timuriden sich nur zu halten vermocht, wenn sie zu einheitlicher Zusammenfassung der immerhin nicht unbedeutenden Kräfte gelangt wären, die ihnen in den Gebieten von Transoxanien und Choraßán mit Gorgán, Balch und Afghanistán noch zu Gebote standen. Alles andere aber mehr als Einigkeit lag ihnen im Blute, und daß Abu Sſa'íd auch noch elf Söhne hinterließ, machte die Sache um so verwickelter; besonders, da sein Tod dem Sultan Hußein Beikara (S. 324) wieder freie Hand gewährte, seine früheren Unternehmungen gegen Choraßán jetzt zu erneuern. Nach mancherlei Kämpfen zwischen diesem weitaus bedeutendsten der späteren Nachkommen Timurs in Persien und den Söhnen des Abu Sſa'íd kam es endlich dahin, daß vier von diesen eigene Fürstenthümer behielten. Der Aelteste, Sultan Achmed Mirza, herrschte über Sſamarkand und Bochára; der dritte, Sultan Machmúd Mirza, mußte sich an Badachschán[1]) und ein paar kleinen Nachbarbezirken genügen lassen; der vierte, Sultan Omar Scheich Mirza, besaß Fergána, d. h. das spätere Chokand mit Umgegend; ein jüngerer Bruder endlich, Ulug Beg Mirza, das Gebiet von Kabul und Gasna. Alles Uebrige, was noch von dem Reiche Timurs im Westen nicht in den Händen der Turkmenen war, also Choraßán mit Sſedschestán, Balch und der Hauptstadt Herát, Masenderán und Gorgán, Chwárism — Kirmán nicht, das ließ der lange Haßan von Fars aus besetzen — bildete das Reich des Sultan Hußein Beikara, eines klugen und tüchtigen Fürsten, welcher den Mir Alí Schér wieder als Wesír in Thätigkeit setzte und aus seinem Hofe noch einmal einen Sitz wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen machte, deren Ergebnisse die letzten hellen Glanzpunkte in der Geschichte der persischen Litteratur darstellen. Während seiner langen Regierung (873—911 = 1469—1506) glückte es ihm, indeß die übrigen Timuriden durch häufige Kriege sich immer mehr gegenseitig schwächten, nach Außen wie nach Innen seine Autorität geltend zu machen. Allerdings mußte er gleich zu Anfang auf kurze Zeit noch einmal einem Nebenbuhler weichen, dem Jadgár Mirza, einem Urenkel Schah-Rochs, der mit Unterstützung des langen Haßan 874 (1469/70) sich Choraßáns bemächtigte. Der Turkmene hat indeß nur kurze Zeit sich in dem Gedanken wiegen können, durch diesen Lehnsmann indirect bis nahe an den Oxus zu herrschen;[2]) Jadgár war ein gänzlich unbrauchbarer Mensch, den Hußein schon im folgenden Jahre (875 = 1470/71) überfallen und des Lebens berauben konnte, und Usun Haßan unterließ es wohlweislich, sich persönlich allzu weit nach dem Osten vorzuwagen, da er mit den Mamluken und kleinasiatischen Türken

1) Ein Landstrich südlich vom oberen Oxus, der zum Theil mit dem früheren Tocharistán zusammenfällt. 2) Die Darstellung Weils (Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, II, 339) entspricht nicht ganz den wirklichen Verhältnissen.

mancherlei zu kramen hatte, was ihm genügende Beschäftigung im Westen bot. So blieb Sultan Hußein von dieser Seite für die Folgezeit unbelästigt, und auch zu den Staaten der übrigen Timuriden war sein Verhältniß bis 901 (1496) ein durchaus friedliches; doch hatte auch der in diesem Jahre unternommene Versuch einer Einmischung in die Streitigkeiten der Verwandten keine weitgehenden Folgen. Erst in den letzten Zeiten seines Lebens suchte ihn Mißgeschick heim. Seine Anfangs in so hervorragender Weise bethätigte Energie ließ in dem ruhigen Wohlleben eines ziemlich luxuriösen Hofes und über der Beschäftigung mit Poeten und Schöngeistern allmählich nach. Zwei seiner Söhne empörten sich gegen ihn, und nur den einen vermochte der alternde Herrscher noch zum Gehorsam zurückzuzwingen; der andere, Bedi es-semán,[1]) widerstand mit Hilfe des Statthalters vom Gór, welchem er sich in die Arme geworfen, den Heeren des Vaters (902 = 1497), der schließlich nach und nach ihm und seinem Helfershelfer die Bezirke von Balch, Kandahar und Sjedschestán überlassen und sich beinahe vollständig ihrer Leitung unterordnen mußte. Derweil war jenseits des Oxus Alles längst drunter und drüber gegangen. Von Anfang war das Verhältniß zwischen den Sultanen Achmed von Sjamarkand und Omar Scheich von Fergána kein gutes gewesen; in die Streitigkeiten zwischen ihnen hatten sich — die Oesbegen verharrten noch in ihrer Zersplitterung — die mongolischen Cháne aus dem Hause Dschingis-Cháns gemischt, die im Osten des oberen Jaxartes seit dem Frieden mit Timur (S. 294) zu regieren fortfuhren; allerdings auch nicht grade im Vollbesitze erheblicher Macht, da sich Kaschgar unter einem Mirza selbständig gemacht hatte und auch die übrigen Stämme in zwei Gruppen gespalten waren. So lagen hier im Ganzen sieben kleine oder Mittelstaaten neben einander, unter welchen die Reibungen kaum aufhörten; vollkommen aber ward die Verwirrung, als im J. 899 (1494) die Sultane Achmed und Omar Scheich, 900 (1495) auch Machmúd starb. Der vierte der Brüder, Ulug Beg, lebte bis 907 (1502), hielt sich aber von den endlosen Kriegen abseits, welche die Nachkommen seiner Brüder unter gelegentlicher Betheiligung der Mongolencháne gegen einander führten. Wir können den Verlauf derselben hier nicht verfolgen; ich beschränke mich auf die Andeutung, daß in ihnen und durch die Prüfungen und Abenteuer, die sie ihm brachten, ein junger Krieger heranreifte, welcher bestimmt war, sein in dem alten Stammlande immer rascher verkommendes Geschlecht auf einen neuen Boden zu neuem Gedeihen zu verpflanzen — Bábur II., ein Sohn des Omar Scheich von Fergána.

So lagen die Dinge, als im J. 905 (1500) die Frucht zu reifen begann, die fünfzig Jahre früher Abu Sja'íd (S. 322) gesäet hatte. Unter den Oesbegen war ein Enkel des Abu'l-Cheir (S. 323) aufgetreten, dessen gute und schlechte Eigenschaften, seine Tapferkeit wie seine Treulosigkeit und

1) Arabisch in der Bedeutung „das Wunder der Zeit".

Hinterlist ihn in gleicher Weise zur Wiedervereinigung der zersplitterten Bruchstücke seines Volkes und zur Gründung eines neuen Reiches auf den Trümmern von Timurs Erbschaft befähigten. Dieser biedere Türke gehörte zu den Leuten, die es weit bringen in der Welt, falls sie nicht aus Versehen zu früh gehängt werden; er nannte sich Mohammed Scheibâni,[1]) „der Scheibanide", d. h. Nachkomme von Dschudschis (S. 322) Sohne Scheibân, auf welchen Abu'l-Cheir und sein Haus ihren Stammbaum zurückführten, und dem entsprechend bezeichnet man die mit ihm beginnende neue Dynastie als die Scheibaniden, obwohl nicht in seiner eigenen, sondern in anderen Linien von Abkömmlingen Abu'l-Cheirs seine Herrschaft sich vererbt hat, und man also genauer von Abu'lcheiriden spräche. Scheibâni fand sich, als er herangewachsen war, in Folge von neuen Unglücksfällen, die seine Familie betroffen hatten, an der Spitze von nicht mehr als 300 Reitern, mit welchen er nichts Rechtes anfangen konnte. So flüchtete er sich mit der kleinen Schaar nach Bochâra zu dem Statthalter des Sultans Achmed von Ssamarkand; er fand daselbst freundliche Aufnahme, und die Unterstützung, welche ihm bewilligt ward, machte es ihm möglich, nicht allein an der Grenze zwischen den Gebieten der Timuriden, der mongolischen Châne (S. 328) und der früher unter Abu'l-Cheir vereinigten, jetzt in einzelne Stämme zerfallenen Oesbegen sich niederzulassen, sondern auch auf eigene Faust den mit ihm verfeindeten Mitgliedern seines Geschlechtes Fehde anzusagen. Es gelang ihm, einen an der Spitze eines zahlreichen Stammes stehenden Vetter bei einem nächtlichen Ueberfalle zu erschlagen, der Erfolg verschaffte ihm, wie unter diesen Nomaden (und anderswo) in der Regel zu geschehen pflegt, weiteren Zulauf, und bald fühlte er sich stark genug, eine selbständige Politik zu treiben. Seine bisherigen Fortschritte verdankte er nächst seiner Kühnheit in der Hauptsache den Timuriden, als deren Lehnsmann er ihre Grenze decken half; in Folge einer Niederlage aber, welche Sultan Achmeds Heer gegen die Truppen der beiden Châne erlitt, schwenkte Scheibâni ohne Bedenken zu den Letzteren ab. Sie waren so unvorsichtig, dem kecken Reiteranführer, dessen militärische Tüchtigkeit sich bei jeder Gelegenheit bewährte, mehr und mehr die ganze Kriegführung gegen Transoxanien zu überlassen; dazu kam, daß mit dem wachsenden Rufe von Scheibânis Thaten nicht nur Alles, was früher den Fahnen seines Großvaters Abu'l-Cheir gefolgt war, sondern auch Massen von anderen abenteuernden Stämmen und Stämmchen, wie sie in Folge der fortschreitenden Auflösung des ehemaligen Reiches von Kiptschak (S. 322) sich hier und dort herumtrieben, allmählich zu ihm stießen, so daß er in wenigen Jahren sich an der Spitze eines Heeres von über 30 000 Mann erblickte. Als endlich gegen 907 (1502) die Châne einsahen, daß sie hinters Licht sich hatten führen lassen, war es zu spät: Scheibâni fiel 908 (1503) nun auch über sie

1) Vielfach heißt er auch Schâhi-Beg (wofür man stellenweise Scheibek geschrieben findet).

her und nahm sie, nachdem er ihnen eine gründliche Niederlage beigebracht, gefangen. Schon vorher aber war er Herr des größten Theiles von Transoxanien geworden. Im J. 905 (1500), genau 50 Jahre nach dem ersten Plünderungszuge Abu'l-Cheirs, hatte er Bochára und Sſamarkand eingenommen, und obwohl einige von den Timuriden, vor Allen Bábur II., ihm mit großer Hartnäckigkeit jeden Fußbreit Bodens streitig machten, schlug er sie doch nach manchen Wechselfällen bis 910 (1505) vollständig aus Transoxanien, Fergána und Badachschán hinaus. Bábur II. setzte sich einstweilen (910 = 1504) in Kábul fest, wo nach Ulug Begs Tode (S. 328) mancherlei Unordnungen eingerissen waren, und der tüchtige junge Fürst bereitwillige Aufnahme fand, ausschauend, wo neue Bundesgenossen zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Oesbegen aufzutreiben sein möchten. Der Nächste, welcher für seine Staaten fürchten mußte, war Sultan Hußein-i-Beikara, der alte Herrscher von Herát. In der That eroberte Scheibáni bereits 911 (1505) Stadt und Bezirk von Chwárism, trotz der tapferen Gegenwehr der Besatzung, und machte sich unmittelbar danach an die Belagerung von Balch. Trotz seiner Altersschwäche und der Minderung, welche seine Macht durch die Vorgänge der letzten Jahre erfahren hatte, war Hußein durchaus noch nicht ohne die Mittel, selbst einem kräftigen Gegner die Spitze zu bieten; er zog seine Truppen zusammen und eröffnete gleichzeitig Verhandlungen mit Bábur über ein Zusammenwirken gegen den gemeinsamen Feind. Der Fürst von Kábul ließ sich das nicht zweimal sagen; während er aber nach Choraßán unterwegs war, erhielt er die Nachricht, daß sein zukünftiger Bundesgenosse soeben gestorben war (Ende 911 = Frühjahr 1506). Um zu sehen, wie die Dinge ständen, ging er trotzdem weiter, bis er das Heerlager der befreundeten Truppen erreichte. War Sultan Hußein in seinen letzten Jahren nicht mehr der alte thatkräftige Herrscher gewesen, so war mit den beiden Söhnen, welche seine Erbschaft antraten, erst recht nichts anzufangen. Natürlich gönnte weder Bedi es-semán seinem Bruder Mosaffar Hußein den Thron, noch dieser jenem: daß es aber hirnverbrannte Thorheit gewesen wäre, Angesichts der mitten im Lande stehenden Oesbegen einen Bürgerkrieg in Scene zu setzen, konnte selbst zwei Mirzas nicht verborgen bleiben. Freilich war das Hilfsmittel, durch welches sie der Schwierigkeit begegneten, beinahe so unheildrohend, wie diese selbst: weil Keiner wollte leiden, daß der Andre für ihn herrsche, ward ausgemacht, daß sie Beide zusammen das Regiment führen würden. Natürlich ging es wie immer, wenn man ein Pferd vor, das andere hinter den Wagen spannt: während Scheibáni den ganzen Sommer 912 (1506) Balch belagerte, brachten die beiden Könige nicht einmal einen Feldzugsplan fertig, und als endlich die gleichfalls wacker vertheidigte Festung sich ergeben mußte, und Bábur sich kopfschüttelnd auf den Rückweg nach Kábul machte, entließen sie das Heer bis zum nächsten Frühling, in der Hoffnung vermuthlich, daß ihnen in der Zwischenzeit etwas Gescheites einfallen würde. Dieses geschah denn auch in dem Maße, daß im folgenden Jahre als die

Truppen glücklich wieder zwischen Herât und Balch bei einander waren, jeder Mirza seinen besonderen Plan hatte. Während man disputirte, welcher von beiden wohl der vorzüglichere sein möchte, erfuhr man plötzlich, daß Scheibâni mit 50 000 Mann von Balch aus nördlich an den choraßânischen Truppen vorbei auf Sſarachs marschirt war. Von dort hat man, wie heut zu Tage jeder Zeitungsleser weiß, einen prachtvollen Weg thalaufwärts nach Herât; natürlich lag der weit im Rücken der klugen Sultane und war gänzlich unbesetzt geblieben. Alles strömte nun eilends und ohne jede Ordnung nach der Hauptstadt; man erreichte sie zwar noch vor dem Feinde, aber dessen unmittelbares Erscheinen war jeden Augenblick zu fürchten, überall herrschte Schrecken und Verwirrung, nirgends ein fester Wille — der alte Timur hätte sich im Grabe herumgedreht, wenn ihm von dieser Jämmerlichkeit seines Fleisches und Blutes da unten etwas kund geworden wäre. Jeder Mirza oder sonstige Befehlshaber machte, daß er mit seinen Truppen von dannen und in die Heimath kam — als ob man etwa hätte erwarten dürfen, daß für die Einzelnen in Merw oder Asterabâd Sicherheit zu finden sein würde, wenn die Gesammtheit vor der Hauptstadt sich nicht hatte wehren können. Scheibâni enttäuschte jedenfalls solche Erwartung gründlich: nachdem seine Oesbegen Herât ohne Mühe genommen und die wohlhabende Residenzstadt ausgeplündert hatten, wie nächst den Mongolen nur Türken das verstehen (913 = 1507), durchstreiften sie das ganze Land, vernichteten überall die zersplitterten Reste des choraßanischen Heeres und griffen die verschiedenen Mirzas auf, die hier und dort zu finden waren. Sie wurden sämmtlich, soweit sie es nicht vorzogen kämpfend zu sterben, gefangen genommen und später getödtet, so daß Sultan Hußeins ganzes Haus den Untergang fand. Nur der Schuldigste, dessen Aufrührerei zuerst in den blühenden Staat seines Vaters Unordnung und Zerstörung getragen, der Mirza Bedî es-semân, entfloh nach dem Westen und ist schließlich zehn Jahre später als heimathloser Flüchtling in Konstantinopel gestorben; von dem ganzen Reiche Timurs aber war in den Händen seiner Nachkommen Nichts geblieben, als die Gebirgsfesten von Kâbul und Gasna, wo der kaum fünfundzwanzigjährige, jetzt aber wie als Feldherr so als Staatsmann bereits vollkommen mündige Bâbur II. noch auf der Lauer lag, je nachdem wieder gegen Scheibâni vorzurücken, oder, falls das Uebergewicht der Oesbegen auch auf sein kleines Reich allzu schwer zu drücken anfinge, sich nach Indien hineinzuwerfen, wo ja schon mehr als ein muslimischer Abenteurer sein Glück gemacht hatte. Wie Timur einst mit seinen Türken und Tataren Persien überrannt hatte, so schien auch das Reich seiner Enkel neuen Horden derselben Rasse als Beute verfallen zu sein: da kam nicht lange nach seinem glänzenden Siege dem neuen Eroberer ein Gegner in die Quere, an welchen bis vor Kurzem weder er noch sonst Jemand gedacht haben mochte. Unsere Bekanntschaft mit diesem einzuleiten, müssen wir die Oesbegen jetzt eine Weile sich selbst überlassen.

Es ist bereits früher (S. 327 f.) angedeutet, daß seit der Festigung von

Sultan Hußeins Macht der lange Haßan seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Westen zugewandt hatte: wir haben nunmehr auch unsererseits Umschau zu halten, wie es den Erben Timurs dort inzwischen ergangen war. Acht war die Zahl der kleinasiatischen Emire gewesen, die in ihre Herrschaft nach der Schlacht von Angora (S. 308 f.) wieder eingesetzt worden waren. Hier indeß ging es wie überall: sobald Timur der Welt, die er so schön zurechtgehobelt, den Rücken kehrte, ging Alles wieder aus den Fugen, welche er zusammenzuleimen vergessen hatte. Es ist bekannt,[1]) mit welcher Schnelligkeit die Osmanen, insbesondere durch die Tüchtigkeit des kraftvollen Sultans Mohammed I., sich von der Niederlage Bajesids erholt haben. So war es nur ein kurzes Dasein, welches ihren Nebenbuhlern in Kleinasien beschieden blieb. Bereits Mohammeds Nachfolger Murád II. vermochte 829—832 (1426—1429) die sämmtlichen Emirate der Westhälfte endgiltig seinem Reiche wieder einzuverleiben,[2]) und die beiden, welche allein noch übrig blieben, das von Karamán (S. 288) und die in Paphlagonien gelegene Herrschaft von Kastamuni, verdankten die um einige Jahrzehnte längere Fristung ihres Daseins nur dem Umstande, daß den osmanischen Sultanen ihre europäischen Eroberungen vorläufig noch zu viel Zeit wegnahmen, als daß sie anders als gelegentlich in die Verhältnisse Kleinasiens hätten eingreifen können. Trotzdem mußte die Lage insbesondere von Karamanien zwischen den Gebieten der Osmanen, der Mamluken und der Turkmenen von den Ak-Kojunlu bei dem Interesse, welches jede von den drei Mächten an der Schwächung der anderen hatte, das Emirat in steter Beunruhigung erhalten und endlich zum Zankapfel zwischen jenen werden lassen. War es in seinem Bestande so von vornherein stark gefährdet, so hätte doch grade seine centrale Stellung dem immerhin noch über nicht unverächtliche Kräfte gebietenden Lande, wenn seine Politik geschickt geleitet wurde, erhebliche Vortheile gewährleistet. Aber das grade Gegentheil war der Fall. Seine Fürsten Náßir ed-dín Mohammed (805—829[3]) = 1403—1426) und Ibrahim (829—868 = 1426—1464) verstanden es weder, sich einem oder dem anderen ihrer großen Nachbarn unentbehrlich zu machen noch diesen gegen jenen zum eigenen Vortheile auszuspielen. Der mit vollkommener Ueberschätzung der eignen Macht unternommene Angriff des Erstgenannten auf Brussa kostete ihn einen großen Theil seines Besitzes; und daß er sich auf diese Erfahrung hin den Aegyptern in die Arme warf, nützte auf die Dauer nichts, weil sein Sohn Ibrahim thöricht genug war, es auch mit diesen vollständig zu verderben. So war der schließliche Untergang des kleinen Staates unvermeidlich; in dem Augenblicke aber, wo einer der Grenznachbarn sich vollständig seiner zu bemächtigen anschickte, mußte es zu einem Zusammenstoß zwischen diesen selbst kommen. So waren von vornherein gespannte Beziehungen zwischen den Osmanen einerseits, den Mamluken

1) S. Hertzberg, Gesch. der Byz. und des osman. Reiches (Nr. 79 dieser Sammlung) S. 533 ff. 2) Hertzberg a. a. O. S. 547. 3) Nach einigen Nachrichten fand er bereits 826 = 1423 seinen Tod.

und Weißlämmern andererseits gegeben; und wenn auch in der Zeit, wo der Herr von Karamán sich mit allen gleichmäßig überworfen hatte, seine Gegner vorübergehend Freundschaft mit einander hielten, so konnte das von irgend welcher Dauer doch niemals werden. Das ganze 9. (15.) Jahrhundert hindurch wird die Geschichte Vorderasiens von diesem Verhältnisse beherrscht; daß es nicht vor dem Anfang des 10. (16.) zu einer endgiltigen Lösung kam, hat seinen Grund, neben der schon angedeuteten Fesselung der osmanischen Kriegspolitik in Asien durch die europäischen Kämpfe vor und nach der Eroberung Konstantinopels, in der beinahe vollständigen Lähmung, welcher seit dem Abzuge Timurs aus Syrien der Staat der Mamluken verfallen war.

Seit die Welt steht, ist das Land Aegypten durch gute Regierungen nicht grade verwöhnt gewesen. Von sämmtlichen schlechten aber, die es gehabt hat, die allerschlechteste ist zweifellos die zweite Mamlukendynastie, die sogenannte tscherkessische oder burdschitische (S. 249). Die erste der Bachriten hatte ja auch ihre Schattenseiten gehabt, bis kurz vor ihrem Ende aber waren die segensreichen Wirkungen von Beibars' Energie, Kilawúns und Náßirs handelspolitischer und diplomatischer Klugheit noch immer fühlbar gewesen, das Land zu Wohlstand, ja Reichthum gediehen, das Volk, wenn nicht glücklich, so doch weniger unglücklich gewesen, als die Unterthanen der meisten übrigen islamischen Staaten. Die Schwäche der letzten bachritischen Sultane und die zunehmende Unbändigkeit der Mamluken hatten freilich schon vor Timurs Ankunft hier viel Unheil angerichtet; und wenn auch durch Barkúk etwas Ordnung gestiftet war, und der Fügsamkeit seines Sohnes Faradsch (S. 305) Aegypten den beneidenswerthen Gewinn dankte, von den Verheerungen der Tataren abermals verschont zu bleiben, so überstiegen doch die Leiden, mit welchen es durch seine Mamluken seit dem Tode des ersten tscherkessischen Sultans heimgesucht wurde, beinahe das Glaubliche. Man kann den Unterschied zwischen den beiden Dynastien kurz dahin bestimmen, daß in der bachritischen Zeit Emire und Truppen mehr an einander, unter den Tscherkessen aber vorzugsweise an den friedlichen Einwohnern ihre Zügellosigkeit und Roheit übten, und daß die guten Einrichtungen und richtigen politischen Grundsätze der Ersteren von ihren Nachfolgern ebenso einsichtslos als muthwillig preisgegeben wurden. Die Unsicherheit der Stellung des Sultans inmitten seiner unbändigen Kriegsknechte ist in beiden Zeiträumen allerdings ziemlich dieselbe. Auch die Burdschiten haben es in den fünfviertel Jahrhunderten ihres Daseins auf die Zahl von 24 Herrschern gebracht.[1])

---

1) Hier ihre Namen und Regierungszeiten, mit der Vorbemerkung, daß ein * den Betreffenden als Sohn seines Vorgängers, ein † als Vormund, welcher sein Mündel verdrängt hat, bezeichnet: 1. Barkúk 792—801 (1390—1399); *2a. Faradsch 801—808 (1399—1405), zeitweilig verdrängt von seinem Bruder 3. Jsí ed-dín (Melik Manßúr) 808 = 1405, dann aber 2b. wieder eingesetzt und weiter regierend 808—815 (1405—1412); 4. Musta'ín (einer der Abbaßidenchalifen, vgl. S. 245) 815 = 1412 Mai—November; 5. Scheich Machmúdi 815—824 (1412—1421); *6. Achmed I.

Das Verfahren war hier gewöhnlich, daß beim Herannahen seines Todes der eben regierende Sultan seinen Sohn zum Nachfolger bestimmte. Der aber wurde regelmäßig, war er noch unmündig, von seinem Atabegen, war er bereits erwachsen, von irgend einem anderen Emire verdrängt, welcher dann seinerseits ebenso umsonst den Versuch erneuerte, die Herrschaft in seiner Familie erblich zu machen. Natürlich ward hierdurch die Unbotmäßigkeit der Truppen nur vermehrt, und selbst die wenigen Sultane, die innerhalb dieser militärischen Oligarchie eine etwas selbständigere Rolle als die von Strohmännern gespielt haben, waren in ihren Handlungen niemals vollkommen frei, sondern mußten stets darauf bedacht sein, den Wünschen der Mamluken nachzuleben, mochten sie immerhin Dutzende von Köpfen besonders aufrührerischer Befehlshaber durch Gewalt oder Hinterlist zu Fall bringen. Es sind im Ganzen eigentlich nur fünf von diesen Herrschern, die selbst auf eine so relative Bedeutung Anspruch erheben können. Ueber Barkúk sind wir bereits genügend unterrichtet (S. 297 f.); so unzureichend das Ergebniß seiner Anstrengungen war, immerhin bedeutete seine Regierung einen wohlthätigen Rückschlag gegen die gänzliche Verwirrung unter den letzten Bachriten. Nach seinem Tode ging nicht blos während der Anwesenheit Timurs Alles drunter und drüber; sein Sohn Faradsch ward zweimal abgesetzt und schließlich umgebracht, die an seinen Platz gestellte Null, der grade fungirende Abbaßidenchalife, ebenfalls nach einem halben Jahre wieder entfernt. Scheich Machmúdi (815—824 = 1412—1421) war ein tapferer Mann, der nach Außen hin etwas energischer auftrat und das stark gesunkene Ansehen der Mamluken in Nordsyrien herstellte, für die inneren Schäden aber auch keine Heilung wußte. Der ihm nach wiederholten Palastrevolutionen folgte, Burs-Bey[1]) (825—841 = 1422—1438), ist der kräftigste dieser Sultane gewesen, aber auch der abscheulichste, einer von der ekelhaften Sorte der frommen Despoten, die hinter der Maske der Scheinheiligkeit grausame Willkür bergen und das unglückliche Volk in der raffinirtesten Weise aussaugen und bedrücken: dem entspricht, wie seine Regierung zwar den Glanz

---

el-Muzaffar 824 = 1421; †7. Tatar 824 = 1421; *8. Mohammed 824—825 (1421—1422); †9. Burs-Bey 825—841 (1422—1438); *10. Júßuf 841—842 (1438); †11. Dschakmak 842—857 (1438—1453); *12. Othmán 857 (1453); 13. Jannál 857—865 (1453—1461); *14. Achmed II. el-Mu'aijad 865 (1461); †15. Choschkadam 865—872 (1461—1467); 16. Jel-Bey 872 (1467); 17. Timur-Boga 872 (1467—1468); 18. Kaït-Bey 872—901 (1468—1496); *19. Mohammed Náßir 901—904 (1496—1498); †20. Kánßuwe I. 904—905 (1498—1500); 21. Dschan-Belát 905—906 (1500—1501); 22. Tuman-Bey I. 906 (1501); 23. Kánßuwe II. el-Gúri 906—922 (1501—1516); 24. Tuman-Bey II. 922—923 (1516—1517).

1) Die genauere Schreibung ist Beris-Bey, doch ist die im Text gegebene Aussprache den Aegyptern mundrechter gewesen. Bey ist natürlich dasselbe wie Beg, nur in der weicheren Aussprache der späteren Zeit; heutzutage sagt man bekanntlich gradezu Bé.

Gräber der

en bei Kairo.

äußerer Erfolge für sich hat, aber gleichzeitig vermöge der Durchführung einer raubsüchtigen Fiscalität die Verarmung des Landes herbeiführt. Ein lobenswerther Fürst war Dschakmak (842—857 = 1438—1453), dem es gelang zu Hause Ordnung und mit den Nachbarn Frieden ohne Minderung des Ansehens zu halten, ohne daß er freilich im Stande gewesen wäre, eine gründliche Umkehr von den falschen Wegen zu bewerkstelligen, auf welche der Mamlukenstaat gerathen war. Später tobte die Wildheit der Soldateska nur um so schlimmer, bis durch Kâït-Bey (872—901 = 1468—1496) noch einmal ein vorübergehender Aufschwung erreicht wurde. Der beste Bruder war er freilich auch nicht. Indeß, ein wirklich redlicher und gütiger Mann war auf dieser Art Thron überhaupt nicht mehr haltbar; und trieb er es auch arg genug, er wußte dabei wenigstens die Truppen einigermaßen in die Hand zu bekommen und etwas mehr für Ruhe im Innern und eine kräftige Politik nach Außen zu sorgen. Mit ihm indeß war auch wirklich Alles aus; nach seinem Tode folgte Palastrevolution auf Palastrevolution, und der Staat löste sich beinahe vollkommen in eine Anzahl von Emiraten auf, deren Herren sich mit einander ohne Unterlaß herumschlugen und kaum durch das Herannahen der Osmanen für einen Augenblick noch zu einer unvollkommenen Einigung sich vermögen ließen.

Der Grundfehler dieser Militäraristokratie, die Abwesenheit eines jeden Legitimitätsprincipes bei vollkommener Gesetzlosigkeit im Allgemeinen, wurde bis zur Herbeiführung des endlichen Verderbens erschwert durch ein in engem Zusammenhange damit stehendes Uebel von noch schlimmerer Wirkung: eine verkehrte Finanzwirthschaft. Wer heutzutage eine der größten Sehenswürdigkeiten von Kâïro bewundert, die sogenannten Chalifengräber östlich der Stadt am Fuße des Berges Mokattam, eine ganze Stadt von prächtigen Kuppelbauten und eleganten Minarets (s. I, 619), giebt sich wohl selten Rechenschaft darüber, wie diese Grabmoscheen der Tscherkessensultane — das sind sie zum größten Theile, trotz des irreführenden Namens „Chalifengräber" — zwar die Träger der Erinnerung an ihre Herrschaft, gleichzeitig aber eine der Hauptursachen von deren unglücklichem Verlaufe darstellen. Die Türken,[1]) wenigstens der früheren Jahrhunderte, sind, wie man oft bemerkt hat, ein bauluſtiges Volk gewesen; zwar keine gemeinnützigen Culturanlagen, aber große Paläste und Moscheen haben sie, wie in Konstantinopel, in Dehli und Agra, so auch in Kâïro massenhaft errichtet. Wie die alten Pharaonen wollte jeder Mamlukenfürst sein Grabdenkmal haben, und von Barkûk bis Kâït-Bey und Kânßuwe haben sie alle, soweit ihre Regierungsdauer Zeit dafür bot, ihren Willen durchgesetzt. Aber diese Bauten kosteten Geld, viel Geld, und da gleichzeitig die Ansprüche der Emire und Soldaten naturgemäß immer

1) Freilich sind, wie wir ja bemerkt haben, die burdschitischen Mamluken zum Theil Tscherkessen gewesen, indeß vollkommen in türkische Gewohnheiten und Anschauungen aufgegangen.

nur wuchsen, so genügten die Einkünfte des Staates, mochte der Reichthum des Landes durch den von Kilawún und seinen Nachfolgern geförderten und geschützten indisch-europäischen Ueberlandhandel (S. 250) noch so rasch zugenommen haben, doch für die Ausgaben bald nicht mehr. Schon unter Scheich Machmúdi wurde in Folge dessen dieser Henne mit den goldenen Eiern das Messer an die Kehle gesetzt, und der ebenso rücksichtslose wie täppische Burs-Bey hat sie wirklich geschlachtet. Alle Kniffe und Pfiffe einer in Verlegenheit befindlichen oder unredlichen Finanzpolitik von der Störung des natürlichen Verhältnisses zwischen den Edelmetallen durch willkürliche Festsetzungen, Einführung minderwerthiger, und zwar unverschämt minderwerthiger Münzen u. s. w. bis zu einer gradezu verrückten Form von Monopol des Gewürzhandels wurden hervorgesucht und damit der Handelsstand Aegyptens in kurzer Zeit gänzlich ruinirt. Die Sache war so toll, daß in den Jahren zwischen 830 und 840 (1427. 1437) die abendländischen Handelsstaaten, insbesondere Venedig und die Spanier, energisch gegen die Uebertreibung dieser Maßregeln protestirten, und die letzteren ihrem Einspruche sogar durch Raubzüge ihrer Flotten Nachdruck gaben. Burs-Bey mußte sich schließlich bequemen, den ärgsten Plackereien ein Ziel zu setzen, wenigstens insoweit sie die fremden Kaufleute direct betroffen hatten; aber seine eigenen Unterthanen schützte natürlich kein Mensch gegen das Plünderungssystem dieses Prachtexemplars von einem Landesvater. Ganz so niederträchtig wie unter ihm wurde es später nicht immer betrieben; aber auch die besseren seiner Nachfolger verstanden es nicht, auf der abschüssigen Bahn, die er betreten, inne zu halten. So lange nun der indische Handel den Weg über Aegypten oder Syrien kaum vermeiden konnte, ward selbst durch die unsinnigsten Finanzereien die Quelle des Wohlstandes nicht gänzlich verstopft; sobald aber durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien den Erzeugnissen dieses Landes neue Bahnen nach dem Westen geschaffen wurden, mußte der wirthschaftliche Ruin des Mamlukenstaates sich in wenig Jahren vollenden. Es geschah um so schneller, als die Portugiesen von ihrer ersten Ankunft im Osten an naturgemäß mit den bisherigen Alleinherrschern auf den indisch-persischen Meeren, den muslimischen Kaufleuten, in feindliche Berührungen kamen. Es scheint festzustehen, daß es die Mohammedaner gewesen sind, welche zuerst die von den Christen angeknüpften Verbindungen mit den indischen Fürsten durch allerhand Gewaltthätigkeiten gestört haben. Natürlich kam es bald zu einem förmlichen Vernichtungskriege zwischen den beiderseitigen Flotten: die Christen kaperten alle ägyptischen Schiffe, deren sie habhaft werden konnten; 914 und 915 (1508. 1509) wurden an der indischen Küste mehrere Seeschlachten geschlagen, und 919. 922 (1513. 1516) machten die Portugiesen bereits Versuche, Aden und selbst Dschedda von der See aus anzugreifen. Bis in die osmanische Zeit haben die Kämpfe, welche an dieser Stelle nicht weiter zu verfolgen sind, gedauert; wie aber die empfindlichen Störungen des Handels, die sie von Anfang zur Folge haben mußten, zur Steigerung der ägyptischen Finanz-

noth und damit zu dem Sturze der Mamlukenherrschaft selbst beigetragen haben, ist leicht verständlich. Schrecklich traten die Folgen, welche die zunehmende Geldverlegenheit der Sultane herbeiführte, schon vor den allerletzten Zeiten zu Tage. Bei jeder Gelegenheit brachen die Emire und gemeinen Soldaten Streit mit den friedlichen Bürgern vom Zaune, um Veranlassung zu Plünderung und Raub zu haben; Aemter und Ehren wurden an den Meistbietenden versteigert; ja es ereignete sich das Scheußliche, daß die Regierung Leuten, die sich an persönlichen Feinden rächen wollten, diese gegen Zahlung hoher Summen regelrecht verkaufte, so daß sie durch Martern und schließliches Ermorden an ihnen ihr Müthchen kühlen durften. So wundervolle Staatseinrichtungen mußten bei der ersten Gelegenheit ihre Früchte tragen; in der That war längst vor seinem Untergange das Mamlukenreich innerlich vermorscht und zerrüttet, und wie es schließlich nur einer verlorenen Schlacht bedurfte, um dasselbe zusammenbrechen zu lassen, so fehlte es selbst unter den am großartigsten auftretenden Sultanen durchaus an der Kraft, äußeren Feinden mit Nachdruck die Spitze zu bieten. Zu einem Raubzuge nach Kleinasien oder Mesopotamien hinein taugten die Sklavenregimenter, denen tapfere Haltung in der Feldschlacht auch jetzt nicht abzusprechen ist, immer noch; aber große Politik war mit solchem Materiale nicht zu treiben.

So ist es kein Wunder, daß die Mamluken, während die Osmanen langsam aber stetig ihre kleinasiatische Grenze nach dem Osten vorschoben, nicht im Stande waren, auch nur die Tauruslinie zu einem festen Bollwerke ihrer Herrschaft zu gestalten. Wir erinnern uns (S. 324), daß hier Emire aus dem Hause Dhu'l-gádir[1]) in Abulustein und Umgegend saßen, dem Namen nach Vasallen der Mamluken, aber turkmenischer Abkunft und mit starken Selbständigkeitsgelüsten ausgestattet; ihnen benachbart waren die ebenfalls turkmenischen Benú Ramadán[2]) auf dem Boden des seit 776 (1375) vernichteten kleinarmenischen Königreiches, im östlichen Cilicien. Umgeben wurden diese beiden Kleinstaaten von den Gebieten ihrer ägyptischen Lehnsherren, von Karamanien und den Ak-Kojunlu, und es ist selbstverständlich, daß insbesondere der letzteren ununterbrochene Versuche, sich nach Südwesten hin auszubreiten, hier stete kleine Kriege zur Folge hatten. Ließen aber die Weißlämmer einmal Ruhe, so wurden beide, Dhu'l-gádir wie Ramadán, sofort üppig, nahmen den Mamluken gegenüber eine kecke Haltung an oder rieben sich an den Karamaniern. Diese Dinge haben natürlich keine andere Wichtigkeit, als daß sie an den Grenzen der Mamluken und Karamanier fortwährend eine wunde Stelle offen hielten, und es ist höchst bezeichnend, daß keines der beiden Gemeinwesen die Kraft besaß, in diesen Raubstaaten geordnete Verhältnisse herzustellen. An Versuchen hat es nicht gefehlt; daß sie scheiterten, wurde sehr wesentlich mit durch die Ak-Kojunlu

1) Man findet auch die Schreibung Dhu'l-kadr; Sulkadr (Hertzberg, Gesch. d. Byz. und des osman. Reiches, Nr. 80 dieser Sammlung, S. 668) ist die osmanisch-türkische Aussprache davon. 2) Ramasán nach türkischer Aussprache.

verschuldet, welche ein ähnliches Spiel wie ihre gadiridischen Landsleute in größerem Maßstabe trieben. Kara Jelek (S. 318) wie seine Söhne und später Usun Haßan (S. 325), wie vorkommenden Falls auch die Schwarzlämmer unter Kara Jûßuf und Dschehán-Schâh (S. 319 f.), die häufig genug in diese Verhältnisse hineingezogen wurden, verfolgten grundsätzlich die Politik, in das Gebiet von Abulustein und Nordsyrien bei jeder Gelegenheit einzufallen und zu plündern; fuhren dann aber die Mamluken einmal kräftiger drein, so duckte man sich, erklärte seine treue Anhänglichkeit an die ägyptische Regierung und gelobte für die Zukunft das Beste, natürlich um sofort das alte Spiel von vorn zu beginnen, wenn das syrisch-ägyptische Heer den Rückzug angetreten hatte. Eine Zeitlang sah es aus, als ob es gelingen könnte, die Feindschaft zwischen den Schwarzen und den Weißen zu ihrer gegenseitigen Neutralisirung auszunutzen, und Kara Jeleks Tod im Kampfe gegen Iskender (S. 320) war für den Augenblick in der That ein Glücksfall für die Aegypter; aber lange dauerte die Freude nicht, weil Dschehán-Schâh sich auch wieder feindlich stellte, und als dieser seinen Untergang gegen Usun Haßan fand, schickte der Lange zwar den Kopf des getödteten Feindes mit seinen besten Empfehlungen an Kâït-Bey nach Kâïro, benahm sich aber, wie in den Jahren zuvor, so auch bald nachher ebenso widerhaarig wie nur irgend einer seiner Vorgänger. Kurz, von allen Seiten verzettelte man in Mesopotamien, Nordsyrien und Ostkleinasien seine Kräfte in ewigen Zwistigkeiten und machte sich gegenseitig mürbe für die bevorstehende Verspeisung durch die Osmanen. Wir übergehen die verwickelten Einzelheiten dieser Vorgänge und bemerken nur, daß sowohl Scheich Machmûdi 820. 822 (1417. 1419) als Burs-Bey 838—841 (1435—1438) durch mehrere Feldzüge eine zeitweilige Unterwerfung der Kleinstaaten und die gelegentliche Huldigung Karamâns erreichten, daß aber schon Kâït-Bey 872—877 (1468—1472) durch die Tapferkeit des tüchtigen Gadiriden Sjiwâr in die größte Verlegenheit kam, und nur durch Verrath sich schließlich dieses unbotmäßigen Vasallen bemächtigen konnte, während gegen die weißen und die schwarzen Turkmenen überhaupt nie mehr als Scheinerfolge erzielt wurden, mit denen man in Kâïro mächtig prahlte, ohne daß sie den geringsten wirklichen Werth hatten. Im Gegentheil kam das thatsächliche Uebergewicht auch im östlichen Kleinasien mehr und mehr auf die Seite der Ak-Kojunlu, besonders nachdem sie in Usun Haßan einen Führer von ungewöhnlicher Bedeutung gewonnen hatten. Unter den sämmtlichen Herrschern des damaligen Vorderasiens ist dieser Turkmene der einzige, der sowohl von der ihnen allen drohenden Osmanengefahr, wie von der Politik, mit welcher man sie noch allenfalls beschwören konnte, eine richtige Vorstellung gehabt hat. Noch vor der Ausbreitung seiner Macht über die bisherigen Gebiete der Schwarzlämmer hatte er mit den Byzantinern von Trapezunt Verhandlungen angeknüpft, eine Nichte des dortigen Kaisers David geheirathet und, freilich vergeblich, 863 (1459) den Versuch gemacht, des Osmanen Mohammed II., des Eroberers, bevorstehenden

Angriff auf die Stadt durch eine drohende Botschaft aufzuhalten. Als dieser trotzdem 865 (1461) erfolgte, und der schwächliche David nicht den Muth zu kräftigem Widerstande finden konnte, überließ ihn Haßan allerdings seinem Schicksale, ebenso wie den letzten Fürsten von Kastamuni (S. 332), das 864 (1460) endgiltig von den Osmanen eingezogen wurde. Die unmittelbare Nachbarschaft der Letzteren zeigte freilich sofort sich unbequem genug, denn in demselben Jahre 864, spätestens 865 (1460. 1461) machten sie bereits einen Einfall auf Haßans Gebiet selbst. Trotzdem kam es noch nicht zum wirklichen Kriege: nahm doch eben der Kampf mit den Kara-Kojunlu (S. 325) alle Kräfte der Weißen in Anspruch. Aber seitdem Dschehán Schâh gefallen war, ganz Westpersien in Haßans Gewalt sich befand, ging er, die für gemeinsame Unternehmungen unbrauchbaren, eben noch dazu in den Krieg mit Sſiwâr verwickelten Mamluken bei Seite lassend, mit den in der ganzen Welt nach Bundesgenossen gegen die Osmanen werbenden Venetianern Verbindungen ein, die ein übereinstimmendes Vorgehen bezweckten.[1]) Indeß, Mohammed II. hatte vor diesen räumlich allzu weit getrennten Gegnern alle Vortheile einer centralen Stellung, er konnte seine Schläge führen, wann und wo es ihm beliebte, ehe einer der beiden dem andern auch nur eine Botschaft zukommen zu lassen vermochte, und so ward Haßans Macht gebrochen, ohne daß er von der in der That durch eine venetianische Flotte eingeleiteten Diversion irgend welchen Vortheil hatte.

Zum offenen Zusammenstoß zwischen Haßan und Mohammed II. kam es zuerst auf dem Boden von Karamán. Hier war im J. 868 (1464)[2]) Ibrahim, der Fürst des Landes, in Unfrieden mit seinen eignen Söhnen gestorben. Er hatte zum Nachfolger den Iſchâk bestellt; aber dessen Stiefbrüder, Söhne einer Tante[3]) Mohammeds II., lehnten es ab, diese Verordnung anzuerkennen und erhoben sich in offnem Aufruhr. Das Eingreifen des Sultans war nach dem bald darauf erfolgten Heimgange Ibrahims mit Bestimmtheit zu erwarten, da Iſchâk und sein Bruder Achmed, die sich einzelner Theile des Landes bemächtigt hatten, neben einander natürlich nicht existiren konnten. Um so schnell als möglich das ganze Erbe in die Hand zu bekommen, ersuchte Iſchâk den langen Haßan um Hilfe; dieser, grade von allerhand Händeln mit den Mamluken Nordsyriens in Anspruch genommen, sandte nur eine größere Streifschaar, welche zwar vielen Unfug anrichtete, ohne indeß Achmeds gänzliche Vertreibung zu erreichen (869 = 1464).[4])

1) S. das Nähere über die folgenden Ereignisse bei Hertzberg a. a. O. S. 624 f. 628 f. 2) So nach den arabischen Quellen bei Weil a. a. O. II, 310, Anm. 2; nicht 1463 (Hertzberg S. 624). 3) Nicht Schwester; s. Weil a. a. O. II, 311, Anm. 1. 4) Vgl. zu Hertzberg S. 625 Weil a. a. O. II, 311 f. und 334, Anm. 3. Es bestehen da manche Unklarheiten, deren Verantwortung v. Hammers Geschichte des osmanischen Reiches (II, 86 ff.) zu treffen scheint. Nach Weils Angaben wäre bei Hertzberg a. a. O. S. 625, Zeile 20 statt Ischak zu lesen Achmed: Iſchâk wäre nämlich schon nach seiner Niederlage gegen den Statthalter von Attalia zum langen Haßan geflohen, bei dem er 870 (1465/66) starb, und Mohammeds II. Krieg vom J. 1466

Auf Mohammeds Weisung fuhr nach Abzug der Weißlämmer der osmanische Statthalter von Attalia dazwischen; kaum aber hatte er dem Achmed endgiltig die Herrschaft gesichert, als dieser, welcher über die schließlichen Absichten des Eroberers auf Karamán keine Illusionen zu hegen im Stande war, Miene machte, sein Land gegen alle weiteren Angriffe tapfer zu vertheidigen. In der That hat er, obwohl 871 (1466) von Mohammed selbst gründlich geschlagen, sich noch mindestens bis 873 (1468) kräftig gewehrt und Alles aufgeboten, von Usun Haßan, von den Mamluken, von den Venetianern Hilfe zu erlangen. Aber der Lange hatte eben den Angriff Abu Sa'ids (S. 326) abzuwehren, die ägyptischen Sultane waren bis auf Kâit-Beys Regierungsantritt (872 = 1468) die reinen Nullen, welche nicht einmal in der eignen Residenz die Anarchie zu bändigen wußten, und Kâit-Bey selbst wurde bis 877 (1472) durch Sfiwârs von Abulustein Empörung, die vermuthlich von den Osmanen veranlaßt und heimlich unterstützt war, in Schach gehalten. Es scheint, daß er schließlich, um ihrer Herr zu werden, den Karamanier gradezu fallen ließ für die Gegenconcession, daß Mohammed dem Sfiwâr seine Hilfe entzog; in jedem Falle befinden sich 876 (1471) die Osmanen im Vollbesitze von Karamán, dessen letzter Emir Achmed als Flüchtling beim langen Haßan. Dieser war nach zwanzigjährigen Kämpfen nunmehr auf dem Höhepunkte seiner Macht angelangt; als Herr von Kirmán, Fars, beiden Irâk, Adherbeidschân, Armenien und Mesopotamien konnte er meinen, selbst dem Eroberer Mohammed gewachsen zu sein. Wir verdanken venetianischen Gesandten, welche ihn um diese Zeit aufsuchten, Berichte über seine Persönlichkeit und die Verhältnisse seines Reiches. Er wird geschildert[1]) als ein langer, hagerer Mann mit sehr offnen und gewinnenden Gesichtszügen; von seinen Truppen heißt es daneben, daß sie zum Theil nicht grade in besonderer Verfassung sich befunden hätten. In der That mochte die irreguläre Reiterei der Turkmenen (vgl. S. 325) auf europäische Augen keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck hervorrufen; und wenn der lange Haßan auf ihre Leistungen gegen Tataren und Mamluken auch mit Recht stolz sein mochte, so beging er doch einen Fehlschluß, wenn er sie deswegen auch den Osmanen überlegen glaubte. Er war vermuthlich, wie die meisten asiatischen Gegner der Letzteren, schlecht über die Vorzüge ihrer Bewaffnung unterrichtet. Von Anfang an, seit sie zuerst in Europa mit der neuen Erfindung des Pulvers bekannt geworden, haben die Osmanen auf die Ausbildung ihrer Artillerie nachdrücklich Gewicht gelegt. Die Waffe hat in ihren Heeren immer ein besonderes Ansehen genossen, und noch heute sollen die Topdschis, die Kanoniere, zu den besten Elementen des türkischen Militärs gehören: es bedarf keiner

---

also gegen Achmed gerichtet gewesen. Ohne weitere Angaben aus Originalquellen wird sich nichts Genaueres feststellen lassen, da Weil grade über die Hauptsache, den Krieg von 1466, sich nicht näher ausspricht. Ich folge ihm daher, indem ich seine Angaben (S. 312. 334) zusammenstelle, nur mit allem Vorbehalt.

1) Malcolm, History of Persia, I, London 1815, S. 493 f.

Ausführung, welches Uebergewicht ein für die damalige Zeit vortreffliches Geschütz ihnen über asiatische Feinde gab, die entweder gänzlich desselben ermangelten, oder doch an Wirksamkeit des Materiales und Geschicklichkeit in seiner Bedienung weit hinter ihnen zurückstanden. So lief denn auch des langen Haßan Versuch, dem Mohammed eine Niederlage zu bereiten, wie einst Timur dem Bajesíd, übel genug ab. Um die zu ihm geflüchteten karamanischen Fürsten, den Achmed und seinen Bruder Käßim-Bey, in ihre Herrschaft wieder einzusetzen, führte Haßan mit einem starken Heere im J. 876 (1471) einen heftigen Stoß auf die osmanischen Truppen in Kleinasien, der sie für den Augenblick zurückdrängte und den größten Theil Karamaniens in seine Hände brachte. Indeß war der Erfolg nur vorübergehend. Wir wissen nicht, was den Haßan veranlaßt hat, nur 10 000 Mann im Westen zu lassen, sich selbst aber mit den übrigen Truppen in sein Stammland zurückzubegeben. Dort steckte er das ganze Jahr 876/7 (1472), während doch eben die venetianische Flotte sich der Südküste von Kleinasien näherte, ein kräftiges Zusammenwirken an dieser Stelle also dringend angezeigt war. Die ganze Geschichte ist, so lange nicht weitere Nachrichten unsere Einsicht vermehren, absolut unverständlich. Jedenfalls erlitten die in Karamanien gebliebenen und dort vollkommen in der Luft schwebenden Abtheilungen der Turkmenen 877 (1472) am See von Kerelü[1]) eine Niederlage, noch ehe Mohammed selbst in Kleinasien eingetroffen war; und als gegen Ende des Jahres (Frühling 1473) das osmanische Hauptheer unter Führung seines Sultans über den Bosporus ging, mußte es sich den Feind in der oberen Euphratgegend suchen. Anfänglich war das Glück mit Usun Haßan; aber in der Entscheidungsschlacht bei Terdschán[2]) erlagen seine mit größter Tapferkeit streitenden Schaaren endlich doch der furchtbaren osmanischen Artillerie. Das Loos Kleinasiens war für Jahrhunderte geworfen: mochte Haßan, dem in seine adherbeidschanischen Schlupfwinkel zu folgen Mohammed auf den Rath seines berühmten Großwesirs Machmúd verständiger Weise unterließ, auch nach dem vernichtenden Schlage noch bis an sein zwischen 880 und 883 (1475. 1478) fallendes Lebensende Rache brüten, zu einem neuen Kriege mit den Osmanen kam es nicht mehr. Während nach seinem Tode das große Reich, welches er geschaffen, durch Bruderkriege zwischen seinen Nachkommen verfiel, starb 886 (1481) auch Mohammed der Eroberer, dessen Nachfolger Bajesíd II., seinem gleichnamigen Ahnherrn wie seinem Vater unähnlich, etwas friedlicherer Natur war. So blieb es nicht allein zwischen den Ak-Kojunlu und den Osmanen bei der eingetretenen Waffenruhe, sondern eine kaum zu hoffende Galgenfrist von über 30 Jahren ward auch den Mamluken noch zu Theil.

1) Jetzt gewöhnlich Beischehr-Göl (S. 283, Anm. 1) genannt, in Pisidien, der See Koralis der Alten. 2) Terdschán ist heute noch der Name eines linken Seitenthales des Kara-Sfu (Schwarzwassers, d. h. westlichen Euphrat), ziemlich genau in der Mitte zwischen Erzerúm und Erfingán; vermuthlich lag an dem kleinen Flusse Terdschán-Sfu, welcher es durchströmt, auch ein Ort des gleichen Namens.

Kâït-Bey hatte dem Kriege zwischen dem langen Haßan und dem Sultan von Stambul mit einer Gemüthsruhe zugesehen, als ob ihn das Ding gar nichts anginge. Freilich hatte ihn, beziehungsweise seine Emire, Mohammed II., der seine Leute kannte, mit dem Butterbrode von Abulustein (S. 340) abgefunden, so lange Usun Haßan ihm zu schaffen machte; aber schon ein paar Jahre darauf (884 oder 885 = 1479. 1480) nahm es sich der Osmane schon wieder heraus, den von Kâït-Bey dort eingesetzten Emir durch einen Verwandten beseitigen zu lassen. Sich etwa gegen den immer rücksichtsloser auftretenden Eroberer mit den trotz ihrer Niederlage noch mächtigen Ak-Kojunlu zusammenzuthun konnte den Mamluken nun freilich, so vernünftig es gewesen wäre, bei der eigenen tiefgewurzelten Feindschaft gegen dieselben kaum einfallen: jedenfalls aber muß man es dem ägyptischen Sultane lassen, daß er in richtiger Erkenntniß der Unmöglichkeit eines friedlichen Verhältnisses zu den Osmanen nunmehr Alles that, weitere Fortschritte dieser gefährlichen Nebenbuhler um den maßgebenden Einfluß in Vorderasien zu verhindern. Er duldete es ohne Widerrede, daß Cypern, seit ein paar Expeditionen Burs-Beys (827—829 = 1424—1426) den Mamluken tributpflichtig und auch später von diesen verschiedentlich an das Bestehen des Abhängigkeitsverhältnisses erinnert,[1]) im J. 894 (1489) durch Caterina Cornaros Abdankung venetianisch wurde, ging aber um so bestimmter gegen Kleinasien vor, als Bajesîd II., durch seines ihm verfeindeten Bruders Dschem freundliche Aufnahme in Aegypten[2]) und ein paar andere diplomatische Zwischenfälle[3]) erbittert, den Mamluken den Krieg erklärte. Trotz aller Schwierigkeiten, welche die Unbotmäßigkeit der Emire verursachte, brachten Kâït-Beys Generäle in mehreren Feldzügen 890—896 (1485—1491) den osmanischen Truppen empfindliche Niederlagen bei, und schließlich bequemte sich Bajesîd gegen ein paar formelle Zugeständnisse doch zum Frieden, in welchem sowohl die Dhu'l-gâdir von Abulustein als die Ramadân (S. 337) von Cilicien unter ägyptischer Oberhoheit blieben. Es wäre ein guter Anfang zu einer kräftigen Vertheidigungspolitik gewesen, hätten die Verhältnisse des Mamlukenstaates nur einigermaßen eine halbwegs folgerichtige Fortsetzung einer solchen gestattet. Aber noch vor Kâït-Beys Tode (901 = 1496) nahm die allgemeine Zerrüttung, die Gierigkeit und der Ungehorsam der Truppen, das von Pest und Hungersnoth vergrößerte Elend der Bevölkerung, die Ohnmacht und Mittellosigkeit der Regierung in einem Maße zu, daß nach Außen gar nichts zu machen war, und wie es nachher wurde, haben wir bereits oben (S. 335) gesehen. Nur die inneren Stürme im osmanischen Reiche gegen Ende von Bajesîds II. Lebenszeit[4]) und die anderweitigen Beschäftigungen, welche Selim I. bis 920 (1514) in Athem erhielten, schoben das Ende der

1) Vgl. Hertzberg, Gesch. d. Byz. und des osman. Reiches (Nr. 80 dieser Sammlung) S. 662. 2) Hertzberg a. a. O. S. 658. 3) Das Nähere bei Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, II, 346. 4) S. Hertzberg a. a. O. S. 666.

Mamlukenherrschaft noch um zwei Jahrzehnte hinaus; aber sobald der wildeste der osmanischen Sultane die Ellenbogen nach allen Seiten frei hatte, wandte er sich gegen Syrien, oder vielmehr zunächst gegen Abulustein. Der Bezirk ward 921 (1515) erobert, das Haus der Dhu'l-gádir ausgerottet, dann 922 (1516) zunächst das schon früher (s. unten S. 359) heimgesuchte Mesopotamien endgiltig unterworfen. Selbst die syrischen und ägyptischen Emire konnten sich nicht mehr verhehlen, daß es ihnen an den Kragen gehen sollte; zum ersten Male seit langen Jahrzehnten bewiesen wenigstens die meisten wirklich guten Willen. Leider aber fanden sich auch hier ein paar Ehrlose, welche durch Verrath an den Genossen sich die Gnade des vermutheten Siegers zu verschaffen suchten: nicht allein die Ueberlegenheit der osmanischen Artillerie, sondern auch die absichtlich voreilige Flucht des Emirs Cheir-Bey — nageln wir diese Fledermaus an unser Scheunenthor — entschieden die Niederlage der Mamluken bei Haleb am 25. Redscheb 922 (24. Aug. 1516), welche dem Sselim ganz Syrien überlieferte. Die meisten übrigen Emire und Soldaten hatten des alten Rufes der Truppe würdig gefochten, der Sultan Kánßuwe el-Gúri selbst, ein Greis hoch in den Siebzigen, deckte das Schlachtfeld: Feiglinge sind diese im Uebrigen ziemlich unverantwortlichen Leute nie gewesen. Indeß, jetzt rissen Unentschlossenheit und Muthlosigkeit immer weiter unter ihnen ein. Ein tapferer Mann freilich war es, welchen sie, so viele ihrer nach dem Siege der Osmanen noch Káïro erreichten, an ihre Spitze stellten: Tuman-Bey, der Zweite des Namens, und der letzte Mamlukensultan von Aegypten. Aber, wie so häufig nach dem Mißerfolge, es fehlte nun die so höchst nöthige Einigkeit und Selbstverleugnung unter den Großen des Landes; mit halbem Herzen und zögernd nur zogen sie in den Strauß, der ihnen mit dem heranrückenden Sselim bevorstand. Auf den Mokattamberg, der Káïro im Osten überragt, gestützt lieferte Tuman-Beg am 29. Dhu'l-Hiddsche 922 (22.[1]) Jan. 1517) den fruchtlosen Verzweiflungskampf: sein Schlachtplan war verrathen, sein und der ihm Gleichgesinnten Heldenmuth vermochte die vor Allem durch eigne Schuld verlorene Sache der Mamluken nicht mehr zu retten. Zwar wehrten er wie die übrigen Emire, welche nicht zum Uebertritt auf die Seite der Osmanen sich erniedrigt hatten, in der Hauptstadt oder auf dem Lande sich noch eine Weile; indeß, ein organisirter Widerstand ließ sich nicht mehr ermöglichen, überall wurden die Mamluken niedergemacht, der wackere Fürst selbst, wieder durch Verrath, in Sselims Hände geliefert, und dieser ließ ihn auf des miserablen Cheir-Bey Rath hängen. Damit hatte die eigenthümliche Militäraristokratie, die über 250 Jahre in Aegypten und Syrien geherrscht hatte, das Ende ihrer Unabhängigkeit erreicht. Zwar sind die Mamlukentruppen, so weit sie nicht in den vorangegangenen Kämpfen ihren Untergang gefunden hatten, für den Dienst

1) Rechnungsmäßig den 23; s. aber Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten II, 423.

im Lande nach den alten Grundsätzen reorganisirt worden, und sobald in späteren Zeiten die Kraft der türkischen Centralregierung in Konstantinopel abzunehmen beginnt, fangen die mamlukischen Emire von Neuem an, eine selbständigere Rolle zu spielen, bis sie zu Napoleons I. Zeiten wieder ganz als die eigentlichen Herren Aegyptens erscheinen. Aber vorläufig haben sie dem Sieger sich zu beugen; Aegypten und die von ihm abhängigen Bezirke, insbesondere Mekka und Medina (vgl. S. 250) sowie das 927 (1521) ebenfalls von den Osmanen besetzte Südarabien werden Theile des Sultanates von Stambul, dessen Inhaber gleichzeitig vermöge der Usurpation der höchsten geistlichen Würde, des Chalifates, durch Selim I. (I, 641) zum Oberhaupte des sunnitischen Islâms sich erhebt. Ist aber damit ganz Vorderasien westlich vom Tigris[1]) in das türkische Reich einverleibt, so treten diese Länder nunmehr im Gefolge der Türkei in den Zusammenhang der abendländischen Geschichte der Neuzeit: und wenn dieser naturgemäß außerhalb des Rahmens unserer Darstellung fällt, so haben wir nunmehr von den Arabern und Türken der Levante überhaupt Abschied zu nehmen.

Schwer kann derselbe uns, das wissen wir bereits, nicht werden. Von den großen Gebieten, die Mohammed der Eroberer und Selim gewonnen — Kleinasien, Westarmenien, Mesopotamien, Syrien, Arabien und Aegypten — hat kein einziges unter dem einsichtslosen, nur die Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung und die Aussaugung der Provinzen als Verwaltungszweck verfolgenden türkischen Regimente wieder zu einiger Blüthe zu gelangen vermocht. Im Gegentheil, wo noch kärgliche Reste einstiger Cultur die grausamen Verwüstungen der letzten Jahrhunderte überdauert haben, verfallen sie, weil nichts für ihre Erhaltung gethan wird. Kleinasien, unter den früheren Seldschuken immer noch ein bevölkertes und wohlhabendes Land, später die Wiege des osmanischen Reiches selber, ist heute beinahe verödet, Mesopotamien, das einst fast überreiche Irák und der Ostrand Syriens liegen unter Wüstensand begraben, auf dem beinahe ausschließlich die Schaaren herumschweifender kurdischer und arabischer Beduinen sich tummeln. Syrien und Palästina nähren sich kümmerlich von den immer mehr zurückgehenden Ueberbleibseln ihrer alten Industrie, und ob die unverwüstliche Fruchtbarkeit des Nilthales noch einmal wirklich seiner Bevölkerung zu Gute kommen wird, steht mehr denn je dahin. Und der Trostlosigkeit der äußeren Erscheinung entspricht nur zu sehr die Ertödtung des geistigen Lebens. Mögen hier Araber, dort Türken die Mehrzahl der Einwohner bilden, seit die Triebkraft des Islâms als solchen mit dem Ende der arabischen Herrschaft und dem Uebergange der Perser zum Schi'itismus sich erschöpft hat, liegt Sinnen und Denken des ganzen Volkes unlöslich in den starren Banden des scholastischen Systems (vgl. I, 525. 576; hier S. 193), an welchem zu rütteln kaum

1) Allerdings blieb Bagdâd, welches zuerst 941 (1534) in Sulеimâns I. Hände fiel, noch ein Jahrhundert lang ein vielumstrittener Zankapfel zwischen Türken und Persern, bis es die Ersteren 1048 (1638) für die Dauer eroberten.

Jemand einfallen würde, wenn es auch nicht die volle Wucht einer despotischen Staatsgewalt und einer einflußreichen hierarchischen Corporation hinter sich hätte: so sehr ist unter dem Drucke jahrhundertelangen Elends und jahrhundertelanger Gewöhnung der beschränkte fatalistisch-apathische Gedankeninhalt desselben allen Kreisen der Gesellschaft in Fleisch und Blut übergegangen. Man versteht unter geistiger Arbeit im mohammedanischen Orient seit der Mongolenzeit nichts mehr, als das ewige Wiederkäuen derselben grammatischen, logischen, juristischen und theologischen Lehrsätze, welche mit Hilfe immer neuer Haarspaltereien äußerlich etwas aufzuputzen als der einzige Zweck für die Aufbietung alles erdenklichen Witzes erscheint. Aus tausend Büchern das tausend und erste auszuziehen, nicht um in der Erkenntniß fortzuschreiten — das ist unmöglich, weil die Wahrheit längst feststeht — sondern um Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu beweisen oder bequeme Compendien für Studium und Praxis zu schaffen, das ist es, worin die wissenschaftliche Thätigkeit des Orientes schon seit Jahrhunderten aufgeht: bereits in der Mamlukenzeit lebte Es-Sojúti, der classischste Vertreter dieser Richtung, der wie auf Flaschen die Quintessenzen sämmtlicher Wissenszweige auf Bücher abzog. Das Ziel seines Ehrgeizes, mehr zu schreiben, als irgend ein Mensch vor ihm, wird er wohl erreicht haben, und da er in der That eine wüste Gelehrsamkeit besaß, so können wir seine Handbücher vielfach recht gut brauchen; und doch ist und bleibt seine wie seiner Nachfolger Ameisenarbeit für die Sachen selbst nutzlos und unfruchtbar. Und wo sich bei solchem Wirken eine gewisse Erregung einmal der Geister bemächtigt (ganz ohne dem kann die Menschheit doch nirgends sein), da handelt es sich um theologisches Gezänk, um stärkere Betonung der Orthodoxie in Lehre und Wandel — um die Frage etwa, ob es von Koráns wegen erlaubt sei Kaffee zu trinken, oder ob man sagen dürfe „Ich bin, so Gott will, ein Gläubiger“[1]) — bestenfalls um Polemik gegen Christen, Juden oder Schi'iten, oder zwischen verschiedenen Rechtsschulen, zwischen Mystikern und Scholastikern und dergleichen. Selbst die kräftigste und volksmäßigste Bewegung, die in den späteren Zeiten des sunnitischen Islâms hervorgetreten ist, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den arabischen Beduinen von Mohammed Ibn Abd el-Wahháb verursachte Ausbruch der Wahhabiten, hat allerdings den türkischen Paschas von Aegypten, welche schließlich eingreifen mußten, Noth genug gemacht, ist aber auch nichts weiter gewesen als ein rein formaler Puritanismus ohne jeden neuen geistigen Inhalt. Und wie um die „Wissenschaft“, d. h. die Scholastik, so steht es auch um die übrigen geistigen Beschäftigungen. Die Geschichtschreibung wird immer mehr zur Bethätigung des Sammelfleißes, obwohl ein so gelehrter Herr wie der unter der Mamlukenherrschaft in Káïro schreibende Makrísi, ein wackerer und fleißiger Schriftsteller, es immerhin nicht

1) Nämlich aus Besorgniß wegen des dem Redenden unbekannten (künftigen) Zustandes seines Glaubens am Lebensende, nicht wegen Zweifels an seinem gegenwärtigen Glauben.

verschmäht hat, auch noch von Selbsterlebtem und Selbstgesehenem zu berichten, und bei den osmanischen Türken in ihrer besten Zeit ein Gelehrter und Staatsmann wie Kemál-Pascha-sáde sich gleichfalls bereit findet, den von ihm mitgemachten Feldzug von Mohács zu beschreiben. Ueberhaupt verdienen die europäischen Türken das Lob, daß sie der Geschichte ihres Reiches mannigfach verständige Aufmerksamkeit und sorgfältigen Fleiß gewidmet haben. Von Mathematik und Naturwissenschaften dagegen ist, abgesehen von kümmerlichen Elementarbüchern, gar nicht mehr die Rede; nur Traumbücher, kabbalistische, astrologische und geomantische Literatur giebt es in Menge. Die Poesie bietet nichts als Nachahmung älterer arabischer und persischer Muster, meistens steif und ohne Grazie. Im Ganzen mehr als trostlos, blühte nicht selbst unter diesem Schnee und Eis geistigen Todes hie und da heimlich das Veilchen einer Volksliteratur — Sprichwörter und halb rührende halb thörichte Liederchen, vor Allem aber, was von jeher das Entzücken jedes Orientalen bildet: Märchen und romantische Heldengeschichten, wie sie heute noch in jedem Kaffeehause Vorderasiens von berufsmäßigen Erzählern vorgetragen werden. Neben den Märchen der Tausend und Einen Nacht (I, 469), deren Abschluß zu ihrer jetzt vorliegenden Gestalt vermuthlich grade in der Zeit der zweiten Mamlukendynastie in Aegypten stattgefunden hat, finden wir hier endlose Geschichten von Abenteuern vorislamischer Helden, wie Ántara (I, 41), oder berühmter mohammedanischer Herrscher, wie des grimmigen Sultan Beibars (oben S. 246), natürlich reine Phantasiegemälde, in denen es vor Allem auf unmenschliche Tapferkeit und unglaubliche Wunder ankommt. Die Gelehrten sehen auf diese Volkslitteratur mit unermeßlicher Verachtung herab: Thoren, die nicht wissen, wie viel mehr die Hälfte als das Ganze ist.

Zweites Capitel.

Das neue Persien und die Chanate.

In der ersten Hälfte[1]) des 8. (14.) Jahrhunderts lebte zu Ardebíl, einer Stadt des östlichen Adherbeidschán, ein Scheich, der im Rufe einer außergewöhnlichen Persönlichkeit stand. Er hieß Iṣchák mit dem Beinamen Ṣafí ed-dín[2]) „der Glaubensreine". Seine Abstammung führte er auf Muṣa el-Kázim, den siebenten Imám der Zwölfer (S. 13) zurück: er war also ein Alide, ja ein directer Nachkomme eines von denjenigen Mitgliedern des erlauchten Hauses, welche bei der Mehrzahl der Schi'iten eine fast abgöttische Verehrung genossen (vgl. S. 14). Ein solcher Mann konnte, wenn sein Wandel so adliger Abkunft entsprach, nur von allgemeiner Achtung des schi'itischen Volkes umgeben sein: es kam hinzu, daß er Ṣúfi war, zu einer Gemeinschaft jener Derwische, vielleicht als Oberhaupt, gehörte, deren mit dem Verfalle der Zeit nur immer wachsenden Einfluß wir schon kennen (S. 194). Als er im Geruche der Heiligkeit etwa um die Mitte des Jahrhunderts gestorben war, hinterließ er Stellung und Ansehen einem nicht minder heiligen Sohne, dem Scheiche Ṣadr ed-dín („Vorderster im Glauben"). Dieser, wird erzählt, lebte bis zu den Zeiten Timurs, und so groß war der Respect, in dem er überall stand, daß selbst der furchtbare Eroberer um seine Freundschaft sich bemühte, und bei einem persönlichen Besuche ihm gestattete, eine Bitte zu thun. Der selbstlose Mann Gottes hatte nichts Besseres für sich zu wünschen, als daß eine Anzahl von türkischen Gefangenen, welche Timur soeben aus Rúm[3]) fortgeschleppt hatte, freigelassen

---

1) Die Zeit ist sehr unsicher. Man hat als Todesjahr des Mannes 735 (1334/5) ausgerechnet, das paßt aber wenig zu dem Berichte von seines Sohnes Zusammentreffen mit Timur, welches frühestens (vgl. unten Anm. 3) 788 (1386) stattgefunden haben könnte. Freilich ist die im Texte darüber mitgetheilte Erzählung vielleicht nur erfunden, um die Bedeutung des Heiligen in helles Licht zu setzen und gleichzeitig die Anhänglichkeit der Türkenstämme an seine Nachkommen zu erklären (vgl. unten S. 368 Anm. 1). Jedenfalls stellen zwei Generationen für das achte und fünf für das neunte Jahrhundert ein starkes chronologisches Mißverhältniß dar. 2) Diesem Vornamen (vgl. S. 350) begegnet man auch sonst oft in der späteren Zeit (etwa seit den Kreuzzügen). 3) D. h. nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch aus Kleinasien. Danach wäre 804 (1401) der erste mögliche Termin für die erzählte Begebenheit (vgl. oben S. 307). Will man die Möglichkeit zugeben, daß Rúm hier allgemein „Westen" bedeute, so könnten freilich auch turkmenische Gefangene aus den früheren armenischen Feldzügen gemeint sein; vgl. Anm. 1.

würden. Es geschah, die Türken siedelten sich bei Ardebil an, und die sieben Stämme, welche allmählich aus ihnen hervorgingen, dankten ihrem Erretter durch unwandelbare treue Anhänglichkeit an sein Haus, das auf so waffentüchtige Schaaren gestützt sich bald auch als eine politische Macht betrachten durfte — unbeschadet natürlich der traditionellen Frömmigkeit. Diese trieb vielmehr, damit kein Attribut heiligen Wesens der gottbegnadeten Familie abgehe, Sfadr ed-dins Sohn Chodscha[1]) Alí auf die Pilgerfahrt nach Mekka, von welcher zurückkehrend er in Jerusalem starb. Von seinem Sohne Ibrahím hören wir nicht viel, um so mehr aber vom Enkel Dschuneíd, der in Ardebil und Umgegend eine solche Rolle spielte, daß Dschehán-Schâh, der Fürst der Schwarzlämmer (S. 323 ff.), ihn zu fürchten begann. Er zwang ihn, das Land zu verlassen; natürlich ging der Verbannte zu seines Feindes bedeutendstem Gegner, dem langen Haßan, und der nahm ihn mit offnen Armen auf und gab ihm eine seiner Schwestern zur Frau. Bei dem vergeblichen Bemühen, zwischen Dschehán-Schâh und dem auf der anderen Seite Ardebil benachbarten Fürsten von Schirwán (S. 131. 285) wieder festen Fuß zu gewinnen, kam Dschuneíd um (863 = 1458/9); sein Sohn Scheich Heider[2]) begab sich zu seinem Oheim Usun Haßan zurück und erhielt die Hand von dessen Tochter. Sie schenkte ihm drei Söhne, Alí, Ibrahím und Isma'íl, deren Letzter etwa 885 (1480) geboren sein muß,[3]) also bereits nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters. Das Ende des langen Haßan war gleichzeitig der Anfang vom Ende seines Reiches. Die auf uns gekommenen Nachrichten über die Einzelheiten der Kämpfe zwischen seinen Söhnen und Enkeln sind allzu spärlich und widerspruchsvoll,[4]) als daß wir uns ein klares Bild über die letzten Zeiten der Weißlämmer aus ihnen machen könnten. Festzustehen scheint, daß nach einigen Zwischenfällen Haßans Sohn Ja'akúb Beg das Heft in die Hände bekam und bis zu seinem 896 (1490/1) erfolgten Tode das Reich, trotzdem er als Herrscher nicht eben bedeutend war, noch leidlich bei einander hielt; aber nach seinem Heimgange brachen zwischen seinen Brüdern und Söhnen Erbfolgestreitigkeiten aus, die zu Kriegen, schnellen und gewaltsamen Thronwechseln und, da jedes Mitglied der Familie in einer anderen Provinz seine hauptsächlichsten Anhänger besaß, naturgemäß zu einer thatsächlichen Spaltung des Gesammtstaates in verschiedene Theile führten. Bald hier, bald dort tauchte aus der Zahl von Usun Haßans Verwandten ein Prätendent auf, der über die Leiche eines Bruders oder Neffen hinweg für kurze Zeit sich der Herrschaft bemächtigte; ehrgeizige und gewissenlose

---

1) Vgl. S. 293, Anm. 2. 2) Heider ist ein arabisches Wort für „Löwe"; der Löwe ist bekanntlich noch heute das Wappenthier Persiens, und heideri „löwenhaft" wird unter der Herrschaft seiner Nachkommen oft genug gradezu für „königlich persisch" gebraucht. 3) Vgl. in der Encyclopaedia Britannica, 9. Ed., Vol. XVIII, Sp. 634b. 4) Die arabischen finden sich bei Weil, Geschichte des Abbasidenchalifats in Egypten, II, 343. 402, die persisch-türkischen bei v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, II, 335 ff.

Statthalter schürten die Zwistigkeiten, welche rasch die Dynastie an den Rand des Verderbens führten. Scheich Heider hatte diese Verwirrung, die einem kühnen Manne Gelegenheit zu wirksamem Eingreifen darbot, nicht mehr erlebt. Nach dem Siege seines Schwiegervaters, des langen Haßan, über die Schwarzlämmer war er nach Ardebil zurückgekehrt; später hatte er seine Macht, die wir uns trotz der beibehaltenen frommen Grimassen als eine durchaus politische Beherrschung von Ardebil und Umgegend mit Hilfe der oben erwähnten Türkenstämme zu denken haben, wiederum auf Kosten der Schirwán-Schähe zu vermehren versucht. Darüber war sein Schwager Ja'akúb auf ihn eifersüchtig geworden, hatte sich mit dem Fürsten von Schirwán zusammengethan, und im Kampfe gegen die Truppen der Beiden war Heider gefallen (893 = 1488). Seine drei Söhne hatte man aufgehoben und in eine persische Festung gesperrt, aber nach Ja'akúbs Tode nach Ardebil zurückkehren lassen. Von dort aus stürzte sich ein paar Jahre später Alí, der Aelteste, an der Spitze seiner Anhänger in den bereits tosenden Bürgerkrieg, dessen Brandung ihn verschlang (etwa 900 = 1495); die beiden Andern, Ibrahim und Isma'íl, entkamen nach Gilán, jener Landschaft in der Südwestecke des kaspischen Meeres, in deren Bereich alidische Traditionen seit alten Zeiten ihren Sitz hatten (oben S. 100 f.). Bei dem Fürsten des Ländchens, dessen Lage hinter hohen Gebirgswällen es vor den Uebergriffen der Turkmenen von jeher geschützt zu haben scheint, fanden sie bereitwillige Aufnahme; und als nach dem bald darauf erfolgten Tode Ibrahims[1]) die Würde eines Scheiches der Sufi auf Isma'íl überging, begann dieser, aus den Türkenstämmen um Ardebil, nicht weniger aber aus anderen Gegenden, in welchen sein Derwischorden Verbindungen hatte, Anhänger an sich zu ziehen. Als er ihrer 7000 bei einander hatte, zog er aus, den Tod seines Vaters und Großvaters an dem Schirwán-Schäh zu rächen; er überwand und tödtete ihn (905 = 1499), bemächtigte sich seiner Hauptstadt Schamachíje, und hatte nun einen festen Stützpunkt für seine weiteren Unternehmungen. Sie wurden vom Glück in ungewöhnlicher Weise begünstigt. Unter den zehnjährigen Fehden zwischen den Fürsten und Großen der Weißlämmer war deren Macht, vor Allem aber die Disciplin ihrer Truppen mehr und mehr in die Brüche gegangen. Umgekehrt hatte Isma'íl über seine Schaaren die unbedingteste Autorität. Kyzyl-basch „Rothkopf" war ihr Spitzname, weil sie Turbane mit rother Kappe inmitten weißer, zwölffach, nach der Zahl der zwölf Imáme, gefalteter Zeugstreifen trugen: wie sie schon durch dies äußere Zeichen, das bereits Scheich Heider eingeführt, sich als Schi'iten wenn auch türkischer Abstammung zu erkennen gaben, so folgten sie ihrem Oberhaupte, das sich rechtmäßig oder unrechtmäßig einen Aliden nannte, mit jener blinden Ergebenheit, die von jeher der schi'itische Geheimbündler wie der Derwisch

1) So Malcolm, History of Persia, Vol. I, London 1815, S. 499. Bei v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches II, 346 ist Ibrahim im J. 913 (1507) noch am Leben, erscheint aber seinem Bruder gänzlich untergeordnet.

seinen geistlichen Oberen entgegengebracht hat. Es war im Uebrigen ein wildes Gesindel, das bedenklich an jene ebenfalls mit dem Derwischthum verbündeten Sserbedâre (S. 264) erinnerte, die schon anderthalb Jahrhunderte früher den Versuch gemacht hatten, sich als Gemeinwesen neuer Art aufzuthun. Wenn man auch nicht glauben will, was ihre ssunnitischen Gegner von ihnen berichten, daß sie besonders verhaßte Feinde nach dem Siege gekocht oder gebraten verzehrt haben sollen, eine sehr behagliche Gesellschaft waren sie keineswegs. Aber ausgezeichnete Soldaten; so besiegte Isma'îl mit ihnen und einigen Schaaren von Weißlämmern, die seine ersten Erfolge auf seine Seite führten, nach einander die beiden letzten Enkel Usun Haßans (also seine Vettern zweiten Grades), Elwend bei Nachdschewân am Aras (907 = 1501) und Murâd in Medien bei Hamadân (908 = 1502), bemächtigte sich der genannten Provinzen, und schlug seine Residenz in Tebrîs auf: als Schâh („König"), nicht mehr als einfacher Scheich der Ssûfis von Ardebîl, wie seine Vorfahren sich genannt hatten. Eine neue Dynastie ist damit gegründet, die der Ssefiden, wie sie nach dem Vornamen, oder Ssûfis, wie sie nach der Stellung ihres Ahnherrn Ssefî ed-dîn genannt werden.[1])

Es ist dieser Dynastie bestimmt gewesen, zum ersten Male seit der Zeit der Sassaniden, d. h. seit beinahe neunhundert Jahren, eine wirklich dauernde nationale Existenz dem persischen Volke wiederzugeben. Bis zum Jahre 1135 (1722) haben die Ssefiden selbst, dann, nach einer unheilvollen Episode afghanischer Fremdherrschaft, der gewaltige Nâdir Schâh, nach ihm die Sendiden und endlich die jetzt noch bestehenden Kadscharen auf persischem Boden regiert, und, so wenig auch das persische Volksthum sich in den Zeiten der Sseldschuken und Mongolen rein erhalten hat, so viel Türken insbesondere bis auf den heutigen Tag noch in Persien zu finden sind — nationalpersisch ist das neue Gemeinwesen doch im scharfen Gegensatze zu der Art der bisherigen Staatenbildungen, wenn auch im vollen Umfang nicht vom ersten Beginne an, so jedenfalls seit Abbâs dem Großen (995—1037 = 1586—1628), der in genialer Weise zu festem Bestande brachte, was sein Ahnherr Isma'îl halb zufällig und planlos begonnen hatte. Das Hauptmittel aber, dessen Beide sich bei ihrer gründenden und organisirenden Thätigkeit bedienten, ist dasjenige gewesen, ohne welches dauernde politische Gestaltungen wenigstens im Oriente unmöglich sind: die Benutzung des religiösen, in diesem Falle bestimmter des confessionellen Momentes. Wir kennen die Perser längst (vgl. S. 6) als jeden politischen Gemeinsinnes bar;

1) Die äußere Klangähnlichkeit der beiden Namen hat sehr häufig Veranlassung gegeben, sie zu verwechseln oder für identisch zu halten. Die arabisch-persische Form für Sefiden aber, Sséfewi, d. h. ein zum Ssefî gehöriges oder von einem Manne dieses Namens abstammendes Individuum, hat mit dem bekannten Ssûfi (Mystiker, Derwisch; s. I, 407, hier S. 194) oder Sophi, wie man es bei Abendländern häufig geschrieben findet, nicht das Geringste zu schaffen.

ihre Unfähigkeit zu selbständiger Staatenbildung hat es ja verschuldet, daß in den Zeiten der Bujiden und Sſamaniden es zu keinem nationalen Gesammtreiche gekommen ist. Die Sſefiden, und zwar bereits Schâh Isma'îl als der Erste, haben diesen Mangel dadurch ergänzt, daß sie in einem gemeinsamen, mit Strenge durchgeführten Glaubensbekenntnisse Allem, was ihrer Herrschaft gehorchte, innere Einheit und festen Halt gaben. Immer war ja der persische Geist dem Schi'itismus verwandt und zugethan gewesen, aber unter der arabischen und türkischen Herrschaft hatten die officiellen Kreise sich wenigstens äußerlich zur Sſunna bekennen müssen, und so sehr die Gleichgiltigkeit der Mongolen gegen das religiöse Bekenntniß ihrer Unterthanen auch die Ausbreitung der schi'itischen Lehre begünstigt hatte, zu viel Sſunniten gab es immer noch in den verschiedenen Provinzen, als daß von einem einheitlichen Volksbewußtsein auch nur in religiöser Beziehung hätte die Rede sein können. Diese aber war nicht blos jener Eigenthümlichkeit des persischen Charakters wegen die einzige, in welcher überhaupt eine Zusammenfassung aller den Sſefiden zur Verfügung stehenden Kräfte möglich war: denn für die Anfänge ihrer Herrschaft konnten sie nicht auf die längst dem Kriegerberufe entfremdeten Perser, sondern lediglich auf ihre türkischen Rothköpfe rechnen. Diese waren Schi'iten, der größte Theil der Perser auch: darin ist es begründet, daß sich aus dem Reiche der Sſefiden ein nationaler Staat entwickelt hat, dessen Sprache und Verwaltung persisch, dessen Staatsreligion schi'itisch ist.

Nun darf man aber nicht glauben, daß Schâh Isma'îl, als er sich als Herr von Adherbeidschân und Medien an die Vergrößerung seines neuen Reiches machte, von Derartigem, wie einem persischen Nationalstaate, auch nur eine leise Ahnung besaß. Es war das eben ein Begriff, der noch nicht existirte, und wie wenig ihn der erste Sſefidenschâh etwa erfunden hat, zeigt der einfache Umstand, daß er nach seinem Siege über seine Vettern keineswegs nach dem Osten, nach dem reinpersischen Choraßân, seine Waffen zuerst richtete, sondern gegen die Dhu'l-gâdir, die Fürsten von Abulustein westlich des Euphrat, die allerdings dem vor Isma'îl geflüchteten Murâd Unterstand und Hilfe bei seinen wiederholten Versuchen, sich in Bagdad festzusetzen, gewährt hatten. Man sieht aber, daß vorläufig dem Schâh nichts weiter vorschwebte, als die Uebernahme des Reiches wie der bisherigen Politik der Weißlämmer; erst der Umstand, daß sie im Westen gegen die Osmanen nicht aufzukommen vermochten, hat seine Nachkommen veranlaßt, den Schwerpunkt ihres Staates weiter nach dem Osten und dementsprechend ihre Residenz auf reinpersischen Boden, zuerst nach Kaſwîn, dann nach Jspahân zu verlegen. Isma'îl selbst benutzte die nächsten Jahre nach den Siegen von 907 und 908 (1501. 1502; S. 350) zur Vervollständigung seines Erfolges, und es gelang ihm bis 914 (1508) die Besitzungen Usun Haßans von Kirmân bis Erſingân und Âmid (Dijâr Bekr) sowie Bagdad in der That in seiner Hand zu vereinigen. Bald indeß sollten ihn unerwartete Ereignisse in die neuen Bahnen treiben, deren Richtung ich eben angedeutet habe: am kaspischen Meere wie

in Kirmán war er Nachbar der Oesbegen geworden, und deren Häuptling Mohammed Scheibáni (S. 331) war gar nicht der Mann, ihn in Frieden leben zu lassen. Wiederholt dehnten sich die Raubzüge der Oesbegen insbesondere auf kirmánisches Gebiet aus, und die Gesandten, durch welche Ismá'íl Genugthuung verlangte, brachten schroffe, ja beleidigende Antwort. Dazu erfuhr man, daß Scheibáni, der wie alle Oesbegen sich zu einem handfesten Sunnitismus bekannte, Boten nach Konstantinopel an den Türkensultan Bajesíd geschickt hatte, mit welchem Ismá'íl schwieriger Grenzfragen wegen auch schon in ziemlich heikeln Beziehungen stand (vgl. S. 357): es war Eile von Nöthen, sollte nicht das junge Reich zwischen den beiden mächtigen Gegnern in eine bedenkliche Klemme gerathen. Indeß, wir haben mehr als einmal schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß bei solchen weitschichtigen Verhandlungen zwischen räumlich allzusehr getrennten Staaten selten viel herausgekommen ist. Schâh Ismá'íl dagegen bewies Kraft und Einsicht: während er noch durch Fortspinnen des diplomatischen Verkehrs den özbegischen Chán in Sicherheit wiegte, befand er sich an der Spitze seiner Rothköpfe im Herbst 916 (1510) bereits auf dem Eilmarsche nach Choraßán. Scheibáni, der nicht entfernt an einen so nahen Krieg geglaubt, hatte den größten Theil seines Heeres soeben nach der Heimath beurlaubt, mit den paar Besatzungen, die er in den Städten hatte, war nicht viel anzufangen; so ging er von Herát nach Merw zurück, dort um sich zu versammeln, was eben von Truppen noch in der Nähe war, und gleichzeitig schleunigst die höchst nothwendigen Verstärkungen aus Transoxanien herbeizuberufen. Indeß, wenn nicht an Feldherrntüchtigkeit, an Klugheit war ihm, bei aller seiner tatarischen Hinterlist, der Ssefide überlegen: er wußte ihn so lange zu locken und zu reizen, bis er, seines Sieges auch ohne den erwarteten Zuzug sicher, den scheinbar auf die Flucht bedachten Kyfylbaschen nachsetzte. Als ihn Ismá'íl weit von der Stadt entfernt und auf dem richtigen Terrain hatte, griff er ihn von zwei Seiten an: so wüthend auch die überraschten Oesbegen fochten, die Uebermacht der Rothköpfe, die nicht minder tüchtige Soldaten waren, errang nicht allein den Sieg, sondern, was bei Weitem wichtiger war, sicherte auch die Umzingelung des Scheibáni selbst, der bei dem Versuche mit den Seinen sich durchzuschlagen sein Ende fand (29. Scha'abán 916 = 1. December 1510). Es war ein großer Erfolg für Ismá'íl, der ihm wie seiner Dynastie den dauernden Besitz Choraßáns sicherte und dadurch erst den persischen Charakter ihres Reiches entschied. Allerdings ist das Land stets den Einfällen und Raubzügen der Oesbegen von jenseits des Oxus ausgesetzt geblieben, und langsam ist, wie bekannt, in den letzten Jahrhunderten ein Bezirk nach dem anderen zuerst diesen, später ihren Stammgenossen, den Turkmenen zwischen kaspischem Meer und Aralsee zum Opfer gefallen, während von der andern Seite her die Afghanen sich Heráts mit Umgegend bemächtigt haben. So ist heute nur noch der kleinste Theil der altberühmten Provinz in den Händen der Perser, und während der ganzen

370 Jahre, durch welche ihnen die Vertheidigung derselben oblag, ist die Abwehr der Türkenfluth, die fortwährend an den Grenzwällen spülte, wie heute die ersten Spritzwellen des russischen Heeres auch, die Hauptsorge jeder persischen Regierung gewesen. Aber der Werth dieses Besitzes, ohne welchen das Reich jeder Verbindung zwischen den von der großen Wüste geschiedenen Nord- und Südprovinzen (außer auf dem weiten Umwege über Medien) entbehren würde, lohnt in der That jede Anstrengung, wie man andererseits gradezu sagen kann, der Sieg des Isma'íl über Scheibáni habe die eigentliche Entscheidung für das Inslebentreten des neupersischen Staates gegeben.

Diesen Sieg in jeder möglichen Weise auszunutzen, war des Schâhs nächste Sorge. Konnte der Vortheil, welchen das Ende eines so thatkräftigen und rücksichtslosen Feindes darstellte, auch nicht hoch genug angeschlagen werden, die von ihm neu gegründete Macht der Oesbegen überdauerte diesmal den Tod ihres Schöpfers — war doch nicht das ganze Heer, sondern nur ein kleiner Theil desselben im Augenblicke der Niederlage bei dem Cháne gewesen, bei Weitem die Mehrzahl der Truppen stand unversehrt in Transoxanien und Turkestán unter Führern, wie Scheibánis Sohne Mohammed Timur und seinem Neffen Obeidallah, welch' Letzterer seinem gefallenen Oheime an Energie kaum etwas nachgab. Auch dachte Isma'íl, dessen im Westen Sorgen genug harrten, nicht entfernt daran, sich an der entgegengesetzten Grenze festzubeißen; er hatte ein einfacheres Mittel, diese Gegner im Schach zu halten. In Kábul saß noch der Timuride Bábur II., aufmerksam die Gelegenheit erspähend, welche ihm gestattete, über den Hindukusch sich an den Oxus zu werfen und sein väterliches Erbe den ösbegischen Räubern wieder abzujagen. Gleich auf die Nachricht von der Schlacht bei Merw setzte er sich demzufolge in Bewegung, ging mitten im Winter über die verschneiten Pässe nach dem Norden, und nahm Stellung in Kunduś, östlich von Balch (Ende 916 = Anf. 1511). Schâh Isma'íl verfehlte nicht, eines so nützlichen Bundesgenossen sich zu versichern: es wurden freundliche Gesandtschaften gewechselt, und wenn der Sefide auch im Frühjahr den aus Besorgniß vor einem Doppelangriff ziemlich demüthig bei ihm vorstellig werdenden Oesbegen den Frieden bewilligte, so hinderte ihn das schließlich doch nicht, als Bábur in Badachschán und Fergána glänzende Fortschritte machte, unter dem Vorwande eines von ösbegischen Truppen begangenen Vertragsbruches das Abkommen für nichtig zu erklären und ein förmliches Bündniß mit Jenem zu schließen. Bábur erhielt ein persisches Hilfsheer zur Verfügung und den ungestörten Besitz aller den Oesbegen abzunehmenden Provinzen zugesichert; und während Isma'íl mit seinen übrigen Truppen nach Adherbeidschán zurückkehrte, wo die immer bedenklicher werdende Verwirrung in dem benachbarten osmanischen Reiche seine Anwesenheit nöthig machte, gelang es dem Timuriden in der That, den gemeinsamen Feind vollkommen aus Transoxanien hinauszuschlagen und von Ssamarkand und Bochára wie

jenseits des Jaxartes von Taschkent Besitz zu ergreifen (917 = 1511). Lange indeß sollte die Freude weder für ihn, noch für den Schâh dauern.

Wie jedes Ding in der Welt zwei, wenn nicht mehr, Seiten hat, so brachte auch die Erhebung des Schi'itismus zur Staatsreligion neben manchen Vortheilen doch einige Uebelstände mit sich. Die Verfolgung der Sunniten, die Isma'îl, um der Sache den nöthigen Nachdruck zu geben, überall in Scene gesetzt hatte, und bei welcher in dem eben eroberten Chorassân er selbst wie seine Kyzylbaschen sich so brutal wie möglich benahmen, mußte sehr böses Blut überall da machen, wo die Volksstimmung nicht, wie auf persischem Boden doch im Allgemeinen, für die schi'itische Lehre eingenommen war. Und so verkehrte es die Beliebtheit, deren Bâbur von jeher unter den eingesessenen Bewohnern Transoxaniens als Mitglied des früheren Herrscherhauses wie seiner persönlichen Eigenschaften wegen sich erfreut hatte, mit einem Schlage in das grade Gegentheil, als er seinem Bundesgenossen zu Gefallen sich und seine Leute persisch zu kleiden begann und insbesondere den zwölffaltigen Turban der Schi'iten (S. 349) annahm: denn von jeher waren die Transoxanier eifrige Sunniten gewesen (vgl. S. 191), und sahen mit unverhohlenem Mißbehagen, was sie für ein Zeichen halten mußten, daß die Glaubensverfolgungen nun auch unter ihnen beginnen sollten. So war Bâburs Stellung, nachdem er auch die persischen Truppen zu früh zurückgeschickt, schon erschüttert, ehe noch die Oesbegen, welche inzwischen in Turkestân ihre Streitkräfte herstellten, wieder gegen ihn vorgingen; und als es im nächsten Frühjahr (918 = 1512) geschah, bedurfte es nur einer Schlappe, die er gegen Obeidallah erlitt, um ihn sofort zur Aufgabe von Bochâra und Samarkand zu nöthigen. Zwar kam nun der persische Statthalter von Chorassân mit starken Streitkräften herbeigeeilt: aber er war ein ebenso hochfahrender und dabei roher Gesell wie schlechter Feldherr, dessen Haltung den Bâbur mehr schädigte als die Hilfsmannschaften nützten. So ging auch die Entscheidungsschlacht gegen Obeidallah verloren; der Perser kam mit einer großen Anzahl seiner Begleiter um, Bâbur aber fand sich, nachdem er vergeblich versucht, wenigstens Kunduz zu halten, Anfang 920 (1514) wieder in Kâbul, genau so klug, wie er vor drei Jahren gewesen war.

So endete der letzte Versuch, die Oesbegen aus Transoxanien und Fergâna hinauszuwerfen. Von da ab sind endgiltig diese Osttürken Herren der Gebiete von Bochâra und Samarkand, wie rechts des Jaxartes von Taschkent und Fergâna, und seit 932 (1526) auch südlich des Oxus von Balch und den Nachbarbezirken, die Bâbur nach Beginn seiner indischen Feldzüge sich entreißen lassen mußte. Damit ist indeß die Aufzählung ihrer Besitzungen nicht vollendet. Während Bâbur noch um Transoxanien kämpfte, hatten özbegische Schaaren unter Ilbars, einem Enkel des mit den Abu'lcheiriden (S. 329) verwandten Jadgar, im Einverständniß mit der sunnitisch gesinnten Bevölkerung von Chwârism die von den Persern nach der Schlacht bei Merw dort eingesetzten Beamten vertrieben (etwa 918 = 1512) und die

Herrschaft über das Land angetreten, zunächst mit dem Sitze in Uergendsch (S. 215 A. 2), erst viel später in Chiwa, nach welchem Orte man bekanntlich diesen Staat zu nennen pflegt, wie man den andern als den von Bochára, woselbst Obeidallah nach seiner formellen Einsetzung in die höchste Würde (939 = 1533) seine Residenz aufschlug, zu bezeichnen gewöhnt ist. Mit dem alten Titel der mongolisch-tatarischen Fürsten wurden auch die Oberhäupter dieses neuen Gemeinwesens als Cháne bezeichnet; daher man die beiden Herrschaften wohl kurzweg „die Chanate" heißt. Ihre Verfassung ist die alte Dschingis-Cháns, zu dessen Nachkommen ja sowohl die Abu'lcheiriden als die Jadgariden gehörten: aus der Familie des Gründers der Dynastie, aber ohne Bevorzugung der Erben directer Linie, wählen die Begs der Oesbegen den Chán, dessen Autorität über seine Unterthanen eine unbedingte niemals ist, weil sie auf freiwilliger Anerkennung beruht. Die Form des Kuriltáï, der Beschlußfassung über wichtige Fragen durch die versammelten Begs, hatte ja selbst Timur noch beibehalten; den Einfluß der Begs auf ihre Stämme aber der Herrschaft des Cháns vollkommen dienstbar zu machen, konnte immer nur ganz besonders hervorragenden Persönlichkeiten gelingen. Eine solche war Scheibáni gewesen, solche waren später Obeidallah (939—946 = 1533—1539) und Abdallah II. (991—1006 = 1583—1598; s. unten S. 364); einen Ueberfluß derartiger Herrschernaturen aber finden wir in den Chanaten so wenig wie anderswo. So wird die kriegerische Tüchtigkeit der Oesbegen, die sich über ein Jahrhundert ungeschwächt erhalten zu haben scheint, nur zu oft inneren Zwistigkeiten zu Liebe vergeudet, auch zwischen den beiden Chanaten gegenseitig ist nicht immer guter Wille. Deshalb können schließlich bei aller militärischen Begabung die Oesbegen einen maßgebenden Antheil an der Geschichte der islamischen Staaten nie gewinnen; eine stete Plage und ewige Drohung für die persischen Grenzprovinzen, gelegentlich auch für die jeweiligen Besitzer von Kábul und Umgegend, erobern und verlieren sie bald diesen, bald jenen Strich von Choraßán und Gorgán, ohne doch je der beiden Gebiete vollständig Herren zu werden. Später, gegen Ende des 11. (17.) Jahrhunderts, nimmt auch ihr kriegerischer Sinn ab. Die Folge ist, daß 1165 (1751/2) die Afghanen sich der Bezirke von Balch und Kunduz (südlich des Oxus) bemächtigen, die heute noch in ihren Händen sich befinden; daß schon vorher, etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, sich von dem Chanate von Bochára ein neues Chanat Chokand (Fergána) ablöst; daß später dieser Spaltungsproceß durch Bildung anderer, zum Theil allerdings unter formeller Oberhoheit von Bochára stehender Theilstaaten, z. B. von Uratübe, Schechri-ßebs (S. 271), Hißár, bis in unser Jahrhundert hinein sich fortsetzt. Auch die Dynastien beider Staaten bleiben nicht dieselben. Die Scheibaniden oder Abu'lcheiriden regieren in Bochára bis 1006 (1598), wo sie bei Seite geschoben werden von den Astrachaniden, d. h. den Nachkommen der gleichfalls von Dschingis-Chán abstammenden Cháne von Astrachan (S. 322), welche, im Jahre 961 (1554) von den Russen ihrer Herrschaft

beraubt, später um 975 (1567) unter dem Schutze der Abu'lcheiriden in Bochára Wohnung nehmen, sich mit den Fürsten des Landes verschwägern und schließlich an ihre Stelle treten. Die Astrachaniden, deren Herrschaft bereits hundert Jahre später durch wachsende Unbotmäßigkeit der Emire und geminderte Kriegstüchtigkeit der Truppen vollkommen zerrüttet erscheint, halten sich unter der thatsächlichen Herrschaft von Hausmeiern dem Namen nach bis 1214 (1799), wo sie durch den zu dem özbegischen Stamme der Mangut gehörenden, von mütterlicher Seite her indeß mit der älteren Herrscherfamilie verwandten Heider Chán ersetzt werden. Das Haus des Letzteren ist es, dessen Vertreter unter dem Namen eines Cháns, d. h. um für das Amüsement der Engländer eine diplomatische Fiction aufrecht zu erhalten, seit der schon 1285 (1868) theilweise erfolgten russischen Eroberung in Bochára fortvegetirt, und heut zu Tage grade so wenig zu sagen hat, wie sein College in Chiwa. Auch dieser ist kein Sproß der Jadgariden mehr: schon 1126 (1714) hatten nämlich die chiwesischen Oesbegen, die sich von ihren Herren immer noch zu sehr regiert fühlten, die originelle Einrichtung getroffen, daß sie an Stelle der in dem genannten Jahre beseitigten Herrscherfamilie einen nach Belieben ein- und abzusetzenden Dschingis-chaniden aus irgend einer anderen Linie sich in Bochára oder sonst wo borgten, der gegen gute Bezahlung und freie Station als Chán in feierlichem Pompe da saß, während das Regieren ein Vertreter des Adels besorgte, der zartsinnig Inak „jüngerer Bruder" genannt wurde und zu den Angehörigen einer bestimmten angesehenen Familie gehören mußte. Schließlich indeß meinte eines Tages im Jahre 1219 (1804) der eben am Ruder befindliche Inak, daß wem die Bürde dem auch die Würde gebühre, schickte den Chán mit einem guten Zehrpfennig von dannen und nahm selbst den geheiligten Titel an. Noch nicht 70 Jahre später aber, nämlich 1287 (1870), bekam der achte Nachfolger dieses Usurpators seinerseits einen „jüngeren Bruder" in der Gestalt des bekannten russischen Generals, der so gerne die mittelasiatischen Fürsten jeder unbequemen Bemühung zu entheben bereit ist, und inzwischen ja auch die seit längerer Zeit der bocharischen, beziehungsweise chiwesischen Oberhoheit entschlüpften Turkmenen zwischen Oxus und kaspischem Meere ... sagen wir in das Chanat Bochára wiederum einverleibt hat. Ohne übrigens irgendwie auf politische Fragen eingehen zu wollen, fühle ich mich doch verpflichtet ausdrücklich hervorzuheben, daß für die Bevölkerung dieser ganzen Gebiete die Auffaugung durch Rußland ein wahres Glück ist. Eine verrottetere Wirthschaft als in den Chanaten hat es niemals in der ganzen Welt gegeben. Die Willkür der Fürsten und die immer zu Ausschreitungen der verschiedensten Art geneigte Unbotmäßigkeit der Begs (oder Emire, wie sie vornehmer sich nennen) haben kaum mehr Unheil gestiftet, als das einzige Gegenmittel, welches die persisch-türkische[1]) Bevölkerung

1) Die Handel- und Gewerbtreibenden in den Städten der Chanate sind heute noch persischen Stammes, sog. Tadschiks (vgl. oben S. 176 Anm. 3).

dieser Länder für solche Krankheiten gefunden hat: die Allmacht einer ebenso fanatischen wie ungebildeten Klerisei von Ulemá's (S. 212 Anm.) und Derwischen. Ist die ssunnitische Geistlichkeit in Konstantinopel und Kaïro nicht eben durch Freisinnigkeit oder Toleranz ausgezeichnet, so scheint sie doch aus lauter Spinozas oder Lessings zu bestehen, wenn man sie mit ihren Genossen zu Bochára und Chiwa vergleicht. Die Orthodoxie der in den Chanaten herrschenden türkischen Elemente, durch eigenen Mangel an wirklicher Intelligenz wie durch den Gegensatz gegen den Schi'itismus der persischen Erbfeinde zu einem unsinnigen Fanatismus gesteigert, hat einen abergläubischen Respect vor dem Klerus erzeugt, dem sich auch die Regierenden nicht entziehen können, und der aus diesem Grunde den Mißbräuchen des weltlichen Regiments gewisse, wenn auch nicht ausreichend bestimmte Grenzen setzt. Dafür aber zwängt die überall herrschende äußerliche Frömmelei und die einsichtslose Durchführung der ssunnitischen religiösen Gesetzlichkeit bis in das innerste Privatleben des Einzelnen die ganze bürgerliche Gesellschaft in einer Weise ein, die unerträglich wäre, käme nicht eine von dem Perserthum entlehnte und mit wahrer Virtuosität geübte Heuchelei den Unglücklichen zu Hilfe. Während so von geistigem Leben in demselben Transoxanien, wo einst Poesie und Wissenschaft unter den Ssamaniden zur schönsten Blüthe sich entfaltete, seit der özbegischen Eroberung kaum noch die Rede sein kann, während selbst das Studium von Gesetz und Tradition, so viel Geschrei nach wie vor über „das Licht des Islâms", das gelehrte Bochára, erhoben wird, schon seit Jahrhunderten nicht mehr den Ansprüchen genügt, die man im Westen zu stellen gewohnt ist, bilden fromme Geberden nach Außen neben tiefer Entsittlichung im Geheimen die hervorstechendsten Charakterzüge dieses Volkes. Nirgends hat der Islâm in seiner türkischen Varietät elender Bankerott gemacht, als hier; ein paar Dutzend Paragraphen des russischen Strafgesetzbuches wären heut zu Tage den Leuten zuträglicher als der ganze Korán. —

Wenden wir von den östlichen Hauptgegnern des neuen Perserreiches den Blick auf seine *westlichen* Nachbarn, so finden wir auch hier ein unfreundliches Verhältniß, durch Traditionen der Vergangenheit hervorgerufen, durch die Art von Isma'ils Staatengründung verschärft. Die Rothköpfe des Schâhs gehörten schließlich denselben Türkenstämmen an, welche unter dem Zeichen des weißen Lammes mit Usun Haßan gegen den Osmanen Mohammed gefochten hatten, und die wiederholten Feldzüge gegen die *Dhu'lgádir* (S. 351) zeigten, daß man in Tebríz keineswegs gewillt war, auf die alten turkmenischen Gebiete endgiltig zu verzichten. Andererseits hielt Sultan Bajesîds II. Sohn *Sselim*, seit einiger Zeit Statthalter von Trapezunt, im Jahre 914 (1508) es für angezeigt, einen Einfall in den zum alten Gebiete der Ak-Kojunlu gehörigen Bezirk von *Ersingán* zu unternehmen: man sieht, die Beziehungen waren gespannt und konnten leicht zu einem Bruche führen, sobald nicht auf beiden Seiten Friedensliebe und guter Wille herrschte. Es war anfänglich insofern der Fall, als der Schâh, des Mißgeschickes seines Groß-

vaters Usun Haßan eingedenk, auf einen Krieg mit dem Besitzer so vieler Kanonen keineswegs brannte, Bajesíd aber, alt und schwach wie er bereits war, an dem mißlichen Benehmen seiner Söhne und Janitscharen mehr als genug hatte. Immerhin blieb es schwierig, sich über die Dauer eines so wenig gefestigten Verhältnisses Illusionen zu machen, seitdem Schâh Isma'îl durch die gegen die Sunniten in seinem Reiche angestellten Verfolgungen zu der Verschiedenheit der beiderseitigen Interessen noch einen Gegensatz principieller Natur hinzugefügt hatte; und er selbst verbarg es sich, als im Jahre 918 (1512) Bajesíd grade von dem rohesten, leidenschaftlichsten und gewaltthätigsten seiner Söhne, Sselim I., vom Throne gestoßen wurde,[1]) keinen Augenblick, daß es mit dem neuen Sultan in kurzer Frist zum Kriege kommen mußte. Er versäumte nichts, sich mächtiger Bundesgenossen zu versichern: mit Venedig und Aegypten trat er in Unterhandlung, aber ersteres hatte eben erst mit der Türkei einen leidlichen Frieden geschlossen, die Mamluken nahmen, wie es scheint, das religiöse Mißverhältniß zum Vorwande, ihre Unlust zu einsichtigem und kräftigem Vorgehen gegen die Osmanen (S. 342) zu bemänteln. Trotzdem so Isma'îl allein blieb, war es doch ganz richtig, daß er nach Bajesíds Abdankung mit Sselims Bruder und Nebenbuhler Achmed, der bisher Statthalter von Amasia gewesen, Freundschaft schloß; aber die Schnelligkeit, mit welcher dieser gegen die Janitscharen Sieg und Leben verlor (919 = 1513), täuschte auch die auf ihn gesetzte Hoffnung des Schâhs. Seitdem nun Isma'îl dem Sselim die Anerkennung geweigert, war der Krieg unvermeidlich; so fanden Achmeds Söhne und sein ebenfalls flüchtiger Bruder Murâd freundliche Aufnahme in Tebrís, und eifrig wurden die Rüstungen betrieben, um aus dem bevorstehenden Kampf mit Ehren hervorgehen zu können. Da gelangte eine Kunde nach Persien, welche die Abneigung des Herrschers und seiner Rothköpfe gegen die sunnitischen Osmanen zum wildesten Fanatismus steigern mußte: um bei dem beabsichtigten Feldzuge gegen die Perser vor etwaigen Aufständen der besonders in Kleinasien ziemlich verbreiteten Schi'iten, wie ein solcher vor einiger Zeit unter Bajesíd stattgefunden hatte, sicher zu sein, hatte der Sultan sämmtliche in seinem Reiche — d. h. hauptsächlich eben in Kleinasien, da in Europa kaum viele sich gefunden haben werden — wohnhafte Schi'iten, deren Persönlichkeiten vorher durch Spione festgestellt waren, aufgreifen und zum größten Theile köpfen, den Rest zu ewiger Haft in den Kerker werfen lassen. Vierzigtausend Personen von 7 zu 70 Jahren sind diesem Bluturtheil zum Opfer gefallen, wenigstens standen so viel in den Listen: „wenn", so bemerkt ein Lobredner des scheusäligen Sselim, „die zur Ausführung des Befehles Abgeordneten ihren Auftrag aus Geiz (um nämlich mehr Köpfe bezahlt zu bekommen) übertreten und auch Unschuldige hingerichtet hätten, so möge es ihnen Gott am jüngsten Tage lohnen."[2]) Die Greuelthat,

1) S. Hertzberg, Gesch. der Byz. und des osman. Reiches (Nr. 80 dieser Sammlung) S. 666 f. 2) v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches II, 639.

von einer Art, wie sie seit Timur nicht dagewesen, machte für immer ein friedliches Verhältniß zwischen der Türkei und Persien unmöglich: die Heftigkeit, mit welcher die auf solche Weise eröffneten Kriege zwischen beiden Staaten naturgemäß geführt worden sind, hat den Haß zwischen Sunniten und Schi'iten, der ohnehin wie jeder Religionshaß Neigung genug zum Giftigwerden besaß, nur immer weiter verbittert. Heut zu Tage erachtet der Schi'ite den Sunniten so wenig für einen Muslim, wie der rechtgläubig erzogene Katholik den Protestanten für einen Christen; wenn aber dieses im Abendlande, mit Ausnahme etwa mancher theologischer Kreise und des schönen Spaniens im Allgemeinen eine gewisse gegenseitige Duldung nicht auszuschließen pflegt, so ist der Sunnite auf schi'itischem wie der Schi'ite auf sunnitischem Gebiete stets der Gegenstand nicht blos allgemeiner Mißachtung, sondern, wo es ohne Bedenken geschehen kann, vielfach sogar thätlicher Belästigungen und Mißhandlungen. Der Gegensatz zwischen den Ländern östlich und westlich vom Tigris ist schon seit Hûlagu zu vollkommener Trennung gediehen; zu unversöhnlicher Feindschaft verschärft er sich durch Isma'ils Erhebung des Zwölferdogmas zur Staatsreligion und durch Selims Schi'itenmord.

Der Anfang des nun bald vierhundertjährigen Kampfes zwischen Persien und der Türkei — ich brauche die unter uns gäng und gäbe Bezeichnung der beiden Länder, wenngleich die Rothköpfe Isma'ils ja ebensogut Türken waren, wie die Osmanen — dieses Kampfes, der in der Gegenwart nur durch die Ohnmacht beider Parteien latent geworden ist, begann mit einem entschiedenen Mißerfolge des Schâhs. Zwar rückte er 919 (1513) in Kleinasien ein; als aber 920 (1514) Selim, der nicht blos an Grausamkeit sondern auch an Feldherrntüchtigkeit dem Timur glich, mit 140000 Mann heranzog, hielt es Isma'il für besser, auszuweichen und den Feind möglichst tief in das Innere Asiens zu locken, damit das Heer von den Strapazen des Marsches durch verödete Gegenden möglichst geschwächt würde. Erst auf der Ebene Kaldirân[1]) stellten die Kyzylbaschen sich, die Hauptstadt des Reiches zu decken: aber selbst die fanatische Tapferkeit dieser unvergleichlichen Reitertruppe mußte der türkischen Artillerie und dem Gewehrfeuer der Janitscharen erliegen (2. Redscheb 920 = 23. Aug. 1514). Selim hatte die Genugthuung, in der Hauptstadt seines Gegners feierlichen Einzug halten zu können; aber sich im Lande desselben häuslich niederzulassen verbot die Aufsässigkeit seiner Janitscharen, welchen der ganze Krieg in dem schwierigen und nicht eben reichen Lande mißfiel. Schâh Isma'il kam mit einem blauen Auge und dem Verluste Mesopotamiens und Westarmeniens davon, die 921 (1515) bis Moßul hinab von den Türken erobert und dauernd besetzt wurden. Das Jahr darauf wendete sich Selim, wie uns bekannt ist (S. 343), gegen Syrien und Aegypten, Schâh Isma'il bekam von dieser Seite Ruhe bis an

1) Oder nach anderer Aussprache Tschaldirân, östlich vom Urmia-See nach Tebrîs zu.

seinen Tod, der schon 930 (1524), kaum daß er die Mitte der Vierzig erreicht hatte, seinen Thaten ein Ziel setzte.

Es ist nicht leicht, der Persönlichkeit des ersten Sefiden gerecht zu werden. Die Perser vergöttern ihn nicht allein als Helden, sondern auch als Heiligen. Für einen solchen war er mindestens sonderbar zu nennen: nicht sowohl wegen der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er gegen die Sunniten auftrat, wohl aber wegen der eigenthümlichen Liebhabereien, die er besaß. Menschen lebendig in Kessel mit siedendem Wasser werfen zu lassen, wie er es that, wenn er Exempel an Räubern oder Empörern statuiren wollte, ist nach unseren Begriffen doch selbst für einen Heiligen etwas stark; und vierzehn Köpfe von Mitgliedern fürstlicher Familien, die er nach der Rechnung eines türkischen Geschichtschreibers [1]) hat fallen lassen, geben keinen kleinen Begriff von der Gewaltthätigkeit seines Auftretens. Indeß, die Wildheit der Zeit, in welche sein Leben fällt, entschuldigt Manches, und in keinem Falle können dem Gründer des persischen Reiches Klugheit oder Thatkraft abgesprochen werden. Will man ihn in seiner Bedeutung richtig würdigen, so muß man sich der Bestandlosigkeit aller derjenigen Staatenbildungen erinnern, die vor ihm aus demselben Material turkmenischer Stämme von Schwarz- und Weißlämmern hergestellt waren: nur ein genialer Mensch konnte aus diesen halbnomadischen Reiterhaufen und den persischen Städtern und Ackerbauern ein wirkliches Gemeinwesen schaffen. Nicht auf einen Schlag natürlich, und nicht ohne daß zu und nach seiner Zeit die eben in diesem Materiale liegenden Schwierigkeiten sich zum Theil bedenklich geltend machten.[2]) Vor Allem die Zügellosigkeit der türkischen Stämme hat ihm und noch mehr seinen Nachfolgern schwere Sorgen geschaffen. Die classische Zahl sieben, in welcher die Kyzylbaschen zuerst vorkommen (S. 348), ist später, als noch andere aus den vom Schâh eroberten Provinzen hinzutraten, erheblich überschritten worden: und jeder von diesen Stämmen, der Ustadschlu, Afschâr, Kadschar und wie sie alle heißen, bildete eine abgeschlossene Einheit und fühlte sich im Gegensatze gegen die andern, etwa der Art arabischer Beduinen vergleichbar. Stammeseifersucht und Blutrache zwischen diesen, welche doch die Hauptstütze des neuen Reiches bildeten und, wenn auch seit Abbâs I. in vermindertem Maße, noch bis heute bilden, haben manches Blatt der Geschichte des modernen Persiens mit der Kunde von inneren Wirren bedenklichster Art füllen lassen; und wie durch solche häufig genug in schlimmer Ausbreitung wuchernden Keime der Zwietracht die äußere Gefahr des Andrängens der sunnitischen Türken von Ost und West erschwert wurde, ist ohne Mühe zu begreifen. Allerdings hielt das gemeinsame schi'itische Glaubensbekenntniß und der Haß gegen die Sunniten schließlich das Ganze immer zusammen: aber in der Zeit, welche auf Schâh Isma'ils Tod folgte, schien es allerdings mehr als einmal wieder

1) S. v. Hammer, Gesch. des osmanischen Reiches, II, 395. 2) S. Franz Teufel, Schah Tahmasp I. und seine Denkwürdigkeiten (Ztschr. der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft, Bd. 37) S. 115.

in Stücke gehen zu sollen. Der Sohn des Verstorbenen, welcher nach der schi'itischen Erbregel (s. I, 327. 608) das Reich überkam, Schâh Tachmasp, war bei des Vaters Tode noch unmündig;[1]) auch nachdem er herangewachsen, zeigte er sich allerdings[2]) lebhaften, gebildeten Geistes, auch schaffenden Eifers nicht bar, zuweilen selbst kräftigster Erhebung fähig, aber doch ohne die planmäßige, von großen Gesichtspunkten ausgehende Thätigkeit, welche die Zeit forderte. Ohne Einsicht in die Grundübel der Lage und ohne schöpferische Gedanken zersplitterte er seine Kräfte im Kampfe mit den einzelnen Erscheinungen, wie sie nach einander auf ihn eindrangen; so mußten während der langen Dauer seiner Regierung (930—984 = 1524—1576) die Zwistigkeiten unter den Rothköpfen, die 931—933 (1524—1527) und 937 (1530/31) zu erbitterten Bürgerkriegen führten, mußten andererseits die verwüstenden Grenzfehden mit den Oesbegen und schlimme Niederlagen gegen die Türken, welche 941 (1534) Bagdad und Armenien bis über Wan hinaus[3]) eroberten, 956 (1549) und 961 (1554) noch wiederholte Verwüstungen bis tief nach Adherbeidschân hinein anrichteten — so mußten alle diese Unfälle, da ihnen kaum mit nothdürftiger Abwehr begegnet werden konnte, den Bestand des Reiches ernstlich in Gefahr bringen. Besonders empfindlich war der Verlust von Bagdad, nicht um der alten Chalifenstadt selbst willen, sondern weil mit ihr zugleich auch die heiligsten Stätten der Schi'iten, Nedschef und Kerbelâ (S. 14), den Türken in die Hände fielen. Die fast ebenso heilige Märterstelle des Imâm Rîsa (S. 14) und das gleichfalls immer mehr zum Gegenstande allgemeiner Verehrung werdende Grab des Ahnherrn der Dynastie, Scheich Sefî, zu Ardebîl konnten doch keinen vollen Ersatz bieten, und natürlich ließen die Türken auf dem eroberten Gebiete Niemanden von den verhaßten Schi'iten seiner Ketzerei fröhnen. Trotz aller dieser Mißerfolge hielt Tachmasp bis an sein Ende (984 = 1576) das Reich noch bei einander; dann aber begann eine zehnjährige Anarchie, während deren Söhne und Enkel des Schâhs sich um den Thron stritten, die eigentliche Herrschaft indeß unter die Häupter der in den einzelnen Provinzen Besatzungsdienste thuenden Stämme der Kyzylbaschen zersplittert war. Zuerst stellten die Ustadschlu aus der Zahl von Tachmasps Söhnen den Heider Mirza,[4]) die Afschâr dessen Bruder Isma'îl Mirza auf; Ersterer ward sofort ermordet, der Andere zu Kaswîn als Schâh Isma'îl II. (984—985 = 1576—1577) ausgerufen. Sein Erstes war, die in der Hauptstadt anwesenden Prinzen des Herrscherhauses tödten und Befehle zu

1) Sein Alter wird auf 10 oder 14 Jahre angegeben. 2) Nach der Charakteristik Teufels a. a. O. S. 124 f. 3) Nicht auch Tebrîs (Hertzberg, Gesch. der Byz. und des osman. Reiches, S. 677); die Osmanen drangen zwar in allen drei Kriegen bis über Tebrîs hinaus vor, behielten aber schließlich das Land nur bis an die heutige persisch-türkische Grenze. Uebrigens war auch nicht mehr Tebrîs die Hauptstadt der Sefiden, sondern schon das vor den Einfällen der Feinde besser gesicherte Kaswîn. 4) S. über die Bedeutung von Mirza S. 316 Anm. 1.

gleichem Zweck in die Provinzen ausgehen zu lassen. Doch wurde ihnen zum Glück nicht gehorcht, und schon im zweiten Jahre starb der in jeder Beziehung greuliche Despot, sei es an zu viel genossenem Opium, sei es an Gift, das ihm irgend ein verständiger Mensch beigebracht. Nun setzte man den ältesten Sohn des Tachmasp auf den Thron, Mohammed Mirza mit dem Beinamen Chodá-bende[1]) (985—994 = 1577—1586); da er fast blind und zu eigner Ausübung der Herrschaft nicht fähig war, überließ er das Regieren erst einem höchst tüchtigen Wesír, Mirza Sſuleimán, später, nachdem er ihn der üblen Laune der Kyſylbaschen hatte opfern müssen, dem eignen Sohne Hamſa Mirza. Aber Ordnung zu schaffen gelang Beiden nicht: in Chorassán hielten sich die Uſtadſchlu selbständig, einen jüngeren Sohn des Mohammed, Abbás Mirza, erst als ihren Statthalter, seit 990 (1582) als Schâh auf den Schild hebend; in Adherbeidschán empörten sich 992 (1584) die mächtigen Takkalu; dazwischen Einfälle von Oesbegen und Türken, welche Letzteren sich nach und nach ganz Armeniens und Adherbeidschâns bemächtigten — und das Unglück voll zu machen, ward 994 (1586) auch noch Hamsa Mirza, der eben gegen die Türken stritt, ermordet. Schon vorher indeß hatten die Uſtadſchlu mit ihrem Prätendenten sich nach der Hauptstadt selbst in Marsch gesetzt; Mohammed ergriff die Flucht — was aus ihm nachher geworden ist, steht bis jetzt nicht fest — und in den ersten Tagen des nächsten Jahres hielt Murſchid Kuli, der Häuptling der Uſtadſchlu, in Begleitung des von ihm aufgestellten Schâh Abbás seinen Einzug in Kaswín.

Abbás I. (995—1037 = 1586—1628) war damals etwa 28 Jahre alt.[2]) Wir kennen sein Aeußeres genau: „er hatte" — so wird es beschrieben — „ein schönes Gesicht, dessen bemerkenswertheste Eigenthümlichkeiten eine stark hervortretende Nase und ein scharfes, durchdringendes Auge darstellten. Er trug keinen Vollbart, aber einen großen Schnurrbart. Seine Figur war ziemlich klein, doch muß er ungewöhnlich kräftig und leistungsfähig gewesen sein, da er sein Leben lang wegen seiner Fähigkeit zur Ertragung von Strapazen berühmt war und bis zuletzt seinem (und aller persischen Könige seit der Mongolenzeit) Lieblingsvergnügen, der Jagd, oblag." Das persische Bild von ihm, das wir unsern Lesern vorlegen können, stimmt mit dieser Beschreibung überein; aber man würde sehr irren, wenn man den freundlichen Ausdruck in diesem Gesichte für das Zeichen eines gutmüthigen oder gar harmlosen Charakters halten wollte. Es ist nicht die geringste Frage, daß die mehr als vierzigjährige Regierung des Abbás nicht allein die glänzendste, sondern auch die segensreichste gewesen ist, unter welcher Persien seit dem Beginne der Mongolenzeit jemals gestanden hat: aber dies zu erreichen, vor Allem die gänzlich zerrütteten Verhältnisse im Innern einigermaßen zu ordnen, war ein nicht blos kräftiger, sondern gradezu rücksichtsloser Wille nothwendig.

---

1) „Gottesknecht"; vgl. S. 256 Anm. 1. 2) Wenn wenigstens auf die Angabe Malcolms (History of Persia I, 565) Verlaß ist.

Einen solchen besaß der Schâh, und halten wir uns an die Aeußerungen desselben, die in den einzelnen Fällen natürlich mit der für uns so widerwärtigen Grausamkeit des ächten Persers[1]) erfolgten, so fühlen wir uns versucht, ein mehr als ungünstiges Urtheil über den zu fällen, der scheinbar sehr mit

Abbás I.
(Nach einem persischen Originalbilde.)

Unrecht den Beinamen des Großen in der Geschichte führt. Aber wir dürfen eben nicht vergessen, daß unter den gegebenen Verhältnissen, in dem unter Mongolen und Türken verwilderten Lande, zwischen auffässigen Türkenstämmen und des kriegerischen Berufes entwöhnten persischen Städtern und Bauern nur ein schonungsloses Schreckensregiment im Stande war, etwas wie ein

1) Vgl. I, 483 und daselbst die Anm. 1.

wirkliches Staatswesen herzustellen; und das Eine scheint man außerdem mit Bestimmtheit für Abbás geltend machen zu können, daß nicht Lust am Morden und Menschenquälen, sondern lediglich die Ueberzeugung politischer Nothwendigkeit ihm harte Maßregeln und Urtheile dictirt hat. Die Scheußlichkeiten aber, welche in den Kriegen gegen Türken und Oesbegen von seinen Truppen, zum Theil auf directen Befehl von Oben, begangen worden sind, stellen nur zu sehr dar, was in den letzten Jahrhunderten im Orient zur Regel geworden war; das Schlimmste davon, die Tödtung der in Bagdad gefangenen Sunniten, ist eine Vergeltung für Selims Schi'itenmord. Wird es so Niemand zu leugnen einfallen, daß Abbás der Große ein ächt asiatischer Despot gewesen ist, so ist doch in demselben Athem hinzuzufügen, daß er einer von den „aufgeklärten" Despoten war, die nicht aus bloßer Willkür, sondern um großartiger Ziele Willen mit den Menschen wie mit werthlosem Materiale geschaltet und durch Opferung eines immerhin verhältnißmäßig kleinen Theiles desselben das Heil der Mehrzahl auf lange Zeit hinaus wirklich gesichert haben. Er besaß durchaus den politischen Scharfblick und die Klarheit des Urtheils, welche die Bedürfnisse des Staatslebens und die möglichen Wege zu ihrer Befriedigung zu erkennen befähigen, und damit das Recht, gewaltsam zu erzwingen, was Unbotmäßigkeit und aufrührerische Eigensucht der herrschenden Classen ihm weigerte. Freilich hat ihm dabei auch das Glück hilfreich zur Seite gestanden: niemals mehr, als ganz im Anfange seiner Regierung, wo das gefährliche Stück ihm gelang, seinen Königsmacher, den Ustadschlu-Häuptling Murschid Kuli, durch einen Mord bei Seite zu schaffen, der weniger von seiner Dankbarkeit als von seiner Einsicht in das Wesen seiner zukünftigen Herrschermacht Zeugniß ablegte. Sofort nachdem er so unzweideutig seinem Willen, sich von Niemand gängeln zu lassen, Ausdruck gegeben, machte er sich daran, dem Grundübel, das an Persiens Kraft nagte, mit Verstand und Energie entgegen zu arbeiten. Mit den Türken schloß er im J. 998 (1590) vorläufig einen Frieden, welcher ihnen die gemachten Eroberungen (S. 362) überließ, auch gegen die Oesbegen, die 995 (1587) unter dem kriegerischen Abdallah II. (oben S. 355) sogar die heilige Stadt Meschhed (S. 14) verwüstet hatten, traf er nur die nothwendigsten Vertheidigungsmaßregeln, so lange die unerläßliche Reorganisation seines Heeres und Staates ihn zwang, seine Aufmerksamkeit vor Allem diesen inneren Aufgaben zuzuwenden. Es kam auf Nichts mehr an, als auf die Freimachung des Königthums von den Fesseln, welche die Türkenstämme und ihre Häuptlinge ihm angelegt hatten. Jede scheinbare Bevorzugung eines derselben erregte den Groll der andern, und die bei der geringsten Veranlassung ausbrechenden Zwistigkeiten und Schlägereien gestatteten niemals, auf die Truppen und die Provinzen, welche sie besetzt hielten, mit Bestimmtheit zu rechnen. Hier fand die Klugheit des Schâhs ein ebenso wirksames wie einfaches Mittel: er machte bekannt, daß zu den bestehenden Verbänden der Kyzylbaschen ein neuer hinzutreten solle, dessen Häuptling der Schâh allein sein werde; ihm

aber sich anzuschließen sei ohne Unterschied den Mitgliedern aller bisherigen Stämme gestattet. Als Name dieses neuen Stammes, der nun den eigentlichen Kern des türkischen Elementes im Reiche bildete, ward Schâh-Ssewen „Königsgenossen" beliebt; und da natürlich die thatsächliche Begünstigung dieser Freiwilligen dem ehrenvollen Titel entsprach, so ist es begreiflich, daß von allen Seiten die Rothköpfe sich herbeidrängten. Bis auf hunderttausend Familien soll die Gemeinschaft der Königsgenossen zuletzt angewachsen sein; sie bildete von da an die Hauptstütze der Ssefidendynastie, und die Macht, welche sie in der Hand des Schâhs darstellte, war geeignet, ebensowohl die Entbehrlichkeit wie den Gehorsam der übrigen Stämme zu vermehren. Neben die eigentlichen Königsgenossen trat noch eine weitere Organisation anderer Art, aber desselben Zweckes. Bisher waren sämmtliche Truppen, wie sie aus den Stämmen in Zahl von etwa 60000 Mann sich rekrutirten, von den Häuptlingen derselben geführt und unterhalten worden, ohne daß es dem Schâh möglich gewesen wäre, irgend Jemand, der nicht zu dem betreffenden Stamme gehörte, zu einer Befehlshaberstelle zu ernennen. Es waren also lediglich die Stammhäupter, welche über die militärische Kraft des Landes verfügten, und wenn auch der neue Verein der Königsgenossen dies Verhältniß zu Gunsten der Regierung verschob, so empfahl es sich doch, auch auf andere Weise der directen Verfügung des Schâhs unterstehende Truppen zu schaffen. Abbás verminderte aus diesem Grunde die Zahl der zum Kriegsdienst von den Stämmen zu stellenden Mannschaften auf die Hälfte; an die Stelle der anderen traten geworbene Soldaten, welche aus der Staatscasse ihre Löhnung und vom Schâh ihre Offiziere empfingen. Nun erst war dieser wirklich Herr im Lande; und wenn auch die überall im Orient, häufig genug ja auch in europäischen Staaten drohende Gefahr, daß ein Statthalter in einer der Residenz nicht ganz benachbarten Provinz Selbständigkeitsgelüste bekam, keineswegs ganz beseitigt wurde, so hat sie doch zu einer wirklichen Theilung des persischen Reiches bis auf den heutigen Tag nicht geführt, und nur in dem mehrmaligen Dynastienwechsel seit den Ssefiden hat sich die fortdauernde Existenz getrennter Stämme noch von weittragender Bedeutung gezeigt. Seines Heeres, dessen Leistungsfähigkeit auch die Einführung der Feuerwaffen erhöht hatte, einmal sicher, ging Abbás nun daran, das Ansehen des Staates nach Außen hin wiederherzustellen. Die Oesbegen wurden bereits 1006 (1597) bei Herât gründlich geschlagen und von da an so in Respect gehalten, daß die nordöstliche Grenze Jahrzehnte lang einer bereits ungewohnt gewordenen Sicherheit genoß; und gegen die Türken ergriff der Schâh im J. 1012 (1603), von den inneren Schwierigkeiten und dem Verfalle des osmanischen Reiches unter Mohammed III. und Achmed I. begünstigt, eine so kräftige Offensive, daß bis 1016 (1607) die Provinzen Adherbeidschân, Schirwân und Georgien wieder zurückgewonnen waren. Unendlich aber war der Jubel der Bevölkerung, als endlich 1032 (1623) die Eroberung von Bagdad mit den heiligen Stätten Nedschef und Kerbelâ die ruhmreichen Erfolge des großen Herrschers

krönte; uns freilich erscheint der Glanz dieser Waffenthat empfindlich getrübt durch eine Reihe von schauerlichen Brutalitäten, welche an der unglücklichen Bevölkerung verübt wurden und in der Niedermetzelung des größten Theiles der Sfunniten Bagdads selbst gipfelten. Die guten Perser sind noch heute weniger sentimental als wir, und in keinem Falle hat die grausame Maßregel der Popularität geschadet, deren Abbás sich damals wie später in einer selbst von seinem Ahnherrn Isma'íl nicht erreichten Weise bei seinen Unterthanen erfreute. Noch heute ist seine Figur, von mancherlei sagenhaften Zügen natürlich umwoben und verschönert, im persischen Volke lebendig, wie im Bereiche arabischer Zunge die Harúns er-Raschíd (I, 483), und die Zahl der Anekdoten und witzigen Geschichten, in welchen er, häufig neben seinem Hofnarren, die Hauptrolle spielt, ist unendlich. In manchen Fällen ist ja solche Beliebtheit zufällig, nicht selten, wie bei Iwan dem Schrecklichen oder dem Mamlukensultan Beibars, mehr ein Ausdruck angstvollen Respectes als wirklicher Zuneigung; Abbás indessen hat es nicht blos durch seine Bändigung der Kyzylbaschen und seine kriegerischen Erfolge verdient, daß sein Andenken unter seinem Volke in Ehren gehalten wird. Nicht minder wie der äußeren Ordnung des Staatswesens und der Wiederherstellung der alten Grenzen galt die Fürsorge des begabten und einsichtigen Fürsten auch der Belebung und Unterstützung der tiefer liegenden Antriebe zu geistigem und materiellem Fortschritt und der Hebung des seit dem ersten Eindringen der Mongolen von der früheren Höhe vielfach bis zu gänzlicher Verödung herabgesunkenen Culturstandes der zum Theil doch so fruchtbaren Bodenfläche Persiens. Insbesondere sind es Bauten von Straßen und Brücken, Bazaren und Karawanseraïs, durch welche er den Austausch der Producte unter den verschiedenen Provinzen und den Handel mit dem Auslande zu fördern suchte; aber ähnlichen Zielen diente die scheinbar so harte Maßregel, welche in dem Türkenkriege von 1013 (1604) die armenische Bevölkerung des am Aras gelegenen Dschulfa zur Auswanderung und Ansiedlung dicht bei dem inzwischen zur Residenz erhobenen Ispahán zwang, während die Bewohner von Eriwan, Nachdschewan und anderen Orten des persisch-türkischen Grenzlandes in das nördliche Medien und Adherbeidschán verpflanzt wurden. Die nächste Absicht war dabei, einen großen Theil Armeniens wüst zu legen und dadurch die Einfälle der Türken in das persische Gebiet zu erschweren; gleichzeitig aber geschah insbesondere für die Einwohner von Neu-Dschulfa, wie man die Niederlassung bei Ispahán nannte, alles Mögliche, was die betriebsamen Armenier ermuntern konnte, durch Ausübung von Gewerbe und Handel dem heruntergekommenen Lande nützlich zu werden. Während Abbás so die eigenen wirthschaftlichen Kräfte seines Volkes zu vermehren beflissen war, ging seine äußere Handelspolitik auf möglichste Fernhaltung des überlegenen europäischen Elementes, dessen bedrohliche Fortschritte auf dem Boden Indiens dem weitschauenden Herrscher nicht verborgen geblieben waren. Auch an den Thoren des persischen Meerbusens hatten in den Zeiten des Unterganges der Ak-Kojunlu und Auf-

kommens der Sefiden, wo von einer kräftigen Staatsgewalt im südlichen Persien keine Rede war, zuerst die Portugiesen unter dem großen Alfonso de Albuquerque im J. 913 (1507) sich der seit Jahrhunderten unter eigenen Kleinfürsten den jeweiligen Herren von Kirmán tributpflichtigen Insel[1]) Ormuz bemächtigt, später in dem auf dem Festlande gegenüber liegenden Gamrún Engländer, Franzosen und Holländer Factoreien angelegt. Abbás, welchem besonders das trotz des begonnenen Verfalles der portugiesischen Macht immer noch als Stapelplatz ersten Ranges blühende Ormuz ein Dorn im Auge war, benutzte mit der Schlauheit des geriebenen Diplomaten, dem nicht leicht ein Europäer überlegen war, den gierigen Concurrenzneid der Engländer gegen die Portugiesen, um diese aus ihrem Sitze zu vertreiben und die wohlhabende und für den abendländischen Handel wichtige Stadt zu zerstören (1031 = 1622). Wie indeß schon ein ausgezeichneter, durch keine nationalen Vorurtheile geblendeter englischer Schriftsteller[2]) mit berechtigter Bitterkeit hervorhebt, hat der kurzsichtige Egoismus der Indischen Compagnie in diesem Falle nur das eigene Interesse geschädigt: Abbás wußte sich um die Bedingungen des abgeschlossenen Vertrages mit solcher Grazie zu drücken, daß schließlich auch den Engländern nur das Nachsehen blieb, ihre eigene Niederlassung in Gamrún, die zu befestigen ihnen nicht gestattet wurde, unter der Ungunst der localen Behörden allmählich ebenfalls verkam. Indeß hatte auch Abbás in diesem Falle die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Vom Seewesen und Allem, was damit zusammenhängt, versteht der Perser nun einmal nichts Rechtes; der Schâh, der großartig das von ihm zum Mittelpunkte eines zu schaffenden überseeischen Handels bestimmte Gamrún in Bender Abbás „Abbáshafen" umgetauft hatte, mußte sich überzeugen, daß seinen Unterthanen vollständig die Kräfte fehlten, hier an die Stelle der Europäer zu treten. Von sämmtlichen menschlichen Berufszweigen ist der Handel gegen jedes Eingreifen einer außerhalb stehenden Gewalt am empfindlichsten, und es bemächtigt sich nicht umsonst noch heutigen Tages des gesammten Kaufmannsstandes eine grausame Angst, wenn irgend eine wohlmeinende Staatsregierung es unternimmt, anders als durch Schaffung neuer Verkehrswege ihm zu nützen oder die Bedingungen seiner Existenz irgend einem herrlichen Ideal zu Liebe abzuändern. Abgesehen indeß von diesem Mißgriff hat auch die volkswirthschaftliche Thätigkeit Abbás' des Großen seinem Volke reichen Segen gebracht; noch heute sind manche der Brücken und der Karawanseraïs, die er gebaut, vorhanden und helfen den kümmerlichen Verkehr des jetzigen Persiens vor gänzlichem Stocken bewahren. Nicht auf solche gemeinnützige Bauten allein freilich konnte ein orientalischer Fürst dieser Machtvollkommenheit sich beschränken: die große Moschee, der Winterpalast der „Vierzig Säulen" (Tschihil Ssutún), ein

1) Auf der Insel befand sich die Stadt, welche früher auf dem Festlande gelegen hatte, erst seit 700 (1301), wo der damals regierende Schâh von Ormuz vor den Truppen des Ilchâns Gasan dorthin flüchten mußte. 2) Malcolm, History of Persia, I, 547.

großer „Viergarten" (Tschehár Bág, d. h. Park mit Sommerpalast u. s. w.) und eine große Anzahl anderer Bauwerke, mit welchen er seine Residenz Ispahán ausschmückte, legen, wenn auch zum Theil verfallen, noch heute von dem Kunstsinne und der Prachtliebe des großen Schâhs Zeugniß ab.

Benutzen wir den letzten Ruhepunkt, den Abbâs' I. Regierung unserer Betrachtung bietet, noch zu einer kurzen Umschau auf dem Gebiete der geistigen Bestrebungen auf persischem Boden, welche grade jetzt ihre letzte, bis auf die Gegenwart entscheidende Wendung nehmen. Wie schwer die Mongolenzeit mit ihrer Verwüstung jeglicher materiellen Wohlfahrt auch die unter den Seldschuken noch unerschöpfte Blüthe von Kunst und Wissenschaft geschädigt hat, ist uns nicht unbemerkt geblieben (oben S. 236). Nicht mit einem Schlage freilich läßt der in so lebhafte und schöpferische Bewegung gerathene persische Geist unter den Wogen des äußeren Elends sich begraben. Mitten in dem Jammer der Anarchie, in welche die greuliche Wirthschaft der Ilchâne das unglückliche Land von Neuem gestürzt hatte, dichtete in stiller Zurückgezogenheit der größte persische Lyriker, dichtete Schems ed-dîn Mohammed von Schirâs, bekannt unter seinem Beinamen Hâfis, seine unsterblichen Lieder zum Preise des Weines und der Liebe, sehr zum Mißfallen des Mosaffariden Schâh Schodschâ (S. 265), unter dessen Herrschaft er lebte, und der ihm aus persönlichen Gründen gern mit der Anklage mangelhafter Orthodoxie zu Leibe gegangen wäre. Es ist keine Frage, daß der große Dichter sein Gemüth zwischen der Schwärmerei des Sufismus und weltlichen Neigungen in einem gewissen Gleichgewicht zu halten wußte, wie es einem Sohne des frohen Schirâs in ernster Zeit wohl zukam. Mit jener anmuthigen Heuchelei, welche dem heutigen Perser so neckisch zu Gesichte steht, interpretirt er seinen Hâfis freilich auch da allegorisch, wo an der sehr realen Absicht des Dichters, sich trinkend oder liebend über den Schmerz des Daseins wegzutäuschen, kaum ein Zweifel bestehen kann; wir, die wir mit solchem listig-naiven Kunstgriffe zur Versöhnung poetischer Schönheit und stirnrunzelnder Dogmatik höchstens bei einem der wundervollsten Bücher des Alten Testamentes uns von klugen Rabbinen verschiedener Confession helfen lassen, können unserem Entzücken über den Reiz des wunderholden Sanges ohne Umschweife Ausdruck geben. Aber grade das Schillern einer unbestimmbaren Mischung von frommem Schein und weltlicher Lust, welche der Perser in seinem Lieblingssänger findet, sagt ihm über Alles zu. Nicht allein der große Dichter, auch der unverfälschte Vertreter des Nationalcharakters ist es, den seine Volksgenossen in ihm lieben; so häufen sie in Erzählungen und Legenden eine Menge von Zügen, in denen seine Individualität mit der Art seines Stammes zusammenfließt. Als nach dem Tode Schâh Manßûrs, des letzten Mosaffariden, Timur Schirâs eingenommen, ließ der Ueberlieferung zu Folge[1]) er, dem es stets Vergnügen

1) S. Sir Gore Ouseley's Biographical Notices of Persian Poets (London 1846) S. 30. Sir Gore (wie auch Graf Noer, Kaiser Akbar, Leiden 1880, S. 196) scheint nicht bemerkt zu haben, daß die Anekdote unmöglich ist: Hâfis starb 791 oder

Ansicht von Ispahán zur Sefidenzeit.

machte, die Leute über ihren eigenen Kohlen zu braten, sich den Poeten kommen, und fuhr ihn wegen eines Verses an, in welchem der sein Derwischthum wenigstens was die Armuth angeht recht wörtlich nehmende Poet seinem Liebchen die etwas unwahrscheinliche Versicherung gegeben hatte „Für das Schönheitsmal[1]) auf deiner Wange gäbe ich die Städte Bochára und Ssamarkand" — „Ich", sprach der Welteroberer, „habe mit der Schärfe meines Schwertes die größten Königreiche der Welt geschlagen und zerstört, damit ich Glanz und Volkszahl mehrte den königlichen Städten meiner Heimath, Bochára und Ssamarkand; und du verfügst über sie beide um einen schwarzen Fleck auf der Wange deiner Geliebten!" „Das ist's eben, o König", meinte Háfis, „durch solche Freigebigkeit bin ich, wie du siehst, in meine gegenwärtige ärmliche Lage gekommen!" Selbst Timur konnte sich des Lächelns nicht enthalten und entließ den Dichter mit reichen Geschenken. Nur auf dem glücklichen Boden von Schirás konnte so leichter und frischer Sinn mit schwärmerischen Neigungen harmlos verbunden sich in einem poetischen Genie ersten Ranges verkörpern: seinem geliebten Schirás blieb Háfis denn auch treu, als Achmed Ibn Oweis, der blutige Litteraturfreund von Bagdad (S. 285), ihn durch glänzende Anerbietungen an seinen Hof locken wollte. Einmal doch, als sogar aus dem fernen Indien von dem mohammedanischen Sultan des Dekhan, Machmúd Scháh Báchmani (780—799 = 1378—1397), eine Einladung mit vielem Reisegelde nach Schirás kam, packte auch den Háfis die Lust, sich die Welt anzusehen, und er machte sich auf den weiten Weg. Aber in der Umgegend von Lahore, das er schon erreicht, ward er von Räubern ausgeplündert; so mußte er froh sein, daß zwei landsmännische Kaufleute, die zufällig auf ihn stießen, den berühmten Dichter mit nach Persien zurückzunehmen gerne bereit waren. Als man Ormus erreichte, fand durch einen besonderen Glücksfall sich ein Schiff im dortigen Hafen, welches dem Sultan Machmúd gehörte und nach Indien zu segeln im Begriff war. Háfis bestieg es; aber noch ehe die Anker gelichtet wurden, brach ein Sturm los, dessen Heftigkeit den Poeten erschreckte. Als ächter Perser von dem Gewichte der Thatsache, daß Wasser keine Balken hat, ohnehin durchdrungen, ging er ans Land zurück und ließ das Schiff lediglich ein schönes Gedicht an seinen indischen Gönner mitnehmen, in welchem er sein Ausbleiben entschuldigte; es enthielt unter Anderem den Vers: „Die ganze Welt kann nicht für eine Stunde der Sorge und Pein entschädigen; verkaufen wir drum unseren Rock für Wein, da sind wir immer noch im Vortheil." Schrieb's, ging nach Schirás zurück und handelte danach, bis die Zeit kam, ernstlich tóbe zu machen

---

792 (1389. 1390), während Timur erst 795 (1393) den Manßúr tödtete und Schirás einnahm. Jeder hervorragende Mann, der bis gegen Ausgang des 8. (14.) Jahrhunderts gelebt, mußte natürlich mit dem großen „Welteroberer" persönliche Berührungen gehabt haben; vgl. oben S. 347 Anm. 1.

1) Ein solches ist bei den Orientalen bis heute nicht weniger geschätzt, als bei uns in der Rococozeit.

(S. 16), und der Bringer der Lust sich immer ausschließlicher zum sufischen Weisen verklärte. Als solcher ist er um 791 (1389) in Schirâs gestorben, wo noch heute sein Grabmal wie das seines Vorgängers Sâ'adi einen Gegenstand allgemeiner Verehrung bildet. Mit ihm ist die Zeit des eigentlichen Glanzes der persischen Poesie vorbei, wenn es ihr auch nicht an einer langen und zum Theil schönen Nachblüte gefehlt hat. Aber in den Vordergrund tritt vor ihr in den schweren Zeiten, wo Mongolen und Tataren die persische Welt in Stücke schlagen, doch die Sorge um das Heute und Morgen und das Bedürfniß, unter den unaufhörlich wechselnden Bedrängnissen wenigstens für das äußere Leben zu retten, was überhaupt zu retten ist. Auch das geistige Schaffen mußte sich, wollte es nicht an der brutalen Wirklichkeit des materiellen Mangels und der allgemeinen Gleichgiltigkeit zu Grunde gehen, dem Mongolenthume anbequemen. Das aber hatte mit romantischen Epen so wenig wie mit gefühlvoller und geistreicher Lyrik oder gar mit schwärmerischem Idealismus zu schaffen: Thatsachen waren das Einzige, was Leuten wie Dschingis-Chân imponirte, Politik und Kriegskunst die Wissenschaften, mit denen umzugehen sich lohnte; Aufzeichnung der großen Ereignisse, welche die neuen Herren auf den Gipfel des Ruhmes und der Macht erhoben, untermischt mit allerhand Schmeicheleien, welche diesen Barbaren gegenüber nicht leicht zu grob sein konnten, die Art von Litteratur, für deren Reize sie empfänglich waren. So wirft sich Alles, was unter dem Zwange der Noth oder aus angeborenem Bedientensinn dem Geschmacke der Eroberer zu genügen strebt, auf die Geschichtschreibung, deren classische Periode grade jetzt, wo die Poesie unter dem Getöse der Waffen verstummt, ihren Anfang nimmt. Im Mittelpunkte der Bilder, welche sie zu entrollen beginnt, stehen naturgemäß die Alles überragenden Gestalten des Dschingis-Chân und des Timur, deren Leben und Thaten in Alâ ed-din Dschuweini und Scheref ed-din Alî von Jesd eben so ausführliche wie lobpreisende Schilderer finden, während die zum Theil auch schon von Dschuweini begonnene Geschichte der Ilchâne, beziehungsweise der Timuriden sowie der Mongolen im Ganzen von Abdallah mit dem Beinamen Wassâf, von Raschîd ed-din aus Hamadân, von Abd er-Rasâk aus Samarkand und Anderen dargestellt wird. Alle diese Leute schreiben im Solde der Mongolen und beeifern sich in Folge dessen, vielfach in gradezu schamloser Weise, die Greuel der Tatarenwirthschaft zu bemänteln oder gar als bewunderungswürdige Vorzüge hinzustellen; aber die hohen Stellungen in der Staatsverwaltung, welche die Meisten von ihnen einnahmen, ihre örtliche und zeitliche Nähe zu den Ereignissen, welche zu berichten sie gehalten waren, geben dem in ihren Geschichtswerken enthaltenen Material einen außerordentlich hohen Werth. Demselben entspricht vielfach die künstlerische Form der fließenden und in graziösen Wendungen sich gefallenden Erzählung; übertrieben freilich, und zwar in einer für uns unerträglichen Weise, bei Wassâf, welcher unter den Blumengewinden seiner geistreichelnden und schwülstigen Rhetorik die Thatsachen vollkommen erstickt. Grade aus

diesem Grunde gilt sein Buch im Orient als das unerreichte Muster der historischen Schreibweise; zum Glück hat bei der Mehrzahl der besseren Historiker sein vor lauter Künstlichkeit beinahe unverständlicher Stil doch keine Nachahmung gefunden. Neben diese staatsmännischen Geschichtschreiber treten etwas später die zusammenfassenden Welthistoriker, welche die Schicksale sämmtlicher islamischen Staaten, unter Voranschickung einiger Abschnitte über alte Propheten, persische Könige u. dergl., hintereinander zu erzählen und bis auf ihre Zeit herabzuführen pflegen: ihre classischen Vertreter sind Mir Châwend (bekannter unter der verkürzten Form seines Namens als Mirchond) von Balch und sein Enkel Chondemir, Schützlinge des Timuriden Hußein-i-Beikara und seines Wesirs Mir Alí Schér (S. 327). Die Weltgeschichte des Großvaters ist bis heute das in ganz Persien verbreitetste und beliebteste Geschichtswerk; auch des Enkels Arbeit indeß außerordentlich geschätzt. Beide Autoren verdienen solche Schätzung besonders als Erzähler: gewandt und liebenswürdig, geistreich ohne übertriebene Künstelei bieten sie eine in der That höchst anziehende Lectüre, wenn auch freilich die Gleichmäßigkeit der Composition und Ausführung nicht minder zu wünschen übrig läßt, als die Vollständigkeit und Genauigkeit der aus allen möglichen älteren Historikern zusammengetragenen Einzelangaben. Gute Stilisten und schlechte Historiker wie sie sind, bleiben sie uns doch auch für die wissenschaftliche Forschung immer unentbehrlich, weil sie Vieles erhalten haben, was uns anderweitig verloren gegangen ist. Genau umgekehrt steht es natürlich mit den Erzeugnissen einer dritten Richtung in der geschichtlichen Litteratur, den Memoirenwerken, über deren Wichtigkeit wir schon in einer früheren Periode uns zu verbreiten hatten (vgl. S. 194). Insofern die soeben erwähnten Geschichtsdarstellungen hoher Staatsbeamten eigene Erlebnisse mit umfassen, könnte man sie zum Theil auch schon in diese Kategorie stellen, und eine ganz genaue Scheidung würde kaum durchzuführen sein; aber neben Aufzeichnungen, wie die von des Dschelál ed-dín Mingburni (S. 204 A. 1) Secretär Mohammed von Neßa über den Untergang der Chwarismschähe, die sich an die früher erwähnten Tagebücher des Beihaki (S. 194) und Anderer reihen, tritt jetzt ein ganz neues und höchst charakteristisches Litteraturelement: eigenhändige Berichte tatarischer und persischer Fürsten über ihre Thaten und Erlebnisse mit eingestreuten, zum Theil sehr umfangreichen politisch-militärischen Betrachtungen, Reglements und Selbstkritiken. Nicht alle gehören sie formell dem Kreise des persischen Schriftthums an; den Timuriden wenigstens lag es im Anfang meist näher, in ihrem heimischen osttürkischen Dialekt, dem Tschagatáï, wie man die Sprache nach dem Namen des alten Reiches (oben S. 237. 273) zu nennen pflegt, zu schreiben; indeß ist die Litteratur dieses Idioms hier wie überhaupt ihrer ganzen Form nach von der persischen abhängig, während der Gehalt der Memoiren selbst, seien sie persisch oder türkisch geschrieben, stets auf die Rechnung ihrer tatarischen Verfasser kommt. Es sind vor Allen Timur — falls die unter seinem Namen erhaltenen Denkwürdigkeiten nicht allein in seinem Geiste

sondern auch unter seinem Dictat zu Papier gebracht sind (vgl. S. 269) — und seine Nachkommen, die eine ganz ausgesprochene Neigung für diese schriftstellerische Thätigkeit entfaltet haben: sowohl der Ur-Urenkel von Timurs Sohn Miranschâh, Bâbur II., wie dessen Enkel Dschehân-gîr haben uns Aufzeichnungen hinterlassen, von denen die in Tschagatâï geschriebenen des Bâbur vermöge seiner Klugheit und Menschenkenntniß, wie der von keinerlei Ruhmredigkeit angefochtenen Objectivität seiner Selbstbeurteilung als eines der ausgezeichnetsten Erzeugnisse der Weltlitteratur überhaupt zu gelten haben.[1]) Indeß nicht ausschließlich diese eine Familie hat die Geschichte ihrer Thaten selbst zu schreiben Vergnügen gefunden; auch von einem Nachkommen Dschingis-Cháns, einem der kaschgarischen Prinzen, dabei Vetter des Bâbur, Heider Mirza Duglat, der in den Kriegen mit den Oesbegen nicht weniger tapfer sich herumgeschlagen wie Jener selbst, besitzen wir persische Memoiren, und ebenso verdanken wir dem Sefiden Tachmasp I. über einen großen Theil seiner Regierung einen persönlichen Bericht, welcher uns den Schriftsteller dem Könige vorziehen läßt. Krieg und Politik, das sind die Größen, die nun auch bis über den Untergang der neugegründeten Mongolenreiche hinaus in der Litteratur maßgebend werden, und nur an einer Stelle hat, wie in den alten Zeiten der Samaniden, Gasnewiden und Seldschuken, noch einmal der Kunstsinn eines für feinere Bildung zugänglichen Fürsten, des Timuriden Hußein-i-Beikara von Herât, einen Dichterhof um ihn versammelt, an welchem ein reizvoller Nachhall der alten persischen Poesie erklingen konnte. Es war vor Allen Mir Alî Schêr, der kluge und tüchtige Wesîr Sultan Hußeins, welchem dieser den Ruhm des letzten großen persischen Mäcens verdankt. Mir Alî war tatarischer Herkunft, aber von persischem Geiste durchdrungen: wie er selbst, nach damaliger orientalischer Sitte unter angenommenen Dichternamen, als Mir Newâï in tschagataïscher, als Fenâï in persischer Sprache vielgerühmte Gedichte verfaßte, so bemühte er sich aufs Eifrigste, auch andere Poeten, Schöngeister und Gelehrte, so weit es deren eben noch gab, an den Hof seines Herrn zu ziehen. Der Erfolg war glänzend. In Herât sah man gegen das Ende des neunten Jahrhunderts den größten der spätpersischen Dichter überhaupt, den Dschâmi, der in unerreichter Vielseitigkeit und mit schöpferischem Talent die Richtungen der Nisâmi, Hâfis, Sâ'adi und Dschelâl ed-dîn Rûmi (S. 196) in sich zu vereinigen wußte; wenig hinter ihm

1) Da diese Memoirenwerke durch den Einblick, den sie in das Denken und Handeln ungewöhnlich bedeutender Menschen gewähren, an und für sich vom höchsten Interesse sind, wird es vielleicht dem Leser willkommen sein, mit einigen Uebersetzungen bekannt gemacht zu werden. Ich nenne The Mulfuzat Timury translated by Ch. Stewart, London 1830. 4.; Institutes Political and Military by Timour, transl. by Davy, ed. by White, Oxford 1783. 4.; Instituts politiques et militaires de Tamerlan, par L. Langlès, Paris 1787. 8.; Memoirs of Zehir-ed-din-Mohammed Baber, transl. by J. Leyden and W. Erskine, London 1826. 4.; Mémoires de Baber, trad. par A. Pavet de Courteille, 2 voll., Paris 1871. 8; Memoirs of the Emperor Jahangueir, transl. by D. Price, London 1829. 4.

zurück stand Hátifi, der außer einem Diwan und romantischen Epen insbesondere ein Timur-náméh, eine epische Darstellung der Thaten des Welteroberers im Stile des Firdúsi, geliefert hat. Demselben Kreise gehörte der Historiker Chondemir an, dessen Großvater Mirchond schon in früherer Zeit die Freundlichkeit Mir Alis erfahren hatte; endlich einer der nach allen Richtungen gebildetsten und gelehrtesten Schriftsteller der Zeit, Mir Hußein Wá'iz Káschifi, dem neben einer sehr geschätzten populären Ethik eine Uebersetzung und Erläuterung des Koráns in persischer Sprache (vgl. S. 20, Anm. 1), nicht weniger aber eine elegant rhetorische Bearbeitung der indischen Märchen von Kalila und Dimna (I, 469) verdankt werden. Auch die litteraturgeschichtliche Würdigung und Sichtung der Werke früherer Poeten — bei der schier endlosen Menge derselben drohte schon damals jeder Ueberblick verloren zu gehen — beschäftigte die Kenner jener Zeit in größerem Umfange, war sie gleich schon vordem in Angriff genommen worden: der bekannteste persische Dichterbiograph, Dauletschâh, hat sich ebenfalls der Gunst Sultan Hußeins zu erfreuen gehabt. Alle diese Bestrebungen aber, so reiche Früchte sie grade um das Ende des 9. und den Anfang des 10. Jahrhunderts getragen haben, sollten binnen Kurzem in Folge einer grundsätzlichen Wendung des persischen Geistes vor neuen Interessen in den Hintergrund treten.

Auch hier ist es das Aufkommen der Sefiden, das, wie es Persiens moderne Zeit einleitet, so die mittelalterliche Entwicklung des Landes abschließt. Durch Schâh Isma'ils Erhebung des Schi'itismus zur Staatsreligion und durch die von ihm begonnene, von Abbás dem Großen mit planvoller Absicht fortfortgesetzte Organisirung der Hierarchie und nachdrückliche Förderung einer im Gegensatze zum Türkenthum mehr und mehr fanatisch auftretenden confessionellen Kirchlichkeit wird der alten läßlichen Behandlung von Dogma und Moral, der unentbehrlichen Voraussetzung einer halb weltfrohen halb skeptisch-ironischen Poesie nicht weniger der Boden entzogen, als der edlen Schwärmerei der ssufisch-pantheistischen Denker von der Art Dschelâl ed-dins oder Dschámis. Der Ssufismus, welchem die neue Dynastie entsprossen war, hatte mit jener träumerisch-tiefsinnigen Phantastik nichts gemein; ihm kam es auf praktische Erfolge, demnächst auf feste Stützen für den neugegründeten Bau von Staat und Kirche an. Zum ersten Male gab es für schi'itisch gesonnene Theologen hohe und niedere Kirchenämter und Richterstellen in Massen, und kaum einer wissenschaftlichen Thätigkeit winkte jetzt ein so reicher äußerer Lohn, als der Zusammentragung und Ordnung der schi'itischen Ueberlieferungen: kein Wunder, daß insbesondere seit Abbás die besten Köpfe sich der Theologie und Jurisprudenz widmeten, Poesie und Geschichtschreibung mehr und mehr vernachlässigt wurden. Wir kennen aus unserem Ueberblicke über die schi'itische Lehre (oben S. 12) den Geist und die Hauptergebnisse dieser „wissenschaftlichen" Arbeiten: zu wirklichen Leistungen, die über die engen Grenzen Persiens hinaus irgend welchen Werth beanspruchen dürften, konnte es da nicht kommen, wo der ganze Witz und Scharfsinn von Generationen darauf

verwandt wurde, den einfachen Sinn der mohammedanischen Lehre wie des koranischen Schriftwortes auf jede mögliche Weise haarspaltend zu verdrehen oder durch die Taschenspielerkunststücke allegorischer Exegese hinweg zu escamotiren. Diese theologisch-juristische Litteratur bietet in der That keinen Ersatz für die hervorragenden Werke der Dichter und Geschichtschreiber, welche sogar die Mongolenzeit aufzuweisen gehabt hatte, und deren kümmerliche Nachahmungen, wie sie mit Beibehaltung der äußeren Formen bis auf den heutigen Tag neben der Pseudowissenschaft der Mollahs herlaufen, erst recht nicht der Rede werth sind.

Dies führt uns auf die Regierung Abbás' des Großen, der wir uns beinahe schon zu lange abgewandt haben, zurück, denn es ist nur die eine Seite der auf den ersten Anblick vielleicht räthselhaften Erscheinung, daß grade mit der Errichtung des nationalen Staates — national in dem früher (S. 350 f.) bestimmten Sinne — Persiens eigentliche, lebendige Entwicklung wie abgeschnitten erscheint. Seine äußere Geschichte von Abbás' Ende bis auf heute ist beinahe ausschließlich eine Geschichte fortgesetzten Verfalles, und innere Bewegungen, die auf eine bevorstehende Wiedergeburt hinzudeuten schienen, haben wir kaum einmal zu verzeichnen. Zu tief sind die Verwüstungen der letzten Jahrhunderte auch in diesen Boden eingedrungen, als daß eine materielle Wiederherstellung in der kurzen Frist eines Menschenalters hätte möglich sein können; und während nach Abbás' Tode jedes Verständniß für eine Weiterführung seiner gemeinnützigen Unternehmungen fehlte, gestattete grade die Aufrechterhaltung der äußeren Ruhe während der besseren Sefidenzeit den günstiger gestellten Nachbarn im Osten, ihre wirthschaftliche Ueberlegenheit über das halb verödete, capitalsarme Land zu dessen weiterem Verderben auszunutzen. Schon im J. 1677 verzeichnet ein grade in Handelssachen wohlerfahrener abendländischer Reisender[1]) die Thatsache, daß so gut wie sämmtliches baare Geld durch den Wucher der zu jener Zeit überall von Schirás bis tief in die Oesbegenländer hinein ihre Geschäfte treibenden indischen Kaufleute aus Persien herausgezogen sei; den Verkehr nach dem Westen wie nach dem Nordosten schnitten die feindlichen Grenzen der Türken und Oesbegen ab: so fehlte nicht allein jede Aufmunterung, vielmehr beinahe jede Vorbedingung für einen neuen wirthschaftlichen Aufschwung, den Fleiß und Findigkeit des Persers sonst — das ist das einstimmige Urtheil auch der neueren Kenner von Land und Volk — trotz des bis auf den heutigen Tag unaufhaltsam nur immer weiter fortgeschrittenen Verfalles immer, und auch jetzt noch möglich erscheinen ließen. Und wie auf dem materiellen, so steht es auf dem geistigen Gebiete. Bis auf den Tod ermattet, wie das Perserthum nach so schweren Prüfungen war, konnte an einen kühnen Satz aus dem Islám heraus kein Mensch denken. Hatte sich aber schon bei den Sfunniten die Triebkraft der islamischen Ideen erschöpft, der offizielle

1) Voyages du chevalier Chardin, éd. Langlès, Paris 1811, VI, 164.

Schi'itismus, der sich hier als Kirche aufthat, war in seiner kahlen Negation (vgl. S. 11 f.) erst recht unfähig, neues geistiges Leben zu wecken oder auch nur in sich aufzunehmen. Alles ist Erschöpfung und Unfruchtbarkeit; man ist froh, sich an den trockenen Stecken einer königlich ssefidischen Staatsreligion für den Augenblick lehnen zu können, darf aber dafür auch nicht erwarten, daß er von Neuem Wurzel fasse, ausschlage und grüne und zu einem Baume erwachse, unter welchem alle Thiere auf dem Felde Schatten fänden und auf dessen Aesten die Vögel unter dem Himmel säßen und von welchem alles Fleisch sich nährete. So hoch also die Verdienste des Abbás um die Festigung des Staatswesens auch zu schätzen sind, das konnte nicht er noch ein asiatischer Despot überhaupt leisten, die schon im Augenblicke ihrer Geburt greisenhafte und entwicklungsunfähige Schöpfung zu wirklichem Leben zu verjüngen. Schwerlich wäre das unter den geschilderten Verhältnissen selbst in dem Falle geglückt, daß er durch mehrere Generationen seiner würdige Nachfolger gehabt hätte: Persiens Geschick aber wollte, daß die späteren Ssefiden der Mehrzahl nach als Herrscher wie als Menschen gänzlich unbrauchbar waren.

Schon den letzten Jahren Abbás' des Großen selbst fehlte es nicht an bösen Zeichen für die Zukunft der Dynastie. Der Argwohn, mit welchem ein allzu unumschränkt Gebietender auf seine Umgebung blicken muß, nahm in dem Gemüthe des alternden Fürsten die finstersten Gestalten an: fast möchte man an Geistesverwirrung glauben, wenn man schaudernd hört, daß er den Ssefí Mirza, seinen ältesten und durch eigene Vorzüge wie durch die Liebe des Volkes nur allzu hoffnungsvollen Sohn tödten, zwei jüngere aber blenden ließ. Er wurde die schwarzen Gedanken über das, was er sich als eine politische Nothwendigkeit eingeredet haben mochte, bis an sein eignes Ende nicht los; sie brachten ihn zu dem Entschlusse, Ssám Mirza, den erst siebzehnjährigen Sohn des Ermordeten, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Es war eine unglückliche Wahl: Schâh Ssefí, wie sich der jugendliche Prinz seit seiner Thronbesteigung nannte (reg. 1037—1051 = 1628—1641), entwickelte sich zu einem der greulichsten Tyrannen, welche die Welt je gesehen hat; und während seiner Blutgier und Grausamkeit die verdientesten Männer zum Opfer fielen, mußte er es geschehen lassen, daß der Türkensultan Murâd IV. 1048 (1638) Bagdad und die heiligen Stätten zurückeroberte und dadurch für immer vom persischen Reiche losriß. Ueber zwei Jahrhunderte sahen die Schi'iten sich an der Wallfahrt nach Mekka gänzlich verhindert, bei dem Besuche von Kerbelá und Nedschef vielfachen Mißhandlungen und Kränkungen durch die Türken ausgesetzt: erst seit der Regierung des gutmüthigen Abdulmedschid (1839—1861) wird ihnen die Durchreise nach Mekka wieder verstattet. In der Zwischenzeit konnten sie freilich auch an den in Persien selbst belegenen Heiligthümern sich reichlich erbauen (S. 14); und da im Laufe des 11. (17.) Jahrhunderts auch die Kraft und Neigung der Türken zu weiteren Angriffen nachließ, so folgte unter Ssefis Sohn und Enkel Abbás II. (1051—1077 = 1641—1666) und Ssefí II. (oder Ssuleimán, wie

er sich als Schâh nannte, 1077—1106 = 1666—1694) eine bis auf die ewigen Grenzkriege mit den Oesbegen ziemlich ruhige Zeit, während deren die Staatseinrichtungen Abbâs' des Großen die Ordnung im Innern genügend aufrecht erhielten, die genannten beiden Schâhe freilich ausschließlich ihren Harems und der Weinflasche lebten. So erlauchtem Beispiele folgten natürlich Höflinge wie Volk; der Sittenverfall wurde allgemein, und insbesondere von den Schandthaten der außer Rand und Band gerathenen Derwische wissen die europäischen Reisenden dieser Zeit wahre Schauergeschichten zu erzählen. Unter des Sefi Sulemân (der beiläufig auch einen seiner Söhne hinrichten ließ) Nachfolger, seinem Sohne Hußein (1106—1135 = 1694—1722), trat der Verfall auch äußerlich zu Tage. Die Fühlung, welche ihrem Ursprunge gemäß die Dynastie mit dem Sufismus gehabt hatte, war mit ihrer wachsenden Neigung zu offizieller Kirchlichkeit — eine solche mußte ja immer zu den freidenkerischen Neigungen der Mystiker in Gegensatz treten — verloren gegangen. Schâh Hußein nun bemühte sich, vor Allem ein frommer Mann zu sein: nicht Wesîr noch Châne, wie man die höheren Offiziere mit dem alten Titel der Türkenhäuptlinge nannte, spielten an seinem Hofe maßgebende Rollen, Mollahs[1]) in Haufen stolzirten mit frommem Augenverdrehen als die Herren im Palaste herum; und sie, welchen das Derwischthum seiner ganzen Natur nach zuwider sein mußte, stachelten den unfähigen Herrscher an, alles sufische Wesen als Ketzerei zu verfolgen. Mußten die hiezu ergriffenen Maßregeln die eigentlich persischen Bestandtheile des Volkes, unter welchen die Derwische den größten Anhang besaßen, mit Unzufriedenheit erfüllen, so waren die türkischen Truppen über die Minderung ihres Ansehens durch die Priesterherrschaft mißvergnügt: es bedurfte nur eines kräftigen Stoßes, den scheinbar so festgegründeten Thron der Sefiden umzustürzen. Er kam von Außen, von einer Seite, die von da ab für das persische Reich überhaupt eine fortgesetzte Gefahr birgt. Seit den ersten Kriegen zwischen dem Oesbegen Scheibâni, den Timuriden und dem Sefiden Isma'îl ist das Gebiet von Kandahar, das schon die Schwäche des Sultans Hußein-i-Beikara zur Gewinnung einer ziemlichen Selbständigkeit benutzt hatte (S. 328), nicht allein häufig ein Gegenstand des Streites zwischen den persischen Schâhen und den bald nachher aufkommenden Timuriden Indiens, in deren Besitze auch Kâbul sich befand, sondern vermöge der Streitbarkeit der ringsum hausenden afghanischen Bevölkerung eine Quelle häufiger Verlegenheiten für dasjenige von beiden Reichen, zu dessen Provinzen es grade, abgesehen von der Festung selbst meist nur dem Namen nach, gehört. Unter der Regierung Hußeins ward die Stadt von einem tüchtigen Statthalter für den Schâh gehalten: aber im J. 1121 (1709) brachte sich Mîr Wâ'is, der verschlagene Häupt-

1) Molla ist die vulgäre Aussprache des arabischen Mewla oder Maula „Herr" und der gewöhnliche Titel der persischen und osttürkischen Geistlichen (vgl. oben S. 196, Anm. 1).

ling des Afghanenstammes der Gilsi,[1]) durch raffinirte Täuschung des unfähigen Hofes von Ispahán in eine maßgebende Stellung, die es ihm ermöglichte, sich dem persischen Statthalter scheinbar freundschaftlich zu nähern und ihn sammt seiner Begleitung bei einem Gastmahle niederhauen zu lassen. Es dauerte lange, bis der kümmerliche Schâh sich aufraffte, Truppen gegen den frechen Empörer abzusenden; aber die persischen Heere erlitten bis zu Mir Wâ'is' Tode (1127 = 1715) mehrere Niederlagen, und 1129 (1717) ward dessen nicht sehr bedeutender Sohn durch einen Vetter, Namens Machmûd verdrängt, welcher an Tapferkeit und Rücksichtslosigkeit seinen Oheim womöglich übertraf. Mit den unter seiner Führung geeinigten zahlreichen Afghanenstämmen fiel er über das persische Reich her, das eben noch durch Angriffe der Oesbegen, der Kurden des türkischen Grenzgebietes, ja arabischer Flotten des seit 1058 (1648) durch Vertreibung der Portugiesen selbständig gewordenen Imamates von Maskât[2]) heimgesucht, und dessen Regierung grade jetzt durch schamlose Intriguen der einflußreichen Mollahs gelähmt war. Als daher vor den Thoren Ispaháns 1135 (1722) das persische Heer eine Schlacht verlor, war sofort Alles aus. Die Châne, von keinem festen Willen bei einander gehalten, zerstreuten sich mit ihren Truppen in die Provinzen, der Schâh wußte nichts Gescheiteres oder Würdigeres, als sich, nachdem die braven Armenier von Dschulfa trotz herzhafter Gegenwehr der afghanischen Wildheit zum Opfer gefallen waren, in Ispahán belagern zu lassen. Von jeher waren die Bewohner dieser Residenz mehr durch ihre Zungenfertigkeit als durch ihre Tapferkeit berufen; jetzt verstand der Schâh nicht einmal ihre Verzweiflung zu kräftigem Widerstande zu benutzen: die Stadt ward ausgehungert, und den 22. October 1722 (11. Moharram 1135) capitulirte der letzte Sefide, indem er seine Königskrone dem afghanischen Barbaren abtrat.

Der letzte Sefide — denn mochte auch die mehr durch Hußeins und seiner Pfaffen unglaubliche Thorheit und Schwäche als durch die Macht der Afghanen herbeigeführte Katastrophe noch nicht den dauernden Untergang der persischen Selbständigkeit bedeuten, mit der längst abgewirthschafteten Dynastie war es in der That zu Ende. Hußeins Capitulation rettete zwar ihm, nicht aber seinen Kindern und den sonstigen Angehörigen seiner Familie das Leben: vor den zu fürchtenden Nebenbuhlern sich Ruhe zu schaffen, ließ der rohe Afghane sie alle bereits 1137 (1725) abschlachten. Nur einer von Hußeins Söhnen, der bereits früher aus Ispahán geflüchtet war, konnte in Masenderán noch eine Fortsetzung des Kampfes versuchen: er wird als Tachmasp II. in der Liste der Schâhe neben dem Usurpator Machmûd geführt, hat es aber zu eigner Bedeutung nicht gebracht. Es war die Kraft der Türkenstämme,

1) So ist die richtige Aussprache des meist Ghilzi geschriebenen, oft aber auch mit dem Namen der türkischen Chaldsch (oben S. 186) verwechselten Wortes. Es ist der Plural zu einem Singular Ghilzai. 2) Imâme nennen sich die Beherrscher von Omân, weil sie noch mit den im 5. (11.) Jahrhundert längs der ostarabischen Küste herrschenden Karmaten (I, 627; vgl. 602 ff.) zusammenhängen.

welcher, wie einst die Gründung, so jetzt die Rettung des Staates verdankt werden sollte. Die im Südosten des kaspischen Meeres stationirten Kadscharen sammelten sich um Tachmasp, und mit gleicher Bereitwilligkeit schien sich dem Dienste des rechtmäßigen Thronerben ein Freischaarenführer widmen zu wollen, der auf eigene Faust in Choraßán mit den Afghanen zu kriegen angefangen und bereits das wichtige Nischapúr den verhaßten Fremden abgenommen hatte. Nádir, so hieß der unerwartete Helfer in der Noth, hatte schon ein bewegtes Leben hinter sich. Geboren im Jahre 1100 (1688) in Choraßán aus dem Stamme der Afschár (S. 360), war er als halber Knabe noch von streifenden Oesbegen gefangen worden; später entkommen und in Kriegsdienste getreten hatte sein unbändiger Sinn ihn schnell genug alle Schranken der Ordnung durchbrechen lassen. Bald als Räuberhauptmann, bald als Soldat war er durch seine großartige Kraft und seine militärische Begabung schon weit und breit bekannt geworden, als der Umsturz aller Verhältnisse durch den afghanischen Krieg ihm den richtigen Boden für seine Thaten schuf. Ueber die Leiche seines Oheims, der an der Spitze einer Abtheilung Afschären in einer unbedeutenden Festung Choraßáns schaltete, schwang er sich zu deren Anführer auf, und seine Erfolge im kleinen Kriege gegen die Afghanen ließen dem Tachmasp die Hilfe eines so energischen Mannes begehrenswerth erscheinen. Nádir ließ sich nicht lange bitten. Mit 5000 Mann erschien er bei dem Schâh (1139 = 1727); unter rücksichtsloser Verdrängung des Kadscharenhäuptlings sicherte er sich die alleinige Gunst des schattenhaften Fürsten, der ihn durch Verleihung des Titels Tachmasp Kuli Chán („der Chán, Diener des Tachmasp") für immer an sich zu fesseln meinte, während der Diener von Anfang nichts beabsichtigte, als sobald als möglich zum Herren zu werden. Rasch war nun ganz Choraßán erobert: von überall her strömten neue Kriegerschaaren der wieder gegen die ssunnitischen Afghanen siegreich erhobenen Fahne des schi'itischen Perserthums zu, 1141 (1729) ward Aschraf, des 1137 (1725) im Wahnsinn gestorbenen Machmúd Sohn, als er mit seinem Heere gegen Nádir anrückte, bei Damegán aufs Haupt geschlagen, und eine nach der anderen fielen jetzt die persischen Provinzen dem Befreier wieder zu. Aschraf that seinem grimmigen Gegner den Gefallen, auf dem Rückzuge den in der Gefangenschaft noch lebenden Hußein tödten zu lassen; weiter vor dem unermüdlich nachdrängenden Nádir der Heimath zu fliehend kam er im Streite mit einer Räuberbande von Belutschen um (1142 = 1730), aller Orten fiel das Volk über die zersprengten Afghanen her, deren Roheit und Grausamkeit acht Jahre lang ganz Persien zur Verzweiflung gebracht hatte, und bald war der letzte Fußbreit vaterländischen Bodens von der Fremdherrschaft befreit.

Der glänzende Sieg war nur der Anfang einer kriegerischen Laufbahn, die in wenigen Jahren nicht allein den Orient sondern auch das staunende Abendland von dem Ruhme von Thaten wiederhallen ließ, deren gleichen seit den Tagen Timurs nicht erhört worden waren. Nachdem Nádir oder

Thamas Kuli, wie er in Europa gewöhnlich heißt, den aus allen seinen Himmeln fallenden Tachmasp II. 1145 (1732) abgesetzt hatte, und dessen unmündiger Sohn Abbás III., der zum Scheine als Herrscher ausgerufen wurde, auch bereits 1149 (1736) gestorben war, ließ er — ein vollendeter Komödiant war er immer gewesen — sich einen vollen Monat von den Großen des Landes bitten, ehe er einwilligte, die Krone selbst sich aufs Haupt zu setzen; und als er endlich dem stürmischen Flehen der Seinen nachgab, that er's nur unter der Bedingung, daß sie Alle sich bequemten, das schi'itische Glaubensbekenntniß fallen zu lassen und mit ihm zur Sfunna zurückzukehren. Es war eine starke Forderung; aber der Befreier von der Fremdherrschaft durfte sie wagen. Er that es, um den Flecken der Illegitimität, der an seiner den ssefidischen Aliden (S. 347 ff.) entrissenen Herrschaft haftete, zu entfernen, um die unter Schâh Hußein allzusehr gewachsene Macht der Priesterschaft zu brechen und um das Haupthinderniß zu beseitigen, welches der Vergrößerung seines Reiches durch den Anschluß der benachbarten ssunnitischen Afghanen und Oesbegen entgegenstand. Es war ein Act weitschauender Politik — wenn er gelang. Zunächst freilich beugte sich Alles dem gewaltigen Kriegsfürsten; der schwache Widerstand der Mollahs ward mit schroffer Rücksichtslosigkeit unterdrückt, die von den bisherigen Erfolgen begeisterten Truppen jubelten dem neuen Schâh zu, und für ein paar Jahre schien es, als sollte nicht allein jede Spur der ssefidischen Herrschaft weggewischt, sondern, zum ersten Male seit undenklichen Zeiten, Persien wieder eines großen vorderasiatischen Reiches Mittelpunkt werden. Schon 1143 (1730) hatte Nâdir die Türken, welche die allgemeine Verwirrung seit dem Eindringen der Afghanen zu neuen Eroberungen in Adherbeidschân und Medien benutzt hatten, wenigstens aus letzterer Provinz herausgeworfen; 1146 (1733) erneuerte er den Krieg, der nicht ohne Wechselfälle doch ein allmähliches Vorrücken der Grenze nach dem Westen zur Folge hatte und nach wiederholten Feldzügen 1158 (1745) die Wiederherstellung der alten Gebietsverhältnisse, mit Eriwan für die Perser, Bagdad für die Türken zur Folge hatte. Dazwischen aber fallen bei Weitem großartigere Unternehmungen im Osten. Das Jahr 1151 (1738) brachte zunächst die Capitulation von Kandahar und die Unterwerfung der Afghanen. Sie mußten sich bequemen, im Heere ihres Besiegers Dienste zu nehmen, und bald gehörten sie zu den zuverlässigsten Truppen des großen Feldherrn, der ihnen Sieg und Beute zu schaffen wußte, wie keiner ihrer eigenen Häuptlinge vorher. Noch in demselben Jahre wurden die Oesbegen jenseits des Oxus aufgesucht und geschlagen, dann aber ein großer Zug über Kâbul nach Indien hinein unternommen, dessen Kaiser — führte er, der Timuride Mohammed, bei dem schon vollendeten Zerfalle des Reiches auch nur dem Namen nach den stolzen Titel des Pâdischâh (S. 241 Anm. 1) von Hindostan — es gewagt hatte, afghanische Flüchtlinge vor dem Zorne des persischen Schâhs zu schützen. Bei Karnâl am Dschamna, nördlich von Dihli, erfocht Nâdir einen großen Sieg (Ende 1151 = 1739): der schwache Mohammed

ergab ihm sich und seine Residenz, trotzdem ward die letztere, eine (den Eroberern vermuthlich sehr willkommene) Empörung zu strafen, dem Morde und Raube preisgegeben. Mit unermeßlichen Schätzen kehrte der Schâh in die Heimath zurück, nachdem er im Friedensvertrage den Indus zur Grenze seiner Staaten gemacht, und schon ein Jahr später finden wir ihn wieder am Oxus, wo neue

Bildniß von Nádir.
(Nach einem persischen Originalbilde.)

Einfälle der Oesbegen in Chorassân gerächt werden mußten. Der Chân von Bochâra unterwarf sich freiwillig, Chiwa erlag dem Angriffe: so gebot Nádir über ein Reich, das vom Jaxartes und Indus bis an den Euphrat sich erstreckte. Aber der Augenblick des höchsten Erfolges sollte auch den Umschwung bringen. Im J. 1154 (1741), auf dem Marsche nach dem Kaukasus, wo die unruhigen Lesghier gezüchtigt werden sollten, traf den

Herrscher die Kugel eines Verschwörers: zwar kam er mit einer leichten Wunde davon, aber von dem Augenblicke an wurde er von jenem entsetzlichen Geiste des Argwohnes beherrscht, der einst den Abbás zum Schrecklichsten getrieben hatte. Sein Sohn Risa Kuli, dessen Tapferkeit er einen großen Theil seiner Erfolge verdankte, schien ihm der Mitwissenschaft um den Anschlag verdächtig: er ward geblendet, und wer von nun an das Unglück hatte, auf irgend eine Weise das Mißtrauen des zum finsteren Despoten gewordenen einstigen Volkshelden zu erregen, konnte seines Unterganges gewiß sein. Verhaßt ward ihm jetzt alles Persische, da er bei Jedermann Anhänglichkeit an das abgeschaffte schi'itische Bekenntniß witterte und auch damit das Attentat auf sein Leben in Verbindung brachte; er raste förmlich in blutigen Verfolgungen gegen Alle, deren Gesinnung ihm nicht zweifellos vorkam, und in Kurzem waren die Dinge soweit gediehen, daß er, der einst sein Vaterland von Afghanen und Oesbegen befreit, nur noch mit afghanischen und özbegischen Truppen seine eignen Perser in Schach erhielt, daß alle Liebe und Verehrung der Unterthanen sich in angsterfüllten Haß verwandelte. Schließlich ward es auch den persischen Kerntruppen des Heeres zu viel: die Häuptlinge seines eigenen Stammes, der Afschár, verschworen sich wider ihn, und 1160 (1747) ward er von ihnen überfallen und erschlagen.

So endete der letzte bedeutende Herrscher, der es versucht hat, Persien aus dem Verfalle noch einmal emporzureißen. Rücksichtslos und unbedenklich, wie Nádir Schâh auch in seinen besseren Zeiten gewesen ist: er war nicht allein ein Held in der Schlacht, sondern auch ein Mensch von überlegener und weitschauender Intelligenz, der von der Unzulänglichkeit von Religion, Verfassung und Wirthschaftsstand seines persischen Reiches mehr als eine Ahnung hatte. Es heißt, er habe eine neue Religion gründen wollen; sicher ist, daß er eifrig bemüht war, den persischen Handel wieder zu beleben, und wenn auch in groteskem Stile angestellt, eine richtige Einsicht bekundet auch sein, wie früher des Abbás, verunglückter Versuch, eine Flotte zu gründen. Man erstaunt über die Geisteskraft, die All' das in den paar Jahren zu ersinnen und auszuführen vermochte: das Unglück Persiens hat den merkwürdigen Mann erst in geistige Nacht, dann in einen ruhmlosen Tod versinken lassen, und nach ihm ist Niemand mehr gekommen, der in die kümmerliche Routine einer ungeschickten und unehrlichen Verwaltung und eines immer unbrauchbarer werdenden Heeres, oder gar in die öde Kirchlichkeit des verknöcherten Schi'itismus einen frischen Hauch zu bringen vermocht hätte. Alles, was der große Herrscher geschaffen, fiel sofort auseinander: sein Afghanenfeldherr Achmed Chán ging in seine Berge zurück, dort eine selbständige Dynastie zu gründen, deren wechselnde Nachfolger doch in dem Streben gleichmäßig bis heute fortfahren, Fetzen um Fetzen von der Ostmark Persiens loszureißen; die Oesbegen und Turkmenen im Norden hören, so lange es Rußland gestattet, nicht auf, Chorassán mit ihren Raubzügen zu verwüsten; im Westen gehen die armenischen Grenzbezirke sofort wieder an die Türken,

später (1827) das nördliche Adherbeidschân an die Russen verloren. Währenddem die traurigsten Zustände im Innern. Natürlich erfolgte gegen die Bedrängung der schi'itischen Geistlichkeit wie gegen den absoluten Despotismus der Regierung sofort ein Rückschlag, der Alles in das entgegengesetzte Extrem warf. Der Einfluß des Klerus ist seitdem nur verstärkt, und hemmt bis heute vielfach die Thätigkeit der weltlichen Behörden; und die Uneinigkeit zwischen den Stämmen bricht mit neuer Gewalt hervor. Nach einer dreizehnjährigen Anarchie, in welcher erst Neffen und Enkel Nádir Schâhs, dann die Häuptlinge verschiedener Stämme, wie der Bachtijâris, Kadscharen, Send, Affschâr, mit einander um die Herrschaft kriegten, gelang es zwar 1174 (1760) endlich dem Häuptlinge der Send, Kerîm-Chân, die Nebenbuhler sämmtlich zu beseitigen und bis zu seinem Tode (1193 = 1779) eine Regierung zu führen, welche, wenn nicht durch äußeren Glanz, so doch vermöge der Gerechtigkeit und Menschlichkeit des Herrschers noch einmal bessere Tage einleiten zu sollen schien: aber kaum hatte er die Augen geschlossen, so brachen unter seinen Angehörigen Zwistigkeiten aus, die sich bald genug mit dem Aufstande des in und um Asterabâd stehenden Kadscharenstammes unter seinem Anführer Aga Mohammed unheilvoll verwickelten. Dreizehn Jahre des Bürgerkrieges vergingen wieder, bis Aga Mohammed den letzten der Send, Lutf Alî Chân, einen Jüngling von glänzender Tapferkeit und den gewinnendsten persönlichen Eigenschaften, mit Hilfe eines verrätherischen Wesîrs Schirâs, wo seine Familie residirt hatte, aufzugeben zwang (1206 = 1792); drei Jahre später (1209 = 1795) ward der erst fünfundzwanzigjährige Lutf Alî nach rastloser und bewunderungswürdigster Gegenwehr, ebenfalls durch gemeinen Verrath, gefangen genommen, und von seinem Gegner, einem der niederträchtigsten und blutgierigsten Schurken[1]) der ganzen Weltgeschichte, erst auf das Unsäglichste gemartert und später ermordet. Es war der letzte Hoffnungsstrahl des unglücklichen Volkes, der so erlosch. Allerdings haben die Nachfolger Aga Mohammeds aus der kadscharischen Dynastie, sein Neffe Fatch Alî Schâh (1212—1249 = 1798—1833), dessen Enkel Mohammed Schâh (1249—1264 = 1834—1848) und dieses Sohn, der jetzt regierende Nâßir ed-dîn, sich für orientalische Despoten nicht übermäßig unverantwortlich benommen; aber es ist ein unfähiges Geschlecht, welches den schweren Fragen der allgemeinen Verarmung des Landes, der Zerrüttung der Finanzen und des Heeres, des drohenden Eindringens abendländischen Einflusses fast noch hilfloser gegenübersteht, als seine Todfeinde und doch Leidensgenossen, die sunnitischen Sultane von Konstantinopel.

Gegen Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts begann in Persien ein noch junger Mann aus Schirâs, Namens Alî Mohammed, von sich

1) Um nicht unbillig zu sein, muß ich allerdings bemerken, daß Aga Mohammed ein Recht zum Hasse auf die Menschheit hatte: von einem der um Nádir Schâhs Erbschaft streitenden Verwandten des Letzteren war er noch als Kind, um den Einfluß der mächtigen Kadscharen lahm zu legen, zum Eunuchen gemacht worden.

reden zu machen, dessen außerordentliche Frömmigkeit nicht weniger als sein musterhafter Wandel allgemeine Bewunderung erregten. Bald vernahm man, er suche und finde neuen Sinn in den Worten des Koráns und der Ueberlieferung; er bezeichne sich als Báb „Thor", weil er durch seine Lehre das Thor zur wahren Gotteserkenntniß sei. Der Charakter dieser Lehre, wie wir ihn später aus den Schriften des Báb kennen gelernt haben, ist der eines erneuerten pantheistischen Sufismus mit einer besonderen Färbung, die man als gnostisch bezeichnet hat, die aber auch eines communistischen Elementes nicht entbehrt: wir erinnern uns, wie die in früheren Jahrhunderten auf persischem Boden gegen den trockenen Zwang des arabischen Islâms sich aufbäumenden extrem-schi'itischen Bewegungen von ganz ähnlichen Erscheinungen begleitet waren (vgl. I, 494. 504), und wie diese in ganz entsprechender Weise schon Jahrhunderte früher unter den Sassaniden dem verrotteten Magierthume einmal das Verderben gedroht hatten. Es ist kaum möglich, einen innern Zusammenhang zwischen allen diesen Strebungen zu verneinen. Wie dem aber sei, jedenfalls stellte Báb der offiziellen Heuchelei des schi'itischen Kirchenthums, an dessen Sätze, so gefährlich es ist laute Zweifel an denselben zu äußern, heutzutage in Persien Niemand mehr glaubt, eine ebenso aufrichtige als schwärmerische Frömmigkeit gegenüber, welche, durch eifrige Missionäre in allen Theilen des Landes verbreitet, ganz besonders in Tabaristán und Masenderán (vgl. I, 495. 542) große Kreise des Volkes ergriff. Die Geistlichkeit schrie Zeter; nach längerem Laviren griff die Regierung mit gewohntem Ungeschick ein, es kam zu Aufständen, welche durch den Thronwechsel vom J. 1264 (1848) und die Hinrichtung des Báb durch Erschießen 1265 (1849) verschlimmert wurden, und erst in Strömen Blutes hat bis 1268 (1852) die äußere Ruhe hergestellt werden können. Aber Kenner des Landes versichern, daß die erhabene Haltung des Báb wie der zahlreichen anderen Märtyrer, die seiner Sache zum Opfer gefallen sind, die Zahl ihrer stillen Anhänger nur vermehrt hat, und daß wir von den Persern, deren immer noch die übrigen orientalischen Völker übertreffende geistige Regsamkeit schon allzu lange durch den Zwang eines todten Formalismus eingeschnürt gehalten wird, in Zukunft noch Unerwartetes zu hören bekommen werden. Es wäre zu schön, wenn man hoffen dürfte, eine Nation, die während vieler Jahrhunderte fortgesetzter gewaltsamer Unterdrückung in Wissenschaft und Poesie mehr als irgend eine des Morgenlandes geleistet hat, für die moderne Civilisation in irgend einer Weise gerettet zu sehen: aber Allah weiß es besser.

Drittes Capitel.

Der Große Mogul.

Ueber vierzig Millionen Menschen bekennen sich auf dem Boden Vorderindiens heute noch zum Islám, mehr als die Bevölkerung der alten mohammedanischen Länder, des Gebietes der heutigen Türkei, Persiens und der Chanate zusammen beträgt. Ihre Bildung und wissenschaftliche Thätigkeit steht, Dank der segensreichen Förderung seitens der englischen Behörden, nach unseren Begriffen weit über dem, was selbst in Konstantinopel und Kâïro durchschnittlich geleistet wird; sie stellen, wie bekannt, einen derjenigen Factoren der einheimischen Bevölkerung dar, mit welchem die indische Regierung am ernstlichsten rechnen muß. Und trotz alledem ist der Einfluß, welchen diese scheinbar so gewichtige Masse auf die Geschicke des Islâms als solchen ausübt und ausgeübt hat, ein verschwindend geringer. Indische Anschauungen und Ideen haben, nach dem Westen langsam fortwandernd, auf die Entwicklung großartiger Bewegungen insbesondere unter den Bewohnern Persiens mächtig eingewirkt (vgl. I, 327. 407. 494; oben S. 21); aber die specifisch indischen Modificationen der mohammedanischen Lehre selbst findet man bis heute auf das Gebiet beschränkt, in dem sie erwachsen sind, und ebensowenig hat auf den Gebieten der Kunst wie der Wissenschaft die eigene Production der indischen Muslime, die sich kaum von den Pfaden einer zwar gewandten, doch keineswegs mit neuen Ideen versetzten Nachahmung fremder, insbesondere persischer Muster entfernt, eine Rückwirkung über den Indus hinaus hervorgebracht. Ueberall vermißt man eben die den nationalindischen Leistungen in so hohem Maße inwohnende Originalität: der hervorragendste Dichter des muslimischen Indiens, der zu Anfang des 8. (14.) Jahrhunderts lebende Emír Chosrau von Dihli, unterscheidet sich in Stil und Inhalt seiner Werke kaum erheblich von irgend einem seiner Zeitgenossen jenseits des Indus. Und wie er in persischer Sprache dichtete, so war das Persische damals wie später fast allgemein die Sprache der Höfe und der Schriftsteller des mohammedanischen Indiens. Freilich bildete sich im Laufe der Zeit eine eigene Volkssprache daneben aus, die sogenannte Urdu- d. h. Lager-Sprache, auch Hindustáni genannt, ein indisch-persisch-türkischer Mischdialekt, wie er in den Heerlagern durch den Verkehr der verschiedenen Nationalitäten entstehen mußte; aber in litterarischen Gebrauch ist er spät genug gekommen, und hat dem nur durch einige Provinzialismen etwas gefärbten reinen Persisch gegenüber immer eine bescheidene Stellung eingenommen. Eins ist es allein, worin sich eine wirklich großartige und kaum anderswo erreichte, nirgends

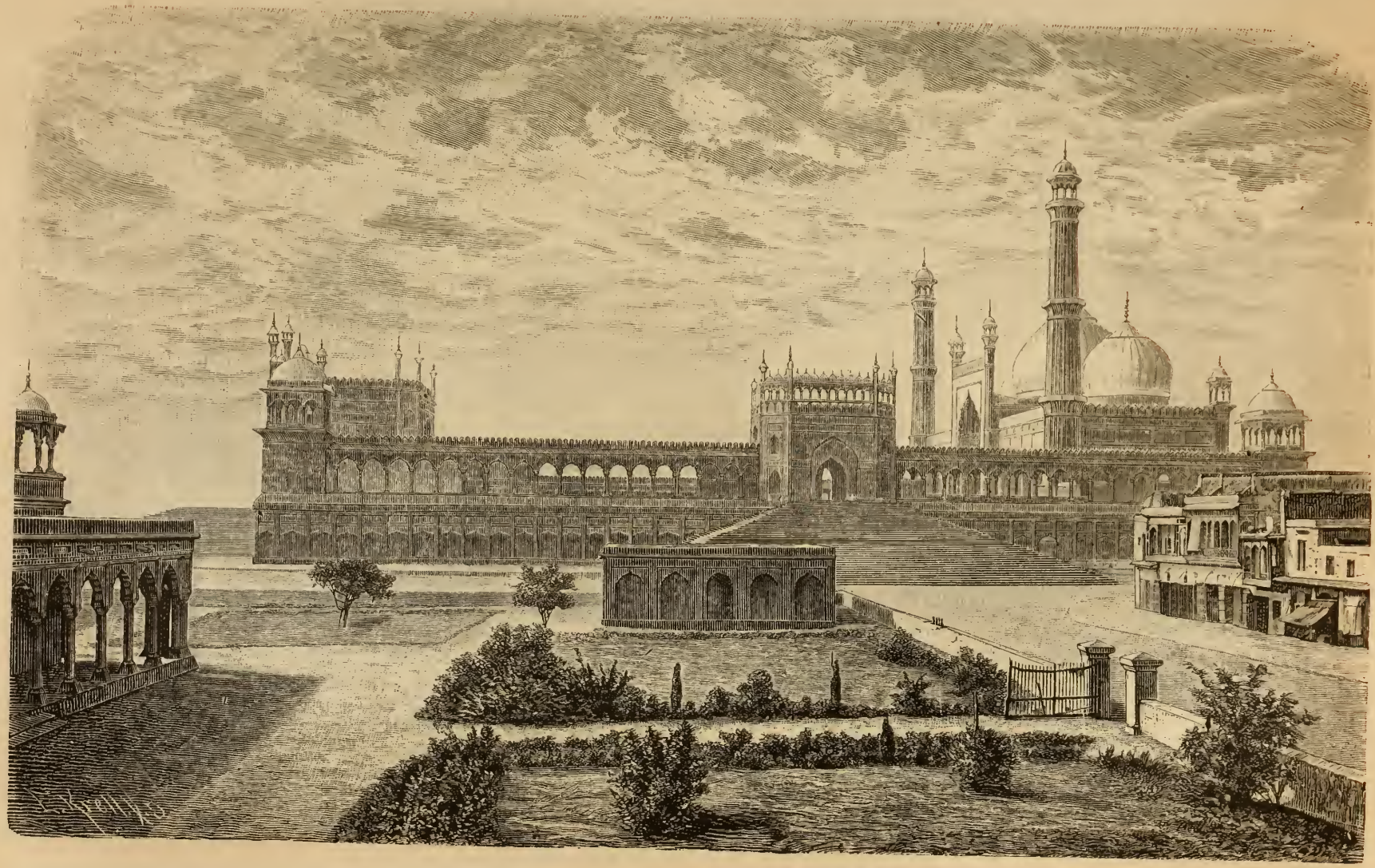
übertroffene Schöpferkraft des indischen Islâms darthut: die Baukunst. Hier giebt ein ganz besonderes Element den bewegenden Anstoß: die Baulust der türkischen und tatarischen Eroberer, auf deren Wink die hochentwickelte Technik einheimischer, später auch europäischer Künstler sich mit den bereits feststehenden Formen der mohammedanischen Architektur in einer fast unerschöpflichen Fruchtbarkeit zur Hervorbringung nicht allein origineller und merkwürdiger, sondern vielfach gradezu erhaben schöner Denkmäler vereinigt hat. Wenn es dem Plane unseres Werkes entsprechend möglich ist, dem Leser von der Art dieser herrlichen Kunst einen zwar nur annähernden Begriff durch die unserem Texte eingefügten Abbildungen zu geben, so würde es den Rahmen meiner Darstellung weit überschreiten, wollte ich mehr als eine Andeutung über die Entwicklung geben, welche diese bedeutendste Leistung des mohammedanischen Indiens genommen hat. Im Anfang stellen naturgemäß die Bauwerke — Moscheen, Paläste und Grabkapellen — nichts als Anpassungen rein indischer Stilarten an das Bedürfniß oder die Laune der islamischen Fürsten dar. So gut wie rein indisch, abgesehen natürlich von Inschriften und dergleichen, sind Säulenhallen und Gräber der ersten Sklavenkönige (oben S. 189), und erst allmählich, in manchen Gegenden (z. B. in Gudscherât) immer nur als nebensächliches Element, dringen zwischen die steinernen Balkenlagen die muslimischen Spitzbogen ein. Anderswo freilich, besonders in Dihli, wird grade diese charakteristische Form schon früh und kräftig betont; und überall fordert die traditionelle Gestaltung der Moschee als eines von Säulenreihen umgebenen Hofes mit der Bethalle an der einen Seite (I, 402) eine weitgehende Berücksichtigung, neben welcher das indische Wesen besonders in der Weite der Abmessungen und der reichen Ausarbeitung des Details sich geltend macht. Daß hiebei die in Arabesken (I, 402) ausgeführten Inschriften eine große Rolle spielen, daß auch das Minaret in vielfach eigenthümlicher Weise verwerthet erscheint, versteht sich von selbst. Am originellsten, wenn auch nicht correctesten ausgestaltet ist die Vereinigung mohammedanischer und indischer Motive in den Bauten Akbars, der hier wie auf allen Gebieten eine vollständige Aufhebung der nationalen und religiösen Besonderheiten zu einem höheren Dritten erstrebt. Dabei ist, wie der hervorragendste Kenner dieser Architektur hervorhebt,[1]) die Lösung eines der schwierigsten Probleme gelungen, wie kaum anderswo: die Construction riesiger, den sonstigen Dimensionen der Gebäude entsprechender Eingangsthore unter Vermeidung des ästhetisch unerträglichen Uebelstandes, daß ein großes Loch den organischen Zusammenhang des Bauwerkes unterbricht; gelungen durch den Gedanken, den Eingang als in sich abgeschlossene flache Vorhalle aufzufassen, aus welcher Thüren von mäßiger Größe in das Innere hineinführen (vgl. die Abbildung S. 392). Eine besondere Liebhaberei der hindustanischen Herrscher sind die großartigen Grabkapellen. Sie

1) J. Fergusson, History of Indian and Eastern Architecture, London 1876, S. 580 ff.

Hindu-Colonnade zu Dihli.

Bogen und Säule in Dihli (vgl. S. 397).

Das Lahore-Thor im Palast zu Delhi.



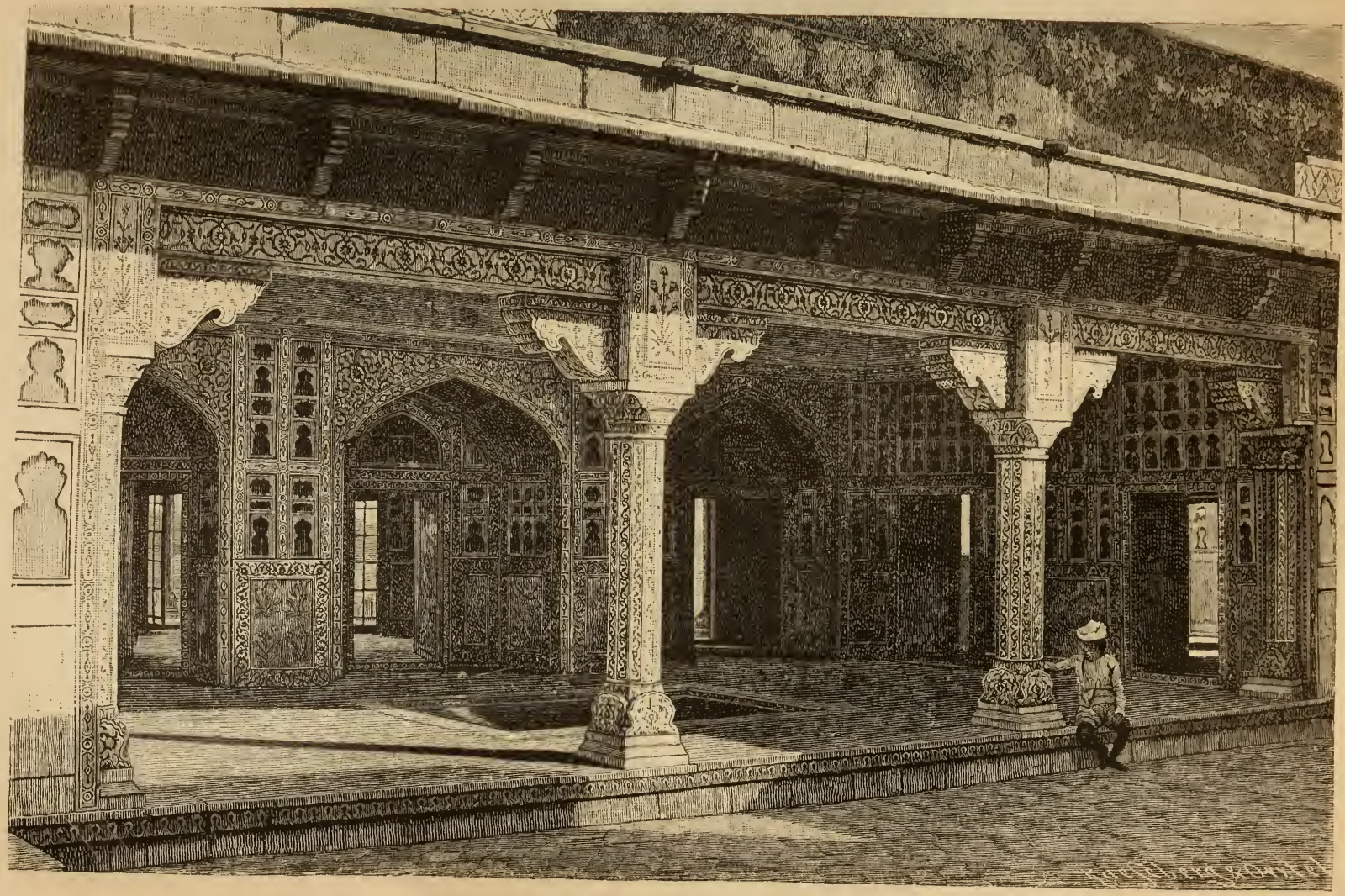
Dschám'a (Hauptmoschee) zu Dihli.

wachsen später zu umfangreichen Palästen meist sehr graziöser Bauart aus, deren Reiz durch ihre Lage inmitten großer Parks erhöht wird: hier pflegten

Moschee Scheich Hamadan in Kaschmir.

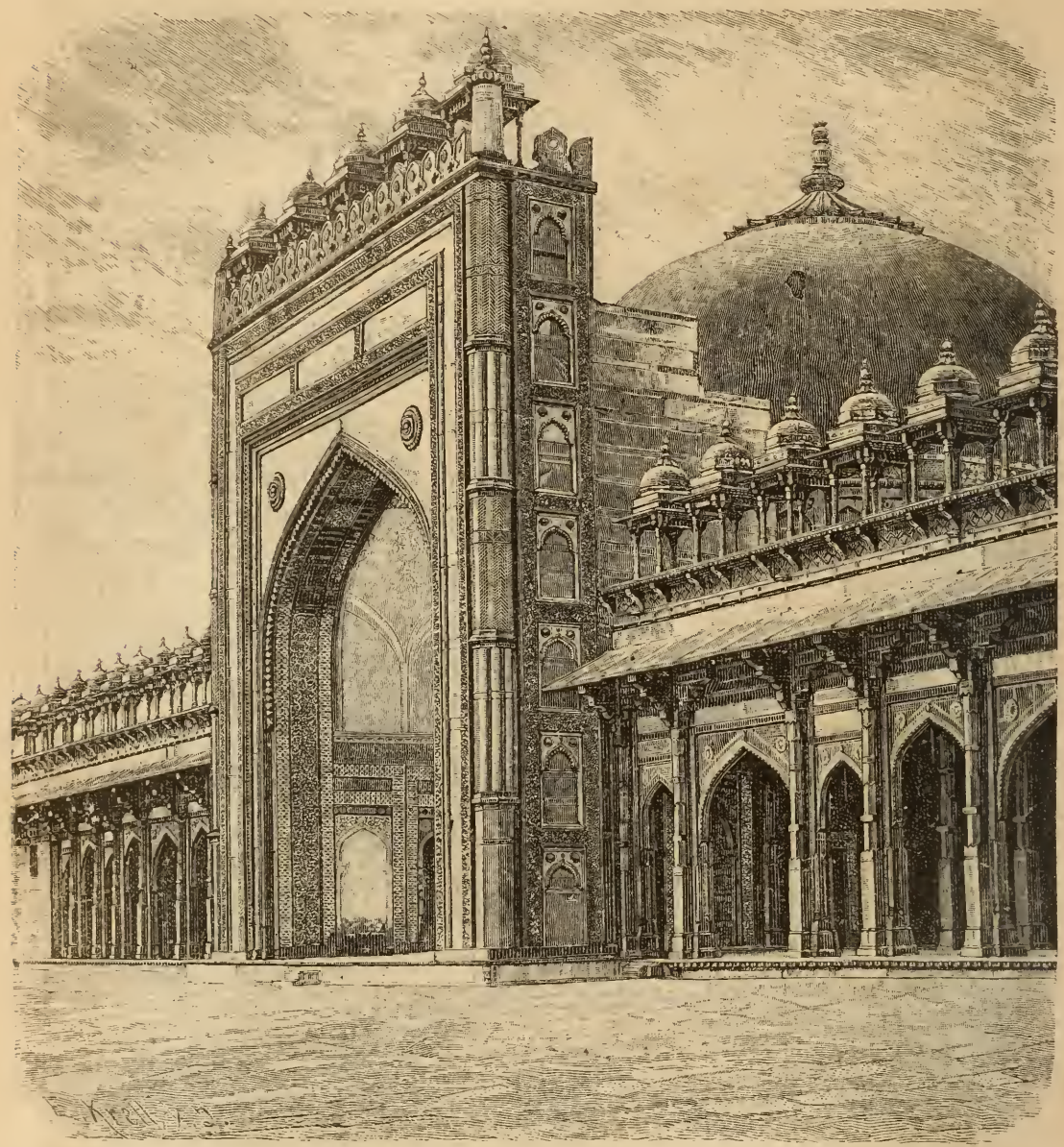
Akbar und seine Nachkommen bei Lebzeiten ihre fröhlichen Gelage zu feiern an derselben Stelle, die bestimmt war, einst ihre sterblichen Ueberreste aufzunehmen.

Es ist nicht zufällig, daß wir grade in der Architektur die einzige Bethätigung einer wirklichen Originalität auf indisch-mohammedanischem Boden



Senâna (Frauenhaus) im Palaſte zu Agra.

finden. Ihre Schöpfungen hingen ja durchaus von dem Willen der Fürsten ab: der aber war auf den anderen Gebieten des geistigen Schaffens ohnmächtig. Diese erforderten, um wirklich fruchtbar zu werden, eine wirkliche Durchdringung der muslimischen und der national-indischen Elemente, und

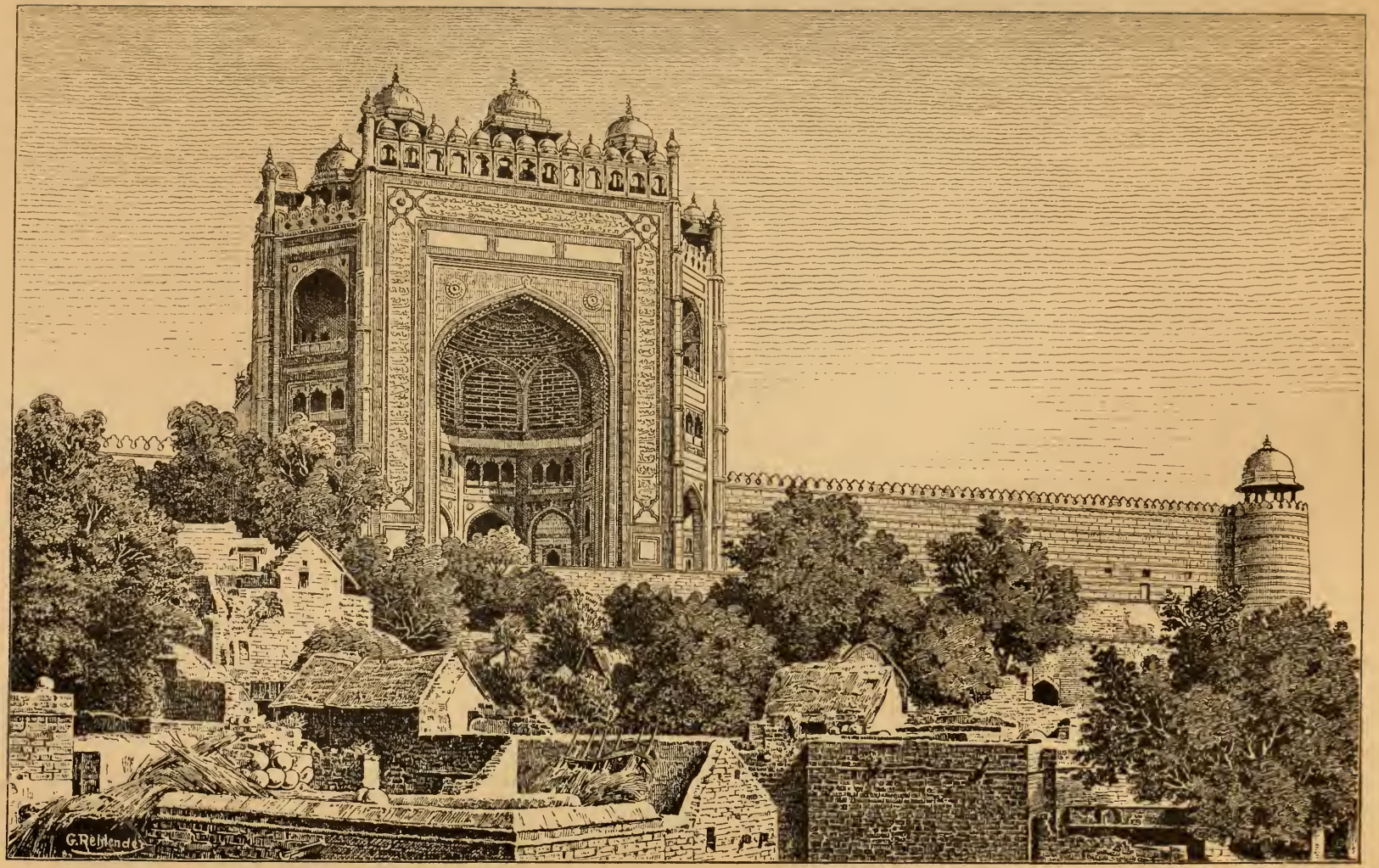


Moschee zu Fatchpur (Akbars Lieblingsresidenz). Vgl. S. 386.

zu einer solchen ist es nie gekommen. Unter dem jahrhundertelangen Drucke der Fremdherrschaft konnten Millionen von Hindus mehr oder weniger äußerlich sich dem Islâm anbequemen; aber wirklich sympathisch hat dieser abstracte Monotheismus dem träumerisch-phantastischen Wesen des Volkes niemals werden können, und in der Weise der listigen Perser der neuen Religion

Ansicht o

Fathpur.



Das große Thor zu Scheich Sſelim Ciſtis Grabkapelle.

einfach ein Schnippchen zu schlagen, sind die Inder stets zu ungeschickt — oder zu ehrlich gewesen. Unmöglich freilich konnte die Starrheit der orthodox sunnitischen Lehre sich hier ohne jede Milderung für immer durchsetzen: schon die Concurrenz des Schi'itismus, dessen größere Läßlichkeit in Bezug auf Dogma und Moral unter solchem Klima der Menge bei Weitem mehr einleuchtete, zwang selbst die schroffsten Ulemas im Laufe der Zeit, sich in etwas dem Volksglauben und der Volkssitte anzubequemen. Denn Eins vor Allem darf man nicht vergessen: mochten Zehntausende und aber Zehntausende

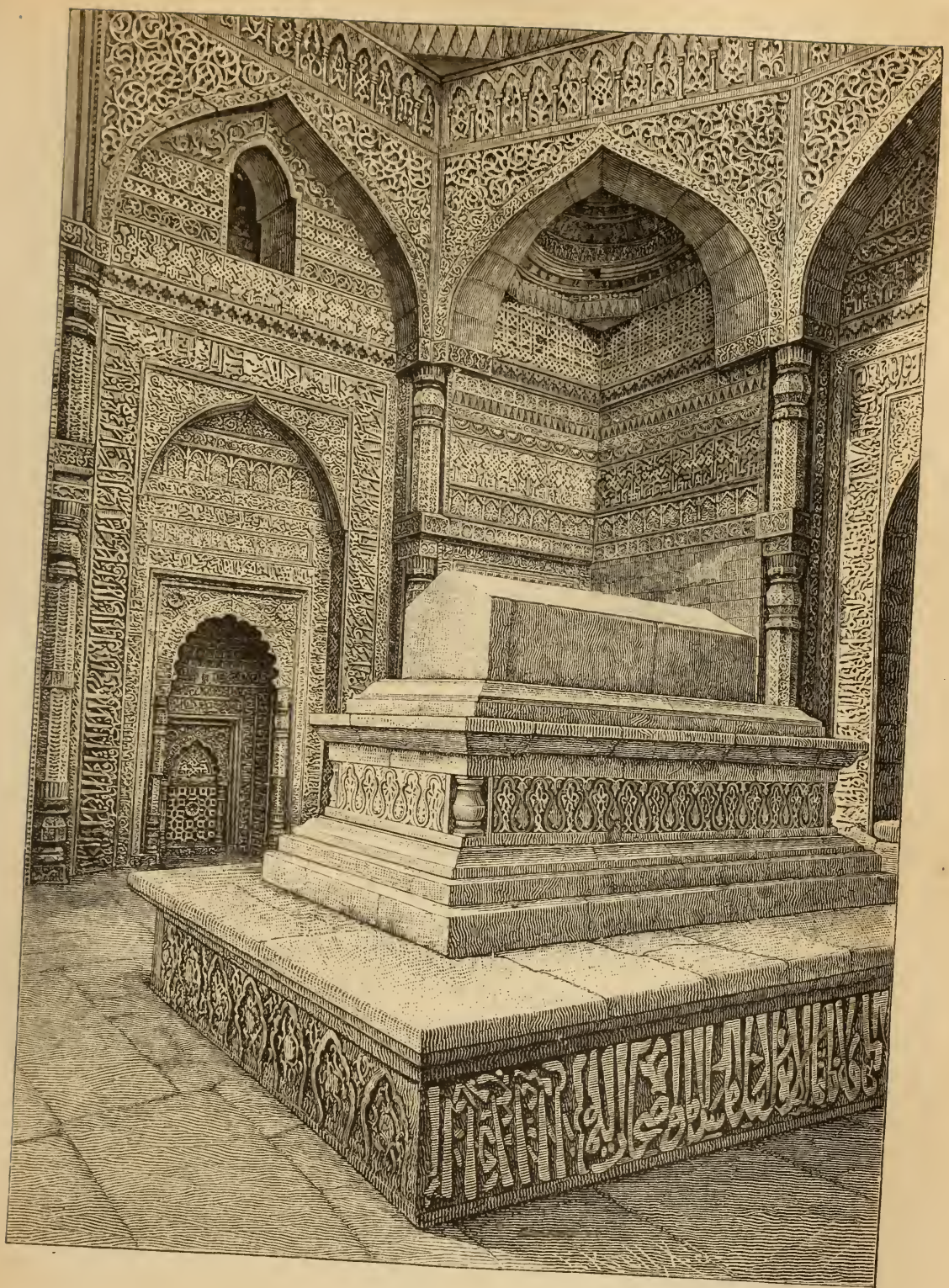
Kapelle des Scheich Selim Cisti zu Fatchpur.

von türkischen, afghanischen, persischen und tschagataïschen Eindringlingen über das Fünfstromland sich in das Innere ergießen, die Eroberer befanden sich den Eingeborenen gegenüber stets in einer fast lächerlichen Minorität; bei dem geringsten Zwiespalt unter ihnen selbst — und an solchem hat es kaum je gefehlt — mußte jeder Theil versuchen, so oder so das einheimische Element für sich zu gewinnen, das heißt, ihm Zugeständnisse zu machen, die allerdings für den Bestand des Islâms in Indien nothwendig gewesen sind, gleichzeitig aber die eigentliche treibende Kraft und die charakteristische Energie dieser Kriegerreligion erheblich abgeschwächt haben. Wir hören z. B., daß

heutzutage Sſunniten wie Schi'iten, unter welche von jeher die mohammedanischen Bewohner des Landes getheilt gewesen sind, die Feier alter indischer Volksfeste mit in ihre Gebräuche aufgenommen haben, und Derartiges muß schon sehr früh eingerissen sein. Es wäre eine Aufgabe vom höchsten Interesse, das Nähere über die gegenseitige Beeinflussung zwischen den Eroberern und den Besiegten und die Entwicklung ihres ganzen gegenseitigen Verhältnisses festzustellen: aber das gehört nicht in eine Darstellung, welche die Geschichte des Islâms im Großen vorzuführen hat. Hier muß eine Specialgeschichte Indiens seit der mohammedanischen Eroberung eintreten, welche in gleicher Weise Muslimen, Brachmanen und Buddhisten gerecht wird;[1]) ich würde an dieser Stelle auch dann mich auf einen kurzen Ueberblick zu beschränken haben, wenn ich mich jener schwierigen Aufgabe mehr, als es der Fall ist, gewachsen fühlte.

Wir verließen (oben S. 189) das mohammedanische Indien in dem Augenblicke, wo der kräftigste und mächtigste der Sklavenkönige, der Türke Altytmysch, alle dem Islâm überhaupt bis dahin unterworfenen Gebiete wieder in seiner Hand vereinigt hatte. Freilich dürfen wir nicht seine noch seiner Nachfolger Machtvollkommenheit uns allzu unumschränkt vorstellen. Die einzelnen Gebiete, welche zusammen das Reich von Hindustân[2]) oder Dihli, wie man es nennt, ausmachten — das Pendschâb nebst dem von erblichen Statthaltern verwalteten Sſind und dem allerdings nur sehr theilweise mohammedanischen Gudscherât (S. 185 f.), das Gebiet von Dihli selbst mit den südlich davon belegenen Gwalior und Mâlwa, dem östlichen Bihâr und Bengalen — alle diese Provinzen standen unter ihren eigenen türkischen oder afghanischen Fürsten, und die bildeten zusammen mit den bei Hofe befindlichen sonstigen Oberoffizieren eine Art militärischer Aristokratie, deren Mitglieder je nach der Stammverschiedenheit häufig unter sich uneins, aber stets bereit waren, einen mißliebigen oder schwächlichen Herrscher bei Seite zu schieben, oder sich in einer der ferneren Provinzen selbständig zu machen. Ganz wie bei den iranischen Sſeldschuken (S. 110 ff.); hier nur deswegen nicht ganz so gefährlich für den Bestand des Reiches überhaupt, weil die muslimische Minorität sich immer genöthigt sah, gegen die an Zahl ihr noch viel später mindestens

1) Eine solche ist, wenn nicht ausgeführt, so doch skizzirt in dem Buche von J. Talboys Wheeler, The History of India from the Earliest Ages. Vol. IV. Musulman Rule, 2 Parts, London 1876—81. Es finden sich darin viele beachtenswerthe Gesichtspunkte grade in dem oben angedeuteten Sinne; vielleicht läßt den Verfasser aber seine ersichtliche Vorliebe für die Hindus über die Muslime öfters allzu herbe Urteile fällen. 2) Der Name Hindustân oder Hindostân („Hindu-Land") bezeichnet im engeren Sinne die am frühesten muslimisch gewordenen Landschaften, vorzüglich das ganze Flußthal des Ganges und Dschamna mit den Nachbargebieten. Da es aber gleichzeitig mit seiner alten Hauptstadt Dihli das Vorland des mohammedanischen Indiens überhaupt ist, so kann man im weiteren Sinne es auch mit diesem gleichsetzen; jedenfalls ist der Pâdischâh (S. 241 Anm. 1) von Hindostân immer das, was wir mit „Kaiser von (mohammedanisch) Indien" meinen.

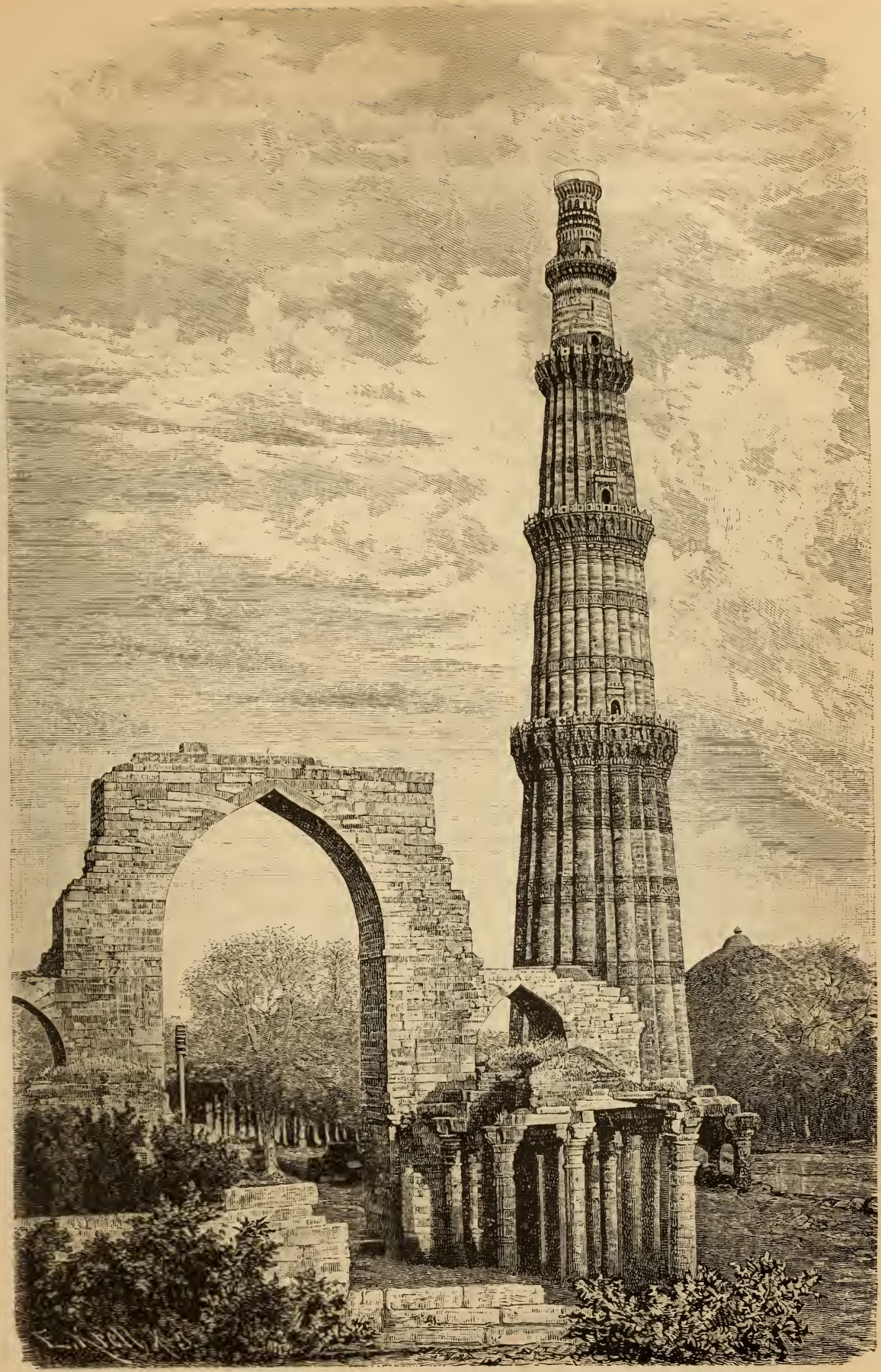


Grab von Altytmysch (S. 396) zu Dihli.

um das Fünffache überlegenen Hindus schließlich doch zusammenzuhalten. So kann man das Ganze am besten bezeichnen als einen Haufen größerer und kleinerer Staaten, deren Fürsten einen gemeinsamen Oberherren in dem Sultan von Dihli dem Namen nach anerkennen, wirklich Ernst aber mit dem Abhängigkeitsverhältnisse nur machen, wenn derselbe ihnen durch kräftige Machtentfaltung Respect einflößt. Ist das nicht der Fall, so erklären sie schließlich bei passender Gelegenheit sich ganz formell für unabhängig und suchen neue Dynastien zu gründen; doch unterliegen diese bei dem großen Umfange auch der einzelnen Theilstaaten häufig wieder ähnlichen Schicksalen wie die Hauptmacht. Wir unterlassen es natürlich, die zahllosen Aufstände, Palastrevolutionen und vorübergehenden Staatenbildungen zu verzeichnen, die aus solchen Verhältnissen sich ergeben; der allgemeine Verlauf ist der folgende.

Nach dem Tode des Altytmyšch (633 = 1236), der bis zuletzt, wenn auch seine oder seiner Vasallen Grenzen von den Streifzügen der Mongolen unter Dschingis-Chán und den Kreuz- und Querzügen des Chwarismschâh Dschelâl ed-dîn (S. 221) nicht verschont blieben, doch in der Hauptsache kraftvoll das Reich zusammenhielt, gelegentliche Unbotmäßigkeiten der Statthalter niederzwang und dabei zu seinem und seines Vorgängers und Wohlthäters Kotb ed-dîn (S. 188) Gedächtniß großartige Bauten unternahm, gab es gleich eine zehnjährige Anarchie, hervorgerufen durch Thronstreitigkeiten zwischen seinen Söhnen und Enkeln, wobei merkwürdig nur ist, daß ein paar Jahre hindurch (634—638 = 1236—1240) auch eine seiner Töchter, Rasi'a, als Sultanin Anerkennung finden konnte. Endlich trat unter einem seiner Söhne, Nâßir ed-dîn Machmûd (644—664 = 1246—1266), größere Ruhe ein, weniger freilich durch diesen selbst, als durch seinen thatkräftigen Wesîr Ulug Chân, oder Balbân, wie er eigentlich hieß. Lästig allerdings waren jetzt und später die häufigen Einfälle der Mongolen (S. 299), die stets große Verwüstungen mit sich brachten, doch glichen sie immer vorübergehenden Gewittern, die wenigstens keine dauernden Spuren hinterließen. Nach Machmûds Tode machte Balbân (664—686 = 1266—1287) sich selbst zum Sultan; der energische Mann suchte durch Ausrottung der mächtigen Türkenhäuptlinge in seiner unmittelbaren Umgebung die Herrschaft auch für seine Nachkommen zu sichern,[1]) indeß ebnete er dadurch den Weg zur höchsten Würde nur einem seiner Statthalter, dem Dschelâl ed-dîn Firûs, welcher den im J. 689 (1290) eigentlich auf den Thron gesetzten unmündigen Urenkel Balbâns beseitigte und damit Herr von Dihli wurde. Er war das Oberhaupt des türkischen Stammes der Chaldsch (S. 186), nach welchem die von ihm begründete Dynastie als die der Chaldschi's bezeichnet wird. Sie ist ziemlich kurzlebig gewesen; doch gehört ihr ein erfolgreicher Krieger an, des Dschelâl ed-dîn Neffe Alâ ed-dîn Mohammed, der auch in anderer Beziehung unsere Auf-

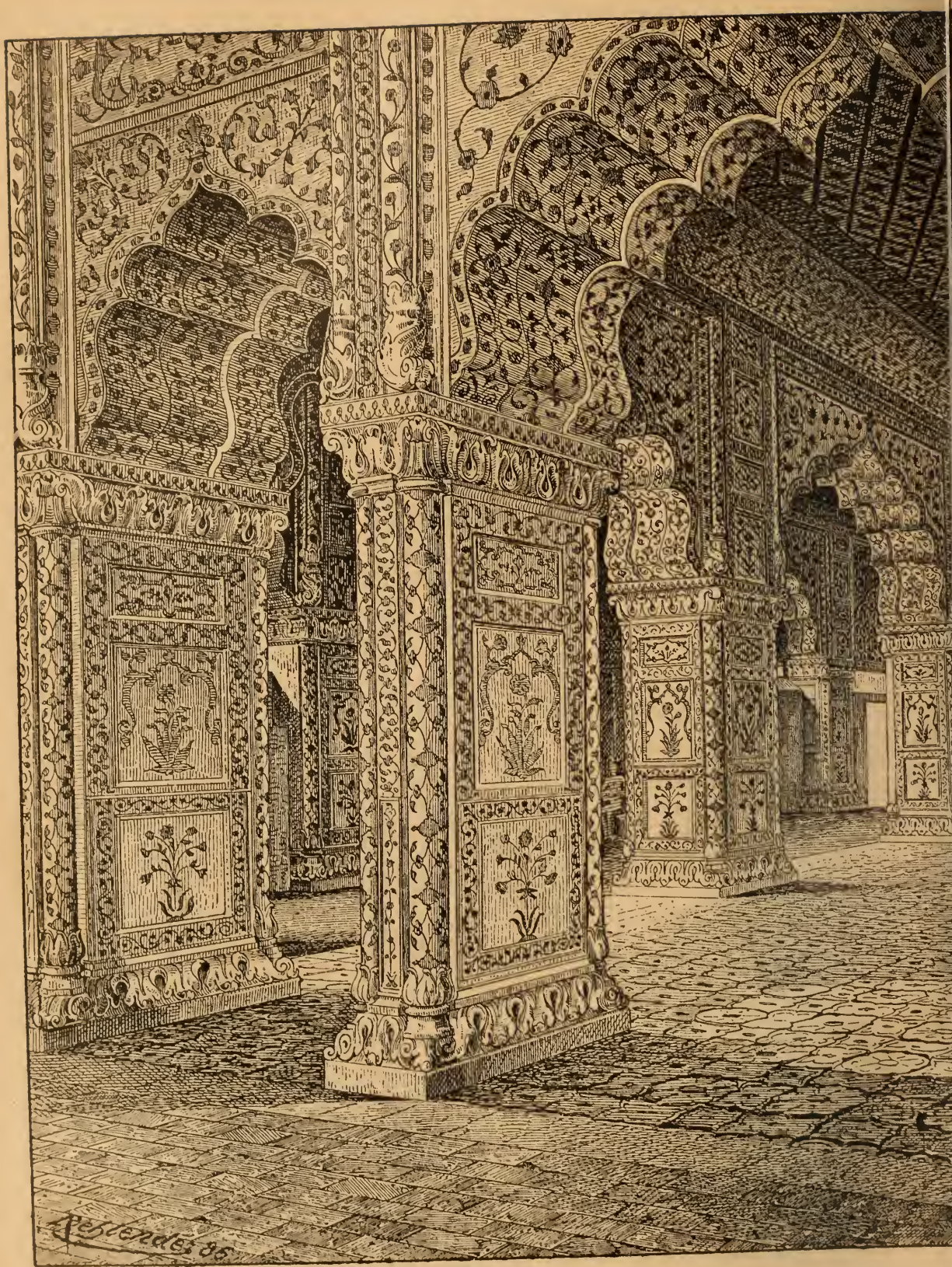
1) Da nur kurze Zeit ein Enkel von ihm noch dem Namen nach geherrscht hat, so rechnet man die Beiden gewöhnlich nicht als eigene Dynastie.



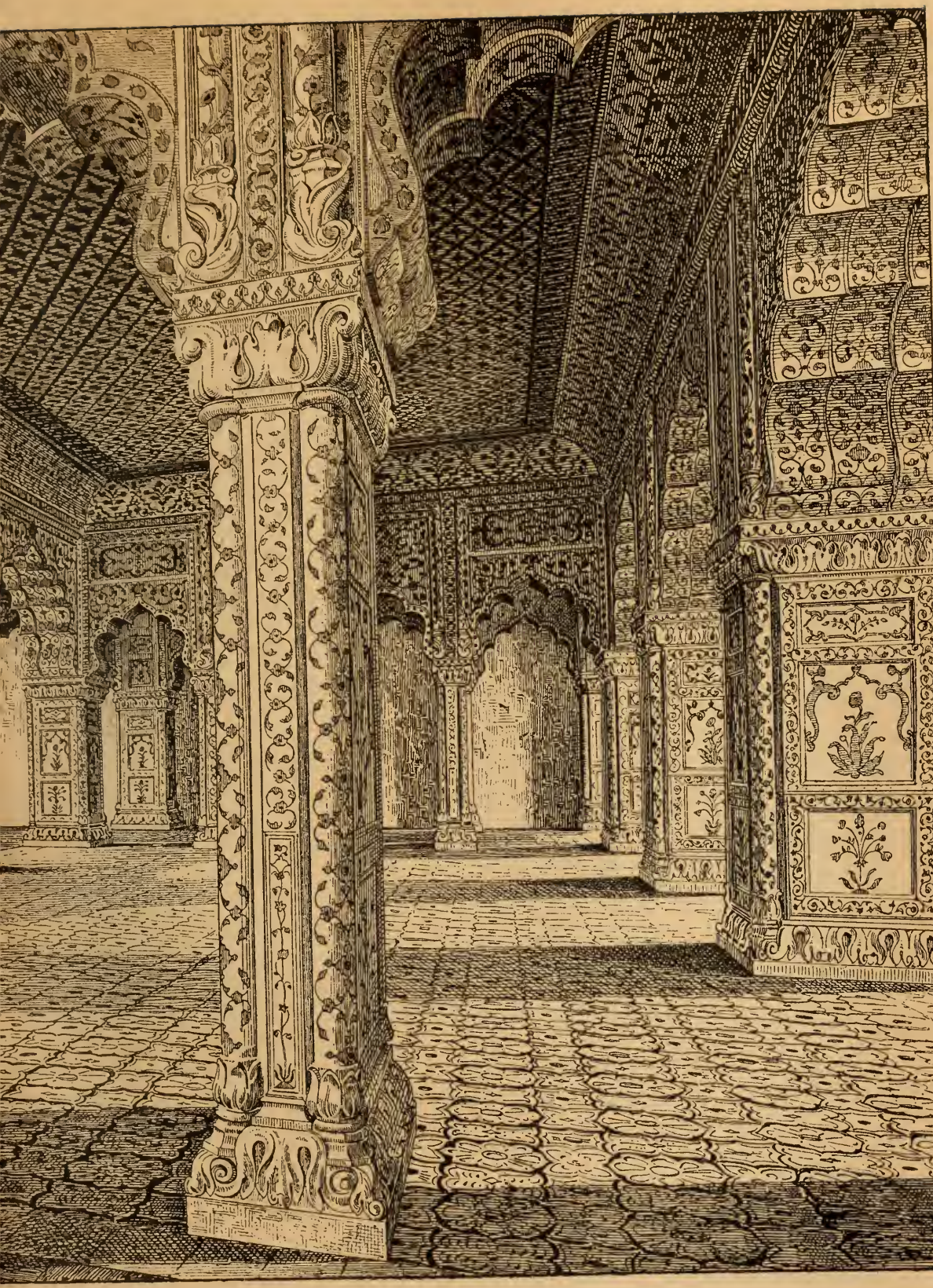
Kutub Minar (d. h. Minaret des Kotb ed-dîn, S. 396) zu Dihli (vgl. S. 387).

merksamkeit auf sich zieht. Erst als Feldherr seines von 689—695 (1290—1296) regierenden Oheims, dann nach Verdrängung von dessen Sohne als Sultan (695—715 = 1296—1316) ist er wieder zuerst auf neue Eroberungen nach dem südlichen Indien hinein ausgegangen und hat die Grenzen des mohammedanischen Gebietes über den Nerbudda hinaus weit in das Dekhan bis an den Krischna-Fluß vorgeschoben. Einen Augenblick gelang es sogar, die längst dem muslimischen Einflusse entschlüpften Radschputen, die sehr unbequem zwischen Dihli und Gudscherát in Mewár um ihre Hauptstadt Tschitor (Chitor) sich zusammengeballt hielten, für einen Augenblick von Neuem zu unterwerfen; aber schon 700 (1301) schüttelten sie das Joch wieder ab, und bis zum J. 933 (1527) trennte dieser Keil die Hauptstadt von einer Provinz, die nur zu bald die Gunst solcher Lage zu vollständiger Trennung vom Reiche benutzen sollte. Alá ed-din war sich bewußt, durch seine Usurpation und die mit ihr verbundene Erhebung der Chaldsch über die andern Türken unter Letzteren starkes Mißvergnügen erregt zu haben: so versuchte er, durch Annäherung an die Hindus seinen Thron zu befestigen. Er nahm, was bis dahin unerhört war, ein Hindumädchen als legitime Gattin (I, 205) in seinen Harem auf, nannte sich als erster indischer Fürst auf seinen Münzen Chalife, d. h. selbständiges geistliches Oberhaupt seiner Unterthanen, und beabsichtigte als solches eine neue, d. h. mit indischen Bestandtheilen versetzte Religion zu gründen. Es kam weder dazu, noch zu einer längeren Dauer seiner Dynastie überhaupt: nach seinem Tode erhielten unter zwei unselbständigen Söhnen von ihm die einmal bevorzugten Hindus das Heft gänzlich in die Hände, und das konnte, mochten sie auch äußerlich die Mohammedaner spielen, den türkischen Generälen doch nicht passen. Als 720 (1320) gar einer der indischen Höflinge, Chosran Chán, selber den Sultan vorstellen wollte, riß den Statthaltern die Geduld: einer derselben, Toglu k, ein tapferer Kriegsmann niederer Herkunft, einem aus Türken und Hindufrauen gemischten Stamme entsprossen, aber auf der Grenzwacht gegen die Mongolen erprobt und zu hohen Ehren bereits gediehen, marschirte auf Dihli, stürzte den Usurpator und ergriff mit kräftiger Faust die Zügel der Herrschaft. Während seiner kurzen Regierung (720—725 = 1320—1325) brachte er Bengalen, das nach Alá ed-dins Tode jede Huldigung versagt hatte, wieder zur Ordnung, und ließ seinen Sohn Mohammed die Ruhe im Dekhan herstellen, dessen theils heidnisch, theils schi'itisch gesonnene Bevölkerung mit der Herstellung des strammeren ssunnitisch-türkischen Regimentes in Dihli keineswegs einverstanden war. Dieser selbe Sohn steht im Verdacht, zu einem unglücklichen Zufall beigetragen zu haben, welcher seinem Vater vorzeitig das Leben kostete: in jedem Falle war der frühe Tod desselben ein Unglück für die eben gegründete Dynastie der Togluks. Denn Mohammed Toglu k[1]) (725—752 = 1325—1351) war freilich ein

1) Vgl. zu der Bezeichnung oben S. 324 Anm. 2.



Der große Saal (Di



) im Palaſt zu Dihli.

Original, und zwar ein selbst denkendes; aber das Original war türkisch, die Unbefangenheit der Gedanken durch keinerlei Sachkenntniß getrübt. Richtig war es ja wohl, daß die Regierung an Kraft gewonnen hätte, wäre es möglich gewesen, das herrschende Lehnssystem zu beseitigen, welches, an sich schon gefährlich, durch den zwischen den verschiedenen türkischen und afghanischen

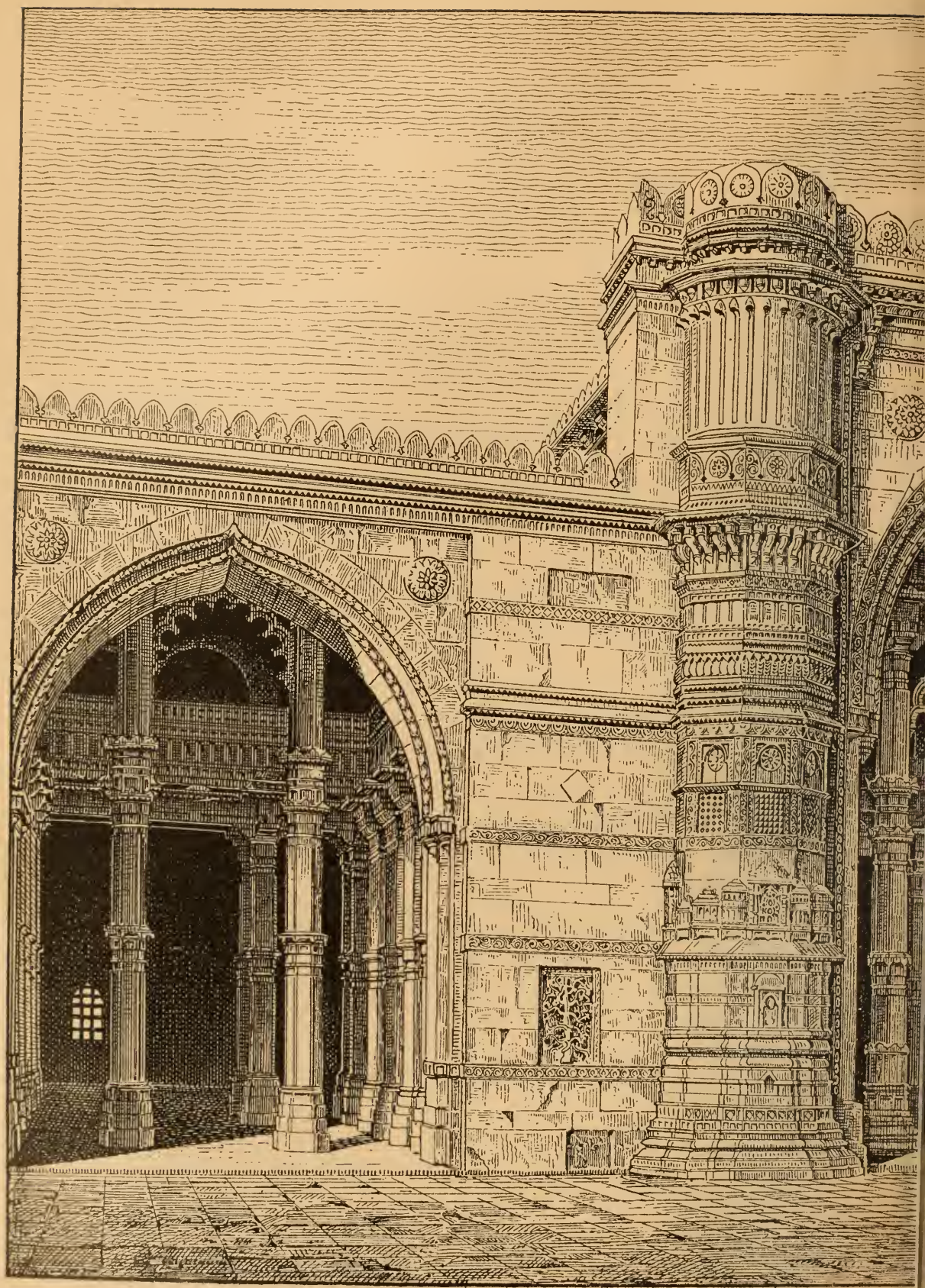
Togluks Grab zu Dihli.

Stämmen herrschenden Zwiespalt noch bedenklicher wurde: aber der Versuch, es durch eine vom Willen des Sultans vollständig abhängige Büreaukratie zu ersetzen, mußte bereits daran scheitern, daß es an geeigneten Elementen für eine solche fehlte und man also die Stellen mit beliebigen Abenteurern besetzen mußte, die längst gewohnt waren, aus allen muslimischen Gebieten nach dem Wunderlande zusammenzuströmen. Richtig war es ferner, daß schon seit längerer Zeit die Finanzen selbst dieser scheinbar unerschöpflich reichen Provinzen den fortwährenden Kriegen und der Verschwendung und Habgier der

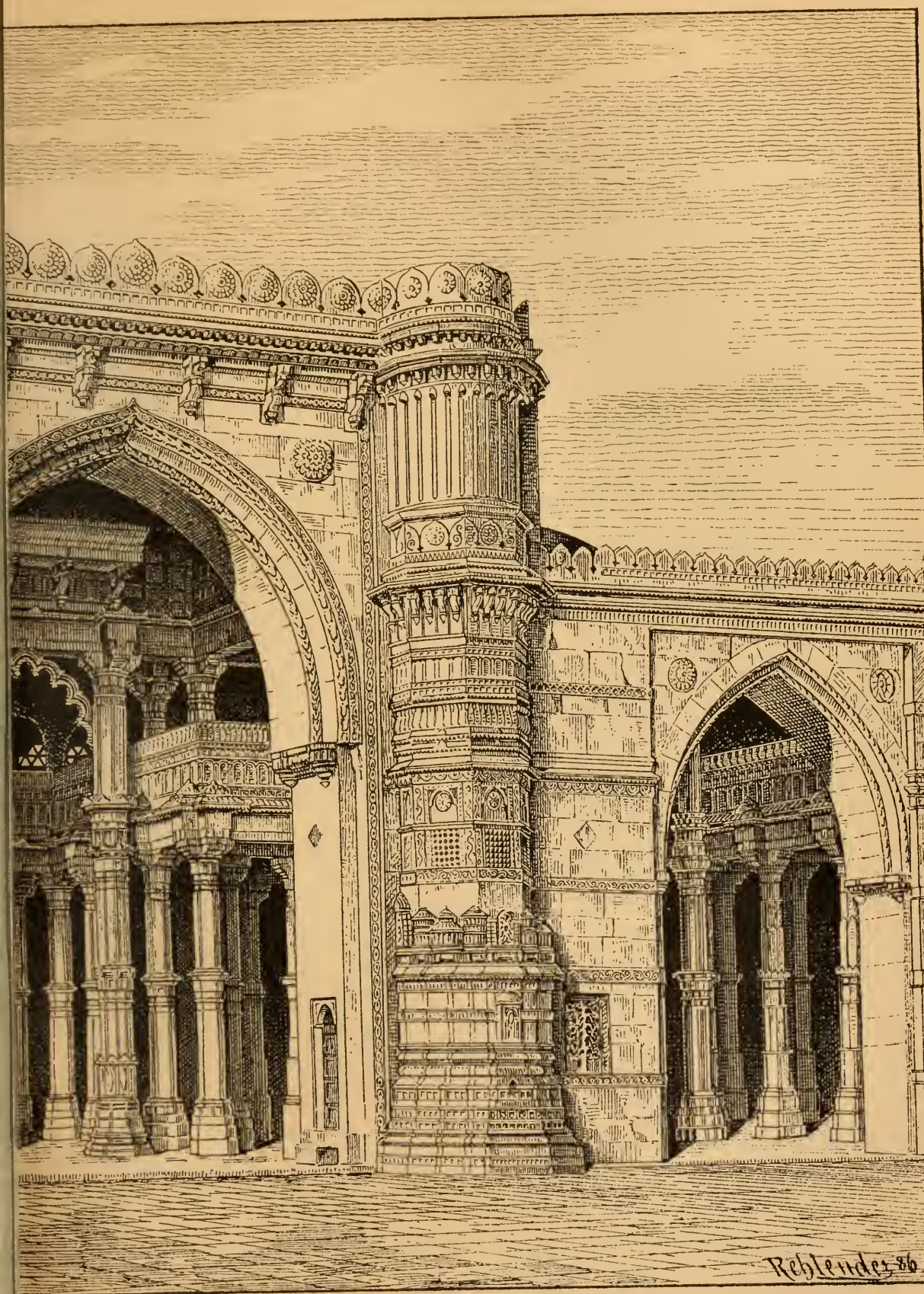
Türken zufolge in einem gefahrdrohenden Rückgange begriffen waren. Wenn aber der Sultan eines Tages decretirte, man werde die Goldstücke in Zukunft aus Kupfer prägen, welches jeder Unterthan bei Todesstrafe gehalten sei für Gold anzusehen, so mochte die Geschichte so lange gehen, bis das erste dieser Phantasiegoldstücke an die Grenze gekommen war und es klar wurde, daß jenseits derselben die Leute zu beschränkt waren, die Identität von Gold und Kupfer einzusehen: dann gab es natürlich einen großen Krach, der schon darum für den Sultan höchst unheilvoll wurde, weil er auch die Truppen mit Geldern von dieser genialen Erfindung bezahlt hatte. Richtig war es endlich, daß eine Steuerreform zur Vermehrung der Einnahmen hätte führen können: wenn indeß unter einer solchen auch viel verständigere Regierungen nur zu häufig einfach Steuererhöhungen verstehen, so betrieb Mohammed Toglak diese Reform gleich so gründlich, daß die ärmeren Grundbesitzer die Abgaben nicht mehr aufzubringen im Stande waren. Sie besaßen die Bosheit, ihre Felder nicht zu bestellen und sich auf jene Art passiven Widerstandes vorzubereiten, in welcher der geduldige Hindu leider bis in die neuesten Zeiten so viel Uebung gezeigt hat, den Hungertod nämlich. Der Sultan, welcher als richtiger Türke weniger boshaft als dickköpfig war, erschrak wirklich, als er die um ihn her zunehmende Verödung sah; da ihn die Sache doch genirte, beschloß er seine Residenz nach dem weniger ausgesogenen Dekhan zu verlegen, und befahl eines schönen Tages der gesammten Bevölkerung von Dihli, mit ihm zusammen nach Deogir auszuwandern, einem 150 deutsche Meilen weiter südlich jenseits des Vindhja-Gebirges und des Nerbudda gelegenen Orte, den er sich als Hauptstadt erkoren hatte, um von dort aus durch Plünderung der noch unberührten südindischen Gebiete seine Casse wieder zu füllen. Natürlich ging die Hälfte der unglücklichen Menschen entweder auf dem Hin- oder Rückwege — denn nachträglich erwies sich der schöne Plan als unausführbar — vor Anstrengungen und Hunger zu Grunde, und es kam nichts dabei heraus, als daß auch Dihli selbst für längere Zeit ruinirt war; es bedarf aber keiner weiteren Auseinandersetzung, wie derartige Experimente den Untergang des Reiches in Kürze herbeiführen mußten. In der That fällt noch in die Regierung des Mohammed Toglak die Losreißung zweier großer Länder, welche zum Theil wenigstens nur auf Augenblicke wieder zu dem mohammedanischen Gesammtreiche zurückgekehrt sind: Bengalen und Dekhan. Ersteres war, seiner räumlichen Entfernung von der Hauptstadt entsprechend, theils unter Nebenlinien der regierenden Dynastien, theils unter sonstigen Statthaltern, immer ziemlich selbständig gewesen: 739 (1338) schüttelte Mubárak Schâh, in dessen Händen die Provinz damals war, die Oberhoheit der Sultane von Dihli gänzlich ab. Bis zur Eroberung durch Akbar 984 (1576) ist Bengalen ein unabhängiger Staat, häufig zerrissen durch innere Kämpfe zwischen den Großen und zahlreichen, zum Theil einander rasch ablösenden Dynastien von Türken, Hindus, Afghanen, ja einmal sogar abessinischen Sklaven. Nicht minder wechselnd haben sich die Ge-

Dihli, von der Dschâm'a (Hauptmoschee) gesehen.

schicke des Dekhan entwickelt. Hier blieb das national-indische Element immer bei Weitem mächtiger, als in dem so viel früher dem Islám gewonnenen Hindustán; dem entsprach es, daß auch die eingedrungenen Muslime großentheils zum Schi'itismus sich bekannten. So auch Haßan Gango — der zweite Name weist, wenn nicht auf indische Abstammung, so doch auf nahe Verbindung mit den Eingeborenen; und auf eine solche weist es gleichfalls, wenn seine Dynastie neben dem gewöhnlichen, durch eine zweifelhafte Anekdote wenig aufgeklärten Namen der Báchmanis auch die Bezeichnung der brachmanischen führt. Ihr Stifter hat das weite Gebiet zwischen den Vindhjabergen und dem Krischnaflusse 748 (1347) von der hindustanischen Herrschaft befreit, und bis gegen 924 (1518) ist es ein einheitliches Reich geblieben. Während der in dem gedachten Jahre schließenden Regierung des unbrauchbaren Báchmani Machmúd II. begann es in Stücke zu gehen, und so entwickelten sich denn hier nicht ganz gleichzeitig fünf neue Dynastien: die Nisám-Scháhi von Achmednagar, die Imád-Scháhi von Berár, die Barid-Scháhi von Beider, die Ádil-Scháhi von Bidschapúr und die Kotb-Scháhi von Golkonda, neben welchen einige kleinere Fürstenthümer, wie das schon 771 (1370) entstandene von Chandésch (südlich vom unteren Nerbudda), keine große Rolle spielten. Obwohl diese Staaten sich, wie selbstverständlich, häufig genug gegenseitig bekriegten, gelegentlich sogar einer den anderen der Selbständigkeit beraubte, bildeten sie doch eine wirksame Schutzwehr des Islám gegen die rein indischen Gebiete, wie das von Orissa im Osten und vorzüglich das mächtige Reich von Widschajanagar im Süden, gegen welches sie in wechselvollen Kämpfen selbst noch weitere Ausbreitung gewannen. Inzwischen war im Norden der Zersetzungsproceß des Sultanates von Dihli unaufhaltsam weiter gegangen. Der Sohn und Nachfolger des Mohammed Togluk, Firúz-Scháh (752—790 = 1351—1388), besaß freilich einen weniger gewaltsamen Charakter als sein Vater; er that was er konnte, die seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Eine große Anzahl von gemeinnützigen Werken — Herstellung von Canälen, Dämmen und Brücken, Ausbesserung der in Verfall gerathenen Bauten seiner Vorgänger und Anderes der Art — zeigten, daß es ihm um möglichste Erhaltung dessen, was überhaupt noch erhalten werden konnte, zu thun war. Daß Manches in diesem Sinne dem friedlichen und gutmüthigen Herrscher wirklich gelungen sein muß, zeigt schon der blühende Zustand, in welchem bald nach dem Ende seiner Regierung Timur Dihli fand; aber die Art seiner Verwaltung schloß natürlich eine energische Reorganisation der Heeresverhältnisse aus, und so ist es beinahe selbstverständlich, daß nach seinem Tode die Abtrennung weiterer großer Provinzen nicht verhindert werden konnte, um so weniger, als von 790—795 (1388—1393) fünf seiner Nachkommen unter fortwährenden Revolutionen einander folgten, und der endlich für zwanzig Jahre (795—815 = 1393—1412) den Sultanstitel führende Enkel des Verstorbenen, Machmúd, der letzte Toglukide, eine reine Null war. So mußte es geduldet werden, daß der im Sfind regierende



Die Hauptmos



zu Ahmedabad.

Schâh nach dem Hofe von Dihli überhaupt nichts mehr fragte; was aber schlimmer war, auch der seit 778 (1376) in Gudscherât residirende Statthalter Safir Chân nahm ungestraft eine ziemlich selbständige Haltung an, und die im J. 793 (1391) erfolgte Verleihung königlicher Abzeichen an denselben, seit der er sich Mosaffar Schâh nannte, sollte vermuthlich nur einen verschämten Versuch bedeuten, wenigstens die Form zu wahren: an die Wiedergewinnung des entlegenen, obendrein durch den Radschputenstaat Mewâr (S. 398) von Dihli abgeschnittenen und nun bis 980 (1572) sich selbst überlassenen Bezirkes war jedenfalls nicht mehr zu denken, seit 796 (1394) auch die im Osten benachbarte umfangreiche und fruchtbare Provinz Dschônpur mit dem zugehörigen Bihâr sich als eigner Staat constituirt hatte. Das Pendschâb war ebenfalls kein sicherer Besitz mehr: 798 (1395/6) empörte sich der Emir von Multân, Chisr Chân, ein Sseijid, d. h. schi'itisch gesonnener Mann von behaupteter alidischer Herkunft; doch gelang es noch dem Hausmeier des schwachen Machmûd, Mellu Ikbâl Chân, den Aufrührer durch abgesandte Truppen besiegen und gefangen nehmen zu lassen. Leider entkam er und rächte sich bitter: als im J. 800 (1398) die Tataren unter Timur über Indien hereinbrachen, bot Chisr Chân seinen ganzen Einfluß auf, den Räubern die Wege zu bahnen. Wir kennen (vgl. S. 300f.) die Greuel, welche dieser Kriegszug über Land und Hauptstadt brachte, und sind nach dem Bisherigen nicht erstaunt, daß er, mochten die Fremden auch noch in demselben Jahre das ausgeplünderte Hindustân wieder verlassen, der Togluk-Dynastie thatsächlich ein Ende machte. Nicht allein warf Mosaffar Schâh von Gudscherât nun auch den letzten Schein der Botmäßigkeit ab, sondern auch die Provinz Mâlwa (zwischen Gudscherât, Mewâr und dem Vindhja-Gebirge) benutzte 804 (1401) die Gelegenheit, sich von Dihli loszusagen und ein bis 937 (1531), wo sie in den Staat von Gudscherât einverleibt wurde, dauerndes Sonderdasein zu begründen. Und sogar die Gebiete des Indus und oberen Ganges, die alten islamischen Stammlande, blieben nicht bei einander: im Pendschâb hauste Chisr Chân, der sich mit Timurs Bewilligung dort wieder festgesetzt hatte; und die Statthalter der übrigen Bezirke, die nach dem Abzuge der Tataren ihre Verwaltungskreise so gut es ging wieder geordnet, bekümmerten sich weniger um den unstät umherirrenden Sultan, als darum, wer dem andern einen Fetzen seines Ländchens abjagen konnte. Endlich fand Machmûd eine Zuflucht bei Ikbâl Chân, welcher sich wieder Dihlis selbst bemächtigt hatte; aber lange dauerte auch diese Freude nicht. Denn Chisr Chân hatte jetzt seinen Ehrgeiz höher gerichtet: 808 (1405) griff er die alte Residenz selbst an, und wenn er auch von Ikbâl Chân zurückgeschlagen wurde, so mußte dieser doch seinen Erfolg mit dem Leben bezahlen. Dihli blieb nun in den Händen der noch daselbst stehenden Truppen, an deren Spitze ein afghanischer Häuptling trat, Daulet Chân Lôdi;[1]) der Form wegen behielt

1) Die Lôdi sind ein afghanischer Stamm, welchem dieser wie die späteren Afghanenkönige von Dihli zugehörten.

man den Machmúd als Sultan bis an seinen 815 (1412) erfolgten Tod, dann ward der Afghane zum Oberanführer gewählt. Sultan hat er sich selbst nicht nennen mögen; und auch mit seiner Regierung, wenn man von einer solchen überhaupt noch reden kann, war es bald aus, denn 817 (1414) rückte abermals Chisr Chán herbei, und Daulet Lódi mußte ihm die Stadt übergeben. Es folgt nun ein vierzigjähriger Zeitraum, von allen elenden Perioden in der Geschichte dieser Dynastien die elendeste. Chisr Chán (817—824 = 1414—1421) so wenig, wie sein Sohn Mubárak Schâh (824—837 = 1421—1433) und dessen Neffe Mohammed Ibn Ferid (837—847 = 1433—1443), die „Sseijids", wie man sie zu nennen pflegt, vermochten irgendwie über den engsten Umkreis der Provinzen Dihlis und des Pendschâb hinaus ihre Autorität geltend zu machen; auch das Fünfstromland gehörte ihnen eigentlich nur dem Namen nach, und das Gebiet um die Residenz herum, unter lauter kleine Zaunkönige vertheilt, ward besonders unter dem letzten der drei durch fortwährende Raubkriege der Könige von Dschónpur und Málwa immer weiter gemindert. Der dritte Sseijid wußte sich schließlich keinen Rath mehr, als daß er seinen Statthalter, oder vielmehr den trotz dieser Bezeichnung selbständigen Fürsten von Lahore, den Afghanen Bachlúl Lódi, zum Schutze der Hauptstadt herbeirief. Er rettete sie für den Augenblick, aber nur um sowohl vor dem Tode Mohammeds, als während der Scheinregierung von dessen Sohne Álam Schâh (oder Alá ed-dín Mohammed, wie er gewöhnlich hieß; 847—855 = 1443—1451) selbst wiederholte Versuche zu ihrer Einnahme zu machen. Da mit dem Álam Schâh in der That nichts anzufangen war, und überhaupt die ssunnitischen Afghanen und Türken von den schi'itischen Sseijids, die ihrerseits natürlich zu den Hindus neigten, genug hatten, so einigte man sich schließlich, den Scheinherrscher zu beseitigen und den Bachlúl Lódi auf den Thron zu erheben. Mit ihm traten an die Stelle des unter der erschlaffenden Sonne Indiens längst verweichlichten Türkenthums, das schon seit einiger Zeit andere Elemente neben sich hatte dulden müssen, die eigentlichen Afghanen (Patháns, vgl. S. 21. 189); und fürwahr, die Eigenschaften dieses kräftigen Gebirgsvolkes, wilde Tapferkeit und rücksichtslose Energie, waren es vor allen, welche dem heruntergekommenen Staatswesen Noth thaten. Wirklich ist es dem Bachlúl (855—894 = 1451—1489), dessen Erfolge vermuthlich immer neue Schaaren seiner Stammgenossen aus der alten Heimath unter seine Fahnen lockten, in beinahe vierzigjährigen Kämpfen gelungen, aus einer Stadt mit einem Weichbilde von ein paar Quadratmeilen wieder eine Großmacht zu schaffen. Einen nach dem anderen unterwarf sein Schwert die Kleinfürsten der Nachbarschaft; und als er mit diesen fertig war, kamen die Großen an die Reihe. Schritt für Schritt ward den Königen von Dschónpur wieder entrissen, was sie unter den Sseijids sich angeeignet hatten; damit nicht genug, eroberte er bis 879 (1474) das ganze Dschónpur selbst, dessen Sultan Hußein Schâh gezwungen ward, sich nach Bihár zurückzuziehen. Auch Bachlúls Sohn

Sſikender[1]) (894—924 = 1489—1518), welcher 909 (1503/4) seine Residenz von Dihli nach Agra verlegte, war ein kräftiger Fürst, welcher an dem von seinem Vater begonnenen Werke eifrig fortarbeitete: er vertrieb den Hußein auch aus dem Reste seines Besitzes, festigte die Ostgrenze nach Bengalen hin, dehnte sich nach Süden wieder gegen Málwa aus, kurz er vereinigte zum nördlichen Pendschâb — das südliche mit Multán blieb noch, bis es sich 933 (1527) Bábur ergab, selbständig — auch das ganze Hindustán im engeren Sinne, Bengalen ausgenommen, wieder unter seinem Scepter. Indeß, nach seinem Tode machten sich unter seinem Sohne Ibrahím (924—932 = 1518—1526) dieselben Schwierigkeiten geltend, die überall in gleicher Weise empfunden werden, wo eine aus getrennten Stämmen zusammengesetzte, dem gemeinsamen Oberhaupte nicht zu unbedingtem Gehorsam sich verpflichtet fühlende Nation erobernd auftritt. Die Afghanen können sich bekanntlich heute noch nicht daran gewöhnen, dem, welchen sie ihren Emir nennen, zu Willen zu sein; damals fühlten sie zum ersten Male, seit ihre Schaaren im Gefolge von Türkensultanen indischen Boden betreten hatten, sich als uneingeschränkte Herren des schönen Landes — kein Wunder, daß sie bald anfingen, üppig zu werden. Ein Mißverständniß zwischen Sultan Ibrahim und seinem Bruder Dschelál Chán, welchem die Statthalterschaft von Dschónpur übertragen war, erweiterten die auf einander eifersüchtigen Häuptlinge in der Umgebung beider Fürsten zu einem offnen Bruche. Der Bruderkrieg endigte mit der Niederlage des Dschelál, der später in Ibrahims Hände fiel und auf seinen Befehl getödtet wurde; die Folgerung aber, welche dieser aus den ganzen Vorkommnissen zog, daß es nöthig sei, die stets zur Unbotmäßigkeit geneigten Emire den Herren fühlen zu lassen, paßte zu deren Gesinnungen wie die Faust aufs Auge. Das zur Schau getragene Mißvergnügen der Großen weckte den Argwohn des Herrschers; als er einige der Verdächtigen einsperren ließ, gab es einen Aufstand, als dieser unter vielem Blutvergießen unterdrückt war, eine Revolution. Während Ibrahim Kriegszüge gegen die Radschputen von Tschitor, an deren Spitze jetzt einer der größten Kriegshelden der Zeit, Rana Sſánka, stand, unternahm, reifte die böse Saat; 930 (1523) war ganz Bihár im Aufstande, im Pendschâb hatte sich gar ein Stammgenosse des Sultans, Daulet Chán von Lahore, erhoben, und als die Streitkräfte des immer noch über eine achtbare Truppenzahl verfügenden Herrschers auf solche Weise an den entgegengesetzten Enden seiner Gebiete beschäftigt waren, griff plötzlich eine fremde Macht von Außen ein, die mit einem gewaltigen Ruck den ganzen Bau des Reiches zu Fall brachte. Der Stoß kam aus einer Gegend, von der längst Unheil drohte — aus Kábul.

Wir verließen (oben S. 354) den kühnen und unermüdlichen Bábur II., den Timuriden, als er, vor den siegreichen Oesbegen Obeidallahs zurückweichend, in seinem alten Standquartiere Kábul wieder anlangte. Er hatte

1) Die in Indien gewöhnliche Aussprache des arabischen Iskender (Alexander).

damals (920 = 1514), obwohl erst 32 Jahre alt, nicht weniger als zwei Jahrzehnte unablässiger Kriegsfahrten hinter sich, und keine Lage eines abenteuerlichen Lebens, von der Stellung an der Spitze eines von mindestens zehn Millionen Menschen bewohnten Reiches bis zu der gefährlichen Rolle eines heimathlosen Freischaarenführers herab, war ihm fremd geblieben. Eben hatte ihn das rollende Glücksrad vom Gipfel des höchsten Erfolges wieder bis an den Anfang seiner Laufbahn, die unsichere Herrschaft über ein beschränktes Gebiet voll unruhiger Bewohner und das Commando über ein paar tausend Mann nicht eben viel zuverlässigerer Reiter, in raschem Umschwung zurückgeworfen. Es waren besonders etliche Mongolenschaaren, während der Wechselfälle des Kriegs zwischen den Oesbegen, Timuriden und Mongolenchânen (oben S. 329ff.) halb zufällig in seine Dienste gerathen, die ihm bei jeder Gelegenheit Späne machten; seiner eigenen Landsleute aus seinem ehemaligen Fürstenthume von Fergâna war er eher sicher, obwohl auch die, wenn ein aufsässiger Verwandter oder Emir ihm den Gehorsam kündigte, ebenso gut zu diesem wie zu ihm selber halten konnten. Es ist gradezu bewunderungswürdig, mit welcher Menschenkenntniß, Thatkraft und doch wieder, falls es angezeigt erschien, Ruhe und Geduld es Bâbur verstanden hat, solche Schwierigkeiten immer wieder zu besiegen, und mit welcher unbeugsamen Hartnäckigkeit, mit welchem nach jedem Unfalle stets von Neuem emporschnellenden Wagemuthe er in der scheinbar bedrohtesten Lage nicht aufhörte, die riesigsten Pläne zu schmieden. Bochâra und Ssamarkand mußte er aufgeben, das sah er ein; so wandte er sich jetzt wieder zu einem Gedanken, welcher ihn schon früher oft beschäftigt hatte, aber vor der Anhänglichkeit an die Heimath bisher in den Hintergrund getreten war: die Unterwerfung Indiens. In seiner damaligen Lage bedeutete eine solche Absicht ungefähr so viel, als wenn der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena hätte Rußland erobern wollen: nur daß freilich die einzelnen Staatswesen in dem damaligen Asien größeren und kleineren Haufen aus losem Dünensand glichen, die ein kräftiger Wind mit einem Hauche auseinander oder zusammen bläst — wer an Timur dachte, konnte nichts für unmöglich halten Freilich gehörte zur Erreichung solchen Zieles auch die ganze unerhörte Beharrlichkeit des gewaltigen Tataren. Daß aber von ihr dem Bâbur mehr als sein gemessenes Erbtheil zugekommen war, hatte er in den verflossenen zwanzig Jahren bewiesen, und nicht minder besaß er von seinem gewaltigen Ahnherren jene seltene Verbindung von Kühnheit und Vorsicht, die nichts dem Zufalle preisgiebt, so lange es die allmähliche Vorbereitung eines Unternehmens gilt, und doch mit raschem Entschlusse dreinschlägt, sobald der Augenblick zum Handeln gekommen ist. So widmete er die nächsten vier Jahre (921—924 = 1515—1518) den rastlosen Kreuz- und Querzügen, ohne welche den Gebirgsstämmen um Kâbul und Gasna der nöthige Respect vor seiner Herrschaft nicht wohl beigebracht werden konnte. Dann überrannte er 925 und 926 (1519. 1520) das nördliche Pendschâb, vorläufig nur zu dem Zwecke, sein Heer mit Beute zu erfreuen und sich in

dem Lande umzusehen; und als er diesen Zweck erreicht hatte, zeigte sich die Nothwendigkeit, auch Kandahar mit Umgegend, das seit den letzten Jahren des Sultans Hußein Beikara (S. 328) selbständig war, seinem Gebiete anzuschließen, damit in jedem Falle sein Rücken gedeckt wäre. Es geschah, nicht ohne verschiedene Zwischenfälle, bis 928 (1522); und gleichzeitig wurde er der Aufgabe gerecht, die Verwaltung überall, wo es möglich war, zu ordnen und den straffen Zug in das Ganze zu bringen, der ihn der Nothwendigkeit, jeden Augenblick selbst einzugreifen, überhob. Und nun, grade als die sämmtlichen Voraussetzungen erfüllt waren, unter denen allein das große Wagniß möglich schien, fügte es das Glück oder Schicksal, dessen Gunst nun eben die Eingebungen des Genies von den Phantasien des Träumers in unseren Augen unterscheidet, daß die Waage des Reiches von Dihli in ein Schwanken kam, bei welchem das Gewicht eines Strohhalmes den Ausschlag geben konnte.

Die gleichzeitigen Aufstände in Dschónpur und im Pendschâb bildeten nicht die einzigen Schwierigkeiten, mit welchen Sultan Ibrahim Lódi zu kämpfen hatte. Einer seiner Oheime, Álim Chán, oder Alá ed-dín, wie er sich lieber nannte, hatte nach Sikenders Tode Ansprüche auf den Thron von Dihli erhoben; da er sie nicht durchsetzen konnte, war er wenigstens mit einigem Erfolge bemüht gewesen, eine Anzahl persönlicher Anhänger unter den Häuptlingen der Afghanen für sich zu gewinnen, deren Beistand im gegebenen Augenblicke ihm zur Herrschaft verhelfen konnte. Immerhin waren es nicht genug, um schon in diesem Augenblicke (930 = 1524) den selbständigen Eintritt in den Kampf zu wagen; so begab sich Alá ed-dín zu Bábur, dessen Beistand er seinen Plänen zu sichern hoffte. Natürlich zögerte dieser keinen Augenblick, die prachtvolle Gelegenheit zu ergreifen: zu Sultan Ibrahim und Daulet Lódi, deren beiderseitige Truppen sich bereits im Pendschâb herumschlugen, versprach nun als dritter Alá ed-dín zu kommen, und Bábur durfte seiner Tapferkeit und diplomatischen Gewandtheit genug vertrauen, um sicher zu sein, daß sein Eingreifen in die zwischen den Anhängern jener drei bevorstehenden Kriege ein entscheidendes sein mußte. Es scheint vorläufig zu Verabredungen zwischen ihm und Alá ed-dín gekommen zu sein, welche diesem die Erlangung der Sultanswürde, Bábur aber für seine Hilfe den Besitz des Pendschâb in Aussicht stellten; auch ist es mehr als bloße Vermuthung, daß wenigstens Bábur in den Kreis seiner diplomatischen Maßregeln auch die geheime Ermuthigung des Rana[1]) Sánka von Tschitor zu neuen Angriffen auf Dihli einbezog, des kriegerischen Radschputenhäuptlings, der in den letzten Jahren außer gegen Ibrahim auch gegen den Fürsten von Málwa gekämpft und durch Einverleibung des größten Theiles dieser Provinz in seinen nationalindischen Staat seine Macht beinahe verdoppelt hatte. Er und Bábur waren die Einzigen, die in der allgemeinen Verwirrung genau wußten was sie wollten; während Ibrahim sich der auf allen Punkten seiner Grenzen

1) Rana ist der Titel der erblichen Oberhäupter des Radschputenbundes.

ihm erstehenden oder drohenden Gegner nicht gleichzeitig zu erwehren vermochte, schwankte Daulet Lódi zwischen Alá ed-dín und Bábur hin und her, und konnte Alá ed-dín seinerseits sich nicht entschließen, entweder auf Báburs Hilfe zu verzichten oder sich dem überlegenen Politiker dauernd unterzuordnen. Es kam, wie unter den Umständen vorauszusehen: Daulet Lódi, welcher als Báburs unmittelbarer Grenznachbar zwischen ihm und Sultan Ibrahims Truppen am frühsten ins Gedränge gerieth, mußte nach verschiedenen Kämpfen sich dem Ersteren, der noch im Jahre 930 (1524) auf Lahore gerückt war, vorläufig unterwerfen, und Alá ed-dín erlitt, als er 931 (1525) gegen seinen Neffen Ibrahim an der Spitze seiner Anhänger und einiger von Bábur ihm geliehener Truppen zu Felde zog, eine Niederlage, die gleichzeitig des neuerdings ihm sich zuneigenden Daulet Lódi Stellung den letzten Halt nahm. So hatten die drei Afghanen sich gegenseitig genügend geschwächt, als Bábur, der in der Zwischenzeit durch einen Angriff der Oesbegen auf Balch beschäftigt gewesen war, Anfang 932 (Ende 1525) zur Herbeiführung des endgiltigen Erfolges von Neuem in Indien einbrach. Nur 12 000 Mann hatte er bei sich, und gewiß nicht größer war die Anzahl der Mannschaften, welche er früher in Lahore und einigen anderen Plätzen des Pendschâb zurückgelassen, aber eine wirksame Artillerie (vgl. S. 340 f.) und vor Allem Einheitlichkeit und Thatkraft der Leitung gaben diesem Heere von vornherein erhebliches Uebergewicht über die viel größere Macht der in sich uneinigen und schon dadurch ihrer alten Selbstgewißheit beraubten Afghanen. Immerhin blieb es eine fast beispiellose Kühnheit, mit wenig über 20 000 Mann sich mitten in ein großes Land von mindestens doch 15—20 Millionen Einwohnern hineinzuwagen: gelingen konnte der Streich nur durch Báburs diplomatische Gewandtheit und politische Selbstbeherrschung, die ihn bald hier, bald dort einen afghanischen Häuptling auf seine Seite ziehen, durch klug berechnete Schonung besiegter Gegner das Vertrauen derselben gewinnen ließ, während andererseits die Bestimmtheit seines Auftretens und die Energie seines Handelns überall hin seinem Namen Ansehen und Respect verschaffte. Anfang 1526 (932) zwang er Daulet Lódi, der immer noch den bedingungslosen Anschluß an die Sache des Eroberers verweigert hatte, mit der Besatzung seiner Hauptveste Milwât, die in starker Lage nördlich von Lahore schon die Vorberge des Himálaja berührte, zur Capitulation. Damit war, mochte auch dieser oder jener Afghane mit einer Handvoll Truppen noch in entlegeneren Bezirken sich halten, in der Hauptsache doch das Pendschâb für Bábur gewonnen. Zu ihm flüchtete sich nun auch von Neuem Alá ed-dín, vorläufig freilich ohne erheblichen Machtzuwachs zu bringen, da er seit der Niederlage, die er gegen Ibrahim erlitten, der Anhänglichkeit und des Beistandes der früher ihm gewogenen Emire verlustig gegangen war: immerhin stießen einige Bruchstücke seines zersprengten Heeres noch zu Báburs Haufen. Sie hatten bereits den Sfatledsch überschritten und rückten stetig auf Dihli vor. Die große Ebene des oberen Dschamna, auf welcher noch jeder Kampf um den Besitz Hindustáns von Machmúds

Sieg bei Thanéswara bis Nádir Schähs Schlacht von Karnál ausgefochten worden ist, sah auch diesmal den Entscheidungskampf. Bei Panipat, etwa zehn Meilen nördlich von Dihli, stießen die Heere auf einander; das der Afghanen, wie es heißt,[1]) 100 000 Mann stark, Báburs Truppen kaum mehr als höchstens 25 000—30 000 Mann zählend. Indeß Ibrahim, wie ihn Bábur selbst beurtheilt hat, war ein zwar persönlich tapferer, aber unbedachter junger Mensch, dessen Feldherrntalent in keiner Weise ausreichte, solche Massen wirksam zu leiten, während Bábur Scharfblick und militärische Erfahrung gleichmäßig zur Seite standen. Auch war ein großer Theil der afghanischen Truppen mit den im Pendscháb früher überwundenen nicht entfernt zu vergleichen: Klima wie Lebensweise in dem großen Zweistromlande des eigentlichen Hindustán haben von jeher in kurzer Frist die kräftigsten Stämme, wenn einmal aus den Gebirgen dort hinabgestiegen, erschlafft und verweichlicht. Einige Scharmützel, bei welchen die Afghanen zuletzt eher die Oberhand behielten, machten dem Ibrahim Muth, am 9. Redscheb 932 (21. April 1526) einen allgemeinen Angriff zu wagen. Bábur hatte durch Wahl der Stellung, wohlbedachte Anordnung seiner Streitkräfte, Herstellung von Feldschanzen und Verhauen das Mißverhältniß zwischen den Zahlen der Kämpfenden auszugleichen gesucht; so war es, als die feindlichen Schaaren in energischem Sturmlauf, aber ohne die gehörige Ordnung heraneilten, doch möglich, die Schlacht zum Stehen zu bringen, bis die leichte mongolische Reiterei dem Feinde in den Rücken fiel und dort Alles mit einem Pfeilhagel zu überschütten begann, während von vorn Báburs Kanonen ihre Schuldigkeit thaten. Am frühen Morgen hatte der Kampf begonnen, um Mittag war die Kraft der Afghanen gebrochen. Fünfzehntausend deckten das Schlachtfeld, die Uebrigen flohen: was aber das Wichtigste war, der Sultan Ibrahim selbst befand sich unter den Gefallenen. Der Thron von Dihli und Agra war leer, und Bábur hegte nicht die Absicht, ihn einem Andern zu überlassen. Schon am 12. Redscheb 932 (24. April 1526) zog er in Dihli ein, und am nächsten Freitag, den 15. (27.) ward zum ersten Male in der großen Moschee für den neuen Padischáh gebetet, für den ersten Mogulkaiser von Indien.

Der „Große Mogul" steht — oder stand vielmehr, denn allmählich fängt er an in Vergessenheit zu gerathen — in der Vorstellung des Abendlandes mit dem „Großtürken" in Konstantinopel und dem schon etwas mythisch gewordenen „Kalifen von Bagdad" als Dritter in einem Bunde, welcher als die Verkörperung märchenhafter orientalischer Größe und Pracht galt. Gedachte der gute Bürger des vorigen Jahrhunderts des Großtürken mit behaglichem Gruseln als eines grimmig dreinschauenden, sehr zornmüthigen und grausamen Wütherichs mit einem krummen Säbel an der Seite und einer grünseidenen

1) Bábur selbst scheint für die Zahl nicht aufkommen zu wollen, da er ausdrücklich bemerkt, daß sie auf solche Höhe „geschätzt" oder „gerüchtweise angegeben" worden sei. Ich halte sie für sehr übertrieben; man darf nicht vergessen, daß ein großer Theil von Ibrahims Heere gleichzeitig gegen die Aufständischen von Dschónpur im Osten kämpfte.

Schnur in der Tasche, tausend schönen und sehr unglücklichen Christensklavinnen in dem von grinsenden Mohren bewachten Harem, so war ihm der Große Mogul als ein wohlbeleibter älterer Herr sympathisch, der auf einem güldenen Throne sitzend in behaglicher Muße seines Leibes pflegte, ab und zu sich die Weile kürzend, indem er mit Diamanten von Hühnereigröße Fangeball spielte. „Du sitzest ja da wie ein Großmogul", bekam man in meiner Jugend wohl zu hören, wenn man sich bei Tische oder sonst etwas breiter machte, als die Wichtigkeit des Persönchens zu rechtfertigen schien; so zeigte sich die Gestalt des Herren von Indien als Inbegriff anspruchsvollen äußeren Auftretens bei mangelnder innerer Kraft und Berechtigung. Ein classisches Beispiel der Vergänglichkeit irdischer Größe: denn blieb freilich seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts von dem Großen Mogul nicht viel mehr übrig, als ein leeres Gepränge, welchem bald auch der Schatten ehemaliger Macht abging, so bedeutete er doch vorher fast zweihundert Jahre lang den unumschränkten Beherrscher der größeren Hälfte Indiens, das heißt einen der mächtigsten Fürsten der Welt. So war es keine leere Ruhmredigkeit, wenn Bábur und seine Nachkommen Werth darauf legten, als Nachkommen Timurs, der offiziellen Genealogie desselben zu Folge also auch Dschingis-Cháns, sich Mongolen zu nennen. Nichts Anderes nämlich, als eine leicht veränderte Schreibung des bei uns als „Mongole" bekannten Namens ist das Wort „Mogul", mit welchem den Verhältnissen entsprechend bald in ganz Indien Alles bezeichnet wurde, was, sei es Mongole oder Tschagatái oder Perser, mit dem „großen Mongolen", mit dem nunmehrigen Kaiser Bábur und seiner Familie über den Indus gekommen war. Und drei hervorragende Persönlichkeiten sind es, in welchen die Größe des wieder auflebenden Geschlechtes des furchtbaren Welteroberers gipfelt: Bábur, welcher das Reich der indischen Mongolen begründete, Akbar, dem es seine fast genau hundertjährige Blüthe verdankte, und Aureng-Séb, der ihm den Untergang schuf — ein kühner und glücklicher Feldherr, ein großer Herrscher und ein heimtückischer Despot, in welchen die Hauptzüge von des Ahnherrn Timur Charakter noch einmal getrennt zur Erscheinung kommen.

In Báburs Art lag es nicht, auf gewonnenen Lorbeeren einzuschlafen; auch war die Lage um ihn danach in der That nicht angethan. Er hatte die Bürgerkriege zwischen den Afghanen benutzen können, das zwischen ihren Wogen hin- und hergeworfene Sultanat der Lódi's in den Grund zu bohren; eine andere Frage war es, ob er mit seiner Handvoll Leuten im Stande sein würde, ähnliche und schlimmere Stürme abzuwettern. Wieder ist es die ihm eigene Vereinigung von maßvoller Klugheit und frischem Draufgehen, welche seinem augenblicklichen Erfolge Dauer verleiht. Zunächst sah die Sache noch ängstlich aus, mochte auch Agra, die Titularhauptstadt (S. 405) des afghanischen Hindustán, bald nach Dihli ihn als Sieger in ihren Mauern gesehen haben. Die übrigen Städte, soweit sie befestigt waren und Truppen in ihren Mauern hatten, bereiteten sich zum Widerstande; die Häuptlinge, welche sie comman-

dirten, suchten mit einander Fühlung, stellten einen Bruder Ibrahims, Machmúd, als Gegenkaiser auf und wechselten Botschaften mit dem Radschputen Rana Sfánka, der seinerseits, vielleicht früheren Verabredungen mit Bábur gemäß, Ansprüche auf einen großen Theil des rechten Dschamnaufers erhob. Aber auch hier gereichte es dem Kaiser zum Heile, daß persönliche Feindschaften, Launen und Eifersüchteleien längst bei den Afghanen jeden Gemeinsinn überwuchert hatten. Die noch von Ibrahim nach Dschónpur gesandten Truppen hatten unter Scheich Bajesíd wichtige Vortheile über die dortigen Empörer davongetragen, diese aber aus dem Stamme der Lohání sich einen neuen Schâh, Namens Mohammed gesetzt, der immer noch über ganz Bihár gebot. Zwischen ihnen und Bábur stand nun Bajesíd in der Mitte; dieser fand eine Einigung mit dem Mohammed unmöglich — so blieb ihm nur übrig, sich mit Bábur zu verständigen. Der Kaiser nahm ihn und die Seinen mit offnen Armen auf, bewilligte ihnen große Lehen in Dschónpur und Bihár, die sie nur noch den Aufständischen abzunehmen brauchten, und hatte nun den Rücken frei. Wenn nicht ganz ebenso, ähnlich genug stand es zwischen den Häuptlingen des Westens, und auch hier wußte Bábur mit kluger Mischung von gnädiger Höflichkeit und fester Haltung mehr als einen der Gegner auf seine Seite zu ziehen. Einen Augenblick wurden die Aussichten allerdings schlechter, als Mohammeds von Bihár Truppen von Neuem nach Dschónpur vordrangen: aber ein Unterstützungsheer unter Báburs Sohne Humájun half den Kaiserlichgesinnten unter Bajesíd, jene wieder bis ins Bengalische hineinzuwerfen, und bald nach Anfang 933 (1527) hatte Bábur seine sämmtlichen Truppen in Agra beisammen. Er war in der Zwischenzeit auch nicht müßig gewesen, sondern hatte an der Unterwerfung der einzelnen Kleinfürsten gearbeitet und zu dem bevorstehenden schweren Kampf mit dem Radschputen Rana Sfánka gerüstet. Während es noch Ende 932 (1526) gelang, das wichtige Gwalior durch List zu nehmen, gingen allerhand Gesandtschaften mit gegenseitigen Vorwürfen zwischen den beiden entzweiten Bundesgenossen, von welchem Jeder den Andern, und vielleicht Keiner mit Unrecht, der Unzuverlässigkeit und des Treubruches beschuldigte, hin und her — sobald aber Humájun mit den ihm unterstellten Mannschaften in der Residenz wieder eingetroffen war, setzte sich Bábur gegen den Rana in Bewegung. Es war bei Weitem die gefährlichste Unternehmung der ganzen indischen Kriege überhaupt. Ganz abgesehen von dem alten Radschputenfürsten selbst, der in unablässigen Fehden mit den mohammedanischen Königen von Dihli und Málwa den Umfang seines Reiches beinahe verdoppelt und sich dabei achtzig Wunden geholt, ein Auge und einen Arm eingebüßt und einer Kanonenkugel ein lahmes Bein verdankt hatte — abgesehen von einem solchen Anführer stellten die 80 000 Radschputen, die er hinter sich hatte, eine andere Macht vor, als die bereits stark heruntergekommenen Afghanen oder die zahmen Hindu's des Zweistromlandes. Báburs Zuversicht beruhte, wie immer, auf seiner und seiner Unterführer überlegenen Kriegskunst, ins-

besondere der zweckmäßigen Verwendung seiner Artillerie, welcher die Radschputen nichts Aehnliches entgegen zu stellen hatten; indeß wollte diesmal vorläufig seine alte Taktik, in der Nähe des feindlichen Heeres in fester Stellung sich mit seinen Kanonen einzugraben und an seiner so beschildeten Front den Gegner sich den Kopf einrennen zu lassen, nicht verfangen. Der Rana ließ ihn stehen, wo er war, machte sich mit einem Theile seiner, wie es heißt, unter Zurechnung der Bundesgenossen 120 000 Mann zählenden Schaaren daran, die für den Kaiser von dessen afghanischen Freunden gehaltenen Festungen zu belagern und beobachtete mit den anderen, die immer noch den Mongolen überlegen waren, die Bewegungen der Letzteren. Sandte Bábur, um seinerseits die Feinde zu beunruhigen, ein paar Tausend Mann auf eine Streife aus, so wurden sie von den stärkeren Massen der tapferen Radschputen-Reiter mit blutigen Köpfen heimgeschickt — es war eine ebenso unbehagliche als auf die Dauer unhaltbare Lage. Er sah ein, daß er den Stier bei den Hörnern packen mußte; wie aber selbst auf seinen in nunmehr dreißigjährigen Kämpfen gestählten Muth das Bewußtsein wirkte, daß es sich bei diesem Kampfe um Sein und Nichtsein handelte, das sollte sich in höchst merkwürdiger Weise kurz vor der Entscheidung selbst offenbaren. Bábur, obwohl niemals in seinem Leben gradezu unmäßig oder gar lasterhaft, hatte doch nach der Art seines tschagatáïschen Stammes es mit den Vorschriften der islamischen Religion niemals sonderlich genau genommen — er liebte seinen Becher Wein oder auch Arak, und hielt oft mit seiner Umgebung Gelage, wie sie im Felde zwischen angestrengten Märschen und Kämpfen doppelten Reiz haben. Jetzt fühlte er das Bedürfniß einer moralischen Erhebung über sich selbst: er that das Gelübde, fürder nicht mehr wider Allahs Gebot zu sündigen, ließ alle goldenen und silbernen Trinkgefäße, die er bei sich führte, zerbrechen und die Stücke an arme Leute vertheilen, die Weinvorräthe mit Salz ungenießbar machen und dann ausschütten und ermunterte fleißig Jedermann, seinem Beispiele zu folgen. Dann aber versammelte er sämmtliche Begs und Offiziere um sich, entzündete sie durch packende Worte in dem Geiste des kriegerischen Fanatismus, den einst der Prophet Mohammed unter seinen Arabern erweckt hatte, zum Kampfe gegen die ungläubigen Radschputen, und ließ sie mit ihm selbst zusammen auf den Korán schwören, zu siegen oder mit dem Schwerte in der Hand unterzugehen. Wenn man bedenkt, wie wenig er und die Seinen nach der Weise der alten Mongolen und Tataren bisher sich aus ihrem religiösen Bekenntniß gemacht hatten, so möchte man über die plötzliche Wirkung solchen Aufrufs erstaunen: indeß, wer sich den eigenthümlichen Zauber vergegenwärtigt, welchen auf kriegerische Gemüther einfacher Menschen der Gedanke, für Gott selbst zu streiten, ausüben muß, wenn er einmal mit dem ganzen Feuer des koranischen Eifers über sie kommt, der begreift, wie hier noch einmal dieser in den meist zwischen Muslimen und Muslimen geführten Kriegen der letzten Jahrhunderte beinahe verklungene und vergessene Ton der alten islamischen Schlachtfanfare Alles zum Aeußersten fortreißen konnte. Noch heute verfehlt dieser Ton unter

Umständen seiner Wirkung nicht: die Russen haben es vor Plewna erfahren. Mit seinem kleinen, aber entschlossenen Heere rückte nun der Kaiser gradeswegs auf den Rana zu, der seinerseits ein viel zu wackerer Haudegen war, der angebotenen Schlacht auszuweichen. Mit wunderbarer Geschwindigkeit improvisirte Bábur Angesichts des kampfbereiten Feindes bei Kanwa, etwa sieben Meilen westlich von Agra, abermals die Feldschanzen und Bettungen für die Geschütze, die ihm Zehntausende ersetzen mußten: und trotz des schier unerschöpflichen Heldenmuthes der anstürmenden Radschputen trug am 13. Dschumáda II 933 (16. März 1527) in zehnstündigem, heißem Ringen seine durch die artilleristische Ueberlegenheit unterstützte meisterhafte Taktik den Sieg davon. Angriff auf Angriff der tapferen Leute ward zurückgeworfen, dann das Geschütz selbst vorgeschoben und das Centrum des Feindes durch einen allgemeinen Angriff erschüttert. Die Radschputen wurden nicht müde, immer von Neuem gegen das mörderische Feuer anzureiten, aber gegen Abend war selbst ihre Kraft erschöpft. Der Sieg war vollständig, die erste militärische Macht Indiens für den Augenblick vollständig gebrochen und damit Báburs Kaiserthron bis an das Ende seines Lebens gefestigt.

Es war bereits nahe genug, dieses Ende eines Mannes, der unter allen Eroberern einer der größten ist, weil er mit den kleinsten Mitteln das Unglaublichste erreicht hat, ohne doch, bei aller Energie und wo es noth that Rücksichtslosigkeit, wie ein Timur oder Napoleon, wenn sein Ehrgeiz ins Spiel kam, jeder Menschlichkeit zu vergessen und die Mittel zu verschmähen, durch welche nicht Leiber geknechtet, sondern Herzen gewonnen werden — Großmuth gegen die Besiegten und kluges Entgegenkommen, das nicht ausschließlich auf Täuschung des Gegners berechnet ist. Freilich, ein asiatischer Eroberer war er immer — auch er hat sich unter Umständen keinen Augenblick besonnen, die Besatzung einer eroberten Stadt über die Klinge springen zu lassen oder mit Raub und Plünderung die Tapferkeit seiner Mannschaften zu belohnen. Aber nirgends rohe Zerstörungslust oder kalte Nichtachtung aller milderen Empfindungen; immer die Absicht, ein dauerndes Reich zu gründen, dessen Unterthanen nicht allein den Eroberer fürchten, sondern auch den Herrscher respectiren sollten. Dabei die Selbstkenntniß und richtige Selbstbeurtheilung eines besonnenen Mannes, der nicht die Nachwelt, geschweige denn sich selbst mit schönen Redensarten über seine Irrthümer und Schwächen hinwegtäuschen will. Mit einem Wort: ein Mann, nehmt Alles nur in Allem — wenn er auch in dem fremdartigen Gewande eines Tschagatáïers und Timuriden steckte. Mochte durch den Sieg bei Kanwa noch nicht jede Schwierigkeit beseitigt sein, mochte Rana Sánka, der Unverwüstliche, bis an seinen 934 (1528) erfolgten Tod immer neue Gegenwehr versuchen, mochten die unzuverlässigen Afghanen in Dschónpur im gleichen Jahre, um gegen die allzu bedenklich angewachsene Macht des Kaisers einen Damm aufzuwerfen, plötzlich mit ihren bisherigen Gegnern sich verbinden und im folgenden (935 = 1529) nach Mohammed Lohánis Tode den

Machmúd Lódi (S. 411) zur Uebernahme der Herrschaft nach dem Osten rufen, mochte auch kurz darauf der Sultan von Bengalen, als der Krieg seine Grenzen erreichte, sich den Feinden beigesellen — die Macht des Rana war zerschellt, die immer unter sich uneinigen Afghanen brachten es zu keinem wirklichen Erfolge mehr und auch der Bengale war froh, nach erlittener Niederlage mit dem jeden Widerstandes mächtigen Bábur einen für beide Theile leidlichen Frieden zu schließen. Freilich war es Zeit, daß auch solche Krönung der großen Thaten unseres Helden nicht länger ausblieb. Er zählte Mitte 937 (Ende 1530) noch nicht fünfzig Jahre; aber beinahe vierzig davon hatte er in den unzähligen Feldzügen zwischen Jaxartes, Indus und Ganges verbracht, und wenn, die ihm die Nächsten waren, in dieser Zeit nicht viel Muße gehabt hatten — er war eigentlich überhaupt nicht zur Ruhe gekommen. Seine Gesundheit begann zu wanken; ohne daß wir hören, welches Leiden ihn verzehrte, wird von rascher Zunahme der Krankheit berichtet, die ihn am 5. Dschumáda 1 937 (25. December 1530) hinraffte. Trotzdem aber sein frühes Ende und die Unfähigkeit seines Nachfolgers die Herrschaft der Timuriden in Indien wieder in Frage stellte, ja fünfzehn Jahre hindurch noch einmal den Afghanen das kaiserliche Scepter in die Hand drückte — daß schließlich bei der Wiederkehr der alten Zerrüttung die Timuriden zum zweiten Male, und nun für Jahrhunderte, eben dieses Scepters sich bemächtigen konnten, verdankten sie vor Allem doch der Erinnerung des Volkes an die Herrscherkraft und die Menschlichkeit des Bábur.

Des Kaisers Sohn Humájun (937—947 = 1530—1540), den er selbst auf seinem Todtenbette zum Nachfolger bestimmt, hatte sich unter den Befehlen seines Vaters zur Ausführung bestimmter militärischer Aufträge brauchbar erwiesen; aber es fehlte ihm durchaus an der eigenen Bedeutung, welche unter den schwierigen Verhältnissen dem Herrscher unentbehrlich war. Persönlich tapfer, keineswegs unbefähigt, besaß er doch weder Menschenkenntniß, noch Einsicht in die Bedingungen einer so bestrittenen Herrschaft, noch Ernst genug, um als Politiker etwas zu leisten: unbeständig und vergnügungssüchtig, lebte er von der Hand in den Mund, rauchte Opium und half sich mit halben Maßregeln, wo folgerichtiges Durchgreifen geboten war. Berücksichtigt man, daß über 75 Jahre lang die Afghanen im ganzen Kaiserreiche nach Belieben geschaltet hatten, und mit Ausnahme der sich allmählich lichtenden Schaar der Veteranen Báburs die früheren Großen des Reiches auch jetzt noch in den maßgebenden Commando's sich befanden, so ist es nicht erstaunlich, daß von Anfang der Regierung eines so lässigen Fürsten an die afghanische Aristokratie fortdauernd auf Abschüttelung des mongolischen Joches bedacht war. In erster Reihe stand unter diesen Großen Ferid, der Sohn des Haßan, Herr eines bedeutenden Lehnswesens in Bihár, dem wegen seiner Tapferkeit der Lohání-Sultan Mohammed (S. 411) den Ehrentitel Schir-Chán „Löwen-Chán" beigelegt hatte. Er rühmte sich, dem alten Königshause der afghanischen Ssúri entsprossen zu sein, welches seiner Heimath

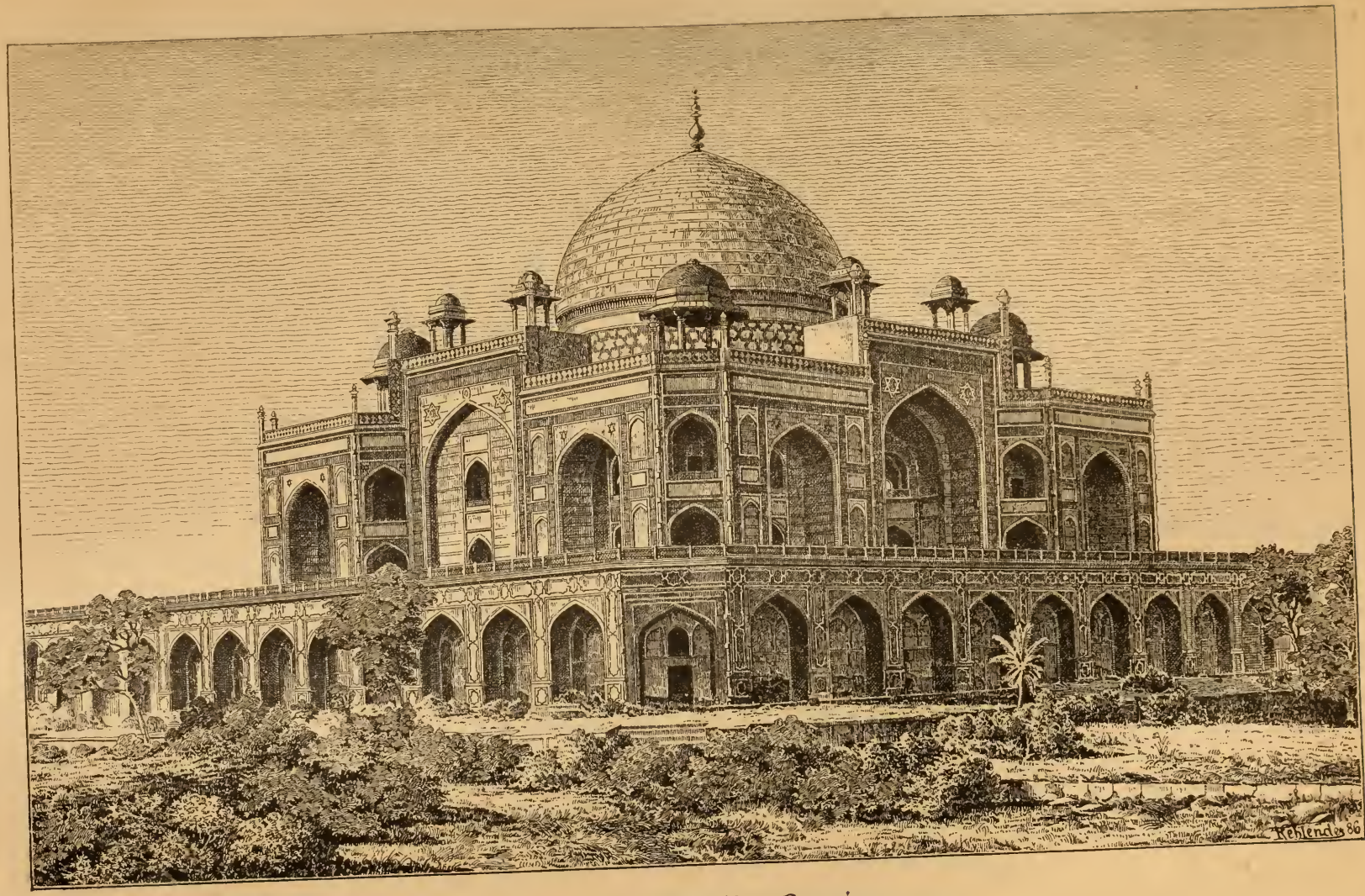
das gefürchtete Herrschergeschlecht der Goriden (S. 174) geschenkt hatte; jedenfalls war es ein außerordentlicher Mensch, welchem die sonst an seinen Landsleuten nur zu sehr wahrnehmbaren erschlaffenden Einflüsse des indischen Klimas nichts angethan hatten. In den Kämpfen zwischen den Lódis und Bábur hatte er sich mit Geschick zu halten, ja seinen schon erheblichen Einfluß in Bihár auszudehnen gewußt; ein Besuch am Hofe des großen Mongolen hatte ihn Manches über die Stärke und Schwäche der neuen Herrscher gelehrt. Einem Manne gegenüber, der, wie er Land und Leute kannte, eines großen persönlichen Anhanges sicher war und die Eifersucht der Afghanen auf die neuen Eroberer planmäßig auszunutzen verstand, war Humájun ein reines Kind. Er ließ ihn, zufrieden mit Zeichen äußerer Unterwürfigkeit, so lange gewähren, bis er im J. 945 (1538) ihn über den ganzen Osten seines Reiches verfügen, die längst verkommene Regierung von Bengalen beseitigen und, nach verspäteten Versuchen ihn zur Botmäßigkeit zu zwingen, an der Spitze einer geschlossenen afghanischen Heeresmacht im Gebiete der Hauptstadt Agra selbst erscheinen sah. Bei Kanódsch am Ganges, kaum zwanzig Meilen vor der Residenz, verlor Báburs schwächlicher Sohn (947 = 1540) die Entscheidungsschlacht und den Kaiserthron an den tüchtigeren Empörer — oder Wiederhersteller der historisch berechtigten Macht, wie man will. Humájun mußte nach Kábul fliehen, von wo sein großer Vater einst ausgegangen; er verstand es natürlich im Unglück noch weniger als im Glück, etwas zu leisten, zankte sich um Kábul und Kandahar mit seinen nächsten Verwandten, die er nicht zur Ordnung zu bringen die Kraft fand, mußte längere Zeit als kaum anständig behandelter Gast des Scháh Tachmasp (S. 361) in Persien weilen — kurz, er hatte mehr Unglück, als er zu beherrschen vermochte. Inzwischen stellte Schír-Scháh (947—952 = 1540—1545), wie er seit der Schlacht von Kanódsch sich nannte, mit kräftiger Faust nicht allein die Afghanenherrschaft, sondern auch Ordnung und Verwaltung in Hindustán und dem Pendscháb her; hätte ein Mann, wie er, statt des allzu unklugen Ibrahim Lódi vor zwanzig Jahren auf dem Throne von Agra gesessen, nie wäre selbst ein Bábur Hindustáns mächtig geworden. Aber das Schicksal grollte den Afghanen: kräftig sein Reich nach dem Süden hin zu sichern bestrebt, ward der Scháh bei der Belagerung der noch unter eigenem Radscha stehenden Festung Kalindschar (etwa 10 Meilen westlich von Allahabad) durch eine Pulverexplosion tödtlich verwundet, und verschied noch desselben Tages. Man kann sagen, daß mit seinem Tode das Schicksal seines Hauses besiegelt war. Sein Sohn Islám Scháh (952—960 = 1545—1553) gelangte nicht ohne Widerspruch eines älteren Bruders auf den Thron: er war ein tüchtiger Krieger und durchaus kein unbefähigter Mensch, verfiel aber in den bei der Unbändigkeit des afghanischen Adels nur zu nahe liegenden Fehler Ibrahim Lódis (S. 405), die Emire durch schroffe Behandlung zu reizen — und das hatte natürlich wieder Aufstände zur Folge, welche das eben erst von Schír-Scháh zur Ruhe gebrachte Land in neue Verwirrung stürzten. Der frühe

Tod Islám-Schâhs vollendete das Elend. Sein unmündiger Sohn ward vom Oheim in der rohesten Weise ermordet, und bald war zwischen diesem und anderen Verwandten der Bürgerkrieg wieder in vollem Gange. Weniger der schlaffe Humâjun, als sein tüchtiger General Beiram-Chân wußte mit Thatkraft und Geschick die Zersplitterung der afghanischen Kräfte und die allgemeine Sehnsucht des Volkes nach der Wiederkehr geordneter Zustände zur Herstellung der mongolischen Herrschaft zu benutzen: bei Sfirhind[1]) erlitten die Afghanen 962 (1555) gegen die fast ohne Widerstand durch das Pendschâb gezogenen Kaiserlichen eine Niederlage, die bei der Lage der Dinge eine entscheidende sein mußte. Wenige Wochen später zog Humâjun wieder in die vor fünfzehn Jahren verlassene Residenz ein, deren Bevölkerung, sich des großen Bâbur erinnernd, ihn mit Jubel empfing.

Es war kein Unglück, daß der gute Kaiser ein paar Monate später durch einen Fall von der Marmortreppe seines Palastes sich tödtliche Verletzungen zuzog (963 = 1556). Sollte aus dem Mongolenreiche in Indien etwas werden, so mußte es in andere Hände kommen; und war auch der Humâjun nachfolgende Sohn Akbar (963—1014 = 1556—1605) erst dreizehn Jahre alt, das Glück Indiens wollte es, daß zwischen den Intriguen eines orientalischen Hofes, die mehr als einmal auch dem jugendlichen Fürsten gefahrdrohend wurden, hier ein Charakter heranreifte, der in der Geschichte der Menschheit denkwürdig, in der Geschichte des Islâms einzig dasteht. Freilich ist kaum zu sagen, ob man diesen größten der Mogulkaiser überhaupt noch unter die Muslime rechnen darf. Aber die Geschichte des Islâms darf ihn sich nicht entgehen lassen: ist er doch, nach dem Vorgange von ein paar seltenen Männern wie Abu'l-Alâ (I, 577) und Omar Chaijâm (oben S. 98. 196), der einzige im mohammedanischen Bekenntniß aufgewachsene Fürst, des Streben es war, die Beschränktheit dieser beinahe particularistischsten aller Religionen zu wahrem Menschenthume zu veredeln. Natürlich mußte das mißlingen; aber das Streben wie der Mann sind groß.

Ich verlasse, indem ich von Akbar zu sprechen beginne, die äußere Geschichte des mohammedanischen Indiens, bis auf eine gelegentliche Andeutung ihres ferneren Verlaufes, für die sich später noch ein Platz finden wird. Daß der Herrscher, dessen Regierung noch heute dem Nordindier das goldene Zeitalter seines Vaterlandes darstellt, kraftvoll seine Autorität im Umkreise von ganz Hindustân festgestellt, daß er das noch einige Zeit den Afghanen verbleibende Bengalen, daß er später Mâlwa, Chandêsch, Tschitor und Gudscherât wieder für das Gesammtreich zurückgewonnen hat, darf hier ohne einzelne Ausführungen allgemeine Erwähnung finden (vgl. S. 400. 402 f.); es sind nicht diese äußeren Erfolge, die sich allmählich mit den Verhältnissen der zunehmenden europäischen Ansiedlungen in Indien zu berühren anfangen,

1) Der Ort besteht noch jetzt; er liegt ein paar Meilen südlich des Sfatledsch an der Eisenbahn von Lahore nach Dihli.



Mauſoleum des Kaiſers Humajun.

welche unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch nehmen dürfen. Was bei seinem Großvater Bâbur die Kunst des Krieges und der Diplomatie, das ist bei Akbar der umfassende Blick eines großen Politikers und eines nicht augenblicklichen taktischen Erwägungen, sondern wahrhaft idealen Zielen zu Liebe seine Maßregeln treffenden Staatsmannes. Man kann es bedauern, daß Akbars Lebensbeschreibung (sofern meine Erinnerung mir treu bleibt) nicht einmal unserem Lessing in die Hände gefallen ist. Es wäre ein Mann

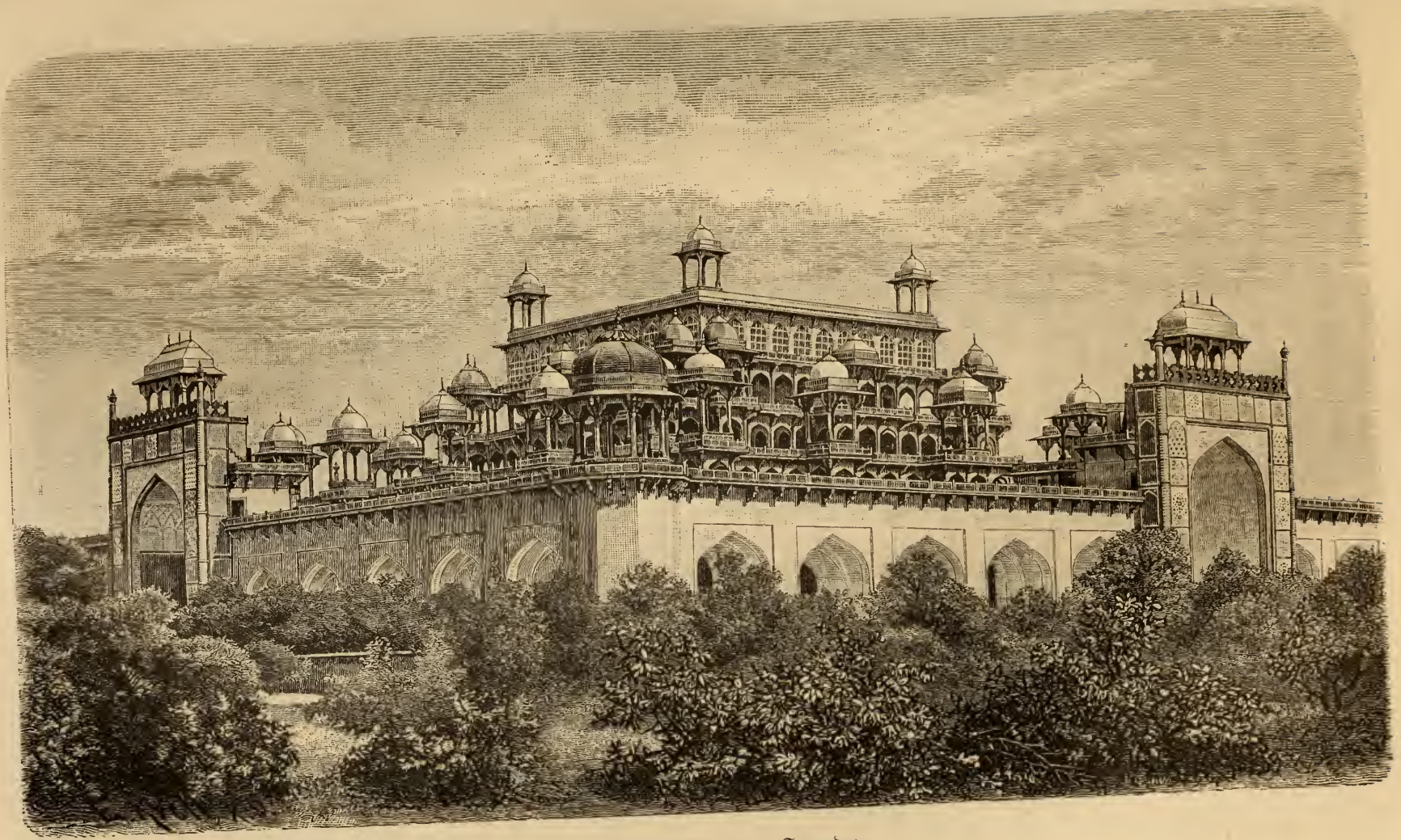
Kaiser Akbar.

für ihn gewesen: dieser Nachkomme eines Ungeheuers wie Timur, welchem der Begriff „Mensch" überhaupt niemals vorgekommen ist, hat den für einen Orientalen unglaublichen und auch für viele Abendländer nicht eben selbstverständlichen Gedanken gefaßt, Indien nicht für seine eigene Person, oder für den Islâm, sondern für die Indier zu regieren.

Gute Muslime sind die Mongolen und die nach ihnen arteten niemals gewesen. Heutzutage sind sie Buddhisten, und das ist recht gut, denn die träumerische Religion hat die einstigen Weltverwüster vorläufig zur Ruhe gebracht: früher hielten sie's mit dem Glauben, der ihnen politisch zu nützen versprach, offiziell, und für sich mit dem alten praktischen Heidenthum —

wenn sie nicht, wie Bábur, vor einer großen Entscheidung das Bedürfniß nach etwas Positiverem empfanden. Das muß man berücksichtigen, will man den Akbar nicht auf eine zu künstliche Höhe sich hinaufschrauben; aber selbst dann bleibt, wenn man ihn mit allen übrigen Herrschern des Morgenlandes vergleicht, genug für unsere Bewunderung zurück. Dieser Padischáh ist der erste und einzige gewesen, der an die Stelle von Siegern und Besiegten gleichberechtigte Bürger eines und desselben Vaterlandes hat setzen wollen; und so weit das vor dem 18. Jahrhundert möglich war, hat er auch den Begriff einer lediglich auf die eigene Verantwortlichkeit des Menschen gestellten Religiosität geahnt, den wir mit dem Worte „Gewissensfreiheit" zu kennzeichnen pflegen. So aufgeklärt wir sind, haben wir bekanntlich eine allgemein giltige Definition dieses Begriffes bis heute nicht gefunden; Dr. Martin Luther, der sich schon etwas früher, als der Mongolenkaiser, darum bemühte, ist auch nicht damit fertig geworden: so wird man entschuldigen müssen, wenn Akbar als gekrönter Dilettant schließlich nur ungefähr so weit gekommen ist, wie Kaiser Joseph II., nämlich zu einem Ideal des allgemeinen Menschenthums, das unerfüllt bleiben mußte, weil es für die Menschen von Fleisch und Blut, für welche es bestimmt war, der Anschaulichkeit und Handgreiflichkeit entbehrte. Ohne die ist nun einmal auf die Massen nicht zu wirken. Man kann sie dazu bringen, an die faustdicksten Wunder, z. B. die berühmte Himmelsreise des Propheten (I, 86 f.), zu glauben; aber nur nicht an bilderfreie Ideale. Das ist in der Menschennatur begründet; wenn aber bilderfreie Ideale — ich sehe hier natürlich von individuellen religiösen Ueberzeugungen ab — das Höchste sind, wozu sich ein in den Banden eines beschränkten Dogmatismus aufgewachsener Mensch aufzuschwingen vermag, so verdient auch Kaiser Akbar unter die Höchststrebenden unter den Fürsten eingereiht zu werden. Freilich mußte er seiner ganzen Stellung nach dabei noch einen großen Fehler begehen. Der Constitutionalismus ist, ob zum Heile der Welt steht dahin, auch außerhalb Englands in unserem Jahrhundert sehr in Blüte gekommen; der Orient hat ihn bis jetzt nicht begriffen, und im 16. Jahrhundert darf man natürlich solche Finessen dort erst recht nicht suchen. Der Freisinn absoluter Regierungen aber besteht nicht darin, den Menschen glauben zu lassen, was er will, sondern ihm freisinnige Anschauungen aufzudrängen, wie die in der Praxis allerdings häufiger vorkommenden dogmatisch befangenen Regierungen den Unterthanen ihre etwaige dogmatische Befangenheit zu erhalten bemüht sind. So ging Akbars Bestreben, nachdem er mit den positiven Religionen fertig geworden war, dahin, eine nicht positive Religion, d. h. eine Religion, die keine Religion war, in seinem Reiche zur Herrschaft zu bringen.

Abgesehen von irgend welchen eignen Ansichten, darf man Akbars religiöse Entwicklung nicht vorschnell verurtheilen. Er war ein aufrichtiger Wahrheitsucher; jeder Verdacht, daß er sich religiöser Motive zu politischen Zwecken hätte bedienen wollen, liegt hier fern. Er hat, als ihn die muslimischen Ulemá nicht befriedigten, sich an die indischen Brachmanen gewandt, er hat

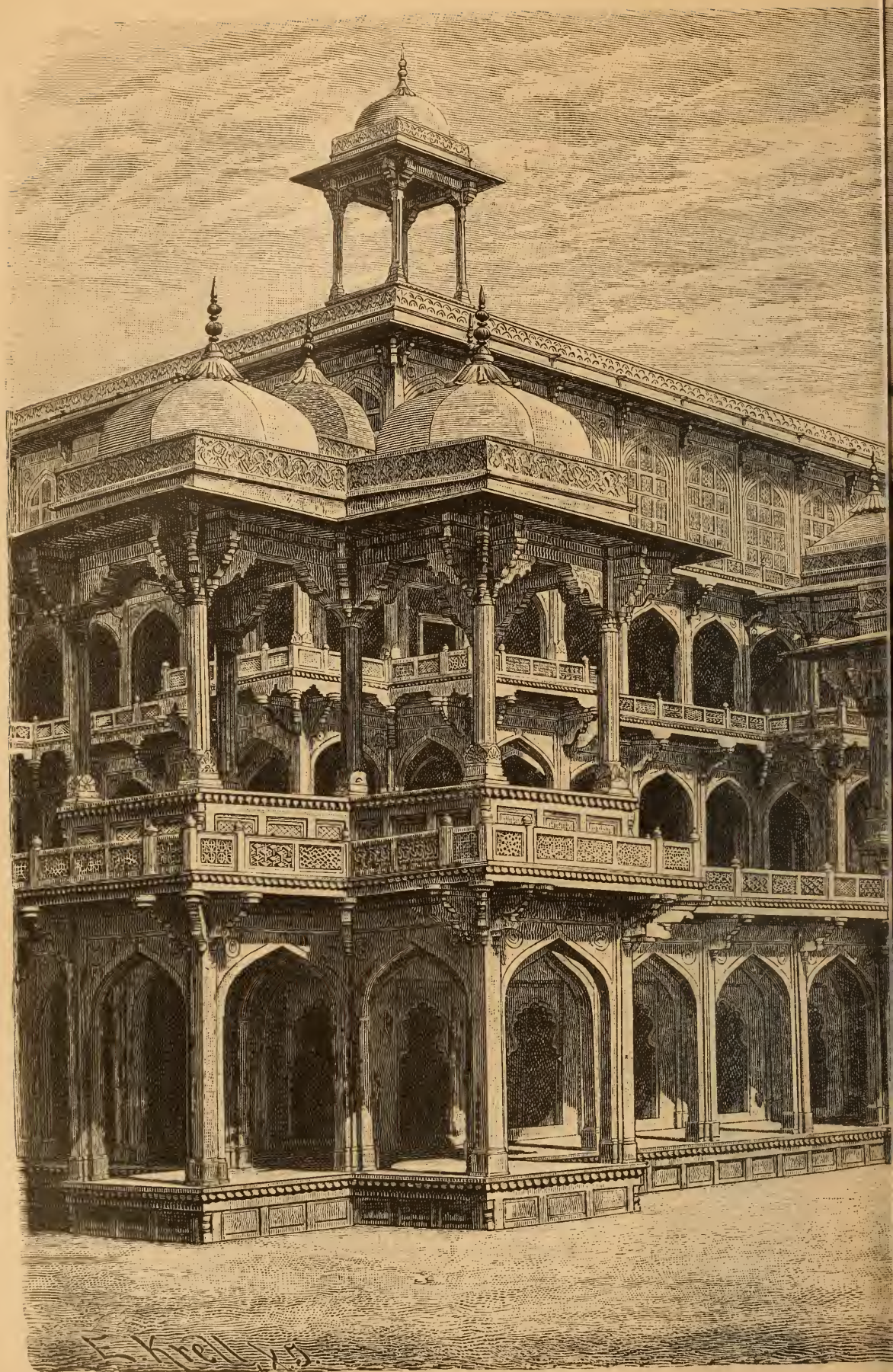


Mausoleum Akbars zu Secundra.

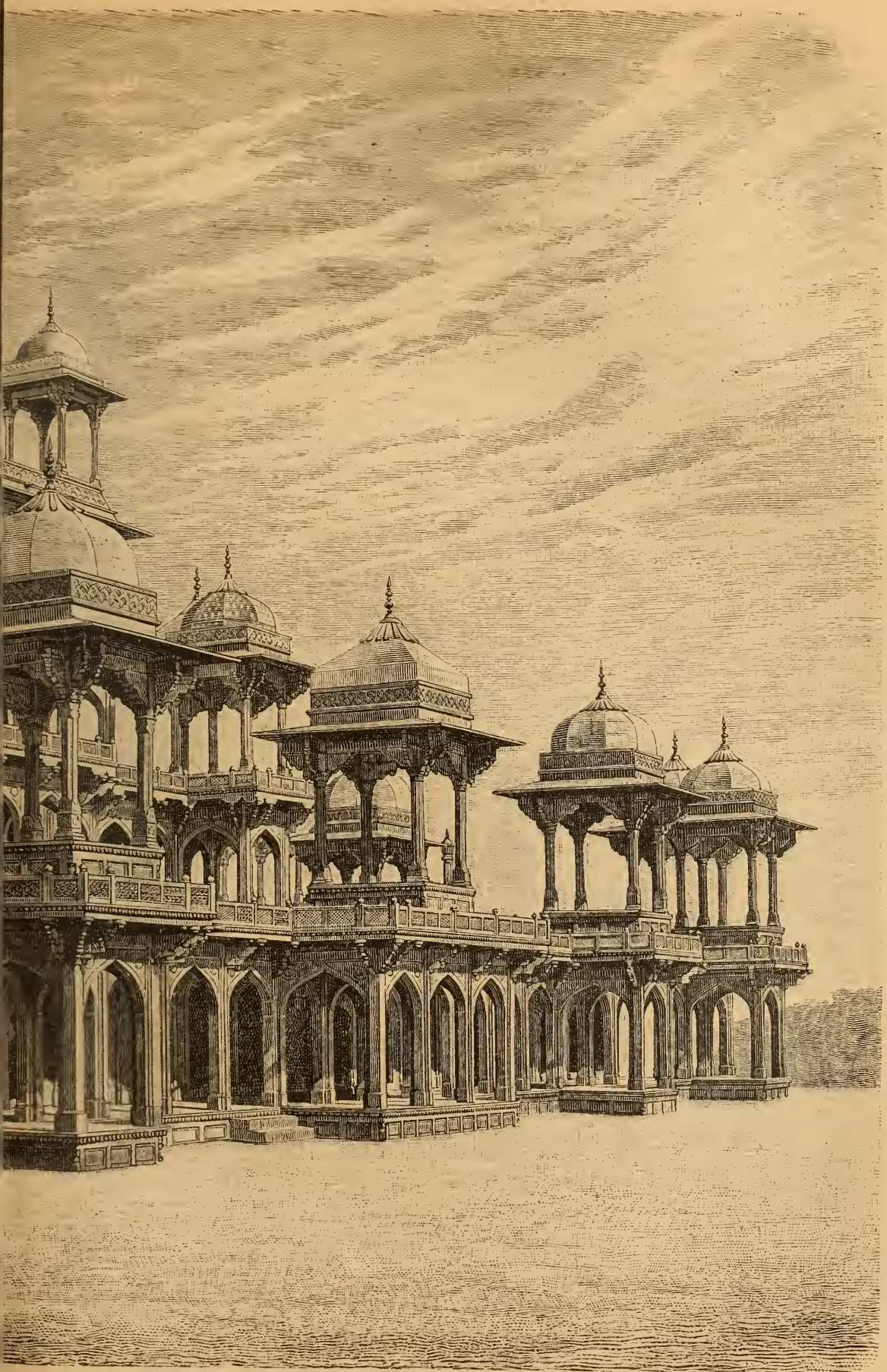
sich schließlich Jesuitenpatres — und wir wissen, wenn es nicht ohnehin selbstverständlich wäre, daß man ihm nicht die wenigst gescheiten geschickt hat — von den Portugiesen in Goa erbeten, um hinter das große Geheimniß zu kommen. Wer heutzutage von uns diese verschiedenen Cursus — je einen in den verschiedenen „Lehrtropen" des Protestantismus kann man zugeben — gründlich durchmachte, würde vermuthlich, vorausgesetzt, daß keine bestimmte Neigung des Gemüthes ihn zu einem der verschiedenen Bekenntnisse zieht, zu dem Schlusse kommen, daß man jedem Auge gestatten müsse, diejenigen Strahlen der ewigen Wahrheit auf sich wirken zu lassen, die es zu unterscheiden im Stande ist; der morgenländische Kaiser des 16. Jahrhunderts zog aus der Unvereinbarkeit der Lehren, von welchen ihn keine zu gewinnen wußte,[1]) die Folgerung, daß sie alle nichts taugten, und daß es ihm Pflicht sei, eine neue zu finden, welche allen Ansprüchen genügte. Er war mit dieser allerdings fehlerhaften Anschauung immerhin denen seiner abendländischen Collegen etwas voraus, welche sich ihre Dogmatik von andern Leuten dictiren ließen, und dann nach dem Grundsatze cuius regio eius religio verfuhren. Heinrich VIII. von England natürlich ausgenommen, dessen Dogmatik aber hinter der Akbars zurücksteht, weil dieser schließlich so unmohammedanisch wurde, den Anhängern seines neuen Glaubens die Vielweiberei zu untersagen: denen, welche ihr altes Bekenntniß vorzogen, hat er zudem, sofern sie den Mund hielten, nie das Leben sauer gemacht.

Akbar war natürlich kein nach unseren Begriffen geschulter Philosoph, seine neue Religion, der dín-i-iláhi („die göttliche Religion") mehr eine Negation muslimischer Dogmen mit pantheistischem Anstrich, als ein in sich logisch gegliedertes System. Zur Formel wurde schließlich dafür unter dem Treiben der Schmeichler das ursprünglich den Kriegsruf der Mohammedaner darstellende Alláh akbar, dessen früher klarer Sinn „Allah (ist) der Höchste" nun freilich die für den Gläubigen blasphemische Nebendeutung zuließ „Allah (ist) Akbar", was je nach dem Bedürfniß des Kaisers oder einer übereifrigen Umgebung im allgemeinen oder besonderen Sinne verstanden werden konnte. Die arme mohammedanische Geistlichkeit war in Verzweiflung; offiziell mußte sie schließlich (987 = 1579), nach Verschickung der charakterfesteren unter den Ulemá „zur Pilgerfahrt nach Mekka", was in Indien immer schon für etliche Jahre reichte, in die Hände des Kaisers abdanken; aber wie den Leuten dabei zu Muthe war, kann man sich denken. Indeß, trotz allem halb Komischen, halb Traurigen, was diese in unseren Augen so groteske und in ihren ersten Beweggründen doch so achtungswerthe Stiftung der „göttlichen Religion" mit sich gebracht hat, ein Großes ist unter allen Umständen an ihr: sie bricht

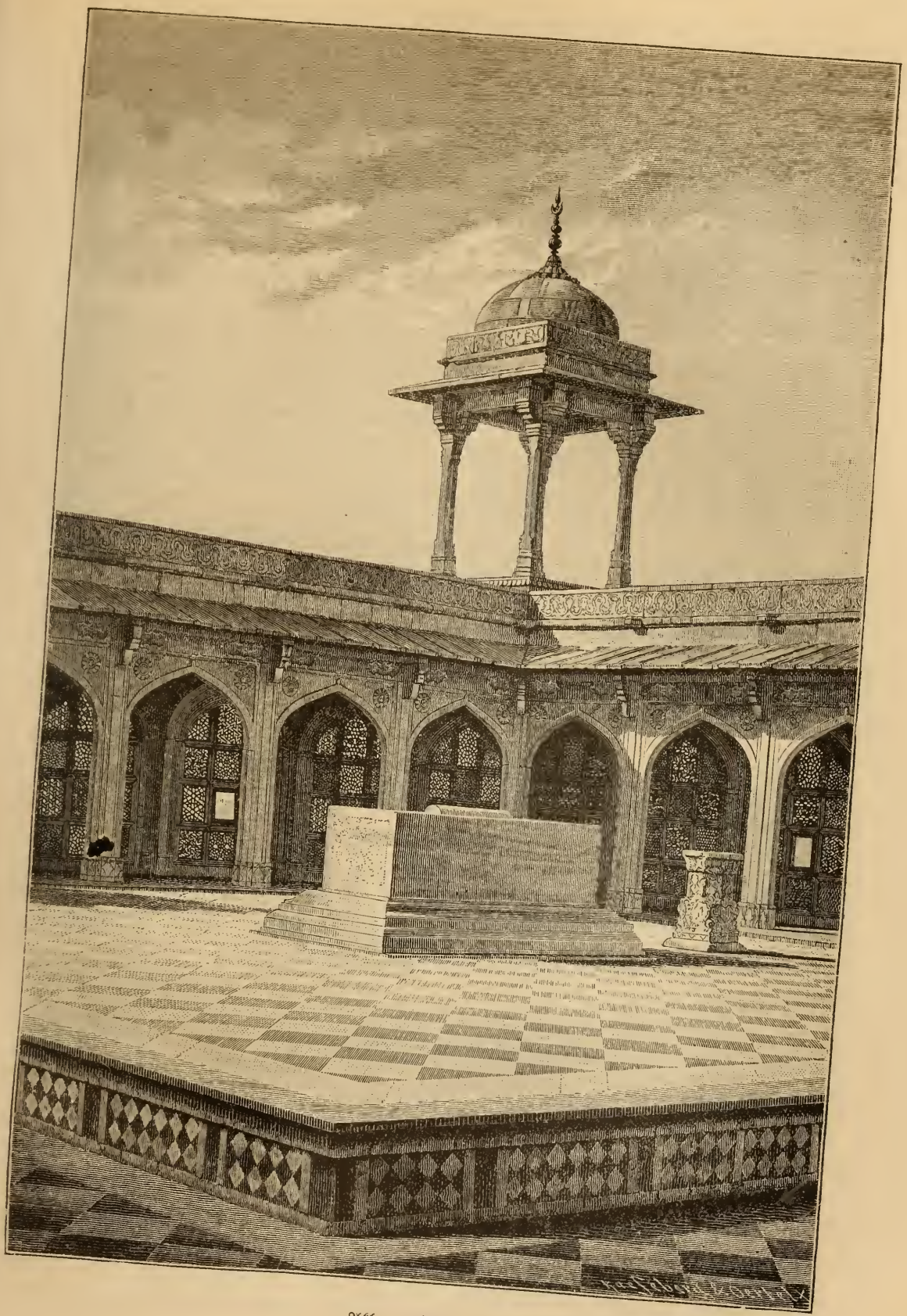
1) Der Jesuit du Jarric „beklagt bitter seine Halsstarrigkeit und theilt mit, daß der rastlose Verstand dieses Mannes sich nie bei einer Antwort beruhigt, sondern beständig weiter gefragt habe." Schlimm, sehr schlimm; — er hätte sich vielleicht nicht einmal bei den sieben Welträthseln der neusten Naturwissenschaft beruhigt. S. Graf F. A. v. Noer, Kaiser Akbar, I, Leiden 1880, S. 485.



Mauſoleum d



aiſers Akbar.

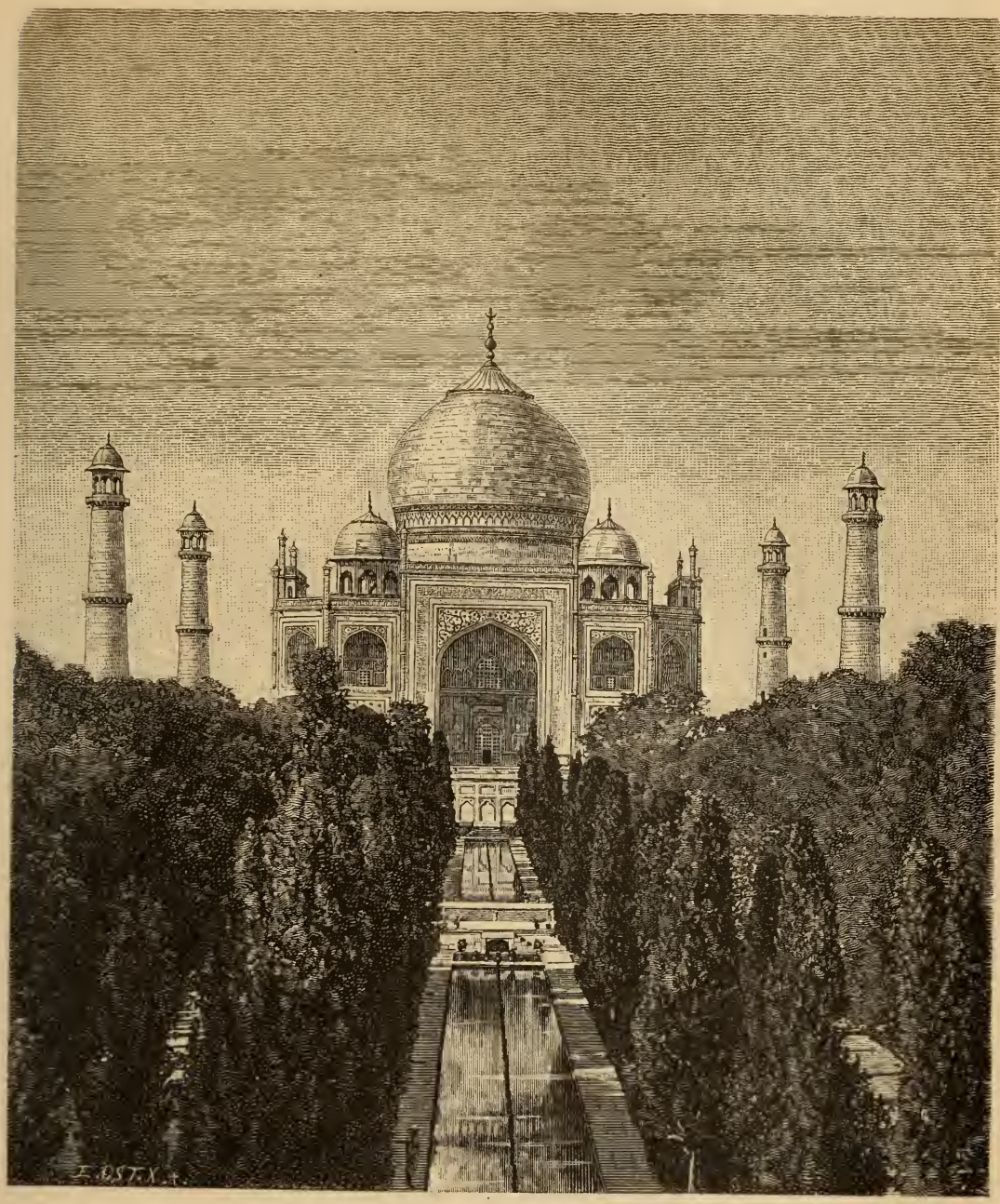


Akbars Grab.

mit der ausschließlichen Herrschaft des Mohammedanismus, und indem sie kaum halbverhüllt indischen religiösen Gedanken, ja indischen religiösen Gebräuchen offizielle Geltung gewährt, beabsichtigt sie einer Gleichberechtigung zwischen Muslimen und Hindus die Wege zu ebnen, welche gänzlich unmohammedanisch, aber ächt menschlich gewesen ist. Hier trafen die religiösen Ideen des Kaisers mit den politischen zusammen. Daß eine so kleine Minorität, wie die der herrschenden Mohammedaner, auf die Dauer über die vielfache Mehrheit der Indier die Oberhand behalten könnte, hat ein so kluger Mensch nicht zu glauben vermocht. So that er Alles, um die unmögliche Aufgabe einer Versöhnung zwischen zwei Menschenclassen, von welchen die eine Schweine, aber keine Kühe, die andere Kühe, aber keine Schweine aß, zu lösen. Auf die künstlichste Weise brachte er es dahin, daß ihm eine Tochter eines Radschputenfürsten — die ja durch die Heirath mit einem Andersgläubigen ihre Kaste verlor — zur Ehe gegeben wurde, und mit jeglichem Lohne und jeglicher Ehre wurde der Radschputenführer überschüttet, der sich bewegen ließ, in seinem Heere Dienste zu nehmen. Es gelang schließlich doch besser, als zu erwarten gewesen: die Bedeutung von Akbars Persönlichkeit und das gut verstandene eigene Interesse brachten Muslime wie Indier allmählich einander näher; die Radschputenschwadronen wie die türkischen Kanoniere lernten sich vor Allem als Truppen des großen Kaisers fühlen, eine gegenseitige Duldung, wenn auch nicht Verständigung griff mit der Zeit Platz. Dazu kam eine vortreffliche Verwaltung, die unter Akbar, auch wieder mit Beseitigung der drückenden Privilegien der Muslime, in den Provinzen eingerichtet und aufrechterhalten ward; mohammedanische wie neuere Schriftsteller wollen das Verdienst insbesondere einer guten Polizei, einer gerechten Steuervertheilung, eines geregelten Postdienstes u. s. w. schon dem Schir-Schâh zuwenden, doch ist dagegen mit Recht geltend gemacht worden, daß die kurze Regierungsdauer des wackeren Afghanen, vorzüglich wenn man die fortwährenden Kriege, in die er verwickelt war, berücksichtigt, allerdings zur Herstellung einer gewissen Ordnung, aber kaum zur Durchführung grundsätzlicher Verwaltungsreformen genügt haben kann.

Akbar hat als Herrscher von den hergebrachten Gewaltsamkeiten der orientalischen Fürsten sich nicht freigehalten: im Privatleben wie in allen Dingen, die entfernt sein persönliches Interesse angingen, war er von einer höchst achtungswerthen Gewissenhaftigkeit. Es ist rührend zu beobachten, wie mit jedem kühneren Schritte, den er über den mohammedanischen Katechismus hinaus thut, seine Strenge gegen sich selbst, sein Bedürfniß nach Bethätigung einfacher, ja asketischer Lebensweise zunimmt, wie die heiteren Stunden im Kreise geistreicher Freunde mehr und mehr vor Fasttagen und Zeiten unausgesetzter ernster Betrachtung weichen müssen. So erscheint er, ohne von den Schwächen seiner Zeit und seiner Heimath sich vollkommen loszulösen, doch als Mensch bewunderungswürdig, als Herrscher unvergleichlich: über seinen Grundsatz, Hindus und Mohammedaner zu keiner Glaubensverleugnung direct

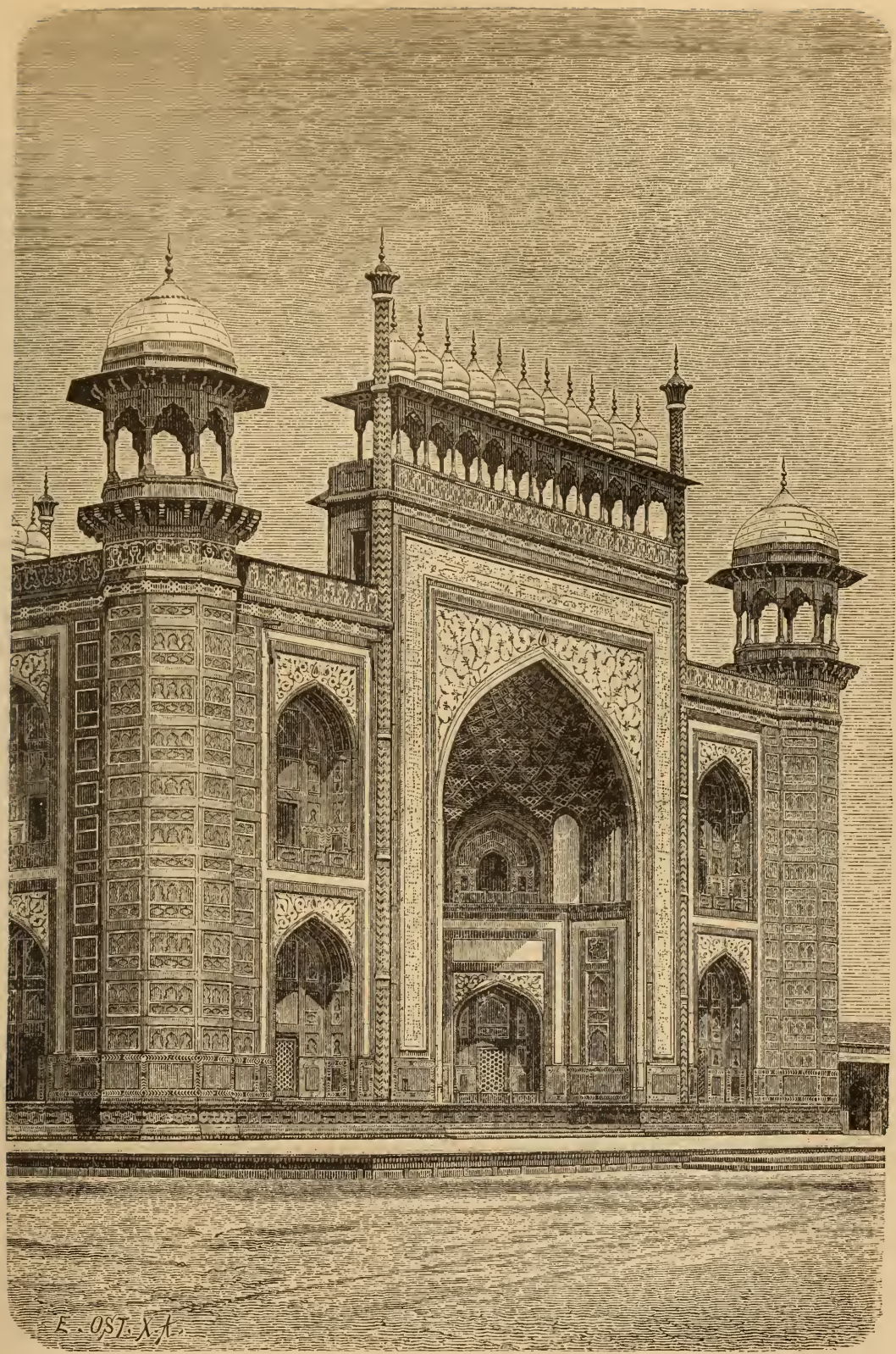
zu zwingen, sondern zu einem nach seiner Ueberzeugung ihrer Beider Religionen vorzuziehenden Bekenntniß nur freundlich oder durch die unwillkürlichen Reize



Tádsch-i-Mahall:
Grabmal einer Gemahlin des Schâh Dschehân in Agra.

einer verhältnißmäßig harmlosen Staatskirche einzuladen, — über diesen Grundsatz hinaus sind bis heute auch die Engländer in Indien nicht gediehen; und in Erwartung dessen, was eine höhere Macht über die Zukunft auch dieses Volkes beschließen wird, muß man, glaube ich, sagen, daß diese Politik

aus dem 16. Jahrhundert noch heute die einzig segensreiche sein kann. Jedenfalls hat ihr Ergebniß, eine erhebliche Sänftigung des Gegensatzes zwischen Muslimen und unbekehrten Hindus, noch lange nachgewirkt, obwohl die Nachkommen Akbars nicht eben viel thaten, in dem Sinne des großen Kaisers fortzuregieren. Die beiden nächsten, Dschehán-Gír („Welteroberer", 1014 bis 1037 = 1605—1627) und Schah Dschehán („Weltenkönig", 1037 bis 1068 = 1628—1658) waren „Großmoguls" in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, doch mit einem widerwärtigen Beisatz orientalischer Lüsternheit und Grausamkeit; schon bei den Thronwechseln, welche sie zur Regierung brachten, fehlte es nicht an blutigen Scenen, und deutlich sah man bereits, als Dschehán-Gír starb, die alte Feindschaft zwischen Radschputen und Muslimen wieder aufleben. Núr-i-Mahall „das Licht des Harems", die Lieblingsfrau des Dschehán-Gír, die als Heldin in Moores liebenswürdiger Lalla Rookh in so freundlichem Lichte erscheint, war der That nach eine höchst bösartige und dabei ungebildete Intrigantin — danach kann man die ganze Wirthschaft sich ungefähr ins Wirkliche übersetzen. Ein Verdienst hat wenigstens der zweite der Beiden: er hat, so fleißig wie vor ihm Akbar, und wenn mit weniger Charakter, so doch in unvergleichlicher Grazie, bauen lassen — das Grabmal einer geliebten Frau, das auf seinen Befehl in Agra errichtet worden ist, das Tádsch-i-Mahall („Krone des Harems") ist zwar nicht das schönste, jedenfalls aber das graziöseste Bauwerk in ganz Indien geblieben. Ein Charakter kam indeß erst wieder mit Aureng-Séb („Throneszier") zu langer, diesmal leider unheilvoller Herrschaft (1068—1118 = 1658—1707). Er begann sie mit der Entthronung seines Vaters und der Ermordung zweier Brüder, die ihm, vielleicht auch nicht viel besser als er selbst, im Wege standen: und führte sie fort im Geiste eines engen Confessionalismus, der von Akbars segensreicher Toleranz auch die letzten Spuren als scheußliche Ketzerei beseitigte. Der Mensch hat eine unheimliche Aehnlichkeit mit Ludwig XI., nur ins Mohammedanische übersetzt, das heißt, nicht etwa frömmer, verworfener oder grausamer, wohl aber durch seine Frömmigkeit beschränkter gegen die wirklichen Interessen seines Hauses. Möglich, daß er an die Fähigkeit seiner muslimischen Unterthanen zur Entfaltung eines Alles niederwerfenden Fanatismus gegen die Hindus von Südindien und die stärker und stärker an die Pforten des Reiches klopfenden Europäer glaubte: in jedem Falle war die Rechnung falsch. Eins freilich hat der entsetzliche Despot noch fertig gebracht: er hat mit dem Aufgebot aller Kräfte seines großen Staates, mit Zuhilfenahme von Verrath und Arglist die islamischen Königreiche des Dekhan (S. 402) seinem Scepter für den Augenblick unterworfen und weit in das heidnische Südindien hinein den Schrecken der islamischen Glaubenskriege getragen: aber mit der englischen Garnison von Madras hat er einen Vertrag geschlossen, dessen bloßes Zustandekommen die schärfste Kritik sämmtlicher Thaten dieses Glaubenshelden war, und nach der anderen Seite vermochte er, der alles Indische verfolgte, nicht der Radschputen und der im Randgebirge vor Bombay und Surate immer



Portal des Tâdsch-i-Mahall in Agra.

kräftiger auftretenden Machratten Herr zu werden, die ihm für die Verfolgung des indischen Wesens mehr als eine blutige Quittung ertheilt haben. Während er gegen Ende seiner Regierung nicht einmal durch gröblichen Schwindel den Schein aufrecht erhalten konnte, als wäre etwas an der Ausbreitung des Islâms über die südindischen Gebiete oder an den mit Pomp verkündeten Siegen über die neu erwachten Bewegungen im Westen, bereiteten seine Söhne sich vor, dem Beispiele zu folgen, das er ihnen gegeben hatte: sich und die Kräfte des Reiches im Bruderkriege aufzureiben. Nach dem Tode des Aureng-Séb, der, wenn ein beschränkter, so doch ein energischer und consequenter Tyrann gewesen ist, hat sich Niemand mehr gefunden, dem Namen des Großen Moguls Bedeutung zu geben. Ungestraft konnten Sikhs, Machratten, Afghanen, die Perser unter Nâdir Schâh (S. 380) das in sich verfallene und immer mehr auch nach Außen zerfallende Reich mißhandeln — es waren in der That nicht mehr die Nachkommen des Welteroberers Timur, die in der Geschichte Indiens eine maßgebende Rolle spielten, schon lange bevor 1857 (1274) die Engländer den letzten Schatten des einstigen Kaiserthums wegwischten.

Während in Indien der Versuch sich vorbereitete, dem Islâm wider seine innerste Natur Ideen aufzudrängen, die für den Propheten und seine gesammte geistige Nachkommenschaft viel zu gut sind, hatte Mohammeds Religion am entgegengesetzten Ende der Welt bereits längst Bankerott gemacht. Es ist unsere Pflicht, auch auf dieses, wenn melancholische, doch im Vergleiche zum Osten weniger trostlose Schauspiel noch einen Blick zu werfen. Wie sie auch geendet hat, sie ist weder für das eigne Land, noch für die Civilisation Europas ohne Frucht gewesen, die wechselnde und doch überall so reizvolle Geschichte des Islâms in Spanien.

Dritte Abtheilung.

Der Westen.

Die
WESTLICHEN LÄNDER
des
ISLAM.
Maßstab 1:12.600.000.
MITTELLÄNDISCHES MEER
NUMIDIEN
Balearen
Corsica
Sardinien
Genua
Pisa
Rom
Neapel
Salerno
Tarent
Bari
Rossano
Cosenza
Stilo
Cotrone
Mileto
Palermo
Messina
Reggio
Mazara
Catania
Taormina
Castrogiovanni
Girgenti
Syracusa
Tunis
Kairouan
Mahdija
Sfakis
Gabes
Tripolis
Bona
Bedscha
Tabarka
Kitama
Bilisma
Mohammedija
Msila
Elkala
Tobna
Bidschaja
Algier
Scherschel
Aschir
Tahert
Tlemssen
Walili
Fes
Tetuan
Tanger
Ceuta
Gibraltar
Tarifa
Algeciras
Cadiz
Jeres de la F.
Sevilla
Alcalá
Alhandega
Salamanca
Coimbra
Porto
Zamora
Simancas
Osma
S. Estevan
Burgos
Calahorra
Najera
Junquera
Pamplona
Roncevaux
Toulouse
Carcassonne
Narbonne
Nimes
Marseille
Fraxinetum
Huesca
Tudela
Saragossa
Lerida
Ruada
Barcelona
Cutanda
Albarracin
Teruel
Cuenca
Ucles
Toledo
Talavera
Coria
Merida
Badajoz
Alhanje
Sallaka
Beja
Mertula
Alcarcos
Calatrava
Alpuente
Valencia
Denia
Alicante
Orihuela
Murcia
Carthagena
Lorca
Baza
Guadix
Granada
Loja
Antequera
Malaga
Almanecar
Almeria
Cordova
Arjona
Jaen
Ecija
Lucena
Carmona
Arcos
Archidona
Rondas
Medina
Sidonia
Tajo
Guadiana
Guadalquivir
Guadalajara
Alcala
Ebro
Garonne
Ssidschilmassa
Gadames
Tabarka
Bedscha
Karthago
Ssusa
El Urbus
Gebel Auras
Ssebu
Nakur
Rif
Algarve
Silves
St. Maria d'Algarve
Porto
Santiago
Oviedo
Leon
Garigliano
Gaviano
Tajo
Guadiana
Guadalquivir
Ebro
Garonne
Sardinien
Corsica
Gr. Ocean
0 L v 4 Greenw.
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.
Entw. u. gez. v. H. Lullies.

Erstes Buch.

Befestigung und Blüte des arabischen Reiches in Spanien.

Erstes Capitel.

Der Falke der Koreisch.

Seit langer Zeit ist das einst so mächtige Spanien von der Höhe seiner Weltherrschaft herabgestiegen, und nur seinem charaktervollen Sinne verdankt es das stolze Volk, wenn im Rathe Europas heute noch mit ihm gerechnet wird. Was aber im Wechsel der Schicksale unverändert sich erhalten hat, das ist der eigenthümliche romantische Reiz, welchen Land und Leute, Natur und Geschichte auf Jeden üben, der auf irgend einem Wege ihnen näher zu treten sich anschickt, ein Reiz, von dem selbst der Ununterrichtete fast willenlos sich berührt fühlt, wenn nur der Name Spanien erklingt. Schroffheit der Gegensätze und Fremdartigkeit des Wesens pflegen es zu sein, die solche romantische Stimmung hervorrufen, und in der That fehlt es nicht dem Lande noch seinen Bewohnern an dem Einen und Andern. So wenig gegliedert die Masse der großen Halbinsel auch sein mag, eine viel schärfere Scheidung rufen ihre rauhen und unzugänglichen Sierren, ihre reißenden Ströme zwischen den einzelnen Provinzen hervor, als etwa die tiefgreifenden, doch auf flinken Schiffen rasch zu durchschneidenden Arme, welche das ägeische Meer zwischen die griechischen Bergketten hineinstreckt. Noch heute weigert sich der Catalonier den spanischen Namen zu tragen, hütet der Baske mit eifersüchtigem Mißtrauen die eigenthümliche Sonderstellung, welche die natürliche Festung seines Gebirges ihm zu bewahren geholfen, fühlt sich der Castilier über den Leonesen oder gar Gallego erhaben, träumt der Andalusier von einer Lösung des Bandes, welches ihn an die Herren von Madrid fesselt; und wie die zerrissenen Bergländer des Nordrandes von der kahlen Hochebene zwischen Guadarrama und Morena und von den lachenden Gefilden des Guadalquivir, der Vega Granádas, dem palmengeschmückten Gestade von Málaga, so unterscheidet sich der halbprovençalische Bewohner Barcelonas, der flinke Baske von dem gravitätischen Toledaner und dem heißblütigen Südländer aus Córdova oder Sevilla. Und was ihnen allen, zum Theil veranlaßt eben durch die Schärfe der räumlichen Trennung, zum Theil auch

wohl durch die Abgeschlossenheit der ganzen Halbinsel hinter ihrem Pyrenäenwall, gemeinsam ist: die Neigung, jede Charaktereigenthümlichkeit, jede Leidenschaft bis zur äußersten Grenze zu entwickeln, die Furchtlosigkeit wie die Ehre und den Stolz, die Liebe wie den Haß und die Eifersucht, die Gläubigkeit wie den Unabhängigkeitssinn, das verleiht der Nation wie dem Einzelnen in unseren Augen jenen Zug einer fremdartigen Größe, der in dem Auftreten des spanischen Edelmannes, sei er ein Alba oder ein Don Quixote, zum vollendetsten Ausdrucke kommt. Und wie erhöht sich dieser Reiz des Fremdartigen dem, welchem das Wort Alhambra ans Ohr tönt! Da ziehen aus dem „Gesetzesthore", welches die Herrlichkeiten des Zauberpalastes hütet, die Schaaren der muslimischen Ritter hervor in der Pracht ihres saracenischen Waffenschmuckes, da hallt, wenn sie zum Angriffe auf das Christenheer ansprengen, der arabische Schlachtruf über die Ebene; und den heimkehrenden Sieger erwartet die Seligkeit der andalusischen Sommernacht an der Seite einer großäugigen Schönen des Morgenlandes oder einer blonden Christin, die ihr Herz zwischen ihrem Glauben und ihrer Liebe theilt — während fernher die melancholische Klage einer maurischen Romanze ein leises Echo weckt. Träume kriegerischen Heldenthums und wehmüthigen Liebesleids, wie sie Cherubinis Abencerагen, Beethovens siebente Symphonie[1]) dem lauschenden Ohre offenbaren können; und doch auch Wirklichkeit, Geschichte. Mehr als sonst gewöhnlich decken sich hier Dichtung und Wahrheit, Sage und Erlebtes, wenn nicht den äußeren Umrissen, so dem inneren Gehalte nach: auch der thatsächlichen Gestaltung des spanischen Araberthums eignet der romantische Schimmer, der seine Ueberlieferungen verklärt. Denn hier ist, nach schweren Kämpfen und für allzukurze Frist, aber in vollem gegenseitigen Durchdringen, eine Verquickung des orientalischen und des abendländischen Wesens erfolgt, wie sie an keiner andern Stelle sich ermöglicht hat. Fremdartig und voll schroffer Gegensätze zeigt sich uns jenes auch im Morgenlande selbst, aber nur unvollkommen vermag uns dort seine Romantik zu berühren, weil sein Verständniß zu viel künstliche Reflexion erfordert; wie aber in den Adern der meisten spanischen Muslime überwiegend baskisches, römisches und westgothisches Blut kreiste, nur so weit mit einigen arabischen Tropfen versetzt, wie es den hervorragenden Eigenschaften des merkwürdigen Volkes wirksamen Einfluß zu schaffen nöthig war, so ist die Art der aus solcher Mischung hervorgegangenen Menschen uns bei weitem verwandter, als die aller anderen Mohammedaner. Darum wirkt sie romantisch, nicht abstoßend.

Araber und Spanier sind es, welche die Cultur des abendländischen Islâms geschaffen haben; aber seine Geschichte zu gestalten ist ein dritter Factor am Werke gewesen — das Volk der Berbern. Berbern sind es gewesen, die unter Târiks Führung die Schlacht an der Frontera schlugen und den Sieg des Islâms über das Königthum der Westgothen entschieden (I, 425);

1) Marx, L. v. Beethovens Leben und Schaffen, Berlin 1859, Bd. II, S. 197.

Berbern haben auch später mehr als einmal ihr tapferes Schwert in die Wagschale der muslimischen Herrschaft werfen müssen, wenn die Wucht der christlichen Angriffe sie in die Höhe schnellen machte, und mit der Erschöpfung des berberischen Elementes ist auch das Ende jener Herrschaft besiegelt. Gering war ja die Zahl der Araber, welche mehr durch geschickte Benutzung von inneren Zwisten der berberischen Stämme als durch eigne Kraft das nördliche Afrika unterworfen hatten und nun mit der äußersten Mühe und bald mehr als zweifelhaftem Erfolge unter der Botmäßigkeit der Chalifen hielten; gering demgemäß auch die Menge derjenigen, welche in Spanien die herrschende Classe darstellten und diesen Anspruch nicht allein den besiegten Christen, sondern auch den eignen berberischen Bundesgenossen gegenüber aufrecht zu halten hatten. Daß es ihnen vorläufig gelang, ihn durchzusetzen, ist der eigentliche Daseinsgrund, daß sie niemals die Berbern ganz zu entbehren vermochten, die Schwäche des spanisch-arabischen Reiches gewesen; an ihr hat es vielfach gekrankt, ist es schließlich untergegangen. Denn die Berbern sind eine ihrer ganzen Ausstattung nach culturfeindliche Rasse, für deren geistige Beschränktheit und Schwerfälligkeit kein Kraut gewachsen zu sein scheint. So kam es, daß eher die Spanier und die Araber auf dem Boden gemeinsamer Civilisationsarbeit sich finden und versöhnen konnten, als eine wirkliche Ausgleichung zwischen ihnen beiden und den Berbern möglich war: fremd und ohne guten Willen blieben diese immerdar ihren Glaubensgenossen gegenüber stehen. Von den sämmtlichen großen Denkern und Dichtern des westlichen Islâms gehört, so weit meine Kenntniß reicht, nicht einer der berberischen Nation an, alle sind sie arabischer, abendländischer, oder aber jüdischer Herkunft: nur in der Theologie spielen die Berbern eine hervorragende, stets im Sinne fanatischster Orthodoxie durchgeführte Rolle. So besteht eine tiefe Kluft zwischen diesen Afrikanern und den übrigen Staatsangehörigen; und als die Kraft der Regierung abnimmt und den Gegensatz nicht mehr zu beherrschen vermag, sind es die Berbern, welche das glänzende Córdova halb zerstören und damit der auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangten spanisch-arabischen Cultur den ersten schweren Stoß versetzen. Und wenn sie später in dem Augenblicke, wo die eingerissene Kleinstaaterei den Fortschritten der christlichen Könige des Nordens keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen vermag, noch einmal für beinahe vierhundert Jahre die Stellung des Islâms wenigstens auf einem Theile seines ehemaligen Gebietes festigen — die übrigen Muslime müssen es theuer bezahlen: mit der berberischen Hegemonie auf der Halbinsel zieht der Geist einer engherzigen Unfreiheit und eines ebenso bildungsfeindlichen wie unduldsamen Fanatismus ein, welcher die eigentliche Blüte des geistigen Lebens bricht, so sehr auch die innere Regsamkeit der spanischen Araber dem lähmenden Drucke zu widerstehen sich abmüht.

Wie die ausschlaggebende Rolle der Berbern beweist, steht die Geschichte des westlichen Islâms vor allem Andern unter dem Einflusse seines Verhältnisses zu den *christlichen Staaten*. In der That läßt sich die acht-

hundertjährige Entwicklung dieser Geschichte fassen als der Verlauf der fast vom ersten Augenblicke der vollendeten Eroberung an begonnenen und unermüdlich fortgesetzten Versuche der christlichen Fürsten und Völker, den Islám erst allmählich in Spanien, dann über die Meerenge nach Afrika hin wieder zurückzudrängen. Es ist dies grade der Gesichtspunkt, unter welchem sich die spanisch-arabischen Ereignisse in den großen Zusammenhang der Weltgeschichte einreihen und sich mit der Geschichte Nordafrikas, Siciliens und Unteritaliens zu einem Gesammtschauspiele verbinden, ebenso wie im Osten die unlöslichen Beziehungen zwischen den drei Nationen der Araber, Perser und Türken die Geschicke der von ihnen bewohnten Länder als ein durch Jahrhunderte untrennbares Ganzes erscheinen lassen. Nicht sehr lebendig, wie schon aus geographischen und nationalen Gründen erklärlich, haben sich die Wechselwirkungen beider Gruppen des islámischen Ländergebietes auf einander entfaltet. Wohl suchten die Omaijaden und Abbaßiden des Ostens lange Zeit die Provinz Keirowán festzuhalten, wohl eroberten später umgekehrt die Berbern Aegypten für die Fatimiden: niemals aber hat der Einschnitt, welchen äußerlich die Syrten und die sandigen Gebiete von Tripolis zwischen dem Nildelta und den Westprovinzen markiren, politisch für längere Zeit überbrückt werden können; und so bedeutend der schon durch die Pflicht der Pilgerfahrt nach Mekka geförderte Verkehr von Reisenden zwischen West und Ost, so lebhaft der Austausch geistiger Interessen unter den Muslimen der beiden Staatensysteme auch immer sich gestaltet hat, wirklich zu überwinden ist weder die räumliche noch die innere Trennung jemals gewesen. Nun fehlt allerdings viel daran, daß man von einer fortgesetzten gemeinschaftlichen Entwicklung auch nur jener muslimischen Gebiete reden könnte, welche die Ränder des westlichen Mittelmeerbeckens berühren. Sicilien bleibt, dank seiner Inselgestalt, auch später ziemlich für sich und meist nur von den Schicksalen des benachbarten Unteritaliens beeinflußt, und selbst Nordafrikas Entwicklung wird erst ganz allmählich in erheblicherem Maße durch die Nachbarschaft des immerhin durch einen Meeresarm von ihm geschiedenen Spaniens bedingt. Und doch gehören die drei zusammen, wenn anders zwei getrennt aufgestellte, aber durch eine gemeinsame Reserve gestützte Vorposten unter sich und mit der letzteren eine Einheit bilden. Wie von den sich ausbreitenden Völkern des Abendlandes erst der eine, dann der andere dieser beiden Vorposten angegriffen wird — das muslimische Spanien von Leon-Asturien aus, Sicilien von den unteritalischen Normannen — wie jenes erst nach achthundertjährigen Kämpfen, dieses nach kurzer Gegenwehr dem Islám verloren geht, das werden wir als einheitlichen Act in dem großen Völkerdrama des Mittelalters aufzufassen und zu verfolgen haben. Wird naturgemäß die Kraft, mit welcher die christlichen wie die muslimischen Staaten in die Handlung eingreifen, durch ihre eigenen Verhältnisse im Innern bestimmt, so hängen die jeweiligen Erfolge oder Niederlagen der einen immer zur Hälfte von der Verfassung ab, in welcher sich die anderen befinden: Spaltungen zwischen den Christen pflegen

Siege der Muslime, Bürgerkriege unter diesen Fortschritte jener zur Folge zu haben. Die Entstehung des Königreiches Asturien-Leon wird durch den großen Aufstand der Berbern gegen die Araber vom J. 123 (741) und die bald darauf folgenden Zwiste unter den Arabern ermöglicht (vgl. I, 433), und umgekehrt sind es nur das andauernde Mißverhältniß zwischen den christlichen Fürsten von Leon, Castilien und Navarra und die häufigen Thronstreitigkeiten in diesen Häusern, welche in der Periode ihrer kleinstaatlichen Zersplitterung den Muslimen noch ein kümmerliches Dasein fristen. Der nothwendigen Beschränkung unserer Aufgabe gemäß dürfen wir es aber nicht versuchen, diese Wechselwirkungen, so interessant und lehrreich sie auch sein mögen, in gleichmäßiger Ausführlichkeit darzustellen: wir müssen uns an die islâmische Seite dieser Entwicklungen halten.[1])

1) Die folgende Darstellung (bis zur Mitte des zweiten Buches) muß sich rückhaltloser, als in den bisherigen Abtheilungen dieses Werkes der Fall war, auf maßgebende Arbeiten eines bedeutenden Historikers stützen. R. Dozy, der leider 1883 verstorbene berühmte holländische Orientalist, hat den größten Theil seiner Lebensarbeit der Aufgabe gewidmet, die Geschichte des muslimischen, zum Theil auch des christlichen Spaniens bis zum Anfange des 6. (12.) Jahrhunderts aus der groben Verwirrung zu lösen, in welche sie vor Allem durch den unzuverlässigen spanischen Schriftsteller Conde gerathen war. Die gradezu unglaublichen Schwindeleien, welche der Letztere unter der Firma von Angaben arabischer Geschichtschreiber den der Sprache unkundigen Historikern der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts aufgetischt hat, finden subjectiv eine gewisse Entschuldigung in seinen und seines Buches Schicksalen (vgl. Pascual de Gayangos, The History of the Muhammedan Dynasties in Spain, London 1840—43, Vol. I, S. XI f.), haben aber in der Sache die traurige Folge gehabt, daß sämmtliche Geschichtswerke über Spanien bis auf Dozy in den auf Condes Materialien beruhenden Theilen gradezu unbrauchbar sind. Dozy erst hat durch die Herausgabe einer großen Anzahl von Originalquellen, durch seine Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne (3. Ausgabe, Leiden 1881), endlich durch seine Histoire des Musulmans d'Espagne jusqu'à la conquête de l'Andalousie par les Almoravides (4 voll., Leiden 1861) hier an allen Punkten der Wahrheit zum Siege verholfen. Seine Arbeiten sind von einer Gründlichkeit und Genauigkeit, daß seine Resultate in wesentlichen Punkten zu ändern höchstens nach der kaum vorauszusetzenden Auffindung neuer Quellen, wahrscheinlich auch dann nicht möglich sein wird. Meine Versuche, hie und da seine Angaben an der Hand arabischer Originaltexte nachzuprüfen, haben das erwartete Resultat geliefert, daß abgesehen von vereinzelten Kleinigkeiten, welche nicht der Rede werth sind und grade nur die nie vermeidliche Unvollkommenheit auch des großartigsten Menschenwerkes bezeugen, man sich auf seine Angaben unbedingt verlassen kann und muß. Seine Durchdringung, Auffassung und Ausgestaltung des Stoffes aber ist eine so verständnißvolle und künstlerische, daß jeder Versuch, die von ihm in seiner Histoire behandelte Periode von neuem darzustellen, nothwendig als eine Ilias post Homerum erscheinen muß. Ich habe versucht, dem Zwecke meiner Arbeit gemäß seine Resultate so umzuformen, daß sie als organisches Glied sich dem größeren Zusammenhange einreihen, halte es aber denjenigen Lesern gegenüber, welche diesen Studien ferner stehen, für Pflicht, meine Abhängigkeit von Dozys Werk hier besonders zu betonen. Ich würde mich freuen, sollte die vorliegende Darstellung den Leser veranlassen, zu Dozys Buch selbst zu greifen (eine lesbare, wenngleich nicht ganz fehlerfreie deutsche Uebersetzung erschien Leipzig 1874 in zwei Bänden); es ist auch in litterarischer Beziehung eine Leistung ersten Ranges, ein wahres Kunstwerk, dessen Lesung den höchsten Genuß gewährt.

Wir verließen (I, 451) die spanischen Muslime in dem Augenblick, wo nach der Besiegung der Berbern durch die Araber, der medinischen Partei unter den letzteren durch die Syrer des Baldsch (I, 450) unter dem Emirate des Kelbiten Abu'l-Chattár im J. 125 (743) endlich ruhigere Verhältnisse eintreten zu wollen schienen. Aber die Hoffnung auf Dauer des inneren Friedens, so dringend man dessen schon im Hinblick auf das neue christliche Reich von Asturien bedurft hätte, sollte abermals getäuscht werden. Natürlich genug: vermochten weder in Afrika (I, 448 f.) noch in den Stammländern des Omaijadenchalifates selbst (I, 435. 452) die feindlichen Stämme der Keis und Kelb, selbst wo ihre und der Araber Herrschaft überhaupt in Frage stand, den ererbten Haß auch nur einigermaßen zu bändigen, so konnte in Spanien ebenso wenig von einer Selbstbeherrschung die Rede sein, die eben nicht im Charakter dieser Leute lag. „Meine Rache muß ich haben, sollte auch die Welt drüber untergehen" — das ist nun einmal der von keiner Ueberlegung in den Hintergrund zu drängende oberste Grundsatz des Arabers; und selbst der Wahrheit, daß Rache ein Gericht ist, welches vor allen Dingen kalt genossen werden muß, verschließt er sich in der Regel, wo nicht die Erreichung des nächsten Zweckes selbst vorsichtiges Abwarten erfordert. So genügten ein paar Ohrfeigen, die ein einflußreicher Häuptling auf den Befehl des Statthalters erhielt, sämmtliche Muslime Spaniens an den Rand des Verderbens zu bringen.

Es-Sfomeil Ibn Hátim, der Führer der Truppen aus dem keißitischen Stamme Kiláb, war unter den Häuptern der syrischen Araber, die nach ihrem Siege über die Gegenparteien in dem schönen Andalusien[1]) Sitze gewonnen hatten, durch Tapferkeit und Thatkraft einer der hervorragendsten. So besann er sich, als ein Mann von den ebenfalls keißitischen Kinána, der von dem jemenitischen Statthalter durch einen ungerechten Spruch benachtheiligt war, ihn um seine Unterstützung ersuchte, keinen Augenblick, vor den Emir zu treten und in bestimmtem Tone Abhilfe zu fordern. Abu'l-Chattár, von diesem Vorgehen eines Mitgliedes der ihm mißliebigen Stammgruppe geärgert, wies das Ansinnen in schroffem Tone zurück, und als Sfomeil ebenso gereizt erwiderte, ließ er den anspruchsvollen Pocher mit Backenstreichen aus dem Hause werfen. Sfomeil war ein Nachkomme jenes Schamir, der einst bei Kerbelá Hußein, den Enkel des Propheten, hatte niederhauen lassen (I, 363); fast so wenig wie dieser sein Ahne fragte er nach den Vorschriften der Religion, tapfer und freigebig, rücksichtslos und grausam,

1) Der Name Andalus, der in der mohammedanischen Zeit für das gesammte dem Islám unterworfene Spanien gilt, eignet ursprünglich nur dem breiten Landvorsprunge, an dessen südlichsten Spitzen Gibraltar und Tarifa liegen: hier waren einst die Vandalen über die Meerenge nach Afrika gesetzt, und hatten ihren Namen ihrer letzten Station auf europäischem Boden hinterlassen. Sie war die erste, welche die Muslime in Spanien gewannen; begreiflich, daß sie die Bezeichnung auf das ganze Land ausdehnten, das bei den mohammedanischen Schriftstellern niemals anders heißt.

todesverachtend und genußsüchtig glich er keinem gläubigen Muslim, sondern einem der alten Wüstenhelden aus der Zeit des Heidenthums, die nach Lust und Laune ihre Zeit zwischen dem Schlachtfelde und der Weinschenke zu theilen pflegten, höher aber als alles Andere die persönliche Ehre hielten. Ein solcher Mann konnte auf die ihm gewordene Behandlung nur eine Antwort haben. Leicht gelang es ihm, die keißitischen Stämme,[1]) welche die Beleidigung eines ihrer ersten Männer nicht stillschweigend hinzunehmen gesonnen waren, für seinen Racheplan zu gewinnen; um aber den Jemeniten gegenüber nicht in der Minderzahl zu sein, beschloß man, aus den Reihen dieser selbst, wo es an gegenseitigen Eifersüchteleien so wenig wie irgendwo unter arabischen Stämmen fehlte, die Lachm und Dschodhám auf die eigne Seite herüberzuziehen, indem man einem ihrer Häuptlinge die Führung des Bundes, im Falle des Sieges also das Emirat von Spanien zu übertragen versprach. Die Lockspeise that ihre Wirkung; die beiden Stämme traten der Verschwörung bei, und im Frühjahr 128 (745) erhoben die Verbündeten die Waffen im Süden von Córdova. Der Emír Abu'l-Chattár rückte an der Spitze seiner jemenitischen Truppen den Empörern entgegen; aber die Theilnahme der Lachm und Dschodhám, aus deren Zahl der Verabredung gemäß Thowába Ibn Sſeláma zum Führer des Aufstandes erwählt worden war, übte eine schlechte Wirkung auf die Regierungstruppen, denen nur daran lag, daß überhaupt ein Jemenite, heiße er Abu'l-Chattár oder Thowába, die oberste Gewalt in Händen hielt, und die wenig Neigung hatten, gegen die Stammverwandten zu kämpfen. Allerhand Durchstechereien waren die Folge, und als es endlich am Guadalete[2]) zur Schlacht kam, war von ernstlichem Kampfe nicht die Rede. Nach einem lauen Scheingefechte ergriffen Abu'l-Chattárs Leute die Flucht, der Emír selbst ward gefangen, und obwohl es ihm mit Hilfe eines wackeren kelbitischen Häuptlings gelang, bald darauf die Freiheit wiederzugewinnen, ließ sich doch die Mehrzahl der übrigen Jemeniten nicht bewegen, etwas Ernstliches für ihn zu thun. Er mußte sich in das Gebiet seines Stammes zurückziehen, während Thowába als Emír seinen Wohnsitz in Córdova nahm — tobte doch im Osten seit dem Tode des Chalifen Hischám (125 = 743) bereits der Bürgerkrieg (I, 452), der zum Sturze der omaijadischen Dynastie führen sollte und sie von Anfang an nöthigte, Spanien thatsächlich sich selbst zu überlassen; und die Araber in Afrika hatten zuerst mit den Kämpfen untereinander (I, 452), dann mit den Berbern des Westens (I, 486) auch so viel zu thun, daß sie an irgend welches Eingreifen in die Verhältnisse der Halbinsel erst recht nicht zu denken vermochten.[3]) So durfte Thowába ungehindert sich als

1) Ganze arabische Stämme waren natürlich in Spanien nicht eingewandert; das Wort ist überall, wo ich es hier gebrauche, als Bezeichnung der im muslimischen Heere befindlichen Angehörigen der betreffenden Gruppen zu verstehen, die sich übrigens im Laufe der Zeit durch die natürliche Vermehrung wieder zu wirklichen Stämmen auswachsen konnten. 2) Küstenfluß, der bei Cadiz in den Ocean mündet. 3) Allerdings schrieb (Ibn Chaldún, Bulaker Ausg. v. J. 1284, IV, 120) Thowába, wie später

Herrscher Spaniens geberden; um indeß die selbstbewußten Araberhäuptlinge nicht durch den Schein der Ueberhebung eifersüchtig zu machen, fuhren er wie seine Nachfolger fort, zuerst für die letzten Omaijaden, später für die Abbaßiden als die eigentlichen Souveräne in den Moscheen beten zu lassen: einen Statthalter des Chalifen, der nur primus inter pares war und jeden Augenblick abgesetzt werden konnte, hatten die Führer ertragen gelernt, einem als Selbstherrscher auftretenden Befehlshaber, der nicht einmal aus der regierenden Chalifenfamilie stammte, hätten sie niemals gehorcht. Auch so war es mit der Autorität des Emirs nicht eben weit her. Der Zustand des Landes war ein nichts weniger als geordneter. Die Berberstämme in den nördlichen Provinzen, schon geschwächt durch ihre Kämpfe mit den arabischen Nachbarn seit dem J. 123 (741; vgl. I, 432 f. 450), nicht minder die Garnisonen des südfranzösischen Grenzbezirkes (I, 433) mußten sich mit den Christen herumschlagen und verloren, da sie nur selten und unzureichend von Córdova oder Saragossa aus unterstützt wurden, fortwährend Boden: einige Jahre später (142 = 759) ging Narbonne (I, 433) verloren, und schon vorher (138 = 755) finden wir auch Pamplona bereits wieder in den Händen der Basken. In den Westprovinzen aber und im eigentlichen Andalusien saßen die arabischen Herren, nach ihren Stämmen vertheilt, durch das Land hin, soweit es nicht (wie ein großer Theil des Südostens I, 428) durch Capitulationsverträge den früheren Bewohnern überhaupt gelassen war, in der Weise angesiedelt, daß sie von den unterworfenen Christen als Erbpächtern die Aecker bebauen ließen und von dem Löwenantheile des Ertrages, welchen jene abzuliefern hatten, sehr gemächlich lebten, so daß sie, abgesehen von denen, welche in der Nachbarschaft der unruhigen Berbern hausten, volle Zeit hatten, sich den Staatsangelegenheiten zu widmen, das heißt bei jeder Veranlassung gegen fremde Stämme oder gar gegen die Regierung die Waffen zu ergreifen und allen möglichen Unfug anzustiften. Der Emir selbst verfügte über die Einkünfte aus dem zur Staatsdomäne gemachten Fünftel der Bodenfläche (I, 432), das in ähnlicher Weise von den Unterthanen weiter cultivirt wurde; sein ganzer Einfluß auf seine arabischen Landsleute beruhte auf dem freiwilligen Gehorsam, den er sich durch sein und seines Stammes Ansehen und durch zweckmäßige Verwendung der ihm zu Gebote stehenden Geldmittel zu verschaffen im Stande war. Die Besiegten ihrerseits spielten um diese Zeit noch keinerlei politische Rolle. Wo der westgothische Adel den Besitz seiner Güter durch rechtzeitige Unterwerfung sich zu bewahren gewußt hatte — noch im 5. (11.) Jahrhundert finden wir solche christliche Edelleute, die sich, von jeder aufrührerischen Bewegung fernbleibend, durch alle Wechselfälle der Zwischenzeit hindurch gehalten haben[1]) — konnte er sich die fortgesetzte Duldung nur durch gewissenhafteste

---

auch Jûßuf, nach Afrika an Abderrachmân Ibn Habîb (I, 452) um die Investitur, welche sie auch erhielten; das war indeß natürlich reine Formsache.

1) Dozy, Histoire IV, 12.

Erfüllung aller ihm auferlegten Verpflichtungen und eine streng loyale Haltung sichern; die kleineren Bauern aber, die ihren Grund und Boden als Nutznießer unter der Aufsicht ihrer neuen Herren weiter bebauen durften, empfanden die arabische Herrschaft, die in der ersten Zeit sehr milde auftrat, nur als eine Verbesserung ihrer früheren gedrückten Lage (I, 427) und dachten gar nicht daran, sich gegen die neuen Verhältnisse aufzulehnen. Traten sie, was im Laufe der Zeit naturgemäß immer häufiger geschah, zum Islâm über, so ward ihnen und ihren Kindern durch den nothwendigen Eintritt in die Clientel eines der arabischen Stämme eine gewisse Theilnahme an der Bevorzugung der herrschenden Kreise eröffnet: als Schützlinge großer Herren brachten sie es eher zu Wohlstand, wurden in der Verwaltung beschäftigt, zur Heeresfolge herangezogen und dergleichen. Ehe aber aus diesen Mowallads (etwa „Adoptirten") — „Renegaten" hat man sie passend genannt — eine eigene Classe erwuchs, die selbständig in die politische Entwicklung des Landes einzugreifen unternehmen konnte, mußte natürlich längere Zeit vergehen, um so mehr, als die theoretische Gleichberechtigung zwischen den Neubekehrten und den arabischen Muslimen (I, 278) hier wie überall nur auf dem Papiere stand (I, 280). Aus diesen Gründen erklärt es sich, daß so bald nach der Eroberung des großen Landes die Herren desselben, unbekümmert um Berbern und Christen, in dieselben Pfade einlenken können, in welchen sich zu bewegen sie im Osten seit dem Tode des Chalifen Walîd I. gelernt haben: persönliche Fehden und Stammkriege füllen die nächsten Jahrzehnte aus, bis es einem ehrgeizigen und begabten Manne gelingt, die zersplitterten Elemente wieder zu einem Ganzen zusammenzufassen und damit dem Verfall der islâmischen Herrschaft über Spanien Halt zu gebieten, welchen die von der Unthätigkeit der Araber nach Außen begünstigten Fortschritte der Asturier und Franken im Norden schon jetzt einzuleiten drohten.

Bereits ein Jahr, nachdem Thowâbas Eintritt in das Emirat für den Augenblick die Einigkeit zwischen den arabischen Parteien hergestellt zu haben schien, starb der neue Statthalter (129 = 746/7). Sein Stamm wünschte natürlich den Nachfolger selbst zu stellen; unter den Führern desselben glaubte insbesondere Jachja Ibn Horeith der hohen Würde gewachsen zu sein. Der paßte aber dem Sfomeil nicht. Seine Absicht ging dahin, allmählich selbst die Zügel in die Hände zu bekommen, um dann sein Müthchen gründlich an den Jemeniten, insbesondere seinem noch lebenden persönlichen Feinde Abu'l-Chattâr kühlen zu können. Dazu brauchte er einen Strohmann, und er fand ihn in der Person des Jûßuf Ibn Abderrachmân, eines Urenkels von Okba, dem berühmten Eroberer Afrikas (I, 352). Diese Herkunft empfahl den Mann nicht weniger, als seine Zugehörigkeit zum Stamme Fichr, einem Zweige der Koreischiten, die in den Augen beider Stammgruppen als die nächsten Verwandten des Propheten die höchste, in gewisser Weise über den Parteien stehende Aristokratie bildeten. Es gelang, die genealogischen Vorzüge des sonst recht unbedeutenden Häuptlings in das richtige Licht zu

stellen; Ibn Horeith ward mit der ansehnlichen Statthalterschaft von Reija[1]) abgefunden, Jûßuf zum Emir ausgerufen (129 = 747), und Alles hätte gut gehen können, wenn der Keißite Ssomeil seinem Hasse gegen die Jemeniten hätte Zügel anlegen können, d. h. wenn er kein Keißite gewesen wäre. Kaum aber glaubte der seinen Mann fest im Sattel, als er ihn, der jedem seiner Winke folgte, bewog, den eben in seine Provinz abgegangenen Ibn Horeith wieder abzusetzen. Der Zorn des Getäuschten fand bei seinen Stammgenossen nur allzu bereiten Widerhall. Die Jemeniten griffen zum Schwert; auch der alte Abu'l-Chattâr, wenn ihm gleich nichts Gutes ahnte, ward von seinen Landsleuten genöthigt, an dem Aufstande theilzunehmen. Aber der hatte nun einmal Unglück. Als bei Secunda, am Guadalquivir grade Córdova gegenüber, die beiden Heere zusammenstießen (130 = 747), und der Schlachttag in heißem Ringen verstrichen war, ohne daß eine Entscheidung fallen wollte, holte schließlich Ssomeil gegen Abend die sonst verachteten Bürger von Córdova zur Hilfe herbei. Unbedeutend wie die Verstärkung war, vermochten die ermüdeten Jemeniten sie weder abzuwehren noch sich dem neuen Angriffe schnell genug durch die Flucht zu entziehen: eine große Anzahl, darunter Ibn Horeith und Abu'l-Chattâr selbst, fielen den Siegern in die Hände. Ssomeil hatte nun seine Rache, und er nahm sie ohne Erbarmen noch Vernunft, hätte sie auch genommen, wäre es ihm bewußt gewesen, daß seine Grausamkeit ihn in wenig Jahren Herrschaft und Leben kosten würde. Daß Ibn Horeith und Abu'l-Chattâr hingerichtet wurden, verstand sich von selbst; aber selbst die härtesten seiner Bundesgenossen focht ein Grauen an, als Ssomeil einen nach dem anderen auch den übrigen Gefangenen die Köpfe abschlagen zu lassen begann. Als ihrer über 70 gefallen waren, zwangen seine eigenen Anhänger ihn, der Schlächterei Einhalt zu thun; aber es war zu spät, die Erinnerung an das Blutbad vergiftete für immer und unheilbar das Verhältniß zwischen den Jemeniten und Keißiten Spaniens.

Wenige Jahre nachher begann eine schwere Zeit für die Muslime. In Folge anhaltenden Mißwachses brach 132 (750) eine Hungersnoth aus, die sich 134 (751) wiederholte und von da bis 136 (753) solche Ausdehnung erreichte, daß eine Menge Menschen zu Grunde gingen, die Berbern, ohnehin auf die Araber erbittert und gleichzeitig stark von den Christen gedrängt (I, 433), in Masse nach Afrika zurückströmten, und aller Orten furchtbares Elend herrschte. Hier zeigte Ssomeil sich einmal von seiner besten Seite. Grade im ersten Jahre der Bedrängniß (132 = 750) hatte ihn der Emir Jûßuf, der ununterbrochenen Bevormundung müde, ersucht, die Statthalterschaft von Saragossa zu übernehmen; obwohl seine Absicht dabei dem welterfahrenen Häuptling nicht verborgen sein konnte, nahm er den Vorschlag

1) Die Provinz Reija umfaßt das Gebiet von Málaga und Archidona; der Name kommt vermuthlich von der alten lateinischen Bezeichnung dieser Gegend als Regio Malacitana.

trotzdem an — es waren viele Jemeniten in dieser Provinz ansässig, von deren Demüthigung er sich manches Vergnügen versprach. Als er indeß die grade dort besonders schlimm hervortretende Noth der Bevölkerung sah, gewannen edlere Regungen bei ihm die Oberhand: auf jede Weise bemüht, die Leiden der armen Leute zu mildern, erwarb er sich durch Freigebigkeit und Wohlwollen gegen Freund und Feind die größten Verdienste um die seiner Verwaltung unterstellten Bezirke. Es half Alles nichts: keiner, der zu den Jemeniten hielt, konnte dem Henker von Córdova jemals verzeihen. Kaum begann die Hungersnoth zu weichen (136 = 753/4), als auch schon rings um Saragossa die Feinde des Statthalters sich erhoben. Und zwar waren es nicht bloß Südaraber, die ihm gegenübertraten. Schon oben (S. 435) begegneten wir der uns auf den ersten Blick auffallenden Erscheinung, daß Häuptlinge und Stämme grade der herrschenden Partei auf die persönliche Machtstellung des Emirs, der in ihren Augen nicht mehr vorstellte als sie selbst, neidisch wurden und zum Sturze desselben ein Bündniß mit den Gegnern einzugehen nicht verschmähten. Was damals dem Ssomeil das Uebergewicht über Abu'l-Chattár verlieh, das sollte nun ihm selbst zum Nachtheile gereichen. Manche von den Keis fühlten sich von der Grausamkeit und den tyrannischen Gewohnheiten des gefährlichen Mannes verstimmt; einige, den edelsten Familien der Koreisch angehörend, verachteten den Fichriten Júßuf, der seine Abkunft doch nur auf einen von Hause aus minder angesehenen Zweig des Stammes zurückführen konnte und als Regent eine reine Null war. Unter diesen befand sich Ámir aus dem alten Hause der Abd ed-Dár, das schon im Heidenthume und später dem Propheten selbst bei Bedr und Ochod die Fahnenträger gestellt hatte (vgl. I, 33). Hiedurch wie durch frühere Kriegsthaten glaubte er sich dem Emir weit überlegen; als dieser ihm nun aus irgend einer Veranlassung das Commando über eine Heeresabtheilung, die er bisher geführt hatte, entzog, war das Maß voll. Da ein Versuch Ámirs, bei Córdova selbst gegen Júßuf sich aufzuwerfen, mißlang, eilte er mit seinen Anhängern zu den Jemeniten jenseits des Ebro, die ihn mit offnen Armen aufnahmen — Berberhaufen aus der Nachbarschaft schlossen sich an, und bald sah Ssomeil, der nur eine geringe Anzahl zuverlässiger Truppen mitgebracht hatte, sich in seiner eigenen Festung belagert (136 = 754). Der eben noch beinahe allmächtige Häuptling gerieth in die äußerste Bedrängniß: sein Emir in Córdova ermangelte allzusehr des nöthigen Ansehens, um rasch ein Heer zum Entsatze zusammenbringen zu können, und erst spät gelang es durch directe Botschaften Ssomeils die in den Provinzen Elvira[1])

1) Elvira (genauer Ilbíra) ist buchstäblich das alte Illiberi; der Name bezeichnet indeß bei den Arabern ursprünglich die Provinz und ist erst in zweiter Linie auf die jetzt nicht mehr existirende Hauptstadt derselben übertragen, die eigentlich Castilia hieß und $1^1/_2$ Meilen nordwestlich von Granáda lag. Letzteres ist die frühere Stadt Illiberi selbst, welche diesen Namen schon früher mit dem heutigen — seine Bedeutung ist unsicher — durch Ueberwuchern irgend einer Volksbenennung vertauscht hat. Elvira

und Jaën[1]) sitzenden Keißiten zur Hilfsleistung zu vermögen. Aber es dauerte bis Mitte 137 (Anf. 755), ehe sich die Mannschaften allen Ernstes auf den Weg machten; wenige Tage länger, und Saragossa wäre nicht mehr zu halten gewesen. Und hoben auch die Verbündeten, um nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen, die Belagerung nunmehr auf, der Krieg war damit nicht zu Ende, so lange sie überhaupt unter Waffen standen. Sſomeils Rettung freilich mehrte den Eifer der keißitischen Stämme für seine Sache; im Laufe des Frühlings konnte Jûßuf mit weiteren Truppen nachrücken, und als er sich mit jenem bei Toledo vereinigt hatte, war das Heer an Zahl den Aufständischen bereits mehr als gewachsen und konnte, des Erfolges sicher, den Ebro wieder überschreiten. Die Jemeniten waren entweder durch ihren Mißerfolg entmuthigt oder wollten auf einen in der Vorbereitung begriffenen Aufstand ihrer Stammgenossen um Sevilla (unten S. 442) warten; so schenkten sie den Friedensanträgen Gehör, welche Sſomeil mit ungewöhnlicher Mäßigung ihnen stellte, und die lediglich darauf hinausliefen, daß sie zum Gehorsam gegen den Emir zurückkehrten und den Ámir nebst seinem Sohne und einem andern koreischitischen Führer auslieferten. Es war nicht anzunehmen, daß diese von ihren eignen nordarabischen Stammgenossen etwas zu fürchten haben würden; so stand der Ehrenpunkt nicht im Wege, die Bedingung ohne große Umstände zu bewilligen. Der Vertrag ward abgeschlossen, die drei Koreischiten ausgeliefert: aber Entsetzen bemächtigte sich des ganzen keißitischen Heeres, als Sſomeil die Absicht aussprach, die Gefangenen hinrichten zu lassen. Sein Haß hatte sich von den Jemeniten ganz auf die Koreisch, durch deren Dazwischenkunft ja freilich der Aufstand erst wahrhaft bedrohlich geworden war, abgewandt, und wiederum zeigte seine Rachsucht für alle menschlichen und politischen Erwägungen sich unzugänglich. Zwar mußte er dem entrüsteten Einspruch angesehener Führer, vor Allen des Sſuleimân Ibn Schihâb und des Hoßain Ibn ed-Dadschn von den Benu Ká'ab Ibn Ámir, nachgeben und die Drei einstweilen noch verschonen; aber er veranlaßte den Emir, die beiden unbequemen Fürsprecher mit ihren Truppen gegen die Basken von Pamplona, die soeben das islámische Joch abgeworfen hatten (oben S. 436), auszusenden, und als nicht lange nachher das langsam nach Córdova zurückkehrende Heer am Ufer des Jaráma[2]) von der Nachricht eingeholt wurde, die Ká'ab seien in den Gebirgen Navarras einem Angriffe der Christen erlegen, Ibn Schihâb gefallen, Hoßain mit dem Reste der Truppen nach Saragossa geflüchtet, nöthigte der tückische Mann den schwächlichen Jûßuf, die Koreischiten wirklich hinrichten zu lassen (Herbst 138 = 755). Die neue That willkürlicher Grausamkeit sollte für den Schuldigen nicht minder schlimme Folgen nach sich ziehen, als die erste nach der Schlacht von Secunda: hatte

ward in den Bürgerkriegen zu Anfang des 5. (11.) Jahrhunderts arg mitgenommen und verfiel gänzlich, als seine Einwohner in Folge dessen größtentheils in das festere Granâda übersiedelten (unten S. 584).

1) Arabisch Dschajjân. 2) Nebenfluß des Tajo, rechts, östlich von Madrid.

diese alle Jemeniten für immer zu Sſomeils Todfeinden gemacht, so entfremdete jene ihm nunmehr die sehr angesehenen Koreischiten, die sich hier und dort im Lande fanden, mit ihren zahlreichen Anhängern und Verwandten, mehr noch, den beträchtlichen Theil der Keißiten, welcher dem jetzt aufs Aeußerste gereizten Hoßain nahe stand — während gleichzeitig auch die Anhänglichkeit der Uebrigen durch die gegen die eignen Landsleute geübte Blutthat einen starken Stoß erlitt. So hatte der tapfere, aber von sinnloser Leidenschaft beherrschte Kilabite selbst die Grundlagen seiner Macht untergraben: und schon war der nahe, welcher sie zum gänzlichen Umsturz bringen sollte.

Während Spanien von den Erschütterungen des Bürgerkrieges, der Hungersnoth und des Vordringens der Asturier und Basken heimgesucht wurde, hatte im Osten das blutige Drama seinen Abschluß gefunden, dessen Urheber und gleichzeitig Hauptpersonen die Abbaßiden gewesen waren. Seit 132 (749) herrschte der Blutvergießer Sſaffách, seit 136 (754) der grimmige Manßúr als Chalife über die Hauptländer des Isláms, indeß die wenigen Omaijaden, welche der über sie verhängten Verfolgung entgangen waren, in heimlichen Verstecken sich bargen oder abenteuernd in Nordafrika umherschweiften. Wir kennen bereits (vgl. I, 486) die Schicksale, welchen auch hier zwei von ihnen zum Opfer fielen, und haben einen dritten, Hischáms Enkel Abderrachmán Ibn Mo'áwija, verlassen, wie er nach abenteuerlicher Irrfahrt endlich im äußersten Magrib[1]) angelangt war. Seine Versuche, sich mit Hilfe eines der zahllosen Berberstämme zwischen Barka und dem atlantischen Ocean eine Herrschaft zu gründen, hatten schon an der Abneigung der Rasse gegen alles Arabische scheitern müssen; als er endlich, vor einem der kleinen kabylischen Machthaber fliehend, in der Nähe von Ceuta anlangte, fand er sich fast mittellos, nur von einem treuen Freigelassenen, Bedr, noch begleitet. Wie die Sage[2]) will seit einer in seiner frühsten Jugend ihm gewordenen Prophezeiung einstiger Herrschergröße, war der Vorsatz, zum Fürsten eines selbständigen Reiches sich aufzuschwingen, nicht aus seiner Seele gewichen, und selbst in der fast verzweifelten Lage dieses Augenblickes war es derselbe Gedanke, der ihn aufrecht erhielt, den er keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor. Während er der zweifelhaften Gastfreundschaft der Berbern um Ceuta sich anvertraute, sandte er noch im Jahre 137 (Anfang 755) den Bedr über die Meerenge nach Spanien. Dort hatten nicht die Berbern, sondern die Araber das Heft in Händen, Araber aus Syrien, zum Theil aus Damaskus, der Omaijadenresidenz, selbst; nicht wenige von ihnen sogar als Clienten (Freigelassene) oder Nachkommen von Clienten des Herrscherhauses dem flüchtigen Enkel eines Chalifen zu Dienst und Treuen verbunden (I, 206). Die sollte der Bote insgeheim aufsuchen, nach den Aussichten

1) Vgl. I, 609 Anm. 2. 2) Vgl. A. Fr. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Berlin 1865, II, 71 f.

forschen, welche einem Mitglied der gestürzten Dynastie unter den Wirren der Parteien sich bieten konnten, wenn es thunlich schien die thätige Mithilfe der Clienten in Anspruch nehmen. Der treue Bedr erfüllte den ihm gewordenen Auftrag mit Eifer und Geschick, mehr noch, mit fast unerwartetem Erfolge. Es war nicht das Gefühl der Anhänglichkeit an den Nachkommen ihrer Schutzherren allein, welches die Clienten den Eröffnungen des Sendlings willig das Ohr leihen hieß. Gehörte jeder Freigelassene mit seiner ganzen Familie stets von selber zu dem Stamme dessen, welchem er früher als Sklave gedient hatte, so blieb er naturgemäß nicht allein diesem in jeder Weise verpflichtet, sondern genoß auch seinerseits alle Vortheile mit, welche dem Herren sich boten, wenn er zu Macht und Ansehen kam. So lange es in Spanien kein Mitglied des Omaijadenhauses selbst gab, waren seine Clienten auf den Statthalter als den natürlichen Vertreter desselben angewiesen; man kann sich denken, daß sie, die ungefähr in der Stärke von 500 Mann in dem Gebiete von Elvira und Jaën hausten, von dem unbedeutenden Emir Jûßuf nicht viel hatten und durch die Aussicht, möglicher Weise unter einem Omaijaden sich zu den einflußreichsten Stellungen im Lande aufzuschwingen, in nicht geringe Erregung versetzt wurden. So empfingen denn ihre Führer Obeidallah Ibn Othmân und Abdallah Ibn Châlid Bedr mit Freuden, und erklärten sich ohne Zögern bereit Alles zu thun, was geeignet schien, die Ziele ihres fürstlichen Schutzherren zu fördern. Selbst konnten sie freilich mit der geringen Zahl ihrer Anhänger nichts durchsetzen; es galt eine der großen Parteien zu gewinnen, die sich eben um das Uebergewicht auf der Halbinsel stritten. Noch war Ssomeil nicht durch die Ermordung der Koreischiten bei seinen eignen Stammgenossen mißliebig geworden; eben setzte das keißitische Heer, welches der Belagerung von Saragossa ein Ende machen sollte, nach dem Norden sich in Bewegung, und eine Abtheilung der omaijadischen Clienten, die ja unter den Keißiten wohnten, hatte es zu begleiten: so bot sich von selbst die Gelegenheit, mit dem mächtigsten Häuptlinge Spaniens anzuknüpfen, ohne dessen Meinungsäußerung sich schwer etwas thun ließ. Ssomeil war mit Jûßuf, dessen Unfähigkeit ihm beinahe den Untergang in Saragossa gebracht hatte, unzufrieden; andererseits konnte er sich nicht verhehlen, daß ein Omaijade als Emir seiner eignen Machtstellung sehr gefährlich werden mochte: so äußerte er sich je nach der Laune des Augenblickes bald zustimmend, bald abweisend. Endlich kam er zu dem von seinem Standpunkte allein richtigen Entschluß, lieber den schwächlichen, aber lenksamen Jûßuf beizubehalten, als sich einen möglicher Weise höchst bedenklichen Nebenbuhler auf den Hals zu laden, und schickte die Clienten mit einer drohenden Warnung vor unbedachten Wagnissen nach Hause. Mit den Keißiten war es also nichts; folglich mußte man es bei den Jemeniten versuchen, die im Norden noch gegen Ssomeil und Jûßuf unter Waffen standen, im Südwesten um Sevilla zwar augenblicklich ruhig saßen, überall aber das Blutbad von Córdova in haßerfüllter Erinnerung hatten. Sie fanden sich ohne Weiteres

bereit, an einem Unternehmen sich zu betheiligen, welchem das Ansehen des omaijadischen Namens Aussicht auf besseren Erfolg eröffnete, als ihre eignen bisherigen Versuche gegen die Keißiten davongetragen. Nun hatte Bedr, was er suchte. Aber jetzt galt es Eile, damit der Aufstand auch im Süden losbrechen könnte, bevor noch die Jemeniten bei Saragossa, gegen welche eben die Regierungstruppen anrückten (S. 440), dem Angriffe erliegen müßten: rasch setzten Bedr und einige der omaijadischen Clienten über die Meerenge, ihren Fürsten zu rufen, und im Rabí II 138 (Aug.—Sept. 755) landete Abderrachmán bei Almuñecar (arab. El-Munakkab), östlich von Málaga. Er ward von Obeidallah und Ibn Chálid empfangen und in das Ersterem gehörige Schloß Torroẋ (arabisch Torrosch) geleitet, welches im Gebiete von Elvira etwas westlich von Loja (Lóscha) lag[1]).

Der Enkel Hischáms zählte erst vierundzwanzig Jahre, als er den Boden Spaniens betrat, auf dem er in mehr als dreißigjährigen Kämpfen sich ein Königreich, unvergänglichen Herrscherruhm und unsühnbare Schuld zu schaffen bestimmt war. Groß und kräftig gebaut, von unermüdlicher Straffheit des Leibes, welcher die Energie eines nimmer ruhenden Thätigkeitstriebes entsprach, war er ein tapferer Krieger und tüchtiger Anführer, der stets selbst an der Spitze seiner Truppen stand und sich nie auf einen Anderen verließ. Mit durchdringender Geistesschärfe, die sich mit einer bei dem ächten Araber ja sehr gewöhnlichen poetischen Ader vereinte, begabt, zeigte er bei jeder Gelegenheit treffenden Witz, eine reiche Bildung und gewandte Ausdrucksweise. Die hervorragendsten seiner Eigenschaften aber waren die des Charakters: leidenschaftlich und zum Zorn geneigt, niemals eine Beleidigung oder einen seinen Plänen geleisteten Widerstand vergessend, häufig genug aber empfangene Wohlthaten oder treue Dienste, wenn sie durch spätere Zwischenfälle aufgewogen zu werden schienen, wußte er sich aufs Aeußerste zu beherrschen, und die Thatkraft seines Wesens barg sich hinter äußerlicher Ruhe und Liebenswürdigkeit des Auftretens. Seine ungewöhnliche Menschenkenntniß, tiefe Verschlagenheit und vollendete Kunst in der Behandlung der Leute erinnerte an seinen Ahnherrn, den ersten Moáwija, der von solchen Gaben begünstigt die Herrschaft der Omaijaden im Osten begründete, wie sie jetzt der Nachkomme seines Geschlechtes im Westen aufzurichten unternahm; und die Treulosigkeit und Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, welche Jenen ausgezeichnet, fand sich bei diesem nicht minder wieder, als die erfreulichere Abwesenheit des bei mehreren der späteren damascenischen Chalifen so widerwärtig hervortretenden Hanges zu überflüssiger Grausamkeit. Kurzum, eine der Naturen, die geschaffen sind, ein von Parteiungen zerrissenes Volk durch Gewalt und List zu einigen; ein in vieler Beziehung tadelnswerther Mensch, aber ein bewunderungswürdiger Politiker und gewaltiger Herrscher. Einem solchen Manne, der trotz seiner Jugend in der harten Schule eines Jahre

1) Also von dem heutigen Torroẋ (am Meere, östlich von Málaga) zu unterscheiden.

lang unversöhnlich scheinenden Schicksals zu einer durch keine Widerwärtigkeit zu beugenden Charakterfestigkeit gestählt war, brauchten nur die unentbehrlichsten Waffen zur Verfügung gestellt zu werden, um seine Ueberlegenheit Leuten, wie Sfomeil, dem Sklaven seiner Leidenschaften, und dem gutmüthigen Schwächling Jûßuf gegenüber in das hellste Licht treten zu lassen. Und an solchen Mitteln schien es, dank eben dieser Eigenschaften der Gegner, nicht zu fehlen. Es macht einen gradezu komischen Eindruck, wenn wir erfahren, daß Jûßuf selbst das Geld, ohne welches die ersten Schritte des Prätendenten nicht ins Werk gesetzt werden konnten, von den omaijadischen Clienten sich hatte abliſten lassen; und der brutalen Gewaltthätigkeit Sfomeils gegen die gefangenen Koreischiten verdankte es Abderrachmán, wenn außer den Jemeniten und drei Häuptlingen von den seit den Zeiten des Haddschâdsch (I, 386) dem Hause Omaija blind ergebenen Thakif auch die Ka'abiten unter Hoßain und einem Sohne des gefallenen Ibn Schihâb (S. 440) sich auf seine Seite stellten, seine Gegner aber mit der Mißstimmung auch der übrigen Nordaraber zu kämpfen hatten. Immerhin war die Lage des jungen Fürsten eine ziemlich unsichere. Die omaijadischen Clienten waren sich bewußt, daß sie eine gefährliche Partie spielten, und wären ohne Weiteres bereit gewesen, auf einen Vergleich einzugehen, der ihrem Schutzherrn etwelchen Landbesitz und eine seiner Abkunft einigermaßen würdige Stellung unter den Häuptern der arabischen Stämme gesichert hätte; die Jemeniten und Ka'abiten wieder hatten an der Person des Prinzen nicht das geringste Interesse, sondern verfolgten nur das eine Ziel, sich an Sfomeil und den Keißiten zu rächen. Unter solchen Umständen war nicht allein die äußerste Klugheit erforderlich, sollte es dem Omaijaden gelingen, aus dem Nichts eine zu seiner persönlichen Verfügung stehende Hausmacht sich zu schaffen — an Klugheit fehlte es ihm wahrlich nicht —: sondern es gehörte auch Glück dazu, unmenschlich viel Glück. Er sollte es haben.

Sfomeil und Jûßuf lagerten noch am Ufer des Jarama, als der Bote aus Córdova gemeldet wurde, welcher die Landung Abderrachmáns und seine Ankunft in Torrox berichtete. Der unglückliche Emir, den Gewissensbisse wegen der Hinrichtung der Koreischiten plagten, sah darin den Finger Gottes und ahnte Schlimmes; Sfomeil, der nach Tod und Teufel nicht fragte, aber stets für rasches Handeln war, drängte, sofort den Marsch auf das Quartier des ungebetenen Gastes zu richten und ihn aufzuheben, bevor er die Unzufriedenen aus dem Lande um sich versammeln könnte. Der Emir fand die Absicht zweckmäßig, wie Alles, was sein energischer Vormund angab; aber die Truppen dachten anders. Sie hatten bereits einen anstrengenden Feldzug hinter sich, ihren früheren unbedingten Respect vor dem Ansehen des Führers hatte dieser sich verscherzt. Kaum brach die Nacht herein, so verließen sie schaarenweise das Lager, in ihre Standquartiere sich zu zerstreuen; als der Morgen graute, war der größte Theil des Heeres verschwunden, und die beiden Befehlshaber fanden sich, abgesehen von den ihnen nächststehenden

Anhängern, nur noch von wenigen der übrigen Keißiten umgeben. Trotzdem bestand Sſomeil, der nicht leicht ein Unternehmen, und nun gar dieses, aufgab, auf der Fortsetzung des Marsches; aber der Winter nahte, starke Regengüsse hemmten die Schnelligkeit des Vorrückens, und als man in die Sierren der Provinz Reija einzudringen sich anschickte, hatte das Anschwellen der Gebirgswasser die Wege unpassirbar gemacht. Sſomeil wäre vor keinem Hindernisse zurückgeschreckt, aber auch die Treuesten unter den Soldaten fingen jetzt an zu murren, und schließlich wurde selbst der Emir aufsässig: das Unglaubliche geschah, er widerstand dem Willen seines Herrn und Meisters und ließ den Rückzug nach Córdova antreten. Hatte man ihm doch gesagt, es komme dem Abderrachmán nur auf die Gewinnung einer sicheren und ehrenvollen Zuflucht an: und in diesem Sinne beschloß er denn auch, in der Hauptstadt angekommen, dem Omaijaden goldene Brücken zu bauen. Er ließ von seinem Secretär, Chálid Ibn Seid, einem klugen Renegaten, ein wohlstilisirtes Schreiben aufsetzen, in welchem er dem Abderrachmán Frieden und Freundschaft, dazu die Hand seiner Tochter und reichen Besitz im Lande antrug, und schickte dasselbe durch eine aus dem Verfasser und ein paar angesehenen Arabern bestehende Gesandschaft nach Torrox. Den Clienten konnte nichts Erwünschteres begegnen, als diese Aussicht auf eine friedliche Vereinbarung; so sprachen sie sich dahin aus, daß man so billige Vorschläge gern werde annehmen wollen. Abderrachmán war freilich nicht gekommen, um als Schwiegersohn des Emirs und friedlicher Gutsbesitzer seine Tage zu verbringen; es waren andere spanische Schlösser, die ihm im Sinne lagen. Aber vorläufig hatte er unter der neuen Umgebung noch nicht festen Fuß gefaßt; vereinigte er sich jetzt mit den Clienten, so konnte er jeden Augenblick wieder sein, was er vor drei Monaten gewesen war — ein beinahe von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen entblößter, heimathloser Flüchtling. So widersprach er nicht; und als Jûßufs Gesandte feierlich das Schreiben des Emirs überreichten, gab er es weiter an Obeidallah mit den Worten: „Lies es und antworte darauf meinem Dir bekannten Entschlusse gemäß." Chálid der Secretär lächelte, als er das hörte. Er war ein geistreicher, gebildeter und gescheiter Mensch, welcher das Arabische, diese feinste und schwierigste aller Sprachen, mit künstlerischer Meisterschaft handhabte; leider war er dabei nicht frei von selbstbewußter Eitelkeit, „welche", so bemerkt der arabische Erzähler[1]) sententiös, „seit Alters ewiges und zeitliches Heil der Menschen zu gefährden pflegt". Er hatte dieses Actenstück, das wußte er, mit dem ganzen Aufwande eleganter Rhetorik, welchen der Orient bis auf den heutigen Tag für seine Staatsschriften liebt, ausgestattet; der Gedanke, daß ein ungebildeter alter Soldat, wie Obeidallah, sich verurtheilt sehen sollte, ein passendes Seitenstück zu einer so weit über seinen Horizont hinausgehenden

1) Ajbar machmuâ, dada á luz por D. Emilio Lafuente y Alcántara (Coleccion de obras arábigas que publ. la R. Academia de la Historia I.), Madrid 1867, S. 81 Text, 80 Uebers.

Leistung von eminentem litterarischen Verdienste seinem schwerfälligen Gehirne abzuquälen, mochte ihm etwa vorkommen, wie wenn heutzutage ein Professor der Aesthetik sein neustes Werk über Goethes Faust von einem preußischen Feldwebel sollte kritisiren lassen. Er lächelte also; und dabei entfuhr ihm die spöttische Bemerkung: „Lieber Abu Othmán,[1]) da wird's Dir wohl unter den Achseln schweißig werden,[2]) ehe Du auf das eine Antwort zu Stande bringst!" Niemals war ein Ausbruch berechtigten Autorenstolzes weniger am Platze, als hier. Ein alter Offizier, ein arabischer Muslim aus der unmittelbaren Umgebung des ruhmvollen Chalifenhauses, sollte vor versammeltem Kriegsvolk sich von einem elenden Renegaten aus der verachteten Menge der besiegten Spanier Sottisen sagen lassen! Zornig auffahren, dem unverschämten Schreiberlein seinen Wisch ins Gesicht schleudern mit den Worten: „O du Lump! Nichts wird meine Achsel schwitzen, denn ich werde gar nicht antworten!" — und den fassungslosen Schöngeist ins Gefängniß abführen lassen, war das Werk eines Augenblicks. Die übrigen Gesandten wurden ehrenvoll entlassen, aber die Verhandlungen waren abgebrochen, die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes gestellt.

Man sieht, es waren bei aller Tapferkeit und Schlauheit immer noch große Kinder, diese Araber, wie zu den Zeiten des alten Moáwija, der auch mehr als einmal die Unbedachtheit und aufbrausende Leidenschaftlichkeit solcher Leute mit der Ueberlegenheit des kühlen Politikers sich zu Nutze gemacht hat. Auch der jüngere Sproß seines Geschlechtes zögerte nicht, das Eisen zu schmieden, nachdem es so unerwartet noch ins Glühen gekommen war. Ueberall hin eilten während der übrigen Wintermonate Boten von Torrox, die befreundeten Stämme der Jemeniten, Ká'ab und Thakif zur Erhebung aufzufordern, und Anfang März d. J. 138 (756) konnte der Omaijadenfürst an der Spitze eines kleinen Heeres ins Feld rücken. Der Zug ging zuerst durch die Südprovinzen auf Sevilla: in diesen Bezirken hatten überall die Jemeniten die Oberhand, und in zahlreichen Haufen stießen sie zu den Mannschaften des Prätendenten; auch von den Berbern, die hie und da, besonders nach dem Westen zu, in diesen Gegenden schon anzutreffen waren, erklärten sich manche für ihn, während andere freilich dem Emir nach Córdova Zuzug leisteten. Um Sevilla hausten beinahe ausschließlich Jemeniten, in der Stadt selbst befanden sich überhaupt wenig Araber, ihre Einwohnerschaft bestand fast allein aus christlichen oder übergetretenen Spaniern: so konnte schon Mitte März Abderrachmán von dem bedeutenden Platze Besitz ergreifen und sich als Emir huldigen lassen. Von hier aus ging es dann, nachdem aus der Umgegend weitere Verstärkungen herangezogen waren, weiter auf Córdova. Jûßuf und Ssomeil hatten die Zwischenzeit auch nicht unbenutzt gelassen. Als der Emir indeß nach Vollendung seiner Rüstungen sich anschickte, in die Pro-

1) Obeidallahs Vorname; vgl. I, 7 Anm. 1; 70 Anm. 1. 2) Ich bitte den Leser um Entschuldigung, wenn ich den für unseren Geschmack nicht sehr schönen, aber drastischen Ausdruck beibehalte.

vinz von Elvira einzurücken, war ihm Abderrachmán mit seinem Marsche nach Sevilla bereits zuvorgekommen; so mußte er umkehren, und während der Omaijade vorsichtig auf dem linken Ufer des Guadalquivir sich weiterschob, kamen ihm die Regierungstruppen auf dem rechten stromabwärts entgegen. An Zahl waren die Aufständischen ihren Gegnern überlegen; aber die Verschiedenheit der Interessen, welche in ihrem Heere sich kreuzten, schuf eine gewisse Unsicherheit, während die Keißiten von dem Augenblicke an, wo es gegen ihre jemenitischen Erbfeinde ging, durchaus eines Sinnes waren und wiederum wie früher den beiden Führern unbedingt gehorchten. Es kam dem Abderrachmán natürlich darauf an, möglichst rasch von Córdova Besitz zu ergreifen; so versuchte er, um sich unbemerkt der Hauptstadt nähern zu können, die Feinde durch Kreuz- und Quermärsche zu täuschen. Aber die waren auf ihrer Hut; der Strom, durch die Frühlingswasser (es war inzwischen Mai geworden) geschwellt, ließ sich nicht wohl überschreiten und jede Bewegung der omaijadischen Truppen auf dem linken Ufer ward von Júßuf auf dem rechten nachgemacht. Endlich war man beiderseits bis dicht vor Córdova gelangt; die Keißiten stützten sich auf die bekanntlich nördlich vom Guadalquivir gelegene Stadt, welche von dem Flusse gegen die Angreifer gedeckt war, diese aber, die bei ihrem Hin- und Hermarschiren allerhand Schwierigkeiten mit der Verproviantirung hatten und schon seit einiger Zeit hauptsächlich von großen Bohnen leben mußten, geriethen, da sie sich in ihrer Rechnung auf die Hilfsquellen Córdovas getäuscht sahen, in eine ziemlich unbehagliche Lage. Endlich, am Donnerstag, 9. Dhu'l-Hiddsche 138 (13. [14.][1]) Mai 756), begann der Strom zu fallen; um ihn angesichts des Feindes passiren zu können, ließ Abderrachmán dem Júßuf sagen, er sei jetzt bereit, auf die früher gemachten Vorschläge, deren Annahme nur durch Chálids, des Secretärs, Tactlosigkeit verhindert worden, einzugehen. Damit man bequemer über die Einzelheiten des Vertrages sich berathen könne, möge er ihm gestatten über den Fluß zu gehen; auch bitte er um Lieferung etlichen Viehs, da seine Truppen Mangel an Fleisch litten. Daß der gute Júßuf sich bereit finden lassen würde, zum zweiten Male seinem Gegner die Mittel zur Förderung seiner Pläne zu bieten, war ihm zuzutrauen. Wunderbarer ist es, daß auch Sſomeil sich täuschen ließ: man kannte eben den Abderrachmán noch nicht. Jedenfalls ward ihm das Gewünschte bewilligt; er durfte sich auf dem rechten Ufer des Guadalquivir bei El-Moßára,[2]) nicht weit von Córdova, lagern und bekam eine

1) Nach dem Kalender fiel der 9. Dhu'l-Hiddsche in diesem Jahre auf den 14. Mai. Dozy zieht indeß überall, wo in der arabischen Angabe Monatsdatum und Wochentag um nicht mehr als einen oder zwei Tage auseinandergehen, für die Reduction auf die christliche Zeitrechnung grundsätzlich den letzteren vor, und ich glaube aus einem bestimmten Grunde ihm darin folgen zu müssen. Ich werde aber in ähnlichen Fällen das rechnungsmäßige Datum dem wirklichen, wie oben, in eckiger Klammer hinzufügen.
2) Die gewöhnliche Aussprache für El-Maßára „die Promenade" — also ein freier Platz oder dergl. in der Nähe der Residenz, der eventuell zu einem Vororte werden konnte.

gute Zahl Ochsen und Hammel zugetrieben, an denen seine ausgehungerten Mannschaften sich gütlich thun konnten. Als aber andern Morgens der treffliche Jûßuf nach seinem neuen Freunde ausschaute, fand er ihn unzweideutig beschäftigt, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Das Gelingen von Abderrachmâns List mehrte die Zuversicht der Seinen und brachte Mißstimmung in die Reihen der Feinde; es kam dazu, daß vom ersten Augenblicke des Kampfes an der junge Fürst den unerschrockenen persönlichen Muth an den Tag legte, welcher von jeher den vornehmsten Anspruch auf den Respect des Arabervolkes begründete. Trotz der auch von den Keißiten gewohnter Weise bewährten Tapferkeit fiel die Entscheidung für den Omaijaden; Jûßuf und Ssomeil, die jeder im Kampfe einen Sohn verloren hatten, mußten gegen Mittag die Flucht ergreifen, Córdova fiel den Siegern ohne weitere Gegenwehr in die Hände (10. Dhu'l-Hiddsche 138 = 14. [15.] Mai 756).

Wie schwach aber die Stellung war, die trotz seines wachsenden Ansehens Abderrachmân der ererbten launenhaften Unbändigkeit der Stämme gegenüber einnahm, zeigte sich noch am Tage des großen Erfolges selbst. Nicht weniger aus Menschlichkeit als aus kluger politischer Ueberlegung hatte er möglichst bald dem Unfug seiner in der Hauptstadt plündernd ausschweifenden jemenitischen Bundesgenossen ein Ziel gesetzt, Jûßufs Frauen den angedrohten Gewaltthaten der rohen Soldateska entzogen: Grund genug für die über solch herrisches Gebahren entrüsteten Araber, unter sich in ernsthafte Berathung zu treten, ob es nicht zweckmäßig sei, nach der Niederlage ihrer keißitischen Feinde nun auch gleich dem unbequem werdenden Eindringling in die Idylle der gegenseitigen Stammvergnügungen den Hals umzudrehen. Zum Glück verrieth — nicht aus einem diesen Leuten vollkommen abgehenden Gefühle der Schicklichkeit, sondern aus rein persönlichen Beweggründen — einer der jemenitischen Adligen den Anschlag zeitig genug, daß Abderrachmân sich mit seinen Clienten und einigen andern zuverlässigen Leuten umgeben konnte; seine schneidige Energie war nun bereits allgemein bekannt, so fanden es die Mißvergnügten räthlich, sich stille zu halten, und er konnte ungehindert noch an demselben Abend das Freitagsgebet als Imâm in der Hauptmoschee abhalten und damit formell die Würde eines Emirs von Córdova und ganz Spanien antreten. Er hat als solcher zweiunddreißig Jahre (138—172 = 756—788) regiert, wenn man die langsame Gründung einer die wirkliche Staatsgewalt vertretenden Hausmacht inmitten eines Haufens zersplitterter, aber der ordnenden Thätigkeit des Herrschers fortgesetzten Widerstand leistender Stämme als „Regieren" bezeichnen kann. Nicht weniger als dreizehn gefährliche Empörungen, also durchschnittlich je eine in noch nicht drei Jahren, darunter aber auch eine von zehnjähriger Dauer, werden aus dieser Zeit berichtet; es darf kaum bezweifelt werden, daß kleinere Unruhen in großer Zahl daneben hergelaufen sind, und ganz sicher ist es, daß, wie überall in den mohammedanischen Staaten, auch in ruhigen Zeiten in der eigentlichen Verwaltung die verschiedenen Provinzen

und kleineren Kreise unter ihren mächtigeren oder schwächeren arabischen und spanischen Unterfürsten so gut wie selbständig waren: der monarchischen Autorität gegenüber stellten die in ihren Bezirken als Lehnsmänner hausenden Stammhäupter eine Aristokratie dar, welche nur durch ihre Uneinigkeit die Centralregierung überhaupt lebensfähig machte. Nicht ohne Theilnahme sehen wir die Kräfte dieser Aristokratie bald hier bald dort in blutigem Ringen mit den Haustruppen des Emirs sich erschöpfen: denn was die ununterbrochenen Aufstände hervorruft, die keine ernstlich eingreifende Staatsbehörde über sich ertragende Unbotmäßigkeit der Häuptlinge, steht in unlösbarer Verbindung mit den besten Eigenschaften des arabischen Volkscharakters, dem stolzen Unabhängigkeitssinn, der Selbstachtung und Freiheitsliebe, die unter den Chalifen vom Hause Omaijas noch überall lebendig geblieben waren. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich hier, welches die arabische Halbinsel zu den Zeiten Mohammeds gesehen hatte: dem an sich heilsamen und nothwendigen Staatszwecke müssen die tief in der Gewohnheit und Art des Volkes wurzelnden alten Ueberlieferungen zum Opfer fallen. Es geschieht nicht ohne schmerzliche Einbuße. Die Bestimmung des Begriffes der Freiheit als einer bewußten und freiwilligen Selbstbeschränkung zu Gunsten des allgemeinen Wohles, die noch heute den meisten Menschen hauptsächlich in der Theorie gilt, wäre den Arabern des achten Jahrhunderts, hätte man sie ihnen vorgetragen, chinesisch gewesen. Es konnte nur auf eine erzwungene Unterwerfung hingearbeitet werden, die, wenn sie gelingt, das männliche Ehrgefühl nur zu oft in Knechtssinn wandelt und lediglich durch die bösen Mittel eines rücksichtslosen Despotismus überhaupt durchzuführen ist. Dessen Gewaltthätigkeit und Tücke gegenüber erscheint die Opposition ganz von selbst, und vielfach nicht ohne Berechtigung, als die Partei der anständigen Leute; um indeß den Herrschern nicht Unrecht zu thun, muß mit aller Entschiedenheit betont werden, daß an eine auch nur einigermaßen erträgliche Lage des Volkes nicht zu denken war, so lange das Land in der bisherigen Weise von den fortgesetzten Kriegen zwischen den feindlichen Stämmen heimgesucht blieb, und daß den Fortschritten der Christen des Nordens gegenüber gradezu die Existenz des islámischen Spaniens auf dem Spiele stand, wenn seine Kräfte nicht bald einheitlich zusammengefaßt wurden. Das Ideal einer Organisation der Halbinsel in eine Anzahl aristokratischer Republiken, welche nur zur Vertheidigung der Grenzen im Norden durch ein beständiges Bündniß geeinigt gewesen wären,[1]) muß als eine Utopie bezeichnet werden, deren Unmöglichkeit die Geschichte Spaniens zwischen den Jahren 124 (742; vgl. I, 450. 452) und 138 (755) erweist.

Die Entwicklung, welche der neue Staat unter solchen Umständen zu nehmen hatte, ist durch die Natur der Dinge vorgeschrieben gewesen und

1) Dozy, Histoire I, 389. Dozy selbst behauptet übrigens nicht, daß eine solche Organisation durchzuführen gewesen wäre.

darum für uns leicht verständlich. Den Widerstand der arabischen Aristokratie, welcher sich etwas später mit der Reaction des nationalspanischen Volksthums gegen die Fremden zu verwickeln begann, vermochten die omaijadischen Emire nur zu brechen, indem sie erst durch Herbeiziehung möglichst vieler Mitglieder ihres Hauses sammt deren Clienten und sonstigen persönlichen Anhängern, später durch Anwerbung von Soldtruppen berberischer oder abendländischer Herkunft sich eine zu ihrer freien persönlichen Verfügung stehende Heeresmacht schufen. Es ergab sich bei dem endlichen Siege der Monarchie eine despotische Militärregierung, welche durch das Verdienst zweier ausgezeichneter Fürsten und eines gewissenlosen, aber genialen Ministers ein Jahrhundert lang die mildere Form des aufgeklärten Absolutismus annahm und in dieser jene bekannte, niemals wieder erreichte civilisatorische Blüthe des schönen Landes herbeigeführt hat. Aber nach dem Scheiden dieser begabten Herrschernaturen, welche vor Allem auch den Uebermuth der Truppen mit kräftiger Hand zu zügeln wußten, brechen alle Schrecken des Prätorianerthums herein; im gegenseitigen Kampfe der ehrgeizigen Truppenführer, unter welchen die Berbern die verhängnißvollste Rolle spielen, zersplittert das Reich in eine Menge von Kleinstaaten, die einander aufreiben und damit den christlichen Fürsten des Nordens die Zurückeroberung eines großen Theiles der Halbinsel ermöglichen: das Weitere ist uns (vgl. S. 431) schon bekannt. Daß dieser Entwicklungsproceß, von Einzelnheiten abgesehen, mit den Geschicken des Ostens unter den Abbaßiden (vgl. I, 519 ff.) eine schlagende Aehnlichkeit aufweist, liegt auf der Hand. Sie kann nicht auffallend erscheinen: es ist eben der Verlauf, welchen die Geschichte einer unversöhnlichen Parteien gegenüberstehenden absoluten Monarchie in jedem Falle nehmen muß; wenn er in Spanien langsamer und weniger bösartig von Statten geht, so gebührt das Verdienst außer den genannten Männern dem Charakter des spanisch-arabischen Volkes, der sich in der Zwischenzeit in einer äußerst glücklichen Weise entwickelt hatte. Und dann gab es hier im Westen durch Allahs Gnade keine Türken.

Der Krieg zwischen Abderrachmán I., „dem Eingewanderten" (Ed-Dáchil), wie er zum Unterschiede von zwei gleichnamigen Nachfolgern in der Regel genannt wird, und Júßuf hatte mit dem Siege von Moßára sein Ende keineswegs erreicht. Júßuf hatte die Schlacht zur Vertheidigung von Córdova annehmen müssen, bevor die von ihm erwarteten weiteren Hilfstruppen von Toledo und Saragossa zu ihm gestoßen waren; es schien nicht aussichtslos, mit diesen und den Resten des geschlagenen Heeres von Neuem das Schlachtenglück zu versuchen. Während Abderrachmán gegen die Truppen der früheren Regierung, die jetzt ihrerseits „Aufständische" hießen, heranzog, gelang es einer feindlichen Streifschaar, hinter seinem Rücken Córdova wegzunehmen und ihn dadurch zur Umkehr zu zwingen. Als er indeß nach erneuter Besetzung der Hauptstadt wieder gegen die Verbündeten auf Elvira marschirte, geschah ein Unverhofftes: Júßuf nicht allein, auch der thatkräftige Sfomeil hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihnen unmöglich sein werde, dem jungen Herrscher auf die Dauer zu wider-

stehen, und boten den Frieden an. Vielleicht bemerkten sie, daß nach den ewigen Bürgerkriegen der letzten Jahrzehnte ein tiefes Ruhebedürfniß sich der Menge des Volkes bemächtigt hatte, und daß in den verschiedensten Kreisen die Aussicht auf eine neue und dauerhafte Ordnung der Dinge mit einer Freude begrüßt wurde, die für ihre persönlichen Bestrebungen eine schlechte Vorbedeutung sein mußte — jedenfalls erklärten sie sich bereit, Abderrachmáns Herrschaft anzuerkennen, wenn er ihnen und ihren Leuten den ungestörten Besitz ihrer Güter gewährleiste. Der Omaijade, dem es nicht wie den andern Arabern auf Rache an persönlichen Feinden, sondern auf die Unterwerfung einer politischen Gegenpartei ankam, war zu jedem vernünftigen Zugeständniß bereit; im Sfafar 139 (Juli 756) ward der Frieden abgeschlossen, und zwischen Júßuf und Sfomeil als geehrten Stützen seiner Herrschaft reitend hielt bald darauf der Emír seinen Einzug in die spanische Hauptstadt. Aber die wunderbare Schnelligkeit des Erfolges blendete den scharfblickenden Fürsten keineswegs. Er wußte, daß es zwischen seiner Dynastie, deren Bestand ein halbes Jahr später (139 = 757) durch die Geburt seines ersten Sohnes Hischám gesichert wurde, und den arabischen Häuptlingen noch lange nicht zu einem Verhältnisse beiderseitigen guten Willens gedeihen werde, und that demzufolge Alles, was geeignet schien, seine persönliche Macht zu stärken. Das Volk suchte er durch Uebung strenger Gerechtigkeit in der Justiz und Verwaltung, die Offiziere durch wohlberechnete Freigebigkeit zu gewinnen; um die zuverlässigen Elemente in seiner unmittelbaren Umgebung zu vermehren, lud er die im Osten noch versteckten Mitglieder des Omaijadenhauses zur Uebersiedlung nach Spanien ein. Es werden ihrer zehn genannt, ohne daß die wirkliche Anzahl damit erschöpft ist; sie folgten natürlich mit Freuden einer Aufforderung, die ihnen nicht allein Sicherheit vor den Nachstellungen der Abbaßiden, sondern auch den Wiedereintritt in die Stellung von Mitgliedern einer regierenden Herrscherfamilie versprach. Den ersten Platz unter den schon im Jahre 140 (757) nicht ohne ansehnliche Begleitung in Córdova eintreffenden Verwandten des Emírs, welche nun mit Gütern aus den Staatsdomänen, mit hohen Stellungen im Heere und in der Regierung bedacht wurden, nahm binnen Kurzem Abdelmélik Ibn Omar[1]) ein, welcher als

1) Abdelmélik Ibn Omar Ibn Merwán Ibn El-Hakam, nach Makkari I, 212 ein Neffe des Abd el-asís (hier I, 396), d. h. ein Enkel des Chalifen Merwán (I, 373). Da aber dieser bereits im Jahre 2 (624) geboren ist, während Abdelmelik Ibn Omar 155 (772) noch lebte (s. Gayangos, History of the Mohammedan Dynasties in Spain, Vol. II, London 1843, S. 419 Anm. 10; nach Ibn Adhári ed. Dozy II, 57 ist aber 156 = 773 richtiger) —, so scheint die Angabe nicht sehr vertrauenswürdig. Ein anderer Merwán Ibn el-Hakam, der hier in Frage kommen könnte, ist mir allerdings auch nicht bekannt. Vermuthlich werden ein oder einige Glieder in der Genealogie, auf welche Makkaris Nachricht zurückgeht, ausgefallen sein. — Die S. 452 berichteten Anekdoten von Abdelmélik stehen bei Makkari II, 40 f.; die älteren Historiker nennen bei dem Kriege von 156 (773) seinen Namen nicht, doch läßt sich Makkaris Erzählung mit ihren Angaben vereinen.

Statthalter von Sevilla sich über fünfzehn Jahre hindurch auf das Ausgezeichnetste bewährte. Er war ein tapferer Krieger, dazu von einer unglaublichen Energie des Charakters. Als 156 (773) in einem der zahllosen Kämpfe mit den aufständischen Arabern einer seiner Söhne, Omaija, als Befehlshaber der Vorhut allzu eilig auf die Feinde losgesprengt und dann vor der Uebermacht derselben geflohen war, ließ er ihm vor den Augen des Heeres den Kopf abschlagen; das Heer siegte. Dieser Abdelmélik war es, der gleich nach seiner Ankunft den Emír drängte, das bis dahin noch für den Abbaßidenchalifen Manßúr in den spanischen Moscheen verrichtete Gebet (I, 195; oben S. 436) abzuschaffen und damit seine Unabhängigkeit von jeder fremden Oberherrlichkeit zu erklären. Abderrachmán zögerte, der Aufforderung nachzukommen; da erklärte ihm Jener, wenn er die Schmach länger mit ansehen müsse, daß für die hundertfachen Mörder der Omaijaden in deren eignem Lande gebetet würde, so nehme er sich das Leben — das wirkte, und es erging der Befehl, in der Chotbe fürder allein den Namen des Emirs als Imáms der spanischen Gemeinden zu nennen. So werthvoll aber dem Fürsten der Beistand von Männern dieser Art sein mußte, ihre Ernennung für die ersten Stellen des Reiches erregte den Neid und Unwillen derjenigen, welche eben diese Stellen bisher inne gehabt hatten, der Stammgenossen und sonstigen Anhänger des Fichriten Júßuf. Fortdauernd lagen sie dem abgedankten Emír wie dem Sſomeíl, welche als Mitglieder von Abderrachmáns Staatsrath in Córdova eine angesehene Rolle zu spielen fortfuhren, in den Ohren, die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zu betreiben. Sſomeíl, der sich seit dem Friedensschlusse mit musterhafter Correctheit benahm, wies die ihm gestellten Zumuthungen ab; Júßuf, der in seiner Charakterlosigkeit nun einmal das Neinsagen zu lernen außer Stande war, erlag nach einigem Schwanken der Verführung; im Jahre 141 (758) verließ er heimlich den Hof und floh nach Mérida, wo er unter einer ihm geneigten Bevölkerung die Fahne des Aufstandes erhob. Nachdem er gegen Abdelmélik, den Statthalter Sevillas, eine Niederlage erlitten, ward er auf der Flucht nach Toledo von einigen Männern medinischer Abkunft, welche die Wiederkehr der traurigen Bürgerkriege fürchteten, erschlagen, sein Haupt dem Abderrachmán nach Córdova gebracht. Der Emír glaubte sich überzeugen zu müssen, daß Milde seinen Feinden gegenüber nicht mehr angebracht sei. Er ließ, um mit ihnen aufzuräumen, den einen von Júßufs hinterbliebenen Söhnen enthaupten, den andern, den er wegen seiner Jugend verschonte, wenigstens einsperren; und ein ewiger Flecken auf seinem Gedächtniß ist, daß auf seinen Befehl auch Sſomeíl, den er als des Einverständnisses mit Júßuf verdächtig hatte in Haft nehmen lassen, seinen Tod im Gefängnisse fand. Das Höchste, dessen der keißitische Häuptling schuldig war, das Vergehen, dem Emír die an ihn gelangten Eröffnungen der Mißvergnügten nicht mitgetheilt zu haben, bezeugte nur die Anständigkeit seiner Gesinnung und konnte der unzweifelhaften Tadellosigkeit seines eignen Verhaltens gegenüber nicht ins Gewicht fallen; daß

er bei dem Ausbruche der Empörung ruhig in der Residenz geblieben war, mußte, wie er selbst dem zornigen Abderrachmán zu bedenken gab, jedem Unbefangenen für einen sicheren Beweis seiner Unschuld gelten. Ihn traf mit dem Todesurtheil die gerechte Vergeltung für die zwecklosen Grausamkeiten, die er vor wenig Jahren an gleich Unschuldigen hatte vollziehen lassen; aber der Omaijadenfürst zeigte sich bereits von dem Geiste finsteren Argwohns beschlichen, der nun einmal den Fluch despotischer Herrschaft bildet. Im Laufe der Zeit nur weiter genährt von den immer sich wiederholenden Verschwörungen und Aufständen, forderte er stets neue Opfer, und die Härte, mit welcher der Emir den Widerstand seiner Gegner zu brechen suchte, rief naturgemäß um so größere Mißstimmung hervor, die fortzeugend wiederum nur Böses gebären konnte. Er harrte mit der unbeugsamen Energie seines Charakters in allen den Kämpfen aus, die ihm jahraus jahrein keine Ruhe ließen; als aber der Geist der Widerspenstigkeit und der Empörung gegen seine auch der nächsten Umgebung oft genug unbequeme und widerwärtige Herrschaft sogar die eignen Verwandten ergriff, die er aus dem Elend der Abbaßidenverfolgung gerettet, neben seinen Thron erhoben und mit Gütern aller Art überschüttet hatte —, als nach einer unter Betheiligung zweier Omaijaden schon 163 (779/80) geplanten Verschwörung im Jahre 167 (783/4) gar sein eigner Neffe El-Mogira Ibn El-Walid einen Aufruhr zur Entthronung des Oheims anzustiften versuchte, da erfüllte tiefe Bitterkeit selbst dies scheinbar fühllos gewordene Gemüth, und einem vertrauten Diener schüttete sein Herz sich in schmerzlicher Klage aus um die Undankbarkeit derer, welchen er umsonst eine wahrhaft väterliche Huld erwiesen. Wenn aber diese Undankbarkeit sein Inneres am meisten berührte, gefährlicher für ihn und für sein Reich als diese mißglückten Unternehmungen der Verwandten sind die großen Aufstände gewesen, die fortwährend seine unermüdliche Energie, seine Schlauheit und Hinterlist in Anspruch genommen und ihn bei alle dem zweimal an den Rand des Verderbens gedrängt haben. Einen weniger kräftigen Fürsten hätten sie hinabgestürzt; Abderrachmán hielt sich durch persönliche Tapferkeit, geschickte Theilung der Feinde, mehr als einmal durch verrätherische Treulosigkeit. Die glänzendste That seines Lebens war der Krieg gegen Alá Ibn Mogith, der im Jahre 146 (763), während der Emir schon einen Aufstand der Fichriten (vgl. S. 452) in Toledo zu bekämpfen hatte, die Jemeniten des Westens zur Empörung vermochte. Dieser Alá war ein Sendling des Abbaßidenchalifen Manßúr, der nach der Unterwerfung Nordafrikas durch Mohammed Ibn Asch'ath und Aglab (I, 486) auch Spanien wieder an das Chalifat anzuschließen, vor Allem aber das Aufkommen einer neuen omaijadischen Dynastie, noch dazu in der Nachbarschaft der eignen Westprovinzen, zu verhindern suchte. Da Alá selbst einem südarabischen Stamme angehörte, fand er bei seiner Landung in der Provinz Beja[1]) die stets fehde-

1) Im südlichen Portugal, arab. Bádscha nach der genauen Schreibung; aber die westlichen Araber und Berbern haben eine starke Neigung, das lange â wie ä, später

lustigen, gegen den Emir von dem Augenblicke des gemeinsam erfochtenen Sieges an mißtrauischen und eifersüchtigen Jemeniten um so mehr bereit, die Waffen zu ergreifen und unter der schwarzen Abbaßidenfahne (I, 454) auf Córdova zu marschiren. Abderrachmán rückte den Aufrührern persönlich entgegen; die Truppen aber, die er, von dem Kriege mit den Toledanern in Anspruch genommen, zur Hand hatte, waren der Zahl der Jemeniten nicht gewachsen. Er mußte sich nach Carmona hineinwerfen. Eng von den Feinden umschlossen, sah er sich bereits zwei Monate lang nachdrücklich belagert, ohne Hoffnung auf Entsatz, in steter Gefahr, mit seiner schwachen Mannschaft der Uebermacht zu erliegen. So entschloß er sich zum äußersten Wagniß: an der Spitze von nur 700, aber den erlesensten Kriegern der Besatzung, stürzte er sich unerwartet wie ein Verzweifelter auf die Gegner, von denen nicht wenige, durch die Länge der Belagerung ermüdet, sich für eine Weile ins Land zerstreut hatten. Er richtete unter den Uebrigen ein furchtbares Blutbad an, brachte durch den panischen Schrecken des wüthenden Angriffs ihre Reihen in Verwirrung und jagte sie auseinander. Alá selbst war im Kampfe gefallen, das Unternehmen damit gescheitert. Abderrachmán aber ließ, so hören wir,[1]) den Leichnamen des abbaßidischen Generals und seiner hauptsächlichsten Gefährten die Köpfe abschneiden, dieselben einbalsamiren und mit Zetteln, welche je den Namen und Rang des Getödteten angaben, an den Ohren behängt in einen Sack stecken. Dazu ward die schwarze Fahne, das Diplom des Manßúr, welches den Alá zum Statthalter von Spanien ernannte, sowie ein Blatt mit einem kurzen Bericht über seine Niederlage hinzugefügt und das Ganze einem Kaufmann aus Córdova übergeben, der sich auf den Weg nach Keirowán, dem Sitze des abbaßidischen Oberbefehlshabers in Nordafrika (I, 488), machen und nächtlicher Weile den Sack auf dem Markte der Stadt niederlegen mußte. Das schauerliche Geschenk fand seinen Weg nach Bagdad: selbst Manßúr, den nicht leicht etwas erschütterte und der sonst für etikettirte Menschenköpfe sogar eine gewisse Schwäche besaß (I, 492), fühlte sich bei dem Anblicke doch etwas unbehaglich: „Gott sei Dank", meinte er, „daß Er ein Meer zwischen mich und solchen Feind gesetzt hat!"

Wie mit dem gewaltigsten der Abbaßiden, sollte der tapfere Omaijade auch mit dem größten Herrscher des Abendlandes sich zu messen Gelegenheit haben. Seit 150 (767) hatten die immer von Zeit zu Zeit wiederholten Aufstände der seit Abderrachmáns verrätherischer Ermordung (149 = 766) des Abu Sjabbách, eines ihrer ersten Männer, ganz unversöhnlich ge-

---

gar é zu sprechen: Tlemßén statt Tilimßán oder Tlemßán (I, 448), Fes statt Fás (I, 550 Anm. 1), Dénia statt Dánija. Ich werde im Folgenden die arabische Schreibung der Namen in lateinischen Lettern eingeklammert der gewöhnlichen hinzufügen.

1) Die historische Zuverlässigkeit der folgenden Erzählung kann bezweifelt werden (vgl. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, II, 80); doch ist sie für die Gestalt, die Abderrachmán in der Erinnerung seines Volkes angenommen hat, äußerst charakteristisch.

wordenen Jemeniten und sonstiger Feinde des Emírs sich in der gefährlichsten Weise mit eigenthümlichen Unruhen verwickelt, die unter den Berbern Spaniens ausgebrochen waren. Wir erinnern uns, daß die Angehörigen dieser Rasse vor Allem in den nördlichen Bezirken des muslimischen Gebietes, das heißt seit den ersten Erfolgen der Asturier (I, 433) zwischen Tajo und Guadiana seßhaft waren. Die Kämpfe mit den Christen wie mit ihren arabischen Glaubensgenossen (I, 450; hier S. 436), die große Hungersnoth (I, 433; hier S. 438), endlich das ganze Mißverhältniß zwischen ihnen und den Arabern hatten die längst bestehende Unzufriedenheit dieser Stämme von Neuem gesteigert; sie brach in dem erwähnten Jahre zuerst in kleineren Unruhen, dann aber durch rasches Weiterlodern der aufzuckenden Flamme in einer allgemeinen Revolution aus, die schon 153 (770) den Emír zwang, persönlich gegen die Empörer zu Felde zu ziehen. Die Bewegung trug einen um so bösartigeren Charakter, als sie religiöser Natur war. Die eigenthümliche Empfänglichkeit der Berbern für eine bestimmte Art der Frömmigkeit und für eine in deren Sinne geleitete Agitation ist uns schon von früheren Gelegenheiten bekannt,[1]) wie sie im Weiteren uns noch öfter beschäftigen wird. Die Noth, in welche das Volk durch die Unglücksfälle der letzten Jahrzehnte versunken war, hatte, wie wir wissen (oben S. 438), manche Berberschaaren über die Meerenge nach Afrika zurückgetrieben; die Mehrzahl war immerhin geblieben, aber als Beute der Widerwärtigkeiten, ja des Elends. So war sie in der rechten empfänglichen Stimmung für die Predigt eines Mannes, der im J. 150 (767) unter dem Namen eines Nachkommens des Alí und der Fátime, der Tochter des Propheten, auftrat, eigentlich aber ein entweder halb verrückter oder auf Schwindeleien ausgehender Schulmeister aus dem westlichen Spanien war. Von allen Seiten fielen die Berbern, welche in der Nordhälfte des Reiches weitaus die Mehrheit der Bevölkerung bildeten, ihm zu, er bemächtigte sich der Stadt Mérida (Márida) und anderer Orte, und in mehrjährigen Kämpfen mit den Truppen Abderrachmáns bis zum J. 155 (772) waren die Erfolge fast stets auf Seiten des Schakja oder Sofján, wie der verschieden überlieferte Name des bedenklichen Heiligen lautet. Als es endlich dem Emír gelang, Zwist unter die Berbern zu säen und den Aufrührer — den Machdi (I, 442), wie man ihn hätte nennen können — nach dem Norden zurückzudrängen, erhoben sich in seinem Rücken die Jemeniten im Verein mit den in ihrer Nachbarschaft hausenden Berbern des Westens. Auch sie wußte der schlaue Diplomat unter geschickter Benutzung der gegenseitigen nationalen Abneigung zu entzweien, daß schließlich die Jemeniten, von ihren Bundesgenossen verrathen, in der blutigen Schlacht am Bembezár[2]) der Entschlossenheit des Abdelmélik Ibn Omar (S. 451 f.) erlagen (156 = 773). Während aber nun der Krieg gegen Schakja weitergeführt wurde, plante ein

1) Vgl. I, 421. 447. 595. 615. 2) Nebenfluß des Guadalquivir, r. zwischen Córdova und Sevilla.

Häuptling der Jemeniten, Sſuleimán el-A'arábi, der Statthalter von Barcelona war, mit ein paar Verwandten des Fichriten Júßuf (S. 452) ein höchst gefährliches Unternehmen. Wie das ganze Abendland, ja der Orient selbst, hallte auch Spanien damals schon wieder von den Thaten des jungen Germanenfürsten, des Königs der ungläubigen Franken, Károlo, wie ihn Christen und Muslime der Halbinsel nannten, in Italien, wo er soeben (773) dem Langobardenreiche ein Ende gemacht hatte. Zwischen Franken und Arabern hatten auch nach der Einnahme von Narbonne durch Pipin (142 = 759), welche der von den Bürgerkriegen in Anspruch genommene Emír nicht hatte verhindern können, die Reibungen im Norden und Süden der Pyrenäen nicht aufgehört; leicht war es möglich, daß Karl der Große auf die Beilegung der italiänischen Händel (776) einen Feldzug gegen die Muslime folgen ließ. Die drei Häuptlinge, deren Haß gegen ihrer Stammgenossen Todfeind sie bis zum Verrathe ihres Glaubens an die verachteten Christen aufreizte, fanden ihren Weg nach Paderborn, wo 777 (160) Karl nach der, wie es schien, endgiltigen Bezwingung der Sachsen ein Maifeld hielt. Es kam ein Bündniß zwischen ihm und den saracenischen Fremdlingen zu Stande, demzufolge im J. 778 (161) die Franken in Spanien einbrechen sollten, wo von Barcelona oder Saragossa aus El-A'arábi ihnen die Hand zu reichen versprach, während mit Hilfe von übergeführten afrikanischen Berbern gleichzeitig im südöstlichen Spanien eine Erhebung der Fichriten ins Werk gesetzt würde. Da Abderrachmán mit seinen Haustruppen, die eben im J. 160 (777) die letzten Reste von des in der Zwischenzeit ermordeten Schakja Anhängern niedergeworfen hatten, zwischen beiden Heeren in die Mitte kommen mußte, da Karls unwiderstehliche Feldherrnmacht dazu in die Wagschale zu fallen drohte, so war die Gefahr wahrlich vom größten Ernste. Wieder indeß sollte der Omaijade Glück haben. Der Aufstand im Süden ward zu früh ins Werk gesetzt, die erwartete Unterstützung vom Ebro her konnte nicht rechtzeitig erfolgen, da Karl noch jenseits der Pyrenäen war; das fachte den alten Groll zwischen Jemeniten und Fichriten von Neuem an, die letzteren wandten sich jetzt als Angreifer nach dem Norden, wurden aber von den verfeindeten Bundesgenossen zurückgeworfen — kurz der Ausbruch verpuffte wirkungslos, sein Leiter fiel nicht lange darauf unter dem Dolche eines von Abderrachmán ausgesandten Mörders. Und als nun Karl mit seinem Heere in Spanien eindrang, weigerte das schon damals heldenmüthige Saragossa, den Befehlen des in seinen Mauern weilenden A'arábi zu gehorsamen, und schloß dem König die Thore. Kaum aber hatte er die Belagerung der Stadt begonnen, als die Nachricht von der Empörung der Sachsen unter Wittekind ihn zwang, schleunigst den Rückmarsch nach Deutschland anzutreten, auf welchem die Basken in den Pyrenäenschluchten seinem Nachtrabe unter dem Grafen Ruotland von der Bretagne, dem Roland der Heldensage, die berühmte Niederlage von Roncevaux beibrachten (778 = 161). Weniger freilich diese, als die weiteren Kriege gegen die Sachsen, Baiern, Awaren, Dänen und Slawen hielten Karl

den Großen ab, nochmals in Person die Muslime Spaniens anzugreifen; ja so lange Abderrachmán lebte, kam es überhaupt zu keiner weiteren Einmischung der Franken in die Verhältnisse der Halbinsel. Ruhe genoß der Emir darum freilich nicht: die Aufstände unbotmäßiger Häuptlinge und Statthalter dauerten, wenngleich mit verminderter Heftigkeit, bis an sein Lebensende (172 = 788) fort. Niedergeworfen und gedemüthigt hatte er die arabische Aristokratie, aber todt war sie noch lange nicht, das sollte mehr als einem von seinen Nachkommen gründlich klar werden. Erforderte es aber nach seinem Tode noch manche Anstrengung, bis der Thron der Omaijaden vor jeder Erschütterung sicher stand und der Wink dessen, der ihn bestiegen, an den fernsten Grenzen des Landes widerspruchslosen Gehorsam fand, so muthet es uns, überblicken wir das wunderbare Leben Abderrachmáns, doch fast märchenhaft an, wie es einem mittellosen und abenteuernden Fremdling hat gelingen können, als Herrscher der kräftigen und kriegerischen Bevölkerung eines großen Landes nicht allein für einen Augenblick Anerkennung zu finden, sondern Jahrzehnte lang im Tosen und Branden der Wogen immer erneuten Widerstandes wie ein eherner Felsen aufrecht stehen zu bleiben. Mit schweren Opfern freilich war dies Beharren der neuen Herrschaft erkauft. Denen, welchen er den Thron verdankte, hat, um ihn sich zu erhalten, Abderrachmán mit Undank und Treulosigkeit lohnen müssen; das Maaß dessen, was er dabei auf sein Gewissen nahm von Strömen Blutes und Handlungen schwarzen Verrathes, ließ zuletzt die Treuesten der Treuen sich scheu von ihm zurückziehen, oder ihrem Widerwillen einen Ausdruck geben, der auch ihnen die Ungnade des furchtbaren Emirs zuzog. Das war das Loos des greisen Obeidallah, des Ibn Chálid und Anderer; die Verbannung Bedrs, welchem er Alles verdankte, an die fränkische Grenze wäre durch den übermüthigen Ton, den sich der allzu reichlich belohnte Client herausnahm, vielleicht gerechtfertigt gewesen, nicht so, daß man ihn dort am Nothwendigsten Mangel leiden und im Elend verkommen ließ. Alles das machte den rücksichtslosen Fürsten zuletzt auch den unteren Volksclassen unheimlich, für die er doch Mancherlei gethan und denen er besonders in Córdova durch seine Persönlichkeit, nicht minder aber durch gemeinnützige oder großartige Unternehmungen, wie den Bau eines weitläufigen Palastes, die Gründung der berühmten Hauptmoschee und Anderes, lange Zeit Achtung abgewonnen hatte. Allein und vereinsamt, sah er es um sich öde und leer in den letzten Jahren seines wechselvollen und thatenreichen Lebens: aber er hatte, was er gewollt — er war der Herr.

Als eines Tages, wird uns berichtet, Manßúr, der Abbaßidenchalife, mit seinen Höflingen sich unterhielt, richtete er auf einmal die Frage an sie: „Wer ist der Falke (ssakr) der Koreisch?“[1]) Natürlich gestattete den Herren ihr Gewissen nicht, einen so ruhmvollen Ehrennamen einem Andern als

1) Gemeint ist: unter den aus dem Stamme Koreisch ausschließlich hervorgegangenen arabischen Herrscherfamilien der kühnste Held.

Sr. Majestät Höchstselbst zuzusprechen; aber Mansúr, dessen Absicht auf so wohlfeilen Weihrauch diesmal nicht gerichtet war (wenngleich es vielleicht seinen Leuten schlecht gegangen wäre, hätten sie nicht erst einmal ihn selbst genannt), meinte verächtlich: „Das ist ja nichts." „Mo'áwija?" „Auch nichts." „Abdelmélik Ibn Merwán?" „Auch nichts." Die Höflinge erklären mit ihrem Witze am Ende zu sein. „Der Falke der Koreisch", hebt nun der Chalife an, „ist Abderrachmán, Mo'áwijas Sohn, welcher durch seine List den Spitzen der Lanzen und den Schneiden der Schwerter entrann,[1]) der über Wüsten und Meer hinweg in ein fremdes Land eindrang, er ganz allein, und da Festungen erbaute, Heere schuf, eine Verwaltung herstellte, kurz eine Regierung aufrichtete, von der nichts mehr zu spüren gewesen war, rein durch die Folgerichtigkeit seines Handelns und die Stärke seines Charakters. Mo'áwija kam vorwärts durch ein Roß, auf das ihn Omar und Othmán gesetzt und das sie ihm zugeritten hatten, Abdelmélik durch eine Huldigung,[2]) deren Band sich haltbar erwies, ich durch den Eifer meiner Angehörigen und die Einigkeit meiner Partei — Abderrachmán aber war ganz allein, ohne Helfer als seinen Geist, ohne Gefährten als seinen Entschluß." Und, können wir hinzufügen, nicht für seine Person nur hat er so Wunderbares vollbracht: wenn der Islám in Spanien feste Wurzel zu fassen und durch alle neuen Stürme hindurch zum Heile des ganzen Landes Araber und Abendländer zu einem einheitlichen Volke zu verbinden im Stande war, dessen Leistungen die Bewunderung der Zeitgenossen wie der Nachwelt hervorrufen und verdienen sollten, so gebührt das vornehmste Verdienst davon immer dem scharfsichtigen, kühnen und verderblichen Falken der Koreisch.

---

1) Als die Abbaßiden überall die Omaijaden aufgreifen und tödten ließen. 2) Die ihm auf seines Vaters Merwán Befehl schon vor dessen Tode geleistet worden war (I, 375).

Zweites Capitel.

Araber und Spanier.

In dem dreißigjährigen Kampfe zwischen Aristokratie und Monarchie hatte diese zuletzt die Oberhand behalten: es fragte sich, ob das Ergebniß ein unwiderrufliches war. Nur wenn von der furchtbaren Energie Abderrachmáns so viel auf seine Nachkommen sich vererbte, daß eine neue Erstarkung des geschwächten aristokratischen Elementes verhindert werden konnte, ließ sich die Frage bejahen. Es war nicht immer der Fall, und zu den alten Schwierigkeiten gesellten sich bald neue, die aus den sich nach und nach verwickelnden Beziehungen zwischen den arabischen Herren und den spanischen Unterthanen, zwischen der Gestaltung des westlichen Islâms und dem Christenthum hervorgingen. Ungeheuer wie diese Schwierigkeiten waren, fanden sie durch mancherlei nebensächliche Dinge Vermehrung: durch einige der in orientalischen Herrscherfamilien nun einmal unvermeidlichen Thronstreitigkeiten, durch die in den Städten sich zu fühlen beginnenden Volksmassen, durch Trübungen des Verhältnisses zwischen der Regierung und der nach und nach zu einer einflußreichen Corporation sich entwickelnden muslimischen Geistlichkeit. Der wechselseitige Einfluß der verschiedenen Classen der Bevölkerung auf einander, wie er aus den örtlichen Berührungen der Individuen unvermeidlich entspringt, führt während dessen bald zu einer Näherung der verschiedenen Elemente, durch welche die Bildung einer spanisch-arabischen Gesellschaft von einem bestimmten einheitlichen Charakter vorbereitet wird, bald zu mehr oder weniger heftigen Zusammenstößen zwischen den noch unausgeglichenen schroffen nationalen und religiösen Gegensätzen. Immer weniger sind im Laufe der Zeit die Emire im Stande, die sich kreuzenden Bewegungen zu beherrschen. Der Eindruck von Abderrachmáns Herrscherthätigkeit läßt allmählich nach, die Aristokratie hebt von Neuem das Haupt. Eins freilich ist nicht mehr möglich: die Verdrängung der Omaijaden aus Spanien überhaupt anzustreben. Dazu ist ihre Hausmacht durch den Stifter ihrer Dynastie zu fest begründet, die besonders in den letzten Jahren Abderrachmáns stark vermehrte Soldtruppe der Berbern und gekauften Sklaven (S. 450) ein zu wirksames militärisches Element. Aber sich der Oberherrlichkeit der Emire zu entziehen, in den Provinzen, vorzüglich den entfernter liegenden, selbständig zu werden, dahin geht jetzt der allgemeine Zug unter den Häuptlingen; und es gelingt allmählich in einem Theile des Landes nach dem andern. Gleichzeitig beginnt der Widerstand der Christen an den Grenzen wie im Innern sich kräftiger zu betonen; und

das ihm sich verwandt wissende, auf mancherlei Art gereizte Nationalgefühl auch der Renegatenkreise macht sich schließlich in einem gefährlichen Ausbruche Luft, welcher die Herrschaft der Araber nochmals in einem großen Theile der Halbinsel, und zwar im Süden, zu vernichten droht. Der große Renegatenkrieg schwächt die Macht der Emire nicht minder, als die Unbotmäßigkeit der Aristokraten: da aber die natürliche Feindschaft zwischen Arabern und Spaniern eine Verbindung beider zum Sturze des Emirates ausschließt, ja sie zwingt, sich gegenseitig noch mit größerem Nachdruck als jenes zu befehden, so vermag die Dynastie allmählich durch vorsichtiges Laviren zwischen beiden wieder aufzukommen, bis die glänzende Persönlichkeit eines neuen Abderrachmán ersteht, die in den langen Kämpfen Geschwächten sich in raschem Siegeslaufe unterthan zu machen und aus den unter einer kräftigen und doch wohlwollenden Regierung Vereinten ein neues und einheitliches Volk zu schaffen.

Wir übergehen in der Reihe der Ereignisse zunächst die in ihren Einzelnheiten unwichtigen, wenn auch für die Ordnung im Lande natürlich keineswegs vortheilhaften häuslichen Zwiste, welche die beiden ersten Thronwechsel begleiteten. Nach einigen Zwischenfällen ward doch Abderrachmáns I. letztem Willen gemäß sein Sohn Hischám I. als Emír anerkannt, und dann in seiner nicht ganz achtjährigen Regierung (172—180 = 788—796) auch durch innere Unruhen nur ganz vorübergehend gestört: er zeigte sich als einen keineswegs unkräftigen, aber menschlich denkenden Mann, dessen einfaches und leidenschaftsloses Auftreten nach den finsteren letzten Zeiten seines Vorgängers doppelt erfreulich wirkte und der niedergetretenen Aristokratie die willkommene Möglichkeit eröffnete, mit der Regierung einmal in Frieden zu leben. So ward es möglich, die Kräfte des Staates wieder nach Außen zu verwenden und zum ersten Male seit über vierzig Jahren von Neuem angriffsweise gegen die Christen Nordspaniens vorzugehen. Es war die höchste Zeit dazu: seit 136 (753/4) hatte Alfons I. die Muslime von der Grenze Asturiens bis über die Sierra Guadarama zurückgedrängt (I, 433), nur der Unmöglichkeit, so große Landstriche mit christlichen Ansiedlern in kurzer Zeit wieder zu bevölkern, verdankte man es, wenn nicht schon längst auch die Tajolinie ernsthaft gefährdet war. Im Nordosten aber machten die Basken seit der Rückeroberung von Pamplona (oben S. 436) fortwährend zu schaffen, und der Einfall Karls des Großen hatte gezeigt, wie gefährlich hier neue Verwicklungen drohten. Doch Hischám war nicht blos ein energischer Fürst, sondern auch ein frommer Muslim, welchem der heilige Krieg gegen die Ungläubigen als die oberste Pflicht erschien. Sobald er sich daher auf seinem Throne sicher fühlen durfte, schickte er seine Truppen gegen Galizien und Asturien, auf der anderen Seite gegen die Franken aus. Die Macht der spanischen Christen war seit dem Tode des Königs Silo (783 = 166/7) durch Thronstreitigkeiten ihrer Herrscher und Zwistigkeiten unter ihren Großen vielfach getheilt; so konnten 175 (791) zwei muslimische Heere den Norden der Halbinsel ungestraft verwüsten. Mit Alfons' II., des Keuschen (791—842 = 175—227), Thronbesteigung

indeß machte sich eine wirksamere Vertheidigung des christlichen Gebietes fühlbar: Hischâms Feldherr Abdelmélik Ibn Abd el-Wâchid konnte 178 (794) zwar die asturische Hauptstadt[1]) plündern, aber auf dem Rückmarsche erlitt er von den nachsetzenden Asturiern eine empfindliche Niederlage, bei welcher er selbst das Leben einbüßte. Es war vorauszusehen, daß sich Hischâm dabei nicht beruhigen würde: vorsichtig rief Alfons, der sich einem wiederholten Angriffe entgegenzutreten doch nicht stark genug fühlte, die Basken und die Franken Aquitaniens zu Hilfe. Besonders Letztere ließen sich das nicht zweimal sagen: dem Namen nach[2]) damals bereits von dem jugendlichen Ludwig dem Frommen für seinen Vater Karl verwaltet, hatte das aquitanische Königreich im J. 793 (177) ebenfalls einen Vorstoß der Araber unter Abdelmélik auszuhalten gehabt, bei dem Narbonne in Flammen aufgegangen und weit in das Land hinein schlimme Verheerungen angerichtet worden waren. Auch die Basken schickten einige Mannschaften: trotzdem verlief der Rachezug, welchen 179 (795) die Muslime unter ihres gefallenen Feldherrn Bruder Abd el-Kerîm unternahmen, fast durchaus unglücklich für die Christen. Zwar gelang es ihnen, einer der Streifschaaren, welche dem arabischen Hauptheere die Flanken freihielten, eine Schlappe beizubringen, indeß war das letztere überall siegreich, nahm Oviedo zum zweiten Male ein und kehrte vor Einbruch des Winters beutebeladen nach dem Süden zurück. Aber sofort nach dem Tode Hischâms, der für das Wohl seines Reiches viel zu früh wenige Monate später das Zeitliche segnete (180 = 796), kehrten sich die Verhältnisse um. Des Emirs Sohn und Nachfolger El-Hakam I. legte zwar durch Aussendung des Abd el-Kerîm gegen Galizien (Herbst 180 = 796) die Absicht an den Tag, seines Vaters Kriegspolitik fortzusetzen, aber innere Unruhen lähmten seine Kräfte: erst Aufstände seiner ihm den Thron streitig machenden Oheime, dann Unbotmäßigkeit der unter der Gunst dieser Verhältnisse auf die Erringung eigner Selbständigkeit ausgehenden Statthalter jenseits des Ebro, später gefährliche Zuckungen in den Hauptstädten des Reiches nahmen ihn so vollständig in Anspruch, daß er an weitere Unternehmungen gegen die Christen nicht zu denken, kaum die nun von deren Seite ausgehenden Angriffe einigermaßen abzuwehren vermochte. Das Bündniß zwischen Alfons und Karl dem Großen bestand fort, die gegen Hakam empörten Thronbewerber stellten sich und ihre Partei ebenfalls dem großen Frankenkönig zur Verfügung, und die arabischen Statthalter von Barcelona und Huesca (Waschka), die zwischen ihrem Emir und den Fürsten der Ungläubigen in ihren Besitzungen unabhängig zu werden hofften, waren verrätherisch genug, sich gleicher Weise mit Karl und Ludwig in Verbindung zu setzen, die Uebergabe der Festungen nördlich des Ebro an die Aquitanier verheißend. Hakam wehrte sich tapfer: bald im Südosten, bald in der Mitte Spaniens, bald am Fuße

1) Wahrscheinlich damals schon Oviedo. 2) Ludwig der Fromme (geb. 778) war damals kaum 15 Jahre alt.

der Pyrenäen kämpfte er gegen die Empörer wie gegen die Franken. Aber die Zahl der Feinde war zu groß: der Emir konnte nicht verhindern, daß 182 (798) Alfons einen verwüstenden Feldzug nach dem Westen durchführte, auf welchem sogar Lissabon,[1]) wenn auch nur für den Augenblick, von den Christen erobert ward, und daß Ludwig der Fromme, der gegen Muslime gar nicht gutmüthig war, der Winkelzüge der arabischen Befehlshaber in den Festungen Kataloniens und Aragoniens satt, nach wiederholten Kriegsfahrten in diese Provinzen 185 (801) Barcelona mit Nachdruck belagern ließ und trotz hartnäckiger, monatelang fortgesetzter Vertheidigung zur Uebergabe zwang. Man weiß, daß es den Muslimen nie wieder gelungen ist, die feste Stadt für längere Zeit zurückzuerobern, und daß ihr Besitz den Grafen der spanischen Mark, welche nun Karls Befehl hier einsetzte, sicheren Rückhalt bot. Zu den Königen von Asturien-Leon, zu den Basken von Navarra kommt als dritter christlicher Staat Nordspaniens die Grafschaft Barcelona. Der selten durch Waffenstillstände unterbrochene Kriegszustand, welcher die nächsten Jahrzehnte hindurch an der Ebrolinie fortdauert, ändert an den beiderseitigen Besitzverhältnissen wenig: Barcelona und Pamplona bleiben schließlich immer fränkisch, Huesca und Saragossa arabisch. Auch im Norden des Tajo ist Hakam zwar im J. 200 (816) im Stande, durch seinen Feldherrn Abd el-Kerim einen verheerenden Einfall unternehmen zu lassen; aber ein anderes Heer wird in demselben Jahre von Alfons gründlich geschlagen, und weitere Erfolge der Muslime sind für längere Zeit auch hier nicht zu verzeichnen. Nicht mehr freilich auch für die Christen: Alfons II. ward von der Organisation seines Reiches, der Wiederherstellung alles dessen, was die Araber und Berbern auf ihren Plünderungszügen zerstört hatten, der Gründung zahlreicher Kirchen — das Grab St. Jakobs[2]) wurde unter seiner Regierung in Galizien aufgefunden, das Heiligthum von Compostella über demselben errichtet — so weit in Anspruch genommen, daß auch er, wären selbst die oben (S. 460) erwähnten natürlichen Hindernisse fortgefallen, kaum in der Lage sich befunden hätte, an neue Eroberungen auf Kosten der Emire von Córdova zu denken. Gelegentliche Streifzüge in den Grenzgebieten bleiben natürlich ohne weitergehende Wichtigkeit und können hier wie später billig unerwähnt gelassen werden.

Indeß unter mancherlei Schwierigkeiten es dem Hakam doch gelang, die Fortschritte der Karolinger in mäßigen Schranken zu halten und gegen die Asturier seinen Besitzstand zu wahren, hatten unter seiner, zum Theil schon unter Hischâms Regierung in den Kreisen seiner Unterthanen sich tiefgehende Veränderungen religiöser und socialer Art zu vollziehen begonnen, deren

1) Ar. El-Uschbún, aus dem lateinischen Olisipo mit Umwandlung der ersten Silbe in den arabischen Artikel (vgl. El-Urbus I, 616 Anm.); oder daraus verkürzt Lischbún 2) Sant-Iago lautet bekanntlich die spanische Aussprache des Namens, der von dem Nationalheiligen auf eine so große Anzahl von Städten übertragen worden ist.

anfangs still wirkender Einfluß ziemlich rasch auch auf die politischen Vorgänge im Lande sich ausdehnte und zu schweren Verwicklungen zu führen im Begriff war. Ich fand bereits Gelegenheit (oben S. 460), den Hischâm als einen wohlwollenden und menschlichen Fürsten zu bezeichnen: er war mehr als das, nämlich ein von aufrichtiger Frömmigkeit beseelter Mann, der es mit seinem islâmischen Bekenntniß ernst nahm und nach den Vorschriften desselben auch zu leben und zu handeln sich befliß. In solchem Streben sah er sich eins mit der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der spanischen Muslime. Nicht in erster Linie freilich den eigentlichen Herren des Landes, den Aristokraten altarabischen Blutes. Unter diesen waren es eigentlich nur die spärlichen Reste der alten medinischen Partei (I, 448. 450), deren Ueberlieferungen der alten Orthodoxie entsprachen: die Andern alle, Jemeniten wie Keißiten, mit Ausnahme von Wenigen etwa, deren Vorfahren in den Bürgerkriegen auf der Seite Alis oder sonst gegen die Omaijaden gestanden hatten, waren der Erinnerung an den weltlichen Glanz des Hofes von Damaskus voll und die läßliche Behandlung von Lehre und Wandel gewöhnt, die in Syrien während der besten Zeit der Omaijaden die Regel gebildet hatte (I, 408). Wein zu trinken hielt nicht blos ein Mann wie Sfomeil (oben S. 435) für erlaubt; die Gleichgiltigkeit gegen die Religion, welche die gemeinsame Sache des Islâms vor den Regungen persönlichen Ehrgeizes in den Hintergrund treten ließ, haben wir Parteiführern und Statthaltern schon mehr als einmal (oben S. 456. 461) die Anknüpfung hochverrätherischer Verbindungen mit den christlichen Fürsten gestatten sehen. Anders die Berbern und die zum Islâm übergetretenen Spanier. Jener abergläubischem Sinne (vgl. S. 455) können vielfach allerhand Ketzereien, nicht selten ziemlich sonderbarer Färbung, niemals aber nackter Unglaube zusagen, und die spanischen Renegaten sind aus mehr als einem Grunde vom ersten Augenblicke an einer handfesten Orthodoxie geneigt gewesen. Vernachlässigt, wie die mittleren und unteren Volksclassen seit der Unterwerfung Spaniens unter das Christenthum sich immer gefunden hatten, selbst vom Klerus weniger belehrt, als ausgesogen und gemißhandelt (I, 424), trugen die Leute meistens das Christenthum nicht eben tief im Herzen, und vieler Orten waren beinahe Alle bereit, die Religion der Muslime, welche sie von dem Drucke des gothischen Adels und der Geistlichkeit zu erlösen kamen, möglichst schön zu finden und sie nicht allein äußerlich anzunehmen, sondern innerlich sich zu eigen zu machen. Zu dieser Geneigtheit kam nun jene leidenschaftliche Energie, mit welcher der Spanier seiner ganzen Natur nach (vgl. S. 430) auch des Glaubens Sachen zu treiben sich gedrungen fühlt: so waren es naturgemäß nicht die mehr oder weniger gottlosen Syrer in den Heeren des Islâms, sondern außer den frommen Medinern die ohnehin ja an Zahl den Arabern überlegenen Berbern, welchen die Neubekehrten in religiösen Dingen nachzueifern sich bemühen mußten. Daher hatten die Massen der Orthodoxie sich schon durchweg ergeben, als die Regierung des frommen Hischâm den bis dahin Führerlosen Organisation und

Leitung gab und damit, dem ganzen Wesen des Islâms gemäß, die kirchliche Richtung zur politischen Partei umschuf. Weder in den Zeiten der alten Aristokratie noch unter dem scharfen Regimente Abderrachmâns I. hatte man sich in den maßgebenden Kreisen sonderlich um die Art gekümmert, in welcher die als Imâme (I, 195) und Kâdis (I, 277) beamteten Theologen ihre Bildung gewannen und ihre Obliegenheiten erfüllten. Es lag in der Natur der Sache, daß fromme Männer, denen es um genauere Kenntniß des göttlichen Gesetzes zu thun war, als in dem weit von den ersten Hauptstätten der islâmischen Wissenschaft entlegenen Spanien im Durchschnitte gang und gäbe war, sich auf den von der Pflicht der Wallfahrt ohnehin vorgeschriebenen Weg nach dem Orient machten, dort zu den Füßen berühmter Ueberlieferer (I, 404 f.) die ächteste und vollständigste Gestalt der Tradition vom Propheten und der wahren Religion in sich aufzunehmen. Es verstand sich nach der ganzen Denkart dieser Leute von selbst, daß sie dorthin sich wandten, wo ausschließlich das Wort Gottes und die authentischen Aeußerungen seines Gesandten gelehrt wurden, ohne jede menschliche Zuthat, insbesondere ohne den für den natürlichen Menschen so verlockenden, in der That aber werthlosen, ja verderblichen Flittertand vernunftmäßiger Ausgestaltung und Ergänzung. Nicht in Kufa und Bagdad also, wo unter den ersten Abbaßiden Abu Hanîfa (I, 470) und dessen Schüler ein rationalistisch angehauchtes juristisch-theologisches System vortrugen, sondern in Medina bei dem frommen und zuverlässigen Mâlik Ibn Anas (I, 470) pflegten die spanischen Pilger sich zu Studienzwecken einzufinden, seine unter dem Namen el-mowâtta („das Geebnete" d. h. der geebnete Weg) bekannte Sammlung der Vorschriften und Entscheidungen Mohammeds wurde ihnen und durch ihre Vermittlung bald dem ganzen Westen zur unfehlbaren Richtschnur der theologischen und juristischen Theorie wie Praxis. Dabei sind die Spanier verblieben, so lange der Islâm überhaupt auf der Halbinsel sich erhielt, und noch heute nimmt die malikitische Rechtsschule in ganz Nordafrika die herrschende Stellung ein. Der Standpunkt Mâliks ist der einer absoluten Gläubigkeit gegenüber den nach bestem Wissen und Gewissen, der Methode der Ueberlieferer entsprechend (I, 404), aus der Masse der Traditionen herausgesiebten Lehrsätzen und Vorschriften und des grundsätzlichen Verzichtes auf die Anwendung irgend welcher verstandesmäßigen Kritik. Wie die Dinge von den ersten Gefährten Mohammeds überkommen sind, so haben sie Giltigkeit; jeder Versuch, durch künstliche Interpretation, Analogieschlüsse und dergleichen einen freieren und selbständigeren Standpunkt für die Entwicklung und Anwendung des Rechtes unter neuen Verhältnissen zu gewinnen, ist verwerflich. Der Standpunkt also einer ehrlichen und darum achtbaren, aber den wissenschaftlichen Fortschritt naturgemäß ausschließenden Orthodoxie: nach der ersten Seite den Spaniern, nach der zweiten den Berbern sympathisch. Vollkommen entsprach er auch den Gesinnungen des als Herrscher gar nicht unbedeutenden, als Mensch einfachen, wohlthätigen und frommen Hischâm, welcher darum mit

großem Eifer die Einführung des Mowátta in die gerichtliche Praxis der Kádis betrieb, die Schüler Máliks in die maßgebenden Stellungen brachte und das Ansehen dieser Fakih's, wie man sie anstatt Ulemá (S. 212) im Westen zu nennen pflegt, so nachdrücklich förderte, daß ihre Hierarchie seitdem als eine selbständige Macht, ihr Einfluß auf das Volk für immer befestigt erscheint. So lange Hischám selbst regierte, trug dieser Einfluß natürlich zur Befestigung seines Thrones bei; die Fakihs wurden nicht müde, die Frömmigkeit des Emirs zu preisen und lobende Aeußerungen ihres Papstes Málik über einen so ungewöhnlich gottesfürchtigen Omaijaden überall herumzutragen. Leicht aber konnte diese Klerisei doch gefährlich werden, sobald einmal der Emir nicht ganz nach ihrer Pfeife zu tanzen sich bequemen mochte. Es sind uns von ihrem damaligen Oberhaupte, Jachja Ibn Jachja, der auch bei Málik selbst, daneben bei angesehenen Gottesgelahrten Mekkas und Kairos gehört und dessen Rath für die Einführung des Mowátta entschieden hatte, zwei Anekdoten erhalten, die für den ganzen Geist dieser Fakihs nach der guten wie nach der schlimmen Seite höchst bezeichnend erscheinen. Jachja war ein Berber, dessen Ausbildung schon unter der Leitung cordovanischer Theologen ziemlich weit vorgeschritten war, als er sich im Alter von 28 Jahren nach Medina zu Málik begab. Rasch erregte sein Eifer die Aufmerksamkeit des von Hunderten von Schülern umdrängten greisen Lehrers. Da begab es sich eines Tages, daß während der Vorlesung einer derselben dem Nachbar zuflüsterte, es sei ein Elephant in der Stadt angekommen und eben in der Nähe[1]) zu sehen. Wie sich die Kunde rechts und links verbreitete, leerte sich allmählich der Hörsaal, und bald sah Málik nur den Berber Jachja noch sich gegenübersitzen. „Warum gehst du nicht mit hinaus?" fragte er ihn, „in deiner Heimath giebt's doch keine Elephanten!" „Ich bin aus Andalus nur gekommen, auf dich zu schauen und von deiner Leitung und deinem Wissen mich in der Erkenntniß fördern zu lassen, nicht um Elephanten anzugaffen." Málik nannte ihn seitdem den „Verständigsten der Andalusier"; lieber indeß hörte er selbst, nachdem er in Spanien als der größte unter den zeitgenössischen Fakihs allgemeine Anerkennung gefunden hatte, sich als „den Ueberlieferer" bezeichnen, das heißt als den maßgebenden Textkenner und Erklärer des Mowátta. Persönlich bedürfnißlos und uneigennützig, lehnte er es ab in ein Richteramt einzutreten; aber ganz seiner Neigung entsprach es, als theologischer Beirath des Emirs und oberste Autorität in Sachen des Glaubens und Rechtes frei am Hofe zu leben und die weltlich gesinnten Araber seine geistige Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Die wenigsten Menschen können es ertragen, wenn sie in solcher Weise über die Gewissen der Andern zu herrschen berufen werden; zu welchem Grade eines pfäffisch-heuchlerischen Fanatismus die Frömmigkeit des Mannes entartete, zeigt sein Verhalten bei einer späteren

1) Elephanten gab es in Arabien für gewöhnlich nicht; es war eine Seltenheit, wenn einmal einer aus Afrika (I, 28) oder über Persien (I, 227 unten) seinen Weg nach Mekka oder Medina fand.

Gelegenheit. Hischâms zweiter Nachfolger, Abderrachmân der Mittlere (unten S. 474), war eine gleichzeitig auf Lüsternheit und Frömmigkeit angelegte Natur nach dem Sinne der Frau von Krüdener; ihn beherrschten gleichzeitig seine Lieblingssultanin und sein Beichtvater Jachja. Einmal hatte er sich einen Besuch bei der Ersteren nicht versagen können, als das strenge Gesetz, welches den Eintritt in den Harem während des Fastenmonats Ramadân (I, 196) untersagt, ihn mehr auf den Letzteren verwiesen haben würde; darob doch in seinem Gewissen beunruhigt, trug er den Fall den versammelten Mitgliedern seines Consistoriums (wie wir das etwa nennen würden) vor. Ehe noch ein Anderer das Wort ergreifen konnte, entschied Jachja: „Das ist durch ein zweimonatliches Zusatzfasten gut zu machen." Da es in Spanien niemals räthlich gewesen ist, einem Großinquisitor zu widersprechen, so schwiegen die Uebrigen; als aber die Sitzung aufgehoben war, fragten sie ihr geistliches Oberhaupt: „Aus welchem Grunde hast du den Spruch nicht nach der Lehre Mâliks gefällt? Der Imâm[1]) gestattet doch in solchem Falle statt des Fastens auch die Freilassung eines Sklaven oder die Speisung eines Armen als Sühne!" Darauf Jachja: „Hätten wir ihm die Thüre geöffnet, er würde sich keinen Tag geniren, zu sündigen und nachher einen Sklaven freizulassen; darum habe ich ihm die schwerste Buße auferlegt, damit er nicht rückfällig wird." —

Ein Mann solcher Art paßte nicht zu Hischâms Sohne Hakam I. (180 bis 206 = 796—822). Dieser thatkräftige Fürst war durchaus nicht unkirchlich gesinnt, liebte aber die Askese bei weitem weniger als sein Vater. Statt, wie dieser, in die Behausungen unterstützungsbedürftiger Armer oder Kranker, ging er auf die Jagd, trank Wein und weigerte sich auch noch, derartiges als Sünde zu betrachten; was aber das Schlimmste war, er verbat sich die Einmischungsversuche der Fakihs in die staatlichen Dinge sehr entschieden. Der Klerus hatte sich schon zu sehr fühlen gelernt, das stillschweigend hinzunehmen; er begann sofort das Volk gegen den Emir aufzuhetzen, vor Allem in Córdova selbst, wo die rasch angeschwollene Menge der Einwohnerschaft[2]) eine schon damals gar nicht geringe materielle Kraft darstellte. Natürlich wurden die Wühlereien mit dem nöthigen frommen Augenverdrehen und einer höchst ergötzlichen jesuitischen Geriebenheit ins Werk gesetzt — man denke sich die Wirkung, wenn auf einmal, wie es dort geschah, in das allgemeine Kirchengebet des Freitagsgottesdienstes (I, 195) für den regierenden Fürsten der Passus von Amtswegen aufgenommen wird: „O du Uebelthäter, du in Ungehorsam (gegen Gott) Verharrender, in Selbstüberhebung Verstockter, Allahs Befehl Verachtender, ernüchtere dich aus deiner Trunkenheit, wach' auf aus deinem Sündenschlafe!" Das Volk von Córdova bedurfte nicht erst langer Anreizung, dem Emir auffässig zu werden. So wenig Abderrachmân I.

---

1) D. h. eben Mâlik als oberste Autorität seiner Schule; vgl. I, 215. 2) Man wird ihre Zahl nicht zu hoch auf etwa 200 000 ansetzen dürfen, vgl. unten S. 470.

während der langen Dauer seiner Regierung vor Empörungen in allen Ecken und Enden seines Reiches zur Ruhe gekommen war, das eigentliche Andalusien hatte unter den Kreuz- und Querzügen der verschiedenen Heere verhältnißmäßig wenig zu leiden gehabt, die Hauptstadt in kurzer Zeit es zu großer Blüthe gebracht; durch zweckmäßige Bemühungen (vgl. S. 457) des klugen Fürsten gefördert, hatte die Wohlhabenheit wie der Bildungsgrad der Einwohner bedeutend zugenommen, mit ihnen aber auch die Oppositionslust, die ohnedies in der Luft der Großstädte zu liegen pflegt. Während aber solcher Art bedenkliche Verwicklungen in der Residenz sich vorbereiteten, mußten die Kämpfe Hakams mit seinen Nebenbuhlern um die Herrschaft (S. 461) und mit den Franken in der Provinz ebenfalls allerhand Sonderbestrebungen freieren Spielraum gewähren, als für die Staatseinheit zuträglich war. Auch hier sind es nicht mehr die vorläufig allzusehr geschwächten arabischen Lehnsfürsten, welche der Regierung Schwierigkeiten bereiten, sondern die Spanier selbst; und als der Punkt, an welchem zuerst die Unbotmäßigkeit dieses nationalen Elementes sich bethätigt, erscheint nicht zufällig die alte Hauptstadt des westgothischen Reiches, Toledo (Toleitola). Naturgemäß war in ihr, am gemeinsamen früheren Sitze der weltlichen Regierung und der obersten Kirchenbehörde, die Zahl der Christen und der Araberfeinde größer geblieben, als anderswo; und selbst die Renegaten, neben welchen die geringe Zahl der in der Stadt befindlichen Araber und Berbern gänzlich in den Hintergrund trat, trugen in Toledo vor den fremden Eroberern den Kopf so hoch wie nirgends in Spanien. Als nun Hakams Kräfte dauernd im Süden und Osten gefesselt schienen, hatten die Toledaner, ohne sich direct für unabhängig zu erklären, doch in allem Wesentlichen die Regierung ihrer Stadt selbst in die Hand genommen. In der Freiheitsliebe stimmten Christen und Renegaten überein, so wenig etwa die Letzteren daran dachten, ihren neuen, mit so großer Begeisterung ergriffenen Glauben wieder aufzugeben oder gar in das Lager der Asturier und Franken überzugehen: eine Art republikanischer Selbstverwaltung, wie sie ohne Schwierigkeit eingerichtet wurde, gewährte beiden Theilen vollkommene Befriedigung, so lange eben beide entschlossen waren, die religiösen Gegensätze dem Unabhängigkeitssinne unterzuordnen.

Hakam wußte sehr gut, daß an eine gewaltsame Bezwingung Toledos für ihn nicht zu denken war, so lange seine übrigen Verhältnisse sich nicht änderten oder irgend ein günstiger Zufall ihm das Eingreifen erleichterte. Endlich 187 (803) hatte er die Unterwerfung des letzten seiner aufständischen Oheime (S. 461) erreicht; bald nachher aber nahm das Mißverhältniß zwischen ihm und den Orthodoxen dermaßen zu, daß er auf das Schlimmste gefaßt sein mußte. Von den Gebeten für seine Besserung ging das aufgehetzte Volk rasch zu Thätlichkeiten über; schon 189 (805) kam es, während er durch die Straßen von Córdova ritt, zu einem Auflauf, in welchem mit Steinen nach ihm geworfen ward, und als diese Bewegung unterdrückt war, stifteten die Fakihs eine Verschwörung, ihn zu stürzen und einen seiner Vettern auf den

Thron zu erheben. Nur die ungewohnt loyale Haltung dieses Verwandten brachte das Unternehmen zum Scheitern: eine Anzahl der Schuldigen wurden ergriffen und zweiundsiebenzig von ihnen, darunter sechs der ersten Männer der Stadt, gekreuzigt. Andere freilich entflohen, und grade die gefährlichsten, wie der fanatische Jachja (S. 466), der Toledo erreichte und dort mit offnen Armen aufgenommen wurde. Das Beispiel der beiden größten Städte des Reiches ermuthigte bald die unruhigen Elemente anderer Orte: gleich 190 (806) erhoben sich die Einwohner von Mérida, deren Mehrzahl aus Berbern und Christen bestand, und als Hakam, persönlich dorthin geeilt, noch mit der Unterdrückung dieser Unruhen beschäftigt war, gab es hinter seinem Rücken in Córdova einen neuen und zwar weit gefährlicheren Aufstand. Allerdings gelang es dem Emir, der schleunigst nach der Residenz zurückkehrte, die Ruhe wiederherzustellen; aber Dauer versprach sie nicht, so lange Toledos Beispiel zeigte, daß man ungestraft die Autorität der Regierung verachten dürfe. Der Omaijade, der nun schon zehn Jahre sich in ununterbrochnem Kampfe mit Empörern jeder Art aufrieb, war entschlossen, um jeden Preis ein Ende zu machen. Er neigte von Hause aus keineswegs zur Grausamkeit; aber die stärkste Geduld konnte solchen Verhältnissen gegenüber reißen. Mit Gewalt gegen Toledo vorzugehen, schien bei der Größe und Festigkeit des Ortes, der Entschlossenheit der Einwohner keinen Erfolg zu versprechen; so vertraute Hakam der List, um ein Strafgericht über die unbotmäßige Stadt ergehen zu lassen, wie es auch nur annähernd furchtbar das muslimische Spanien noch nicht erlebt hatte. Als das Haupt des toledanischen Gemeinwesens i. J. 191 (807) gestorben war, ernannte er einen Renegaten, Amrús, dessen er vollständig sicher war, zu seinem Statthalter daselbst, und der Mann, welcher es an heimlichen Versicherungen seiner Ergebenheit für die Sache der Freiheit, seines Hasses gegen die Omaijaden nicht fehlen ließ, wußte sich binnen Kurzem in das Vertrauen der Bürger so weit einzuschleichen, daß sie ihm den Bau eines festen Schlosses innerhalb der Mauern gestatteten Unter verschiedenen geschickt ersonnenen Vorwänden glückte es ihm weiter, mehr und mehr Truppen aus Córdova an sich zu ziehen und in dem Schlosse einzuquartieren. Als er über genügende Kräfte verfügte, um jedem Angriffe gewachsen zu sein, lockte er, so wird berichtet,[1]) durch eine Einladung zu einem Feste alle hervorragenden Persönlichkeiten Toledos in das Schloß. Einzeln ließ man sie bei ihrer Ankunft durch einen Gang in den Hof treten: dort aber warteten Henker der Unglücklichen, welche Jedem, hinter dem sich die verhängnißvolle Thür geschlossen, sofort den Kopf vor die Füße legten. Siebenhundert[2]) der an-

1) Die Geschichtlichkeit der allerdings mancherlei Zweifel gestattenden Einzelumstände, welche zudem an sonstige historische Sagen erinnern, bezweifelt v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Berlin 1865, II, 137. 2) Nach Anderen über 5000, was natürlich ganz unmöglich ist. Schon 700 hintereinander in der angegebenen Weise hinrichten zu lassen, ohne daß die später Hineingeführten aus dem langen Warten Verdacht geschöpft hätten, dürfte seine Schwierigkeiten gehabt haben.

gesehensten und wohlhabendsten Männer der Stadt sollen dem Blutbade zum Opfer gefallen sein: daß mit der größten Schonungslosigkeit eine erhebliche Zahl von Hinrichtungen vorgenommen sein muß, nachdem Hakams Statthalter sich einmal in Toledo festgesetzt, kann nicht bezweifelt werden — genügte doch selbst unter dieser freiheitsliebenden Bevölkerung der Schrecken, volle sieben Jahre lang den Geist des Widerspruches zu unterdrücken.

Auch in Córdova hielten sich die Fakihs wie die von ihnen geleiteten Massen der Renegaten jetzt einige Zeit stille. Freilich ließ Hakam nichts unversucht, ihnen die Nutzlosigkeit weiterer Empörungsversuche klar zu machen. Die Stadt ward mit Festungswerken und Kasernen umgeben; vor dem starken Schlosse des Emirs hielten Tag und Nacht 1000 Reiter der aus Negern und Kaufsklaven (Mamluken, vgl. S. 167) bestehenden Leibwache, die in zehn Fähnlein unter je einem Offizier eingetheilt und bereit waren, auf den ersten Wink hier oder dorthin sprengend an jedem Punkte der großen Stadt einzugreifen; und daneben wurden auch die übrigen Haustruppen fortwährend vermehrt. In gleichem Maaße aber wuchs allmählich von Neuem die Erbitterung der Cordovaner auf den Hakam und die fremden Truppen, mit denen er seine Unterthanen knechten wollte; alle Augenblicke kam es in den Straßen der Stadt zu Reibungen zwischen dem Pöbel und den Soldaten, der Fürst selbst war nicht einmal in der Moschee mehr vor groben Beleidigungen sicher, und in der südlichen Vorstadt, jenseits des Guadalquivir, trotzte inmitten seiner viertausend, meist jungen und streitbaren Fakihs — man denkt an die bekannten Sfoftas im jetzigen Constantinopel — Jachja, das Oberhaupt der kirchlichen Partei, der ungescheut in die Hauptstadt zurückgekehrt war und ärger denn je gegen die Gottlosigkeit des Emirs declamirte. Eine Schlägerei zwischen einem Handwerker und einem der Mamluken bot endlich (Ramadán 198 = Mai 814) die Veranlassung zu dem gewaltsamen Ausbruch der aufs Höchste erhitzten Volksleidenschaft. In einem Nu war ganz Córdova unter Waffen, und ehe der überraschte Hakam die nöthigen Anordnungen hatte treffen können, sah er bereits von allen Seiten die entfesselten Massen um sein Schloß wogen. Die Versuche der vor demselben Wache haltenden Reiterposten, die Anstürmenden zurückzudrängen, mißlangen wider alles Erwarten: eine rasende Wuth hatte sich der Menge bemächtigt, welche ihr eine ungewohnte Tapferkeit einflößte und das Uebergewicht ihrer Anzahl vermehrte. Hakam war von den in die Forts und Kasernen vertheilten Truppen abgeschnitten, eine einheitliche Leitung des Widerstandes unmöglich; und ehe sich ein oder das andere Regiment bis zum Schlosse durchgekämpft hatte, konnte dasselbe längst in die Hände der Aufständischen gefallen, des Omaijaden Schicksal besiegelt sein. Er wußte, was ihm von seinen Todfeinden bevorstand; während aber Rathlosigkeit seine Umgebung gefangen hielt, verlor er keinen Augenblick die Herrschaft über sich selbst. Mit der raschen und doch kühlen Ueberlegung, die in verzweifelten Lagen nur außergewöhnlichen Naturen treu bleibt, ertheilte er seine Befehle, und die sichere Festigkeit

seines Auftretens gab bald auch den Offizieren und Soldaten ihre Kaltblütigkeit wieder. Den Kern der aufständischen Rotten bildeten, das wußte er, die Fakihs und ihr nächster Anhang, Handwerker, Ackerbürger und Arbeiter aus der Südvorstadt: gelang es, diese von den Uebrigen zu trennen, so konnte man hoffen, mit beiden fertig zu werden. So trug er denn einem seiner Vettern, Obeidallah Ibn Abdallah, auf, mit einer erlesenen Schaar sich nach dem Guadalquivir durchzuschlagen und den Stadttheil jenseits der Brücke anzuzünden. Als die Bürger des Feuers gewahr wurden, drängten, wie Hakam vorausgesehen, die Bewohner der Vorstadt zurück, um ihre Besitzthümer zu retten und den Brand zu löschen; wie aber der Strom der Massen unordentlich vom Schloß nach dem Flusse zu wogte, griff der inzwischen umgekehrte Obeidallah sie von vorn an, während der Emir, dem von den Zinnen seines Palastes keine Bewegung entging, mit den übrigen Truppen ihnen in den Rücken fiel. Andere Abtheilungen aus den Kasernen vermochten nun in den Straßenkampf mit einzugreifen; wie die Aussicht auf den Sieg schwand, verwandelte die fieberhafte Aufregung der Städter sich in Verzweiflung, und das Ende war ein grausiges Gemetzel, welches die erbitterten Soldaten unter den von allen Seiten eingeschlossenen Volksmassen anrichteten. Dreihundert angesehenere Persönlichkeiten, die man im Gedränge mit aufgriff, wurden lebendig gefangen genommen, aber nur, um in einer Reihe den Guadalquivir entlang, den Kopf nach unten, gekreuzigt zu werden. Doch that Hakam schließlich dem Morden Einhalt und wies die Ansicht einiger entrüsteten Höflinge, welche die Canaille bis auf den letzten Mann vertilgen zu lassen riethen, als verständiger Mensch zurück. Wenn er hier wie überall bewies, daß er allerdings, wo es nöthig schien, rücksichtslos dreinfuhr, aber von überflüssiger Grausamkeit nichts wissen wollte, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß zur Verhütung der Wiederkehr von Vorgängen, die ihn beinahe Thron und Leben gekostet hätten, etwas Durchgreifendes geschehen mußte. Demgemäß erging die Verordnung, die Südvorstadt sei Haus für Haus niederzureißen, die Bewohner derselben binnen drei Tagen aus Spanien zu verweisen. Es waren 23 000 Männer, mit Hinzurechnung von Frauen und Kindern also gewiß über 60 000 Personen, welche das Verbannungsurtheil traf; Hals über Kopf, vielfach von dem Nothwendigsten entblößt, mußten sie das Meer zu erreichen eilen. Dort theilten sie sich: 15 000 schifften sich nach dem Orient ein, wo sie erst in Aegypten, dann in Kreta eine neue Heimath fanden (s. I, 506 f.), die Uebrigen gingen über die Meerenge nach Afrika zu dem Aliden Idris II., der sie in seiner neugegründeten Hauptstadt Fes ansiedelte (I, 550). — Besser, als die unglücklichen Verführten, sollten nach der bekannten Gerechtigkeit der „höheren politischen Rücksichten" die eigentlichen Anstifter der Revolution fahren, die Häupter der Fakihs. Das waren meist Araber oder Berbern, und Hakam scheute sich, ihre Landsleute, deren Unterstützung er den Renegaten gegenüber nicht wohl entbehren konnte, durch hartes Verfahren gegen sie aufzubringen: so erhielten

sie Verzeihung, mit Ausnahme einiger Weniger, die sich zu stark bloßgestellt hatten; und selbst diese wurden einige Zeit darauf wieder zu Gnaden angenommen. Die alte Geschichte von den kleinen und den großen Dieben.

Natürlich hatten die Toledaner, die mit den unzufriedenen Elementen des übrigen Spaniens immer Fühlung besaßen, die schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, gleichzeitig mit der Erhebung der Cordovaner ihre omaijadische Besatzung davon zu jagen (198 = 814). Indeß, auch diesmal ließen sie von dem klugen Emir sich überlisten; mit großem Geräusche marschirte dieser ein paar Monate später (199 = Herbst 814) nach der Provinz Todmir,[1]) um von dort aus auf Catalonien gegen die Franken zu rücken. Als Solches den Toledanern bekannt wurde, begannen sie in fleischliche Sicherheit sich zu wiegen, so daß sie endlich gar bei Nacht ihre Stadtthore zu schließen für überflüssig hielten; kein Wunder, daß sie eines Morgens ihren geliebten Landesvater mit etlichen Regimentern seiner Mamluken innerhalb ihrer Mauern fanden. Damit sie für die Zukunft etwas weniger auf die Festigkeit ihrer Stadt pochten, ließ Hakam den oberen Theil derselben verbrennen und zwang die Bewohner, sich ebenfalls in der Ebene anzusiedeln; in der That blieben sie nun für den Rest seiner Regierungszeit ruhig. Nicht minder das übrige Spanien, seit die Wegwischung der ganzen Südvorstadt von Córdova das Maß von Hakams unheimlicher Energie gegeben hatte. Er-Rábadi „der Vorstädtler" (nach rabad „Vorstadt") nannte man ihn von da ab, und der Name ist ihm bei den späteren Geschichtschreibern geblieben: so tief hatte sich der Schrecken dem Bewußtsein des Volkes eingeprägt. War aber die Fortdauer dieser Wirkung nur so lange zu erwarten, wie Hakam oder ein gleich kräftiger Fürst an der Spitze des Reiches stand, so konnten die inneren Gründe, welche so schwere Erschütterungen hervorgerufen hatten, noch lange nicht als beseitigt gelten. Der Emir selbst, großartig wie seine Erfolge in dem fast zwanzigjährigen Kampfe mit der allgemeinen Empörung erscheinen, hat doch sein Ziel, das ganze muslimische Spanien unter seine Botmäßigkeit zu zwingen, nicht vollkommen erreicht: die in Aragonien, „der oberen Grenze", wie die Araber sie nennen,[2]) begüterte und mächtige Renegatenfamilie der Benu Kaßí, die seiner Zeit dem Hischám in dem Kampfe um den Thron beigestanden und seitdem in der immer stark ausgesetzten Grenzprovinz maßgebenden Einfluß gewonnen hatte, fragte nach Hakams Autorität keinen Deut mehr, seit die Einnahme von Barcelona durch Ludwig den Frommen und die Gründung der spanischen Mark dem Emir stete Sorgen geschaffen: mußte er

1) D. h. Murcia, nämlich als „das Gebiet Theudimers" (I, 428). Die Herren desselben waren immer noch Spanier, wenngleich damals vielleicht, im 3. (10.) Jahrhundert sicher, schon zum Islám übergetreten; vgl. Dozy, Histoire III, 198. 2) Eth-thagr el-á'ala; die „untere Grenze", eth-thagr el-adna, ist die gegen Leon, die „mittlere Grenze", eth-thagr el-außat, die gegen Castilien. Natürlich gebrauche ich das Wort Aragonien hier in seinem heutigen Sinne, nicht zur Bezeichnung des eben erst im Entstehen begriffenen mittelalterlichen Staates dieses Namens.

doch froh sein, wenn die Herren der oberen Grenze als Vorposten des Islâms im äußersten Norden ihm wenigstens die Flanke deckten und wie ein dazwischengeschobener Keil Navarra von Catalonien trennten.[1]) Sie blieben immer ein schlechtes Beispiel für das ihnen nicht fern liegende Toledo, und auch in anderen Bezirken Spaniens mochte es die Renegaten zu neuen Unternehmungen reizen, wenn sie einen so wichtigen Theil des Landes unter ihren Stammes- und Gesinnungsgenossen von der Herrschaft des Emirs frei wußten. Die Hauptsache blieb aber, daß sie allüberall es satt bekommen hatten, sich von den Fremden, trotz aller schönen Redensarten von Gleichberechtigung sämmtlicher Muslime und so weiter, über die Achsel ansehen und verächtlich behandeln zu lassen, und daß sie ferner seit den ersten, wenn auch mißglückten Aufständen ihre Macht kannten. Wie solche Stimmungen sie bald dahin bringen mußten, ihren beim Christenthume verharrenden Landsleuten sich wieder verwandter zu fühlen, haben wir schon bei der Erhebung Toledos beobachten können: um so schlimmer für die Emire und die arabische Herrschaft überhaupt, daß eben die Christen innerhalb des muslimischen Gebietes jetzt auch anfingen, einer weitverbreiteten und tiefgehenden Mißstimmung Ausdruck zu verleihen. Hier nämlich wie in allen Ländern, welche der Islâm sich unterthan gemacht hatte (vgl. I, 266. 274), war den Andersgläubigen nicht Alles gehalten worden, was man ihnen in Capitulationen nach dem Muster von Omars Vertrag mit den syrischen Christen (I, 273) versprochen hatte. Vielfach mußten sie mehr Steuern zahlen, als sich gehörte, manche lästige Vorschrift störte sie bis in die häuslichen Verhältnisse des Privatlebens hinein, und die Betonung der mohammedanischen Orthodoxie seit dem Regierungsantritte Hischâms hatte natürlich auch ein schärferes Auftreten der Kadis nach dieser Seite hin zur Folge. Ohne Murren ertrugen das die Juden, deren Anzahl seit der arabischen Eroberung sich gegen früher noch beträchtlich vermehrt hatte, und die in einigen Gegenden des Landes, besonders in und um Granâda, später fast das tonangebende Element der Bevölkerung werden sollten: ihnen ging es unter allen Umständen im Vergleich zu dem Drucke der westgothischen Herrschaft (I, 424) gradezu brillant unter der, wenn mit etwas Verachtung gemischten, doch läßlichen Toleranz der Muslime — in Frieden konnten sie ihren Beschäftigungen nachgehen, ihre Güter, daneben aber vor Allem auch ihre Bildung und ihr Wissen mehren und sich auf die Zeit vorbereiten, wo ihnen eine in ihrer Bedeutung weit über die Grenzen der Halbinsel hinausreichende Führerrolle auf dem Gebiete der geistigen Cultur zufallen sollte. Auch die Christen empfanden zu einem großen Theile die ihnen zugemutheten Benachtheiligungen nicht allzu schwer. Man hatte ihre Kirchen, Klöster, Priester und Bischöfe ihnen gelassen, den Antheil an dem materiellen Aufblühen des

1) Aus Dozy, Recherches [3] I, 212 ergiebt sich nicht deutlich, ob Hakam von vorn herein und ohne alle Umstände, oder erst nach einem vergeblichen Versuche zur Erzwingung ihrer Botmäßigkeit sich zur Anerkennung der Unabhängigkeit der Kaßí entschlossen hat; die von D. angezogene Stelle des Ibn al-Kutíja ist mir unzugänglich.

Landes (vgl. S. 467) ihnen zwar verkürzt, aber doch nicht genommen; in Handel und Wandel, ja in der Verwaltung und am Hofe bot sich ihnen kaum weniger als den Renegaten vielfach Gelegenheit es zu Wohlhabenheit und selbst zu einem gewissen Ansehen zu bringen. Dabei nahmen allmählich auch sie die Sprache der Sieger an, gewöhnten sich bis zu einem gewissen Grade an deren Weise der Anschauung und des Denkens, begannen an den Reizen der arabischen Dichtkunst Geschmack zu finden, ja an der Uebung derselben um so mehr sich zu betheiligen, als eine gothische oder lateinische so gut wie nicht vorhanden war — kurz die im Vergleich zu dem Bildungsstande der Masse des spanischen Volkes um die Zeit der Eroberung doch schon etwas höherstehende arabische Civilisation blieb nicht ohne Einfluß auf manche von den Anfangs sich strenge abschließenden christlichen Kreisen, über deren zunehmende Lauheit die kirchlichen Schriftsteller schon in dieser Zeit lebhafte Klage führen. Denn anders als der Durchschnitt der Laien dachten natürlich die Mehrzahl der christlichen Priester und die ihrem Einflusse unterstehenden Frommen, deren es immerhin nicht ganz wenige besonders in den spanischen Städten gab. Ihnen ergab sich unversöhnlicher Haß gegen den Islám von selbst aus ihrem Eifer für das christliche Bekenntniß. Je lässiger die große Mehrzahl in Erfüllung der Pflicht wurde, sich im wahren Sinne des Wortes zu Christo zu bekennen, um so nachdrücklicher hatten die, welchen es mit ihrem Glauben Ernst war, die Pflicht solchen Bekenntnisses zu üben, ohne Rücksicht auf die Folgen, die daraus entstehen konnten. Die muslimischen Gesetze gestatteten den Christen freie Religionsübung nur mit der ausdrücklichen Maßgabe, daß, und zwar bei Todesstrafe, untersagt blieb, den Propheten zu schmähen, den mohammedanischen Cultus zu verspotten, einen Gläubigen zum Abfall vom Islám zu verleiten (I, 273): wie aber konnte man die Kirche Christi vertheidigen, die im Glauben Schwankenden befestigen ohne Angriffe auf das feindliche Dogma, wie dem Gebote des Herren „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie" genügen ohne den Versuch, die Verblendeten von ihrem Irrthum zu der alleinseligmachenden Lehre herüberzuziehen? In anderen Ländern waren solche Gewissensfragen, wenn sie in den Reihen der christlichen Geistlichkeit auftauchten, unbeantwortet geblieben: die Energie des spanischen Charakters mochte auf die Dauer kaum ertragen, was ihr als feiger Schwachmuth erscheinen mußte. Dazu kam, daß Fakihs und Pöbel, je mehr sich die folgerichtige Orthodoxie der Málikiten in Spanien durchsetzte, ihrerseits die christlichen Priester immer mißliebiger fanden und jede Gelegenheit benutzten, sie zu verhöhnen, ja zu mißhandeln: was dann unvermeidlicher Weise zu neuer Verbitterung führte.

Während der Regierung Hakams, an welcher auch den eifrigen Christen wenigstens gefallen konnte, wie er den Fakihs gründlich den Daumen aufs Auge drückte, beherrschten sie ihre Verstimmung noch in so weit, daß es zu keinem öffentlichen Aergerniß kam; seinem Nachfolger aber blühten reichliche Verlegenheiten auf diesem Gebiete, wie auf den andern, welche nur die rück-

sichtslose Thatkraft des „Vorstädtlers" einigermaßen zu beherrschen vermocht hatte. Der Erbe seines Thrones, sein Sohn Abderrachmán II., genannt der Mittlere, (206—238 = 822—852), hatte weder Thatkraft noch Rücksichtslosigkeit. Es fehlte ihm nicht an persönlichem Muthe, wohl aber an Charakter; ob ihm die Schwierigkeiten der Lage überhaupt einigermaßen klar gewesen sind, läßt sich nicht entscheiden, da von einer zielbewußten Politik seiner Regierung unter keinen Umständen zu reden ist. Wir kennen bereits (oben S. 466) seine Abhängigkeit von Jachja, dem Oberhaupte der Fakihs; wie dieser mit bekannter Energie den guten Emir an der Leine seiner Angst vor dem jüngsten Gericht durch Dick und Dünn führte und in Allem, was irgend die Interessen der Geistlichkeit und des Richterstandes betraf, der alleinige Regent war, kann man sich unschwer vorstellen. Mit gleicher Unumschränktheit herrschten im Palaste die Sultanin Tarúb und der von ihr begünstigte Eunuche Naßr, die sich Beide mit Jachja wohl zu stellen wußten und mit dem verliebten Fürsten machen konnten, was sie wollten: von der Art dieses edlen Paares einen Begriff zu geben reicht es, wenn man hört, daß auf Anstiften der zärtlichen Gattin, um deren Launen willen der allzu liebenswürdige Abderrachmán Millionen über Millionen vergeudet hatte, der Eunuche im J. 236 (850/1) seinem Herren einen Gifttrank kredenzte. Es galt dabei, zu Ungunsten des rechtmäßigen Thronerben Mohammed dem Sohne der Tarúb, Abdallah, die Nachfolge zu sichern. Glücklicher Weise hatte der Arzt, welcher auf Naßrs Befehl das Säftchen brauen mußte, dem Emir einen Wink geben lassen. Die freundliche Einladung desselben, den Becher zunächst einmal selbst zu leeren, konnte Naßr nicht zurückweisen; so schnell er aber darauf nach Haus eilte, die angewandten Gegenmittel kamen zu spät und er fand den verdienten Untergang. Nicht so die in der Absicht wenigstens des Gattenmordes Schuldige: bis an sein Lebensende hat Abderrachmán keine Ahnung gehabt, daß sie, die er in seiner blinden Zuneigung mit Beweisen der Liebe täglich überschüttete, ihn dem jämmerlichsten Tode hatte weihen wollen. Harmloser als diese Zierden von Córdovas Hof war der Musiker und Sänger Sirjáb, ein in der berühmten Kunstschule von Bagdad gebildeter Perser, dessen Leistungen sogar auf Harún's er-Raschíd verwöhntes Ohr bedeutenden Eindruck gemacht hatten. Concurrenzneid, den es auch unter den Künstlern des neunten Jahrhunderts schon gab, zwang ihn trotzdem, der Chalifenhauptstadt den Rücken zu kehren und im Westen einen geeigneten Wirkungskreis für seine Talente zu suchen. Er hatte das Glück, an dem Hofe Abderrachmáns anzukommen, der, wenn kein Charakter, doch ein Talent, ein ebenso gutmüthiger wie für Poesie und Kunst verständnißvoll empfänglicher und vor Allem freigebiger Fürst war. Das Erscheinen des berühmten Virtuosen rief in dem hinter Bagdad doch noch ziemlich zurückstehenden Córdova eine ähnliche Aufregung hervor, wie heute etwa das Erscheinen einer großen Pariser Künstlerin in St. Petersburg, oder vor 25 Jahren das Auftauchen eines neuen „Sternes" der italiänischen Oper in

Berlin. Nur bedeutete Sirjáb damals an einem Hofe etwas ganz Anderes, als bei uns ein Hofpianist oder Kammersänger. Diese Leute mußten sich gleichzeitig als gewandte Poeten einführen, geistreiche Conversation zu machen, nebenbei auch sich elegant zu kleiden, zu frisiren und zu parfümiren verstehen. Unser Mann brachte natürlich aus Bagdad neben seiner Kunst auch die neuesten Moden mit, wußte den Emir mit Complimenten und Lobliedern um den Finger zu wickeln, wurde allgemein bezaubernd gefunden und verbrauchte eine Menge Geld. Da Abderrachmán zu den Menschen gehörte, welche (nach der arabischen Redensart) „das Wörtchen Nein nicht anständig finden", so kamen Fürst und Künstler vortrefflich zusammen aus; bald war es bekannt, daß für ein Gesuch an den Emir es keine wirksamere Unterstützung gebe, als die Empfehlung des Hofvirtuosen. Er müßte kein Perser gewesen sein, wenn er es nicht verstanden hätte, in solchem Rohre sitzend Pfeifen für sich zu schneiden; im Uebrigen scheint er aber keinen eigentlichen Unfug angerichtet zu haben.

Daß unter Verhältnissen, in denen das Staatsoberhaupt die Regierung einem herrschsüchtigen Pfaffen, einem bis zum Verbrechen ehrgeizigen Weibe und einem ehrlosen Sklaven überließ, das Land bei weitem geringeren Zuckungen ausgesetzt war, als unter den energischen Vorgängern des Emirs, darf nicht Wunder nehmen. Wenn man die Leute einfach thun läßt, was ihnen gefällt, so haben sie natürlich keinen Grund sich zu empören: so war Córdova, dessen geliebte Fakihs sich jetzt wie die Fische im Wasser tummeln durften, die ganzen dreißig Jahre von Abderrachmáns II. Regierungszeit hindurch vollkommen ruhig und, da bei dem Glanze und der Ueppigkeit des sich bestens amüsirenden Hofes Geld unter die Leute kam, sogar bester Laune. Die Aragonier, deren Fürst aus dem Stamme der Kaßí, Múßa, Sohn des Múßa, den Statthalter des Omaijaden in Tudela (Toteila) spielte, blieben von Seiten der Regierung vollkommen unbehelligt, hatten also auch Nichts dagegen einzuwenden, daß man in Córdova auf seine Weise vergnügt war, halfen sogar dem Emir bei einigen Feldzügen gegen äußere Feinde. Darüber wurde Múßa freilich so mächtig, daß er, als es schließlich doch einmal zu Mißhelligkeiten kam, mit Hilfe des Königs von Navarra die Truppen seines eigenen Lehnsherren schlug, und dieser recht zufrieden war, als sich der unbequeme Vasall zu einem friedlichen Ausgleiche herbeiließ (229 = 844). Etwas mehr strengte Abderrachmán sich, oder vielmehr seine Offiziere an, um die Ablösung Méridas und Toledos, die beide zum so und so vielsten Male sich unabhängig zu machen suchten, von dem Körper des Reiches zu verhindern. Die Christen des erstgenannten Ortes befanden sich im brieflichen Verkehr mit Ludwig dem Frommen, die Berbern ergriffen ebenfalls jede Gelegenheit zu zeigen, wie wenig sie nach der Regierung in Córdova fragten; 213—218 (828—833) war die Stadt thatsächlich selbständig, nachdem sie für den Emir wieder eingenommen war, schlug sich ein Theil der Aufständischen noch zwei Jahre lang in den Bergen mit den Truppen herum, und

später blieb es doch immer bei einer Art von halber Unabhängigkeit dieser Bezirke. Toledo aber hielt sich beinahe acht Jahre (214—222 = 829—837) von dem omaijadischen Joche frei und mußte sich demselben erst wieder beugen, als die Eintracht zwischen den Christen und den Renegaten (oben S. 467) in die Brüche ging.[1]) Obwohl Abderrachmán, wo Noth an den Mann kam, sich nicht scheute, gelegentlich selbst mit ins Feld zu ziehen, so fehlte doch überall die nachdrückliche Energie, welche Hakam ausgezeichnet hatte, und die allein den Fortschritt des unzweifelhaft begonnenen Zersetzungsprocesses hätte aufhalten können. Nichts bezeichnender für die Lässigkeit dieser Regierung, als daß in Murcia Jemeniten und Keißiten, die aus irgend einer Veranlassung gleich nach der Thronbesteigung des Emirs aneinandergeriethen, sieben Jahre lang (207—214 = 822—829) sich herumschlagen konnten, bevor sie wieder zur Ruhe gebracht waren. Ein Glück für den gutmüthigen Emir, daß seine Herrschaft wenigstens von schweren Verwicklungen nach Außen frei blieb: die gewöhnlichen Streifzüge gegen die seit Karls des Großen Tode weniger gefährlichen Franken und die Asturier (vgl. S. 462) brachten, wurde auch 231 (846) für einen Augenblick Leon von den Muslimen erobert, doch im Allgemeinen wenig ernstere Zwischenfälle, und die ersten Landungen normannischer Seeräuber bei Lissabon und Sevilla (Ende 229 und Anf. 230 = Aug.—Nov. 844), zu deren Vertreibung es nöthig wurde, den eben erst begütigten Múßa von Aragonien um Hilfe zu bitten, erwiesen zwar von Neuem die Machtlosigkeit der Regierung und verursachten erheblichen materiellen Schaden, doch konnte man das als ein nebensächliches Ereigniß ohne weitergehende Folgen ansehen. Indeß aber für den oberflächlichen Beobachter Alles leidlich zu gehen schien, ließ grade das zur Schwäche entartete Wohlwollen des Fürsten der Entwicklung entgegengesetzter Richtungen freien Spielraum, deren Zusammenstoß unter solchen Umständen nur eine Frage der Zeit war. Er selbst sollte nur den ersten Anfang des Sturmes noch erleben, welchen die augenblickliche Windstille vorbereitete.

Unter den frommen Christen Córdovas, welche mit steigendem Ingrimme Zeugen der von dem Fanatismus der Fakihs gehäuften Bedrängnisse der Kirche waren, zeichneten gegen das Ende von Abderrachmáns Regierung zwei sich durch besonders schwärmerische Frömmigkeit aus: der Priester Eulogius und der Laie Alvaro, Beide alten und vornehmen spanischen Familien entstammt und trotz der Verschiedenheit ihrer Lebensstellung eins in dem charaktervollen Streben, durch die That zu bekräftigen, was ihres Herzens Ueber-

1) Wie Dozy (Histoire II, 99) bemerkt, ist der Grund des Zwistes nicht bekannt. Sollte er aber nicht mit der steigenden Spannung zwischen den Fakihs von Córdova, die ja dort mit den Renegaten ein Herz und eine Seele waren, und den Christen (oben S. 473) zusammenhängen? Im Jahre 198 (814) war der Hauptanstifter des cordovanischen Aufruhrs, der Fakih Jachja, zu den verbündeten Renegaten und Christen von Toledo geflüchtet, jetzt begann derselbe Jachja gegen die Christen von Córdova zu hetzen: das konnte leicht auf das Verhältniß zwischen Muslimen und Christen in Toledo zurückwirken. Vgl. auch Histoire II, 161.

zeugung war. Mit Wort und Schrift bekämpften sie die Lässigkeit, welcher die Mehrzahl ihrer Glaubensgenossen sich schuldig machten, und bald gewann insbesondere Eulogius, eine jener Feuerseelen, die in einem einzigen erhabenen Gedanken alle ihre Kräfte aufgehen lassen, durch die Tadellosigkeit seines Wandels, die Strenge seiner in ständigen Kasteiungen des Leibes sich bewährenden Askese, die sichtbare Aufrichtigkeit und Tiefe seines Glaubens einen weitgehenden Einfluß in den Kreisen der Priester und Mönche Córdovas. Mehr und mehr verbreitete sich der Geist stolzer Auflehnung gegen die Mächte der Welt und des Unglaubens unter ihnen; es bedurfte nur eines Anstoßes, um ihn in seiner vollen Energie hervorbrechen zu lassen. Ein Priester, Namens Perfectus, hatte in der Unterhaltung mit einigen Muslimen sich zu verschiedenen Verwünschungen gegen den Propheten hinreißen lassen; er wurde angezeigt, vor den Kadi geschleppt und, der Strenge des Gesetzes (I, 206) gemäß, zum Tode verurtheilt. Der allmächtige Eunuche Naßr, selbst der Sohn eines christlichen Spaniers, aber ein Todfeind der Religion, die er abgeschworen, machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, die Hinrichtung grade am ersten Schauwál, dem Tage der Fastenbrechung (I, 196), vornehmen zu lassen, mitten unter dem Festjubel des fröhlichen Volkes, in welchem doch schon etwas von dem späteren Publicum der Autos da fé gesteckt zu haben scheint. Perfectus, ein von Hause aus ziemlich schüchterner, keineswegs zum Märtyrer geborener Mensch, der bei der Gerichtsverhandlung umsonst versucht hatte, die von ihm gesprochenen Worte abzuläugnen, fand Angesichts des Todes die Festigkeit wieder, die ein Eulogius so oft ihm und Anderen zur Pflicht gemacht: er starb muthig als Mann und spanischer Christ, noch vom Schaffot der fanatisirten Menge Beleidigungen ihres falschen Propheten zuschleudernd (1. Schauwál 235 = 18. April 850). Die Wirkung dieses Ereignisses auf die übrigen Christen von Eulogius' Partei bedarf keiner Schilderung. Perfectus erschien ihnen im Lichte eines Heiligen, ihm nacheifernd die Märtyrerkrone zu verdienen das höchste Verdienst um Gottes Sache. Andererseits waren die Fakihs durch die Ehren, welche die christliche Gemeinde, den Bischof von Córdova voran, dem Leichname des Blutzeugen erwiesen hatte, schwer gereizt und gingen um so mehr darauf aus, jeder Unehrerbietigkeit nachzuspüren, die irgend gegen ihren Propheten ausgesprochen werden mochte. Als infolge dessen ein unglücklicher Kaufmann, Johannes, etwa ein Jahr nach dem Tode des Perfectus wegen einer verhältnißmäßig noch ziemlich unschuldigen Aeußerung vierhundert Geißelhiebe erhielt, schlug den Geistlichen das Gewissen, daß keiner von den ihrigen der Nächste gewesen, der für seinen Glauben litt, und gegen Ende 236 (Mai 851) stellte sich ein Mönch, Namens Isaak, aus eignem Antriebe vor dem Kadi von Córdova ein und begann vor allen Anwesenden mit lauter Stimme gegen den Lügenpropheten zu lästern. Das Beispiel reizte zur Nachahmung: zehn andere Mönche und Priester suchten und fanden binnen wenigen Wochen in gleicher Weise den Tod (Juni—Juli 851 = 236/7).

Es wird uns heutzutage schwer, einer überreizten Begeisterung dieser Art gerecht zu werden. Wir kennen die andere Seite des spanischen Fanatismus zu gut, um selbst da uns von ihm ohne Rückhalt bestechen zu lassen, wo er die stolzesten Eigenschaften des Mannesmuthes in die Schranken ruft, und wir lehnen es ab zu vergessen, daß gesuchte Selbstvernichtung unter allen Umständen nicht allein unnatürlich sondern auch unchristlich ist: nicht durch liebevolle Einladung unter das sanfte Joch Christi, sondern durch Schmähung des falschen Propheten haben die Freunde des Eulogius sich dem Tode geweiht. Wenn es trotzdem uns möglich ist, bis zu einem gewissen Grade ihre Seelenstimmung zu verstehen und ihrer Opferfreudigkeit bewundernde Achtung zu zollen: die Muslime hielten sie einfach für Verrückte, und der Kadi von Córdova hatte den ganz verständigen Gedanken, sie als solche einsperren zu lassen. Abderrachmán, durch ihr hochfahrendes Auftreten geärgert, wollte davon nichts wissen; um aber der neuen Sorte von Empörung, deren Gefährlichkeit er keineswegs unterschätzte, entgegenzutreten, ließ er die höhere Geistlichkeit des Landes unter dem Vorsitze des Erzbischofs Rekkafred von Sevilla zu einem Concile zusammentreten (237 = 851), welches die Unzulässigkeit dieser Art, muthwillig den Tod zu suchen, aussprechen und sie den Christen untersagen sollte. Auch innerhalb des Klerus ward das Vorgehen der Schwärmer durchaus nicht allgemein gut geheißen; Rekkafred selbst war, im Gegensatze zu dem Bischof von Córdova, für größere Mäßigung: so entsprach der Beschluß des Concils in der That den Wünschen der Regierung. Aber die einmal erzeugte Aufregung ließ sich nicht so rasch zurückdrängen: Eulogius unterwarf das Concilsdecret einer vernichtenden Kritik und war auch durch Gefängnißhaft nicht zum Nachgeben zu bringen. Während mit neuem Eifer die Märtyrer, unter ihnen selbst ein paar von glühender Frömmigkeit getriebene Frauen, sich zum Schaffote drängten, starb Abderrachmán II. (238 = 852), die wenig beneidenswerthe Aufgabe, sich mit der immer verwickelter werdenden Lage abzufinden, seinem Nachfolger hinterlassend. Wer es sein würde, schien einen Augenblick ungewiß. Zwischen dem Drängen der Tarúb, welche fort und fort intrigirte, ihrem Sohne Abdallah die Herrschaft zu sichern, und seiner besseren Einsicht schwankend hatte Abderrachmán diejenige Entscheidung getroffen, welche seinem Charakter am meisten entsprach, nämlich gar keine. Die Eunuchen des Palastes, denen unter solchen Umständen die Wahl zufiel, entschieden sich endlich doch für den älteren Mohammed, welcher denn auch gleichzeitig mit der Bekanntmachung von seines Vaters Tode ohne Widerrede als Emír ausgerufen wurde. Er hat noch länger als Jener regiert, fast genau ein ganzes Menschenalter (238—273 = 852—886): in diesem zweiten Abschnitte des neunten Jahrhunderts ist die Saat aufgegangen, welche Abderrachmán achtlos um sich hatte streuen lassen, im dritten werden wir sie dem ganzen Lande zu unsäglichem Unheil reifen sehen.

Der Emír Mohammed besaß von den Eigenschaften eines Herrschers zwei der werthvollsten, die seinem Vorgänger gefehlt hatten: Energie und

Charakter. Aber die Energie war einsichtslos, der Charakter unangenehm. Der dreißigjährigen Verschwendung, welche die finanzielle, damit aber zweifellos auch die militärische Leistungsfähigkeit der Regierung aufs Schwerste beeinträchtigt hatte, mußte ein Ziel gesetzt, der Widerstand der Christen gebrochen, die Selbständigkeitsgelüste den spanischen Unterfürsten ausgetrieben werden: das war nicht allzuschwer zu begreifen. Aber statt sparsam, zeigte sich Mohammed geizig: nicht Mittel, sondern Zweck war ihm das Geldsammeln. So erhöhte er die Steuern der Christen, aber nicht um neue Truppen zu werben, sondern gleichzeitig auch den alten ihren gewohnten Sold zu verkürzen; so entfernte er brauchbare Beamte, um mit den neuen, unbrauchbaren theilen zu können, was sie dem Volke abpreßten. Von den Fakihs sich gradezu beherrschen zu lassen, war er nicht gesonnen, aber seine eigne Denkweise war die eines Fakihs: ein beschränkter und fanatischer Mohammedaner, begnügte er sich nicht, den fortgesetzten Ausschreitungen der Eulogianer mit Strenge entgegenzutreten, sondern brachte durch die Engherzigkeit, welche ihn alles Christliche als gleich verabscheuenswerth mit gleicher Härte und Gewaltthätigkeit verfolgen ließ, auch die Mehrzahl derjenigen Christen zur Verzweiflung, die nichts Anderes wollten als mit der Regierung in Frieden leben. Ueberall wurden Kirchen niedergerissen, harmlose Menschen unter leeren Vorwänden gemißhandelt, vielfach der Uebertritt zum Islám erzwungen: kein Wunder, wenn diese Neubekehrten nicht weniger als die in allen Drangsalen ihrem Glauben treu Gebliebenen von Haß gegen ihre Bedrücker beseelt wurden, und selbst die längst islamisirten älteren Renegaten in manchen Gegenden über die Art sich entrüsteten, in der man ihren Landsleuten begegnete. Sie trug vermuthlich auch dazu bei, die Einigkeit unter den Bewohnern Toledos zu festigen, welche schon im Jahre von Mohammeds Thronbesteigung (238 = 852) sich wiederum empörten und des Emirs Truppen gleich über Calatrava (Kál'at[1]) Rabách) hinaus zurückwarfen. Letztgenannte Festung ward zwar im nächsten Jahre (239 = 853) für die Regierung wieder besetzt und neu befestigt, und diente seitdem als Stützpunkt für die weiteren Feldzüge gegen Toledo; auch gelang es, den Empörern trotz der von ihnen erbetenen und von dem asturischen Könige Ordoño I. bereitwillig gewährten Hilfe aus dem Norden binnen drei Jahren zwei empfindliche Niederlagen beizubringen (240. 243 = 854. 857); trotzdem aber hielt sich die Stadt selbst, welche förmlich zu belagern Mohammed nicht einmal versucht zu haben scheint, und volle achtzig Jahre hindurch hat sie jetzt ihre Unabhängigkeit von dem Emirate von Córdova siegreich behauptet. Seine Unfähigkeit, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mannschaften, deren Zuverlässigkeit und Kampflust er selbst gemindert, hier gründlich durchzugreifen, scheint den Zorn des Emirs gegen die mit Toledo in engster Verbindung

1) Kál'a, in der Verbindung mit einem folgenden Worte Kál'at, bedeutet Burg, Festung; daher K. Rabách „Rabáchs Burg", Kál'at Eijúb „Eijúbs Burg" (Calatayud, südwestlich von Saragossa); Alcala = El-kál'a „Die Burg" u. s. w.

stehenden Christen Córdovas noch gesteigert zu haben, wie deren Widersetzlichkeit gegen ihre islamischen Feinde mit der wachsenden Bedrückung zunahm. Wasser auf des Eulogius Mühle, der nicht abließ, die Kinder des Bösen zu bestreiten und die Gläubigen in der Bereitwilligkeit zum Martyrthum zu stärken, bis er selbst an dem heißerstrebten Ziel anlangte: im J. 244 (859) war es ihm vergönnt, für seinen Glauben zu sterben, zusammen mit der Zeugin Leocritia. Ihr Ruhm und die von ihm hervorgerufene Verehrung der spanischen Märtyrer verbreitete sich nach allen Seiten weit über die Lande, die Christen Asturiens und Navarras zum wackeren Ausharren in dem selten unterbrochenen Kampfe gegen die Ungläubigen begeisternd, tief nach Frankreich hinein den Haß gegen den Islám vermehrend. Eulogius ward heilig gesprochen; als 24 Jahre später Mohammed einen Waffenstillstand von Alfons dem Großen zu erbitten genöthigt war, bildete die Herausgabe der Gebeine des Glaubensstreiters die Hauptbedingung des Vertrages. Sie ruhten von da ab auf christlichem Boden; der Geist aber, der sie einst beseelt, hatte die Ueberlegenheit alles Geistes über die äußere Gewalt wieder siegreich dargethan. Nie hat ein spanischer Christ der Sache des Islâms größeren Schaden gethan, als trotz Banden und Tod der heilige Eulogius. Die moralische Kräftigung der äußeren Feinde des Reiches war nicht das Schlimmste: böser wirkte das Beispiel des an ihrem eigenen Sitze der Regierung geleisteten Widerstandes auf Alle, die in den Provinzen der omaijadischen Herrschaft überdrüssig waren. Mochten seit Eulogius' Tode, trotzdem Alvaro durch die Schilderung des Martyriums seines Freundes die Begeisterung von Neuem anzufachen suchte, doch allmählich die Zahl derer abnehmen, welche gleichen Heldenmuth an den Tag zu legen begehrten: den Fakih auf dem Throne von Córdova zu bekämpfen gab es bald an anderen Orten Gelegenheit, als auf dem Schaffot.

Was die Stellung der Toledaner so stark machte, war nicht allein das Bündniß mit Ordoño I. und später (seit dessen Thronbesteigung 866 = 252) Alfons III., dem Großen, sondern auch der Umstand, daß sie in der Flanke von den aragonischen Benu Kaßi gedeckt wurden.[1]) Seit Abderrachmâns Frieden mit dem Fürsten Múßa (oben S. 475) war dessen Einfluß im Nordosten ohne jede Beschränkung geblieben: so fand ihn Mohammed als Herren von Saragossa, Tudela, Huesca und der ganzen „oberen Grenze" (S. 471); als „dritten König von Spanien", wie er nach abendländischen Nachrichten sich nennen ließ — man sieht, er fühlte sich als ebenbürtigen Genossen der Könige von Navarra und Asturien, nicht als Lehnsmann des Emirs von Córdova. Es lag in der Natur der Sache, daß die Toledaner auch mit ihm ein Bündniß schlossen; und wenngleich in dem zwischen Barcelona und Navarra eingekeilten Aragonien das muslimische Bewußtsein immer viel

1) Allerdings lag zwischen beiden Staaten noch das Gebiet von Guadalajara (vgl. I, 433, Anm. 1), dessen Herren es mit Córdova hielten; aber es war zu klein, um auf die Entwicklung der Hauptereignisse einen erheblichen Einfluß zu üben.

stärker blieb, als in dem halbchristlichen Toledo, und der energische Mûßa nicht allein gegen Navarra, sondern auch gegen die Asturier beinahe fortwährend unter den Waffen stand, so bildeten doch alle diese christlichen und mohammedanischen Kleinstaaten ganz unwillkürlich eine Art Liga zu gemeinsamer Vertheidigung gegen den Emir von Córdova als den Vertreter des orthodoxen Islâms, der gleichzeitig Anspruch auf die Oberherrlichkeit über ganz Spanien erhob. Kaum je war Mohammed im Stande, gegen diese Liga erhebliche Vortheile davonzutragen; im Allgemeinen reichten seine Kräfte eben nur, sich die Toledaner und ihre asturischen Verbündeten vom Leibe zu halten und sie, besonders von Calatrava aus, durch Streifzüge zu beunruhigen — dabei mußte er sich aber manche Razzia auf eignem Gebiete gefallen lassen, in das besonders Alfons gelegentlich schon tiefer eindringen konnte, als je einer der früheren Könige. Die Zeiten waren gewesen, wo die Feldzüge der Muslime sich gegen Leon oder gar Oviedo richteten: über Toledo hinaus kamen sie jetzt fast niemals. Wir hören nichts über Versuche des Mohammed, seine Heeresmacht zu vergrößern, durch eine geschickte Politik die Bündnisse der Feinde zu trennen, durch bessere Verwaltung neue Unzufriedenheit in den ihm noch gebliebenen Provinzen zu verhüten; er war eben für andere als theologische Zwecke nicht zu brauchen. So gingen ein paar Jahre hin, die mit Ausnahme neuer Plünderungen der Normannen an der Südküste, besonders bei Algeciras (El-Dschezîrat[1]) el-chadrâ) und Murcia (245 = 859) nichts Außergewöhnliches brachten, bis 248 (862) der unerwartete Glücksfall des Todes Mûßas von Aragonien die Aussichten Mohammeds zu bessern schien. Er griff auch rasch und kräftig ein, nahm den Söhnen des „dritten Königs" Saragossa und Tudela ab, und konnte für längere Zeit glauben, hier wieder festen Fuß gefaßt zu haben. Er bezahlte es theuer: mochte die Besetzung des etwas entlegenen Vorpostens seine schwachen Kräfte allzusehr getheilt haben, oder war es einfach die Weiterentwicklung der allgemein verbreiteten Unabhängigkeitsgelüste: zehn Jahre später — sie waren der Gewohnheit nach mit Bekämpfung kleinerer Aufstände und mit Feldzügen gegen die Asturier ausgefüllt — trafen den Emir gleich mehrere Schläge hintereinander, welche den vermorschten Zustand seines Reiches nur zu deutlich an den Tag legten. Im J. 258 (872) verjagten Mûßas Söhne die Regierungstruppen wieder aus ganz Aragonien und schlugen einen weiteren Angriff Mohammeds mit Hilfe des Königs Alfons zurück; 259 (873) erzwang der Letztere die Anerkennung Toledos als einer unter seinem Schutze stehenden Republik, und 261 (875) warf sich ein Renegat, Namens Abderrachmân Ibn Merwân, in der Gegend von Badajoz (Bataljûs) als Führer unzufriedener Gesinnungsgenossen auf, schlug das ihm entgegengesandte Heer des Emirs und nöthigte denselben schließlich, ihn im Westen selbständig schalten zu lassen, schloß natürlich auch sofort ein Bündniß mit Alfons III. So war unter wirklicher Herrschaft der

1) Dschezîra bedeutet Insel, der vollständige Name „die grüne Insel".

Omaijaden, da auf die Berbern von Mérida (S. 468. 475) natürlich auch nicht gerechnet werden konnte, jetzt eigentlich nur noch Andalusien mit den Ostprovinzen Murcia und Valencia sowie einem Theile Neu-Castiliens bis Guadalajara: die kleinere Hälfte der Halbinsel, während die größere zwischen den christlichen Staaten und den im Augenblicke mehr von diesen als von dem kraftlosen Emirate abhängenden Renegatenfürsten getheilt erschien. Wie auch sonst der Gegensatz der muslimischen Spanier gegen die Christen in schnellem Abnehmen begriffen war, und eine Verschmelzung beider zu einer großen gegen die arabische Herrschaft gerichteten nationalen Verbindung als zeitgemäß empfunden wurde, zeigte der merkwürdige Einfall des Ibn Merwán, der für seine Anhänger eine neue, aus Islám und Christenthum gemischte Religion gründen wollte.

Die Dinge standen übel genug für den Emír von Córdova: aber es sollte noch schlimmer kommen. Bis dahin hatte man, war auch die Front gegen Norden und Westen von Christen und unbotmäßigen Vasallen besetzt, doch wenigstens den Rücken frei gehabt. Aber auch im Süden gab es Gegenden genug, in welchen die Renegaten durch Zahl und Besitz ganz oder doch fast ausschließlich maßgebend waren: so in Murcia, Sevilla, vor Allem in der Provinz Reija (S. 438 Anm. 1), d. h. dem großen Bezirke von Málaga, Archidona und Ronda. Wie in der Landschaft die lachenden südlichen Gelände des Genil und des schmalen Vorlandes an der Seeküste mit der wildromantischen Serranía, dem „Berglande" zwischen den Alpujarras (Al-Boscharát) und der Halbinsel von Gibraltar, abwechseln, so ist auch die Art der Bevölkerung ein Gemisch von Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit mit Leidenschaft und Wildheit: nirgends in ganz Spanien ist noch bis heute das romantische Banditenthum, wie es Jedem, wenn nicht anders, so doch aus Mérimée's Carmen geläufig ist, so zu Hause wie in dieser Serranía, und keine Provinz, mit einziger Ausnahme des gesegneten Baskenlandes, eignet sich vorzüglicher zum Guerrillakriege. Es versteht sich beinahe von selbst, daß in dieser Gegend weder Araber noch Berbern jemals große Liebe gefunden hatten, nicht minder aber, daß grade hier die Nachrichten von den Mißerfolgen des Emírs gegen die spanischen Landsleute von Saragossa, Toledo und Badajoz nicht wenig aufregend wirken mußten. Schon 266 (879) brachen ernsthafte Unruhen aus; sie wurden mit Strenge unterdrückt, aber die Gährung dauerte fort. Eben hatte der Emír Mohammed, Dank den Streitigkeiten, welche die Kaßí von Aragonien seit 269 (882) zu entzweien begonnen, und Dank der Unterstützung, welche er bei der seit einiger Zeit um Calatayud (S. 479 Anm. 1) aufgekommenen arabischen Familie der Tudschíb gefunden, die Ebrolinie wieder in Angriff nehmen und im J. 271 (884) Saragossas sich bemächtigen können, als eine kaum ein paar Monate früher (270=884) von Neuem ausgebrochene Empörung in der Serranía von Ronda ihn nöthigte, die Nordprovinz einstweilen sich selbst, das heißt wechselvollen Kämpfen zwischen den Tudschibiden und den Kaßí zu überlassen, und alle Kräfte des Staates

gegen den Süden in Thätigkeit zu setzen. Daß sie dort für den dritten Theil eines Jahrhunderts gefesselt blieben, mehr noch, daß in dieser Zeit das Emirat von Córdova und die arabische Herrschaft in Spanien überhaupt lange Zeit haltlos am Rande des Verderbens schwankte, war das Werk eines jener Volkshelden, wie sie aller offiziellen Dressur zum Trotz der Geschichte jeder wirklich bedeutenden Nation zu bestimmten Zeiten eine entscheidende Wendung zu geben pflegen.

Omar war der Sohn eines Mannes, Namens Hafß, der einer Renegatenfamilie vornehmer westgothischer Abkunft entsprossen und in den Bergen nordöstlich von Málaga begütert war. Der Vater genoß seiner Wohlhabenheit wegen in der Umgegend eines Ansehens, das sich schon in der allgemein üblichen Umformung seines Namens in Hafßón[1]) zu erkennen gab. Er ist, so scheint es, ein ruhiger und friedliebender Mann gewesen; hat es aber je einen heißblütigen und unbändigen Andalusier gegeben, so war es sein aus der Art geschlagener Sohn. Man weiß, daß noch heute Südspanier wie Corsen oder Neapolitaner sehr geneigt sind, Meinungsverschiedenheiten mit einem guten Freunde durch einen Schuß oder einen Dolchstoß zu schlichten: giebt es in Folge dessen Weiterungen mit der Justiz, so pflegt das unschuldige Opfer philiströser Anschauungen „in den Busch" oder ins Gebirge zu gehen und sich dort eine romantische Existenz zu begründen, welcher man in den Augen des Volkes schreiendes Unrecht thut, wenn man sie mit dem trivialen Handwerk eines Strauchdiebes in Vergleich stellt. Das war auch das Schicksal des Omar Ibn Hafßón: als ihm eines Tages das „Unglück", wie der technische Ausdruck lautet, begegnete, einen Wortwechsel mit einem Nachbar dadurch zu enden, daß er denselben todt niederstreckte, floh er in die Serranía und that sich dort als Concurrent des Emirs auf, indem er die Vorübergehenden einer nicht ganz regelmäßigen Besteuerung unterwarf. Von der Polizei eingefangen und gezüchtigt, von seinem Vater aus dem Haus gewiesen, entkam er nach Afrika, wo er in dem fernen Táhert (I, 486) ein Zuflucht suchte. Bald indeß fühlte er sich auch dort nicht sicher. Er kehrte nach Spanien zurück und warf sich mit einer Anzahl Gleichgesinnter wieder in die heimische Serranía, wo er das in der Nähe von Antequera auf einem hohen Felsen gelegene verfallene Schloß Bobastro (Bobaschter) besetzte, seine Mauern herstellen ließ, und nun durch kecke Streifzüge die ganze Umgegend unsicher machte (267 = 880/1). Dort hielt er sich ein paar Jahre, ward aber schließlich gezwungen, sich den gegen ihn ausgesandten Truppen zu ergeben; da seine Brauchbarkeit für den Krieg außer Zweifel stand, ließ ihn der Emir als Offizier ins Heer einreihen, und in dem grade unternommenen Kriege gegen die Aragonier hat er sich im J. 270 (883) auch bestens ausgezeichnet, so daß ihm eine glän-

1) Das ón ist die noch im heutigen Spanischen gebräuchliche Endung, durch welche man eine gewisse Größe des betreffenden Gegenstandes oder Individuums andeutet, z. B. daga „Dolch", dagón „großer Dolch"; es kommt in der alten Zeit häufig auch an arabischen Namen vor, welche dadurch zu Ehrentiteln werden.

zende militärische Laufbahn bevorzustehen schien. Das Schicksal Spaniens hatte es anders beschlossen: es bedurfte, als das Heer in die Winterquartiere nach Córdova zurückgekehrt war, nur einer Beleidigung von Seiten eines Beamten des Emirs, den nicht sehr geduldigen Omar zur Desertion zu bringen. Die Soldaten, welche unter seinem Befehle standen, wären für den tapferen Führer durchs Feuer gegangen: sie waren sofort bereit, sich ihm anzuschließen, und eines schönen Morgens war die ganze Compagnie einfach verschwunden (270 = 884). Natürlich ging es in die Serrania; nachdem sich dort eine Anzahl entschlossener junger Leute zu ihm geschlagen hatten, nahm der waghalsige Parteigänger durch einen schier unglaublichen Handstreich das inzwischen neu befestigte und mit einer starken Garnison belegte Bobastro wieder in Besitz und richtete sich dort häuslich ein. War er aber früher kaum etwas Anderes, als ein Räuberhauptmann gewesen, die Erlebnisse der letzten Jahre, nicht zuletzt vermuthlich die lebendige Anschauung von dem Zustande Spaniens, die er im Heere des Emirs gewonnen, die Einsicht in die Schwäche der Regierung, die genauere Kunde von den Erfolgen der aragonischen und toledanischen Landsleute, welche er in der Residenz und auf dem Marsche gesammelt haben mußte — Alles das hatte nicht allein den Ehrgeiz, sondern mehr noch die Vaterlandsliebe des trotz der leidenschaftlichen Irrungen seiner Jugend großartig angelegten Menschen aufgeregt, der erhabene Gedanke, seine Heimath von der Fremdherrschaft zu befreien, den wilden und zügellosen Jüngling zum ernsten und selbstbeherrschenden Manne gereift, alle eigensüchtigen und niedrigen Bestrebungen neben dem einen gewaltigen Ziele in den Hintergrund gedrängt. Seine Todfeinde, die Araber selbst, müssen ihm, dessen Namen sie nie ohne den Beisatz el-mal'ún „der von (Gottes) Fluch Getroffene" oder adûw alláh „der Feind Gottes" oder el-chabíth „das Scheusal" (I, 581) nennen, das Zeugniß ausstellen, daß er sich nicht allein als ein tapferer Haudegen, sondern auch als ein ebenso maßvoller wie energischer Herrscher gezeigt hat. Schon seines persönlichen Muthes wegen, der ihn stets an der Spitze seiner Mitstreiter in das wüthendste Handgemenge führte, von den Seinen vergöttert, wußte er durch Freigebigkeit und strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person sie noch enger an sich zu fesseln, und dabei hatte er mit seiner Vergangenheit so vollkommen gebrochen, daß er, wie er sich selbst die strengste Enthaltsamkeit in jeder Beziehung auferlegte, kein Verbrechen gegen Eigenthum und Leben im Umkreise des ganzen Berglandes ohne die nachdrücklichste Ahndung ließ. Seine einzige Strafe in solchen Fällen war der Tod; „so pflegten in seinen Tagen die Frauen des Landes mit Geld und Geräth ohne jede Begleitung von Ort zu Ort zu gehen, ohne daß irgend Jemand ihnen auch nur in den Weg trat." Im andalusischen Gebirge, man denke!

Einem solchen Führer mußte das kriegerische, längst der cordovanischen Herrschaft müde Volk der Serrania mit Begeisterung zufallen. Ronda und Archidona huldigten ihm, der Herr von Alhámma, ebenfalls ein Renegat,

schloß ein Bündniß mit ihm und überließ sich seiner Leitung; bald reichte seine Macht bis an die Grenzen der Bezirke von Jaën und Elvira, des Hauptsitzes der arabischen Bevölkerung. Der Emír ließ, wir wissen nicht recht aus welchem Grunde, über zwei Jahre vergehen, ehe er einen ernstlichen Versuch zur Niederwerfung des Aufstandes machte; es war bereits Anfang 273 (Juni 886), als endlich Mohammeds Sohn und erklärter Thronerbe Mundhir auf dem Schauplatze der Ereignisse eintraf. Um den Omar aus seiner uneinnehmbaren Veste Bobastro hervorzulocken, griff er Alhámma an; in der That warf Jener sich in die bedrohte Stadt und wurde nun von dem Prinzen, der ein außerordentlich tüchtiger Mann und trefflicher Feldherr war, mit solchem Nachdruck belagert, daß er in die größte Verlegenheit kam. Da half ihm das Glück: als er nur noch die Wahl zwischen Ergebung und dem verzweifelten Versuche gewaltsamen Durchbruches hatte, erreichte den Mundhir die Kunde von dem Tode seines Vaters (273 = 886); der Antritt der Herrschaft, welche sein gleichaltriger Bruder Abdallah ihm streitig zu machen im Stande schien, erforderte seine schleunige Rückkehr nach der Hauptstadt. Omar war gerettet. Allerdings, so schien es, nicht für lange. Der energische Mundhir (273—275 = 886—888) ließ den Angriffen, welche der kühne Spanier sofort nach seiner Befreiung gegen die Kreise Elvira, Cabra, Baëna (Bajjána) und Jaën richtete, kräftigen Widerstand leisten, und überzog 275 (888) in Person das Hauptgebiet der Empörung selbst. Archidona ward genommen, Bobastro eingeschlossen; die späteren, für die Omaijaden freilich sehr parteiisch eingenommenen Chronisten meinen, daß es mit Omar ausgewesen wäre, hätte Mundhir auch nur ein Jahr länger den Krieg weiterführen können. Aber die moralische Ueberlegenheit, welche in diesem Augenblicke der spanische Patriotismus vor seinen Gegnern unzweifelhaft voraushatte, sollte — im Getriebe dieser Welt ein seltener Fall — in dem äußeren Verlauf der Dinge sich abspiegeln: Sonnabend, den 15. Sfafar 275 (29. Juni 888) starb Mundhir im Lager vor Bobastro nach kurzer Krankheit, wie kaum einem Zweifel unterliegen kann, an Gift. Der es ihm hatte beibringen lassen, war sein eigner Bruder Abdallah.

Abdallah (275—300 = 888—912), der noch am Todestage seines Bruders aus dem zwanzig Meilen entfernten Córdova bei dem Heere eintraf, die Huldigung der Truppen entgegenzunehmen, ist eine der widerwärtigsten Erscheinungen der ganzen islámischen Geschichte. Sein Charakter ergiebt sich aus der Zusammenfassung seiner Thaten, die ich mit den Worten eines berühmten Historikers[1]) anführe: „Usurpator des Thrones, vergiftete er seine beiden Brüder Mundhir und Káßim; er ließ seinen Bruder Hischám, obwohl er des Verbrechens, dessen er angeklagt wurde, nicht schuldig war, hinrichten auf den Spruch eines Kádis hin, der ihn nur verurtheilte, weil er für sein

1) Dozy in der Introduction zu seiner Ausgabe des Ibn Adhári (Leiden 1848—1851) I, 61.

eignes Leben fürchtete; er ließ seine beiden Söhne Mohammed und Motarrif hinrichten, auf bloßen Verdacht hin, ohne überzeugende Beweise, ohne gerichtliche Verurtheilung, ja nachdem Mohammed in einer vorangegangenen Untersuchung von seinen Richtern freigesprochen worden war. Ohne Unterlaß von Gewissensbissen gepeinigt, argwöhnisch gegen Alle, welche ihn umgaben, bildete sich der Usurpator fortwährend ein, daß der Reihe nach seine Brüder, seine Söhne gegen sein Leben und seinen Thron Verschwörungen stifteten: so opferte er sie, die Stimme der Natur erstickend, einen nach dem anderen seinem blinden Mißtrauen." Fügen wir hinzu, daß solchem Mißtrauen weiter entsprang die Abneigung, seine Person den Wechselfällen des Schlachtenkampfes auszusetzen, das Streben, durch die Winkelzüge einer doppelzüngigen und dabei kläglich würdelosen Politik jedem Wagniß auszuweichen, so begreift sich, daß mit Ausnahme der Lohntruppen und der Cordovaner, deren Wohl und Wehe mit dem Schicksale des Omaijadenhauses unlöslich verknüpft war, kein Mensch von einem solchen Haderlumpenkönig etwas wissen wollte. Von den Renegaten verstand sich das von selbst, aber auch die arabische Aristokratie, die sich in den vergangenen hundert Jahren von ihrer großen Niederlage allmählich erholt hatte, war nicht Willens, sich von diesem Emir regieren zu lassen: sie hatte auf Biegen und Brechen dem ebenfalls treulosen, aber tapferen und großartig kühnen Abderrachmán I. widerstanden, den sie haßte, wie hätte sie einem Menschen sich beugen mögen, den sie verachtete! Schließlich hatte die vorsichtig tastende Diplomatie Abdallahs allerdings den Erfolg, daß sie den Gegnern Zeit ließ, untereinander sich zu bekriegen und dadurch zu schwächen: er sah eben zu, wie das überall in Anarchie gerathene Land in seiner eigenen Brühe schmorte und dann soweit abkühlte, daß er endlich zugreifen konnte, ohne sich allzusehr die Finger zu verbrennen. Indeß, vollständig wäre es ihm nie gelungen die omaijadische Herrschaft über Spanien wiederherzustellen: es war ein Glück für sein Haus wie für das Reich, daß er im geeigneten Augenblicke einem besseren Manne und größeren Herrscher den Platz räumte.

Das geringe persönliche Ansehen, dessen der neue Emir genoß, wurde schon in der Art offenbar, wie das Heer, von der Aussicht auf einen langwierigen und mühevollen Belagerungsdienst schon vor Mundhirs Tode unzufrieden, nach geleisteter Huldigung sich augenblicklich verlief. Omar, welchem Abdallah sofort hatte sagen lassen, daß er mit ihm in Frieden zu leben wünsche, legte dem Abmarsch so wenig wie der Rückkehr des Omaijaden nach Córdova irgend etwas in den Weg: er mochte genug von diesem wissen, um sicher zu sein, daß er so leicht keinen für seine Bedürfnisse passenderen Fürsten in Andalusien finden konnte. Gleich der Anfang von dessen Regierung zeigte übrigens, wessen man sich von ihm zu versehen hatte: noch im J. 275 (888) hetzte er, dem nach Mohammeds Abzug aus Aragonien (S. 482) in Saragossa zurückgebliebenen Statthalter mißtrauend, den Tudschibiden Ankar gegen diesen: durch heimtückischen Verrath fiel der Betrogene einem gedungenen Mörder zum Opfer, Saragossa aber in die Hände Ankars (276 = 890),

der nun im Namen des Emirs, thatsächlich aber durchaus für eigne Rechnung, den Kaßi den Krieg zu machen fortfuhr. Die Macht der Letzteren ging dabei, wenn auch sehr allmählich, zurück, besonders weil sie nach der anderen Seite gegen Navarra sich zu wehren hatten; doch erlebte Abdallah ihre vollständige Unterwerfung nicht mehr. Während er aber seinen nächsten Zweck hier einigermaßen erreicht hatte, brach in seiner unmittelbaren Nähe auf allen Seiten der neu erwachte Ehrgeiz — wenn man will, das Ehrgefühl — der arabischen Aristokratie in offnem Aufruhr hervor. Die Ereignisse, um welche es sich dabei handelt, vollziehen sich gleichzeitig da, wo die beiden alten Parteien der Keißiten und der Jemeniten die Mittelpunkte ihre Macht hatten: in den Provinzen Elvira-Jaën und Sevilla. Natürlich hausten sie auch dort nicht allein, sondern mit Renegaten, seltener mit Berbern gemischt; aber nirgend waren sie auch nur annähernd so zahlreich wie in den genannten Bezirken, die wir ja bereits als ihre eigentlichen Hauptquartiere kennen (vgl. S. 439 f.). Die Bewohner der Städte selbst, insbesondere Sevillas und Elviras, waren meist Renegaten; die arabischen Herren saßen mit den Clienten und sonstigem Anhang auf ihren Gütern und Schlössern draußen. Naturgemäß war das Verhältniß zwischen den beiden Classen der Bevölkerung hier, wo die Araber sich mehr fühlten und in Folge dessen die Spanier hochmüthiger behandelten als irgendwo, ein besonders gespanntes: als daher, bald nach der Thronbesteigung Abdallahs, sowohl die Keißiten um Elvira und Jaën als die jemenitischen Stämme der Benu Chaldún und der Benu Haddschádsch bei Sevilla aus geringfügigen Anlässen sich gegen die Regierung erhoben, mußte es fast unfehlbar auch zum Kampfe zwischen ihnen und den Renegaten kommen. In Elvira hatten die Letzteren seit Jahrzehnten nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet, sich an den Arabern zu rächen: in dem Augenblicke, wo deren Unbotmäßigkeit sie der Unterstützung des Emirs beraubte, fielen die an Zahl weit überlegenen Renegaten über sie her, besiegten sie und nahmen ihnen das feste Schloß von Montejicar[1]) ab. Umgekehrt ging es in Sevilla: hier dachten die Chaldún und Haddschádsch die Schwäche der Regierung, mit deren Heeresmacht es seit Bobastro traurig aussah, zu behaglicher Plünderung von Stadt und Land Sevilla zu benutzen: da sie indeß allein der Mehrzahl der Spanier sich doch nicht recht gewachsen fühlten, begingen sie die unglaubliche Niederträchtigkeit, die Berbern von Mérida (vgl. S. 482), ein widerwärtig rohes und habgieriges Volk, zur Theilname an der Renegatenhetze herbeizurufen. Die ließen sich das nicht zweimal sagen; bald nach ihnen kamen aber auch — die Adler sammelten sich um das Aas — Ibn Merwán (S. 481) und seine Leute aus Badajoz. Die reiche Ebene des Guadalquivir ward furchtbar ausgeraubt und verwüstet und besonders von den wilden Berberhorden an den unglücklichen Spaniern

1) Der Name ist aus Monte Sacro verderbt; der Ort liegt nordöstlich von Granáda-Elvira.

jeglicher Greuel des Krieges ausgeübt. Die kümmerlichen Versuche der Regierung, auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen einzugreifen, scheiterten gänzlich. Im Osten hatten die Araber die Scharte von Montejicar ausgewetzt. In dem Keißiten Sſauwár, einem kraftvollen Streiter, war ihnen ein Führer erstanden, dem es gelang, die vielfach Entzweiten zu einigen und den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln: Montejicar ward erstürmt, unter den Spaniern an mehr als einem Orte ein furchtbares Blutbad angerichtet. In ihrer Verzweiflung warfen die Gemißhandelten dem Emir sich in die Arme, für alle Zukunft Gehorsam verheißend, wenn er sie rette: aber die in der Provinz noch stehenden cordovanischen Truppen, welche sich nun, mit den Renegaten Elviras vereint, dem Sſauwár entgegenstellten, erlitten gegen den tapferen Recken ebenfalls eine Niederlage. Sſauwár fand nach dem Siege auch die Araber der benachbarten Bezirke von Jaën und Reija, ja die in dem fernen Calatrava bereit, sich unter seine Führung zu stellen; um so kräftiger fuhr er in der Verfolgung der Gegner fort, und Abdallah, den sie von Neuem um Schutz anflehten, vermochte nur mit Mühe einen Frieden zu vermitteln, der unter solchen Umständen kaum von Dauer zu sein versprach. Gänzlichen Schiffbruch aber litt seine ebenso lendenlahme als unzuverlässige Diplomatie in Sevilla. Auch dort waren die Spanier bereit, es mit der Regierung zu halten, wenn sie ihnen Sicherheit gegen die Jemeniten und Berbern verschaffte: aber zwischen dem Wunsche, sich des wichtigen Ortes zu versichern, und der Furcht vor directen Angriffen der Haddschádsch und Chaldún verdarb es der Emir mit allen dreien. Seine Hinneigung zu den Bürgern erbitterte die Araber; als er dann, um diese zu begütigen, in wahrhaft schmachvoller Weise einen der besten Männer Sevillas verrätherisch ermorden ließ, sagte sich die Stadt ebenfalls von ihm los und rief zu ihrer Vertheidigung gegen ihre Feinde keißitische Araber und andere Berberstämme in ihre Mauern. Mohammed, der Sohn des Abdallah, den er zur Ordnung der Verhältnisse abgeschickt, wäre in der allgemeinen Verwirrung beinahe selbst umgekommen: es gelang ihm mit grade noch rechtzeitig herbeigeholten Truppen ein furchtbares Gemetzel unter der Bevölkerung anzurichten, aber weiter auch nichts. Kaum war er nach Córdova zurückgekehrt, als in Sevilla wiederum das Oberste zu unterst gekehrt wurde; das Ende war, daß Berbern und Jemeniten sich doch noch der Stadt bemächtigten und Alles, was Spanier hieß, das heißt den größten Theil der Einwohnerschaft, hinmordeten oder zu eiliger Flucht zwangen (276 = 889). Die noch vor Kurzem so blühende Stadt war auf lange Zeit hinaus ruinirt; der Statthalter, den Abdallah nach der Katastrophe hinsandte, blieb gänzlich ohnmächtig und ward ein paar Jahre später (278 = 891) von den Jemeniten erschlagen. Wenn sie daneben mit großer Unbefangenheit versicherten, sie seien treue Diener des Emirs, so sah das bitterem Hohne so ähnlich wie ein Ei dem andern.

Nicht minder erfolglos blieben Abdallahs Maßregeln — wenn man überhaupt dieses Wort hier anwenden darf — gegen Omar Ibn Haffßón selbst.

Einen Marsch auf Bobastro unternahm zwar der Omaijade in demselben unheilvollen Jahre 276 (889) an der Spitze der Truppen, welche er inzwischen wieder hatte sammeln können; aber es war eine leere Demonstration, sehr thatsächlich dagegen Omars Besitzergreifung von Ossuna und Écija, die ihn bis auf sechs Meilen der Residenz nahe brachte. Erschreckt bot der Emir dem furchtbaren Gegner Frieden an, bestätigte ihm die „Statthalterschaft" über die von ihm beherrschten Gebiete, kurzum, that Alles, was man von ihm verlangen konnte — aber es half nichts. Hätte Omar es selbst gewollt, die fortschreitende Auflösung aller Verhältnisse des muslimischen Spaniens würde ihn verhindert haben, den Vertrag, auf welchen er sich für den Augenblick einließ, ernst zu nehmen. Vergegenwärtigen wir uns die Lage. Im Norden war Ende 276 (889) Aragonien zwischen den streitenden Benu Kasi und den Tudschibiden getheilt, der angrenzende Theil von Neu-Castilien (um Guadalajara) in den Händen der Letzteren, beide aber vom Emir thatsächlich unabhängig; ebenso die Republik Toledo, die Berbern in Estremadura und Alemtejo, Ibn Merwán in Badajoz. Sevilla gehörte den Jemeniten; dadurch war Córdova vom Südwesten abgeschnitten, und so in den Provinzen Beja, Silves (Schilb, Algarve)[1]) und Niebla (Lebla) die Bildung kleiner Renegatenstaaten ermöglicht, die zwar nicht an dem Kampfe gegen den Emir Theil nahmen, aber doch seinem Einflusse vollkommen entzogen waren. Von dem Gebiete der Jemeniten von Sevilla nur durch ein paar kleine arabische oder spanische Herren getrennt das Land Omars Ibn Hafßón; in der Nachbarschaft nördlich und östlich eine Anzahl ihm befreundeter Renegatenhäuptlinge durch einen großen Theil der Bezirke von Córdova, Elvira und Jaën bis nach Todmír (Murcia), das seit alten Zeiten beinahe ganz den Spaniern gehörte. Von Valencia erfahren wir gar nichts, keinesfalls aber hatte dort der Emir etwas zu sagen; ebensowenig in der Mitte des Landes, wo die arabische Aristokratie unter Sfauwár von Calatrava bis an die Grenzen Omars ihm beinahe feindlicher gegenüberstand als dieser selbst. So blieb, abgesehen von einzelnen kleinen Bezirken, z. B. in der Nähe von Algeciras, die noch für ihn von treugebliebenen Offizieren gehalten wurden, dem Abdallah nichts mehr als Córdova mit seiner nächsten Umgebung, das ganze übrige Reich war in eine unzählige Menge von kleinen Fürstenthümern und Republiken aufgelöst. Die Omaijadendynastie war verloren, wenn aus diesem Wirrwarr an irgend einem Ende ein lebensfähiges Gebilde emporwuchs. Aber ihre Gegner befeindeten gleichzeitig jeder den andern. Die Berbern von Mérida lagen in beständiger Fehde gegen Ibn Merwán von Badajoz, Sevilla verharrte, seit es in arabischen Händen war, in drohender Haltung auch gegen Omar, und dieser bekam eben jetzt mit Sfauwár und seinen Arabern mehr zu schaffen, als ihm lieb war: die beiden unmittelbar gefährlichsten Nachbarn Córdovas, so konnte man

1) Arabisch El-Garb „der Westen" (von demselben Wortstamm wie El-Magrib I, 609 Anm. 2).

glauben, übernahmen es, sich gegenseitig unschädlich zu machen. Der Krieg zwischen Sjauwár und den Renegaten von Elvira war bald nach dem vom Emír vermittelten Frieden (S. 488) von Neuem ausgebrochen (277[1] = 890), die Araber wider Erwarten von den verzweifelten Spaniern geschlagen und in die Alhambra[2]) bei Granáda geworfen worden. In ihr eng umschlossen gehalten wandte Sjauwár durch eine kühne Kriegslist abermals das Schicksal: die schon des Triumphes über ihre Feinde gewissen Renegaten verloren die Entscheidungsschlacht, und die schonungsloseste Verfolgung des Sieges brachte die Reste ihres Heeres gänzlicher Vernichtung nahe. Sie riefen Omar Ibn Hafßón zu Hilfe: aber auch ihn ließ hier das Glück im Stich, eine Schlappe, die er gegen den heldenmüthigen Sjauwár erlitt, zwang ihn zum Rückzuge; kaum daß einer seiner Unterbefehlshaber Elvira gegen die Araber zu halten vermochte. Empfindlich, wie der Mißerfolg war, konnte Omar doch hoffen, ihn durch Fortschritte nach der anderen Seite wett zu machen. Längst war der Friedensvertrag, welchen er mit dem Emír geschlossen (S. 489), in die Brüche gegangen, zuerst verletzt von Omars Bundesgenossen, die nicht einsahen, weshalb sie den Kampf gegen die Landesfeinde hier aussetzen sollten. Zu wichtigeren Ereignissen war es indeß nicht gekommen, als auf einmal das Blut der Märtyrer von Córdova (S. 480) späte, doch wirksame Rache fand. Die Christen Córdovas, deren Leiden (S. 479) in der Zwischenzeit sich nur gesteigert hatten, faßten, als sie die Macht des Emírs mehr und mehr ins Wanken kommen sahen, einen kühnen Entschluß: sie brachen aus der Hauptstadt hinaus, warfen sich auf Polei,[3]) eine Festung des Emírs sechs Meilen südlich von Córdova, überwältigten die Besatzung und sandten dem Omar eilige Nachricht, ihm Freundschaft und Bündniß antragend (277 = 890). Der Sohn Hafßóns hatte soeben das nahegelegene Baëna genommen und war sofort bei seinen ebenso unverhofften wie freudig begrüßten neuen Genossen; er ließ Polei stark befestigen und schlug sein Hauptquartier in Écija auf: von beiden Orten waren es nur noch zwei Märsche nach der Residenz des Emírs. Und damit ihn hier gar nichts störe, fiel um dieselbe Zeit der einzige wirklich ebenbürtige Gegner, den er hatte, Sjauwár, unter den Schwertern der Männer von Elvira, von denen er sich in einen Hinterhalt hatte locken lassen. Der von den Arabern zu seinem Nachfolger gewählt ward, Sja'íd Ibn Dschúdi, war das Muster eines glänzenden Ritters damaliger, wie späterer Zeiten: tapfer und verwegen bis zur Tollkühnheit, von hervorragender poetischer Begabung, ein Liebling der Frauen —

---

1) Das Datum ist, soviel ich finden kann, nicht überliefert, scheint mir aber durch die Reihenfolge der Ereignisse ziemlich nahe gelegt. 2) El-Chamrá „die rothe" nämlich Burg. Die früher vielfach gehegte Vermuthung, der Name des berühmten Schlosses sei mit der Bezeichnung der letzten Könige von Granáda, der Benu'l-Achmar („Söhne des Rothen") in Zusammenhang zu bringen, ist irrig; wir sehen hier, daß schon im 3. (9.) Jahrhundert Burg und Name vorhanden waren. 3) Buláj, das jetzige Aguilar.

aber ihm fehlten der Ernst und die Ausdauer seines gewaltigen Vorgängers. Von einem Troubadour hatten die Spanier Elviras nicht viel zu fürchten; Omar konnte sich in aller Ruhe auf die Eroberung Córdovas und die Vernichtung der Omaijaden vorbereiten.

Indeß, wie so oft in der Geschichte, bildete auch hier, was der ohne Mühe herbeizuführende Abschluß einer Katastrophe werden zu sollen schien, den unerwarteten Anfang einer neuen Wendung; und wie ebenfalls häufig genug — Jedermann weiß es und Niemand läßt sich dadurch warnen — war es die vorschnelle Unterschätzung eines verächtlich gewordenen Feindes, welche Omars Sieg in eine schwere Niederlage zu wandeln und den Rückgang seiner Macht einzuleiten bestimmt war. Die Zeit der hin- und herschwankenden Schaukelpolitik, welche binnen zwei Jahren aus dem immer noch mächtigen Herrscher des halben Spaniens einen einflußlosen Bürgermeister von Córdova gemacht hatte, war vorüber, das konnte selbst Abdallah sich nicht mehr verhehlen; wollte er nicht einfach abdanken, so mußte er seine Residenz jetzt mit dem Schwerte in der Hand vertheidigen. So zog er denn zusammen, was er von Truppen irgend auf die Beine bringen konnte. Viel war es nicht; trotz seines Vaters Mohammed Geiz befand sich der Staatsschatz im Zustande äußerster Erschöpfung, denn Geld hatten die unabläßigen Kriege stets gekostet und von Steuereingängen aus den selbständig gewordenen Provinzen war natürlich längst nicht mehr die Rede. Der größte Theil des Heeres bestand demgemäß aus Kriegsfreiwilligen — handelte es sich doch auch für die Hauptstadt um die Existenz —; zu den 10 000 Mann, welche sich als solche zusammengefunden, kamen 4000 Mann wirklicher Soldaten, und damit wollte man den von Erfolg und Hoffnung begeisterten 30 000 Anhängern des Omar Ibn Hafßón gegenübertreten! Das Oberhaupt der Renegaten sah sich bereits als Emir Spaniens. Er hatte mit dem Aglabiden Ibrahim II. (I, 552) in Afrika angeknüpft, die Huldigung Andalusiens für die Abbaßiden in Aussicht stellend, wenn man ihn selbst als Statthalter des Landes zu bestätigen geneigt sei, und natürlich williges Gehör gefunden: sobald er in Córdova als Sieger eingezogen war, durfte er auf die Investitur mit der ersehnten Würde hoffen. Er aber, wie seine Leute, waren ihrer Sache allzugewiß: als es im April 891 (Anfang 278)[1]) vor Polei selbst zur Schlacht kam, erfocht wider Erwarten der linke Flügel der Cordovaner einige Vortheile über den rechten Flügel Omars, und, wie es zu geschehen pflegt, je größer vorher die Selbstüberhebung gewesen war, um so schneller griff jetzt die Entmuthigung um sich — trotz aller Anstrengungen des Führers, trotz der Tapferkeit einzelner bewährter Recken gelang es nicht, den Massen ihre Haltung wiederzugeben; die Schlacht ging verloren. Mit ihr aber, da für den Augenblick die Niederlage den Renegaten jede Fassung raubte, auch Polei, dessen Christen ihren Wage-

1) Wahrscheinlich den 16. April = 2. Moharram, nach Dozy; Ibn Adhári II, 126 giebt den 1. Sfafar = 15. Mai als Tag von Abdallahs Ausmarsch aus Córdova.

muth mit dem Leben bezahlen mußten, ferner Écija, Archidona, schließlich selbst Elvira, dessen Bewohner, zwischen den unter Ibn Dschúdi (S. 490) von Granáda aus sie fortwährend bedrohenden Arabern und dem Emir in der Mitte, sich dem Letzteren zu ergeben vorzogen, und Jaën, das sich dem siegreichen Abdallah nicht länger zu widersetzen wagte. Es waren immer nur die nächsten Bezirke um Córdova, welche dieser von Neuem seiner Herrschaft untergeordnet sah; aber einen Fortschritt hatte er damit immerhin zu verzeichnen.

Persönlich war er freilich an diesem Fortschritte ziemlich unschuldig. Während der Schlacht hatte er vorsichtig hinter der Front sich gehalten: Andere, so äußerte sich der fromme Mann, mochten ihr Vertrauen auf die Anzahl ihrer Truppen, ihre Kriegswerkzeuge, ihren Muth setzen; er stellte das seine allein auf Gott, den Einigen, Ewigen! In diesen lobenswürdigen Gesinnungen verharrend, war er gesonnen, vorläufig mit dem, was nach dem Rückzuge des Gegners ihm ohne weitere große Anstrengungen in den Schooß fiel, sich zu begnügen, und bewilligte den Frieden, um welchen Omar bat. Der unermüdliche Spanier hatte ihn aber nur verlangt, um seine Streitkräfte wiederherzustellen, zudem ergaben sich Schwierigkeiten bei der Ausführung des Vertrages; kurz, es dauerte nicht lange, so war der Krieg aufs Neue entbrannt. Da Abdallah aber keine Miene machte, den Dachs in seinem Bau aufzusuchen, fiel die Rolle des Angreifers wieder Omar zu: im J. 279 (892) eroberte er Archidona und Elvira zurück und brachte den Arabern unter Ibn Dschúdi eine Niederlage bei, welche durch den Leichtsinn dieses tapferen aber unbedachten Häuptlings zu einer wahren Katastrophe für die um Granáda hausenden Angehörigen seines Stammes wurde. Zu Tausenden erlagen sie den Säbeln der Renegaten, und das national-arabische Element hat sich in dieser Gegend nie wieder zu maßgebendem Einflusse emporringen können, bis es nach Jahrhunderten durch eine merkwürdige Fügung des Schicksals grade hier noch einmal ein berühmtes Herrschergeschlecht hervorbrachte. — Trotz dieses Sieges indeß, welcher die Araber vorläufig vollständig lahmlegte, hören wir die nächsten fünf Jahre nichts von weiteren Eroberungen der Renegaten. Allerdings scheint um diese Zeit ihr Eifer für die nationale Sache in manchen Gegenden schon eine starke Abkühlung erfahren zu haben. Elvira wenigstens ergab sich ohne große Umstände Abdallahs Sohn Motarrif, als dieser mit einem Heere vor der Stadt erschien (280 = 893): freilich hatten die Leute, seitdem Omars Sieg über Ibn Dschúdi sie von der Araberfurcht befreit, kein directes Interesse mehr an seinen Erfolgen, und der Begeisterung für seine Person waren die biederen Bürgersleute der Stadt weniger zugänglich, als die Bevölkerung des Gebirgslandes. Jedenfalls erscheint es merkwürdig, daß Ibn Hafßón so lange Zeit hat verstreichen lassen, ehe er von Neuem gegen den Emir vorging, umsomehr, als er diesem dadurch Zeit ließ, durch immer weiter ausgedehnte Streifzüge nach dem Süden und Westen seinen Truppen Beute, seiner Staatskasse Mittel zu schaffen und so mehr und mehr zu Kräften

zu kommen. Erst 284 (897) finden wir Ibn Hafßón wieder im Vordringen: Ecija wird abermals von den Renegaten besetzt und somit auch Córdova von Neuem bedroht. Andererseits bleiben Motarrifs in des Emirs Auftrage unternommene Versuche, die Unterwerfung der Jemeniten von Sevilla (S. 488) zu erreichen, erfolglos, führen schließlich sogar nach mancherlei Zwischenfällen zu einer äußerst gefährlichen neuen Verwicklung: einem förmlichen Bündniß zwischen eben diesen Jemeniten und Omar Ibn Hafßón.

Trotz seiner letzten vielversprechenden Eroberungen muß grade in dieser Zeit der patriotische Freischaarenführer die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es der Kraft des spanischen Renegatenthums allein unmöglich sein werde, Abdallahs Herrschaft ein Ende zu machen. Bis dahin hat er in seinem Kampfe gegen diese beinahe lediglich auf die Kräfte seiner Leute aus der Serrania sich gestützt: jetzt fängt er an, nach auswärtigen Bündnissen zu suchen. Schon 285 (898) verhandelte er mit den Benu Kaßi von Aragonien in solcher Absicht: aber der in demselben Jahre im Kampfe gegen Ankar von Saragossa (S. 486 f.) erfolgte Tod des Mohammed Ibn Lope,[1]) Oberhauptes jener bis dahin immer noch mächtigen Familie, vereitelte den Plan, denn Mohammeds Sohn Lope, der zwischen dem Tudschibiden von Saragossa und den christlichen Fürsten von Barcelona, Navarra und Asturien allzusehr ins Gedränge zu kommen fürchtete, machte seinen Frieden mit dem Emir und widmete sich von da an der Bekämpfung der Ungläubigen. Vielleicht schon gleichzeitig, vielleicht etwas später, hatte Omar sich auch mit Alfons dem Großen von Asturien in Verbindung gesetzt. Außer dem natürlichen Interesse, welches dieser an der fortgesetzten Schwächung der mohammedanischen Centralmacht in Córdova hatte, lag noch ein anderer Grund vor, ihm ein Bündniß mit dem Herren der Serrania zu empfehlen: nach langem Schwanken war Omar, der längst gefühlten Neigung seines Herzens endlich nachgebend, mit seiner nächsten Umgebung vom Islám zum Christenthume zurückgetreten. Der Schritt, dessen Beweggrund, wenn man die Lage der Dinge berücksichtigt, nur in einem unwiderstehlichen religiösen Antriebe gefunden werden kann, mußte ihn ganz von selbst den christlichen Fürsten Nordspaniens näher bringen. Wir finden aber nicht, daß Alfons, der freilich in den späteren Zeiten seiner Regierung durch mancherlei innere Schwierigkeiten häufig in seinen Bewegungen gehemmt war, etwas Ernstes zur Unterstützung der neuen Glaubensgenossen unternommen hätte. Freilich lagen zwischen der Südgrenze des asturischen Reiches und dem Gebiete von Córdova noch die Bezirke der streitbaren Berbern, welche grade in dieser Zeit (288 = 901) einmal wieder von einem Machdi (vgl. S. 455), merkwürdiger Weise einem omaijadischen Prinzen Namens Achmed Ibn Mo'áwija, unter die Fahnen gerufen sich eben selbst zum „heiligen Kriege" gegen die Asturier aufmachten. Sie erlitten die blutige

1) Diesem wie anderen spanischen Namen, z. B. Leon, Pascual u. s. w., begegnen wir bei Renegaten öfter, natürlich in etwas veränderter Form; die Araber schreiben dafür Lob, Lojón, Baschkuwál.

Niederlage von Zamora (Ssamúra); aber wo solche gefährliche Angriffe der Muslime noch stattfinden konnten, war für Alfons an ein Vordringen nach dem Süden nicht zu denken. Ueber Toledo, das als Republik unter dem Schutze des Königs (vgl. S. 481) beinahe für einen Vorposten der Christen gegen die Mohammedaner gelten konnte, wäre ein Angriff auf Córdova eher möglich gewesen; aber das Verhältniß des Freistaates zu seinem Schutzherren scheint damals kein sehr gutes gewesen zu sein, wenigstens geben christliche Nachrichten Kunde von späteren Streifereien Alfons' gegen das toledanische Gebiet, und in keinem Falle, das kann man wohl annehmen, wäre ein asturischer Feldzug so weit nach dem Süden, daß er Omar eine nennenswerthe Diversion verschafft hätte, auch an dieser Stelle möglich gewesen. So blieb der andalusische Häuptling schließlich doch auf sich allein angewiesen; und bald wurde es nur zu klar, daß sein Uebertritt zum Christenthum, so ehrenwerth er als der offene Ausdruck einer männlichen Ueberzeugung blieb, politisch einen schweren Fehler darstellte. Kaum die Mehrzahl, geschweige denn die Gesammtheit der Renegaten trieb ihren Haß gegen die Araber und die Herrschaft der omaijadischen Emire so weit, daß sie es aus solchem Grunde mit ihrem Glauben hätte leicht nehmen wollen. Die allermeisten von ihnen waren ja aufrichtige Muslime, viele seit einer Reihe von Generationen. Unter einem Muslim gegen feindliche Muslime zu kämpfen, waren sie am Ende gewohnt, aber für einen Ungläubigen, mehr noch, für einen, welcher das todeswürdige Verbrechen der Apostasie (I, 206) begangen, wider die eignen Glaubensgenossen zu streiten, das lief gradeswegs gegen das Gewissen. So verließen eine ganze Anzahl seiner Anhänger, darunter keineswegs die schlechtesten, den übelberathenen Führer; Mißvergnügen und Lauheit verbreitete sich in den Reihen der Uebrigen mehr und mehr, und die Menge derjenigen, welche heimlich noch selbst das Christenthum im Herzen getragen hatten und nun sich ebenfalls wieder öffentlich dazu bekannten, war nicht groß genug, um den Verlust an materiellen und moralischen Kräften verschmerzen zu lassen. So begannen die Aussichten Omars, oder wie er in der Taufe genannt worden war, Samuels sich erheblich zu verschlechtern, als im J. 287 (900) ein Bündnißantrag Ibrahims, des Häuptlings der Benu Haddschádsch, welcher sich kurz vorher (286 = 899) zum alleinigen Herrn von Sevilla und Umgegend aufgeschwungen hatte, ihn aus der Verlegenheit riß. Dieser Jemenite, wie fast alle Mitglieder der arabischen Aristokratie (vgl. S. 463), machte sich nicht viel aus religiösen Gefühlen und sah nicht ein, weshalb er sich es versagen sollte, an Ibn Hafßóns Seite gegen den gemeinsamen Feind in Córdova zu kämpfen, blos weil jener ein „Mann des Feuers" (wir würden sagen, ein Teufelsbraten) geworden war. Der Spanier wieder hoffte durch den Anschluß des Arabers, welcher ja immer ein Bekenner des Islâms blieb, in den Augen der übrigen Muslime etwas gehoben zu werden — ganz abgesehen von dem Werthe der zu erwartenden Unterstützung durch Geld und Mannschaften selbst. So griff er den Vorschlag begierig auf; das Bündniß ward geschlossen, und

bald stand Ibn Hafßón, von sevillanischen Hilfstruppen verstärkt, dem Emir wieder drohend gegenüber. Abdallah, wie so oft durch die Gewalt der Umstände und die Schwäche seines Charakters von einem muthigen Entschlusse zurückgehalten, bequemte sich zum Friedensschlusse. Er ward 288 (901) vereinbart; doch schon im folgenden Jahre (289 = 902) sehen wir die Feindseligkeiten abermals eröffnet. Es sah anfänglich nicht gut aus um Córdova; aber die Macht der Dinge erwies sich wieder einmal stärker, als der Wille der Menschen. Die Verbindung zwischen Ibn Hafßóns Spaniern und den jemenitischen Arabern war nun einmal eine unnatürliche. Die Araber aus Spanien zu vertreiben, hatten die Bewohner der Serrania sich erhoben: jetzt mußten sie grade in solchen ihre wichtigsten Bundesgenossen sehen — und, Araber gegen Araber, waren die Omaijaden den Jemeniten, an deren Händen schließlich das Blut der Renegaten von Sevilla doch vor Allen klebte (S. 488), immer noch vorzuziehen; umgekehrt schämten sich die Truppen Ibrahims Ibn Haddschádsch, unter den Befehlen eines spanischen Abtrünnigen zu fechten. Bei diesem gegenseitigen üblen Willen ist es kein Wunder, daß noch in demselben Jahre die Verbündeten bei Estepa eine Schlappe erlitten, die vorläufig Córdova vor ihren Angriffen sicher stellte. Die Hauptsache aber war, daß gleichzeitig Ibrahim von dem Bündnisse mit Ibn Hafßón zurückzutreten sich entschloß. Einer seiner Söhne war in die Gewalt der Cordovaner gefallen, doch auf den Rath des Bedr, eines der angesehensten Offiziere, nicht am Leben gestraft worden: für die Auslieferung desselben ließ Ibrahim sich bereit finden, dem Christen seine Hilfe zu entziehen und mit dem Emir Frieden zu schließen. Mußte der Letztere dafür ihn als erblichen, wenn auch tributpflichtigen Herren von Sevilla und Carmona mit deren weiterem Gebiete anerkennen, so blieb doch der unschätzbare Vortheil, daß alle die kleinen Herren zwischen Algeciras und Niebla (oben S. 489), die bisher hinter dem mächtigen Jemeniten Deckung vor den Eingriffen der Truppen von Córdova gefunden hatten, nunmehr sich gezwungen sahen, auch ihrerseits die früheren Abgaben an den Omaijaden von Neuem zu entrichten. Mit den wachsenden Einnahmen war dieser im Stande, sein Heer weiter zu vermehren und dem entsprechend einen der aufständischen Bezirke nach dem andern seiner Botmäßigkeit wieder zu unterwerfen. Die Araber von Jaën und Elvira hatte Ibn Hafßón selbst ihm den Gefallen gethan unschädlich zu machen: seit ihrer großen Niederlage im J. 279 (892; oben S. 492) war auch die bis dahin aufrecht erhaltene Einigkeit unter ihnen dahin, Sa'íd Ibn Dschúdi fiel 284 (897) der Rache eines anderen Häuptlings zum Opfer, dessen Gattin von diesem arabischen Don Juan des neunten Jahrhunderts zu einem Liebeshandel sich hatte verleiten lassen, und seitdem verzettelten die Reste dieser einst so mächtigen Aristokratie ihre geringen Kräfte auf gut arabisch in end- und zwecklosen Fehden, die sie jeden Einflusses auf die Geschicke des Landes beraubten. So hören wir nichts mehr von irgend welchen Versuchen derselben, in die größeren Kämpfe einzugreifen; es handelt sich nur noch um Ibn Hafßón und

seine Anhänger. Zu Elvira, das seit 280 (893; oben S. 492) bereits der Regierung gehorchte, ward 290 (903) Jaen von Abdallahs Truppen zurückgewonnen, 292 (905) Ibn Hafßón selbst in der Nähe dieser Stadt geschlagen, 294 (907) Archidona wieder tributpflichtig gemacht. Schnell wollte es freilich immer noch nicht gehen: weder Abdallahs unheimliche Persönlichkeit noch der lauernde, übervorsichtige Charakter seiner Politik waren danach angethan, entscheidende Erfolge in kurzen, kräftigen Schlägen herbeiführen zu lassen. So währte im J. 300 (912) nach vierunddreißigjähriger Dauer der Bürgerkrieg immer fort; aus dem hitzigen war er in ein schleichendes Stadium getreten, aber irgend ein Wechsel in den Verhältnissen oder Persönlichkeiten — eine veränderte Haltung Sevillas zum Beispiel — konnte ihn jeden Augenblick von Neuem anfachen. Da starb im October (Sfafar) des genannten Jahres der Emir Abdallah.

Es besteht in einer Beziehung eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen diesem unangenehmsten aller spanischen Omaijaden und einem sonst durchaus von ihm verschiedenen Herrscher des mohammedanischen Orientes aus einer viel späteren Zeit — Abbás dem Großen (oben S. 376). Wie dieser hat Abdallah aus bloßem Argwohn seine eignen Söhne beseitigt: 277 (891) fiel Mohammed (S. 488), 282 (895) Motarrif (S. 492) dem väterlichen Mißtrauen zum Opfer, beide zufällig in demselben Alter von 27 Jahren; und wie Abbás für seine Gewissensqualen darin eine Art Linderung suchte, daß er dem hinterbliebenen Kinde seines getödteten Sohnes jede Zärtlichkeit erwies und vor allen sonst Berechtigten ihn zum Thronfolger bestimmte, so hat auch Abdallah den am 23. Ramadán 277 (7. [8.] Jan.[1]) 891), grade drei Wochen vor dem gewaltsamen Ende Mohammeds geborenen Sohn desselben, Abderrachmán, in jeder Weise vor sämmtlichen übrigen Mitgliedern seines Hauses von Jugend auf bevorzugt und ihm lange vor seinem Tode als Erben seiner Herrschaft huldigen lassen. Nur sollte diese Anordnung dem muslimischen Spanien zu größerem Heile gedeihen, als sie dem unglücklichen Persien gediehen ist. Abderrachmán war damals kaum 22 Jahre alt: wenn trotzdem aus der großen Zahl der andern Omaijaden sich bei Abdallahs Tode Niemand erhob, dem jugendlichen Prinzen das Erbe streitig zu machen, so weist das schon auf ein großes Zutrauen hin, welches seine Persönlichkeit in frühen Jahren ihm erworben haben mußte. In der That war es ein Uebergang, wie aus finsterer Nacht zu sonnenhellem Tage, von dem ebenso engherzigen

1) Dozy hat in der Histoire II, 320 Anm. 3 wie in der Introduction zu Ibn Adhári S. 50 den 14. Januar; auch in seinen Corrections sur les textes du Bayáno'l-Mogrib etc. (Leiden 1883) S. 2, wo er das überlieferte mohammedanische Datum genauer giebt, ändert er an dem christlichen nichts. Aber nach Wüstenfelds Tabellen wie nach dem Art de vérifier les dates begann das Jahr 277 den 25. April 890, fiel also Donnerstag, der 22. Ramadán auf den 7. Januar 891; es liegt daher vermuthlich ein kleines Versehen Dozys vor. Der 23. in der Angabe des arabischen Historikers stellt eine der oben S. 447, Anm. 1 besprochenen Unregelmäßigkeiten in der Datirung dar; es ist also der 7. Januar als der gemeinte Tag anzusehen.

und heuchlerisch bigotten wie tückischen und feigen, dabei aber vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Tyrannen zu dem fürstlichen Jüngling, der nicht an Schlauheit noch List hinter seinem Großvater zurückstand, aber durch seine Kühnheit, Thatkraft und mit durchdringendem Scharfblick gepaarte Folgerichtigkeit des Handelns an seinen gewaltigen Ahnherrn, den ersten Abderrachmán, erinnerte. Und was an seiner glänzenden Gestalt am wohlthuendsten berührt: sie ist frei von den Flecken, welche den Charakter jenes Gründers der Omaijadenherrschaft in Spanien entstellen. Anders tritt uns freilich immer das Bild eines großen Herrschers des Orientes entgegen, als die gebietenden Persönlichkeiten eines Karl oder Friedrich Rothbart. Niemals aber hat das Auge eines mit historischem Gefühl begabten Dichters diesen Unterschied in einer Weise, die beiden Theilen gerecht wird, feinsinniger erfaßt, als Walter Scott in der berühmten Scene seines Talismans,[1]) wo er, hier bei weitem treffender als Lessing, den Saladdin im Gegensatze zu Richard Löwenherz charakterisirt. Der englische König hat während des freundschaftlichen Beisammenseins mit seinem großen Gegner die Riesenstärke seines Leibes dargethan, indem er eine eiserne Barre mit seinem Breitschwert mitten entzwei gehauen; da legt der Sultan einen Schleier auf die Schneide seiner schmalen Damascenerklinge, die er aufwärts gerichtet, und zieht sie in der Luft mit solcher Kraft und Geschicklichkeit durch das feine Gewebe, daß es grade durchgeschnitten in zwei Hälften zur Erde herabschwebt. Es steckt immer eine stärkere Beimischung von Gewandtheit und Verschlagenheit in dem Wesen auch des tapfersten orientalischen Heerführers, als wir bei einem der unseren zu suchen gewohnt sind; und der feine Politiker hat an den außerordentlichen Erfolgen Abderrachmáns kaum minderen Antheil, als der furchtlose Krieger. Aber der große Zug, der in dem Wesen des Mannes sich ausprägt, wird dadurch nicht beeinträchtigt. Ohne alle unedlen Mittel, ohne jede Neigung zur Gewaltthätigkeit oder Grausamkeit hat er durch ein ebenso thatkräftiges als freies Vorgehen binnen zwanzig Jahren jeden Widerstand zu beseitigen und einen wüsten Haufen zerrütteter Kleinstaaten in ein mächtiges und blühendes Reich umzuwandeln gewußt: wenn Spanien von da an beinahe ein Jahrhundert lang nicht weniger durch das materielle Wohlbefinden seiner Bevölkerung als durch die Höhe und Ausbildung seiner Cultur an der Spitze der civilisirten Welt steht, so verdankt es das seinem Abderrachmán III., und ihm allein.

Nicht umsonst hat der ausgezeichnete Fürst, als er später nach dem Muster der östlichen Chalifen sich einen Beinamen zulegte, den Titel En-Náßir „der Retter" in Anspruch genommen. Er führt ihn mit nicht minderem Rechte, als Saladdin (S. 150), wenngleich in anderer Bedeutung. Auch er hat freilich im Laufe seiner beinahe fünfzigjährigen Regierung (300—350 = 912—961) den Ungläubigen erst wieder gründlichen Respect vor der Kraft der

1) The Talisman, Chap. XXVII.

muslimischen Waffen eingeflößt, die seit Alfons des Großen Sieg bei Zamora gebrochen schien. Aber schlimmer fast als Alles, was man von jenen befürchten konnte, waren die Leiden zu ertragen, welche die nun schon über ein Vierteljahrhundert währende Anarchie dem unglücklichen Lande auferlegte, und hier vor Allem ist Abderrachmán III. als wirklicher Retter aufgetreten. Die allgemeine Unordnung, welche er vorfand, bedarf nach dem Bisherigen keiner besonderen Schilderung; was aber in diesem Augenblicke noch besonders hervorgehoben werden muß, ist der Charakter zunehmender Verwilderung, der immer deutlicher in den endlosen Kämpfen zu Tage tritt. Die widerwärtige Grausamkeit und Raubsucht, die zu Anfang des Bürgerkrieges eigentlich nur ein wenig beneidenswerther Vorzug der Berbern war, ist mehr und mehr auch unter den Arabern und zuletzt selbst unter den früher durch größere Menschlichkeit sich rühmlich auszeichnenden Spaniern in Schwang gekommen. Mit der Erreichbarkeit des hohen Zieles, das Omar Ibn Hafßón sich gesteckt hatte, schwand allmählich auch die patriotische Begeisterung, welche seine Anhänger beseelte, den niedrigeren Leidenschaften Raum gebend, deren unvermeidliche Entfesselung der größte Fluch jedes sich in die Länge ziehenden Krieges ist. Und je weniger seit der Auflösung des Bündnisses mit Sevilla der spanische Volksheld, so unentwegt er trotz aller Wechselfälle an seiner Sache festhielt, noch zu großen Schlägen auszuholen vermochte, um so mehr entarteten die Guerrillakämpfe, die nun in allen streitigen Bezirken weitergingen, zu Raubzügen, die Herren der festen Schlösser, die naturgemäß den festen Rückhalt der christlich-nationalen Partei bildeten, zu Stegreifrittern. Zwischen solchen und den Truppen des Emirs, die man bis zu dieser Zeit gradezu darauf abgerichtet hatte, die feindlichen Bezirke auszuplündern und zu verwüsten, mußte die friedliche Bevölkerung zu Grunde gehen, wenn nicht bald Abhilfe geschafft wurde: kein Wunder, daß eine tiefe Sehnsucht nach Frieden sich schon beinahe des ganzen Landes bemächtigt hatte, und abgesehen von den zum Christenthume Uebergetretenen, den Burgherren und einer Anzahl sonstiger persönlicher Anhänger Ibn Hafßóns außerhalb der eigentlichen Serrania eigentlich kein Mensch die Fortsetzung des Krieges mehr wünschte. Dazu kam, daß sich in der Umgebung des von dem langjährigen fruchtlosen Kampfe gewiß mehr und mehr verdüsterten Mannes christlicher Fatanismus immer stärker betonte, erst Zurücksetzung, dann gradezu Verdrängung aller muslimischen Elemente der alten Nationalpartei bewirkend, damit aber die letzten Aussichten, nicht mehr auf Zurücktreibung der Araber über die Meerenge, nur noch auf Wahrung der eignen Selbständigkeit vernichtend. Denn auch die mächtige Unterstützung, welche der Aufstand aus der Schwäche und Verhaßtheit des greulichen Abdallah gezogen hatte, fiel nun dahin. Schon vor seiner Thronbesteigung in weiten Kreisen beliebt, gewann sich Abderrachmán III. mit den ersten Schritten, die er als Herrscher that, die Achtung und Zuneigung Aller, denen an geordneten Verhältnissen irgend gelegen war. Kühn und fest ließ er seinen Entschluß verkünden, mit jeder Unbotmäßigkeit, mochte

sie welche Form auch immer annehmen, gründlich aufzuräumen. Unterwerfung oder Krieg, hieß es jetzt nicht allein, sondern ward es. Gnade und Freundlichkeit Allen, die sich freiwillig ergaben, Kampf ohne Unterlaß denen, welche in der Empörung verharrten; aber nichts mehr von flauen Verträgen, haltlosem Schwanken, kümmerlicher Winkeldiplomatie. Die meisten Städte im Guadalquivirgebiet, die bald von den Empörern, bald von den Regierungstruppen erobert mit am Schwersten gelitten hatten, verlangten gar nichts Anderes, als sich unter dem Schutze eines wirklichen Herrschers zu wissen. Acht Wochen nach Abderrachmáns Thronbesteigung ergab sich Écija an den inzwischen zum Range des Hádschib,[1]) d. h. ersten Ministers emporgestiegenen Bedr (oben S. 495); bald darauf an der Spitze seines Heeres selbst zu Felde ziehend, nahm der junge Emir im Laufe von kaum drei Monaten die beiden Provinzen von Jaën und Elvira mit Ausnahme weniger vereinzelter Punkte vollständig ein. Das feste Auftreten und die schnelle Sicherheit, welche dieser zweiundzwanzigjährige Jüngling von vornherein überall bewährte, imponirte den Herren der einzelnen Burgen und Festungen der Art, daß nur in ein paar Fällen Widerstand überhaupt versucht wurde; lange dauerte er nirgends. Durch Uebergabe oder gewaltsame Erstürmung fielen auch die scheinbar vollkommen unzugänglichen Plätze in rascher Folge dem Emir in die Hände. Wirksam half dabei die überall zunehmende Entzweiung zwischen Christen und Muslimen, welche an den meisten Orten die Kraft der Vertheidigung lähmte. Die Behandlung der genommenen Ortschaften war fast überall eine außerordentlich milde; nur in einem Falle, wo eine längere Belagerung nothwendig geworden war, kostete die Hartnäckigkeit der Vertheidigung den zuletzt von ihren muslimischen Mitbürgern im Stiche gelassenen Christen das Leben. Man sah, es kam dem neuen Herrscher auf Bewältigung seiner Feinde nicht mehr an als auf ihre Versöhnung, so weit sie überhaupt sich erreichen zu lassen versprach: mit der Strenge ging die Gerechtigkeit und das Wohlwollen Hand in Hand.

Ibn Hafßón brauchte nicht viel Zeit um sich zu überzeugen, welch ein gefährlicher Gegner ihm jetzt erwachsen war. So ließ er es denn an keiner Anstrengung fehlen; aber sein Versuch, in Archidona (S. 496) einen Aufstand zu erregen, mißglückte ebenso, wie ein beabsichtigter Angriff auf Elvira. Dem sicheren Blicke Abderrachmáns entsprach die Raschheit seiner Entschlüsse wie ihrer Ausführung; und während mit den Erfolgen seine Mittel wuchsen, ging es mit denen des großen Rebellenhäuptlings unaufhaltsam bergab. Längst mußte er die sich mehrenden Lücken seiner Schaaren durch gemiethete Berbern aus Tanger ergänzen, denen es mehr um sein Geld als um seinen Sieg zu thun war; und noch werthloser erwiesen sich die Beziehungen, die er mit dem inzwischen in Afrika zur Herrschaft gekommenen Fatimiden Obeid-

1) Hádschib bezeichnet eigentlich einen Kammerherrn; in Spanien ist es Titel des obersten Wesírs.

allah dem Machdi (I, 598) angeknüpft hatte.[1]) Er brachte diesem seine Huldigung entgegen, konnte aber die mit diesem Schritte verbundene Erwartung einer materiellen Unterstützung seitens des Machdi um so weniger erfüllt sehen, als derselbe, wie uns erinnerlich ist (I, 608 ff.), mit der Befestigung seiner Dynastie mehr als genug zu schaffen hatte und für das nächste Jahrzehnt an eine Theilung seiner Kräfte nicht entfernt zu denken vermochte. Ibn Hafßón hörte darum nicht auf, mit gewohnter Ausdauer den Kampf fortzuführen. Da neue Erfolge nach Elvira und Jaën hin unmöglich waren, seit Abderrachmán hier fast alle Festungen und Schlösser mit seinen Garnisonen belegt hatte, so versuchte er ihm auf der andern Seite beizukommen. Als der Emír, der nicht der Mann war, auf frischen Lorbeeren auszuruhen, schon im nächsten Jahre (301 = 913) gegen Sevilla anrückte, dem Sonderdasein des seit 298 (910/11) seines tüchtigen Fürsten Ibrahim beraubten und durch Zwistigkeiten unter dessen Nachfolgern geschwächten Jemenitenstaates ein Ende zu machen, warf sich Ibn Hafßón in die bereits umschlossene Stadt, ihren Vertheidigern beizuspringen. Aber ein gemeinsam unternommener Ausfall endete mit einer so zerschmetternden Niederlage, daß er, um nicht das nunmehr unvermeidliche Schicksal seiner Bundesgenossen zu theilen, sich eilends nach seinem Bobastro zurückflüchten mußte. Sevilla ergab sich gleich darauf (Ende 913 = 301); ein vergeblicher Versuch des Mohammed, eines Sohnes Ibrahims, sich ein paar Monate später (301 = 914) der Stadt wieder zu bemächtigen, diente nur, den Beweis zu liefern, wie viele Mühe sich Abderrachmán gab, besiegte Gegner für sich zu gewinnen. Ein geschickter Vermittler wußte den immer noch angesehenen Häuptling so von dem Wohlwollen des Emírs zu überzeugen, daß er einer ehrlichen Versöhnung geneigt ward, und sein Einfluß dem Hofe von Córdova, an welchem er eine hervorragende Stellung erhielt, in jeder Weise dienstbar geworden schien. Allerdings währte das gute Einvernehmen nicht lange: noch in demselben Jahre (301 = 914) empörte sich in Carmona ein ehemaliger Offizier Mohammeds, und dieser kam, zu Recht oder Unrecht, in den Verdacht, die Rebellion angezettelt zu haben. Er ward ins Gefängniß geworfen; da man indeß ihm nichts beweisen konnte, so erhielt er nach der Niederwerfung des Aufstandes seine Freiheit, wenn auch nicht sein hohes Amt zurück. Die ganze Verschiedenheit zwischen der Art Abderrachmáns III. und seines gleichnamigen Ahnherrn liegt am Tage, wenn man des Ersteren Verfahren bei dieser Gelegenheit mit der Katastrophe des Ssomeil (oben S. 452) vergleicht: obwohl man, um nicht

1) Das Jahr 909 (296/7) bei Dozy, Histoire II, 324 findet sich nicht an der von ihm citirten Stelle des Ibn Chaldún (ed. Bulak IV, 135); es ist dasselbe, in welchem Abdallah der Schi'i den Obeidallah aus seiner Gefangenschaft in Ssidschilmáßa befreite (I, 598). Möglich, daß Ibn Hafßón sofort nach den Siegen Jenes über die Aglabiden sich mit ihm in Verbindung gesetzt hat; sicher scheint mir aber doch nicht angenommen werden zu können, daß es noch vor dem Ende des Jahres geschah. Ibn Chaldúns Ausdruck ist dazu nicht bestimmt genug.

unbillig zu sein, im Auge behalten muß, daß inzwischen die arabische Aristokratie viel von ihrer früheren Gefährlichkeit verloren hatte.

Die gleiche Milde war der Emír entschlossen selbst den Christen gegenüber walten zu lassen, sobald sie zur Uebergabe durch Capitulation sich bereit finden ließen. Schon vor den Unruhen in Carmona hatte er seinen ersten Feldzug gegen die Serranía selbst unternommen, und so groß war die Furcht vor seinem Schwerte und das Vertrauen auf seine Ehrenhaftigkeit schon überall, daß mehrere der jetzt ausschließlich in den Händen christlicher Spanier befindlichen Burgen und Festungen des Gebirgslandes freiwillig ihre Thore öffneten. Die Einwohner hatten es nicht zu bereuen: mit der größten Sorgfalt ist er allzeit beflissen gewesen darüber zu wachen, daß die Bedingungen der abgeschlossenen Capitulationen auf das Gewissenhafteste gehalten wurden, was insbesondere dem Glaubenseifer der cordovanischen Fakihs gegenüber nicht immer eine leichte Aufgabe war. Aber deren Rolle war vorläufig ausgespielt; der Liebe und Verehrung seines Volkes sicher konnte der junge Fürst auch den Geistlichen jene ruhige Festigkeit zeigen, welche allzeit das einzige Mittel gewesen ist, einer hochmüthigen Klerisei Respect abzunöthigen. Unbeirrt ging der Emír seinen Weg; seine Thaten führten ihn auf den Gipfel der Macht, seine Gerechtigkeit und Billigkeit gegen Jedermann haben nicht allein ihn auf demselben erhalten, sondern auch seinem Nachfolger eine gleich beneidenswerthe Stellung von vornherein gesichert. — Von einer sofortigen Bezwingung der natürlichen Festung, hinter welcher Ibn Hafßón sich noch hielt, konnte allerdings selbst für Abderrachmán nicht die Rede sein. Dazu gehörte eine Jahre lang mit gleichmäßiger Energie fortgesetzte Thätigkeit, die eins nach dem andern die Felsennester des Christenhäuptlings und seiner Genossen zum Falle brachte, das Gebiet des Aufstandes langsam aber unabläßig weiter einschränkte, bis der letzte Schlag auf das so lange unbezwingliche Bobastro geführt werden konnte. Es versteht sich von selbst, daß im Laufe dieser Zeit nicht jedes Unternehmen sofort gelang: es hätte nicht Ibn Hafßón sein müssen, welcher die Vertheidigung der Serranía leitete, wenn sie den Angreifern keine Schwierigkeiten in den Weg hätte legen sollen. Aber bis zuletzt hat der Emír niemals den Blick von seinem großen Feinde verwandt, so zahlreich die Ansprüche waren, die auch von allen andern Seiten Spaniens sich an seine unermüdliche Thatkraft erhoben. Es erregt Bewunderung, wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher Umsicht dieser vierundzwanzigjährige junge Mensch die verwickelten Verhältnisse des ganzen muslimischen und christlichen Spaniens in jedem Augenblicke gegenwärtig hat, wie er gleichzeitig gegen die Empörer im Süden, Westen und Osten, gegen die Asturier (oder, wie man jetzt sagen muß,[1]) Leoneser), im Norden, ja gegen die Fatimiden Afrikas seine Maßregeln zu treffen und nach allen Seiten ebenmäßig die Grenzen seiner Macht vorzuschieben weiß. Es wird sich im

1) Vgl. S. 522 Anm. 1.

Interesse der Uebersichtlichkeit unserer Darstellung empfehlen, die beiden Hauptgebiete seines Wirkens nach Innen und Außen getrennt zu betrachten; um aber von der Vielseitigkeit desselben einen Begriff zu erhalten, dürfte es nicht unzweckmäßig sein, die Ereignisse der nächsten paar Jahre kurz neben einander zu stellen: 303 (915) hinderte eine große Hungersnoth, deren Bekämpfung die ganze Sorge des Emirs bildete, alle Unternehmungen, abgesehen von der fortgesetzten Einschließung der Serranía; 304 (916) ward im Südosten Orihuela (Oriwála), im Westen Niebla (S. 495) unterworfen, gleichzeitig aber das Gebiet von Leon mit einer großen Razzia heimgesucht; das Jahr 305 (917) bringt die freilich mißglückte Wiederholung der letzteren und das Eingreifen Abderrachmáns in die Verhältnisse der Herren von Nakúr (in Nordafrika; I, 613); 306 (918) wird Ibn Hafßóns Sohn Ssuleimán zur Ergebung gezwungen, während ein anderes Heer gegen die Leoneser den Sieg bei Mutonia gewinnt. So geht es fort; selten, daß ein Jahr ohne gleichzeitige Vorstöße nach verschiedenen Seiten verläuft, fast ebenso selten, daß einer derselben ernstlich mißlingt. Wir bringen indeß hier zunächst die Geschichte der Wiedervereinigung des muslimischen Spaniens unter Abderrachmáns Scepter zu Ende, um dann den übrigen Ereignissen seiner thatenreichen Regierung unsere Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Laufbahn des Ibn Hafßón neigte sich ihrem Ende zu. Seit über dreißig Jahren kämpfte der tapfere Held ununterbrochen und durch keine Widerwärtigkeit entmuthigt für seines Volkes Freiheit; den Lohn wenigstens hat das Schicksal für sein treues Ausharren im Dienste seines großen Gedankens ihm gewähren wollen, daß er den endlichen Zusammenbruch dessen, was er geschaffen, nicht zu erleben brauchte. Er starb im J. 305 (917): zur größten Freude, hören wir, von ganz Córdova. Man hatte Grund dort, sich zu freuen. Leider kennen wir den merkwürdigen Mann nur aus dem, was seine ärgsten Feinde über ihn berichten. Verschweigen sie auch nicht durchaus (vgl. S. 484), was zu seinem höchsten Lobe dienen muß, so berichten sie doch ungern mehr von ihm, als die Geschichte seiner arabischen Gegner unbedingt erfordert. Lange Jahrzehnte noch mögen in den Thälern der Serranía die Romanzen gesungen, die Sagen erzählt worden sein, in denen seine mächtige Gestalt den Mittelpunkt bildete; aber nichts davon ist uns erhalten, und kein christlicher Mönch hat hier einen glaubwürdigen Bericht über sein Leben und seine Thaten aufgezeichnet. So fehlt uns die Kenntniß jener kleinen Züge, welche lebendiger von dem Wesen eines bedeutenden Menschen uns Kunde geben, als die trocknen Notizen über Schlachten und Belagerungen im Stande sind; nur wie durch einen Nebel und in weiter Ferne sehen wir die gebietende Gestalt, ohne daß wir die strengen oder freundlichen Linien eines charaktervollen Antlitzes zu unterscheiden vermögen. So müssen wir darauf verzichten uns ein Bild zu entwerfen von der Entwicklung dieses andalusischen Edelmannes, dessen Laufbahn mit einem leichtfertigen Todtschlag begann, um auf der Höhe selbstloser Entsagung zu endigen. Aber was wir von seinen

Thaten wissen, genügt, ihm den Ruhm des größten Freiheitshelden zu verleihen, den Spanien, das Land des stolzen Unabhängigkeitssinnes, seit den Tagen des Viriathus[1]) gesehen. Nicht sofort ging die Sache, der er sein Leben geweiht, mit ihm zu Grabe: aber, das hatten die Muslime in Córdova richtig gefühlt, das Ende war jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Mit erneuter Kraft begann Abderrachmán seine Angriffe auf die Serranía; 306 (918) mußte sich einer von des Ibn Hafßón Söhnen, Sſuleimán, ergeben, 307 (919) ein anderer, Dschá'afar, den er in Bobastro selbst belagerte, wenigstens Tributzahlung versprechen. Aber eben dieser Dschá'afar wiederholte im folgenden Jahre (308 = 920) denselben Fehler, welcher einst seinem Vater so theuer zu stehen gekommen war, nur in umgekehrter Richtung: um sich die Theilnahme seiner mohammedanischen Landsleute wieder zu gewinnen, trat er zum Islám zurück. Da erschlugen ihn seine christlichen Genossen; Sſuleimán vermochte aus den Reihen des cordovanischen Heeres, in welches er hatte eintreten müssen, zu entkommen und die Herrschaft in der Serranía anzutreten. Doch es ruhte kein Segen mehr auf ihr. Die Vorboten nahenden Unterganges, Zwistigkeiten unter den zu gemeinsamem Handeln Verbundenen, stellten sich ein; es kam zu erbitterten Kämpfen in und um Bobastro, und mühsam nur konnte man daneben die Streifzüge der Truppen Abderrachmáns abwehren, obwohl dieser in richtiger Erkenntniß der Sachlage jetzt nur Schritt für Schritt vorging, so lange die Verblendeten sich gegenseitig zu vernichten fortfuhren. Ende 314 (Anf. 927) fiel Sſuleimán in einem Scharmützel, wenige Monate später sah Ibn Hafßóns letzter Sohn — Hafß nannte er sich, wie sein Großvater geheißen hatte — sich von Abderrachmán in Bobastro belagert. Er war ein tüchtiger Soldat und vertheidigte sich ein halbes Jahr, wie er mußte, dann aber fand er den Entschluß, den unausbleiblichen Fall der von allen Seiten eingeschlossenen Festung zu überleben, und capitulirte Ende 315 (Anf. 928) vor dem Stellvertreter des inzwischen nach der Hauptstadt zurückgekehrten Emirs. Auch er begegnete der gewohnten Großmuth des Herrschers; man gab ihm einen Offiziersposten im Heere, damit er als Kämpfer für die Sache des Islams die früheren Verirrungen sühne — weiter hören wir nichts von ihm. Anders endete seine Schwester, Argentea, als würdige Tochter ihres Vaters: sie hatte aus frommem Drange längst den Schleier genommen, jetzt weigerte sie sich, wozu sie dem Buchstaben des Gesetzes nach gezwungen werden sollte, zum Islám zurückzukehren, und erlitt heldenmüthig den Märtertod. Einige Zeit nachher besuchte Abderrachmán die eroberte Veste, die über vierzig Jahre der Pfahl im Fleische des omaijadischen Spaniens gewesen war; und hier ließ er sich von den Fakihs — einer gewissen Art der Frömmigkeit ist nichts heilig — verleiten, eine seiner unwürdige Handlung zu begehen. Er gestattete den Dienern Gottes, das Grab zu öffnen, in welchem die Gebeine Omars und Dschá'afars ruhten; sie wurden herausge-

1) Dozy, Histoire, II, 339.

rissen und, an Pfählen befestigt, der Neugier des cordovanischen Pöbels preisgegeben. Im Uebrigen verfuhr der Emir, wie von ihm zu erwarten stand: nach der Einnahme der übrigen festen Plätze des Gebirgslandes begnügte er sich, die Mauern derselben schleifen, die Angesehensten der Einwohner nach Córdova überführen zu lassen. Dieser spanische König verstand unter der Ruhe nicht die des Kirchhofes. — Zum Theil schon vor dem Falle von Bobastro, zum Theil in den nächstfolgenden Jahren mußten sämmtliche muslimische Bezirke Spaniens, die ihre Unabhängigkeit noch gefristet hatten, sich dem Scepter des Fürsten neigen, dessen kluge Tüchtigkeit nur von seinem Glücke übertroffen zu werden schien. Fest auf die reichen Gebiete von Córdova und Sevilla gestützt, vermochte er je nach der Lage des Augenblickes neue Provinzen, deren Herren ohne Zusammenhang mit einander einzeln dem Angriffe seiner Heere sich ausgesetzt fanden, mit Gewalt oder auf gütlichem Wege zur Unterwerfung zu bringen: so erscheinen bereits 308 (920), wo er seinen ersten großen Feldzug nach dem Norden unternimmt, die Benu Kaßi als seine gehorsamen Statthalter von Tudela, und 312 (924) hatten die wiederholten glänzenden Erfolge gegen Leon und Navarra seine Autorität auch in den äußersten Grenzbezirken so unwiderstehlich gemacht, daß er es wagen konnte, diesen Nachkommen des Mannes, welcher vor 70 Jahren sich den dritten König von Spanien hatte nennen lassen, die gänzliche Räumung des Gebietes der „oberen Grenze" (S. 471) und den Eintritt in die Reihen seines stehenden Heeres anzubefehlen. Dasselbe Jahr sah die Bezwingung einiger unbotmäßigen Herren der Provinz Valencia; 314 (926) ward die letzte starke Burg des Bezirkes von Jaën-Elvira gebrochen, den Berbern von Estremadura durch eine glückliche Razzia Respect vor der Regierung beigebracht, und 316 (928), bald nach der Capitulation von Bobastro, mußten Alicante (Lakant) im Osten, Mérida und Santarem (Schantarein) im Westen sich unterwerfen. Ihnen folgten 317 (929) Beja, 318 (930) nach langer Belagerung Badajoz, wo bis dahin noch Abkömmlinge des Renegaten Ibn Merwán (S. 481) regiert hatten. Um dieselbe Zeit ward dem Chalaf Ibn Bekr, Fürsten von Algarve (S. 489), welcher sich durch eine ausgezeichnete Verwaltung bei seinen Unterthanen in hohem Grade beliebt gemacht hatte, ausnahmsweise die Belehnung mit seinem bisherigen Gebiete als Vasallen Abderrachmáns bewilligt. So war im J. 318 (930) von dem ganzen muslimischen Spanien unabhängig von Córdova nur noch Toledo übrig, das nunmehr bald achtzig Jahre (S. 479) als Freistaat, natürlich mit aristokratischer Verfassung, meist unter dem Schutze seiner christlichen Bundesgenossen von Leon-Asturien, ein vollkommenes Sonderdasein geführt hatte. Selbstverständlich waren die Toledaner gewohnt gewesen, Córdova mitsammt seinem Emir auf das Gründlichste zu verachten. Daß hierzu keine Veranlassung mehr vorlag, hatte ihnen doch seit dem Falle von Bobastro und den Niederlagen der Leoneser klar werden müssen; so beantworteten sie die Aufforderung, sich der Herrschaft Abderrachmáns zu fügen, nicht gradezu ablehnend, aber doch mit allerhand Entschuldigungen und schönen Redensarten. Damit kamen sie aber schlecht

an; statt sich auf weitere Verhandlungen einzulassen, schickte der energische Fürst sofort einen General mit den grade verfügbaren Truppen gegen die Stadt, und rückte einige Wochen später persönlich mit großen Heeresmassen in ihr Gebiet ein. Es wurde bis an die Mauern Toledos selbst ohne Schwierigkeit besetzt. Die ehemalige Residenz des christlichen Spaniens war in der langen Zeit ihrer Selbständigkeit von Neuem aufgeblüht, ihre starken Befestigungen wurden von einer zahlreichen, freiheitsliebenden und entschlossenen Bevölkerung vertheidigt: so war es kein kleines Unternehmen, welches Abderrachmán mit dieser Belagerung sich vorsetzte. Aber daß er es unter allen Umständen durchzuführen gesonnen war, zeigte er vom ersten Augenblicke, indem er auf einem Berge Toledo gegenüber für sein Heer sogleich eine ganze Stadt aufbauen ließ, von der aus die Berennung der Veste Winter und Sommer hindurch ununterbrochen fortgesetzt werden konnte. Zwei Jahre blieben die Toledaner eingeschlossen, bis ihre reichen Hilfsquellen erschöpft waren. Vergeblich hofften sie auf den Beistand ihrer Verbündeten, der Leoneser: das Reich derselben wurde seit Jahren von Aufständen und Thronstreitigkeiten zerrissen, und als 319 (931) König Ramiro II. sich die Herrschaft gesichert zu haben meinte und zum Entsatze des wichtigsten Bollwerkes, das ihm Toledo gegen die Cordovaner bildete, herbeieilte, zwang ein neuer Anschlag des Gegenkönigs Alfons IV. auf die Hauptstadt Leon selbst ihn zu schleuniger Rückkehr, bevor er noch die Grenze seines Landes erreicht hatte. Man weiß, daß er zu Anfang des nächsten Jahres (320 = 932) endlich die unbequemen Nebenbuhler für die Dauer unschädlich machte, indem er seinem Bruder Alfons und dreien seiner Vettern die Augen ausstechen ließ: nachdem er auf solche Weise die Einigkeit in seiner Familie hergestellt, zog er von Neuem gegen die Muslime, erlitt aber von einer Abtheilung des Belagerungsheeres eine Niederlage und mußte unverrichteter Sache umkehren. Den Toledanern blieb nichts übrig als zu capituliren: Abderrachmán durfte sich Herr des ganzen muslimischen Spaniens nennen (320 = 932).

So groß die Anstrengungen waren, die auch dieser letzte große Sieg noch gekostet hatte, so verstand er sich doch für einen Herrscher von der Stärke Abderrachmáns von selbst an dem Tage, wo der letzte Sohn des Ibn Hafßón ihm Bobastro übergab. Die Serrania mit ihren heldenmüthigen Christen ist es gewesen, welche den eigentlichen Mittelpunkt des Widerstandes gegen die arabische Herrschaft in Spanien bildete; mit dem Fall dieser Veste war auch das Schicksal der übrigen besiegelt. Es ist kein Zufall, daß an derselben Stelle, wo die letzten Christen des Landes gegen den Islám gestritten, beinahe sechshundert Jahre später (1499 – 1502 = 905 – 908) die Nachkommen eben dieser tapferen Andalusier durch den Aufstand in den Alpujarras einen nicht minder unglücklichen Versuch machten, ihren inzwischen angenommenen muslimischen Glauben vor der christlichen Unterdrückung zu retten: die Natur selbst hat diese Bezirke Verfolgten und Rebellen zum willkommensten Zufluchtsort angewiesen. Aber charakteristisch ist der Unterschied, der sich auf den ersten

Blick zwischen der Politik der mohammedanischen Omaijaden und der christlichen Könige auf diesem Boden herausstellt. Die Letzteren — das schafft keine mehr oder weniger klare Auseinandersetzung von der Ueberlegenheit des Christenthums über den Islâm hinweg — wußten mit ihren andersgläubigen Unterthanen nichts Besseres anzufangen, als sie den Foltern der hl. Inquisition oder dem Elende der Verbannung preiszugeben; der „Heide" Abderrachmân wachte darüber, daß seine Fakihs nicht den geschlossenen Capitulationen zuwider die besiegten Christen schädigten, ja er legte es darauf an, ihre Kräfte für das Wohl seines Staates in der vorurtheilsfreiesten Weise zu verwerthen. Nun sind ja die Tugenden der Heiden glänzende Laster; wer aber sein Christenthum nicht in einer theologischen Formel (über deren Berechtigung hier nicht gesprochen werden soll) aufgehen lassen will, der wird sich gern der Betrachtung des erfreulichen Schauspieles hingeben, wie es ein erleuchteter muslimischer Herrscher verstanden hat, durch Milde und Gerechtigkeit die Herzen seiner Unterthanen sich und schließlich zum größten Theil seinem Glauben zu gewinnen, und durch zielbewußtes Walten aus den national und religiös entgegengesetzten Elementen eine Gesellschaft zu bilden, deren Cultur, wir betonten es bereits, jeder andern dieser Zeit überlegen gewesen ist.

Drittes Capitel.

Córdova.

„Córdova, die helle Zierde der Welt, die junge herrliche Stadt, stolz auf ihre Wehrkraft, berühmt durch die Wonnen, die sie umschließt, strahlend im Vollbesitz aller Dinge" — so preist um das Jahr 960 die gelehrte Nonne Hrotswitha von Gandersheim[1]) die Residenz der omaijadischen Fürsten, von deren Wundern bis hinter die Mauern der fernen Abtei an der Gande wunderbare Kunde gedrungen war. Die Blüte der spanischen Hauptstadt rührte nicht von heute oder gestern her: als Sitz der arabischen Regierung seit dem J. 95 (714) hatte sie den raschen Aufschwung genommen, der bei solchem Vorzuge des Ranges und der förderlichen Gunst ihrer Lage erwartet werden mußte, und wie ihre Bewohner schon hundert Jahre später sich fühlten, haben wir unter der Regierung Hakams I. (oben S. 467 ff.) zu beachten Veranlassung gefunden. Die äußerlich glänzenden Zeiten unter Abderrachmán II. hatten das materielle Wohlbefinden der Bevölkerung weiter gehoben, und wenn auch die schweren Bürgerkriege in der zweiten Hälfte des dritten (neunten) Jahrhunderts zweifellos einen erheblichen Rückgang verursachen mußten, so bedurfte es doch nach dem Wiedereintritte geordneter Verhältnisse nur einer kurzen Frist, den alten Glanz nicht allein herzustellen, sondern in ungeahnter Weise zu vermehren. Abderrachmán III. that alles Mögliche, das Gedeihen seiner Hauptstadt wie des ganzen Landes zu fördern. Der mächtige und energische Herrscher war gleichzeitig ein tüchtiger und einsichtsvoller Verwalter und, bei aller Genauigkeit und Sparsamkeit, wo sie am Platze war, doch nicht minder ein prachtliebender und freigebiger Fürst. Die Einkünfte aus den Steuern und Zöllen, welche unter seiner Regierung auf 6 245 000 Dinare[2]) berechnet wurden, verwandte er zu einem Drittel auf die gewöhnlichen Staatsausgaben, insbesondere das Heer, zum andern auf die Bauten, mit welchen er seine Residenz schmückte und im Lande das Gemeinwohl förderte, das dritte wanderte in den Staatsschatz, der im J. 340 (951) nicht weniger als 20 Millionen Goldstücke in Baar enthalten haben soll — Vermögensumstände, deren bloße Vorstellung einen modernen Finanzminister zum Weinen bringen könnte. Sie erscheinen keineswegs auffallend, wenn man erfährt, daß bei der musterhaften Ordnung und Sicherheit, welche Abderrach-

1) A. Fr. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Berlin 1865, I, 51. 2) D. h. Goldstücke, vgl. I, 100, Anm. 1.

máns Herrschaft überall hergestellt hatte und aufrecht erhielt, die Bebauung des Bodens mit dem größten Eifer betrieben werden konnte, die Entwicklung der Industrie und des Handels zu einer im ganzen Abendlande unbekannten Höhe gediehen war, so daß die Menge der Erzeugnisse mit ihrer Billigkeit wetteiferte, und allgemeiner Wohlstand in sämmtlichen Classen der Bevölkerung herrschte. Mit der Baulust Abderrachmáns, die ohne Einschränkung zu befriedigen ihn die Größe und Leichtigkeit der aus einem so blühenden Lande zu ziehenden Einnahmen in Stand setzte, wetteiferten die Reichen und Vornehmen des Hofes und der Hauptstadt. Wie der Fürst die von dem ersten Abderrachmán (S. 457) gegründete, von seinen Nachfolgern erweiterte und verschönte große Moschee mit einem prachtvollen neuen Minaret versehen ließ, wie er eine Meile nördlich von Córdova die nach dem Namen seiner Geliebten genannte Az-Sachrá („die Glänzende") begründete, eine ganze Stadt von Palästen und Gärten, deren Herstellung seit Anfang 325 (936) fünfundzwanzig volle Jahre in Anspruch nahm und die ununterbrochene Beschäftigung von 10 000 Arbeitern und 1500 Maulthieren erforderte, so war jeder angesehene Mann des Reiches beflissen, sein Haus zu einem Prachtbau zu gestalten, und zahllos wuchsen die Paläste in der Residenz, die Villen und Gartenhäuser am grünen Ufer des Guadalquivir empor. Um die Mitte des vierten (zehnten) Jahrhunderts umfaßte, so wird berichtet, das inzwischen auf eine halbe Million Einwohner angewachsene Córdova 28 Vorstädte, 113 000 Häuser[1]), 3000 Moscheen und 300 Bäder: nur hinter Bagdad, das trotz seines längst begonnenen Verfalles immer noch die erste Stadt der islamischen Welt darstellte, mochte an Größe, nicht mehr an Herrlichkeit die Hauptstadt Spaniens noch zurückstehen. Wie bei solchem Aufschwunge auch Handwerk und Kunst in Flor kommen mußten, bedarf keiner Auseinandersetzung. Aber das Beste an dieser ganzen Blüte der Civilisation war doch der Geist, in welchem der mit erleuchtetem Verständniß für die nothwendigen Vorbedingungen eines gedeihlichen Gesellschaftslebens seinem Jahrhundert weit voraneilende Abderrachmán seine Verwaltung zu erfüllen wußte: der Geist einer von engherziger Beschränktheit freien, ernsthaften Anerkennung des gleichen Rechtes aller Unterthanen, wes Glaubens und Herkommens sie sein mochten, auf den Schutz und die Förderung des Staates. Gläubiger Muslim, der er war — als solchen hat er sich wenigstens stets geführt — strebte er doch unablässig danach, den Juden und Christen nicht allein die Duldung, auf welche sie gesetzlich Anspruch hatten, unverkümmert zu erhalten, sondern auch Antheil an den bisher den bevorrechteten Muslimen allein zustehenden höheren Aemtern zu gewähren. Es lag in der Natur der Sache, daß hier der orthodox mohammedanischen Volksmenge wegen mit großer Vorsicht ver-

1. Darunter werden, wie sich aus dem Verhältnisse zu der Seelenzahl ergiebt, nicht Hauscomplexe, sondern einzelne Baulichkeiten, deren mehrere zu einem vollständigen Hause verbunden sein können, zu verstehen sein.

fahren werden mußte; aber es steht fest, daß Abderrachmán einen Christen in seinen Staatsrath aufgenommen, einen Juden zu eben so wichtigen als von großen Schwierigkeiten umgebenen diplomatischen Sendungen verwandt hat. Er knüpfte dabei in gewisser Weise an alte Traditionen der orientalischen Omaijaden an (I, 406); so viel erreichte er in jedem Falle, daß man den Verkehr mit den Andersgläubigen nirgends scheute, daß ihnen jede Gelegenheit geboten war, an dem geistigen Leben des Volkes sich zu betheiligen. Auch den Juden und Christen des Landes war das Arabische die Muttersprache, in der sie mit Vorliebe schrieben und dichteten, aber nicht, wie sonst in den mohammedanischen Ländern vielfach, für den engen Kreis der eignen Glaubensgenossen, sondern in lebendiger Wechselwirkung mit ihren mohammedanischen Landsleuten. So tief ist, trotz der stark orthodoxen Grundstimmung des spanischen Islâms, die Gewohnheit gegenseitiger Duldung hier allmählich eingewurzelt, daß noch beinahe ein Jahrhundert später ein Jude Wesír des Königs von Granáda werden konnte. Wichtiger aber noch war es bei Weitem, daß Abderrachmáns kluge Versöhnungspolitik in kurzer Frist jeden äußeren Unterschied zwischen den Unterthanen arabischer oder berberischer Herkunft und den Muslimen spanischer Abstammung verwischte. Fuhr auch der arabische Aristokrat fort mit Stolz sich einen Abkommen des und des Vorfahren zu nennen, der mit Târik und Mûßa oder mit Baldsch über das Meer in's Land gekommen: daß solcher Stolz nicht in Ueberhebung sich verwandelte oder in Mißhandlung anderer Staatsangehöriger sich Luft machte, dafür war jetzt gründlich gesorgt. Tief gedemüthigt war die Aristokratie aus dem Kampfe des Emirates mit dem Renegatenthume, in welchem sie zwischen beiden zerdrückt worden war, hervorgegangen: es geschah ihr Recht, da sie in unpatriotischem Gebahren es verschmäht hatte, sich in diesem Kampfe die ebenso ausschlaggebende wie dankbare Rolle zu sichern, welche in einer ehrlichen Unterstützung der Dynastie bestanden hätte. Nun war es mit ihrem Einflusse vorbei: in Sevilla regierten königliche Beamte, in Elvira und Jaën waren die arabischen Lehensmänner zu einer bedeutungslosen Minderheit herabgesunken, und nur die Tudschibiden von Saragossa befanden sich noch in der festen Stellung, welche schon von der zwischen den christlichen Staaten ausgesetzten Lage dieser Provinz für ihre Statthalter gefordert und durch die werthvollen Dienste dieser Familie unter der früheren Regierung gerechtfertigt erschien. Immerhin gebot es die Klugheit, auch die Reste der eigenwilligen Aristokratie, die über 150 Jahre lang der omaijadischen Herrschaft getrotzt und nach den zerschmetterndsten Niederlagen immer von Neuem das Haupt erhoben hatte, in möglichster Abhängigkeit zu erhalten: so zog es Abderrachmán vor, seine hohen Offiziere und Statthalter aus den Reihen der Clienten seines Hauses oder anderen, ausschließlich von der Regierung abhängigen Kreisen zu wählen, den arabischen Adel, so weit es nur irgend ging, in den Hintergrund zu drängen. Den Vortheil daraus zogen großentheils die Muslime spanischer Abkunft. Der scharfblickende Fürst wußte, daß seit dem Ende

der andalusischen Empörung von den Renegaten nichts mehr zu fürchten war; sie hatten nach dem Rücktritt Ibn Hafßóns zum Christenthume zu üble Erfahrungen mit diesem ehemaligen Führer ihrer Partei gemacht und waren schließlich froh gewesen, als die Regierung sie gegen ihn wie gegen die Araber in Schutz nahm. In der That hat es nie wieder irgendwo auch nur die leiseste Bewegung im Sinne des großen Renegatenaufstandes gegeben; vielmehr geht die Classe der spanischen Muslime, so weit wir vermuthen können in allerkürzester Frist, vollkommen in die Menge derjenigen auf, welche ohne Unterschied der ursprünglichen Nationalität sich der Leitung der neugekräftigten Omaijadendynastie überlassen. Das aber ist es, was die Entwicklung jener wunderbaren arabisch-spanischen Cultur, deren rasche Blüte wir soeben sich entfalten sahen, auf ihre eigentliche Höhe und zum vollendeten Abschluß gebracht hat. Weil die Sprache dieser neuen Gesellschaft, der geschichtlichen Nothwendigkeit gemäß, die arabische gewesen ist, spricht man gemeinhin von „den Arabern in Spanien" und setzt sich dadurch der Gefahr des Mißverständnisses aus, als ob Alles, was in der muslimischen Zeit dort in jener Sprache geschrieben, oder auf dem Gebiete der Kunst geschaffen worden ist, von Arabern herrühre. Gewiß haben die Nachkommen der ersten Eroberer ihren reichlichen Antheil an der geistigen Arbeit und dem litterarischen Ruhme der spanischen Muslime gehabt, — ihr letzter großer, vielleicht überhaupt größter Schriftsteller z. B., der Historiker Ibn Chaldún, war reinarabischer Abstammung — aber mindestens ebensoviel davon ist Männern zuzusprechen, in deren Adern kein Tropfen arabischen Blutes floß: ich nenne hier nur den berühmten Theologen, Geschichtschreiber und Dichter Ibn Hasm. Es ist ein richtiges Mischvolk, welches aus der Verbindung der arabischen Eroberer (über die Berbern vgl. oben S. 431) und der spanischen Eingebornen hervorgeht und seit Abderrachmán zu einer wirklichen Einheit wird; von ihm als „Arabern" zu reden ist grade so falsch, wie die von den katholischen Spaniern auch zu uns gekommene Bezeichnung der Mauren, die natürlich nur auf das berberische Element wirklich paßt. Erklärt sich aus diesen Erwägungen leichter der von der gewöhnlichen orientalischen Schablone vielfach zu seinem Vortheil abweichende Charakter dieses Volkes, so darf man ihm deswegen doch keineswegs den Namen einer Nation absprechen. Wir übersehen bei der heutzutage gäng und gäben Ueberspannung des Nationalbegriffes zu häufig, daß es reine Nationen überhaupt kaum gibt. Sprache und Abkunft eines, insbesondere des namengebenden Theiles der Bevölkerung, an die man sich gewöhnlich hält, sind unsichere, ja irreleitende Kennzeichen. Mag aber eine richtige Bestimmung des Begriffes in der Theorie ihre großen Schwierigkeiten haben, das eine steht absolut fest: eine Nation ist, die sich als solche fühlt. Das haben die spanischen Muslime gethan: El-Ándalus „die Andalusier" (vgl. S. 434, Anm. 1) ist für den ganzen

Orient eine so feststehende Bezeichnung wie Türken oder Perser: und diese Nation, eine der leistungsfähigsten und geistig hervorragendsten des ganzen Mittelalters, geschaffen zu haben, ist das Verdienst Abderrachmáns III. Nach Allem dem war es keine leere Form, noch weniger eine eitle Prahlerei, wenn bald nach der Capitulation von Bobastro der Herrscher Spaniens den Titel des Chalifen annahm und den Befehl gab, in allen Moscheen des Landes nicht mehr für den Emir Abderrachmán, sondern für den Beherrscher der Gläubigen En-Náßir, den Retter (S. 497), zu beten (Ende 316 = Anf. 929). Zunächst war die Absicht dabei allerdings wohl hauptsächlich darauf gerichtet, dem Anspruche, welchen die Fatimiden Afrikas auf die Würde geistiger Oberhäupter des gesammten Islâms erhoben, eine in den Augen der Unterthanen möglichst klare und deutliche Zurückweisung zu Theil werden zu lassen: aber auch den tieferen Sinn darf man in dem Schritte finden und als begründet anerkennen, daß mehr nicht allein wie der ketzerische Fatimide, sondern auch wie der kümmerliche, von seinen eigenen Dienern und früheren Sklaven gemißhandelte und verachtete Abbaßide in Bagdad (I, 534 ff.) derjenige des höchsten Ranges unter den muslimischen Fürsten sich würdig erachten durfte, welcher seinen Unterthanen das größte äußere und innere Gedeihen, seinem Staate die höchste Achtung bei den fremden Nationen, kurz seinem Lande den ersten Platz unter den Reichen des Islâms zu verschaffen wußte. Eine formelle Berechtigung zur Annahme des Titels war für einen Abkömmling der alten Omaijadenchalifen von Damaskus unschwer zu finden: um so schneller und allgemeiner konnte die unter solchen Umständen keineswegs allzukühne Neuerung im Volke Anklang und Anerkennung finden. Kaum länger als das ihrer östlichen Vorfahren sollte das neue Chalifat der Omaijaden von Córdova dauern, aber, wenn an Umfang der Herrschaft und Gewaltigkeit der Eroberungen jenem älteren nachstehend, weit überlegen ist es demselben an segensreichem Wirken für das Wohl der ihm untergebenen Bevölkerung.

So groß aber die Vorzüge und Erfolge von Abderrachmáns innerer Politik auch sein mochten, eine Schattenseite konnte auch ihr nicht fehlen. Wer die in den letzten Jahren des Bürgerkrieges sich bereits abschwächenden, doch immer noch vorhandenen inneren Gegensätze ausgleichen wollte, mußte sie vor Allem erst beherrschen: das aber war, besonders im Hinblick auf die unausrottbare Neigung der arabischen Häuptlinge zur Unruhe und Eigenwilligkeit, nur durch eine starke, von den verschiedenen Parteien unabhängige Hausmacht zu erzielen, deren militärische Kraft groß genug war, um jeden Versuch einer neuen Erhebung für die übrigen kriegstüchtigen Elemente des Landes aussichtslos zu machen und damit gleichzeitig deren wirksame Verwendung im Dienste des Chalifen zu erleichtern. Es ist uns erinnerlich (S. 469), daß schon Abderrachmán I. und Hakam I. auf stete Vermehrung ihrer Leibwachen und Miethstruppen aus gewesen

waren. Abderrachmán III. folgte ihrem Beispiel und brachte die Zahl seiner Prätorianer bald auf eine sehr beträchtliche Höhe. Die erste Rolle unter denselben spielten die Slaven[1]), d. h. Gefangene, wie sie aus den Kriegen besonders im östlichen Europa zahlreich an die Muslime verkauft wurden (I, 611). Das Wort ist hier so wenig wie beim deutschen Sklav dahin zu verstehen, daß alle diese Gefangenen slavischer Nationalität gewesen wären; vielmehr hören wir, daß grade in dieser Zeit die, welche in Spanien Slaven genannt werden, zum großen Theile aus Galiziern, Franken, Langobarden und Süditaliänern bestanden. Man hatte indeß von früher her, wo die besonders von den Germanen nach dem Westen geschleppten Kriegsgefangenen in der That der Mehrzahl nach slavischer Abkunft gewesen waren, auch in Spanien die Bezeichnung „Sklaven" auf alle außerhalb gekauften Unfreien ausdehnen gelernt, und behielt sie nun auch bei, als sie ethnographisch immer weniger zutreffend wurde. Diese Slaven also in möglichst großer Zahl anzukaufen und im Dienste zu verwenden war Abderrachmáns bewußte Absicht; wir hören, daß sie schließlich zu Tausenden[2]) vorhanden waren und vor den Arabern und Berbern Spaniens nicht allein, sondern auch vor den afrikanischen und sonstigen Miethstruppen des Chalifen in jeder Weise bevorzugt wurden. Das ist begreiflich; diese Nordländer waren im Durchschnitt äußerst brauchbar im Kriege, viele aber daneben intelligent genug, um auch für besondere Vertrauensposten bei Hofe oder in der Regierung zu passen. Da sie häufig in frühster Jugend nach Spanien gelangten, war es leicht, sie vollkommen in Sprache, Religion und Sitte zu arabisiren, während sie andererseits, weil zu keiner der im Lande wurzelnden Richtungen und Parteien gehörig, obendrein von dem Willen und der Gunst des Fürsten in jeder Weise abhängig, die bedingungsloseste Ergebenheit für dessen Person versprachen. Man sieht, auch auf dem Boden des westlichen Islâms setzt die Regierungsform selbst eines wohlwollenden und aufgeklärten Despotismus sich nicht ohne die Stütze jener Prätorianer durch, welche, heißen sie Türken oder Mamluken oder Janitscharen oder Slaven, überall im Orient und wo es sonst orientalisch zugeht auf die Dauer ebenso nothwendig für die Herstellung eines geordneten Regiments wie verderblich für seinen längeren Bestand zu sein pflegen. Dem Abderrachmán waren sie unentbehrlich eben zur Niederhaltung des arabischen Elementes. Eine Bemerkung, welche der kluge Fürst einmal zu einem Gesandten Ottos des Großen[3]) über die Mängel des germanischen Lehnssystems gemacht hat, zeigt deutlich, wie klar er sich darüber war, daß er neue Selbständigkeit vornehmer Familien in den Provinzen

1) Ssakâlibe, wie sie die Araber nennen (mit k wie bei den Deutschen). 2) Nach verschiedenen Angaben zwischen 4000 und 13 000. 3) Johann von Görz, in dessen auf uns gekommener Biographie sich manche interessante und wichtige Notizen über die spanischen Zustände jener Zeit finden. Vgl. Dozy, Histoire, III, 58.

nicht aufkommen lassen durfte. Außerdem zog er, wie leider so häufig Männer von überlegener Herrschergabe, es vor, nicht allein möglichst viel selbst zu machen, möglichst wenig Anderen anzuvertrauen, sondern auch mehr von dienstwilligen und geschickten Vollstreckern empfangener Weisungen, als von selbständig denkenden oder gar handelnden Räthen umgeben zu sein. Auch er liebte die „Frictionen" nicht, und er hatte für seine Person das Recht dazu, weil seine Alles umfassende Thätigkeit und sein Nichts übersehender Scharfblick in der That keiner Ergänzung bedurfte. Man begreift, daß er die Leitung der Staatsangelegenheiten, seit 309 (921) sein vertrauter Minister Bedr gestorben war, immer mehr ausschließlich in die eigene Hand nahm, 320 (932) den Posten des Hâdschib (S. 499, Anm. 1) überhaupt einzog: aber es ist klar, daß an dieser Stelle wie unter ähnlichen Verhältnissen immer das Heil des Staates nicht allein mit der Tüchtigkeit des Herrschers — das ist es überall — unlöslich verbunden war, vielmehr ausschließlich von ihr abhing. Eine seltene Gunst des Schicksals hat diesem Fürsten, welcher den Namen des Großen mit ganz anderem Rechte beanspruchen könnte[1]), als der Perser Abbâs I. — der einzige Orientale neben dem versehentlich dazu gekommenen Herodes, welchem ein wunderlicher Zufall den höchsten Ehrentitel der Geschichte hat zuwenden mögen — einen seiner würdigen Nachfolger und dessen Sohne einen gewaltigen Minister gegeben: in dem Augenblicke aber, wo diese Reihe bedeutender Menschen abbricht, müssen das Fehlen dauerhafter staatlicher Institutionen und die nicht mehr gebändigte Willkür des Prätorianerthums den Fall des Chalifates, wenn auch noch nicht den Untergang der von ihm zu Leben und Gedeihen erweckten Gesellschaft herbeiführen. Schon Abderrachmân selbst, das wird uns klar werden, ist nicht immer den üblen Folgen dieser Seite des von ihm befolgten Systems entgangen, mochten er und die ihm folgenden beiden Oberhäupter des Staates auch vollkommen im Stande bleiben, die einmal geschaffene Lage zu beherrschen.

In jedem Falle bewährte sich die unleugbare Leistungsfähigkeit, welche den neuen Organisationen von Staat und Heer in den Händen eines thatkräftigen Fürsten eignete, wie in dem raschen Aufschwunge des Landes im Innern, so auch in den Erfolgen, welche Abderrachmân nach Außen hin errang, und in dem gesteigerten Ansehen, dessen er wie sein Reich sich dem entsprechend weit über den Umkreis der mohammedanischen Staaten hinaus erfreute. Die Grundzüge der äußeren Politik waren dem islamischen Spanien durch seine Lage von selbst vorgezeichnet. Sie konnte den christlichen Beherrschern von Leon, Navarra und Barcelona gegenüber, das war selbstverständlich, nie auf die Dauer eine friedliche sein. Mußte so die Nordgrenze den Schauplatz fortwährender Angriffs- oder Vertheidigungskriege darstellen, so bildete auf allen anderen Seiten der Halbinsel das Meer eine natürliche Schutzwehr, die mit Aus-

1) Vgl. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien, Berlin 1865, II, 186.

nahme einer einzigen Stelle jedem feindlichen Eingreifen einer fremden Macht unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte, sobald sie von einer ausreichenden Flotte bewacht war. Eine solche herstellen zu lassen, war schon während des Kampfes mit Ibn Hafßón und seinen Erben Abderrachmán beflissen gewesen; er konnte dabei nicht viel Schwierigkeiten finden, weil naturgemäß die Herren der Küstenstädte, wie Almería (Al-Maríja), Denia (Dánija), Valencia (Balenßija), im Besitze von Schiffen waren, die in dem Augenblicke, wo jene der Autorität der cordovanischen Regierung sich wieder beugen mußten, zu deren Verfügung standen. Schon die Bewältigung des andalusischen Aufstandes war dadurch erleichtert worden, daß von dieser Flotte die Verbindung zwischen der Südküste und Nordafrika unterbrochen und der Bezug von Zufuhr und Miethstruppen aus diesem Lande abgeschnitten wurde; auch ferner sollten ihre Dienste nicht ohne Bedeutung sein. Jedenfalls brauchte man, so lange nicht etwa die Normannen wiederkamen, wegen etwaiger Landungen der Franken nicht in Sorge zu sein, um so weniger, als grade im Anfang des vierten (zehnten) Jahrhunderts die Raubzüge der fatimidischen Piraten (I, 611 f.) den Christen Italiens und der Inseln schwere Sorge schufen. Freilich erwuchs andererseits grade aus dem Aufkommen dieser neuen Großmacht dem Chalifen — damals noch Emír — manches Bedenken. Wir entsinnen uns allerdings, daß naturgemäß die Politik der Fatimiden ihre Hauptziele im Orient fand (I, 606 f.); was indessen jetzt der historischen Betrachtung ohne große Mühe klar ist, war es für die Herrscher Spaniens vorläufig noch keineswegs. Zudem blieb es unter allen Umständen eine Gefahr, daß schon der eignen Sicherheit wegen diese neue Macht die Berbern nicht blos des Sáb, des alten Numidiens, sondern auch des eigentlichen Magrib bis an den atlantischen Ocean unter ihren Einfluß zu bringen suchen mußte: gelang das, so konnte immer der Appetit beim Essen kommen, und wie leicht es gegebenen Falles war, von Tanger (Tandscha) oder Ceuta (Ssebta) nach Algeciras (Gibraltar war längst von den Omaijaden befestigt und schon damals uneinnehmbar) überzusetzen, das konnte die bloße Existenz seiner eigenen Dynastie und des Islâms überhaupt nördlich von dem „Thore der Straße", wie bei den Arabern die Meerenge von Gibraltar heißt, den Abderrachmán lehren. Diese schwache Stelle der natürlichen Schutzwehr zu decken, mußten die Spanier, und sie müssen es auch heute, dafür sorgen, drüben einen Brückenkopf zu haben, zugleich aber um jeden Preis die Festsetzung einer irgendwie stärkeren Macht in der Nähe von Tanger und Ceuta zu verhindern. Wie also die spanische Regierung in der Gegenwart mit Recht, nur in etwas schwächlicher Weise, Ceuta und die übrigen Presidios an der afrikanischen Küste zu halten und dem Einfluß fremder Mächte auf Marokko entgegenzuarbeiten bemüht ist, so konnte vor 900 Jahren Abderrachmán nicht umhin, sich um die Zustände des Magrib auf das Genaueste zu kümmern; und wie heute die in Algier und Tunis heimisch gewordenen Franzosen das Bedürfniß fühlen, zur Sicherung dieser Länder bei günstiger Gelegenheit noch weiter nach dem

Westen überzugreifen, so lauerten damals in ebendenselben Provinzen die Fatimiden auf Verhältnisse, welche ihnen die Botmäßigkeit der schwer zu bändigenden magribinischen Berberkabylen allmählich gewinnen möchten. Der einzige Unterschied zwischen damals und jetzt ist, daß in den Berbern noch mehr urwüchsige Kraft steckte, daß Spanien eine Großmacht war und die Fatimiden bei ihrem Vorgehen keinerlei Rücksichten auf die anderen Mittelmeerstaaten zu nehmen brauchten; so trat hier bisweilen neben der Intrigue auch der Säbel in Thätigkeit. Es versteht sich aber von selbst, daß für die afrikanischen wie für die omaijadischen Chalifen der Besitz des Magrib als solcher keine Lebensfrage war, die Nebenbuhlerschaft um den maßgebenden Einfluß daselbst also den sonstigen politischen Zwecken untergeordnet und in ihren Aeußerungen von dem Kraftüberschuß abhängig blieb, über welchen jeder von beiden Staaten im Augenblick zu verfügen hatte. Wird Córdova von den christlichen Staaten des Nordens in Anspruch genommen, so tritt es in Afrika vorsichtiger auf; ist man in Machdija mit Berberaufständen oder ägyptischen Plänen beschäftigt, so bekommen die Spanier Oberwasser. Zu einem offenen Kampfe zwischen den beiden Großmächten selbst ist es dabei doch nur selten gediehen; das Ganze gleicht mehr einem Schachspiel, in welchem die idrißidischen Herren von Fez (I, 610) und die Berberhäuptlinge der Miknáßa, Sfanhádscha und Senáta (I, 613. 617. 621) die vorgeschobenen Figuren abgeben. Was deren gegenseitige Beziehungen und Streitigkeiten in Afrika, das stellten auf europäischem Boden die inneren und äußeren Verhältnisse der spanisch-christlichen Staaten für Abderrachmán dar: Voraussetzungen und Bedingungen zur Erreichung der eignen politischen Ziele. Herrschte in Leon, Navarra und Catalonien Einigkeit, so verstärkte sich der militärische Druck gegen die muslimischen Grenzen; rissen dort Zerwürfnisse und Bürgerkriege ein, so drangen die siegreichen Fahnen des Islâms voran, bis tief in den Norden hinein. Man sieht, es war ein bei aller Einfachheit der Grundlinien im Einzelnen höchst verwickeltes politisches System, in dessen Mittelpunkt die spanischen Chalifen standen: von der Grenze Aegyptens bis an den Ocean, von Galizien bis in die Gebiete des römischen Reiches deutscher Nation reichten die sich gegenseitig bedingenden und kreuzenden Interessen, deren Spiel es zu beherrschen galt. Während andalusische Sendlinge die Berberstämme Numidiens bearbeiteten und nach Möglichkeit gegen die Fatimiden aufhetzten, erreichten des Chalifen diplomatische Agenten auf der anderen Seite die Gestade des Rheins, ja der Elbe; und während gescheite fatimidische Spione unter der Maske von Kaufleuten oder Reisenden sich über die spanischen Verhältnisse unterrichteten, empfing man am Hofe von Córdova die Gesandtschaften der Könige von Deutschland und Frankreich, ja des byzantinischen Kaisers, der reiche Geschenke sandte, um eine Verbindung mit dem Chalifen gegen die gemeinschaftlichen fatimidischen Gegner (I, 612) anzubahnen. Es wäre ein interessantes Unternehmen, den Spuren dieser ausgedehnten diplomatischen Thätigkeit im Einzelnen einmal nachzugehen: doch erheischt die

Natur unserer Aufgabe, auf diese kurzen Andeutungen uns zu beschränken. Es ist Zeit, jetzt einen Blick auf die Ereignisse zu werfen, die auf dem bezeichneten Schauplatze während der ersten Hälfte des vierten (zehnten) Jahrhunderts sich abgespielt haben.

Seit der Niederlage von Zamora (oben S. 494) und Alfons' III. letztem Zuge in das toledanische Gebiet (s. ebd.) war an der Grenze zwischen dem Königreiche Leon und dem islamischen Gebiete einige Zeit nichts Wichtiges vorgefallen: ein Kriegszug des Königs Garcia, von welchem der spanische Chronist aus dem J. 910 (297) zu berichten weiß, scheint eine unbedeutende Razzia gewesen zu sein. Anders aber wurde es, als im J. 914 (301) Ordoño II. den Thron bestieg. Dieser kräftige und kriegerische Fürst begann sofort mit neuem Eifer den Kampf gegen die Ungläubigen: gleich im ersten Jahre seiner Regierung (302 = 914) brach er in das Gebiet der Berbern von Mérida ein, erstürmte die Veste Alhanje (El-Hanasch), tödtete die Männer und schleppte Weiber und Kinder gefangen fort, zugleich mit vielem Geld und Gut, mit welchem die erschreckten Einwohner von Badajoz sich von dem auch ihnen drohenden Angriffe losgekauft. Abderrachmán hätte es nicht nöthig gehabt, diesen Zug als gegen sich gerichtet anzusehen, weil die Bezirke von Estremadura noch in der Unbotmäßigkeit gegen seine Regierung verharrten; aber es entsprach dem großen Zuge seiner auf die Einigung aller spanischen Muslime gerichteten Politik, daß er die Pflicht der Vertheidigung des gesammten islamischen Bodens sofort in vollem Umfange auf sich nahm. So schickte er, 303 (915) durch die große Hungersnoth (oben S. 502) vom Handeln abgehalten, wenigstens im nächsten Jahre (304 = 916) seinen bewährten General Achmed Ibn Abi Abda mit einigen Truppen nach dem Norden, vorläufig durch einen Plünderungsversuch auf das christliche Gebiet Rache zu üben. Es wurde reiche Beute gemacht; als aber 305 (917) der genannte Feldherr zur Bestrafung eines Angriffes Ordoños auf Talavera (Talabíra) mit einem größeren Heere über den Tajo ging und die Festung San Estevan[1]) belagerte, erlitt er gegen die Christen eine schlimme Niederlage. Da er sich zur Flucht nicht bequemen mochte, fand er mit einer Anzahl gleich tapferer Männer den Heldentod, und auch von den Anderen, welche sich durch eiligen Rückzug hatten retten wollen, fiel eine große Zahl unter den Schwertern der Verfolger. Daß eine solche Scharte ausgewetzt werden mußte, verstand sich für Abderrachmán von selbst: es sofort zu thun, verhinderten ihn aber die afrikanischen Angelegenheiten. Eben hatten sich die von des Fatimiden Obeidallah Vasallen Maßála (I, 613) vertriebenen Herren von Nakúr, einer Stadt an der magribinischen Küste, um Hilfe an ihn gewandt. Die Fortschritte Maßálas schienen bedrohlich, ihn durch anderweitige Beschäftigung von weiterem Vordringen auf Ceuta abzuhalten unbedingt

1) Schent Estéban (oder Kaschter Mórosch d. h. Castro Moros), am oberen Duero.

nothwendig; so entschloß sich der Emir, welchem auch der Krieg in der Serrania noch erheblich zu schaffen machte, erst hier im Süden einzugreifen, bevor er die Leoneser seinen Arm fühlen ließ. Noch 305 (917/18) gelang es in der That, Nakúr für seine kleine Dynastie zurückzuerobern, und da sie an den Berbern des Rif[1]) einen genügenden Rückhalt fand, so kam sie jetzt in die Lage, sich für einige Zeit zu halten. Der nächste Zweck des Unternehmens war damit erreicht; man konnte sich wieder mit Leon beschäftigen. Auch war es dazu hohe Zeit: gegen Ende des Jahres 305 (Frühjahr 918) hatte Ordoño II. im Bunde mit Sancho, dem ersten Könige Navarras, den Sieg über Ibn Abi Abda verfolgend die Grenzgebiete von Najera (Nádschira) bis Tudela verheert, es bedurfte rascher Vergeltung, sollten die Bewohner der nördlichen Provinzen nicht an der Kraft der Regierung von Neuem irre werden. Der Tod des Ibn Hafßón hatte soeben, mochte der Krieg in der Serrania auch vorläufig noch fortdauern, jedenfalls die größte seiner Sorgen von dem Emir genommen: so vermochte er mit anderem Nachdruck als bisher im Norden aufzutreten. Sobald die Kunde von dem Einfall der Christen Córdova erreicht hatte, erhielt der Hádschib Bedr (oben S. 513), der erste Mann des Staates nach dem Herrscher selbst, den Befehl, an der Spitze eines beträchtlichen Heeres abzurücken: unterwegs noch durch die Garnisonen der Provinzen, soweit sie bereits sich dem Scepter Abderrachmáns unterworfen hatten, verstärkt langte es kaum einen Monat später auf christlichem Boden[2]) an. Die Ungläubigen erwarteten den Angriff auf den Bergen in der Nähe eines Ortes, der Mutonia genannt wird; trotz der Festigkeit ihrer Stellung wurden sie zweimal gründlich geschlagen — der Tod des Ibn Abi Abda war gerächt (306 = 918). Indeß fiel es Abderrachmán nicht ein, mit diesem Erfolge sich zu begnügen; im nächsten Jahre (307=919) freilich hatte er mit Ibn Hafßóns Sohne Dschá'afar zu schaffen (oben S. 503), aber 308 (920) machte er sich persönlich auf, die Leoneser mit einem energisch geführten Kriegszuge gegen den oberen Duero heimzusuchen. Der Erfolg war glänzend: nachdem er durch eine Finte sich in den Besitz der Festung Osma (Wáchschama) gesetzt, erschien er vor San Esteban (oben S. 516), dessen Garnison, durch das unerwartete Erscheinen des siegreichen Feindes erschreckt, sich in die Berge geflüchtet hatte: der starke Platz, welcher seiner Zeit Ibn Abi Abdas Belagerung kräftigen Widerstand geleistet, fand sich ebenfalls von den Christen geräumt und wurde geschleift, ebenso wie das benachbarte Clunia, eine der ältesten und berühmtesten Städte

1) Rif ist die arabische Bezeichnung einer fruchtbaren Niederung im Allgemeinen, in Nordafrika auf den schmalen Küstenstreif des Nordens zwischen Tetuan (Tetáwin) und der Mündung des Molújaflusses angewandt. Es ist das Terrain der in unserem Jahrhundert einmal berufenen Rif-Piraten (die also mit einem Riff nichts zu thun haben). 2) Die Richtung des Zuges ist unsicher, da man die Lage Mutonias, des Ortes der Schlacht, nicht kennt; vermuthlich war aber die Nachbarschaft der eben von den Christen ausgeraubten Bezirke das Ziel dieser Razzia.

des damaligen Spaniens. Ordoño ist, so scheint es, von dem Einbruche der Muslime vollständig überrascht gewesen; erst als sich Abderrachmán vom Duero seitwärts nach Tudela geschoben, dort Sanchos Navarresen ebenfalls von den islámischen Grenzen zurückzudrängen, sehen wir, nachdem die cordovanischen Truppen ohne Widerstand die Ebrolinie bis Calahorra[1]) eingenommen, den Fluß überschritten und Sanchos Heer geschlagen haben, den König von Leon zur Unterstützung seines Bundesgenossen herbeieilen. Während Abderrachmán in die Thäler Navarras immer tiefer eindrang, hielten die Christen sich auf den Höhen, bereit im geeigneten Augenblicke über die Gegner herzustürzen. Dem Abderrachmán — er war nicht weniger vorsichtig als tapfer — gefiel das Ding nicht; als er in dem etwas breiteren Thale zwischen Estella und Pamplona ankam, das wegen des Rohres, von welchem es zum großen Theile bedeckt ist, la Junquera heißt, befahl er Halt zu machen und ein Lager aufzuschlagen; und wirklich ließen die Feinde sich verleiten, ihre unangreifbaren Stellungen aufzugeben und in die Ebene herabzusteigen. Nun hatte er sie, wo er sie wollte; er trug einen entscheidenden Sieg über die Unbedachten davon, der ihm fast ganz Navarra in die Hände lieferte. Das Land wurde gründlich ausgeplündert, mehrere Festungen erobert und zerstört, die Vertheidiger getödtet, unermeßliche Beute davongeschleppt: so groß war die Masse des Raubes, daß man sich gezwungen fand, einen Theil davon zu verbrennen, weil man Alles fortzuschaffen nicht im Stande war. Glänzend aber, wie der Feldzug verlaufen, eine dauernde Verschiebung der Besitzverhältnisse hatte er trotzdem nicht zur Folge. Ordoño gab an Thatkraft und Ausdauer dem Omaijaden kaum etwas nach: schon 309 (921) unternahm er von Zamora aus eine Razzia weit in das muslimische Gebiet hinein, und 311 (923) eroberte er Najera zurück, während Sancho von Navarra Viguera (Bakíra) erstürmte und fast die ganze Besatzung, den Commandanten aus dem berühmten Geschlechte der Kaßí (S. 504) an der Spitze, über die Klinge springen ließ. Abderrachmán, welcher in dieser Zeit beschäftigt war, den Heerd des Aufstandes in der Serranía durch systematische Wegnahme eines Ortes nach dem andern immer mehr zu beschränken (oben S. 503), sah ein, daß noch gründlicher am Ebro durchgegriffen werden müsse: im folgenden Jahre (312 = 924) machte er sich abermals auf den Weg nach dem Norden. Eben hatte ihn das Schicksal von seinem würdigsten Gegner befreit: Ordoño war Anfang 924 (311) gestorben, sein Nachfolger Froïla II. begnügte sich, einige Truppen dem zunächst bedrohten Sancho zu Hilfe zu schicken, aber sie kamen zu spät, als daß Navarra dem Angriffe des Emirs mit Erfolg hätte begegnen können. Vergeblich suchte der König seine Hauptstadt zu decken, er ward zu wiederholten Malen geschlagen und konnte es nicht verhindern, daß Pamplona (Bambilúna) selbst den Ungläubigen in die Hände fiel. Die

1) Es ist das alte Calagurris; der Name hat also diesmal nichts mit dem arabischen Kal'a (S. 479 Anm.) zu thun.

Einwohner hatten die Stadt verlassen; Abderrachmáns Triumph, die Residenz eines seiner gefährlichsten Feinde in seiner Gewalt zu haben, war darum nicht geringer. Ein großer Theil der Häuser ward zerstört, ebenso zum größten Leidwesen der Christen die ihnen besonders heilige Kathedrale und eine von Sancho selbst auf einem benachbarten Hügel errichtete Kirche. Trotz der inzwischen eingetroffenen leonesischen Hilfstruppen gelang es den Navarresen nicht, die Schmach zu rächen: wiederholt zurückgeworfen, mußten sie das cordovanische Heer, welches auf dem Marsche noch Calahorra dem Boden gleich machte, im ungetrübten Vollbewußtsein des errungenen großen Sieges und mit der ganzen Beute abziehen lassen.

Es ist nicht meine Absicht, die mit seltenen Unterbrechungen durch die Jahrhunderte sich hinziehenden Kämpfe zwischen Muslimen und Christen so ausführlich weiter zu berichten, wie es im Obigen hat geschehen sollen, um die Leistungsfähigkeit des größten der mohammedanischen Herrscher Andalusiens in ein deutliches Licht zu setzen. Die historische Bedeutung dieser Kämpfe besteht nicht in den mehr oder weniger vorübergehenden Erfolgen, die je nach der verschiedenen Tüchtigkeit der muslimischen und christlichen Fürsten, nach dem Grade der Einmüthigkeit im einen oder anderen Lager, nach der Gunst der augenblicklichen Umstände dieser oder jener Seite zufallen: vielmehr in ihrer steten Fortdauer, welche, durch die Unvereinbarkeit des religiösen und politischen Gegensatzes bedingt, die Schärfe eben dieses Gegensatzes trotz mancher scheinbar widersprechenden Einzelerscheinungen in der Hauptsache nur immer steigert und den Gedanken an ein friedliches Beisammenleben der beiden Elemente innerhalb der Grenzen eines und desselben Landes gar nicht aufkommen läßt. Es ist ein Kampf, der schließlich nur mit Verdrängung des Christenthums oder des Islâms von dem Boden Spaniens enden kann, und so lange es noch einem Zweifel unterliegt, welcher von beiden Theilen diesem nothwendigen Ausgange zum Opfer fällt, haben die wechselseitigen Niederlagen und Siege nur die Bedeutung von Kraftproben, bei denen heute der Herrscher von Córdova, morgen einer der christlichen Könige seinem Lorbeerkranze ein frisches Reis hinzufügt, ohne daß sich die eigentlichen Verhältnisse zwischen den feindlichen Nachbarn ändern. Erst mehr als ein Jahrhundert später thun die Christen mit der Wiedereinnahme Toledos den ersten entscheidenden Schritt, welcher die Machtfrage dauernd zum Nachtheil der Muslime verschiebt. Bis dahin können wir es als selbstverständlich ansehen, daß man sich hier und dort an den Grenzen herumschlägt, ohne daß an dem Zuge derselben viel geändert wird: nur die wuchtigsten Schläge, die auf beiden Seiten fallen und für Augenblicke in der That das Gleichgewicht aufzuheben drohen, wird unter diesen Umständen zu verzeichnen am Platze sein. — Ein solcher drohte im J. 325 (937) auf Abderrachmáns Reich niederzufallen. Grade hatte seine Macht nach allen Seiten hin die größte Ausdehnung gewonnen. Die nach Ordoños II. Tode in Leon sieben Jahre lang einander ablösenden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege hatten ihm volle Muße ge-

lassen, ungestört den Krieg in der Serrania zu beendigen und dann hintereinander auch die sämmtlichen übrigen Provinzen der Reihe nach seiner Herrschaft unterzuordnen, andererseits den Einfluß Córdovas in Afrika durch Besetzung von Melilla (314 = 926) und Ceuta (im J. 319 = 931; vgl. I, 613) zu verstärken und durch Gewinnung der Berbern des Magrib die Fatimiden im Schach zu halten (I, 614); auch der Sieg Ramiros II. über seine Nebenbuhler (oben S. 505) hatte dem Chalifen, wie er seit 316 (929) hieß, vorläufig keine großen Verlegenheiten geschaffen, da Jener Toledo nicht hatte entsetzen können (S. 505) und gegenseitige Razzias in den Jahren 321. 322 (933. 934) ohne erhebliche Bedeutung blieben. Aber ein Bund, den Ramiro 325 (937) mit Garcia von Navarra, oder vielmehr seiner Mutter, der männlich gesinnten Tota, welche seit ihres Gatten Sancho Tode im Namen des Sohnes die Herrschaft führte, abgeschlossen, erhielt eine ungeahnte Furchtbarkeit durch die Unterstützung des mit beinahe königlicher Macht ausgerüsteten muslimischen Statthalters von Saragossa. Dort war nach dem Tode Ankars des Tudschibiden (312 = 924; vgl. S. 493) dessen Sohn Háschim, nach welchem man das Geschlecht auch wohl als die Benu Háschim bezeichnet, mit dem Oberbefehl in der Nordprovinz bekleidet worden, und ihm war 318 (930) wieder ein Sohn, Namens Mohammed, gefolgt. Wir wissen nicht, aus welchem Grunde — vielleicht, daß Abderrachmáns immer deutlicher hervortretende Bevorzugung seiner Slaven vor den Angehörigen der alten arabischen Familien den mächtigen Vasallen verstimmte und für seine eigene Stellung fürchten ließ — jedenfalls hatte er schon früher Verhandlungen mit Ramiro angeknüpft und dem Christenkönige seine Unterwerfung versprochen, wenn er ihm bei der Empörung gegen seinen augenblicklichen Oberherrn beistehen wolle. Nach einigen Zwischenfällen kam in dem genannten Jahre die Vereinigung der gesammten Nordstaaten gegen den Herren von Córdova zu Stande: Mohammed bekannte sich als Ramiros Lehensmann, der Widerstand einiger loyal gesinnter Unterbefehlshaber ward gebrochen, die Erfolge aller seiner fünfundzwanzigjährigen Anstrengungen schienen für Abderrachmán in Frage gestellt. Indeß, mit gewohnter Schnelligkeit erschien der Chalife selbst auf dem gefährdeten Boden, schuf sich durch die Erstürmung des in den Händen eines der Verwandten Mohammeds befindlichen Calatayud (S. 482) einen festen Stützpunkt, von dem aus er nach links und rechts vorgreifen konnte, und stritt mit solchem Nachdruck hier gegen Navarra, dort gegen Saragossa, daß beide Gegner das Feld nicht lange zu halten vermochten. Schießlich in seiner Hauptstadt belagert, sah Mohammed sich zur Capitulation gezwungen; da Abderrachmán es mit Recht für angezeigt hielt, dem Manne, dessen Familie schließlich im Norden seines Landes doch von allen die einflußreichste blieb, die Rückkehr zu seiner Pflicht zu ermöglichen, gewährte er ihm gegen das Versprechen künftiger Treue Verzeihung und bestätigte ihn von Neuem als Statthalter der oberen Grenze. Er hatte es nicht zu bereuen; für ein halbes Jahrhundert bewährten sich von da an die

Tudschibiden wieder als treue und tüchtige Vorposten gegen die christlichen Staaten. Während aber auf dieser Seite die Ordnung wiederhergestellt wurde, gab es neuen Grund zur Beunruhigung im fernen Westen. Zwei Mitglieder des Chalifenhauses selbst, Achmed und Omaija, Söhne des Isḥâk, welche Abderrachmân durch reiche Gnadenerweisungen weniger an seine Person gefesselt als mit übermäßigen Begriffen von der Wichtigkeit der ihrigen erfüllt hatte, mußten wegen anmaßenden und aufrührerischen Benehmens aus der Nähe des Herrschers entfernt werden. Achmed legte sich auf das Verschwörerhandwerk: er betrieb den, wenn augenblicklich scheinbar unsinnigen, doch keineswegs gefahrlosen Plan, Spanien an die Fatimiden zu verrathen, ward aber durch des Chalifen vortreffliche Polizei aufgehoben und als schi'itischer Ketzer hingerichtet; Omaija aber warf sich in Santarem als selbständiger Fürst auf, trat sofort mit Ramiro von Leon in Verbindung und unterstützte diesen bei den Angriffen, welche er gegen die benachbarten muslimischen Bezirke zu richten angefangen hatte. Als darauf die Garnison von Santarem sich wieder von ihm lossagte, floh er zu Ramiro selbst, dem seine Kenntniß des Landes wie aller Verhältnisse des Chalifates von großem Nutzen sein konnte: um so mehr war es für Abderrachmân angezeigt, neuen Unternehmungen der Leoneser in diesen Gegenden zuvorzukommen. Es sollte in der überwältigendsten Weise geschehen: ein Heer von einer Größe, wie es das muslimische Spanien noch nicht gesehen — wir vernehmen, es sei 100 000 Mann stark gewesen — ward auf die Beine gebracht; was der Omaijade von ihm erwartete, zeigte er, indem er den geplanten Feldzug von vorn herein als den „Feldzug der Uebermacht"[1]) benannte. Man weiß, daß eine Ueberhebung, der bei einem solchen Manne zu begegnen man sich erstaunt fühlt, selten gut thut; auch hier folgte die Strafe auf dem Fuße. Die fortdauernde Zurücksetzung der Araber zu Gunsten der Slaven hatte längst in weiten Kreisen des Heeres böses Blut gemacht; daß wieder einem solchen, und zwar einem Menschen niedrigster Herkunft, Namens Nedschda, die Leitung auch dieses großen Feldzuges, wenn auch unter dem Oberbefehle des Chalifen selbst, übertragen wurde, vollendete die allgemeine Mißstimmung. Schon früher hatten ja Slaven das Commando hie und da geführt, wie der Ḥâdschib Bedr: aber das war ein alter und verdienter Krieger gewesen, der bereits große Leistungen aufzuweisen gehabt hatte; hier aber war es auch noch ein Thor, ein Haselant und Schwachkopf — so schalt man entrüstet — welchem die höchsten Generäle und Offiziere von altem arabischen Adel gehorchen, ja in Ehrerbietung sich beugen sollten. Die Unzufriedenen beschlossen, dem allzu rücksichtslosen Herren zu zeigen, daß er von ihrem guten Willen immer noch nicht so ganz unabhängig sei, wie er zu glauben schien. Bei einer offenen Empörung hätte man sich allzuleicht die Finger verbrennen können; so beschlossen die Miß-

1) Das arabische Wort (kudra) bedeutet eine Kraftentwicklung, die ihres Erfolges sicher ist.

vergnügten, durch laue Haltung im Kampfe den Erfolg des Krieges zu vereiteln. Es war eine ähnlich perfide Speculation, wie diejenige der Gegner des letzten Gothenkönigs Roderich bei der Frontera (I, 426 f.), und verdientermaßen sollte sie ihren Urhebern ähnlichen Lohn bringen wie jenen. Abderrachmán hatte von dem Anschlage keine Ahnung, und als ihm, der mit seinen gewaltigen Massen östlich von Zamora über den Duero gegangen war, Ramiros von Tota mit ihren navarresischen Truppen verstärktes Heer im August 327 (939) bei Simancas (Schent Mákes) sich stellte, nahm er siegesgewiß die Schlacht an. Die arabischen Offiziere führten die getroffene Verabredung aus. Nach lahmer Gegenwehr wandten sie sich zum Rückzug, welchen der Chalife nicht aufzuhalten vermochte: aber die Christen, von dem Erfolge nur zu doppelter Anstrengung ermuthigt, drängten mit solcher Wucht nach, daß kurz darauf bei Alhandega (El-Chandak) die Muslime Halt zu machen genöthigt waren, um der Verfolger sich zu erwehren. Es war zu spät: der Muth der Truppen war einmal gebrochen, sie erlitten eine furchtbare Niederlage. Das Heer ward vollkommen zersprengt, Unzählige fielen unter den Schwertern der Sieger; der Tudschibide Mohammed, der bereitwillig seinem Lehnsherrn Zuzug geleistet, gerieth in die Hände der Feinde, Abderrachmán selbst wäre auf ein Haar getödtet oder ebenfalls gefangen genommen worden: als er endlich in Sicherheit war, fand er nicht mehr als 49 Mann um sich. Indeß, wie der Verlauf, sollten auch die Folgen dieses Kriegszuges, dessen Ruf bis an die fernsten Grenzen der Christenheit erscholl, alle Voraussicht Lügen strafen. Die Niederlage der Muslime, deren Razzias bis dahin die Freiheit seines Handelns beschränkt hatten, gab dem berühmten Grafen von Castilien, Fernando Gonzalez,[1]) die längst ersehnte Gelegenheit, unbekümmert um die nicht mehr durch Jener Angriffe gefährdete Südgrenze seiner Herrschaft sich gegen den ihm wie allen Castiliern verhaßten Lehnsherrn von Leon zu empören. Zwar behielt Ramiro in dem Bürgerkriege die Oberhand und nahm Fernando gefangen; aber der üble Wille der Castilier lähmte von da ab alle seine Unternehmungen, und auch nachdem er sich bequemt hatte, ihren abgöttisch verehrten Grafen ihnen zurückzugeben, wußte dieser es so einzurichten, daß sein Oberherr niemals auf die Kräfte des castilianischen Landes zählen konnte. So behielt Abderrachmán volle Muße, sich ein neues Heer zu schaffen und den üblen Eindruck, welchen die schwerste Niederlage seines Lebens hervorrufen mußte, zu verwischen. Schon ein Jahr nach derselben (328 = 940) konnten die beliebten Razzias auf das christliche Gebiet von Neuem beginnen; sie wurden um so erfolgreicher, als die Castilier kaum etwas thaten, auf ihrem eigenen Boden die Fortschritte der Muslime zu hindern: der Haß gegen die Leoneser überwog selbst den Abscheu gegen die „Hagarener".[2]) Abder-

1) Ueber das Nähere der Beziehungen zwischen den christlichen Staaten, ihre inneren Verhältnisse, Bürgerkriege u. s. w. wird der zweite Band der als Theil dieser Sammlung erscheinenden Staatengeschichte von H. Prutz zu vergleichen sein. 2) D. h. die Araber als Nachkommen Ismaels, des Sohnes der Hagar.

rachmáns Truppen — er selbst vertraute seine Person nie wieder einem seiner Heere an — plünderten fleißig die „mittlere" und „untere" Grenze (S. 471 Anm. 2); 335 (946/7) ward Medina Celi (Medinat Ssálim „die Stadt Ssálim's") neu befestigt und zum Hauptbollwerk des muslimischen Gebietes gegen Castilien ausgebaut. Der glänzende Sieg, welchen Ramiro kurz vor dem Ende seines Lebens (339 = 950) bei Talavera noch einmal über das Heer von Córdova davontrug, brachte wieder keine Frucht, denn kurz darauf (Januar 951 = 339) starb der König, und nun entbrannte zwischen seinen Söhnen Ordoño und Sancho ein erbitterter Thronstreit, in welchen sich Fernando von Castilien und Tota von Navarra einmischten; das ganze christliche Spanien war in sich entzweit. Selten nur erlitten unter solchen Umständen die fast jährlich auf allen Seiten plündernd eindringenden Muslime eine Schlappe, und als Ordoño III. endlich seine Ansprüche durchgesetzt hatte, fand er sich doch genöthigt, dem Chalifen einen vortheilhaften Frieden anzubieten (344 = 955). Er kam zum Abschluß: Abderrachmán war nicht übermäßig anspruchsvoll, denn eben hielt es für nothwendig, sich einmal wieder etwas mehr den afrikanischen Angelegenheiten zu widmen.

Wie der indirecte Krieg, welchen im Magrib Fatimiden und Omaijaden durch ihre beiderseitigen Anhänger unter den Berbern gegeneinander führten, in ununterbrochnem Wechsel die Oberhoheit über Westafrika von diesen auf jene und wieder umgekehrt übergehen ließ, ist an einer anderen Stelle dieses Werkes (I, 614—618) genügend ausgeführt. Viel kam für beide Theile nicht dabei heraus: thatsächlich stellten diese Kämpfe nichts dar als eine Fortsetzung der seit Alters üblichen Balgereien zwischen großen und kleinen Berberstämmen, von denen jeder mit Versicherungen treuer Ergebenheit sofort bei der Hand war, wenn es galt eine baare Unterstützung von den Omaijaden oder einen guten Posten bei den Fatimiden zu ergattern, aber nur, um bei der ersten Gelegenheit, wo er sich davon einen Vortheil versprach, wieder die Farbe zu wechseln, inzwischen aber die eigne Unabhängigkeit eifersüchtig gegen jeden ernstlichen Eingriff der sogenannten Lehnsherren zu wahren. Während so das Magrib dem Namen nach bald fatimidisch, bald omaijadisch war, blieb es in Wirklichkeit stets mehr oder weniger selbständig, wenngleich es ab und zu einem besonders mächtigen und einflußreichen Häuptling gelingen mochte, eine Reihe von Jahren hindurch als „Statthalter" einer von beiden Dynastien eine mit gewissen Beschränkungen von den übrigen Stämmen anerkannte Herrschaft auszuüben. In der Hauptsache konnte also die Politik der Omaijaden nur dahin gehen, durch Aufhetzung der Berbern den Fatimiden möglichst viele Schwierigkeiten zu bereiten, während die Fatimiden sich damit begnügten, ab und zu durch einen kräftig durchgeführten Feldzug die Kabylen in Respect zu erhalten und ihren Bundesgenossen unter denselben einen wirksamen Rückhalt zu gewähren, damit sie nicht fortwährend ihre westliche Flanke bedroht sahen. Unter solchen Verhältnissen war es für Abderrachmán ein unberechenbarer Vortheil gewesen, als der Aufstand der Aurás-Berbern unter

Abu Jesid (I, 615) die Herrschaft der afrikanischen Chalifen an den Rand des Verderbens brachte: wir erinnern uns (I, 617), wie ein omaijadisches Heer unter Ibn Tomlos um diese Zeit (333 = 945) von dem Brückenkopfe Ceuta aus in die Vorgänge eingriff und für einen Augenblick einen großen Theil des Landes der omaijadischen Lehnsherrlichkeit gewann. Mit dem Augenblicke indeß, wo der Fatimide Manßúr in dem Verzweiflungskampfe mit den berberischen Empörern die Oberhand behielt, gingen nicht allein die gewonnenen Erfolge dem Abderrachmán zum größten Theile wieder verloren (I, 617), mehr noch, der alte Gegensatz der beiden Reiche mußte sich mit verdoppelter Schärfe von Neuem geltend machen. Die Fatimiden konnten es dem Herrn von Andalusien niemals vergeben, daß er hatte helfen wollen, ihnen den Todesstoß beizubringen, und für den Omaijaden war die frisch gekräftigte Macht des Nebenbuhlers eine gefährlichere Drohung denn je. Wenige Jahre später, als in Machdija Mo'ís den Thron bestiegen hatte (I, 617), schien ein gewaltsamer Bruch unvermeidlich. Sich über die geargwöhnten feindlichen Absichten des Gegners Gewißheit zu verschaffen, ließ Abderrachmán im J. 344 (955) durch einen seiner Kreuzer ein sicilisches Schiff kapern, auf welchem Documente von Wichtigkeit vermuthet wurden (I, 618). Damit war der offene Krieg unvermeidlich geworden: während auf den Befehl des Mo'ís eine sicilische Flotte Almería plünderte, ward auf allen Kanzeln Spaniens die schi'itische Bande der Fatimidenketzer feierlich verflucht, gleichzeitig aber eine Expedition nach dem eigentlichen Mittelpunkte ihrer Herrschaft, der heutigen Regentschaft Tunis, ins Werk gesetzt; der Káïd[1]) Gálib, ein Client Abderrachmáns, zugleich einer der angesehensten Offiziere des Heeres, erhielt das Commando über die Flotte. Zunächst freilich gelang es ihm bei der Wachsamkeit der feindlichen Truppen nicht, eine Landung zu bewerkstelligen, aber im folgenden Jahre (345 = 956) war er glücklicher: die ganze Küste von Sfúßa im Osten bis Tabarka im Norden Mittelafrikas, insbesondere die Umgegend der genannten Orte und das Letzterem nahegelegene Merßa' l-charaf („Muschelhafen") wurden ausgeplündert, Merßa selbst in Brand gesteckt.[2]) Das sollte indeß nur das Vorspiel größerer

1) Káïd. wörtlich „Leiter", ist der gewöhnliche Ausdruck der spanischen Araber für General oder Admiral — eine Trennung zwischen Mannschaften des Landheeres und der Flotte besteht nur in den unteren Graden; die commandirenden Offiziere werden ohne Unterschied zu Lande und zur See verwandt. 2) Ich weiche hier, wenngleich nicht ohne große Bedenken, von Dozy ab. Er hat 1) Histoire III, 77 eine wenig erfolgreiche Landung Gálibs im J. 955 (344), 2) ebd. 87 die Plünderung von Sfúßa, Merßa'l-charaf und Tabarka durch Achmed Ibn Jí'ala im J. 958 (347). Wenn er nun dazu als Quellen citirt 1) wie es scheint (das Citat bezieht sich zunächst nur auf den ersten Passus des Absatzes, es steht aber kein anderes da) „Ibn Adhârî, t. II, 237", und 2) „Ibn-Khaldoun, *Histoire des Berbers*, t. II, p. 542 de la traduction; cf. Ibn-Adhârî, t. II, p. 238", so ist zu bemerken, daß im Ibn Chaldún ausdrücklich steht „En-Nacer, le souverain espagnol, confia aussitôt [d. h. 344] à son affranchi Ghaleb le commandement d'une flotte et l'envoya sur les côtes de l'Ifrîkïa. N'y pouvant effectuer un débarquement à cause de la

Ereigniſſe bilden. Mit aller Macht wurden neue, umfangreiche Rüſtungen in Angriff genommen: da trat ein unerwartetes Ereigniß ein, welches einmal wieder alle Berechnungen über den Haufen warf — Ordoño III. ſtarb Ende 345 oder Anfang 346 (Frühjahr 957), und ſein Sohn Sancho I., der ihm folgte, weigerte ſich, gewiſſe Clauſeln des mit ſeinem Vater geſchloſſenen Friedensvertrages auszuführen. Es wurde nöthig, die geſammelten Truppen unter Achmed Ibn Ji'ala[1]) ſofort zu einem Kriegszuge nach Leon zu verwenden, der einen großen Sieg über die Chriſten, gleichzeitig aber den Uebelſtand einbrachte, daß der Fatimidenchalife Zeit erhielt, einen großen Schlag nach dem Magrib auszuführen. Im J. 347 (958) trat ſein Feldherr Dſchauher mit ſtarken Streitkräften im Weſten auf; während er in dieſem und dem folgenden Jahre (348 = 959) das Land bis in die Nähe von Tanger und Ceuta dem Mo'iſ unterwarf (I, 618), konnten Abderrachmáns Káïden Achmed, Bedr der Jüngere u. A. nur die Küſte von Tlemßen und Scherſchél (Schirschál) abſtreifen und Ceuta gegen einen etwaigen Angriff Dſchauhers, der indeß nicht erfolgte, ſicher ſtellen. Das fortdauernd geſtörte Verhältniß zu Leon erforderte eben immer die größte Aufmerkſamkeit, und ſchon Anfang 347 (958) traten dort neue Verwicklungen ein, welche bald Aufmerkſamkeit und Mittel des Chalifen vollkommen in Anſpruch nahmen. Sancho wurde von den unzufriedenen Großen ſeines Reiches, Fernando von Caſtilien wieder voran, der Herrſchaft entſetzt, ſein Bruder Ordoño IV.

---

réſistance que lui opposèrent les troupes d'El-Moëzz, Ghaleb remit à la voile; mais, étant revenu dans les mêmes parages l'année suivante [d. h. alſo 345] avec une flotte de soixante-dix navires, il incendia Mersa'-l-Kharez, dévasta les environs de Souça et ravagea le territoire de Tabarca." (Aehnlich auch in der Geſchichte der Fatimiden, IV, 46 der ed. Bulak.) Das iſt genau der Zug, den Ibn Adhâri II, 237 mit den Worten erwähnt „und im Jahre 345 plünderte Gálib, der Flottencommandant des Náßir, den afrikaniſchen Küſtenſtreif des Gebietes des Schi'iten". Unter dem J. 347 aber hat der ebenfalls zu 2) citirte Ibn Adhâri II, 238 nichts als einen ausführlichen Bericht über die Vorgänge, welche ſich in Córdova ereigneten, als auf den am 1. Moharram ertheilten Befehl des Chalifen der Káïd Achmed Ibn Ji'ala am 8. des Monats die Hauptſtadt verließ; nachher heißt es bloß: „und im Dſchumáda II deſſelben [Jahres, Aug.-Sept. 958] kam ein Bericht des Flottencommandanten A. J. J. aus der Stadt Aslân (ſ. Dozy, Corrections sur les textes du Bayán etc., Leiden 1883, S. 58), Bezirk Tlemßen, an, welcher meldete" u. ſ. w. [folgt ein Bericht über den Feldzug des Dſchauher, vgl. hier I, 618]. — Bei jedem anderen Autor würde ich an eine Verwechslung der nach Sſúßa gerichteten Expedition Gálibs mit der zur Deckung der omaijadiſchen Küſtenbeſitzungen gegen Dſchauher an die Küſte von Tlemßen unternommenen des Achmed glauben; aber Dozy gegenüber wage ich das kaum, ſo lange die Möglichkeit vorliegt, daß andere, von ihm zufällig nicht citirte Quellen ihm ausreichenden Grund gegeben haben könnten, den Ibn Chaldún einer Verwechslung ſchuldig zu halten. Freilich bliebe immer die Differenz von 344 bei Dozy und 345 bei Ibn Adhâri zu 1). Ich hielt es für nothwendig, meinen Zweifel wenigſtens ausführlich zu motiviren, und mich im Texte hier wie I, 618 an die citirten Quellen zu halten (wie auch Fournel, les Berbers, II, 316 gethan hat), ohne indeß ein endgiltiges Urtheil mir zu geſtatten.

1) í kurz zu ſprechen.

(mit dem gewinnenden und verdienten Beinamen El-Malo „der Bösartige") als König ausgerufen. Es war selbstverständlich, daß hier der Weizen der Muslime wieder zum Blühen kam; aber wie groß der Triumph sein sollte, welchen das Glück dem Chalifen als Krönung seiner Lebensarbeit vorbehielt, mochte weder er selbst, noch sonst Jemand in ganz Spanien damals ahnen. Sancho hatte sich nach Pamplona gerettet; die greise Tota, die trotz ihres Alters Navarra immer noch mit gewohnter männlicher Energie regierte, war seine Großmutter, von der Hilfe gegen das ihm zugefügte Unrecht zu heischen nahe lag. Sie war mehr als bereit dazu, weil die Schmach des Enkels ihr stolzes Herz empörte; aber die geringe Macht ihres Landes fiel dem großen Leon-Castilien gegenüber allzuleicht in die Wagschale. Sie entschloß sich, den Abderrachmán um Hilfe zu bitten. Die ganze Unversöhnlichkeit des Gegensatzes zwischen Christen und Muslimen hatte ja seit Anfang der arabischen Eroberung vorübergehende Bündnisse zwischen beiden zur Bekämpfung eines gemeinsamen Gegners nicht ausgeschlossen, die Vereinigung des Berbern Munúsa mit Eudo von Aquitanien (I, 432) für ähnliche Abmachungen oft genug das Beispiel gegeben, bis auf Mohammeds des Tudschibiden Einverständniß mit Ramiro II. herunter — wenn die Königin Tota sich entschloß bei dem „Ismaeliten" Unterstützung zu suchen, die Christin hatte schwerlich viel dagegen einzuwenden. Das verhängnißvolle Wagniß geschah: navarresische Gesandte erschienen in Córdova, den Chalifen um Truppen zu suchen, welche dem Sancho sein Reich wiedergewännen, und gleichzeitig um einen Arzt, welcher seine erschütterte Gesundheit herstellen sollte. Die Verbindung dieser Begehren darf uns nicht in Erstaunen setzen: längst wußte man in den Christenländern, wo von Wissenschaft und Kunst in jenen Zeiten wenig die Rede war, daß unter Spaniens Juden und Heiden, vermuthlich einer besonderen Tücke des Bösen zufolge, zahlreiche weise Männer sich fanden, geschickt die Ursachen jeglicher Sucht zu ergründen und Heilmittel für die meisten zusammenzustellen. Dem Abderrachmán paßte das ausgezeichnet: natürlich war er höchlichst geneigt, mit einem seiner Erbfeinde im Bunde den andern zu demüthigen; gleichzeitig aber faßte er den Plan, diese Gelegenheit noch zu einer ganz besonderen Erhöhung seines Ansehens zu benutzen. Er schickte also nach Pamplona einen der merkwürdigsten Leute seines Reiches, den Juden Chisdai Ben Schaprút, der gleichzeitig sein Finanzminister, Arzt und Vertrauter war, obenein aber einer der schlausten Diplomaten, welche es unter Christen, Juden oder Muslimen damals gab. Schon bei dem Abschlusse des Friedens mit Ordoño III. hatte er mitgewirkt; jetzt bekam er die bei weitem schwierigere Aufgabe gestellt, den Sancho zu festen Versprechungen über die Abtretung einiger Landbezirke im Falle seiner Wiedereinsetzung in die Herrschaft, die Tota aber zu dem nie dagewesenen Schritte zu bewegen, daß sie mit großem Gefolge sich auf den Weg nach Córdova machte, dem Chalifen selbst ihr Begehren, dessen Erfüllung sicher sei, vorzutragen. Wenn man bedenkt, daß bei Alhandega (S. 522) die Königin

von Navarra ihre Truppen in Person gegen Abderrachmán in den Kampf geführt hatte, so begreift man gleichzeitig den Beweggrund und die Stärke des Ansinnens; weniger, auf welche Art es dem klugen israelitischen Arzte gelang, ihr die bittere Pille insoweit zu verzuckern, daß sie endlich sich entschloß, sie hinunterzuwürgen. Aber er brachte es fertig, mit derselben Gewandtheit, mit der es ihm glückte, Sancho im Laufe der Kur, die er mit ihm vornahm, zu einem Vertrage zu bewegen, welcher dem Chalifen, wenn er ihm den Thron zurückeroberte, den Besitz von zehn seiner Festungen zugestand. Die politische Nothwendigkeit wird schließlich bei Tota, wie bei Sancho den Ausschlag gegeben haben: in Begleitung ihres Hofstaates, neben dem Enkel auch den Sohn, den Schattenkönig Garcia neben sich, betrat die stolze Königin die Sachra, den glanzvollen Palast des saracenischen Fürsten, der seinem Volke das Schauspiel gab, die Könige der Ungläubigen als Hilfesuchende vor dem Stellverteter des Propheten gedemüthigt zu sehen. Es war doch wohl etwas mehr, als die bloße Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit, was er dabei suchte: wie mußte bei den Unterthanen das Ansehen eines Herrscherhauses steigen, von dessen gewaltiger Macht so augenfällige Beweise vorgelegt wurden! — Natürlich war Abderrachmán die Liebenswürdigkeit selber; ein starkes muslimisches Heer ward zu Sanchos Verfügung gestellt, 348 (959) fiel der größte Theil des Königreiches Leon, 349 (960) die Hauptstadt selbst in seine Hände, und in demselben Jahre gerieth Fernando von Castilien in die Gefangenschaft Garcias, welcher dem Uebereinkommen gemäß von der andern Seite her in das Land eingedrungen war. Ordoño IV. fand mit Mühe eine Zuflucht in Burgos, Sancho bestieg zum zweiten Male den Thron, als Geschöpf des Chalifen von Córdova.

Beneidenswerth fürwahr in den Augen der Menschen ist das Loos Abderrachmáns En-Náßir gewesen, denn es versagte ihm auch das Höchste nicht: den Tod im Augenblicke des größten Erfolges, den er in seinem ganzen Leben davongetragen. Er starb im Alter von 70 Jahren an den Folgen einer Erkältung den 2. Ramadán 350 (16. [15.] October 961) im Vollbesitze des Glückes und der Macht, die sein eignes Verdienst ihm geschaffen. „Es wird erzählt," so berichtet ein arabischer Schriftsteller,[1]) „daß man im Nachlasse des Náßir von seiner Hand aufgezeichnet fand die Tage der Freude, welche ihm von jeglicher Trübung freigeblieben waren, nach Tag, Monat und Jahr, hintereinander angegeben. Man zählte diese Tage, da waren ihrer vierzehn! Erschrick, o Verständiger, über das Diesseits, wie es so gar nie Ungetrübtes bietet und so geizig ist gegen seine Kinder mit Fülle der Befriedigung! Da ist der Chalife En-Náßir, der geschworne Genosse des Glückes, der sprichwörtlich gewesen für Emporsteigen und Erreichen des Höchsten im Diesseits — fünfzig Jahre[2]), sechs Monate und drei Tage hat er die Herr-

1) Makkari I, 245 unten. 2) Mondjahre natürlich, deren er 73 gelebt und 50 regiert hat.

schaft in Händen gehabt, und nicht mehr als vierzehn Tage sind ihm ungetrübt dahingegangen! Preis dem, dessen Stärke beständig ist, und seine Herrschaft für und für! Es ist kein Gott außer Er!" — Wahr, mein wackrer Muslim, und durch eines andern großen Mannes Erfahrung beinahe neunhundert Jahre später von Neuem bestätigt. Aber zwischen ungetrübtem Glück und dem Unglück liegt so manche Stufe, auf der es sich leidlich ausharren läßt, und der „Retter" hatte dafür gesorgt, daß seine Nachfolger noch ihrer viele herabsteigen konnten, bis sie im wirklichen Elend angelangt waren. Der Nächste freilich dachte sich auf der vollen Höhe zu behaupten, und er hatte das Zeug dazu. Abderrachmáns Sohn El-Hakam II., mit seinem Chalifennamen El-Mustanßir billáh, „der seine Hilfe bei Allah sucht", war bei seiner Thronbesteigung 46 Jahre alt. Ein verständiger und vielfach begabter Mann, hatte er längst an den Staatsgeschäften auf den Wunsch seines Vaters theilgenommen und sich die politischen Grundsätze desselben angeeignet; so trat er mit gereifter Erfahrung in die Herrschaft ein und hat sie 15 Jahre hindurch (350—366 = 961—976) mit Einsicht und Festigkeit ausgeübt. Da er für friedliebend galt — in der That entsprach seinem Wesen mehr das Erhalten als das Erobern — so erschien es den christlichen Fürsten des Nordens nicht erforderlich, die Versprechungen zu halten, welche sie Abderrachmán gegeben hatten: Sancho behielt seine Festungen, und anstatt Fernando von Castilien nach Córdova zu senden, wie der Chalife ihn ersucht hatte, setzte Garcia den wichtigen Gefangenen in Freiheit unter der Bedingung, daß er Ordoño IV. fallen ließ. Indeß nun die Castilier begannen, Einfälle in das muslimische Gebiet zu machen, floh Ordoño jetzt seinerseits nach Córdova, in schmachvoller Selbsterniedrigung sich dem neuen Herrscher zu Füßen zu werfen. Widerwärtig wie der Mensch war, ließ er sich gebrauchen: Hakam sagte ihm die Unterstützung seiner Ansprüche zu und rüstete zum Kriege. Sancho, welcher den Thron schon wieder unter sich wackeln fühlte, wurde kleinlaut und erklärte sich neuerdings bereit, seinen Verpflichtungen nachzukommen; als aber Ordoño bald nachher starb (351 = 962), und der Chalife nun keinen weiteren Bewerber um die Krone von Leon unter der Hand hatte, fand jener sogleich sein Bischen Muth wieder und begann von Neuem schwerhörig zu werden. Jetzt aber zeigte Hakam, daß seine Friedensliebe mit gutmüthiger Schwäche nichts zu thun hatte: 352 (963) zog er selbst zu Felde und seine Generäle Gálib und Jachja, der Sohn des 329 (941) aus seiner Gefangenschaft (S. 522) erlösten Tudschibiden Mohammed, schlugen die Navarresen und Castilier mehrfach so gründlich, daß ein paar Jahre später (355 = 966) die Christen allerorten um Frieden baten. Hakam bewilligte ihn, und mit Ausnahme der castilischen Grenze, wo erst mit dem 359 (970) erfolgten Tode Fernandos endgiltig Ruhe eintrat, erwies er sich dauerhaft: der Chalife war in der That da gerne für den Frieden, wo er ihn mit Ehren halten konnte, in Leon aber trat nach der bald nachher (Ende 966 = 355/6) durch einen treuen Lehnsmann bewirkten Vergiftung Sanchos eine neue Periode

inneren Verfalles ein, welcher, durch Verwüstungen normannisch-dänischer Seeräuber in Galizien (357—360 = 968—971) erschwert, das Reich vollkommen lahm legte. Freilich hatten schon 355 (966) auch die Muslime durch ähnliche Angriffe der Wikinger bei Lissabon und Silves zu leiden gehabt; indeß war den lästigen Fremdlingen die Ueberlegenheit von Hakams Flotte bald hinreichend klar geworden, um sie die weniger gut vertheidigte Küste des christlichen Nordens für die weitere Ausübung ihres menschenfreundlichen Berufes vorziehen zu lassen. Da nun auch die Ereignisse in Afrika, der zweite Feldzug Dschauhers, die Reibungen mit dem Siriden Boluggin und den Idrißiden (s. I, 618, 621f.) mit der Letzteren Gefangennahme und Ueberführung nach Córdova durch Gálib schon 363 (974) ein für den Chalifen günstiges Ende nahmen, so kann man sagen, daß den größten Theil seiner Regierungszeit hindurch eine fast ungestörte Ruhe dem mohammedanischen Spanien zur Entfaltung seiner besten Kräfte auf dem Gebiet der Künste des Friedens freien Spielraum ließ. Hakam war ganz der Mann dazu, eine solche Gunst der Verhältnisse auszunutzen.

Von jeher hat es im muslimischen Orient für selbstverständlich gegolten, daß unter den Tugenden eines Fürsten die Liebe zur Kunst, vor Allem zur Poesie, und die freigebige Förderung ihrer Vertreter nicht fehlen dürfe. Selbst Türken und Mongolen, sobald die Berührung mit der arabisch-persischen Civilisation auch nur die oberste Kruste der Barbarei von ihnen gewaschen, beginnen sofort, wenn auch zunächst nur der lieben Eitelkeit wegen, sich von beflissenen Hofpoeten in künstlichen Versen ansingen zu lassen, welchen es von ihrem Verdienste nichts nimmt, wenn Adressat sie gelegentlich nur halb oder auch gar nicht versteht. Wie aber dem Araber seine eigenthümliche nationale Poesie mit ihrem herben Reize die unentbehrliche, weil einzige ideale Begleiterin auf jedem Schritte des Lebens fast von der Wiege bis zum Grabe darstellt, ist uns gleich an der Schwelle unseres Eintrittes in den Orient (I, 37 ff.) deutlich geworden: und Araber sind bis in das innerste Mark ihres Wesens hinein die Omaijaden, die spanischen nicht weniger als die von Damaskus, sind die Jemeniten und Keißiten, deren Kämpfe bei aller Verderblichkeit doch das eigentliche Heldenzeitalter der Muslime im Westen darstellen. So versteht es sich ganz von selbst, daß an dem Hofe eines Abderrachmán der Dichter mit dem König geht, wie an dem eines Jesíd oder Walíd; und nicht minder versteht es sich von selbst, daß nicht bloß mit der Schärfe des Schwertes, sondern auch mit dem Pfeile des Liedes die Schlachten zwischen den Häuptlingen und Stämmen geschlagen werden. Kaum würde man es daneben für glaublich halten, daß Männer, wie der grimmige Abderrachmán I. oder Abdelmélik Ibn Omar, der Brutus unter den Omaijaden (S. 430), einer fast sentimentalen Stimmung fähig waren, wie sie das berühmte Gedicht an die Palme zum Ausdruck bringt. Abderrachmán, so wird überliefert,[1]) ließ

1) Vgl. A. Fr. von Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Berlin 1865, I, 46; R. Gosche, Die Alhambra und der Untergang der Araber

neben seinen anderen Bauten (S. 457) in der Nähe von Córdova sich ein Landhaus errichten, das ihn an einen Sommerpalast der Omaijaden bei Damaskus erinnern sollte, und dessen Garten daher vor Allem mit Pflanzen geschmückt wurde, wie sie in dem heimathlichen Syrien zu gedeihen pflegten. Unter diesen fand sich auch eine Dattelpalme, und an sie, von welcher alle übrigen, bis auf den heutigen Tag an der sonnigen Südküste weiter gedeihenden Palmen Andalusiens abstammen sollen, richtete er[1]) die folgenden Verse:

Du, o Palme, bist ein Fremdling
So wie ich in diesem Lande,
Bist ein Fremdling hier im Westen
Fern von deiner Heimath Strande.
Weine drum! Allein die stumme,
Wie vermöchte sie zu weinen?
Nein, sie weiß von keinem Grame,
Keinem Kummer gleich dem meinen.
Aber könnte sie empfinden,
O sie würde sich mit Thränen
Nach des Ostens Palmenhainen
Und des Euphrat Wellen sehnen.
Nicht gedenkt sie des, und ich auch,
Fast vergaß ich meiner Lieben,
Seit mein Haß auf Abbas' Söhne
Aus der Heimath mich getrieben.

Selten genug freilich blieb unter den unaufhörlichen Fehden, welche die ersten beiden Jahrhunderte der muslimischen Herrschaft erfüllten, Raum für solche feineren Regungen des Gemüthes — wie bei den alten Beduinen der Wüste sind ununterbrochener Kampf, neben ihm fast allein noch die nie und nirgends zu verbannende Leidenschaft der Liebe, wie beinahe das ganze Leben damit ausgefüllt ist, so die immer wiederkehrenden Grundmotive einer Dichtung, deren berühmtester Vertreter jener in den Kriegen zwischen Arabern und Renegaten eine so tragische Rolle spielende Sa'íd Ibn Dschúdi ist (S. 490). Neben dieser Poesie des reinen Araberthums aber wächst an dem Hofe der Emire, wie schon an dem der damascenischen Omaijaden, allmählich eine Kunstpoesie heran, deren Hauptthema das Lob der Fürsten bildet. Mehr und mehr tritt jenes geistreiche Spiel der Gedanken und Worte in den Vordergrund, welches im Osten für die Poesie der Abbaßidenzeit im Gegensatz zu der älteren Dichtungsweise bezeichnend ist (I, 469): der Verkehr zwischen Spanien und dem Orient läßt Einflüsse, wie den von dem Sänger Sirjáb

in Spanien (Vortrag), Berlin 1854, S. 16. Die oben mitgetheilte Uebersetzung ist dem ersteren Werke entnommen, das in gedankenvoller und anziehender Darstellung den reichen Stoff wahrhaft künstlerisch und doch zugleich wissenschaftlich verarbeitet, von dessen Fülle das zweite in raschem und geistreichem Ueberblicke bereits eine lebendige Anschauung gewinnt und mittheilt. Meine Darstellung, welcher es in erster Linie auf die politische Geschichte ankommt, vermag diese Dinge nur zu streifen, um so mehr verweise ich auf jene auch schriftstellerisch in hohem Grade vollendeten Studien.

1) Andere schreiben das Gedicht dem Abdelmélik Ibn Omar zu; s. Makkari II, 41.

(oben S. 474) vermittelten, auch im Westen fühlbar werden, und die zunehmende Verfeinerung der städtischen Civilisation wirkt in demselben Sinne. Künstliche Nachbildungen im Stile der älteren Muster gelten auch später noch für unerläßliche Talentproben des Dichters; aber so großer Werthschätzung sie bei dem einheimischen Publicum sich erfreuten, den eigentlichen Herzschlag der arabisch-spanischen Poesie fühlen wir doch nur da, wo sie in jenen ihr natürlich gewordenen Bahnen einherfließt. Hier aber macht schon früh sich ein weiteres Element geltend, das wiederum eine wesentliche Verschiedenheit auch von der Hofdichtung des Orientes herbeiführt: das spanisch-volksmäßige. Nicht umsonst ist jene angeborene Neigung des Arabers, jegliches Vorkommniß des Lebens im Liede sich abspiegeln zu lassen, dem verwandten Hange des abendländischen Spaniers, insbesondere des Andalusiers, zu Sang und Klang begegnet. Wir haben sichere Anzeichen, daß nicht allein die arabischen Krieger des dritten (neunten) Jahrhunderts, sondern auch ihre national-spanischen Gegner wie das Schwert, so das Wort zu handhaben wußten, und es versteht sich von selbst, daß mit der fortschreitenden Verschmelzung der beiden Rassen zu einer einheitlichen Gesellschaft auch Denken und Empfinden des indogermanischen Volkstheiles auf den semitischen zu wirken begann. Naturgemäß zunächst in den unteren Schichten; aber im Laufe der Zeit konnten auch die höheren Stände sich diesen Strömungen nicht entziehen, und die Kunstpoesie ist es, welche die Spuren derselben für uns am deutlichsten aufweist. Die eigenthümliche Zartheit und Tiefe der Empfindung, welche uns an vielen ihrer Erzeugnisse freut, und die in wohlthätiger Weise der von der orientalischen Gedankenspielerei nun einmal unzertrennlichen Geziertheit das Gegengewicht hält, die fast moderne Empfänglichkeit für die Reize einer lieblichen Natur, welche sich in den anziehendsten Schilderungen ausdrückt, diese und manche andere Züge bilden hervorstechende Kennzeichen der spanisch-arabischen Dichtung und heben sie für unseren Geschmack weit über das Niveau der gleichzeitigen Poesie des eigentlichen Orients. Die classischen Vertreter dieser Richtung gehören freilich erst der Periode nach dem Untergange des Chalifates an, aber der Beginn der Entwicklung ist natürlich viel früher, man kann sagen mit den ersten näheren Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten gegeben, und es ist ein Verdienst der omaijadischen Emire und Chalifen, daß sie der Kunst durch verständnißvolle Pflege am Hofe von Córdova eine Stätte geschaffen haben, an welcher sie immer höherer Vollendung entgegenreifen konnte. Schon Abderrachmán I. liebte es, wie die ununterbrochenen schweren Sorgen einer von Kämpfen erfüllten Regierung ihn selbst von der Bethätigung seiner poetischen Anlage nicht zurückscheuchen konnten, auch andere Dichter um sich zu versammeln. Etwas nach seiner Zeit erhob sich bei Hofe zu immer wachsender Bedeutung Jachja Ibn Hakam aus Jaën, ein Araber vom Stamme der Bekr Ibn Wáïl, die schon vor Mohammed eine ganze Schaar berühmter Dichter zu den Ihren zählten. Er war ein so schöner Mann, daß man ihn gewöhnlich El-Gasál „die Gazelle" nannte, und ein so glänzendes Talent,

daß er sogar in Bagdad, wo man auf die Andalusier hochnäsig herabzusehen liebte, Anerkennung fand, obgleich man wußte, daß er wegen einiger gegen den aus Bagdad nach Córdova gekommenen Sirjáb (S. 474) gedichteter Spottverse vom Hofe Abderrachmáns II. verbannt war. Der Vorliebe dieses Fürsten für Poesie und Musik, die ihn nur allzusehr die ernsteren Angelegenheiten seines Reiches vergessen ließ, haben wir bereits gedacht (S. 474); aber auch sein größerer Nachkomme des gleichen Namens versäumte über Krieg und Staatskunst nicht, seinen Hofpoeten Aufmerksamkeit und Gunst zu erweisen: als die berühmtesten unter ihnen galten Achmed Ibn Abd Rábbih, der Verfasser des Ikd („Halsschmuck"), eines berühmten Sammelwerkes, in welchem über alle möglichen Gegenstände der Geschichte und allgemeinen Bildung Wissenswerthes und Anziehendes zusammengetragen ist, und Sa'íd Ibn Mundhir, der aus dem Stegreife in glänzenden Versen die Macht seines Herrschers zu preisen wußte. Wichtiger aber, als die Leistungen einzelner noch so berühmter Sänger ist die große Allgemeinheit, welche die Uebung der Dichtkunst in Spanien erreichte. Die Geweckтheit der Andalusier, ihre Schlagfertigkeit in der Gegenrede wie beim Improvisiren sind im ganzen Orient berühmt; und dem entspricht es, daß hier, wie bei den alten Wüstenarabern, eigentlich Jedermann im Volke dichtet. Schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts konnten große Anthologien (die des Ibn Faradsch enthielt 20 000 Doppelverse) ausschließlich aus den Werken spanischer Dichter zusammengestellt werden, und diese Fruchtbarkeit hat sich mit der fortschreitenden Entwicklung der Nation eher vermehrt als vermindert. Gleichzeitig aber mit der Ausbildung der Poesie entfalteten sich auch die übrigen Zweige der Litteratur zu fröhlichem Gedeihen. Worauf die Muslime selbst hier den größten Werth legen, die fortgesetzte eifrige Pflege der Traditionswissenschaft und im Anschlusse daran auch der übrigen Zweige der Theologie und Jurisprudenz, das braucht von uns nicht weiter berücksichtigt zu werden: sind doch, wie schon bemerkt (S. 464), die Spanier hier nie über die Schranken hinausgegangen, welche ihnen die malikitische Lehre gezogen hat, seitdem sie besonders durch den berberischen Fakih Jachja (S. 465) zu offizieller Giltigkeit durchgedrungen. Auch in der Grammatik und Philologie haben sie nur an dem Ausbau des im Orient bereits festgestellten Lehrsystems mitgearbeitet; aber sehr erheblich ist, was ihnen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung und der Geographie verdankt wird. Die Anfänge dieser Studien sind freilich bis jetzt und wahrscheinlich für immer in Dunkel gehüllt. Wir wissen aber, daß schon in der zweiten Hälfte des dritten (neunten) Jahrhunderts ein bekannter Theologe und Grammatiker, Káßim Ibn Aßbag, unter Anderem eine Geschichte der spanischen Omaijaden verfaßt und gleichzeitig eine historische Schule gegründet hat, auf welche mittelbar auch unsere Kenntniß von diesen Dingen zurückgeht. Die ersten Vertreter derselben, Achmed Er-Rási und ein Sohn desselben, Íßa, schrieben eine ganze Anzahl von Büchern zur Geschichte und Geographie des Landes, aus denen mancherlei

Auszüge bei späteren Historikern sich finden; und ein vollständiges Dictat — wir würden sagen Collegienheft — besitzen wir von den Ueberlieferungen des Mohammed Ibn Omar, wegen seiner Abstammung von der Sarah, einer Enkelin des gothischen Königs Witika (I, 426), gewöhnlich Ibn El-Kutija „der Sohn (d. h. Nachkomme) der Gothin" genannt. Im höchsten Grade anerkennenswerth, wie diese Thätigkeit und die ihr von den Omaijaden gewährte Förderung ist, hat eben dies Verhältniß doch in einer Beziehung äußerst ungünstig gewirkt. Wie im Osten unter den Abbaßiden, ist auch unter den spanischen Omaijaden die Geschichtschreibung Hofhistoriographie geworden. Die meisten der genannten wie der später noch zu nennenden Schriftsteller dieses Kreises sind Clienten der Omaijaden (vgl. oben S. 442), alle von der Gunst der Fürsten abhängig, keiner von der Furcht, den Machthabern zu mißfallen, unbeeinflußt: denn man würde sich doch von der Vorurtheilslosigkeit selbst eines Abderrachmán III. eine allzu hohe Vorstellung machen, wollte man annehmen, es hätte ein freisinniger und unparteiischer Historiker seiner Zeit — wenn es überhaupt einen gab — sich ungestraft herausnehmen dürfen, einen seiner Vorfahren anders als im Glanze rosigsten Lichtes darzustellen.[1]) So ist diese ganze Litteratur von vorn herein darauf angelegt, alle Thatsachen zurechtzulegen, wie es im Interesse der regierenden Dynastie zweckmäßig schien: Unangenehmes wird verschönert und harmlos gedeutet, Mißliebiges ganz verschwiegen. Wie weit das geht, ersieht man aus der einfachen Thatsache, daß eins der wichtigsten Ereignisse von Abderrachmáns III. Regierung, deren Erfolge doch wahrlich einigen Schatten vertragen konnten, nämlich die große Niederlage von Alhandega (S. 522), noch von dem mehrere Jahrhunderte späteren Schriftsteller, welcher die zeitgenössischen Chroniken ausgezogen hat, mit keinem Worte erwähnt wird. Indeß, von solcher einseitigen Parteinahme sind die Schriftsteller auch des christlichen Mittelalters bekanntlich häufig genug nicht freizusprechen, nur daß wir es hier dem Gegensatze zwischen weltlicher und geistlicher Macht verdanken, daß beide Theile nach Gebühr zu Worte kommen: ob das wenigstens einigermaßen auch in Spanien in denjenigen Geschichtswerken der Fall gewesen ist, welche z. B. die Geschichte des Ibn Hafßón, der Benu Kaßi von Aragonien und dergl. für sich behandelten, können wir nicht wissen, da von diesen leider nur einige Titel erhalten sind. — Einen weniger unangenehmen Beigeschmack hat die Unterstützung, welche auch die Medicin und die Naturwissenschaften bei den spanischen Omaijaden fanden. Letztere freilich mit derjenigen Einschränkung, welche die Herrschaft der Orthodoxie auf wissenschaftlichem Gebiete selbst den Fürsten des Landes auferlegte. Ketzereien nicht aufkommen zu lassen, waren die Fakihs ängstlich

1) Daher kommt es auch, daß bis auf Dozy so gut wie alle spanischen Omaijaden — selbst das Scheusal Abdallah nicht ausgenommen — als wahre Muster von Gerechtigkeit und Edelmuth selbst in den Schilderungen der abendländischen Historiker erscheinen. Nur dem Hakam I. Einiges anzuhängen haben natürlich die Fakihs Sorge getragen.

befliſſen, und die öffentliche Meinung ſtand dabei vollſtändig auf ihrer Seite. Nicht einmal die Motaſiliten (I, 408. 470) fanden unter ſolchen Umſtänden hier einen Boden für ihre Vermittlung zwiſchen Offenbarung und Vernunft; ein Philoſoph, wie Ibn Maßarra, der unter Abderrachmán III. materialiſtiſche Lehren, wenngleich in ſorgfältigſter Verhüllung, aus dem Orient nach Spanien zu verpflanzen unternahm, erntete dafür die Feindſchaft des ganzen Volkes und mußte ſchließlich ſeine Schriften auf Betrieb ſeiner theologiſchen Gegner verbrennen ſehen. Für derartige Beſtrebungen gab es kein Intereſſe in maßgebenden Kreiſen, wohl aber für die Mathematik, deren man zu praktiſchen Zwecken, gleichzeitig aber natürlich für die auch im Weſten mit der Zeit immer häufiger in Uebung kommende, wenngleich ebenfalls im Geruche der Gottloſigkeit ſtehende Aſtrologie bedurfte, und für die Arzneikunde. Im Allgemeinen war freilich bis auf Abderrachmán III. Spanien auch für dieſe Wiſſenſchaften in ſehr weiter Ausdehnung noch auf den Orient angewieſen, welcher ſeit Ma'amún (I, 509 ff.) die Errungenſchaften der griechiſchen Forſchung in weitem Umfange zu verwerthen begonnen hatte. Den Aerzten und Aſtronomen Bagdads ſtanden lange Zeit die Spanier einfach als Lernende gegenüber: ſie auch in dieſer Beziehung auf eigne Füße geſtellt und ein regeres wiſſenſchaftliches Leben in Spanien angeregt zu haben, iſt faſt ausſchließlich das Verdienſt des Chalifen Hakam II. Freilich hatte ſchon Abderrachmán III. auch hierfür Einiges gethan: als im J. 338 (949) ihm der byzantiniſche Kaiſer[1]) mit anderen Geſchenken auch ein Exemplar der berühmten Arzneimittellehre des Dioskorides (I, 510) im griechiſchen Urtexte, mit den Abbildungen der beſprochenen Pflanzen u. ſ. w. verſehen, zuſchickte, und ſich fand, daß in Córdova Niemand war, der Griechiſch verſtanden hätte, ließ der Chalife an den Kaiſer zurückſchreiben, er möge ihm einen Gelehrten ſchicken, welcher des Griechiſchen kundig und geſchickt ſei, einigen ſeiner Sklaven Unterricht in der Sprache zu ertheilen, damit ſie ihm das Werk überſetzten. Demzufolge ſtellte ſich zwei Jahre ſpäter (340 = 951) Nikolaos, ein griechiſcher Mönch, in Córdova ein; auf Veranlaſſung des gelehrten Juden Chisdai Ben Schaprút (oben S. 526), des Günſtlings Abderrachmáns, ward eine Commiſſion von Aerzten niedergeſetzt und mit deren ſachverſtändigem Beirath ein arabiſcher Text des wichtigen Buches vollendet, welcher die in der bisher gebräuchlichen orientaliſchen Ueberſetzung reichlich vorhandenen Irrthümer und Zweifel beſeitigte, die Identität der einzelnen Gewächſe und ſonſtigen Naturproducte feſtſtellte und damit eine neue und ſichere Grundlage für die weitere ſelbſtſtändige Ausbildung der mediciniſchen Wiſſenſchaft in Spanien ſchuf. War es aber ein glücklicher Zufall geweſen, der einen ſo weſentlichen Fortſchritt auf dieſem Gebiete herbeiführen half, ſo zeigte Hakam II. vom erſten Augenblicke ſeiner Herrſchaft an das planmäßige Streben, ſein Volk, das unter ſeinem Vater

1) Die Araber nennen ihn Romanos; da aber die Geſandtſchaft im J. 338 (949) ſtattfand, ſo muß es des 944 bereits verdrängten Romanos Nachfolger Conſtantin VII. geweſen ſein.

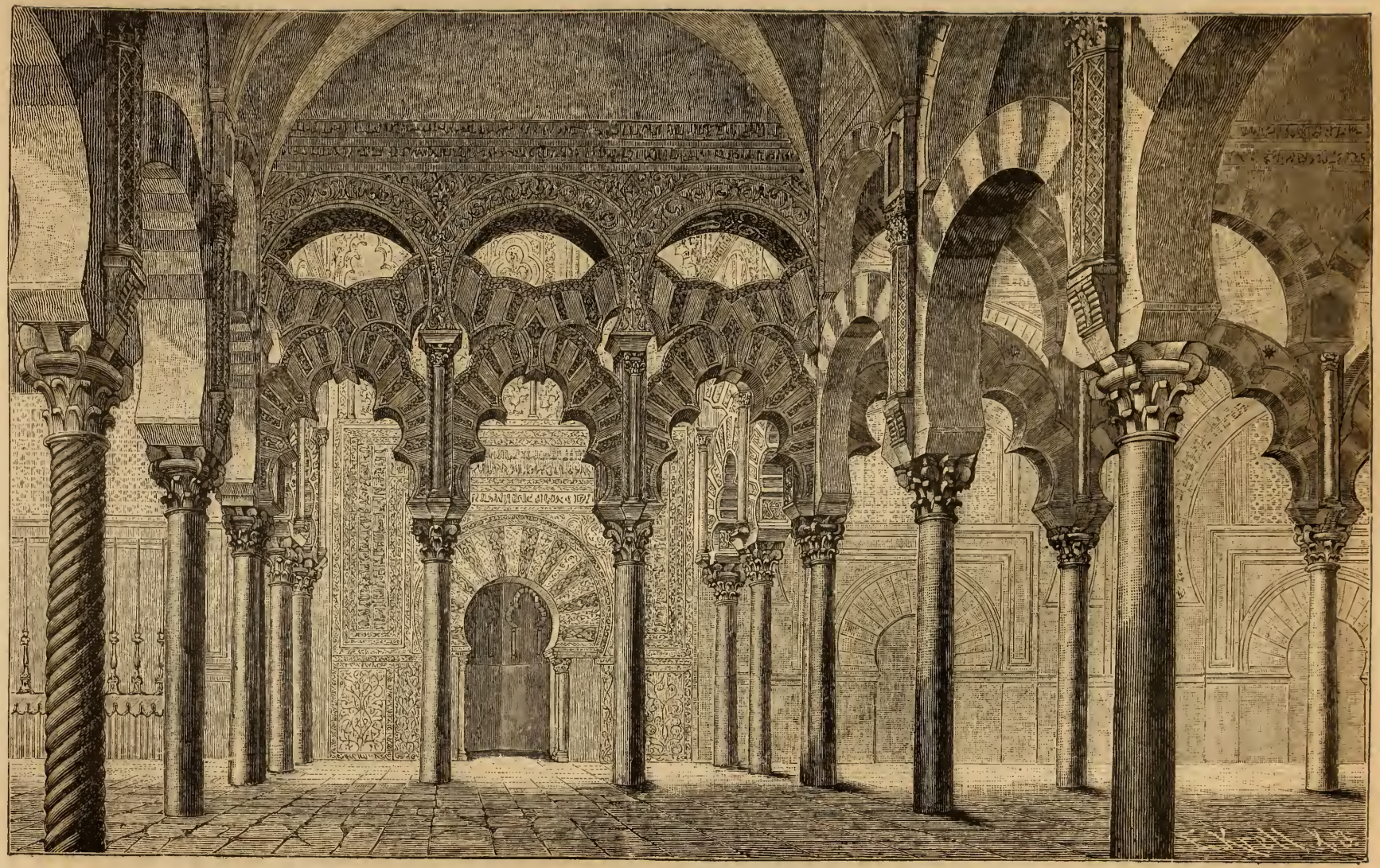
politisch in die vorderste Reihe der civilisirten Nationen getreten war, auch geistig auf die gleiche Höhe zu bringen. Hakam war vielleicht der gelehrteste Fürst, den es jemals gegeben hat. Die Muße, welche ihm die lange Lebensdauer Abderrachmáns gelassen, hatte er für seine Lieblingsneigung, das Studium der arabischen Litteratur, trefflich ausgenutzt. Zusammenhängende Werke zu verfassen, hielt der vornehme Liebhaber unter seiner Würde; aber lesen, Notizen sammeln und Kenntnisse aufspeichern war seine Lust, und sie beherrschte ihn in einem Grade, daß man erstaunt, dem scheinbar so verbohrten Bücherwurme auf einmal auch als kräftigem Regenten, einsichtigem Politiker und zielbewußtem Kriegsherrn zu begegnen. Bücher anhäufen aber war seine Leidenschaft. Ueberall in den großen Städten des Orients von Kairo bis Bagdad hatte er seine Agenten, welche Abschriften neuer Werke besorgen, werthvolle Exemplare von älteren aufkaufen mußten; mit Wonne genehmigte und mit reichem Solde belohnte er die Widmung von Büchern, welche berühmte Gelehrte des Ostens dem wegen seiner verschwenderischen Freigebigkeit gegen die Männer der Wissenschaft rasch bekannt gewordenen Herrscher darzubringen wetteiferten, und mit Freuden empfing er an seinem Hofe die angesehenen Forscher, welche in großer Zahl „über Wüsten und Meere" zu einem gekrönten Collegen pilgerten, bei dem außer wissenschaftlicher Anregung auch klingende Anerkennung litterarischer Dienste zu holen war. Man darf annehmen, daß mehr als eine von den zwanzig Millionen Goldstücken, welche Abderrachmán hinterlassen, ihren Weg in die Taschen der Professoren und Buchhändler fand: sein Schatz war seine Bibliothek, die Alles umfaßte, was irgend auf Bedeutung Anspruch erheben konnte. Die Zahl der Bände, welche sie enthielt, wird auf 400 000 angegeben: das bloße Verzeichniß der einfachen Titel füllte 44 Bände zu je 20 (nach Anderen gar 50) Bogen — und alle diese Bücher, wird uns zu glauben zugemuthet, hatte der Chalife gelesen, die meisten mit gelehrten Randbemerkungen versehen. Das ist natürlich schon materiell unmöglich: denn wollten wir einem Büchertiger seiner Stärke auch täglich 10 Bände zutrauen, so würde er immer über 100 Jahre gebraucht haben, ehe er sich durchgelesen hätte; aber in jedem Falle war seine Begeisterung und sein Fleiß derartig, daß er die Mitwelt in Erstaunen versetzen, die Späteren mit Bewunderung erfüllen mußte. Daß aber sein Eifer keine bloße Marotte gewesen ist, zeigt die Art, wie er auch breiteren Volksschichten wenigstens die unentbehrlichen Grundlagen der Bildung zu verschaffen bestrebt war: allein in Córdova gründete er 27 Schulen, in welchen die Söhne der Unbemittelten kostenfreien Unterricht empfingen. Die geistige Regsamkeit der Unterthanen kam diesen Bemühungen bereitwilligst entgegen. „In Andalusien konnte fast Jedermann lesen und schreiben, während im christlichen Europa die höchstgestellten Personen, sofern sie nicht der Geistlichkeit angehörten, keine Ahnung davon hatten."[1]) Die Universität Córdova genoß des größten An-

1) Dozy, Histoire, III, 109.

sehens in den christlichen wie in den mohammedanischen Ländern; ihre Studenten zählten nach Tausenden, und wenn auch die wissenschaftliche Anschauung, welche an ihr vertreten und fortgepflanzt wurde, eine unseren Gesichtspunkten nach von den Fesseln des Dogmas eingeengte und unfreie war, so wirkte sie doch für die allgemeine Bildung der Fakihs wie anderer Berufskreise in hohem Grade förderlich. So entwickelt sich denn der Betrieb aller Wissenschaften rasch zu immer größerem Umfange und zu immer selbständigerer Unabhängigkeit: aus der Regierung Hakams stammt die erste arabische Chronik von Córdova, die uns noch erhalten ist, die des Arib; um dieselbe Zeit verlieh der berühmte Mathematiker Máslama Ibn Achmed der spanischen Astronomie eine selbständige Haltung, indem er die betreffenden griechischen und arabischen Hauptwerke für die westlichen Gegenden umarbeitete und zahlreiche Schüler bildete, welche seine Methoden verbreiteten und weiterführten; und auf allen übrigen Wissensgebieten herrschte nicht minder lebhafte Thätigkeit, immer unterstützt und gefördert durch die Theilnahme und die Schöpfungen des gelehrten Monarchen. Die reichen Früchte, welche auf diesem Felde Hakams einsichtsvoller Eifer gezeitigt hat, sind allen folgenden Geschlechtern zu Gute gekommen, auch nachdem fünfzig Jahre später im großen Bürgerkriege rohe Soldatenfäuste die herrliche Bibliothek auseinandergerissen hatten: erst die Heilige Hermandad hat die letzten Spuren dieser hohen geistigen Entwicklung verwischt. Ein anderes Denkmal aber, welches der Augustus unter den Omaijaden Spaniens sich gesetzt hat, ist, wenn auch von blindem Glaubenseifer[1]) und verständnißloser Neuerungssucht arg verstümmelt, bis auf den heutigen Tag erhalten und läßt den Beschauer noch jetzt seine alte Herrlichkeit ahnen: die große Moschee von Córdova.

„Von den vielen Moscheen des arabischen Stiles, welche ich im Orient gesehen," spricht sich ein neuerer Reisender aus,[2]) „kommt keine dem Eindruck auch nur entfernt nahe, welchen die große Moschee, jetzige Kathedrale zu Córdova, mit ihren 860 Marmorsäulen und den alten Bogen, mit den Palmen, Orangen und rauschenden Fontänen ihres Vorhofes hervorruft — ein Bild, das unauslöschlich in der Seele haftet." Wer nicht in der Lage war, ein solches Bild in sich aufzunehmen, und seine Begeisterung für die Schönheiten der arabischen Architektur aus Büchern und Photographien zu schöpfen sich angewiesen sieht, ist ein ungeeigneter Darsteller solcher Herrlichkeit. Einen schwachen Abglanz derselben — schwach, weil nur durch

1) Ich beabsichtige nicht, daraus dem spanischen Katholicismus einen Vorwurf zu machen. So lange die Engländer in Indien die herrlichen Ueberreste des großen Palastes zu Delhi entstellen, um ihn als Kaserne zu benutzen, ja in hoffentlich vereinzelten Fällen aus bloßer Zerstörungslust Denkmäler der Vorzeit dem Boden gleich machen, so lange die Italiäner, wie man wenigstens von mehr als einer Seite hört, Vergnügen daran finden, kostbare Bauten des Mittelalters durch „Verschönerungen" zu ruiniren oder gar den bekannten Nützlichkeitsrücksichten zu opfern, hat man kein Recht, eine so allgemein verbreitete Pietätslosigkeit einem einzelnen Volke besonders anzurechnen. 2) H. Stephan, Aegypten, S. 265 Anm. 1.



Das Mechráb (vgl. S. 538) in der Moschee zu Córdova.

künstliche Reflexion der Eindruck der Wirklichkeit vorgestellt werden kann — mögen meine Leser in der Ansicht finden, welche der geschickte Stift unseres Zeichners ihnen bietet; ich muß mich darauf beschränken, nach der Anleitung des kunstverständigen Kenners[1]) über die Entstehung und den Stil des merkwürdigen Baues das Nothwendigste anzudeuten. Schon im ersten Bande dieses Werkes (S. 398—402) haben wir uns klar gemacht, daß von einem eigentlichen nationalarabischen Baustil in der ersten Zeit nach Mohammed keine Rede sein kann: christliche Kirchen waren es, die man in den eroberten Ländern, nachdem die nothwendigsten von dem Bedürfnisse des mohammedanischen Gottesdienstes erforderten Veränderungen angebracht, als Moscheen benutzte; nur wo schon vor den großen Eroberungen Bethäuser, den Umständen gemäß einfache, nicht einmal ganz aus Stein errichtete Hallen vorhanden waren, z. B. in Medina, oder wo in neugegründeten Städten, wie Kufa und Baßra, die Nachbildung der letzteren näher lag, kam die eigene Thätigkeit der Eroberer in Frage. Immerhin waren es auch dann fremde Werkleute, Perser, Griechen oder Syrer, welchen die eigentliche Ausführung des Baues anheimfiel; es ist also in dieser Zeit auch in solchem Falle nur die Anlage im Ganzen, welche man als „arabisch" bezeichnen kann. Für diese nun ist die allgemeine Grundlage die Form einer Säulenhalle im Quadrat oder Rechteck, in deren Mitte sich ein offener Hofraum mit einem Wasserbehälter[2]) befindet, und die sich an der einen Seite zu einem tieferen Säulenbau, der Stätte für die Versammlung der Gemeinde und die Verrichtung des Gebetes selbst, erweitert. Zu einem solchen Säulenhofe kann natürlich auch ein bereits vorhandenes christliches Bauwerk umgestaltet werden, indem man dasselbe als die eine Seite des Vierecks betrachtet und die drei anderen als Säulenhallen daranbaut. Die Ausgestaltung des Ganzen in seinen Einzelheiten aber wird durch seinen Zweck, durch die Natur des verwandten Materials und die Schulung der Bautechniker bestimmt. Der Zweck erforderte, daß abgesehen von der für die Freitagspredigt des Imáms bestimmten Kanzel (mimbar) und der häufig mit großer Pracht ausgeschmückten Gebetsnische (mechráb; vgl. I, 195) das Innere für die betenden Gläubigen möglichst frei erhalten wurde; das schloß bei größeren Bauten die Einrichtung von Nischen und Kapellen längs den Wänden allerdings nicht aus. Außerdem

1) v. Schack, Poesie und Kunst der Araber, II, 183 ff.; vgl. 173 ff. Zu der Beschreibung ist nur für S. 190 zu bemerken, daß statt der Worte (Zeile 6. 5. v. u.) „nach oben in eine riesige Marmormuschel auslief" zu setzen ist „in ihrem Grunde ein Wasserbecken enthielt" (s. Description de l'Afrique et de l'Espagne par Edrîsî, publ. par R. Dozy et M. J. de Goeje, Leiden 1866, S. XX); v. Schack ist hier durch die ungenaue Uebersetzung eines arabischen Geographen, dessen Original ihm nicht vorlag, irre geführt worden. 2) Derselbe ist in der Moschee der Reinigung (I, 192) wegen unentbehrlich. Man weiß aber, daß auch in den Höfen von Privathäusern Wasserbecken, womöglich mit Springbrunnen, äußerst beliebt sind: das erklärt sich schon aus der Hitze des Klimas, dessen Beständigkeit auch von der Bedachung des Ganzen abzusehen gestattet.

aber bedingte der religiöse Charakter des Gebäudes die Fernhaltung aller Schildereien, welche lebende Wesen darstellten,[1]) wies also für die Verzierung der Wände auf Inschriften und Arabesken hin, über deren Entwicklung und Gebrauch das Nöthige bereits früher (I, 399 f.) gesagt ist. Das Material, dessen sich die Muslime in den eroberten Ländern bedienten, wurde bei der begreiflichen Eile, mit welcher sie ihre Moscheen aufzurichten beflissen sein mußten, zuerst beinahe ausschließlich und später noch oft genug älteren heidnischen oder christlichen Bauwerken entnommen, sei es, daß sie schon in Trümmern lagen oder erst zu diesem Zwecke zerstört wurden. Dabei kam es oft genug vor, daß eins zum andern wenig paßte, z. B. Capitäle auf Säulen gesetzt wurden, zu denen sie nicht gehörten, und was dergleichen mehr ist. Allmählich erst konnte hier Regelmäßigkeit und Ordnung durchdringen; immer aber ist, der sonstigen Richtung des arabischen Geistes entsprechend, eine starke Neigung geblieben, mehr durch Vielseitigkeit und Reiz des Einzelnen, als durch strenge Durchführung und Gleichmäßigkeit im Großen zu wirken. Daher auch später reiche Abwechslung in der Ausgestaltung der constructiven Elemente und bei Hinzufügung des Ornamentenschmuckes. Mehr zu diesem als zu den eigentlichen Mitteln des Baues gehören überall die Bogen, welche für uns eine so große Hauptsache geworden sind. Bei den Arabern spielen sie häufig nur die Rolle von Verzierungen, die zwischen die Pfeiler eingefügt sind, nicht selbst als Träger dienen; man stellt sie demnach vielfach nur aus Stuck dar und behandelt sie durchaus decorativ,[2]) oft mit arabeskenartiger Linienführung, mannigfach ausgeschweift und gezackt: daher die Kleeblatt- und Hufeisenbogen, die Gewölbe mit bienenkorbartigen Zapfen u. s. w. Zur Herstellung der Fußböden und der Wandornamente bediente man sich mit Vorliebe der Mosaikarbeit, welche schon bei dem Ausbau der damas-

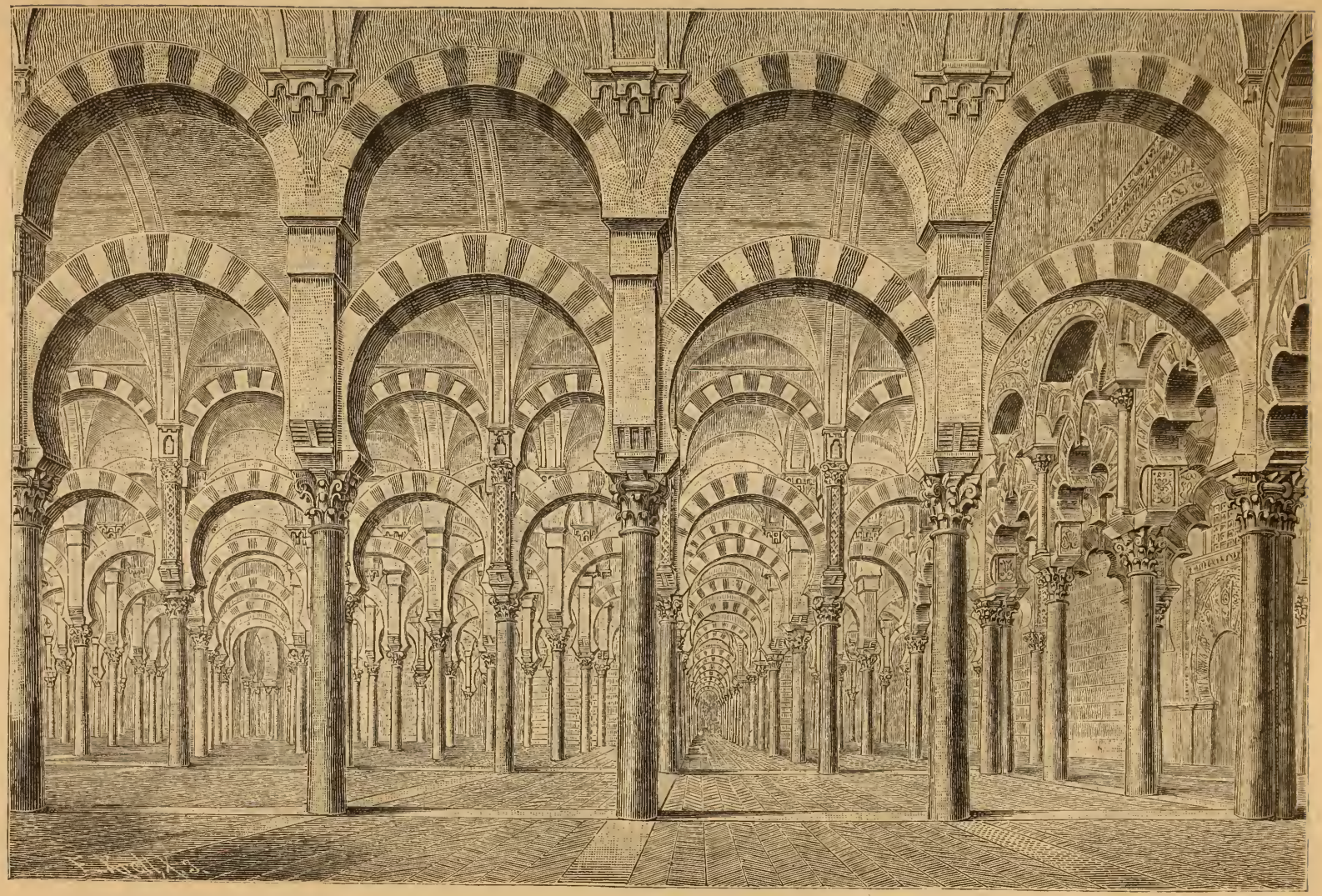
1) v. Schack giebt a. a. O. II, 164 ein dankenswerthes Verzeichniß von Fällen, in welchen Uebertretungen des Bilderverbotes (hier I, 205) schon in alter Zeit festgestellt werden können. Die Thatsachen sind unläugbar, doch ist zu beachten, daß 1) die bei den Schi'iten (also auch den Fatimiden) vorkommenden auszuscheiden sind, da für diese die nur in der Tradition erhaltenen strengeren Bestimmungen nicht maßgebend waren, und 2) die auch bei Sfunniten constatirten sich, wie natürlich, meistens auf Gegenstände und Bauten beziehen, welche dem Profangebrauch dienten. Eine Ausnahme findet sich allerdings grade bei der Moschee von Córdova (Schack S. 191), und ich muß gestehen, daß mir diese in hohem Grade auffällig ist. Denn im Allgemeinen sind diese Abweichungen kaum anders zu beurtheilen, als die vielfache, ungescheute Verletzung des Weinverbotes. Dem Tadel der Frommen unterlag alles Derartige, und daß die offizielle Verpönung der Bilder in jedem Falle das Aufkommen einer höheren und allgemeineren Kunstübung zu verhindern beigetragen hat, scheint mir zweifellos. 2) Schon aus diesem Grunde ist die früher vielfach aufgestellte Behauptung abzulehnen, daß zwischen dem Spitzbogen des sog. gothischen Stiles und demjenigen der Araber ein Zusammenhang bestehe, oder gar jener diesem gradezu nachgebildet sei; vgl. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien II, 243 f. Noch Amari (Storia dei Musulmani di Sicilia, vol. III, 2, Firenze 1872, S. 858 f.) ist freilich geneigt, jene Ansicht zu befürworten.

cenischen Moschee durch griechische Künstler in großem Umfange zur Anwendung kam, und seitdem gradezu die Lieblingstechnik der Araber geworden ist. Zu ihr trat später (der genaue Zeitpunkt ist unsicher) in Spanien die Verwendung der Azulejos,[1]) d. h. farbiger Fayenceplatten oder glasirter Ziegelsteine: man kann sich unschwer vorstellen, welche Farbenpracht mit diesen Mitteln, zu denen auch noch Platten von Marmor, Halbedelsteine, Gold und Silber kamen, erreicht werden konnte, und wie vielgestaltig die Arabesken dabei sich entwickeln mußten. — Um so mehr, je gründlicher und vielseitiger mit der steigenden Civilisation die Schulung der Bautechniker wurde. Verhältnißmäßig rasch muß insbesondere Spanien in dieser Beziehung vorgeschritten sein. Das Verdienst davon gebührt zu einem Theile natürlich den Omaijaden, die von Anfang eine rege Bauthätigkeit entwickelt haben. Sie alle theilten die Ansicht, welche Abderrachmán III. in den Versen aussprach:

„Ein Fürst, der Ruhm begehrt, muß Bauten gründen,
Die nach dem Tode noch sein Lob verkünden.
Du siehst, aufrecht noch stehn die Pyramiden,
Und wie viel Kön'ge sind dahingeschieden!
Ein großer Bau, auf festem Grund vollbracht,
Giebt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht."

In der That, von Allem, was die Omaijaden geschaffen, legt nur die Moschee von Córdova heute noch ein Zeugniß ihrer Macht und ihres „großen Denkens" ab. Seit Abderrachmán I. den Bau gegründet (S. 457), haben die Emire Hischám, Abderrachmán II., ja selbst der geizige, aber bigotte Mohammed sowie Abdallah an seiner Ergänzung und Erweiterung fortgearbeitet. Von Abderrachmáns III. Minaret war schon die Rede (S. 508); mehr aber als irgend einer von diesen hat Hakam II. dafür gethan. Er hat die elf Langschiffe, die bis dahin allmählich entstanden waren, nicht weniger als 105 Klafter verlängern und den entsprechenden Abschluß durch ein neues Mechráb herstellen lassen; außerdem aber ward das ganze Gotteshaus mit jeglichem Schmuck versehen, welchen die Reichthümer des Staatsschatzes nur zu verwenden erlaubten. Allerdings hat einige Zeit nachher auch Almansor, der berühmte Minister und Reichsverweser von Hakams Sohne, einen noch größeren Erweiterungsbau hinzugefügt, indem er die Zahl der Langschiffe um 8 vermehrte, so daß im Ganzen deren 19 mit 33 Querschiffen, von mehr als 1400 Säulen getragen, vorhanden waren. Aber Hakams Bau ist immer als derjenige zu betrachten, welchem zumeist die Herrlichkeit des mächtigen Tempels verdankt wurde, und so ist es vor Allem sein Denkmal, dessen Reste

1) Das Wort ist von dem spanischen azul (blau, blauer Stein) abgeleitet, das seinerseits aus dem persischen, dann auch bei den Arabern gebräuchlichen lâſwerd entstanden ist. Letzteres bezeichnet den Stein, der bei uns danach lapis lazuli heißt. Azulejo ist dann wieder in das spanische Arabisch als ſuleidsch (mit Artikel el-ſuleidsch, vgl. El-Urbus, El-Uschbún oben S. 462 Anm. 1) zurückgewandert.



Inneres der Moschee zu Córdova; nicht restaurirter Theil.

Aeußere Ansicht der Moschee zu Córdova; Ostseite.

heute noch den Beschauer mit Ehrfurcht erfüllen. Groß aber, wie sein und der anderen Herrscher seines Hauses Verdienst um dasselbe ist, man darf nicht vergessen, daß sie eben nur die Bauherren waren, daß die künstlerischen Ideen und die Ausführung dieses wie ihrer anderen, der Zeit zum Opfer gefallenen Moscheen und Paläste den ungenannten Meistern verdankt wurden, deren Schöpferkraft sie nicht weniger als der Kunstsinn der Herrscher ins Leben rief. Diese Meister aber, das kann keinem Zweifel unterliegen, sind ihrer Abstammung nach keine Araber, sondern Spanier gewesen. Als Abderrachmán I. seinen Bau gründete, hätte es jeder arabische Krieger noch unter seiner Würde gehalten, sich mit dem bürgerlichen Handwerk des Architekten — mehr schien ihm solche Thätigkeit nicht — abzugeben. Nun stimmen alle Beschauer darin überein, daß nichts den Eindruck des Wunderbaren, welchen das Innere der Moschee trotz der auf kaum zwei Drittel verringerten Anzahl der Säulen immer noch hervorruft, in solcher Weise erhöht, wie die eigenthümliche schräge (rautenförmige) Anordnung derselben, welche sie gedrängter erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit stehen. Diese Anordnung muß naturgemäß schon bei der ersten Anlage beliebt worden sein: also ist sie in dem Kopfe des spanischen Baumeisters geplant worden, welcher diese Anlage geleitet hat.[1]) Auch hier also muß der innere Grund für die Vollendung des Geleisteten in jener Verschmelzung des semitischen und indogermanischen Geistes gesucht werden, der wir auch in der Poesie den eigenthümlichen Reiz ihres Wesens entspringen sahen. Daß auf die weitere Entwicklung der Architektur und des Kunsthandwerkes der Geschmack der maßgebenden arabischen Kreise, welche vielfach in lebendiger Verbindung mit dem Orient blieben (S. 432), von großem Einfluß gewesen ist, versteht sich von selbst, und daß Abderrachmáns III. und Hakams großartige Bauthätigkeit Gelegenheit und Veranlassung bot, die technische Fertigkeit der Baumeister und Arbeiter immer fleißiger zu üben und immer vollkommener auszubilden, ist ebensowenig eine Frage. Aber möglich wurde die besondere Pracht und Anmuth, zu welcher die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der spanisch-arabischen Kunst zusammenwirken, doch nur dadurch, daß ältere Ueberlieferungen aus christlicher Zeit in den bürgerlichen Kreisen der Renegaten Córdovas und anderer Städte sich erhalten hatten, welche für die Bedürfnisse der neuen Herren verwerthet und deren Gewohnheiten angepaßt werden konnten. Und wenn auch zuzugeben ist, daß unter den zahlreichen Einwanderern aus dem Osten, welche Jahr für Jahr ihren Weg nach dem aufblühenden Spanien fanden, manch kunstfertiger Syrer und Irakier, ja selbst Byzantiner sich befunden haben wird: die Anfänge der Entwicklung, die ganze Richtung, welche sie genommen, und die Gesammt-

1) Sowohl in der mekkanischen, wie in der Amr-Moschee zu Alt-Káïro, der ältesten erhaltenen überhaupt, stehen, wenn anders die uns vorliegenden Pläne einigermaßen zuverlässig sind, die Säulen im rechten Winkel zu einander; für specifisch arabisch kann man die schräge Ordnung also nicht halten.

wirkung, zu der sie es gebracht hat, eignen zum größten Theile immer dem Volke selbst, auf dessen Boden sich ihre Denkmäler noch jetzt finden. Fremd und ohne Theilnahme steht der Durchschnittsspanier von heute dem gegenüber, was ihm als Werk heidnischer Mauren mehr verdächtig als erfreulich oder gar herzbewegend erscheint: er ahnt nicht, daß so gut wie die Kathedrale von Burgos auch die alte Moschee am Guadalquivir seiner Vorväter Werk ist, das sie geschaffen in der Zeit, wo der Sitz der höchsten Cultur, der schönsten Blüte des äußeren Lebens wie der geistigen Bildung und der künstlerischen Thätigkeit im Morgen- und Abendlande Córdova hieß.

Av. Rev.

Dirhem (vgl. I, 100. 396. 482) Hakams II. v. J. 351 (962 Chr.).

Avers Mitte: „Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genossen" —
— Rand: „Im Namen Allahs geschlagen ist dieser Dirhem in der Stadt Al-Sachra (vgl. S. 508) im Jahre 351" —
Revers Mitte: „Der Imám el-Hakam | der Beherrscher der Gläubigen | el-Mustanßir billah." Darüber das Wort Abd, darunter er-rachmán, d. h. der Name Abderrachmán, welchen der zeitige Münzmeister geführt haben wird —
— Rand: „Mohammed (ist) der Gesandte Allahs Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt, möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen."

Viertes Capitel.

Reichsverweser und Bürgerkrieg.

Die Geschichtsphilosophen sind vielfach verschiedener Meinung über die Frage nach den eigentlich treibenden Kräften der historischen Entwicklung. Dem einen geschieht nichts in der Welt, das überhaupt der Rede werth ist, außer durch die geniale Schöpferkraft einer großartigen Persönlichkeit, eines Helden der That oder des Gedankens; dem andern sind das, wovon Alles abhängt, die breiten und tiefen Strömungen unbewußten, geheimen Empfindens, welche die Seelen der Völker durchfluthen, um sich im gegebenen Augenblicke, mit elementarer Gewalt alle Schranken durchbrechend, geltend zu machen; einem dritten reducirt sich das Ganze schließlich immer auf die bekannte Magenfrage. Ein eigentlicher Widerspruch besteht zwischen diesen Auffassungen doch nur so, wie in dem bekannten Zwiespalt von Zufall und Nothwendigkeit. Es sind einzelne Glieder der unendlichen Kette alles Seins, welche der Zuschauer in die Hände nimmt und prüfend betrachtet, ohne den Zusammenhang des Ganzen überblicken oder verstehen zu können. Eine Weltanschauung, und sei sie noch so bescheidener und sich bescheidender Art, wird Jeder sich zu bilden versuchen, welcher, um den Ausdruck des alten Römers zu gebrauchen, als Mensch von den übrigen Geschöpfen sich zu unterscheiden wünscht; nach ihr aber ein ganzes Geschichtssystem zu construiren, darf höchstens ein überlegener Geist wagen, dessen Gedankenfülle stets fördernd wirkt, auch wo sie im Einzelnen den Thatsachen Gewalt anthut. Keine Frage, daß ein Mann von der Größe Abderrachmáns III. dazu gehörte, aus den religiös und national entzweiten Spaniern und Arabern ein Volk zu schaffen; keine Frage auch, daß auf solche Einigung trotz jener Gegensätze Vieles damals bereits hindrängte: einen inneren Zusammenhang zwischen beiden Sätzen zu construiren, habe ich nicht unternehmen können. Für einen ähnlichen Mangel werde ich auf Nachsicht rechnen müssen, wenn ich jetzt dazu schreite, den Verfall des blühenden Staatswesens darzustellen, an dessen Glanze wir soeben uns erfreuen durften. Die Triebkraft des mächtig entfalteten Volkgeistes begann nachzulassen, oder trivialer: die spanischen Muslime vertrugen die allzulang werdende Reihe von guten Tagen nicht, es fehlte im entscheidenden Augenblick an einem neuen Helden — jeder von beiden Gesichtspunkten hat seine Berechtigung. Ich überlege nicht weiter: ich erzähle.

Der Chalife Hakam II. hatte kaum das 60. Jahr erreicht, als er Anfang 364 (Ende 974) von einem Schlaganfall betroffen wurde, der ihn zwar nicht

tödtete noch vollständig lähmte, aber doch seine geistige Kraft soweit beeinträchtigte, daß er die Leitung der Staatsgeschäfte dem ersten Wesír Dschá'afar El-Mósshafi mehr und mehr überlassen mußte. Trotzdem sich dieser, der seine Stellung mehr seinen litterarischen Talenten als sonstigem Verdienst zu danken gehabt, nicht eben durch besondere Tüchtigkeit auszeichnete, gingen die Sachen abgesehen von einigen Zwischenfällen in Afrika und Aragonien, welche an den Enden des Reiches ein gewisses Nachlassen der gewohnten kräftigen Regierungsweise empfinden ließen, im Allgemeinen doch ihren gewohnten Gang; aber es war die Frage, was da werden sollte, wenn der zusehends dem Grabe zueilende Herrscher die Augen schloß. Erst in vorgerückten Jahren hatte er das Glück gehabt, Vater zu werden: seine Lieblingsgemahlin Ssobch (d. h. „Morgenröthe", die arabische Uebersetzung ihres eigentlichen Namens Aurora), eine schöne Baskin, hatte ihm 351 (962) den Abderrachmán, 354 (965) den Hischám geschenkt, und zu seinem größten Schmerze war der Aeltere in frühem Kindesalter gestorben. So zählte der allein überlebende Hischám erst zehn Jahre, als der Chalife sein Ende herannahen fühlte; schwere Sorge mußte den gebrochenen Mann erfüllen, wenn er bedachte, wie leicht die Großen des Reiches, Slaven und Araber, welche die feste Hand gereifter Fürsten seit einem halben Jahrhundert gewohnt waren, den unmündigen Knaben zum Spielball ihrer Intriguen, wenn nicht zum Opfer kurzsichtigen Ehrgeizes machen konnten. Und doch hing seine ganze Seele an dem Gedanken, nur diesem seinem Einzigen die Nachfolge zu sichern; hätte er selbst erwogen, ob dem Staate, den er doch nach der Weise aller orientalischen und mancher nichtorientalischen Könige für sein Eigenthum halten mußte, die Herrschaft eines Kindes fromme, er würde seinem Herzenswunsche kaum widerstanden haben. So traf er denn mit dem ganzen Reste von Energie, der ihm geblieben war, alle Maßregeln, welche dem Hischám die Anerkennung der Unterthanen zu gewinnen geeignet schienen: es konnte ihm, als er die Huldigung der Würdenträger für seinen Sohn entgegennahm, zu einer gewissen Beruhigung gereichen, daß er mit dem Festhalten an der directen Erbfolge der Ueberlieferung treu blieb, welche bei den spanischen Omaijaden seit Abderrachmán I. in Geltung gewesen. Schmerzlich mochte er freilich seine Todfeinde, die Fatimidenchalifen, um das schöne schi'itische Dogma (I, 608) beneiden, nach welchem nur auf den Sohn die Chalifenwürde des Vaters sich vererben durfte. Irgend ein kluger Kopf unter seinen Ahnen hatte dafür gesorgt, daß eine Prophezeiung im Volke verbreitet wurde, welcher zufolge das Ende der Dynastie — und sie war jetzt populär — unmittelbar bevorstehen sollte, wenn von der graden Erbfolge abgewichen würde: aber es war doch nur ein schwacher Nothbehelf statt eines allgemein anerkannten Hausgesetzes, und ob der letzte Wille des Sterbenden wirklich ausgeführt wurde, hing immer von der Treue oder Laune der höchsten Beamten, von der Gewandtheit Auroras, in erster Linie aber vom Zufall ab. So war trotz des Anscheins höchster Macht und Blüthe des Reiches doch in Wahrheit Alles in

Frage gestellt, als Hakam II. den 3. Sfafar 366 (1. Oct. 976) den letzten Athemzug that.

Am Hofe gab es damals zwei Parteien: die von Dschaudhar und Fâïk befehligten slavischen Eunuchen und Leibwächter, etwa 1000 Mann stark, auf welche der verstorbene Chalife in Allem, was seine Person betraf, sich unbedingt verlassen und die er in Folge dessen gründlich verwöhnt hatte, und die arabisch-spanischen Beamten, an deren Spitze der erste Wesír Mózhafi[1]) stand. Nicht er indeß, so viel der unbedeutende Mann auch von sich hielt und so sicher er alle Fäden der Regierung in der Hand zu haben glaubte, war das eigentliche Haupt dieses Kreises, sondern der Haushofmeister Mohammed Ibn Abi Ámir, den wir nunmehr zunächst etwas kennen lernen müssen. Aus einem arabischen adligen, aber durchaus nicht besonders hervorragenden Stamme entsprossen gehörte er zu den Leuten, welche ihr Emporkommen scheinbar einem gradezu erstaunlichen Glücke verdanken: das Erstaunen mindert sich, wenn das Glück bei näherem Zusehen als keineswegs uncorrigirt sich herausstellt. Da seine Familie, die in der Provinz Algeciras ein altes Stammschloß mit sehr wenigen Hufen dabei ihr eigen nannte, ihn mit einer glänzenden Ausstattung in die Welt zu senden nicht vermochte, so mußte er sich, nachdem er seine juristischen Studien auf der Universität zu Córdova beendet, vorläufig als Volksanwalt, wie wir sagen würden, das heißt durch Anfertigung von Bittschriften und sonstigen Eingaben für Privatpersonen nähren, bis sich Gelegenheit fand, ein Aemtchen zu erhaschen. Es glückte ihm endlich, einen Schreiberposten beim Gerichte der Hauptstadt zu erhalten; aber auch da schienen die Aussichten auf eine gute Carriere schwach. Mohammed Ibn es-Sfalim, der Kadi von Córdova — als Oberrichter in der Residenz gleichzeitig der erste juristische Beamte des Landes überhaupt — war ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Geschäftsmann, unter dessen Leitung ein befähigter Mensch es zu etwas bringen konnte; aber Ibn Abi Ámir gefiel ihm nicht. In der That gab es Leute, welche den jungen Schreiber einfach für verrückt hielten. Aus der Zeit, wo er noch studirte, wird eine Geschichte von ihm berichtet, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der uns früher (S. 97) bekannt gewordenen Anekdote aus dem Jugendleben des Wesírs Nisám el-mulk aufweist. Eines Tages, so hören wir, saß er mit einigen Studiengenossen in einem Garten beisammen; man unterhielt sich über Dies und Jenes, als auf einmal Ibn Abi Ámir, der bis dahin schweigend dagesessen, in die Worte ausbrach: „Einst werde ich der Herr dieses Landes sein!" Und als die Andern dazu wie über einen schlechten Witz lachten, fuhr er fort: „Jeder von Euch möge sagen, welche Stelle er sich wünscht, ich gebe sie ihm, wenn ich König bin!" Einige gingen nunmehr auf den Scherz ein und verlangten, der Eine das Amt eines Kadis, der Andere die

1) Mózhafi war allerdings von Abkunft ein Berber; im Gegensatz zu den Slaven kann man aber die Vertreter der von Arabern, Berbern und Spaniern besetzten Civilregierung als die arabische Partei bezeichnen.

Präfectur der Hauptstadt, noch Einer die Aufsicht über die Märkte von Córdova; der Letzte aber, welchen die Prahlerei ärgerte, bat sich aus, wenn das passire, nackt und mit Honig beschmiert, damit ihn die Fliegen und Bienen stächen, verkehrt auf einem Esel sitzend durch die Straßen der Residenz geführt zu werden. Es war zweifellos eine fixe Idee, welche den jungen Menschen plagte, und in den Augen aller vernünftigen Leute war er genau eben so verrückt, als später ein gewisser Unterleutnant der Artillerie in Brienne erschienen wäre, hätte er seinen Gedanken gleich rücksichtslosen Ausdruck in der Oeffentlichkeit gegeben. Daß ein solcher Phantast die Eigenschaften eines richtigen Bureaumenschen besessen hätte, ist sehr unwahrscheinlich, und so verdenkt man es dem Oberrichter kaum, wenn er den unaufmerksamen Schreiber wenig brauchbar fand. Damit er ihn auf gute Art los würde, beschloß er ihn die Treppe hinaufzuwerfen und ersuchte den Hádschib Móßhafi, dem für die juristische Laufbahn nicht recht geeigneten Manne eine andere Stelle zu geben. Bald darauf ward das Amt eines Verwalters der Güter frei, welche auf den Namen des kleinen Prinzen Abderrachmán (S. 545) eingetragen waren, und Móßhafi, welcher dem sehr angesehenen Kadi gefällig zu sein wünschte, empfahl den Ibn Abi Ámir. Von der Vorstellung bei Hofe, das wußte der Ehrgeizige, hing seine ganze Zukunft ab; so nahm er alle seine Fähigkeiten zusammen, und da es ihm an Gewandtheit nicht fehlte, und er zudem ein schöner und mit seinen 26 Jahren[1]) auch ein stattlicher Mann war, so gefiel er der Sultanin Aurora ausnehmend. Der Chalife, welcher die Mutter seiner beiden Söhne (S. 545) auf Händen trug, ließ ihr in solchen Dingen gern die Entscheidung; so ward der bisherige Gerichtssecretär im J. 356 (967) für den von ihm gewünschten Posten ernannt. Es war nur ein kleines Hofamt, aber es bot den für einen gescheiten und ehrgeizigen Menschen unvergleichlichen Vortheil des häufigen Zutrittes zum Harem, dessen Bewohnerinnen in dem damaligen Spanien bei aller Abgeschlossenheit gegen außen doch in dem Verkehr mit bevorrechteten Personen des Hofstaates durchaus nicht ängstlich beschränkt waren. An Veranlassungen zu häufigen Audienzen bei der Mutter des königlichen Kindes, über dessen Apanage — um den modernen Ausdruck zu brauchen — Mohammed Ibn Abi Ámir Buch zu führen hatte, konnte es nicht mangeln; und er wußte sie bestens auszunutzen. Seine Erscheinung und das ebenso bedeutende wie geistreiche Wesen, das er an den Tag zu legen verstand, nahmen die Fürstin immer mehr für ihn ein; schon nach kurzer Frist ernannte sie ihn zu ihrem eigenen Güterverwalter und wußte es durchzusetzen, daß er nur sieben Monate nach seinem Erscheinen bei Hofe das Amt eines Münzwardeins erhielt. Dasselbe hat in den meisten orientalischen Staaten des Mittelalters stets die Geltung eines der ersten Palastämter und naturgemäß gleichzeitig eines besonderen Vertrauenspostens gehabt. Mohammed wußte es aus dem anderen Grunde zu schätzen, daß

1) D. h. Sonnenjahren; er war geboren 327 (939).

ihm dabei riesige Summen durch die Finger liefen. Das Evangelium hatte er nicht gelesen, aber seine eigene Findigkeit ihn den Satz gelehrt, daß man sich Freunde machen soll mit dem ungerechten Mammon. Ob er direct für sich selbst gestohlen hat, wissen wir nicht; aber für Andere that er es, und zwar wie Alles, was er jetzt in die Hand nahm, großartig. Wo irgend ein einflußreicher Mann in Geldverlegenheit war, er durfte sich nur an den gefälligen Münzwardein wenden; und Sitte[1]) Sobch wie ihre Damen bei guter Laune zu erhalten, war der liebenswürdige Cavalier unerschöpflich in der Erfindung von niedlichen und dabei natürlich immer sehr werthvollen Schnurrpfeifereien, die nicht minder seinem Geiste als seiner Börse Ehre machten. Auch redete man im ganzen Harem von nichts als von den zierlichen Präsenten des galanten Höflings, so daß selbst der Chalife, wenn er sich dort blicken ließ, kaum etwas Anderes zu hören bekam und mit seinen eigenen Geschenken immer weniger Glück machte. Gelehrt wie Hakam war, sah er die Welt doch keineswegs mit den Augen eines Professors der alten Schule an. „Ich weiß nicht, wo der Mensch das Geld herkriegt," meinte er brummend; „entweder er ist ein seltener Schwarzkünstler oder das reine Finanzgenie. Immerhin bin ich nicht ganz beruhigt über unsere Gelder, die er in Händen hat." Eine Weile ließ er doch des lieben Haremsfriedens willen das Ding gehen; als aber die Gegner, an welchen es einem so einflußreichen Manne trotz seiner charmanten Zuvorkommenheit gegen alle Welt nicht fehlen konnte, mit einer positiven Denunciation vorrückten, ordnete er eine Untersuchung an. Aber umsonst hatte sich Mohammed seine Freunde nicht gemacht; der Chef einer anderen großen Verwaltung stellte ihm die nöthigen Summen zur Verfügung, und Dank diesem Virement — auch einer der eleganten Begriffe, für welche unsere „arm, plump Sprak" kein Wort hat — stimmten Bücher und Cassen wundervoll. Hakam freute sich, daß er wirklich über ein Finanzgenie verfügte, der gefällige College bekam sein Geld zurück, Ibn Abi Ámir stand in höheren Gnaden als je, und die einzig Blamirten waren die unglücklichen Ankläger, die mit Schimpf und Schande abziehen mußten. Zur Belohnung für seine Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit in der Verwaltung bekam der zuverlässige Münzwardein jetzt eins nach dem anderen die einträglichsten Aemter zugewiesen und fand sich bald in der Lage, neben der Beibehaltung der freigebigen Gewohnheiten, die ihm so trefflich gewuchert hatten, auch einen glänzenden eigenen Haushalt führen zu können. Es ist unnöthig, ihn weiter auf den Schleichwegen zu begleiten, die ihn dem Ziele allgemeiner Beliebtheit bei Hofe wie unter den übrigen Classen der Bevölkerung immer näher brachten. Um aber gerecht zu sein, dürfen wir nicht verschweigen, daß er schon damals, wo es darauf ankam, Höheres leistete. Als Hakams General General Gálib im Kriege mit den Idrißiden (I, 622; hier S. 529) zwar glänzende Erfolge davon trug, aber auch Unsummen

1) Vgl. I, 633 Anm. 2.

Geldes verbrauchte, schickte der Chalife den Mohammed mit besonderen Vollmachten nach Afrika hinüber, der Verschwendung Schranken zu setzen. Hier bewährte der gescheite Mann sich in der That als Finanzgenie, dazu als großer Diplomat: er brachte es fertig, die Ausgaben in der gewünschten Weise zu beschränken, ohne den Unwillen der Offiziere und Soldaten zu erregen; im Gegentheil, auch unter ihnen, auf deren guten Willen er für die Zukunft leicht angewiesen sein konnte, wußte er sich durch geschicktes Eingehen auf ihre Interessen, durch die unerschöpfliche Liebenswürdigkeit seines Umganges bei durchaus sicherer Haltung in kurzer Zeit höchlichst beliebt zu machen. Die glänzende Lösung der ihm übertragenen Aufgabe vermehrte noch die Gunst, in welche er sich bei Hakam gesetzt hatte. Es kostete während der Krankheit des Chalifen seiner Gönnerin Aurora keine Mühe, seine Ernennung zum Haushofmeister zu erlangen: als solcher hatte er die Dienerschaft des Palastes unter sich und war neben dem ersten Wesír Mózhafi derjenige, auf welchen es neben den Commandanten der Leibwache, den Slaven Dschaudhar und Fáïk ankam, sobald es sich darum handelte, ob Hakams letztwillige Bestimmung über die Nachfolge ausgeführt werden sollte oder nicht. Ibn Abi Ámir und der Wesír waren durchaus dafür: natürlich, denn Jenes Stellung war mit der Existenz der Sultanin an das Chalifat ihres Sohnes geknüpft, und Mózhafi konnte unter einem unmündigen Herrscher am ehesten erwarten, die Zügel der Regierung in seinen Händen zu behalten, wo sie, wie er meinte, so vortrefflich aufgehoben waren. Grade das aber paßte den Slaven nicht; sie wollten nicht von einem Menschen abhängen, den sie nicht leiden konnten und von dem sie, bei dem allgemeinen Gegensatze zwischen Slaven und Arabern, eine Schmälerung ihrer Vorzugsrechte befürchten mochten. So beschlossen die beiden Offiziere, sobald Hakams Leben entflohen war, nicht dem Hischám, sondern einem Bruder Hakams, dem Mogíra, die Krone zuzuwenden. Sie waren in den letzten Augenblicken mit dem Todten allein gewesen; so konnten sie das Ende verheimlichen, bis Mózhafi in den Palast geholt war. Dort befand er sich — die Eingänge waren von den Slaven bewacht — in ihrer Gewalt und mußte dem Ansinnen, ihren Plänen sich zu fügen, nachgeben. Er that es zum Schein; während aber die Slaven sich in Sicherheit wiegen ließen, entbot er zu sich eilends den Ibn Abi Ámir und einige andere Mitglieder seiner Partei, insbesondere auch die Commandanten der arabischen und berberischen Regimenter, welche die Besatzung der Hauptstadt bildeten. Alle waren einig, daß man um jeden Preis den Anschlag der Slaven vereiteln müsse, und als sicherstes Mittel erschien es natürlich, den Throncandidaten derselben zu beseitigen, bevor ihm von der ganzen Sache etwas zu Ohren gekommen war. So wenig darüber ein Zwiespalt entstand, so schwer wollte sich auch von den anwesenden Truppenführern Jemand entschließen, den Mord auf sich zu nehmen, welchem ein Sohn des großen Abderrachmán zum Opfer fallen sollte. Da erbot sich zu aller Staunen Ibn Abi Ámir, dessen Stellung als Civilbeamter ihn am ehesten einer doch

nur unter militärischem Beistande zu vollziehenden Gewaltthat enthoben hätte, und hinter dessen liebenswürdig-elegantem Aeußeren bisher Niemand eine solche Energie der Rücksichtslosigkeit gesucht. Indeß war man froh, einen zu finden, welcher das Henkeramt übernahm. Eine Truppenabtheilung ward unter seinen Befehl gestellt und setzte sich nach dem Hause Mogiras in Bewegung, der ebensowenig wie irgend Jemand außerhalb des Palastes von dem Tode Hakams eine Ahnung hatte. Das Haus ward umstellt, Ibn Abi Ámir trat vor den Prinzen. Er theilte ihm das Ableben Hakams mit und fragte ihn, wie er über die Nachfolge des jugendlichen Hischám denke. Der Sinn der Frage war nicht zweifelhaft. Die Gefahr, welche so plötzlich an ihn herantrat, zu beschwören, erklärte Mogira sich ohne Zögern bereit, seinem Neffen zu huldigen, jede Bürgschaft für sein Verhalten zu stellen: beweglich aber bat er, seines Lebens zu schonen. Der frechste Egoist hat Augenblicke, wo ihm dunkel erinnerlich wird, daß er einmal etwas wie ein Gewissen gehabt hat. Die flehentlichen Worte des unglücklichen jungen Mannes — er zählte erst 27 Jahre — machten doch Eindruck auf den, welcher zum ersten Mal seine Hand mit unschuldigem Blute zu beflecken gekommen war. So schickte Ibn Abi Ámir einen Eilboten an Móßhafi, das Geschehene meldend und die Zurücknahme des Todesurtheils anrathend. Der Wesír hatte mehr Furcht vor den Slaven, als vor einem Morde, sofern ihn ein Anderer vollbrachte; er sandte augenblicklich Antwort, welche zu schleunigster Ausführung des Beschlossenen drängte. Ibn Abi Ámir war bereits zu weit gegangen: seine ganze Carriere — und welche Carriere! — wäre zu nichte geworden, hätte er weiter geschwankt. Er zollte der Menschlichkeit einen spärlichen Tribut, indem er dem Zimmer den Rücken wandte, in welchem seine Soldaten den armen Prinzen erdrosselten. Dann kehrte er zu Móßhafi zurück.

Der Plan der Slaven war gescheitert. Mit Gewalt gegen die schon in Córdova selbst an Zahl den ihrigen überlegenen arabisch-berberischen Truppen — vom Volke gar nicht zu reden — vorzugehen, war für sie aussichtslos: sie fügten sich für den Augenblick, und am folgenden Tage ward der elfjährige Hischám II. (366—403 = 976—1013) ohne Widerspruch als Chalife mit dem Beinamen El-Mu'aijad „der (von Allah) Unterstützte" ausgerufen, das Volk durch einen feierlichen Umzug des jungen Fürsten, mehr noch durch einen Steuererlaß gewonnen. Móßhafi erhielt die Würde eines Hádschib (S. 499), Ibn Abi Ámir trat in die Reihe der Wesíre ein. Obwohl aber im Range noch hinter Jenem zurückstehend, war der That nach der ehemalige Gerichtsschreiber schon jetzt der erste Mann des Reiches. Der Hádschib verfügte allerdings über die Maschinerie der Verwaltung, dem Namen nach sogar über die Truppen der Hauptstadt und der Provinzen, aber seine Charakterschwäche nahm ihm jede Möglichkeit, mehr als den Schatten der Macht sein zu nennen. Die Inhaber der großen Militärcommandos, insbesondere der Tudschibide Jachja in der oberen, Gálib in der unteren Grenzprovinz (s. S. 471 Anm. 1) fragten nichts nach dem Minister, den sie verachteten;

im Palaste lauerten die Slaven auf eine Gelegenheit sich zu rächen, und der maßgebende Einfluß auf den jungen Chalifen, in dessen Namen doch Alles geschehen mußte, ging natürlich von dessen Mutter Aurora aus, der Beschützerin, ja — die Volksstimme sagte es täglich deutlicher — der Geliebten des Ibn Abi Ámir. Immer lag es nur an der Unfähigkeit des Hádschib, wenn es ihm trotz der in seinen Händen befindlichen großen Mittel nicht gelang, seine Stellung allmählich zu festigen und sich zum wirklichen Regenten des Staates aufzuschwingen. Aber nur für die Routine der Verwaltung reichte sein Können: sobald etwas Außergewöhnliches eintrat, was schnellen Entschluß und besondere Maßregeln erforderte, war er rathlos. Dann mußte der klügere und thatkräftigere Genosse helfen: er that es, aber nur, um die Gelegenheit zur Erhöhung seines Ansehens, zur Gewinnung neuer Freunde, zu immer größerer Isolirung Móßhafis zu benutzen. Mit dem ganzen Aufgebote der Schlauheit, welche ihm später den Spitznamen „der Fuchs" (thá'alab) einbrachte, wußte er zuerst die Slaven durch Entfernung des Dschaudhar, Verbannung des Fáïk, Beseitigung anderer ihrer angesehensten Führer unschädlich zu machen; dann, als immer lautere Klagen der Grenzbevölkerung über die zunehmenden Einfälle der Leoneser einen Kriegszug nach dem Norden unabweisbar erscheinen ließen, den persönlich zu leiten der Hádschib sich doch nicht zutraute, nahm der Wesír, der Alles konnte, menschenfreundlich auch das auf sich. Er führte mit Erfolg eine Razzia auf dem christlichen Gebiete durch und brachte zur Freude der Cordovaner, die schon unruhig zu werden anfingen, reiche Beute und viele Gefangene mit (366 = 977), gleichzeitig dem Volke der Hauptstadt von Neuem Respect einflößend und, nicht weniger durch seine plötzlich hervortretenden militärischen Fähigkeiten als durch wohlberechnete Freigebigkeit, rasch seine Beliebtheit unter den Truppen mehrend. Móßhafi verhehlte sich nicht, daß ernstliche Gefahr dem Reiche wie seiner Person drohe, wenn er nicht die Verstimmung, die zwischen ihm und dem vom Heere vergötterten Gálib eingetreten war, beseitigte: Ibn Abi Ámir war so liebenswürdig, die Vermittlung gelegentlich eines zweiten Feldzuges gegen die Christen zu übernehmen, den er in Gemeinschaft mit Gálib wenige Monate später ausführte. Er löste sein Versprechen natürlich mit solchem Eifer ein, daß er den ersten General des Reiches vollkommen auf seine Seite brachte und womöglich noch mehr als früher gegen den Hádschib einnahm. Seiner Unterstützung sicher, führte er nun den ersten Streich gegen den, welcher ihm bis dahin blind vertraut hatte: im Augenblicke der siegreichen Rückkehr der cordovanischen Truppen nach der Residenz selbst ward durch ein Decret des Chalifen Móßhafi's Sohn Mohammed der bis dahin von ihm verwalteten Präfectur der Hauptstadt entsetzt und diese an Ibn Abi Ámir übertragen (366 = 977). Die Maßregel war nothwendig, denn der Sohn des Hádschib, lässig und energielos wie sein Vater, hatte Ordnungswidrigkeit und Unsicherheit in bedenklicher Weise einreißen lassen, und gegen die Wahl des Nachfolgers ließ sich nichts sagen, denn wie überall bewährte des Sultanin Günstling auch hier

seine ungewöhnliche Tüchtigkeit: mit solcher Rücksichtslosigkeit schritt er gegen jeden Unfug ein, daß er seinen eignen Sohn[1]) für ein vermuthlich in jugendlichem Uebermuthe begangenes Vergehen zu einer Anzahl Geißelhieben verurtheilte, an deren Folgen der Unglückliche starb. Die Einwohner der Residenz, durch solche Strenge rasch von der Plage der Uebelthäter befreit, achteten den kräftigen, ja wie es schien aufopfernden Beamten nur um so höher: dem Mózhafi aber mußten endlich die Augen aufgehen — jetzt erst erkannte er in dem, welchen er für seinen ergebensten Freund gehalten, seinen gefährlichsten und gewissenlosesten Nebenbuhler. Dessen bereits allzuweit vorgeschrittene Pläne zu vereiteln gab es nur ein Mittel, Versöhnung mit Gálib und Gewinnung dieses wichtigsten unter den Generälen für einen Bund gegen den frechen Emporkömmling. Er schrieb ihm, versprach Alles, was den Ehrgeiz eines alten Offiziers, der sich auch den Staatsmann zu spielen berufen glaubt, irgend reizen konnte, erbat endlich die Hand von Jenes Tochter für einen seiner Söhne. Gálib, dem es gleich sein konnte, durch wen er seinen Einfluß auf den Hof zum maßgebenden machte, ging auf die Vorschläge ein: kaum aber gelangten diese Verhandlungen zur Kenntniß des Ibn Abi Ámir — man kann sich denken, daß es dem Präfecten von Córdova und Haushofmeister des Chalifen an Spionen nicht fehlte — als er Himmel und Hölle in Bewegung setzte, den Vollzug einer so gefährlichen Verbindung zu hintertreiben. Mit jener dämonischen Kunst, die später z. B. auch dem ersten Napoléon es gelingen ließ, nach zehnfacher Erprobung seiner Treulosigkeit immer noch Glauben für seine Zusicherungen zu finden, wußte er im letzten Augenblicke den Gálib zum Rücktritt von den bereits getroffenen Verabredungen zu bewegen: die Tochter, welche der Hádschib mit seinem Sohne zu vermählen gedacht hatte, erbat der Fuchs für sich selbst zur Ehe. Der tapfere, aber von seiner eigenen Größe etwas zu sicher überzeugte General ließ sich umgarnen. Die Sultanin Aurora brachte der Nothwendigkeit, den ersten Militär des Reiches an ihren Liebling zu ketten, den ausschließlichen Besitz des Letzteren zum Opfer: sie richtete selbst die Hochzeit aus, welche den Ibn Abi Ámir zu Gálibs Schwiegersohn machte und gleichzeitig Mózhafis Schicksal besiegelte. Sein endgiltiger Sturz erfolgte wenige Monate später (367 = 978) unter der gewöhnlichen Anklage der Veruntreuung amtlicher Gelder, die aus dem Munde seines Gegners besonders merkwürdig geklungen haben mag: um seine Unverschämtheit auf die Spitze zu treiben, ließ dieser von dem Chalifen die Leitung des Verfahrens sich selbst übertragen. Mit größter Härte ward gegen alle Nepoten des entsetzten Ministers eingeschritten, ein geachteter Offizier des Heeres fiel persönlichem Grolle des Ibn Abi Ámir zum Opfer, und nicht einmal das unedle Vergnügen mochte dieser entbehren, an dem Elend des gefallenen Nebenbuhlers sich zu weiden: unter fortwährenden Mißhandlungen

1) Mohammed Ibn Abi Ámir war damals 37 Jahre alt und hatte bereits mehrere heranwachsende Kinder. Den Namen des hier gemeinten kennen wir nicht; sein Schicksal theilte später einer seiner Brüder (unten S. 565).

hat er ihn fünf Jahre lang auf allen seinen Reisen und Feldzügen mit sich herumgeschleppt, bis er endlich der Sache überdrüssig wurde und den unglücklichen Greis, welcher durch jene dem echten Muslim eigene männliche Fassung im Unglück seine Fehler reichlich gut gemacht hatte, des kleinen Restes seiner Tage berauben ließ.

Von den Unthaten, welche ehrgeizige Weiber in der Nähe von Königsthronen begangen haben, weiß beinahe jedes Land der Welt reichlich zu erzählen. Auch dem muslimischen Spanien sind sie nicht erspart geblieben. Abderrachmáns II. Frau Tarúb wollte ihrem Sohne zu Liebe den Gemahl vergiften (S. 474); Aurora wußte sie zu übertreffen, indem sie ihrem Geliebten, wenn nicht das körperliche, so doch das geistige Leben des eignen Sohnes opferte. Während Ibn Abi Ámir Schritt für Schritt zu der Würde des Hádschib, die nach Mózhafis Ungnade ihm zu Theil ward, sich emporgedrängt hatte, war der junge Chalife Hischám in sein dreizehntes Lebensjahr eingetreten. Er sei von Hause aus, erfahren wir, geweckten Geistes und frühreifen Urtheils gewesen; dachte man dazu an Abderrachmán III., welcher schon mit 22 als Selbstherrscher große Dinge zu vollführen begann, so ließ sich ein nicht allzu entferntes Ende von Auroras und Ibn Abi Ámirs Regentschaft voraussehen. Das entsprach wenig den Absichten seiner Mutter, ganz und gar nicht den eigensüchtigen Plänen ihres Günstlings. So beschlossen Beide, nach Möglichkeit die geistige Entwicklung des Knaben zu unterdrücken, damit er in ewiger Unmündigkeit erhalten bleibe. Das Schlimmste läßt sich hier nur ahnen, nicht durch ausdrückliche Ueberlieferung begründen; fest steht aber, daß Alles geschah, durch frühzeitige Häufung von Andachtsübungen und Fasten sein Dichten und Trachten von den Dingen dieser Welt abzuwenden, ihn in vollständiger Unkenntniß der Pflichten seines hohen Berufes zu erhalten, kurz den vielversprechenden Herrscher eines großen und blühenden Staates in einen beschränkten und unwissenden Mönch zu verwandeln. Wie der spätere Verlauf der Ereignisse zeigt, ist der teuflische Anschlag nur zu wohl gelungen; aber ehe man noch die geistige Entmannung des armen Jünglings vollkommen zu Stande gebracht hatte, zeigte eine unerwartet hereinbrechende Gefahr, wie dringend es dem edlen Vormünderpaare geboten erscheinen mußte, schon damals jede Möglichkeit einer selbständigen Willensregung des jungen Fürsten zu beseitigen. Bei allem Einflusse, den Ibn Abi Ámirs heuchlerische Liebenswürdigkeit und die unläugbaren Erfolge seiner verwaltenden und kriegerischen Thätigkeit in allen Kreisen der Bevölkerung von Córdova ihm gewonnen hatten, fehlte es doch nicht an Unzufriedenen. Neider des allmächtigen neuen Ministers, persönliche Freunde Mózhafis, vor Allen die gedemüthigten aber nicht beseitigten Slaven wühlten im Geheimen, und was das Bedenklichste war, auch die Fakihs der Hauptstadt waren dem Hádschib wenig grün: mit ihrer durch lange Uebung verfeinerten Nase witterten sie in dem „Fuchse", der in der That schwerlich auf irgend welche Glaubenssätze für seine Person großen Werth legte, den Freigeist und Ketzer. Man beschloß, sich von ihm und seiner gekrönten

Geliebten — skandalöser denn je lauteten die Gerüchte, welche aus dem Harem des Chalifenpalastes auf die Straße drangen — auf einmal zu befreien, indem man den Hischám ermordete und einen andern Enkel des großen Abderrachmán, den Abderrachmán Ibn Obeidallah, zum Herrscher ausriefe. Der Slave Dschaudhar, welcher trotz seiner Entlassung vom Hofdienste noch Mittel und Wege besaß, Zutritt bei dem Chalifen sich zu verschaffen, übernahm es, die That auszuführen. Es gelang ihm, eine Audienz zu erhalten: als er sich aber mit dem Dolche auf den königlichen Knaben warf, fiel einer der Anwesenden ihm noch rechtzeitig in den Arm, er ward überwältigt und gefangen genommen. Die Untersuchung führte eine Anzahl der Verschwornen wie den Prätendenten Abderrachmán selbst auf das Schaffot; aber damit hielt der kluge Ibn Abi Ámir die Sache keineswegs für abgethan. Die Betheiligung der Fakihs machte ihm Sorge; er fand es räthlich, seine Orthodoxie aller Welt vor Augen zu stellen und die Geistlichkeit zu überzeugen, daß sie unter seinem Regimente keine Schädigung ihrer Interessen zu befürchten habe. Mit der ihm eigenen Findigkeit hatte er ein ebenso einfaches wie zweckentsprechendes Mittel bald heraus: er ließ die angesehensten Gottesgelahrten der Hauptstadt in die große Bibliothek Hakams II. kommen und ersuchte sie, da die Regierung beschlossen habe, nach Kräften das Gift der Irrlehre von der Gemeinde fernzuhalten, sie möchten alle Bücher, welche von den gottlosen Wissenschaften der Philosophie, Astronomie u. s. w. handelten, heraussuchen, damit man sie verbrennen und damit allen religionsschädlichen Studien ein Ende machen könne. Mit der ihm eigenen Vorurtheilslosigkeit hatte der verstorbene Chalife in der That auch von solchen Werken eine große Anzahl seinen Sammlungen einverleibt: man stellt sich ohne Schwierigkeit vor, mit welcher wonnigen Gründlichkeit die guten Theologen sich an die Arbeit machten, das Teufelszeug zusammenzulesen. Zu mehrerer Klarstellung seines Glaubenseifers betheiligte sich der fromme Hádschib persönlich an der Ceremonie der Verbrennung — Hakam hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er geahnt hätte, wie man mit seinen geliebten Manuscripten umsprang. Der beabsichtigte Zweck ward beiderseits erreicht: zwar nicht Astronomie und Mathematik, deren Betrieb seit Maslama (S. 536) schon allgemeiner um sich gegriffen hatte, wohl aber die Anfänge des philosophischen Studiums wurden für längere Zeit wieder lahm gelegt, und die Fakihs ließen den Ibn Abi Ámir einstweilen ruhig weiter schalten. Indeß lag es am Tage, daß im Hinblick auf andere Möglichkeiten auch die Person des Chalifen noch mehr der Berührung mit der Außenwelt entzogen werden mußte: so gut wie ein Mörder in diesem Falle, mochte später ein ehrgeiziger Beamter oder Offizier Zulaß sich verschaffen und in einem unbewachten Augenblicke Einfluß auf den Herrscher gewinnen, ohne dessen Namen doch nun einmal nichts geschehen konnte. Daher begann der Hádschib im J. 368 (978) ein Neues. Um seine Regierung gegen jeden Handstreich, der von Hischáms Residenz, dem Palaste der Sachra (s. 508) aus denkbar schien, zu sichern, ließ er eine besondere Stadt zur Woh-

nung für sich und zum Sitze für die Centralbehörden etwas östlich von Córdova am Guadalquivir errichten. Sie erhielt den Namen Es-Sâhira („die Glänzende"); binnen zwei Jahren waren die Bauten so weit vorgeschritten, daß der Hâdschib und seine Beamten an den neuen Ort übersiedeln konnten, der nun als der eigentliche Mittelpunkt der Verwaltung rasch sich zu großer Blüte entwickelte und bald die Sachra selbst in den Schatten stellte. Dort blieb der Chalife wohnen, aber kaum noch in anderer Eigenschaft denn als Gefangener. Er ward auf das Strengste bewacht, sein Palast schließlich sogar mit Mauer und Graben umzogen, jedes Verlassen des eingefriedigten Bezirkes ihm unmöglich gemacht: es sei nöthig, so lautete die offizielle Ausrede, den Fürsten vor einer Wiederholung der frevelhaften Anschläge zu bewahren, und er selbst habe, um sich ungestört seinen frommen Neigungen hingeben zu können, mit der Führung der Regierungsgeschäfte seinen bewährten Hâdschib beauftragt.

Auch damit aber, das wußte der ebenso kluge als gewaltthätige Minister, war noch keineswegs Alles erreicht. Das Unternehmen, einem ganzen Volke seinen König wegzuescamotiren, war originell, und an Geschick mangelte es dem Tausendkünstler wahrlich nicht; doch war die Frage, ob das Volk Solches sich würde bieten lassen. Es hing seit Abderrachmân III. mit berechtigtem Stolze an der Dynastie, welcher es seine Größe verdankte; und wenn das weniger scharfblickende Publicum auch von der äußerlich festgehaltenen Maske der Regierung Hischâms sich täuschen ließ, unter den Großen des Reiches gab es doch Manche, die mit solchen Grimassen kaum hinters Licht geführt werden konnten. Niemand war in dieser Beziehung dem Hâdschib furchtbarer, als sein Schwiegervater Gâlib, der ruhmgekrönte Feldherr Abderrachmâns III. und Hakams, dessen Einfluß auf die Truppen, so erfolgreich Ibn Abi Âmir bemüht gewesen war in manchen Kreisen des Heeres sich persönlich beliebt zu machen, sich doch noch weit über das Statthaltereigebiet der „unteren Grenze" hinaus fühlbar machte. Gâlibs Absicht aber, da er den Sturz des Mózhafi und die Erhebung seines Schwiegersohnes an dessen Stelle durchsetzen half, war keineswegs gewesen, diesen allmächtig zu machen, noch weniger, den Sohn des Hakam, welchem als Vertreter des Herrscherhauses der alte Client der Omaijaden Treue zu halten entschlossen war, bei Seite schieben zu helfen. Das wußte Ibn Abi Âmir ganz genau; um für den Bruch, der unter solchen Umständen nur eine Frage der Zeit war, vorbereitet zu sein, mußte er Jenem seine Waffe, das Heer, aus der Hand zu winden versuchen. Ein scheinbar aussichtsloses Unternehmen; aber „der Fuchs" brachte auch das fertig. Es kam einmal darauf an, die Truppen, welche Gâlib nicht in seiner Statthalterschaft direct unter seinem Befehl hatte, unter die ausschließliche Botmäßigkeit der Regierung zu bringen, dann aber, sie durch Anwerbungen von außen so weit zu verstärken, daß man auch im offnen Felde dem alten Krieger überlegen war. Das erste der beiden Ziele erreichte der Hâdschib, indem er die Organisation der arabischen Truppen grundsätzlich änderte. Nach dem alten Territorialsystem (S. 436. 449) waren bis dahin die Angehörigen der einzelnen

Stamm- und Gauverbände auch innerhalb des Heeres zu besonderen Abtheilungen verbunden geblieben, so daß sich dasselbe gewissermaßen als eine Zusammenfassung von Vertretern jener Verbände selbst darstellte: Ibn Abi Ámir löste diese Verbindungen, indem er ohne Rücksicht auf Abstammung und Wohnort die Einzelnen in die verschiedenen Regimenter steckte, deren Einheit nun lediglich auf den Personen ihrer von der Regierung ernannten Führer beruhte — eine Maßregel, deren widerspruchslose Durchführung am besten zeigt, wie gründlich die alte Stammverfassung der Araber und Berbern seit Abderrachmán III. gebrochen war. Die zweite Absicht zu erreichen benutzte der Hádschib die Verhältnisse des Magrib, welche seit Hakams II. Krankheit sich gegen früher einigermaßen verändert hatten. Das Nachlassen des omaijadischen Einflusses südlich der Meerenge, welches die natürliche Folge von Móßhafis Energielosigkeit und Verlegenheiten bildete, konnte ein so thatkräftiger Mann, wie der Siride Boluggin, der fatimidische Statthalter von Afrika (I, 622), nicht ungenützt lassen: im J. 369 (979) erschien er mit einem großen Heere im Westen, und obwohl es ihm schließlich nicht gelang, die Häuptlinge der Senáta, welche nach ihren früheren Niederlagen (I, 621) jetzt hier ihren Schwerpunkt hatten und natürlich zu den Omaijaden hielten, vollkommen zu unterwerfen, so drängte er sie doch mit solcher Gewalt bis unter die Mauern des festen Ceuta zurück, daß ihre Massen auf engem Raume in große Verlegenheit geriethen und für den Augenblick nicht mehr im Stande waren, ihr Dasein zu fristen. Das gab dem Ibn Abi Ámir willkommnen Vorwand, ganze Schaaren dieser Berbern nach Spanien überzuführen, dem Namen nach, um die treuen Bundesgenossen gegen ihre Bedränger zu schützen, thatsächlich aber, um die Zahl der ihm unbedingt ergebenen Truppen zu vermehren. Den Schutz des Reiches an der Südgrenze ließ er darum nicht außer Acht: die Besatzung von Ceuta wurde bedeutend verstärkt, wenn auch der eigentliche Kampf gegen Boluggin den in Afrika zurückgebliebenen Horden der Senáta, die man durch Gewährung von Geldunterstützungen bei guter Laune erhielt, für die Zukunft überlassen blieb. Während aber der Hádschib die in seinen Dienst getretenen Berbern, vor Allen ihren Häuptling Dschá'afar Ibn Alí, mit Geschenken und Aufmerksamkeiten überhäufte, ließ er es doch an dieser Truppe sich keineswegs genügen, sondern bildete sich daneben eine andere, die womöglich noch ausschließlicher von ihm abhing, aus den ärgsten Feinden des Reiches, den Christen des Nordens selbst. Der Bevölkerung von Leon, Castilien, Navarra ging es damals recht übel. Einmal wollte es ihnen seit Abderrachmán III. mit den lohnenden Raubzügen auf das muslimische Gebiet nicht mehr flecken, im Gegentheil, alle Augenblicke sahen sie die eigenen Grenzbezirke von feindlichen Razzias verwüstet; dazu kamen die vielen Kriege zwischen den einzelnen Fürsten und Staaten, die seit dem Erwachen der castilischen Selbständigkeitsgelüste ärger denn je im Schwange waren. Die rauhen und wenig ergiebigen Gebirgsländer — die gesegneten Gebiete des Südens und Ostens befanden sich ja fast ausnahmslos in den Händen der

Muslime — konnten unter solchen Umständen die wachsende Zahl der Einwohner kaum noch ernähren, die inneren Fehden waren wenig geeignet, den Gemeinsinn und die Vaterlandsliebe zu stärken: so ist es kein Wunder, daß arme Teufel in großer Zahl auf das mohammedanische Gebiet überzutreten begannen, als man hörte, der cordovanische Minister biete einer neuen, aus aller Herren Länder rekrutirten Soldtruppe wahrhaft fürstliche Bezahlung und ein ebenso ehrenvolles wie glänzendes Dasein. Was einst dem Abderrachmán seine Slaven, was später auf italischem Boden dem Hohenstaufen Friedrich II. seine Saracenen, das wurden Mohammed Ibn Abi Ámir diese Christen: eine von ihrer muslimischen Umgebung durch Nationalität und Sprache streng geschiedene, ausschließlich ihm persönlich anhängende Leibtruppe, auf die er sich unbedingt verlassen konnte, die ihm gestattete, den slavischen, berberischen und arabischen Generälen des übrigen Heeres gegenüber selbständig aufzutreten, ihre Neigung zum Gehorsam zu verstärken, etwaiger Auflässigkeit kräftig entgegenzutreten. Im J. 370 (981) war der Hádschib fertig.

Alle diese Vorbereitungen indeß hatten dem Gálib, mochte er eine Zeit lang immerhin über die wahren Absichten seines Schwiegersohnes sich in Täuschungen wiegen, auf die Dauer nicht verborgen bleiben können. Die nach Vollendung des Baues der Sáhira im J. 370 (981) erfolgte Verlegung der Behörden dorthin und die Einschließung des Hischám in der Sachra hätten freilich wohl auch den Vertrauensseligsten stutzig gemacht. Während bis dahin die Beziehungen zwischen den beiden mächtigsten Würdenträgern des Reiches wenigstens äußerlich gute geblieben waren, mußte es jetzt zum Bruche kommen. Bei einer Zusammenkunft in einem Fort an der christlichen Grenze, welche um den gedachten Zeitpunkt stattfand, geriethen die zwei in einen lebhaften Wortwechsel. Gálib, als alter Offizier zum Diplomaten verdorben, warf seinem doppelzüngigen Bundesgenossen offen ins Gesicht: „Du Hund! Du bist es, der das Herrscherhaus ruinirt, die Wehrkraft lähmt, eine Willkürherrschaft im Staate sich anmaßt!" — und in der Hitze seines Zornes warf er sich mit dem Schwerte auf Ibn Abi Ámir. Der Hieb wäre tödtlich gewesen, hätte ihn nicht Jemand aus dem Gefolge erschreckt zuspringend abgelenkt; er verwundete auch so noch den Minister, der überrascht und wehrlos, dem Wuthausbruche des Entrüsteten zu entgehen, sich über die Brüstung des Thurmes warf, auf welchem die Unterredung stattgefunden. Der Sturz hätte ihn das Leben gekostet, wäre es ihm nicht gelungen, im Fallen einen Vorsprung der Mauer zu erhaschen, von welchem ihn seine außen harrenden Begleiter dann herunterheben konnten. Gálib war so anständig und unvorsichtig, ihn laufen zu lassen; damit aber war der Bürgerkrieg entschieden.

Der berühmte Feldherr, der treue Diener dreier Chalifen, hatte mit seinen Vorwürfen nur zu recht gehabt: und trotzdem war es ein Glück für das Land, daß in dem Kampfe, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nicht der rauhen Ehrlichkeit, sondern der verschlagenen Lüge der Sieg zufiel. Die einmal

geschaffene Lage zu beherrschen, das Reich vor Zerstückelung zu bewahren, war nur ein überlegener Staatsmann wie Ibn Abi Ámir selbst im Stande: so erscheint es begreiflich, daß die Götter einmal wieder anders entschieden, als dem alten Cato gefallen haben würde. Gálib, der sich die vergrößerte militärische Stärke des Gegners nicht verhehlte, rief die Leoneser zu Hilfe, und Ramiro III., welchem der Zwist im Lager der Muslime willkommene Gelegenheit zur Umkehr der bisherigen Verhältnisse zu bieten schien, zögerte nicht, ihm seine Unterstützung zu gewähren. Im Namen des von dem falschen Hádschib an der Ausübung seiner Herrschaft verhinderten Chalifen zogen die Verbündeten gegen Córdova; nach verschiedenen Kämpfen schien in der Hauptschlacht die bewährte Tapferkeit und Kriegskunst des besten Generales seiner Zeit auch diesmal die Niederlage seiner Feinde bereits entschieden zu haben, als ein unglücklicher Zufall den Gálib vom Pferde stürzen machte und damit dem Ibn Abi Ámir den Sieg zuwarf. Unter den Getödteten fand man den Leichnam des letzten wirklichen Vertheidigers der omaijadischen Dynastie: ihre Herrschaft wurde mit ihm zusammen in das Grab gesenkt. Denn zwanzig Jahre hindurch war nun in Spanien der Wille des übermächtigen Ministers oberstes, ja einziges Gesetz. Zwar fehlte es nicht an Intriguen und Verschwörungen, die ihn seiner angemaßten Herrschaft zu berauben drohten: aber stets wußte der schlaue und gewaltthätige Mann die Pläne der Gegner vor der Reife zu entdecken oder in der Ausführung zu vereiteln. Im Anfang noch im Geiste jener niederträchtigen Tücke, welche nicht allein den wirklichen, sondern auch den blos möglichen Feind zu treffen sucht: noch im J. 372 (983) ließ er den Berberhäuptling Dschá'afar (S. 556), dessen gutem Schwerte er einen großen Theil seines Erfolges dankte, verrätherisch ermorden — nicht ohne selbstverständlich die größte Trauer über den Verlust eines solchen Freundes an den Tag zu legen. Später indeß zeigte er sich in dieser wie in vielen Beziehungen von einer ganz andern Seite.

Wenn man das Emporkommen des merkwürdigen Mannes — des merkwürdigsten, welchen das muslimische Spanien hervorgebracht — von seinen ersten Anfängen bis zu dem Punkte überblickt, an dem wir soeben angelangt sind, wird man sagen müssen, daß sich kaum irgendwo im ganzen Laufe der Weltgeschichte eine Herrschaft auffinden läßt, welche durch gemeinere Mittel gewonnen wäre. In Spanien sicher nicht. An Hinterlist und Gewaltthat hat es hier so wenig gefehlt wie irgendwo: aber wie hoch steht ein Abderrachmán I., ja ein Abdallah über diesem Menschen, der sich mit gestohlenen Staatsgeldern in einen Harem hineinschwindelt und an einer Weiberschürze hängend zu einem Throne herankriecht. Aber nie ist andererseits eine wie immer gewonnene Herrschaft mit bewunderungswürdigerer Tüchtigkeit und in größerem Stile geführt worden, als in diesem Fall. Es ist, als verschwinde in dem Augenblicke, wo die Sicherheit des Erfolges über allem Zweifel steht, der Fuchs, einem Löwen Platz zu machen. Höchstens ein kleiner Zug mahnt in seltenen Augenblicken, daß es keine königliche

Natur ist, der wir gegenüberstehen. Als sich der Hádschib, so wird uns berichtet, auf der Höhe der Macht sah und unumschränkt über ganz Andalusien herrschte, ließ er sich die Jugendgenossen kommen, mit welchen er als armer Student über seine künftige Größe sich unterhalten hatte. Jeder erhielt das Amt, welches er damals bezeichnet hatte: aber demjenigen, dessen Spott ihn vor Jahrzehnten verletzt, konnte er doch nicht vergeben — zwar wurde das Urtheil, welches er sich für den Fall selbst gesprochen, nicht ausgeführt, aber die Confiscation seines Vermögens strafte den Scherz, dessen Unzeitigkeit so spät noch sich herausstellen sollte. Wie die Chalifen, so fand es auch der, welcher der That nach jetzt ihre Stelle einnahm, seiner Würde angemessen, Dichter und Schriftsteller um sich zu versammeln und sich von ihnen preisen zu lassen. Obwohl aber die Blüte andalusischer Poesie, deren Frühling die Vorfahren gesehen, sich nur immer mehr entwickelte, bedeutende Dichter, welche zum Theil schon unter Hakam II. geglänzt, wie Jûßuf er-Ramádi, Ibn Derrádsch und Andere, auch die Epoche seines Nachfolgers schmückten, Historiker wie der bekannte Ibn El-Fáradi die Großthaten der spanischen Muslime zu schildern fortfuhren, kurz der Reichthum der litterarischen Erzeugnisse sich eher mehrte als abnahm, so klagte man doch, Ibn Abi Ámir wende häufig seine Gunst unbedeutenden Schmeichlern und Afterpoeten zu statt den wirklichen Fürsten der Kunst und Wissenschaft: ihm fehlte eben der geläuterte Geschmack, der in dem legitimen Herrscherhause erblich gewesen war. Aber in allen Hauptsachen blieb er auch hinter den größten Fürsten des Islâms nicht zurück, nachdem einmal seine Autorität fest begründet war. Der ehemalige untreue Beamte zeigte jetzt eine Gerechtigkeitsliebe, vor der es keinen Unterschied der Person gab; der dem beschränkten Fanatismus der Fakihs die Bibliothek Hakams II. ausgeliefert, ergriff nun jede Gelegenheit, der Verfolgungssucht der Geistlichkeit wenigstens einigermaßen Schranken zu setzen; der furchtbare Egoist, dem in seinem Jagen nach Macht und Ehre aber auch nichts heilig gewesen, fand jetzt, wo Niemand seiner Laune in den Weg zu treten gewagt hätte, Augenblicke einer fast rührenden Selbstüberwindung — als ihm offenbar wurde, daß eine seiner Sklavinnen, die seine ganze Neigung besaß, in Liebe zu einem der Wesire des Hofes entbrannt war, beherrschte er Zorn und Eifersucht und vereinte selbst, die eben noch für ihr Leben gezittert. Es ist, als hätte die fixe Idee, welche ihn seit frühster Jugend beherrschte, nur vorübergehend die edleren Seiten eines Wesens in den Hintergrund gedrängt, das unter allen Umständen ein ganz außerordentliches war. Seine Haupteigenschaften blieben immer die eines fast untrüglichen Scharfblickes und einer stählernen Energie des Charakters. Wie diese ihn bis zum letzten Athemzuge aufrecht erhielt, als er, einem Todten ähnlicher als einem Lebendigen, von einer furchtbar schmerzhaften Krankheit gepeinigt, doch in eigner Person noch einmal gegen die Christen kämpfte, so hat sie ihn während seines ganzen Lebens niemals auch nur einen Augenblick im Stiche gelassen. In zweiundfünfzig Feldzügen hat er selbst den Befehl geführt; und wie die

Christen während seiner Regierung keinen Augenblick Ruhe vor seinen Waffen hatten, so entging von den Angelegenheiten der inneren Verwaltung nichts seiner Aufmerksamkeit. „Herrscher dürfen nicht schlafen," sagte er einst zu einem Vertrauten, der ihn mahnte, seine Gesundheit nicht durch unablässige Nachtarbeit zu untergraben; „wollte ich ausschlafen, so würden bald in der ganzen Hauptstadt nichts als Schläfer zu finden sein." Der erste und vornehmste Gegenstand seiner Fürsorge blieb immer das Heer, welches er sich geschaffen und das weiter durch berberische und christliche Mannschaften zu vermehren und auszubilden er nicht müde wurde. Glänzend war seine Freigebigkeit, eisern die Disciplin, welche die Truppen zusammenhielt und seinem leisesten Winke gehorsam machte. Sein Feldherrntalent stand hinter keiner anderen seiner glänzenden Gaben zurück und wurde von seinem Glücke fast noch übertroffen: er hat in seinem ganzen Leben keine Schlacht verloren. Mehr noch als Alles dies aber wirkte die Macht seiner Persönlichkeit auf die Soldaten, daß sie in blinder Ergebenheit für ihn durch's Feuer gingen. Er hatte das richtige Gefühl für das, was dem gemeinen Manne imponirt, und wußte zu ihm zu reden, nicht mit Worten, sondern mit Handlungen, deren halb thatsächlicher, halb symbolischer Eindruck eine beinahe zauberhafte Wirkung hervorrief. Eines Tages hielt er eine Musterung ab: schweigend und regungslos, wie es die furchtbare Strenge seiner Disciplin forderte, standen die Tausende vor ihm. Da sah er es in einer der tieferen Reihen aufblitzen: ein Soldat hatte dem Nebenmanne etwas an seinem Schwerte zeigen wollen, und dabei war dieses der Scheide entglitten. Sofort ließ er den Mann vor die Front treten und fragte ihn, wie er sein Schwert ziehen könne, da er doch wisse, daß dies ohne Befehl durchaus unzulässig sei. Vergeblich suchte der Unglückliche sich zu entschuldigen: „Dafür giebt es keine Entschuldigung," war die Antwort des Feldherrn; auf der Stelle ward er mit demselben Schwerte geköpft und das abgeschlagene Haupt auf einer Pike durch die Reihen getragen, damit die Leute lernten, was es mit der Disciplin auf sich habe. — Wenn einmal in der Schlacht die Tapferkeit seiner Truppen dem Hâdschib nicht genügte, so nahm er seinen goldenen Helm ab und setzte sich schweigend auf die Erde, wie um anzudeuten, daß er es verschmähe, so kümmerlichen Thaten seine Aufmerksamkeit zu schenken: das genügte, um die Leute zu übermenschlichen Anstrengungen zu vermögen. Durch solche Mittel hatte der geniale Menschenkenner bald seine Mannschaften, Berbern, Christen und Araber, in gleicher Weise zu einer unwiderstehlichen Waffe zusammengeschweißt, über die er, und er allein, uneingeschränkt verfügte. Innere und äußere Feinde mußten, so lange er lebte, ohnmächtig an dieser Macht zerschellen; und die Masse des Volkes vergaß allmählich ihren rechtmäßigen Chalifen über den blendenden Erfolgen, welche der Usurpator Jahr für Jahr in ununterbrochener Reihenfolge davontrug.

Selbst zu den Zeiten des großen Abderrachmân in der That hatte der Islâm auf dem Boden Spaniens nicht in so hellem Siegesglanze gestrahlt,

wie in den zwanzig Jahren, welche ſeine Fahnen um den goldnen Helm Mohammeds Ibn Abi Ámir flattern ſahen. Schwer büßte zunächſt Ramiro III. den Beiſtand, welchen er Gálib geleiſtet hatte. Schon im erſten Jahre nach des Letzteren Niederlage ſetzte der Hádſchib ſeine Truppen nach dem Norden in Bewegung (371 = 981). Zamora ward mit Ausnahme der Citadelle von einer muslimiſchen Abtheilung unter einem der omaijadiſchen Prinzen, Abdallah mit dem Beinamen Dürr-Stein[1]) erſtürmt und zerſtört, die Umgegend furchtbar verwüſtet. Während Ramiro den caſtiliſchen Grafen Garcia Fernandez und Sancho von Navarra zu Hilfe rief, drang Ibn Abi Ámir ſelbſt mit der Hauptmacht weiter in das Land hinein, ſchlug die vereinigten Fürſten bei la Rueda, nahm und zerſtörte Simancas (Schent Mákes) und beſiegte die Chriſten noch einmal vor den Mauern von Leon ſelbſt. Schon waren die Muslime in die chriſtliche Hauptſtadt eingedrungen, als der Ausbruch eines ſchweren Unwetters, das erſte Anzeichen des beginnenden Winters, ſie zum Rückzuge zwang. Die erlittenen Niederlagen ſteigerten die längſt vorhandene Unzufriedenheit der Leoneſer mit Ramiro; ſein Vetter Bermuda II. trat als Gegenkönig in Galizien auf (982 = 372), und der Bürgerkrieg führte zu dem ſchmählichen Ergebniß, daß beide Nebenbuhler nach einander in Córdova um bewaffnete Einmiſchung bettelten. Es war nicht mehr der einfache Mohammed Ibn Abi-Ámir, an den ſie ſich wandten: immer ſein Endziel der Gründung einer eignen Dynaſtie an Stelle der Omaijaden im Auge, hatte der Hádſchib den glänzenden Erfolg ſeines Feldzuges dazu benutzt, vorläufig wenigſtens einen jener Ehrentitel anzunehmen, wie ſie bis dahin nur die Chalifen ſich beigelegt hatten. Im Namen des Hiſchám erging der Befehl, den erſten Miniſter in Zukunft mit dem Beinamen El-Manßúr „der [von Allah] mit Sieg Begabte" anzureden, unter dieſem die Regierungsdecrete auszuſtellen ſowie ſeiner im Freitagsgebete nach dem Chalifen zu gedenken; auch der Handkuß, ebenſo wie jene Förmlichkeiten ein Vorrecht des Herrſchers ſelbſt — die mohammedaniſchen Chalifen ſind in dieſer Beziehung immer weniger anſpruchsvoll geweſen als der Stellvertreter Chriſti — ward zunächſt von den Weſiren, dann ſelbſt von den omaijadiſchen Prinzen gefordert. Es gab Niemand, der ihn weigerte. Im Gegentheil — eine unvermeidliche Folge der im Uebrigen ſo ſegensreichen Feſtigung der Alleinherrſchaft durch Abderrachmán und der Erſchlaffung des alten arabiſchen Freiheitsſinnes in den langen Jahren des Glückes und der Sicherheit — in wahrem Wettlauf eilten die Großen und Vornehmen der Reſidenz ſich in die Knechtſchaft zu ſtürzen: die Höflinge thaten mehr, als verlangt war, freiwillig erwieſen ſie auch den Söhnen des allmächtigen Reichsverweſers dieſelbe Ehre — „wo nur," bemerkt ſpöttiſch ein ſpäterer Chroniſt, „ein Knäbchen aus der Zahl ſeiner Kinder ihren Augen

1) Die Araber überliefern die ſpaniſche Form Pidr-schek, d. i. piedra-secca, neben dem arabiſchen el-Hadschar „der Stein". Vermuthlich war er geizig und erhielt deshalb den Spitznamen.

zu erspähen war, machten sie sich heran, fanden kein Ende ihm die Hand zu küssen und schmatzten ihm jede Fingerspitze einzeln ab." Wenn aber dem Regenten, wie jedem Emporkömmling, Derartiges Spaß machte, so war doch Niemand weniger als er geneigt in solchen Aeußerlichkeiten das Wesen der Macht zu suchen: bald genug zeigte er, daß er nicht in leerer Prahlerei sich, wie einst der gewaltigste der Abbaßidenchalifen (I, 462), El-Manßúr nennen hören wollte. So mancher islamische Fürst den Christen Nordspaniens sich furchtbar gemacht hatte, keines Gestalt ist ihrer Erinnerung mit annähernd so schrecklicher Deutlichkeit eingeprägt geblieben, als die des Almansor, wie sie ihn nannten und wie ihn noch heute die abendländische Geschichtschreibung zu nennen pflegt. Hätte es selbst die Nothwendigkeit, das Unregelmäßige seiner Stellung beim Volke durch glänzende Thaten in Vergessenheit zu bringen, der Geistlichkeit als Glaubensheld Beifall und Achtung abzugewinnen, nicht vermocht, sein eigener Ehrgeiz und das Bedürfniß, seiner gewaltigen Thatkraft Befriedigung zu schaffen, würden ihn auf die Bahn der Eroberungspolitik getrieben haben. Mit Leon ward er unter den vorliegenden Umständen bald fertig. Bereitwilligst stellte er Bermuda II., welchem auch nach Ramiros Tode vielfach die Anerkennung geweigert wurde, Hilfstruppen zur Verfügung, die allerdings zur Festigung von dessen Herrschaft beitrugen (374 = 984),[1]) aber gleichzeitig, da er sie im Lande behalten mußte, für die nächste Zukunft ihn zum Vasallen von Córdova machten: sogar eine Tochter, Therese, dem Heiden zur Gemahlin zu geben zwang seine unsichere Lage den König. Inzwischen hatte Almansor persönlich mehrere Razzias gegen Castilien und Navarra geleitet; die ganze Wucht seines Angriffes aber mußte 375 (985) die Grafschaft Barcelona erfahren, deren Hauptstadt zum ersten Male seit über anderthalb Jahrhunderten von den Muslimen erobert wurde. Die christlichen und berberischen Soldtruppen des Hádschib hausten in dem unglücklichen Orte auf das Entsetzlichste; er ward verbrannt, die Besatzung und der größte Theil der Einwohner getödtet, die Anderen in die Sklaverei geschleppt. War auch bereits früher die Kriegführung der Muslime nach unseren Begriffen eine rücksichtslose gewesen, so mußte sie doch für das Mittelalter noch für eine sehr menschliche gelten, besonders im Vergleiche zu den weit ärgeren Roheiten, welche die Christen sich zu Schulden kommen ließen; jetzt bewirkte es die Zusammensetzung von Almansors Heeren, daß auch auf dieser Seite Grausamkeit und Zügellosigkeit mehr und mehr überhand nahmen. Lange dauerte es, wie uns später sich ergeben wird, allerdings immer noch, bis sich der Unterschied ausglich, und das eigentlich arabisch-spanische Element hat bis zum Ende seiner Existenz in sich den Geist einer ritterlichen Noblesse auch gegen die Todfeinde erhalten, die man auf Seiten der katholischen Spanier seltener sich bethätigen sieht; aber die christlichen Reisläufer wie die Berbern im mohammedanischen Heere schänden nur zu häufig den isla-

1) Das Datum ist nicht ganz sicher, doch höchst wahrscheinlich.

mischen Namen, indem sie die von dem Kriegsgesetze ihrer Religion geforderte Schonung der Wehrlosen in greulicher Mordlust außer Acht lassen. — Nach der Zerstörung Barcelonas mußten größere Unternehmungen im Norden für einen Augenblick doch ausgesetzt werden, weil die Verhältnisse Westafrikas den Regenten zum Eingreifen zwangen. So lange der Siride Boluggin (S. 529) als Generalstatthalter der Fatimiden dort regierte, hatten die Bewohner des Magrib, seiner ihnen allzuwohl bekannten Energie (S. 556) eingedenk, sich ruhig gehalten. Im Jahre 373 (984) war er gestorben; dem Einflusse seines Sohnes und Nachfolgers Manßúr glaubten die Berbern des Westens eher mit Aussicht auf Erfolg sich entziehen zu können. Während aber die zu Córdova neigenden Stämme, insbesondere um Fes, bereits ihre Unabhängigkeit geltend zu machen sich anschickten, kam es zu neuen unerwarteten Verwicklungen. Kurz vor Bolugginś Tode hatte der Fatimidenchalife Asís (I, 625) einem der im Jahre 363 (974) von Gálib gefangenen und nach Córdova gebrachten Idrißiden, dem Haßan Ibn Kannún, welchen spätere Wandlungen bis nach Káïro verschlugen, die Erlaubniß gegeben, nach dem Magrib zurückzukehren. Es konnte dem Boluggin nur recht sein, wenn ein ausgesprochener Feind der Omaijaden Herr zu Fes wurde: so hatte er den Haßan mit Truppen unterstützt, und diesem war es in der That gelungen, eine Anzahl der westlichen Berbern zu gewinnen. Almansor konnte nicht dulden, daß eine Dynastie, welche Hakam II. beseitigt, unter seiner Regentschaft an den Thoren des Reiches sich von Neuem festsetzte: er schickte ein Heer nach Afrika, und Ibn Kannún, welcher sich dem Angriffe nicht gewachsen fühlte, war so unvorsichtig, auf die Zusicherung des Befehlshabers, daß man seines Lebens schonen werde, sich zu ergeben. Als er indeß nach Córdova eingebracht wurde, lehnte es Almansor ab, die ohne seine Ermächtigung geschlossene Capitulation zu genehmigen. Er wollte vor dem Idrißiden, einem ebenso bösartigen als energischen Gesellen, für alle Zukunft Ruhe haben und ließ ihn enthaupten, ebenso den eigenmächtigen Truppenführer, der ihm die Verlegenheit geschaffen; sämmtliche übrige Mitglieder des idrißidischen Hauses, welche sich noch in Spanien und dem von nun an wieder von Córdova abhängenden Magrib fanden, wurden verbannt (375 = 985). Die nicht sehr schöne Art, wie dem Haßan das einmal gegebene Versprechen gebrochen wurde, und die Hinrichtung des Offiziers, der vermuthlich doch in gutem Glauben gehandelt, machten viel böses Blut; insbesondere regte das Volk und die Geistlichkeit sich darüber auf, daß man so mit einem Idrißiden verfuhr, der als Scherif, d. h. Alide und Nachkomme des Propheten[1]) doch besonderer Rücksicht würdig schien. Almansor wußte dem allgemeinen Unwillen mit gewohnter Klugheit zu begegnen. Er empfand plötzlich das tief religiöse Bedürfniß, die große Moschee zu Córdova durch einen umfassenden

1) Scherif bedeutet „ein Adliger" und ist im Westen der gewöhnliche Titel der Nachkommen Mohammeds, wie in Persien Sseijid oder Imám-sáde (I, 626; hier S. 403).

Erweiterungsbau zu verschönern (vgl. S. 540); das schmeichelte dem Klerus, brachte Geld unter die Leute und gewährte ihm die Gelegenheit, mit Schaaren unglücklicher christlicher Gefangenen zu paradiren, die er aus seinen Feldzügen im Norden mitgeschleppt hatte und nun gefesselt vor der Leute Augen an der Verherrlichung des mohammedanischen Gotteshauses zu arbeiten zwang. Solches gefiel dem lieben Publicum, welches große Erfolge des Staates sich selber zuzuschreiben pflegt; und er trug Sorge, daß es demselben auch weiter nicht an staunenswerthen Neuigkeiten mangelte, welche die unangenehme Geschichte rasch in Vergessenheit brachten. Denn nun ging es wieder mit aller Macht gegen die Leoneser vorwärts. Man kann sich vorstellen, daß Almansors Besatzungstruppen in des armen Bermuda Gebiete nicht eben als höfliche Gäste sich benahmen; seine wiederholten Klagen stießen in Córdova auf taube Ohren, so daß er sich schließlich ermannte und die Muslime aus dem Lande warf. So gerechtfertigt zweifellos die Maßregel war, sie bekam ihm sehr übel. Anfang 377 (Mitte 987) stand der Hádschib bereits vor Coimbra,[1]) das erobert und von Grund aus zerstört ward; 378 (988) erschien er, an dem in Zamora den Angriff erwartenden Bermuda vorbeimarschirend, vor der Hauptstadt Leon, nachdem er den langen Weg dorthin durch Verwüstungen jeder Art weit und breit gekennzeichnet. Nach langer und tapferer Gegenwehr erlagen die wackeren Vertheidiger dem letzten Gewaltstoß. Den Einwohnern hatten die Barceloneser nichts zu beneiden; in dem Orte selbst ward kein Stein auf dem anderen gelassen. Von da zogen die Sieger nach Zamora zurück: der König verzweifelte, die Stadt zu halten und verließ sie heimlich — Grund genug für die Einwohner, sich ohne viel Umstände an Almansor zu übergeben. Zahlreiche Bezirke des Landes erkannten, dem Kriegsschrecken zu entgehen, die Oberherrlichkeit Córdovas an; Bermuda sah sich auf die Gebiete zwischen Astorga, das er einstweilen zu seiner Residenz machte, und dem Meere beschränkt. Auch dahin noch ihn weiter zu verfolgen, ward der Regent vorläufig durch eine Reihe von Ereignissen verhindert, welche seine Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite hinlenkten. Während in seinem Palaste zu Sáhira die Schmeichler ihn umdrängten, gab es anderer Orten, besonders in den Grenzprovinzen, deren Statthalter nicht so unmittelbar in seinem Griffe sich befanden, unter den arabischen Truppen, ja in manchen Kreisen der Regierung selbst Unzufriedene genug, die aus dem Bewußtsein, an Herkunft und Charakter dem verhaßten Emporkömmling voranzustehen, das Verlangen schöpften, seiner Usurpation ein Ende zu machen. Vor Allen war es der Tudschibide Abderrachmán Ibn Motarrif, der erbliche Statthalter Saragossas und der oberen Grenze, dessen Stolz auf seine fast königliche Würde ihn unwillig machte, dem Hádschib länger zu gehorchen; aber nicht minder war der Omaijadenprinz Abdallah Dürr-Stein (S. 561), Statthalter von Toledo, auf den Minister eifersüchtig, der mehr und mehr die Rechte des Herrscherhauses an sich riß. Zwischen

1) Arab. Kolumrija, das lateinische Conembriga.

diesen beiden und einem Sohne des Reichsverwesers selbst, Abdallah, der sich von dem Vater ungerecht zurückgesetzt glaubte — Almansor hatte Grund, an seiner Vaterschaft zu zweifeln — kam eine Verschwörung zu Stande, die auf nichts weniger, als auf die Beseitigung des Regenten und eine Theilung des Reiches abzielte. Almansor kam dahinter, ehe die Sache reif war; geschickt wußte er sich der Person des Dürr-Steins zu versichern, den Tudschibiden aber zur Theilnahme an einer Razzia nach Castilien zu veranlassen, in deren Laufe er ihn absetzte und gefangen nehmen ließ (379 = 989): da er die erledigte Statthalterschaft auf den Sohn des Gestürzten übertrug, so erhob sich kein Widerspruch seitens der mächtigen Familie, deren feste Stellung in der Nordprovinz allerdings jede Rücksichtnahme erheischte. Den Abdallah suchte er durch Milde zu gewinnen: aber das Gemüth des jungen Mannes war durch Mißtrauen und Bitterkeit vergiftet, er floh zu Garcia von Castilien. Sofort überzog Almansor diesen mit Krieg, nahm ihm mehrere Festungen und brachte ihn schließlich so ins Gedränge, daß er den Ueberläufer herausgeben mußte (380 = 990). Noch ehe dieser mit seinen Begleitern das muslimische Lager erreicht hatte, traf ihn das Todesurtheil, dessen Vollziehung er mit ungebrochenem Muthe begegnete; Abderrachmán ward ebenfalls hingerichtet, Dürr-Stein entkam für den Augenblick nach Astorga. Aber Almansor wollte es den Christen gründlich abgewöhnen, daß sie Empörern gegen seine Herrschaft Unterstand gewährten. Zuerst hetzte er Garcias Sohn Sancho zur Erhebung gegen den Vater und unterstützte ihn dabei mit seinen Truppen (384 = 994); Garcia fiel in der Schlacht am Duero tödtlich verwundet den Muslimen in die Hände, und Sancho ward als Graf von Castilien seinem Beschützer tributpflichtig. Dann rückte der Reichsverweser abermals gegen Bermuda von Leon, der nach dem Verluste von Astorga um Frieden bitten mußte: er ward ihm gegen die Auslieferung des Dürr-Steins und jährliche Tributzahlung bewilligt. Ein gewaltsamer Tod schien dem dritten Verschwörer nicht minder sicher wie seinen unglücklichen Genossen: er brachte es über sich, in der jämmerlichsten Weise um sein Leben zu betteln, und verachtend ließ ihn Almansor ein kümmerliches Dasein im Kerker weiter schleppen.

Die gefährliche Verschwörung hatte keine andere Folge gehabt, als das traurige Ende ihrer Anstifter und die tiefste Demüthigung fast des gesammten christlichen Spaniens vor dem unwiderstehlichen Manne, dem selbst die Pläne der Feinde nur zu erneuter Mehrung seiner Herrschergewalt ausschlugen. Er hielt es an der Zeit, den letzten Schritt nach dem lockenden Ziele hin zu thun, dem er sich mit unendlicher Langsamkeit und Vorsicht, aber unentwegter Ausdauer zubewegt hatte: nachdem er schon 381 (991) seinem jugendlichen Sohn Abdelmélik das Amt des Hádschib übertragen, 382 (992) seinen eigenen Ehrentiteln die Bezeichnung El-Mu'aijad, das heißt den offiziellen Namen des Chalifen Hischám selbst (S. 550) hinzugefügt, ließ er sich von jetzt ab Sseijid „Herrscher" und El-Melik el-kerím „edler König" anreden. An den religiös geheiligten Chalifentitel allein wagte er sich nicht, denn er wußte,

daß nur durch den Namen eines Stellvertreters des legitimen Oberherrn er das Gewissen des Volkes und der Geistlichkeit in dem Zauberschlafe erhalten konnte, in den es gefallen schien; aber König wollte er heißen, wie er es der That nach war und bis an sein Ende blieb, mochte auch eben jetzt noch einmal ein äußerster Versuch gewagt werden, ihn von seiner Höhe zu stürzen. Fast zwei Jahrzehnte waren verflossen, seit im Augenblicke des Thronwechsels die Gunst der Sultanin Aurora nicht weniger als die eigene gewissenlose Schlauheit dem Haushofmeister des Palastes eine maßgebende politische Rolle zugewiesen. Der Fluch, der allen nicht auf der sicheren Grundlage klarer Selbstbestimmung, sondern auf dem Triebsande willkürlicher und augenblicklicher Laune ruhenden Verbindungen anzuhaften pflegt, hatte auch hier in der langen Zwischenzeit reichliche Gelegenheit zu seiner Erfüllung gefunden. Die Mutter des Chalifen mußte sich allmählich überzeugen, daß mit dem Anwachsen von Almansors Herrschermacht seine Verehrung für sie auch äußerlich abnahm, ihr Einfluß auf den Mann wie den Regenten immer geringer wurde. Jetzt, wo er König hieß, fühlte sich die Alternde gänzlich bei Seite geschoben: umsonst hatte sie den eignen Sohn einem Undankbaren geopfert. Sie war nicht die Frau, das in Ergebung zu tragen; den Götzen, welchen sie einst aus dem Staube gehoben, wieder in den Staub zu stürzen, sann sie mit der ganzen findigen List, arbeitete sie mit der ganzen unheimlichen Energie eines schwer beleidigten, leidenschaftlichen Weibes. Sie hatte nur eine Waffe gegen ihn, aber eine furchtbare: die Person eben des Sohnes, gegen den sie als unnatürliche Mutter gehandelt. Einst hatte sie Alles gethan, die Willenskraft das armen Knaben im Keime zu ersticken; jetzt war ihr ganzes Trachten, die eingeschläferte zu erwecken, den Schwächling durch die Erkenntniß seiner unwürdigen Lage zum Widerstande gegen seinen Kerkermeister aufzustacheln. Gleichzeitig wühlten Sendlinge, die aus der Zahl alter Diener und persönlicher Anhänger des Herrscherhauses ihr nicht fehlen konnten, unter dem Volke in der Hauptstadt und bei einflußreichen Leuten in den Provinzen: der große Schatz der Chalifen, dessen Aufbewahrungsort noch im Palaste der Sachra sich befand, gewährte reichliche Mittel dazu. Während unter den Bewohnern Córdovas rasch sich die Anschauung verbreitete, der Chalife, welchen der Regent mit Gewalt von seinen treuen Unterthanen abgeschlossen halte, ersehne die Befreiung aus der Sklaverei des hochverrätherischen Usurpators, und deutliche Anzeichen aufständischer Bewegungen bereits hervortraten, ereignete sich das Unerhörte, daß Hischâm anfing, seinem Vormunde erst mit auffälliger Kühle, dann mit directen Vorwürfen entgegenzutreten, und gleichzeitig (Ende 386 oder Anfang 387 = 996/7) erhob in Fes der mächtige Senátahäuptling Siri Ibn Atija, dessen Einfluß im ganzen Magrib herrschte, offen die Fahne der Empörung, verjagte Almansors Beamte, ließ seinen Namen aus dem Kirchengebete fortfallen und erklärte laut, daß er mit seinen Berbern über die Meerenge gehen werde, um den Beherrscher der Gläubigen aus seiner Haft zu erlösen — eine Drohung, die um so weniger leicht zu nehmen

war, als auch Bermuda II. von Leon auf die Nachricht von dem Aufstande des Afrikaners sich wieder für unabhängig erklärte. Almansor, der nicht in Zweifel sein konnte, woher die Schläge kamen, suchte zu pariren, indem er auf ein Gutachten des Staatsrathes und der Geistlichkeit hin den Staatsschatz aus dem Chalifenpalast zu entfernen befahl: es war zu spät, Aurora wies die Ordre zurück — der Chalife habe verboten, ihr Folge zu leisten. Offne Gewalt gegen die heilige Person des Chalifen anwenden, hieß den Sturm entfesseln, der zu beschwören war: se soumettre ou se démettre lautete die Alternative, vor die ein gewöhnlicher Mensch sich gestellt sah. Almansor — das ist seine wie immer unvollkommene Rechtfertigung vor dem Richterstuhle der Geschichte — war kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Riese von Geist und Charakterstärke: die höchste Gefahr, deren Ernst er voll und klar ermaß, sollte ihm den höchsten Triumph bringen, daß, wo die Ohnmacht der ganzen ungeheuren materiellen Gewalt seiner Herrschaft am Tage lag, die Kraft seiner Persönlichkeit allein den Sieg für ihn entschied. Er hätte von sich mit Recht sagen können, daß ihm kaum je mehr als die Hälfte seines Geistes nöthig sei: jetzt warf er den ganzen in die Wagschale. Mit der vollen Sicherheit seines Genies trat er, als es ihm gelang noch einmal den Chalifen allein zu sprechen, dem schwankenden Monarchen gegenüber, und wie einst die Mutter dem Zauber seiner Rede widerstandslos sich hingegeben, so legte er nun abermals, und für immer, den Sohn in die Fesseln seiner Ueberlegenheit. Der Chalife übertrug ihm von Neuem in aller Form und vor angesehenen Zeugen die Leitung des Staates, befahl ihm den Schatz auszuliefern, und um zu zeigen, daß Alles nach seinem ausdrücklichen Willen geschehe, hielt er, von dem Reichsverweser und dem ganzen Hofe begleitet, einen feierlichen Umzug durch die Hauptstadt. Die Gerüchte, welche ihn zu Almansor in Gegensatz gestellt hatten, waren als Verleumdungen erwiesen, der Regent vor dem Volke auf das Glänzendste gerechtfertigt. Alles Andere war Nebensache. Aurora trat in das Dunkel der Einsamkeit zurück, in verspäteter Frömmigkeit ihr verfehltes Leben zu sühnen; mit Siri und Bermuda fertig zu werden konnte für den, welcher sich von Neuem als König eines mächtigen Großstaates fühlte, nicht mehr schwierig erscheinen. Einer der Clienten Almansors, der Eunuche Wâdich[1]) erhielt den Auftrag, mit einem Heere nach Afrika überzusetzen; die Züchtigung des Christen behielt der Reichsverweser sich selbst vor. Sie sollte zu einem Triumph gestaltet werden, wie ihn der Islâm seit den Tagen der Eroberung in Spanien nicht gefeiert hatte; so wollte es der Ehrgeiz des cordovanischen Herrschers wie sein Interesse, zu zeigen, daß er, und er allein, der Führung des Reichsschwertes würdig sei. Von allen Bezirken der Halbinsel, welche im Besitze der Ungläubigen waren, hatten einzig und allein die unzugänglichen Randgebirge des Nordens kein islamisches Heer gesehen, seitdem Pelagius und Alfons I. hier den ersten

1) ch rauh zu sprechen, fast wie in auch.

Christenstaat gegründet. Dort, im äußersten Nordwesten der Halbinsel, lag das nie von dem Tritte eines „Ismaeliten" (S. 522 Anm. 2) entweihte Grab St. Jagos von Compostella, des Nationalheiligen der christlichen Spanier. Um die Mitte des Jahres 387 (997) verließ Almansor Córdova an der Spitze seiner Reiterei, welche rasch die Mündung des Duero erreichte; dort vereinigte sie sich mit den Fußtruppen, die von einer großen Flotte ebendahin übergeführt waren. Der Minho ward überschritten, der vereinzelte Widerstand der Feinde gebrochen, und am Mittwoch, den 2. Scha'abán (11. [10.] August) erreichte man „die Stadt Schent Jákob". Die Einwohner waren geflohen; aber der ganze Ort ward dem Erdboden gleich gemacht, die Kathedrale nicht ausgenommen — nur das Grab des Heiligen selbst anzutasten, gestattete Almansor nicht; Wächter hüteten es vor jeder Entweihung, und einen greisen Mönch, der allein bei dem Heiligthume ausgeharrt, gebot der Todfeind der Christen ungestört seinen Gebeten zu überlassen. — Nach einigen Tagen trat das Heer den Rückzug an, die Beute des siegreichen Feldzuges mit sich schleppend; auf ihren Schultern mußten christliche Gefangene die Glocken des zerstörten Domes nach Córdova tragen. Dort hing man sie, zu Leuchtern umgewandelt, in der großen Moschee auf. Etwa 250 Jahre später sollten sie auf den Schultern gefangener Muslime zum Grabe des heiligen Jacobus zurückwandern . . . . .

Es ist, als ob eine Ahnung von dem, was die Zukunft über das Reich von Córdova bringen sollte, Almansors Geist bewegt hätte, als er nach Vollendung seiner größten Ruhmesthat im Glanze seiner Herrscherpracht in der Residenz wieder einzog. Sein Dichten und Trachten ging von da ab auf Anderes, als auf Sieg und Ehre. Niemand dachte freilich mehr daran, gegen den unbesieglichen König sich aufzulehnen. Hatte auch Wádich inzwischen gegen Siri in Afrika nicht viel ausgerichtet, so konnte das Ende dort trotzdem keinem Zweifel unterliegen; schon im folgenden Jahre (388 = 998) schlug des Regenten Sohn Abdelmélik den Rebellen aufs Haupt und eroberte das Magrib für Spanien zurück, lange bevor Siri selbst an den späten Folgen einer in der Schlacht erhaltenen Wunde geendet hatte (391 = 1001). So hätten die letzten Jahre von Almansors Leben in ungetrübtem Genusse seiner Herrschaft ihm vergehen können. Aber es war nicht an dem. Mit ungeschwächter Thatkraft freilich lenkte der Sechzigjährige das Ruder des Staates weiter, führte er trotz zunehmender körperlicher Schwäche, wie er gewohnt war, seine doppelten jährlichen Razzias auf die Gebiete der Christen. Aber so wenig die unglaubliche Klarheit und Kraft seines Geistes ihn jemals verließ: nicht wie der große Abderrachmán mit der ruhigen inneren Festigkeit eines freien Mannes konnte er sein Ende herannahen sehen. Der unbestechlichen Schärfe seines Blickes blieb es nicht verborgen, wie wenig Aussicht war, daß seines Lebens Werk, die Aufrechterhaltung eines großartigen Staatswesens, dessen Grundlagen den gewaltigen Bau doch nicht mehr sicher trugen, mit dauerndem Bestande gesegnet sein würde. Nur ihm hatte es gelingen

können, neben und über der legitimen Autorität der alten Dynastie eine neue persönliche Macht unter vielen Gefahren zu gründen und für seine Lebenszeit gegen alle Angriffe zu vertheidigen; ein Schwächerer mußte an solcher Aufgabe scheitern. So hat er kurz vor seinem Ende über das Schicksal des wie nie zuvor herrlich blühenden Córdova bittere Thränen vergossen. Und er selbst — Niemand ist Hörer der Gedanken gewesen, die in seinem Herzen sich anklagten und entschuldigten; aber auch er wurde in seinen alten Tagen fromm. Sich nach der Weise alter Weiber selbst zu belügen, war er zu klug und zu stolz. Er wußte, was ihm Allah am Tage des Gerichtes zu sagen hatte: so baute er nur auf eins. Es heißt[1]), daß Gott bei der Auferstehung diejenigen vor dem Feuer bewahren wird, deren Füße auf seinem Wege (d. h. im heiligen Kriege; I, 108, Anm. 1) sich mit Staub bedeckt haben. Konnte Almansor eines Verdienstes sich rühmen, so waren es seine unablässigen Fehden gegen die Ungläubigen: daher gewöhnte er sich, auf seinen Feldzügen allen Staub, der im Laufe des Tages an seinem Leibe sich gesammelt, Abends sorgfältig abwischen und aufbewahren zu lassen. Schließlich hatte er einen ganzen Kasten voll davon; damit, verfügte er, sollte vor dem Begräbniß sein Leichnam bestreut werden — wie etwa fromme Kreuzfahrer sich Erde aus Palästina mitbrachten, um einmal in geweihtem Boden zu ruhen. Sind aber seine Thaten gegen die Christen das, worauf er als Muslim selig zu werden hoffte, und um dessen Willen seine Glaubensgenossen ihm Alles vergaben, was er je gesündigt, so ist um so unauslöschlicher der Haß gewesen, welchen das katholische Spanien auf ihn geworfen hat. „Im Jahre 1002", sagt ein mönchischer Chronist, „starb Almansor; er liegt in der Hölle begraben." Es war am 10. August des genannten Jahres (27. Ramadán 392), als die Krankheit, welche längst an seinem Leibe gezehrt und ihn zuletzt mit entsetzlichen Schmerzen gefoltert, seinem Leben ein Ende machte. Es war auf der Rückkehr von seinem zweiundfünfzigsten Kriegszuge gegen die Christen; wie er gebetet, nahm ihn sein Herr zu sich, während er „auf Allahs Wege" sich befand. Er ward zu Medina Celi beigesetzt; auf seinem Grabstein las man die Verse:

„Seine Spuren erzählen Dir seine Geschichte, daß wie vor Augen Du ihn siehst,
Bei Gott, nie wird der Zeiten Lauf seines Gleichen bringen, Keiner die Grenze schützen wie er."

Der Dichter hat wahr gesprochen: kein großer, noch weniger ein guter, aber ein gewaltiger Mann, hat Almansor ein Vierteljahrhundert lang die Größe seines Vaterlandes mit starkem Arme geschützt, und als dieser Arm gelähmt herabsank, fiel nur zu rasch auch die Größe des Landes in sich zusammen. Für den ersten Augenblick schien freilich Alles in dem gewohnten

1) Nicht im Koran (Dozy, Histoire III, 238), wohl aber, wie mir von meinem Freunde Dr. Snouck Hurgronje mitgetheilt wird, in der Ueberlieferung vom Propheten (z. B. Bochári im Capitel Dschihád).

Geleise weitergehen zu sollen. Almansor hatte, als er sein Ende herannahen fühlte, seinen Sohn, den Hádschib Abdelmélik, der mit dem Beinamen El-Mozaffar längst die Anwartschaft auf die Nachfolge in der Regierung besaß, eilends nach der Residenz vorausgeschickt, damit er dort die Zügel der Herrschaft bereits in der Hand hielte, wenn die Nachricht vom Tode des gefürchteten Reichsverwesers anlangte. Die vorausblickende Klugheit des Vaters sicherte in der That dem Sohne den Besitz der Macht; der Chalife Hischám II. wünschte längst nichts Anderes, als in Frieden beten zu können, eine unruhige Bewegung im Volke ward rasch unterdrückt, dann führte Abdelmélik die Regentschaft sieben Jahre lang (392—399 = 1002—1008) ungestört in der Art Almansors weiter. Er war ein tüchtiger und verständiger Mann, wie geschaffen dasjenige zu erhalten, was sein genialer Vorgänger begründet hatte; leider bereitete ein früher Tod seiner Herrschaft ein vorzeitiges Ende, und der ihm folgte, sein Bruder Abderrachmán, war ein gleichzeitig anspruchsvoller und unbedachter Mensch, der von dem schwachen Punkte in der Stellung seines Hauses keine Ahnung hatte. Dieser schwache Punkt war nicht sowohl das Verhältniß der Amiriden — so nennt man die Nachkommen des Almansor Ibn Abi Ámir — zur Dynastie selbst, vielmehr der Argwohn, mit welchem das Volk dieses Verhältniß betrachtete. Von dem Begriffe einer Regierung im Allgemeinen eine Definition zu geben, ist bei der Vielseitigkeit der Erscheinungen nicht ganz leicht; jedenfalls aber wird man in der Hauptsache nicht fehlgehen, wenn man behauptet, eine Regierung sei ein Ding, über welches unter allen Umständen gescholten wird. Mehr denn je, wenn es den Leuten so gut geht, wie den Cordovanern seit nunmehr beinahe hundert Jahren. Die Wohlhabenheit des Landes war seit den Zeiten Abderrachmáns III. (oben S. 508) durch die glücklichen Feldzüge Almansors wie durch die Fortdauer der überall herrschenden Sicherheit und Ordnung noch erheblich gewachsen; nicht ebenso die Zufriedenheit. Was Krieg war, davon hatte außerhalb eines schmalen Streifens an der Grenze und außer den Soldaten von Beruf kein Mensch eine Ahnung, ein in materieller Beziehung sorgenfreies Dasein verstand sich unter den damaligen Verhältnissen auf dem glücklichen Boden Andalusiens beinahe für den Aermsten von selbst: um so anspruchsvoller wurden die Menschen, um so weniger geneigt, sich genügsam zu bescheiden. Die gewöhnlichen Folgen einer hochgesteigerten materiellen Civilisation, Schärfung der sozialen Gegensätze zwischen den oberen, mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung, Erschlaffung der moralischen Kräfte, Abnahme des religiösen Sinnes, kamen überall unmerklich immer mehr zum Durchbruch; und da man eigentlich mit sich selbst unzufrieden zu sein Grund hatte, war man unzufrieden mit der Regierung. Nun mußte den Amiriden ja der Neid lassen, daß sie Niedageweſenes für das Land geleistet hatten, daß Spanien sich nie in blühenderem Zustande befunden hatte, als eben jetzt: aber ihrer Verwaltung haftete doch etwas von dem Makel der Usurpation an, sie gaben dem Verdachte Raum, das Chalifenhaus auch der höchsten Würde

noch entkleiden zu wollen, und an dem Chalifenhause hing das Volk — ich sage es zu seiner Ehre — mit so viel Treue, als in ihm überhaupt zu finden war. Alle Unzufriedenheit und Eifersucht unter den Leuten wartete immer nur auf eine Gelegenheit, sich an dieser Stelle Luft zu machen; hier lauerte eine stete Gefahr. Nun giebt es einen alten Satz, der wie so vieles Gute der Weisheit der Griechen verdankt wird: man soll an ein in guter Ruhe schlummerndes Uebel nicht rühren.[1]) Ohne Griechisch zu verstehen, hatten Almansor und Abdelmélik nach diesem Satze gehandelt, mit ängstlicher Sorgfalt die Fiction festgehalten, daß Alles, was sie thaten, aus der vom Chalifen ihnen gegebenen Vollmacht hervorgehe, besonders aber den Schein auszuschließen gesucht, als strebten sie für sich oder ihre Nachkommen selbst nach dem geheiligten Range des Beherrschers der Gläubigen, nach dem Imamat (I, 215, Anm.), das für die spanischen Muslime nun seit über 350 Jahren in der Familie der Omaijaden erblich war. So geschah eine der groteskesten Dummheiten der ganzen Weltgeschichte, als der Amiride Abderrachmán, welcher aus bestimmten Gründen ohnedies bei den Fakihs nicht gut angeschrieben stand, kaum einen Monat nach seinem Regierungsantritte von dem willenlosen Hischám ein Decret unterzeichnen ließ, in welchem er für den Fall seines Ablebens ihn offiziell zum Thronfolger ernannte.

Regierungen werden von den Steuerzahlern zu dem Zwecke unterhalten, daß sie klüger sind, als die Steuerzahler selbst; man kann es den Cordovanern somit kaum verübeln, daß sie Abderrachmáns Thorheit mit einer ebenso großen beantworteten: einer Revolution. Ein klein wenig Nachdenken genügt uns heute einzusehen, daß eine solche unvermeidlich das Chaos zur Folge hatte. Der Chalife Hischám zum Regieren unfähig, ohne Kinder; unter den omaijadischen Prinzen keiner, welchen seine Stellung oder sein Ansehen zum zielbewußten Leiter der Bewegung bestimmt hätte; das Volk der Waffen entwöhnt; das Heer aus arabisch-spanischen, berberischen, slavischen, christlichen Elementen gemischt, mit Dutzenden von Generälen, die bei der Auflösung der bisherigen straffen Disciplin unfehlbar die Almansors zu spielen unternahmen; in den Nordprovinzen, trotz des Verfalles der alten Aristokratie, doch immer noch mehr als eine angesehene Familie — vor Allen die Tudschibiden von Saragossa —, welche die erste Gelegenheit willkommen hießen, sich von der Hauptstadt unabhängig zu machen; in dieser selbst die unteren Volksclassen voll bösen Willens gegen die Reichen: es mußte einen wahren Hexensabbath geben. Indeß, das ist grade das Schöne bei Revolutionen, daß sie mit wenigen Ausnahmen von Leuten gemacht werden, die entweder nicht wissen, was sie wollen (höchstens was sie nicht wollen), oder nicht, was sie können, oder aber beides; und Letzteres war hier der Fall. Hätten die guten Cordovaner nur entfernt geahnt, was sie damit über sich brachten, sie hätten's gewiß lieber gelassen. So aber hatte der Sohn Almansors mit dem Heere, welches er gegen die

1) *Μὴ κινεῖν κακὸν εὖ κείμενον.*

Leoneser zu führen beabsichtigte, kaum ein paar Wochen die Residenz hinter sich, als die Empörung ausbrach. Ein Urenkel Abderrachmáns III., Mohammed II., stellte sich, von andern Mitgliedern der Dynastie und einigen Fakihs unterstützt, an die Spitze einer bewaffneten Bande, überfiel den von den Amiriden zurückgelassenen Präfecten von Córdova unversehens und tödtete ihn. Die in der Sáhira befindlichen hohen Beamten verloren, wie die Bureaukratie in solchen Fällen zu thun pflegt, den Kopf; statt von den paar slavischen Regimentern, die man dort immer zur Verfügung hatte, den Chalifen aus der Sachra retten zu lassen und sich damit die Rolle von Vertheidigern des legitimen Staatsoberhauptes zu sichern, zögerten sie, bis die Aufständischen, denen im Nu die ganze Einwohnerschaft von Córdova zugefallen war, den Hischám II. in ihrer Gewalt hatten. Natürlich besann er sich keinen Augenblick, zu Gunsten des Mohammed auf den Thron zu verzichten, und dieser ward unter großem Jubel des Volkes mit dem Beinamen El-Machdi ausgerufen. Die bisherigen Minister und Verwaltungschefs fügten sich der neuen Ordnung der Dinge; und als Abderrachmán, welchen die Nachricht von den Ereignissen in Toledo erreicht hatte, mit seinen Truppen sich schleunigst auf den Rückmarsch nach Córdova machte, ward er von der Mehrzahl dieser Söldner, die seine Sache verloren gaben und durch keinerlei persönliche Anhänglichkeit an ihn gefesselt wurden, in Stich gelassen. Der Unglückliche besaß nicht so viel Charakter, mit Ehren zu fallen. Nachdem er jede Hoffnung, die Hauptstadt sich wieder zu unterwerfen, hatte aufgeben müssen, bildete er sich ein, mit der neuen Regierung seinen Frieden machen zu können, und ließ es, als er mit wenigen Begleitern in der Nähe von Córdova angekommen war, nicht an Demuth, ja Selbsterniedrigung fehlen. Es half ihm nichts: als ihm sein Schicksal endlich klar wurde, suchte er durch Selbstmord zu enden, fiel aber, nachdem seine Absicht vereitelt war, von der Hand eines Omaijaden, welchem Machdi das Amt des Hádschib übertragen hatte (399 = 1009). Nicht mehr als 17 Tage hatten ausgereicht, das eben noch scheinbar allmächtige Geschlecht der Amiriden wie in einer Versenkung von der Bühne Spaniens verschwinden zu machen; erst ein Jahrzehnt später werden wir einen Sohn Abderrachmáns an einer anderen Stelle wieder auftauchen sehen.

Die Revolution hatte sich, Dank der Unpopularität des Amiriden, mit erstaunlicher Leichtigkeit vollzogen. Allerdings war die Sáhira, die Stadt Almansors, der Wuth des Pöbels zum Opfer gefallen; erst geplündert, dann an allen Ecken angezündet ging sie in Flammen auf und blieb von da ab ein Trümmerhaufen. Sonst indeß war nicht viel Unfug verübt worden; selbst das gemeine Volk, welches durch Soldzahlungen bei guter Laune erhalten wurde, benahm sich ganz leidlich. Auch aus den Provinzen erfolgte keinerlei Widerspruch, da es sich nicht um einen eigentlichen Dynastiewechsel handelte, nur ein anderer Omaijade statt der Null Hischám den Thron bestiegen hatte; überall erkannten die Statthalter und Truppencommandanten den neuen Chalifen an. War Machdi ein würdiger Nachkomme des großen Abderrachmán,

so konnte es ihm vielleicht trotz der aller Orten lauernden Schwierigkeiten gelingen, zwischen und über den verschiedenen Parteien von Neuem die Autorität des Herrscherhauses zu festigen. Aber das gerade Gegentheil war der Fall: selten hat es auch unter den syrischen Omaijaden einen gleich schlechten und unbrauchbaren Menschen gegeben. Zum Demagogen hatte er getaugt, das war aber auch Alles; jetzt zeigte er sich grausam, ausschweifend und von vollendetem politischen Ungeschick. So mußte es zur allgemeinen Zersetzung des Reiches kommen. Die Hauptrolle dabei spielt naturgemäß das Heer, dessen beide Hauptbestandtheile, das berberische und das christlich-slavische[1]), sofort auseinanderfallen und in offnen Gegensatz gerathen. Begreiflich, daß zunächst jede von beiden Parteien durch Aufstellung eines Chalifen aus der Zahl der Omaijaden den Schein der Legitimität zu wahren sucht: in Folge dessen geht die Einheit der Dynastie — mit ihrer Einigkeit war es niemals weit her gewesen — und jede Möglichkeit ihrer dauernden Wiederherstellung verloren. Das Gleichgewicht der Kräfte zwischen Berbern und Slaven führt zur Herbeirufung fremder Dazwischenkunft: kaum 25 Jahre, nachdem Bermuda II. bei Almansor um muslimische Hilfstruppen gegen seine inneren Feinde gebettelt, wird zuerst von den Berbern Sancho von Castilien um Beistand angegangen, und bald wetteifern mit jenen auch die Slaven, das Eingreifen der Glaubensfeinde in den eigenen Zwist durch Aussicht auf Beute, ja durch Abtretung von Landstreifen und Grenzfestungen schmählich zu erkaufen. Solche unverantwortliche Schädigung der islâmischen Sache hätte zu unabsehbarem Unheil schon jetzt führen können, wären nicht bald die alten Streitigkeiten zwischen Castilien und Leon von Neuem ausgebrochen: so entging durch ein unverdientes Glück das muslimische Spanien grade im Augenblicke der größten Gefahr noch einmal dem Untergange. Nicht so die Dynastie selbst: in dem Streite der Parteien, von welchen die einzelnen Mitglieder des Chalifenhauses sich zu abwechselnd hervorgezogenen und weggeworfenen Strohmännern herabwürdigen lassen, verschwindet dasselbe schließlich spurlos, und da weder Berbern noch Slaven stark genug sind die Alleinherrschaft zu behaupten, so kömmt es zur Theilung des Landes in eine Anzahl von Kleinstaaten, mit welcher die zweite Hauptperiode der spanisch-islâmischen Geschichte beginnt. Die etwa zwanzigjährige Frist, welche bis zum vorläufigen Abschlusse dieser Entwicklung verläuft, nennen die späteren Schriftsteller einfach „den Bürgerkrieg", el-fitne. Das Wort bedeutet ursprünglich „die Heimsuchung": und eine furchtbare Heimsuchung war es fürwahr, die insbesondere das unglückliche Córdova traf. Als Sitz der Herrschaft war es, so lange man noch um die Oberhand im ganzen Reiche kämpfte, der Zankapfel zwischen den Parteien; abwechselnd von Berbern und Christen geplündert und verwüstet, dazu durch innere Streitig-

1) Ich werde dasselbe der Kürze wegen im Folgenden einfach das slavische nennen. Natürlich unterstehen den Befehlen der slavischen Generäle außer den christlichen Söldnern auch spanisch-arabische Truppen, während die Berbern meistens unvermischt auftreten.

keiten zwischen den oberen und unteren Volksschichten zerrissen, sinkt es in dieser Unglückszeit für immer von der Höhe seines Glanzes herab. Halbzerstört, verarmt und eines großen Theiles seiner Einwohnerschaft beraubt geht es aus dem Bürgerkriege hervor, um den Rang der ersten Stadt des muslimischen Spaniens fortan einer glücklicheren Nebenbuhlerin zu überlassen. Das übrige Land litt verhältnißmäßig weniger. Der Verlauf der Dinge ist in der Hauptsache der, daß zunächst etwa vier Jahre lang (399—403 = 1009—1013) Berbern und Slaven um den Besitz von Córdova als Inbegriff der Herrschaft über ganz Spanien ringen. Große Theile des Landes, insbesondere der Vasallenstaat der Tudschibiden von Saragossa, bleiben zwar von dem eigentlichen Tosen des Kampfes verschont, anderer Orten beginnen angesehene Bezirkshäupter in ähnlicher Weise eine unabhängige Stellung sich zu schaffen, immerhin ist das Reich als solches vom Bürgerkriege ergriffen. In der zweiten Periode mehrt sich die Zahl der Einzelherrschaften, insbesondere zeigen die Häupter sowohl der slavischen wie der berberischen Partei das Streben, sich auf bestimmten Gebieten festzusetzen und von diesen aus den Kampf um die Hauptstadt fortzuführen; die dritte endlich bringt mit der allmählich stetiger werdenden Entwicklung der Einzelstaaten das Nachlassen, mit dem Ende der in Córdova für einige Zeit noch weiter auftretenden Omaijadenchalifen den Abschluß des Bürgerkrieges, der als solcher in dem Augenblicke von selbst aufhört, wo die streitenden Parteien sich an verschiedenen Orten zu getrennten Staatswesen organisirt haben und Niemand vorhanden ist, der noch auf das Ganze Anspruch erhebt. Die äußerst verwickelten Kämpfe, welche zu diesem Endergebniß geführt haben, muß ich mich begnügen, in ein paar Hauptzügen anzudeuten.

Als Machdi nach seiner Thronbesteigung seinen frommen Vorgänger Hischám II. hatte einsperren lassen, glaubte er für die Sicherheit seiner Herrschaft genug gethan zu haben. Seinen schlechten Neigungen sich hingebend, stieß er nach einander sämmtliche Parteien vor den Kopf, insbesondere aber die Berbertruppen, welche in der Residenz selbst standen: so kam es wenige Monate später zu einer Empörung derselben (399 = 1009). Sie stellten in der Person des Hischám, eines Enkels Abderrachmáns III., einen Gegenchalifen auf; und als dieser im Straßenkampf erschlagen und die Berbern aus der Hauptstadt verjagt waren, huldigten sie auf den Rath des angesehenen Sjanhádschahäuptlings Sáwi, eines nach Spanien übergesiedelten Bruders des Siriden Boluggin (unten S. 619), einem Neffen des Getödteten, Sjuleimán, unter dem Namen El-Musta'in, und bemächtigten sich Guadalajara's an der „mittleren Grenze". Statthalter der Provinz war damals der Slave Wádich (oben S. 567), der, wie für den Augenblick eben noch Alles außer den Berbern, zu Machdi hielt. Indeß, die Zahl der Rebellen hatte sich unterwegs durch mancherlei Zuzug, hauptsächlich jedenfalls von den hier und dort verstreuten Volksgenossen, daneben auch einigen Slaven, so stark vermehrt, daß Wádich nicht mit ihnen fertig werden konnte; und den Boden

schlug es dem Fasse aus, daß sie es über sich brachten, den Grafen Sancho von Castilien ins Land zu rufen. Mit dem zusammen zogen sie auf Córdova, schlugen die Bürger und den zur Hilfsleistung herbeigeeilten Wâdich unmittelbar vor den Thoren und plünderten die Stadt, in welche nun Sfuleimân als Chalife einzog, während Machdi nach Toledo, Wâdich nach Tortosa (Tortúscha) flüchtete (400 = 1009). Von dort aus schloß dieser nun seinerseits ein Bündniß mit den Cataloniern; mit ihnen zurückkehrend besiegte er die inzwischen durch Sanchos Abzug geschwächten Berbern und nahm Córdova wieder, das nun zur Abwechslung von den Cataloniern ausgeraubt wurde (400 = 1010). Als indeß kurz darauf Machdi den Berbern nachsetzte, wandte sich das Kriegsglück abermals: er verlor eine Schlacht in der Nähe von Sevilla, die Catalonier verließen Andalusien, und damit war das Schicksal des Chalifen wie seiner Residenz besiegelt. Zwar stießen einige weitere slavische Truppen zu Wâdich, aber diesen wie seinen Genossen mißfiel die anspruchsvolle Haltung des Machdi; ein gefügigeres Werkzeug ihrem Ehrgeiz zu schaffen, ermordeten sie Jenen und setzten den aus dem Gefängnisse gezogenen Hischâm II. wieder auf den Thron (400 = 1010). Lange sollte der Schattenfürst nun aber sein Dasein nicht mehr fristen: die Berbern, welche auch noch an dem mächtigen, aber eigensüchtigen und treulosen Tudschibiden Mundhir von Saragossa einen Bundesgenossen gefunden hatten, nahten sich wiederum, indeß auf der anderen Seite Sanchos von Castilien Drohungen den Wâdich zwangen, den Christen die nördlichen Grenzgebiete auszuliefern. Anfang 401 (1010) nahmen die Berbern die Sachra, schlachteten sämmtliche Bewohner ab und zerstörten die herrliche Schöpfung Abderrachmâns III. von Grund aus; bald nachher entstanden zur Vollendung des Unglücks Zwistigkeiten unter den slavischen Generälen, Wâdich wurde ermordet, die Pest verheerte die von flüchtigen Landbewohnern überfüllte Stadt, und obwohl endlich Bürger wie Slaven den anderthalb Jahre nachher (402 = 1012) von Neuem anstürmenden Berbern einheitlichen und wackeren Widerstand leisteten, wurden 403 (1013) die Belagerer doch ihrer Herr. Was vorher Castilier und Catalonier geleistet, trat vollständig in den Schatten hinter der rohen Grausamkeit, mit welcher die erbitterten Berberhorden hausten; die alte Residenz der Emire und Chalifen ward auf das Schrecklichste verwüstet, die Besiegten zu Tausenden hingemordet. Auch später ist Córdova nicht wieder geworden, was es bis dahin gewesen war, und das Andenken an die entsetzliche Katastrophe hat sich niemals verloren. Was mit Hischâm II. geschah, ist unbekannt; man wollte später wissen, es sei ihm gelungen zu entkommen, und in Asien habe er sein der Frömmigkeit geweihtes und doch so unglückliches Leben beschlossen; für eine Weile aber diente sein Name, den später sogar ein frecher Betrüger sich anmaßen sollte (S. 593), noch als Vorwand für die slavische Partei, den Krieg gegen die Berbern und ihren Chalifen Sfuleimân-Musta'în fortzusetzen. Der Fall von Córdova hatte das letzte Einheitsband zwischen den Provinzen gelöst. Ueberall machten sich die Statthalter

selbständig oder warfen sich einzelne Slaven und Berberhäuptlinge zu Herren auf; von den Letzteren, welche bis dahin den Musta'in unterstützt hatten, kümmerten sich die Meisten, nachdem sie ihre persönlichen Ziele erreicht, nicht mehr um den Chalifen, dessen Autorität jetzt auf Córdova, Sevilla und einige Nachbarbezirke beschränkt war. Zu diesen gehörten Alí Ibn Hammúd, im Augenblicke Herr von Tanger und Ceuta, ein Alide, dessen Familie aber, zu den Idrißiden gehörig, seit langer Zeit in Afrika ansässig und vollkommen berberisirt war; ferner sein Bruder Káßim, dem Algeciras gehorchte; Sáwi, der Siride, der sich Granádas bemächtigt. Ihm benachbart war das Gebiet des Slaven Cheirán, welcher sich nach Almería geworfen hatte und von dort aus den Kampf gegen den ihm verhaßten Sſuleimán fortzusetzen trachtete. Eben diesem die Herrschaft zu entreißen, war der Plan Alís des Hammuditen: als Nachkomme des Propheten hielt er sich für berechtigt, den Omaijaden das Chalifat streitig zu machen, und nicht allein Sáwi, dem alle Mitglieder des spanischen Herrscherhauses widerwärtig waren, fand sich bereit ihn zu unterstützen, sondern auch Cheirán, welcher für Hischám II. einzutreten behauptete, für den Fall aber, daß derselbe wirklich todt sei, den Alí anzuerkennen versprach. Die Verbündeten marschirten auf Córdova; Sſuleimán-Musta'in, dessen Person auch den noch in der Residenz stehenden Berbern gleichgiltig war, sah sich von Allen verlassen und mußte seine Herrschaft, die ihm wenig Freude gebracht, mit dem Tode büßen (407 = 1016). Da sich Leute fanden, welche bezeugten, daß Hischám II. bei der Eroberung Córdovas im J. 403 (1013) den Tod gefunden, so ward Alí als Chalife unter dem Namen En-Náßir anerkannt: eine neue alidische Dynastie schien die Stelle der Omaijaden einnehmen zu sollen. Aber es haftete ein Verhängniß an der Würde, welche so lange den Stolz des muslimischen Staates gebildet. Slaven waren es gewesen, die einst dem Abderrachmán zur Aufrichtung des Chalifates gedient hatten, ein Slave sollte den endgiltigen Sturz desselben herbeiführen helfen. Cheirán war ein Mensch ohne Treu und Glauben, dessen Eigensucht es nur darum zu thun war, unter dem Namen eines Beherrschers der Gläubigen eine Puppe zu haben, deren Bewegungen er nach Belieben lenken konnte. Als er sah, daß der Hammudite Alí nicht gesonnen war, sich zu einer so untergeordneten Rolle herzugeben, weigerte er sofort den Gehorsam und stellte 407 (1017) in Abderrachmán IV. Múrtada, einem Urenkel Abderrachmáns III., einen neuen Prätendenten auf, zu dessen Unterstützung er den Tudschibiden Mundhir aus Saragossa herbeirief. Nachdem in Córdova Alí, der sich vergebliche Mühe gegeben, der unglücklichen Stadt aufzuhelfen, ermordet war (408 = 1018), zogen die Verbündeten gegen Sáwi von Granáda, den Beschützer der Hammuditen; ehe es aber noch zur Schlacht kam, erregte Abderrachmáns IV. ebenfalls ein unbequemes Streben nach Selbständigkeit verrathende Haltung den Unwillen des Slaven; dieser wie sein nicht weniger schurkischer Freund Mundhir ließen den getäuschten Omaijaden im Stich, und auf der Flucht ward derselbe von

Sendlingen Cheiráns getödtet (409 = 1018). Der meineidige Bursche hatte freilich damit seinen eigenen Plänen entgegengearbeitet: da es ihm nicht gelang, von Neuem eine genügende Macht gegen Córdova aufzubieten, mußte er zusehen, wie Alis Bruder Káßim, genannt El-Ma'amún, ohne Widerspruch des Chalifates sich bemächtigte. Cheirán wie Mundhir von Saragossa machten schließlich ihren Frieden mit dem neuen Chalifen; als aber wenige Jahre später (412 = 1021) diesem in seinem Neffen Jachja, einem bis dahin auf afrikanischem Boden lebenden Sohne des Ali, ein Nebenbuhler erwuchs, war es abermals der Herr von Almería, welcher dem Friedensstörer seine Unterstützung lieh. Auch Káßim hatte getrachtet, dem gequälten Volke der Hauptstadt gerecht zu werden und gleichzeitig seine persönliche Autorität zu befestigen, indem er durch Bildung von Negerregimentern sich von den gänzlich verwilderten Berbertruppen emancipirte: so fand Jachja bei den Letzteren bereitwillige Unterstützung. Der Krieg zwischen Oheim und Neffen erweckte in den Cordovanern eine langsam wachsende Hoffnung, die Freiheit von dem berberischen Joche sich zu erringen; es kam hinzu, daß weder Jener noch Dieser — Sáwi schaute von seiner inzwischen sicher begründeten Herrschaft Granáda aus theilnahmslos zu — über erhebliche Kräfte zu verfügen hatte. Nachdem also in den nächsten Jahren abwechselnd Jachja und dann wieder Káßim sich Córdovas bemächtigt hatten, ermannten sich 414 (1023) die Bewohner und warfen die Berbern hinaus. Káßim mußte sich schließlich, da auch Sevilla ihm die Thore schloß, auf der Flucht seinem Neffen ergeben, der ihn gefangen setzte, später (427 = 1036) tödten ließ; Jachja selbst blieb vorläufig, stets unter dem volltönenden Namen eines Chalifen Mó'otali, im Besitze von Málaga und der Südküste, während Sevilla sich als Republik aufthat und die Cordovaner wieder einmal ein Mitglied der alten Dynastie, Abderrachmán V., einen Bruder Machdis, mit dem Ehrentitel Mustazhir auf den Thron setzten (414 = 1023). Aber die Leiden, welche sie ausgestanden, hatten die Bevölkerung der Stadt nicht klüger gemacht. Die Vornehmen, der Mittelstand und das niedere Volk konnten sich nicht vertragen: ehe der begabte und wohlmeinende Fürst eine feste Stellung hatte gewinnen können, noch nicht zwei Monate nach seiner Ausrufung, gab es wieder einen Aufstand, bei welchem der Pöbel die Hauptrolle spielte und demgemäß, nach Ermordung Abderrachmáns, seinen Liebling, einen gänzlich rohen und ungebildeten Omaijaden, Mohammed III. Mustakfi, zum Chalifen machte (414 = 1024). Die Regierung des Mannes war danach; so bekam das Volk selbst ihn bald satt, und wenig über ein Jahr später (416 = 1025) wurde auch er gestürzt und ermordet. Die Kreise der Einwohnerschaft, welche die endliche Herstellung der Ordnung um jeden Preis wünschen mußten, wandten sich nunmehr an den Hammuditen Jachja von Málaga; aber der berberische Statthalter, welchen er ihnen nach einem halben Jahre schickte, wußte sich auch keine Stellung zu schaffen. Man jagte ihn fort (417 = 1026) und rief Cheirán von Almería und einen andern der slavischen Theilfürsten,

Mudschâhid, Herren von Denia und den Balearen; sie kamen, verstanden sich aber nicht über die zu ergreifenden Maßregeln zu einigen und verließen, da sie einander mißtrauten und jeder Einzelne viel zu geringe Mittel hatte, um allein sich unter der immer noch zahlreichen und unruhigen Bevölkerung zu halten, schließlich unverrichteter Sache die Stadt. In dieser ward nunmehr bekannt, daß einige der kleinen Herren an der christlichen Grenze einen Bruder Abderrachmâns IV., Hischâm, als Chalifen unter dem Namen Mo'otâdd anerkannt hatten; die Verlegenheit, in welcher man sich befand, ließ einen letzten Versuch mit den Omaijaden möglich erscheinen, und 418 (1027) huldigte Córdova Hischâm III. Er war ein guter, aber unfähiger Greis; über zwei Jahre gebrauchte er, bis er es dahin gebracht hatte, seinen Einzug in die Residenz zu halten (420 = 1029), und als er endlich angelangt war, erregte seine Herrschaft bald durch die Maßregeln seines Wesirs Hakam Ibn Sfa'îd, der unter dem Drucke der Noth auf jede Weise Geld aus der Bevölkerung herauszupressen sich gezwungen glaubte, die allgemeinste Unzufriedenheit. Die oberen Classen der Bevölkerung — die Patrizier hat man sie nicht ohne Berechtigung genannt, denn es waren reiche Besitzer, alte Inhaber hoher Beamtenstellen und dergl. — beschlossen, der Sache ein Ende zu machen. Das Chalifat war unfähig geworden, auch nur der einen Stadt — viel mehr umfaßte seit der Selbständigkeitserklärung Sevillas das Reichsgebiet nicht — eine leidliche Verwaltung zu geben; die Patrizier beschlossen, die Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Um das schlimmste Odium auf andere Schultern zu wälzen, stiftete man einen Verwandten Hischâms III., Omaija — merkwürdig, daß der letzte Mann des Hauses, welcher in der Geschichte eine Rolle spielt, den Namen des ersten Ahnherren führt — zur Empörung auf. Es war ein junger Thor, der sich leicht durch die Aussicht auf den Thron blenden ließ. Er gewann eine Anzahl Soldaten, welche die Verkürzung ihres Lohnes gegen den Wesir erbittert hatte, Hakam ward ermordet, Hischâm III. zur Abdankung genöthigt (Ende 422 = 1031); statt der Huldigung aber, die Omaija erwartete, ging ihm andern Morgens von dem Staatsrathe, welchen die Patrizier gebildet hatten, der Befehl zu, sofort die Stadt zu verlassen. Da auch die wenigen Truppen, die noch in Córdova sich befanden, vor einem neuen Bürgerkriege zurückscheuten, so blieb dem unfähigen Gernegroß nichts übrig, als sich zu fügen. Was später aus ihm geworden ist, weiß man nicht genau; Hischâm III. wurde gefangen gesetzt, entkam aber später und fand eine Zuflucht in Lérida bei den Benu Hûd, Unterfürsten der Tudschibiden von Saragossa, wo er 428 (1036) starb. Córdova, in welchem allmählich selbst der Pöbel das Bedürfniß nach Ruhe fühlte, blieb von da ab eine aristokratische Republik.

Das ist das jähe und traurige Ende eines Reiches, welches noch vor fünfundzwanzig Jahren die Bewunderung der muslimischen Welt und den Schrecken der christlichen Nachbarn dargestellt hatte. So groß die Schöpfung Abderrachmâns III. war, der rein persönliche Charakter, den er ihr aufgeprägt,

bestimmte ihre sofortige Zersetzung und Auflösung, sobald es an Männern fehlte, deren Kraft das Reich bei einander hielt. Binnen einem Vierteljahrhundert sinken Almansors und Abderrachmáns Prachtresidenzen in den Staub, wird aus Córdova, der „hellen Zierde der Welt", eine ruinirte und halb in Trümmern liegende Provinzialstadt. Und wenn auch die nächsten Jahrzehnte, Dank einer seltnen Gunst des Schicksals, mit einer Nachblüte von schönstem Reize die spanisch-arabische Gesellschaft beglücken: die politische Bedeutung des Landes ist dahin, die Möglichkeit einer neuen großen Entwicklung ausgeschlossen. Die Geschichte des spanischen Islâms beginnt ihren Abstieg mit dem Augenblicke, wo die Omaijadendynastie, welche jene Bedeutung geschaffen, untergeht, das mächtige Córdova seinen Rang als erste Stadt der Halbinsel an das heitere Sevilla verliert.

Zweites Buch.

Die Berbern und die Verdrängung des Islâms aus dem westlichen Europa.

Erstes Capitel.

Sevilla.

Wenn man sich von dem Zustande Spaniens seit dem Sturze der Amiriden und dem Ende des Chalifates von Córdova eine ungefähre Vorstellung machen will, die an allgemein Bekanntes anknüpft, so denkt man am besten an das Italien des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein größtentheils nicht durch natürliche Verhältnisse oder stetige historische Zusammenhänge, sondern nach Zufall und Willkür durch augenblickliche Erfolge ehrgeiziger Condottieri geschaffener und verwirrter Haufe von Mittel-, Klein- und Zwergstaaten, die in gegenseitigen Fehden sich um die Bruchstücke des zerfallenen Reiches mit wechselndem Glücke raufen und dabei die reichen Kräfte eines nach hundertjähriger Blüte auch durch den schweren Bürgerkrieg nicht sogleich seiner Wohlhabenheit entkleideten Landes muthwillig vergeuden, bis sie einer wie der andere auswärtigen Eroberern zur Beute werden. Es ist ein trauriges Schauspiel, wenn man sieht, wie über den kleinlichen Eifersüchteleien und Froschmäuselerkriegen jedes Gefühl für die gemeinsame Pflicht der Grenzwacht gegen die Christen verloren geht, wie von dem Augenblicke an, wo die Letzteren ihrerseits den inneren Zwistigkeiten den Abschied geben und an die Eroberung des muslimischen Spaniens mit nachdrücklichem Eifer sich machen, die Theilfürsten[1]) aus gegenseitigem Neide und kurzsichtiger Habsucht um die Gunst der Glaubensfeinde buhlend sich in Verbindungen einlassen, welche als reiner Hochverrath an der Sache des Islâms erscheinen. Lauteres Gold der Vaterlandsliebe ist es freilich auch nicht, was die andere Seite birgt: oft genug finden wir im Laufe des fünften (elften) Jahrhunderts wie zur Zeit

---

1) Mulúk et-tawâïf „Könige der [veruneinigten und getrennten] Theilstämme" nennen sie die Araber mit einem Ausdrucke, der z. B. auch die Diadochen Alexanders d. Gr. bezeichnet.

des Almansor christliche Truppen im Dienste muslimischer Herren, und auch auf der leonesisch-castilischen Partei gleichen gewissenlosen Landsknechten jetzt mehr denn je die zahlreichen unbotmäßigen Bandenführer, denen es um ein wildes Räuberleben sans foi ni loi, nicht um die Ausbreitung des Christenthums zu thun ist. Aber thatkräftige Fürsten des christlichen Spaniens wissen nunmehr für Jahrzehnte den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, mit wohl zusammengefaßter und zielbewußt geleiteter Machteinheit die zersplitterten und kümmerlichen Kleinstaaten zu erdrücken; und als endlich deren übelberathene Lenker das starke Oberhaupt einer in Afrika neu erstandenen Großmacht zu erfolgreichem Eingriff herbeirufen müssen, verwandelt sich der willkommene Helfer binnen Kurzem in einen tyrannischen Herren, der mit dem wuchernden Unkraut des Particularismus auch das gute Korn einer hohen Civilisation und eines vielseitigen Geisteslebens zu ersticken droht. Denn auch das hat das Andalusien des elften mit dem Italien des fünfzehnten Jahrhunderts gemein, daß unter dem politischen Elend der Gegenwart die materiellen und geistigen Errungenschaften der Vergangenheit nicht sofort zu Grunde gehen: im Gegentheil, grade an den Höfen der slavischen und arabischen Soldatenkönige, wo man nach den Fakihs von Córdova nicht mehr zu fragen brauchte, während fortdauernde Regsamkeit in Handel und Wandel Reichthum und Behaglichkeit des Lebens für Fürsten und Volk einstweilen noch zu schaffen im Stande war, entwickelte sich das fröhliche und emsige Treiben einer von poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen erfüllten Gesellschaft, wie sie in gleicher Höhe der Bildung, in gleicher Feinheit des Geschmackes kein Land der Welt damals aufzuweisen hatte. Aehnlich den etwas späteren Troubadours der Provence zogen die Sänger und Dichter des islámischen Spaniens von Hof zu Hof, die Großen und Vornehmen durch ihre Lieder zu erfreuen und reichen Lohn für ihre Kunst einzuheimsen; und gleichzeitig bewirkte es jene Allgemeinheit der künstlerischen und wissenschaftlichen Begabung, welche der spanisch-arabischen Bevölkerung eignet (vgl. S. 532), daß König und Unterthan, Wesir und kleiner Mann in zierlichen oder empfundenen Versen mit den Poeten, in ernsten Studien mit den Gelehrten wetteiferten. Die politische Lage schloß einen über eine kurze Spanne Zeit hinaus dauernden Bestand eines so reizvollen Zustandes aus; aber wenn sich auch dem Weiterblickenden in die Freuden gleichzeitig anmuthigen und würdigen, hie und da freilich schon überfeinerten und weichlichen Lebensgenusses nur zu oft düstere Ahnungen für die Zukunft mischten, ein erfreuliches Bild ist es immer, welches die mediceische Zeit Andalusiens nach dieser Seite hin darbietet.

Die Zahl der kleinen Staatswesen, deren einige in gewisser Weise schon unter den Omaijaden ihren Anfang genommen hatten, die aber seit der Verwüstung Córdovas durch die Berbern wie die Pilze aus der Erde schossen, geht in die Dutzende. Man kann zwei größere Gruppen unterscheiden: berberische im Süden und slavische im Osten; dazu kommt dann eine ganze Anzahl von arabisch-spanischen und arabisirten berberischen Regierungen, die

sich hauptsächlich im Norden und im Westen fanden. Einige der ansehnlicheren dieser Fürstenthümer sind uns schon bekannt: von den arabischen die Tudschibiden von Saragossa mit ihren Unterfürsten, den Benu Húd von Lérida (S. 578); ferner Denia nebst den Balearen, und das benachbarte Almería, unter den Slaven Mudschâhid und Cheirán (S. 578. 576); die berberischen Dynastien der Hammuditen von Málaga, die sich Chalifen nannten (S. 576), an Macht aber hinter den eine Weile noch als ihre Vasallen auftretenden Siriden von Granáda (S. 576) weit zurückstanden. Zu diesen kommt nun eine weitere Zahl von größeren und kleineren Gebieten: ich nenne Valencia unter rasch wechselnden slavischen Generälen; die Ssachla, nach deren Herren, den berberischen Benu Rasín, ihre ehemalige Hauptstadt noch heute Albarracin[1]) heißt; Alpuente (Al-Bunt oder Alfunt), regiert von den arabischen Benu Káßim; zwischen Málaga und Sevilla die berberischen Fürstenthümer von Arcos-Xeres (Scherisch), Ronda, Moron, Carmona; westlich vom Guadalquivir eine weitere Reihe kleiner Zaunkönige verschiedener Herkunft in Huelva (Walba), Niebla (Lebla), Algarve, die wieder ansehnlicheren Benu Aftas in Badajoz, berberischer Herkunft, aber die gebildeten Araber spielend, u. A. m.; endlich Toledo mit einem gewissen Ja'ísch Ibn Mohammed an der Spitze, und die aristokratischen Republiken Córdova und Sevilla. Genannt werden neben diesen noch manche andere Dynastien, und nicht wenige hat es vermuthlich gegeben, von deren bescheidenem Dasein zufällig keine Kunde auf uns gekommen ist; historische Wichtigkeit für ihr Sonderdasein können die wenigsten beanspruchen, und ihre Geschichte — die Geschichte zweckloser gegenseitiger Kämpfe und schnellen Verfalles — im Einzelnen zu verfolgen, überschreitet gänzlich den Rahmen meiner Darstellung. Beabsichtigt kann hier nur werden ein kurzer Ueberblick über die Schicksale von ein paar der ansehnlichsten dieser Gemeinwesen und über die Entwicklung im Ganzen, welche binnen wenigen Jahrzehnten zu dem unvermeidlichen Ende geführt hat.

Die Benu Háschim, die Tudschibiden von Saragossa hatten, als der Untergang der Amiriden ihnen die schon mehrfach (vgl. S. 520 u. 564) erstrebte Unabhängigkeit brachte, schon eine lange und ehrenvolle Geschichte hinter sich. Seit 150 Jahren herrschten sie als erbliche Statthalter der Chalifen, zuerst neben, dann statt der Benu Kaßi in Aragonien, seit 130 war Saragossa ihre Hauptstadt: von der Thatkraft des mächtigen Geschlechtes bald gegen die Angriffe der Navarresen und Catalonier wirksam geschützt, bald durch eine kluge und vorsichtige Politik in friedlichen Verkehr mit denselben gebracht, durch seine Prachtliebe in letzter Zeit zu einer der schönsten Städte Spaniens emporgehoben, erlebte die Beherrscherin des Ebro gerade jetzt unter dem gegen die andern muslimischen Fürsten hinterhaltigen und gewaltthätigen, aber um das Wohl seiner Unterthanen hochverdienten Mundhir (S. 575 f.)

1) Eigentlich „Santa Maria des Ibn Rasín" (Schent Márijat Ibn Rasín).

ihre eigentliche Glanzzeit, an die einige Spuren saracenischer Architektur noch heute erinnern. Aber der höchsten Macht dieses Hauses sollte bald genug sein Ende folgen: nach Mundhirs Tode (414 = 1023) regierten Sohn und Enkel desselben noch bis 430 (1039), wo der Letztere, Mundhir II., von einem seiner Verwandten ermordet ward. Sein Untergang führte zu vollkommener Anarchie in Saragossa; die verzweifelten Bewohner warfen sich einige Monate später dem Sſuleimán Ibn Húd von Lérida in die Arme, und seitdem regierten die Benu Húd (Sſuleimán mit dem Beinamen El-Musta'ín bis 438 = 1046/7; Achmed El-Móktadir bis 474 = 1081; Júßuf El-Má'taman bis 478 = 1085; Achmed El-Musta'ín II. bis 503 = 1110) den noch für 70 Jahre weiter bestehenden Grenzstaat des Nordens; nur einer Seitenlinie der Tudschibiden, den Benu Sſomádich,[1]) glückte es später, wie wir gleich sehen werden, an einer anderen Stelle eine neue Herrschaft sich zu gründen.

In Valencia hatten zuerst slavische Offiziere sich zu Oberhäuptern aufgeworfen; im J. 412 (1021) aber fand ein Enkel des Reichsverwesers Almansor, ein Sohn des gestürzten Abderrachmán, Namens Abd el-Asís, dort als Fürst Anerkennung, und so erwuchs dem Hause der Amiriden hier eine wie immer bescheidene Entschädigung für den Verlust der maßgebenden Rolle, die es früher in Spanien gespielt hatte. Im Laufe der Zeit kam Abdelasís, der unter dem nicht ganz passend von seinem berühmten Großvater entlehnten Namen Almansor von 412—453 (1021—1061) regierte, sogar in die Lage, seinem Besitze einen werthvollen Zuwachs zu verschaffen. Zu Almería war auf den 419 (1028) gestorbenen Cheirán ein anderer Slave, Soheir, gefolgt. Zwischen ihm und dem Siriden Badis von Granáda, dem zweiten Nachfolger des Sáwi, kam es 429 (1038) zu Mißhelligkeiten, in Folge deren Soheir von granádischen Truppen überfallen und getödtet wurde; Erben hinterließ er nicht, so ergriff Abdelasís von Valencia die gute Gelegenheit, sich Almerías zu bemächtigen. Aber Mudschâhid von Denia (S. 582; reg. bis 436 = 1044/5), ein energischer und rücksichtsloser Fürst — von den Balearen aus eroberte er Sardinien, wenn auch nur für einige Zeit, und seine Piratenschiffe waren der Schrecken des ganzen westlichen Mittelmeeres — Mudschâhid also gönnte den Besitz der bei weitem blühendsten Hafenstadt des damaligen Spaniens dem Amiriden nicht; seinem Angriffe auf Valencia selbst entgegenzutreten mußte Abdelasís dorthin zurückkehren, nachdem er die Statthalterschaft über seine neue Erwerbung seinem Schwager Abu'l-Achwaß Má'an[2]) übertragen (433 = 1041/2). Derselbe war ein Sohn des Abu Jachja Mohammed aus dem Hause der mit den Tudschibiden von Saragossa verwandten Benu Sſomádich. Der Vater hatte unter Mundhir I. als Commandant von Huesca sich gegen seinen Oberherren empört, später, als sein Unternehmen mißglückte, bei Abdelasís in Valencia Zuflucht

1) ch rauh zu sprechen, wie etwa in auch. 2) á kurz zu sprechen.

gefunden und sogar für seine beiden Söhne zwei Schwestern des Amiriden zur Ehe erhalten. Indeß, zu jener Zeit weniger denn je war von verwandtschaftlicher Treue oder Dankbarkeit in der Politik die Rede: kaum hatte Abdelasís seiner neuen Erwerbung den Rücken gekehrt, als Má'an sich für unabhängig erklärte; da seines Schwagers Kräfte nicht ausreichten, seinen Gehorsam zu erzwingen, so blieb Almería unter den Benu Ssomádich auch fürder ein eigener Staat. Unter den drei Regenten dieser Familie ist der mittlere, Má'ans Sohn Mohammed, genannt el-Mótaßim (443 bis 484 = 1051—1091), als einer der liebenswürdigsten und wohlwollendsten Fürsten des ganzen Jahrhunderts berühmt gewesen; seine Gerechtigkeit und Freundlichkeit gegen die Unterthanen war ebenso sprichwörtlich, wie seine Freigebigkeit gegen Dichter und Gelehrte, die in hellen Haufen nach seiner schönen Residenz zusammenströmten. Sein Gebiet freilich, das anfänglich bis über Jaën und Lorca hinausgereicht hatte, schrumpfte unter den fortgesetzten Raubkriegen der Grenznachbarn und durch Abfall mehrerer Statthalter allmählich bis auf die Residenz mit ihrer nächsten Umgebung zusammen; aber diese blieb, so lange der gebildete und gutgesinnte Fürst lebte, eine wahre Freistatt der Künste und Wissenschaften.

Weniger idyllisch ging es in dem angrenzenden Gebiete der Berberfürsten von Granáda zu. Die ebenso starke wie schöne Stadt tritt jetzt mehr, als in der bisherigen Geschichte Spaniens, in den Vordergrund. Bis zum Bürgerkriege hatte sie in dem kaum $1\frac{1}{2}$ Meilen von ihr entfernten Elvira, der alten Provinzialhauptstadt, eine überlegene Nebenbuhlerin gehabt; als aber im J. 400 (1010) die letztere unter den besonders von den Berbern ausgeübten Verheerungen auf das Schwerste litt, entschloß sich der größte Theil der Einwohner, in das feste Granáda überzusiedeln, das von nun an der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Gegend wurde. Als solchen wählte es sich der Siride Sáwi als Residenz, da er sich nach der Einsetzung des Omaijaden Ssuleimán in das Chalifat von Córdova (S. 574) zum Statthalter dieser Bezirke ernennen ließ, und regierte dort, in die Kämpfe um Córdova nur gelegentlich noch, wie uns erinnerlich (S. 576 f.), eingreifend, nach Kräften aber das Wohl seines eigenen Landes fördernd, bis 410 (1019), wo er, ein herrschaftsmüder Greis, nach Afrika an den Hof seines Urgroßneffen, des Siriden Mo'ís (unten S. 622) zu Keirowán, zurückkehrte. Dort ist er später gestorben; sein Sohn, welchen er als Stellvertreter in Granáda zurückgelassen, brachte in kurzer Zeit selbst seine berberischen Unterthanen so gegen sich auf, daß sie ihm den Gehorsam kündigten und an seiner Statt einem Neffen Sáwis, dem Habbús Ibn Mákßen, die Herrschaft übertrugen. Sie mit einigem Erfolge zu üben, ward ihm durch die Verhältnisse im Lande einigermaßen erschwert. So viele Berbern auch seit Alters an dieser Stelle saßen, noch ehe Sáwi mit seinen Ssanhádscha dazu kam, einen großen, wenn nicht den größten Theil der Bevölkerung bildeten doch die arabisch-spanischen Elemente, welche durch ihre Leiden während des Bürger-

krieges mit gründlicher Abneigung gegen die Berbern erfüllt waren. Sie konnte Habbús in der Verwaltung nicht ohne Gefahr verwenden, seinen Berbern aber gebrach es an der nöthigen Gewandtheit, insbesondere auch an der Fähigkeit, Staatsschriften in derjenigen stilistischen Vollendung abzufassen, auf welche in jener Epoche allgemeiner litterarischer Feinschmeckerei nachdrücklicher als irgend früher (S. 445) jede Regierung Werth legen mußte, wollte sie nicht vor aller Welt sich lächerlich machen. Habbús wußte sich zu helfen. Neben Berbern und Arabern war in und um Granáda mehr als irgendwo in Spanien eine dritte Rasse vertreten, die an geistiger Regsamkeit und Bildung hinter diesen, an Ergebenheit für eine ihr entgegenkommende Regierung hinter jenen nicht zurückstand: die Juden. Verächtlich nannten muslimische Heißsporne Granáda „die Judenstadt", und mit noch größerem Rechte verdiente diesen Namen das nicht entfernt gelegene Lucena (El-Jaßána), das in der That und ganz ausschließlich von Juden bewohnt war. Wie überall hatte es auch hier das betriebsame Volk zu Gedeihen und Wohlstand gebracht, mehr aber als irgendwo unter der vorurtheilsfreien Regierung der Omaijaden auch an dem geistigen Leben der Nation theilnehmen können. So erscheint nicht allein Lucena als einer der Mittelpunkte der hebräischen Wissenschaft des Mittelalters, sondern, wie in der alten heiligen Sprache ihrer Väter, so schrieben und dichteten begabte Juden auch in arabischer Zunge mit den andern Spaniern um die Wette; Rabbiner, Aerzte, Kaufleute israelitischen Glaubens wußten ihren Vers zu machen und in der eleganten Reimprosa des höheren Stiles sich auszudrücken. So auch Samuel Ha-Lewi, ein in Córdova geborener, später bei Málaga ansässiger Krämer, übrigens ein im Talmud wie in den arabischen Künsten und Wissenschaften gleich wohl geschulter Gelehrter, welcher besonders auch der hochgeschätzten Fertigkeit der Abfassung von rhetorisch aufgeputzten Briefen und Eingaben in ungewöhnlicher Weise mächtig war. Durch einen Zufall kam seine stilistische Gewandtheit zur Kenntniß des granadischen Wesírs; er zog den brauchbaren Mann in seine Kanzlei, welche an solchen Leuten aus dem erwähnten Grunde keinen Ueberfluß hatte, und hier trat neben der formellen Bildung auch die staatsmännische Klugheit des Juden so auffallend hervor, daß Habbús nach dem Tode jenes Wesírs, allen religiösen Bedenken zum Trotz, keinen Andern als Samuel selbst zu seinem Minister ernennen mochte. Noch heutzutage ist die Zahl derjenigen mohammedanischen und nichtmohammedanischen Staaten, in welchen ein (ungetaufter) Jude es zu einem so hohen Amte bringen kann, nicht sehr groß; und auch in damaliger Zeit wurde kaum irgendwo dem Volke Jehovahs solche Auszeichnung zu Theil. So kann man sich denken, wie der jüdische Wesír, der vierzig Jahre lang der vertraute Rathgeber der Emíre von Granáda geblieben ist, von seinen Glaubensgenossen gefeiert wurde: schon 418 (1027) übertrugen sie ihm die Würde eines Nagíd, eines „Fürsten" in Israel, d. h. eines Oberhauptes sämmtlicher Juden im Staate, und als Samuel Ha-Nagíd ist er für alle Zeiten berühmt geblieben. Sein Ehren-

name aber ist nicht in den Augen der Seinigen allein gerechtfertigt: mit allen Zierden des Geistes und der Gelehrsamkeit, der praktischen Klugheit und des untadligsten Lebenswandels geschmückt hatte er doch nichts von der kleinlichen Ueberhebung des Emporkömmlings; die bescheidene Würde seines Auftretens erschien selbst den ihm wenig geneigten Arabern noch zu gewinnen durch eine wahrhaft königliche Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, welche nicht lediglich den Angehörigen seiner Confession zu Gute kam und mit einem vollendeten Takte geübt wurde. Sein Verdienst ist es, wenn das Staatswesen von Granáda nach dem Tode des Habbús (429 = 1038) nicht vollkommen außer Rand und Band gerieth. Badís, der Sohn des verstorbenen Emirs (429—465 = 1038—1073), war ein bösartiger Tyrann, wie es schlimmere nicht viele gegeben hat: als dem Aelteren hatte ihm Samuel den Thron erlangen helfen, obwohl eine einflußreiche Partei seinem Bruder den Vorzug geben wollte; es war ein Glück für das Land, daß hiedurch ein heilsamer Einfluß des klugen Israeliten auf den neuen Fürsten möglich wurde. Denn an sich war dieser ein wildes Thier, dessen Wärter zu spielen die ganze Ueberlegenheit und Gewandtheit eines so seltenen Mannes erforderte. Keine Rede war natürlich davon, daß selbst dieser Wesír den Grausamkeiten und Ausschweifungen des Badís in jedem Falle wirksame Schranken hätte setzen können; bei einem blutdürstigen Trunkenbolde, wie der Siride einer war, konnte nur zu häufig weder Vernunft noch Ueberredung etwas ausrichten. In Almería gab es eine ganze Colonie granadischer Flüchtlinge, welche der launischen Wuth des Scheusals mit Mühe entronnen waren; in welcher Art der tückische Mensch an seinen wirklichen oder vermeintlichen Feinden sich zu rächen pflegte, zeigt das Beispiel des Slaven Soheir, den er mitten im Frieden von einer Heeresabtheilung überfallen und tödten ließ (S. 583). Schließlich hatte er, als die Einverleibung mehrerer berberischer Kleinstaaten in das Reich von Sevilla (unten S. 599) ihn ärgerte, den genialen Einfall, die Abschlachtung sämmtlicher Araber seines Gebietes anzuordnen,[1]) und nur mit größter Mühe gelang es Samuel, ihn von seiner Absicht zurückzubringen. Unbehaglich und vielfach gefährdet, wie unter einem solchen Fürsten die oberen Schichten der Gesellschaft sich fühlen mußten, blieb für die äußere Sicherheit des Staates im Ganzen und für die Regelmäßigkeit der Verwaltung durch die Tüchtigkeit des Ministers immer gesorgt; das Land gedieh, es stand bald in der ersten Reihe der spanischen Fürstenthümer, und war schließlich der einzige Rückhalt für die berberischen Elemente der ganzen Halbinsel.

1) So ungeheuerlich eine solche Idee uns vorkommen will, nach der Niederwerfung des muslimischen Aufstandes in den Alpujarras hat auch ein sehr frommer christlicher Geistlicher Ferdinand dem Katholischen „in einer Denkschrift seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, es sei erlaubt und nützlich, alle Moriscos zu tödten". S. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber, II, 321.

Denn anderer Orten ging es ja mit den Berbern, die eben noch den Schrecken Spaniens gebildet hatten, ziemlich schnell rückwärts (S. 577): es fehlte unter ihnen, wie überall, die Einigkeit, und kein bedeutender Mensch wollte erstehen, dessen thatkräftiger Ehrgeiz für solchen Mangel Ersatz geboten hätte. Die Aftaßiden von Badajoz ließen sich gar in dem löblichen Streben, ihre afrikanische Roheit abzulegen, von gefälligen Hofhistoriographen einen schönen arabischen Stammbaum zurechtzimmern, welcher ihre Abkunft von Tudschib, dem beduinischen Ahnherrn der Könige von Saragossa, über jeden böswilligen Zweifel erhob, und ihre Fürsten — Abdallah mit dem Beinamen El-Manßúr (bis etwa 422 = 1031), Mohammed El-Mozaffar (bis 460 = 1068), Jachja El-Manßúr II. (460—473 = 1068—1082), Omar El-Mutawakkil (473—487 = 1082—1094) — suchten auf jede Weise durch Förderung von Kunst und Wissenschaft, ja durch eigene Bethätigung auf diesem Felde sich den gebildetsten Arabern an die Seite zu stellen. Darüber ging denn freilich die militärische Kraft ihres Staates allmählich in die Brüche, so daß sie zwischen den Königen von Leon-Castilien und ihren oft genug ebenso feindlich gesinnten muslimischen Nachbarn ziemlich früh ins Gedränge kamen. Immerhin zeigten sie sich bedeutend tüchtiger, als ihre Landsleute in Toledo, die Emire von den Benu Dhu'n-Ún, welche sich 427 (1036) an Stelle des Ja'isch (S. 582) der einstigen Hauptstadt des gothischen Spaniens bemächtigt hatten.[1]) Ihr Stamm war früher unter den omaijadischen Emiren durch Stärke und Aufsässigkeit ausgezeichnet gewesen, und daß er seinen Einfluß im Norden auch jetzt nicht eingebüßt, zeigte der Uebergang der „mittleren Grenze" in den Besitz dieser Häuptlinge; aber die Art der Leute war im Laufe der Zeit eine andere geworden. Die Energie der Vorfahren warf sich bei ihnen nicht auf die Bekämpfung der Castilier, sondern auf gutes Essen und Trinken sowie anderweitigen Pomp und Luxus; „ein Dhunnunisches Festmahl" nannte man in Spanien, was den Römern ein luculliſches war. Der Nachgeschmack sollte bitter genug werden; schon der dritte Herrscher dieser Dynastie — sie zählte den Ismá'il Ez-Záfir (427—429 = 1036—1038), Jachja El-Ma'amún (429—467 = 1038 bis 1075) und Jachja El-Kádir (467—478 = 1075—1085) — mußte vor Alfons VI. das Land räumen und damit in den Wall der Vertheidigung, der beinahe 400 Jahre das muslimische Gebiet sicher gedeckt hatte, die erste und verderblichste Bresche legen.

Dem Particularismus, welcher den Spaniern — wenigstens denen einiger Provinzen — im Blute steckt, scheint eine besondere Fähigkeit zu localer Selbstverwaltung zu entsprechen. Die Blüte der mittelalterlichen spanischen Stadtgemeinden bis zu der Zeit, wo der habsburgische Absolutismus ihre Unabhängigkeit brach, ist bekannt, und nicht minder (vgl. S. 479) entsinnen wir uns, daß auch in der muslimischen Periode bereits einmal achtzig Jahre

1) Vgl. unten S. 593 Anm. 1.

hindurch Toledo als freie Stadt sich eine eigene Regierung bewahrt hatte. Es schien, als wollten nach dem Untergange der Omaijaden die beiden Hauptorte Andalusiens, Córdova und Sevilla[1]), dem Beispiele der älteren Schwester folgen. In der That verdankte es die vielgeprüfte Chalifenstadt der Weisheit und Mäßigung zweier ausgezeichneter Männer, daß sie nach ihrem Uebergange zur republikanischen Verfassung in über dreißigjähriger, kaum durch vorübergehende Störungen unterbrochener Friedenszeit von den Verwüstungen, die sie erlitten, sich einigermaßen erholen konnte. Die Patrizier, deren gemeinsamem Handeln es schließlich gelungen war, Córdova die ersehnte Ruhe zurückzugeben, forderten nach der Vertreibung des Omaija (S. 578) das Haupt einer der angesehensten Familien, den Dschachwar Ibn Mohammed auf, die Regierung zu übernehmen und nach seinem Ermessen zu führen. Aber mit ebenso großer Einsicht als Selbstlosigkeit lehnte er es ab, den Fürsten zu spielen: er wolle sich der Last der Geschäfte nicht entziehen, aber er müsse zur Minderung seiner Verantwortlichkeit sich zwei andere Mitglieder seines Hauses beiordnen, deren Unterstützung er nicht entbehren könne. Es geschah; aber damit nicht genug, hielt er stets die Anschauung fest, daß nicht er, sondern der aus den angesehensten Männern der Stadt zusammengesetzte Staatsrath die Herrschaft ausübe. Ihm gab er von allen Vorkommnissen, von allen Schriftstücken Kenntniß, seiner Beschlußfassung unterbreitete er jede einigermaßen wichtige Angelegenheit; er selbst gab sich den Schein, nichts für seine Person zu entscheiden, obwohl es schließlich immer seine Ansicht war, die als ausschlaggebend betrachtet wurde. Dabei trat er durchaus als der einfache, wenngleich wohlhabende und geachtete Bürger auf, der er bis dahin gewesen, und vermied Alles, was man als Streben nach der Tyrannis — hier kann man den griechischen Begriff in der That anwenden — hätte auslegen können; auch sein einfaches Haus mit dem ehemaligen Chalifenpalaste zu vertauschen weigerte er sich auf das Entschiedenste. Und wenn er unter so vorsichtig gewählten Formen der That nach selbst und allein die Regierung führte, so entsprach der Selbstbeherrschung auch die Rechtschaffenheit seines Charakters und die Zweckmäßigkeit seiner Politik. Wohl konnten die Ansehnlichkeit und der Einfluß seiner Stellung auch dem klugen Haushalter wuchern, dem es gelang, sein Privatvermögen in kurzer Frist zu verdoppeln; aber die Republik kam dabei nicht zu kurz, denn seine sparsame, ehrliche und genaue Verwaltung brachte schnell in die zerrütteten Verhältnisse Córdovas Ordnung und Sicherheit, und eine allen Abenteuern abholde, freundschaftliche und doch feste Haltung den Nachbarstaaten gegenüber ließ die Vortheile ihrer Lage und die, wenn geminderte, doch nicht gänzlich zerstörte Leistungsfähigkeit der gewesenen Residenz ihr zu erneutem Aufschwunge in Handel und Industrie verhelfen. Die Tage freilich, in welchen Córdova die erste Stadt des ganzen Abendlandes gewesen, kamen nicht wieder.

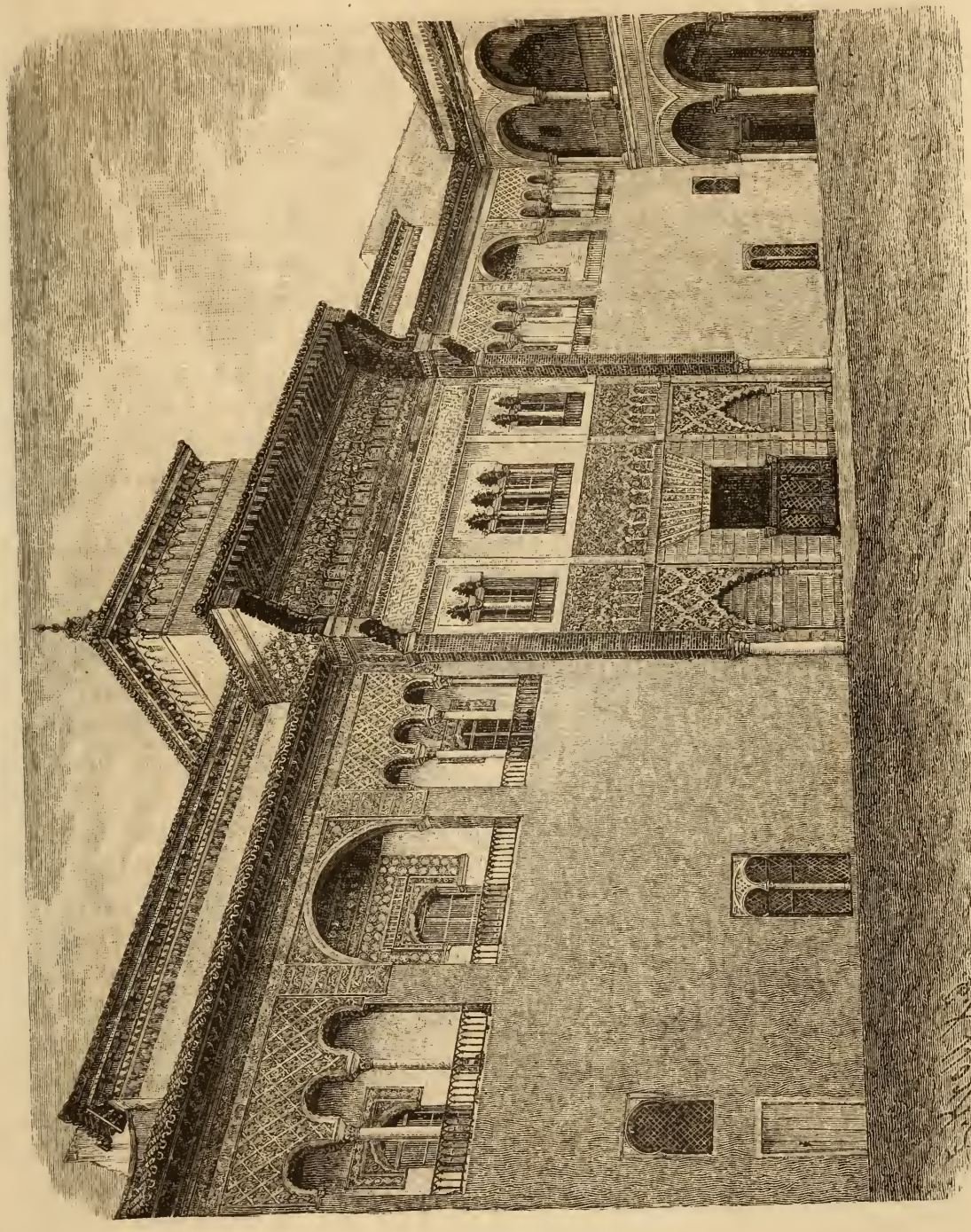
1) Die arabische Aussprache des Namens ist Ischbílija.

Aber zu einer schönen Nachblüte hat sie es immerhin noch gebracht: der nach des „ersten Consuls" Tode (435 = 1043) an seine Stelle tretende Sohn Mohammed Ibn Dschachwar leitete den Staat durchaus im gleichen Sinne weiter, und obwohl seine 456 (1064) zu Gunsten seiner beiden Söhne Abderrachmán und Abdelmélik erfolgte Abdankung den ruhigen Gang der Ereignisse bald ungünstigen Veränderungen preisgab, hatte sich die Stadt doch wieder so weit emporgearbeitet, daß sie auch unter weniger behaglichen Verhältnissen an Größe und Reichthum nichts wieder einbüßte.

Ganz anders sollten von ähnlichen Anfängen aus sich die Geschicke Sevillas gestalten. Auch dort hatten die Patrizier, nachdem sie dem hammuditischen Chalifen Káßim-Ma'amún die Aufnahme in die Stadt verweigert (S. 577), sich aus den eigenen Reihen ein Oberhaupt gesetzt: da ihnen aber vor ihrem soeben bewährten Heldenmuthe selbst bange wurde, und jeder für den Fall, daß Káßim mit überlegener Macht zurückkehrte, von der Verantwortung für das Geschehene möglichst frei zu sein wünschte, so war es nicht sowohl der Ausdruck eines allgemeinen Vertrauens, als das allgemeine Verlangen nach einem Sündenbocke, welches sie veranlaßte, die höchste Würde dem Kádi ihrer Stadt, Abu'l-Káßim Mohammed aus dem Hause der Benu Abbád anzutragen (412 = 1021). Allerdings war dieser — für den Kádi eines mohammedanischen Ortes gewöhnlich kein gutes Zeichen — ein schwer reicher Mann; aber seine Abkunft schien nicht eben ansehnlich. Er gehörte zu dem südarabischen Stamme der Lachmiden, indeß nicht, wie seine Schmeichler später mit großer Kühle behaupteten, zu dem Zweige der alten Könige von Hira (I, 17), vielmehr zu einer unberühmten Nebenlinie, die vor dem Islám irgendwo in der syrischen Wüste der Züchtung, beziehungsweise dem Diebstahle von Kamelen obgelegen. Sein Vater hatte sich als Kriegsmann wie als Gelehrter unter Almansor ausgezeichnet und zuletzt das Amt eines Kádis von Sevilla bekleidet, in welchem der Sohn ihm nachfolgte: während aber Jenem Rechtschaffenheit und Freigebigkeit nachgerühmt ward, erscheint Abu'l-Káßim als ein bedeutender Kopf, aber wenig gewissenhafter Charakter, dessen Ehrgeiz jedes Mittel recht war. Auch er ließ sich, wie später Dschachwar in Córdova, lange bitten und übernahm die Leitung des neuen Staatswesens erst, nachdem einige der Patrizier sich wohl oder übel entschlossen hatten, ihm dabei zur Seite zu stehen; aber es ergab sich bald, daß er ganz andere Dinge vorhatte, als den Cincinnatus zu spielen, ehrsamen Mitbürgern die schwielige Hand zu drücken und einer Republik friedliebender und fleißiger Philister vorzustehen. Freilich lagen die Dinge für Sevilla auch weniger einfach, als zehn Jahre später für Córdova. Noch waren die Berbern Andalusiens nicht zur Ruhe gekommen, und man hatte sie schon in dem benachbarten Carmona (S. 582) dicht auf dem Halse: der beste Vorwand für den Kádi-Präsidenten, die Schöpfung eines zuverlässigen Heeres mit Eifer zu betreiben. Geld hatte er genug, und er sparte nicht; so ward es ihm leicht, Araber, Berbern, Christen schaarenweise anzu-

werben, sowie zahlreiche Sklaven zu kaufen, die er ebenfalls für den Kriegsdienst abrichten ließ. Sie zu üben, unternahm er bald in die Umgegend, dann ziemlich weit in den Nordwesten hinein bis über den Guadiana (Wádi Iána) Streifzüge, die ihm Gefangene und Beute einbrachten; noch aber war seine Macht nicht vollkommen gefestigt, als im J. 418 (1027) der hammuditische „Chalife" Jachja-Mó'otali, Herr von Málaga und Umgegend, um sich für den Verlust von Córdova (S. 577) zu entschädigen, auf Sevilla rückte. Er hatte die Berbern von Carmona als Bundesgenossen bei sich, und war somit den Städtern bei weitem überlegen; auch der Kádi hielt es für besser, auf Verhandlungen einzugehen. Jachja andererseits verfügte doch auch nicht über so viele Truppen (vgl. S. 577), daß er den Bogen allzu scharf hätte spannen mögen: er zeigte sich geneigt, der Stadt den Genuß berberischer Einquartierung zu sparen, sofern sie ihn als Oberherren anerkennen wollte. Das kostete nichts und mochte ohne lange Ziererei bewilligt werden, die Frage war nur, wer die Geiseln stellen sollte, welche der „Chalife", um aus der Sache keine bloße Komödie zu machen, fordern mußte. Wieder bewies der Kádi, daß er der einzige Mann in Sevilla war, der in der That wußte, was er wollte: er besann sich keinen Augenblick, seinen eigenen Sohn Abbád dem Berberfürsten auszuliefern. Wie es demselben später, als es zum endgiltigen Bruche zwischen seinem Vater und dem Hammuditen kam, gelungen ist, aus der Gefangenschaft zu entkommen, erfahren wir nicht; jedenfalls hatte der Kádi von dem Augenblicke, wo er sein eignes Fleisch und Blut für das Gemeinwohl preiszugeben schien, gewonnenes Spiel in Sevilla. Das ganze Volk war entzückt über die von ihm bewiesene Aufopferung . . . seines Sohnes: er konnte nunmehr jede Rücksicht gegen die Patrizier außer Acht lassen, und entledigte sich demzufolge erst seiner Amtsgenossen in der Regierung, dann einer Anzahl sonstiger hervorragender Männer durch Absetzung oder Verbannung, ohne daß ihm dabei ernstlicher Widerspruch entgegengetreten zu sein scheint. Zwar behielt er bis an sein Ende seinen alten Káditítel bei, der Sache nach war er indeß von diesem Augenblicke an unumschränkter Herr von Sevilla, und auch nach seinem Tode blieb die Gewalt in den Händen seiner Nachkommen, der Abbadiden, bis zu dem allgemeinen Zusammenbruch der spanischen Verhältnisse am Ende des fünften (zehnten) Jahrhunderts. Es sind bei weitem die hervorragendsten muslimischen Fürsten dieser Periode, und ihnen verdankt es Sevilla, wenn es jetzt für einige Zeit den ersten Rang unter den andalusischen Städten einnimmt, Córdova schnell überflügelnd und in den Hintergrund drängend. Nicht als ob die Politik der Abbadiden von derjenigen der übrigen Raubstaaten der Halbinsel zu ihrem Vortheile sich unterschieden hätte. Auf den ersten Blick könnte es freilich scheinen, als ob dem Kádi und seinem auf ihn folgenden Sohne Abbád-Mótadid der patriotische Gedanke vorgeschwebt hätte, alle arabischen Elemente zu einem großen Bunde gegen die Berbern zu vereinigen und nach deren Bezwingung die sämmtlichen Landschaften wieder zu einer einheitlichen Macht zusammen-

zusassen. Das wäre allerdings eine große und die einzige Politik gewesen, welche die Stellung des Islâms den christlichen Fürsten gegenüber wieder gestärkt hätte; aber genaueres Zusehen lehrt, daß es eben nur gewöhnliche



Fassade des Palastes (Alcazar d. i. Al-Kalr „das Schloß") in Sevilla.

Raubsucht war, die in Sevilla wie anderswo die Maßregeln der Gewalthaber veranlaßte. Auf Kosten der Nachbarn, mochten sie angehören, welcher Nationalität oder Partei sie wollten, das eigene Gebiet zu vergrößern, weiter

reichten die Absichten auch der Abbadiden nicht; und nur weil sie in diesem Streben mit ebenso viel Geschick als Treulosigkeit je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes hier und dort intrigirten oder eroberten und dabei vielfach den Erfolg für sich hatten, bekommt ihre durchaus selbstsüchtige Thätigkeit für Augenblicke den Schein einer gemeinislämischen Richtung, deren Wesen ihr durchaus abging. In der Hauptsache freilich sind es wirklich die Interessen der arabisch-spanischen Civilisation, welche sie wenn auch ohne Bewußtsein fördern: denn ihre mächtigsten Gegner bleiben immer die ihnen allzu sehr benachbarten und allzu kräftig widerstrebenden Berbern, und es läßt sich ihnen das Verdienst allerdings nicht absprechen, diese genügend in Schach gehalten und dabei Sevilla für ein halbes Jahrhundert zum Mittelpunkte eines immerhin ansehnlichen Staates gemacht zu haben. Daß ihre Residenz mit den von Gärten und Prachtgebäuden umsäumten Ufern des Guadalquivir gleichzeitig die Stätte eines regen Verkehrs und eines geschmackvoll-üppigen, durch Kunst und Wissenschaft verschönten Lebensgenusses wurde und auch in dieser Beziehung vollkommen an die Stelle Córdovas trat, erhöhte bei Zeitgenossen und Späteren den Ruhm eines Geschlechtes, dessen unzweifelhafte Thatkraft doch beinahe ausschließlich in den Dienst eines ebenso rücksichtslosen wie selbstischen Ehrgeizes gestellt war.

Sobald der Kádi Abu'l-Káßim Mohammed sich als unumschränkten Herren von Sevilla fühlen durfte, that er die ersten Schritte auf der Bahn der Vergrößerungspolitik, die er von nun an mit Beharrlichkeit verfolgte. Auf seinen Befehl überschritt sein Sohn Isma'íl, ein tapferer Krieger, im Verein mit dem zu Sevilla in ein Bundesverhältniß getretenen Berbern Mohammed von Carmona die westliche Grenze des sevillanischen Gebietes, die Reste des im Bürgerkriege von berberischen Horden zerstörten Beja zu besetzen und den Ort von Neuem zu befestigen: man faßte damit festen Fuß zwischen dem Gebiete der Aftaßiden von Badajoz und der kleinen Fürsten von Silves, Santa Maria und Mértola, welche sich den Süden des heutigen Portugal getheilt hatten. Diesen indeß war mit dem Auftreten einer neuen Macht an ihren Grenzen keineswegs gedient: der Aftaßide Mozaffar warf eilends Truppen nach Beja, und zog, als Isma'íl darauf plündernd das Land durchstreifte, persönlich gegen ihn zu Felde. Der Fürst von Mértola sandte ihm Verstärkungen; aber Isma'íl schlug das vereinte Heer der Gegner auf's Haupt und Mozaffar selbst mußte als Gefangener nach Carmona wandern. Zwar wurde er nach einiger Zeit freigelassen (421 = 1030) und rächte sich, indem er ein paar Jahre später des geschlossenen Friedens ungeachtet über den gegen die Leoneser streifenden Isma'íl herfiel und ihm eine üble Niederlage beibrachte (425 = 1034): trotzdem aber und obwohl von da ab zwischen Sevilla und Badajoz die Kriege kein Ende nahmen, behauptete der Kádi für die Dauer einen ausgedehnten Bezirk im Westen, der sogar Lissabon einschloß und einen vortrefflichen Stützpunkt für spätere Eroberungen darstellte. Zunächst freilich konnte man hier nicht weiter vorgehen; denn abermals nahte sich von

der anderen Seite die Berbergefahr. Der Hammuditenchalife Jachja-Mó'otali hatte eingesehen, daß er mit seinen eigenen Kräften nicht weiter kam, und nicht ohne Glück in den letzten Jahren versucht, die kleinen Berberfürsten der Nachbarschaft zum Anschluß an seine Sache zu gewinnen. Jetzt hatte er sogar Mohammed, den Bundesgenossen des Kádis, aus Carmona geworfen und stand nun dort in bedrohlichster Nachbarschaft, kaum vier Meilen vor den Thoren von Sevilla. Es war nicht zu bezweifeln, daß er binnen Kurzem den Kádi auffordern würde, aus der bis dahin sehr platonischen Anerkennung seiner Oberherrlichkeit (S. 590) Ernst zu machen; und er gebot jetzt (426 = 1035), selbst wenn Habbús von Granáda sich zurückhielt, über eine ganz andere Macht, als vor 8 Jahren. Ihrer sich zu erwehren, schaute der Kádi nach Hilfe aus. Als die natürlichen Gegner des Berberchalifen erschienen die von Carmona aus gleichfalls bedrohten Cordovaner, dann die Slaven des Ostens, deren Gebiete von Córdova wie von Granáda aus leicht zugänglich waren. So beschloß der Abbadide, einen großen Bund der arabisch-slavischen Gemeinwesen gegen die berberischen Fürsten zu Stande zu bringen. Der Gedanke war vortrefflich; aber der Ausführung stand eine keineswegs unerhebliche Schwierigkeit im Wege. Es verstand sich für den Kádi ebenso von selbst, daß er die Leitung des Ganzen übernahm, wie es zweifellos war, daß keiner der Fürsten, auf welche er rechnen mußte, sich zur Unterordnung unter den Civilbeamten einer Republik — mehr war er ja äußerlich nicht — bereit erklären würde. Da traf es sich denn ganz herrlich, daß auf einmal die Kunde erscholl, der fromme Omaijadenchalife Hischám II., der bei der Eroberung Córdovas im J. 403 (1013) verschwunden war (S. 575), sei in Calatrava wieder aufgetaucht und von der Bevölkerung dieses zum Gebiete des Isma'íl von Toledo (S. 587) gehörigen Ortes mit begeisterter Huldigung begrüßt worden.[1]) Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß hier ein grober

1) Ich muß hier auf eine chronologische Schwierigkeit aufmerksam machen, welche Dozy (Histoire IV, 22 und Note A S. 289) entgangen zu sein scheint. Derselbe entscheidet sich für die Ansetzung des Auftauchens des falschen Hischám und des Todes Jachjas des Hammuditen auf das Jahr 426/7 (1035); damals aber war nach seiner eigenen Angabe (ebd. S. 4. 302; bestätigt durch Ibn Chaldún ed. Bulak IV, 161) Isma'íl noch gar nicht Herr von Toledo, dessen er sich erst 427 bemächtigte. Zwar beginnt das letztgenannte Jahr am 5. Nov. 1035; es ist aber ganz unmöglich, in den einen Monat November die Einnahme Toledos durch Isma'íl, seinen Zug nach Calatrava (der bestätigt wird durch Abbad. II, 34), die Flucht des falschen Hischám nach Sevilla und die Ereignisse, die zum Tode Jachjas führten, zusammenzudrängen. Andererseits ist das zweite Datum, welches für die letzteren in Frage kommt, Anfang 429 (Ende 1037), ebenfalls unwahrscheinlich; denn als nach dem Ende Jachjas der Kádi den Soheir von Almería mit Krieg bedrohte, erbat dieser Hilfe von Habbús von Granáda: dieser aber starb im Juni 1038 (Dozy IV, 37), und daß man die betreffenden Vorgänge (Dozy IV, 24 f.) in den Zeitraum zwischen November 1037 und Juni 1038 zusammendrängen könnte, will mir auch zweifelhaft erscheinen. Immerhin ist dies eher möglich, als die Ausgleichung zwischen den zu Anfang der Note gegebenen Daten; trotzdem wage ich nach dem gedruckten Material auch hier kein bestimmtes Urtheil zu fällen und bin daher im Texte wie immer Dozy gefolgt.

Schwindel vorliegt: der vermeintliche Hischám war nichts als ein Mattenflechter, der eigentlich Chalaf hieß, aber durch eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem verschollenen Chalifen in den Stand gesetzt wurde, einen frechen Betrug zu spielen. Die Leute von Calatrava, die über den soeben in Toledo stattgefundenen Uebergang der Regierung auf die berberischen Dhu'n-Nún kaum sehr glücklich sein mochten, behaupteten an die Wirklichkeit des Spukes zu glauben: freilich nur so lange, bis ihnen Isma'íl von Toledo eine ausreichende Zahl von Gegengründen in Gestalt berberischer Truppen vor die Mauern brachte. Diesen waren sie nicht gewachsen; sie gaben ihrem Prätendenten den guten Rath, sich eilends davon zu machen, und unterwarfen sich ihrem Emir ohne weitere Umstände. Hatte aber der falsche Omaijade hier seinen Beruf verfehlt, für den Kádi von Sevilla war sein Auftreten ein wahrer Glücksfund. Dem rechtmäßigen Chalifen sich zu beugen, konnte für den Stolz der slavischen Fürsten, Dschachwars von Córdova nicht zu gedenken, in keiner Weise ehrenrührig sein; und auf solche Art bekam der Abbadide am Ende wirklich das ganze slavisch-arabische Spanien unter seine Leitung, wenn nämlich Chalaf damit einverstanden war, sich unter Verzicht auf jede selbständige Rolle als Strohmann gebrauchen zu lassen. Die Aussicht, mit allen Ehren eines souveränen Fürsten in einem schönen Palaste wohnen zu dürfen und Zeit seines Lebens einer anständigen Verpflegung sicher zu sein, genügte dem gewesenen Mattenflechter in der That: er besann sich keinen Augenblick, der Einladung des Kádis Folge zu leisten, und ward von diesem in Sevilla mit ehrerbietigster Unterwürfigkeit empfangen. Feierlich mußten die Einwohner von Sevilla die Huldigung erneuern, welche vor fünfzig Jahren ihre Großväter dem unmündigen Hischám II. geleistet hatten, und mit großem Ernste begann der Kádi sich in der Rolle eines Hádschib dieses ausgestopften Chalifen vor einem verehrungswürdigen Publicum zu produciren. Amtliche Schreiben, von dem Minister im Namen des Beherrschers der Gläubigen El-Muaijad (S. 550) ausgefertigt, luden die lieben und getreuen Statthalter von Córdova, Almería, Valencia, Denia u. s. w. ein, auch ihrerseits die Wiedererscheinung des legitimen Oberherren mit Jubel zu begrüßen und seinem Rechte durch ihre thatkräftige Unterstützung zum Siege zu verhelfen. Es ist nicht anzunehmen, daß die leitenden Persönlichkeiten der Einzelstaaten sich wirklich haben täuschen lassen; aber den meisten derselben, insbesondere den mehr oder weniger unmittelbaren Grenznachbarn der berberischen Staaten von Málaga und Granáda, konnte es nur recht sein, wenn dem von diesen als Chalifen anerkannten Jachja-Mó'otali ein anderer entgegengestellt wurde, besonders wenn die behauptete Zugehörigkeit desselben zur alten Dynastie bei dem Volke Glauben fand. Und das war an vielen Orten der Fall: glaubt der Mensch doch nur zu gern, was er wünscht, und der bloße Name des zweiten Hischám mußte alle Erinnerungen an die kaum vor einem Vierteljahrhundert abgeschlossene und doch in den Wirren der Gegenwart so unerreichbar fern scheinende Glanzzeit des spanischen Islâms wachrufen. Die Cordovaner, denen schon

von der Wiederaufrichtung des Thrones Abderrachmáns III. in ihrer Mitte träumte, waren besonders selig; aber auch anderswo begegnete die wunderbare Mär gläubigem Vertrauen, und die meisten der slavischen Herren, bis nach dem entlegenen Tortosa hin, sahen ihren Vortheil darin, der Strömung zu folgen und ihre Treue gegen den rechtmäßigen Chalifen zu betheuern; einzig Soheir von Almería, der in freundschaftlichem Verhältnisse zu dem granadischen Emir, dem Berbern Habbús stand, weigerte sich, den nachgemachten Hischám anzuerkennen (1035 = 426). Aber auch von der papiernen Huldigung der Uebrigen bis zum thatsächlichen Eintreten für die Herstellung seiner Autorität in ganz Spanien war noch ein großer Schritt: und bevor es der Diplomatie des Kádis gelang, diesen Schritt zu bewirken, drohte die ganze Herrlichkeit in Stücke zu gehen. Die Aufstellung eines omaijadischen Chalifen in Sevilla schloß natürlich die Zurücknahme der Anerkennung ein, welche die Stadt vor acht Jahren dem Hammuditen Jachja-Mó'otali zugestanden hatte; so gerieth dieser in hellen Zorn und ließ von dem nahen Carmona (S. 593) aus das Gebiet der unbotmäßigen Vasallen sofort angreifen. Leider hatte dieser treffliche Fürst die anmuthige Eigenschaft, beinahe immer betrunken zu sein; als nun eines Abends die Sevillaner, welchen diese kleine Schwäche bekannt war, unter Führung Ismá'ils (S. 592) und Mohammeds, des vertriebenen Fürsten von Carmona (S. 593), einen unvermutheten Angriff auf diesen Platz machten, ließ sich Jachja, der eben wieder nicht ganz klar im Kopfe war, verlocken, mit geringer Begleitung hinauszusprengen und sich auf die Gegner zu stürzen. Er fiel dabei in einen vorbereiteten Hinterhalt und verlor das Leben; Carmona selbst ward in der Verwirrung durch Mohammed überrumpelt, Harem und Schätze des Getödteten erbeutet (Anf. 427 = Ende 1035): damit war der Krieg nicht allein vorläufig zu Ende, sondern auch Sevilla für immer der Sorge eines ernstlichen Angriffes von dieser Seite enthoben. Zwar folgte dem Jachja sein Bruder Idrís I. in Málaga, aber gleichzeitig warf sich ein Vetter desselben, Mohammed, Sohn des Káßim-Ma'amún (S. 577), als selbständiger Fürst[1]) in Algeciras auf, eine Theilung, welche die beinahe vollkommene Ohnmacht der hammuditischen Berbern zur Folge hatte; und dazu deckte nun die Wiederherstellung von Mohammeds Herrschaft über Carmona den Sevillanern die Flanke.

Dieser über alles Verhoffen schnelle und glänzende Erfolg konnte den Großmachtskitzel des Kádis nur verstärken: sogleich machte er sich daran, die thatsächliche Unterordnung der arabisch-slavischen Theilstaaten unter Hischáms, d. h. seine eigne Herrschaft zu bewirken. Indeß, je weniger Córdova und

1) Noch nicht als Chalife, wie es durch einen lapsus calami bei Dozy, Histoire IV, 24 heißt; diesen Titel legte er sich erst 440 (1048/9) bei, vgl. a. a. O. S. 66 und Abdo-'l-Wáhid, History of the Almohades ed. Dozy S. 45 Z. 13; 49, 2; Ibn El-Athír ed. Tornberg IX, 197, 2; 198, 7 (Beide schreiben ersichtlich den Homeidi aus, vgl. Gayangos, History of the Mohammedan Dynasties in Spain, II, Appendix S. XVIII, XXII).

die östlichen Fürstenthümer seit Jachjas Tode von den Berbern zu fürchten hatten, um so geringere Bereitwilligkeit zeigten sie, in einem Groß-Sevilla aufzugehen. Als der Kádi Miene machte, mit seinem Pseudo-Chalifen sich in dem alten Omaijadenpalaste niederzulassen, verbaten sich die cordovanischen Patrizier das in sehr bestimmter Weise; es gelang ihnen, dem Volke die Echtheit des Mattenflechters verdächtig zu machen, und da eine förmliche Belagerung der großen Stadt die Kräfte des Abbadiden noch immer überstieg, so mußte er wohl oder übel auf ihre Einverleibung verzichten. Ebensowenig Glück hatte er bei dem Versuche, Soheir von Almería für seine ablehnende Haltung gegen den falschen Hischám zu strafen und ihn mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen: die vereinigten Truppen des Slaven und seines Bundesgenossen Habbús von Granáda brachten seinen Truppen eine Schlappe bei, und es hätte ihm schlecht ergehen können, wäre nicht bald darauf (429 = 1038) der granadische Emir gestorben und zwischen seinem Nachfolger und Soheir jener Zwist ausgebrochen, der zu des Letzteren Tode und Almerías Einnahme durch Abdelasís von Valencia führte. Wir erinnern uns (S. 583), daß hieraus ein Krieg zwischen Abdelasís und Mudschâhid von Denia, sowie die abermalige Unabhängigkeit Almerías unter den Benu Ssomádich folgte: damit aber war jede Möglichkeit, die slavisch-arabischen Köpfe unter einen Hut zu bringen, ausgeschlossen; der Kádi mußte den Osten sich selbst überlassen. Mit der bemerkenswerthen Unparteilichkeit, die er in der Wahl der Gegenstände für seine Eroberungspläne zu beweisen pflegte, wandte er sich nun gegen seinen bisherigen Bundesgenossen, Mohammed von Carmona. Das Gebiet desselben umfaßte außer seiner Residenz noch mehrere Nachbarbezirke, wie die von Ossuna und Écija; während sevillanische Truppen diese eroberten, war der Abbadide am Werke, gleichzeitig eine Revolution in Granáda anzustiften, damit er den neuen Emir Badís (S. 586) verhinderte, seinen carmonischen Landsleuten Hilfe zu leisten. Die zahlreichen Feinde, die Jener durch seine Grausamkeit sich bereits geschaffen, machten es nicht schwer, eine Verschwörung zu Stande zu bringen, welche die Beseitigung des Badís und die Erhebung eines seiner Vettern auf den Thron von Granáda erzielen sollte. Aber sie ward noch in der Vorbereitung entdeckt, und während des Kádis Sohn Isma'íl mit der Belagerung von Carmona beschäftigt war, nahte sich Badís selbst zum Entsatze, und von der andern Seite rückten Truppen des Idrís I. von Málaga heran, welchen Mohammed ebenfalls um Beistand ersucht hatte. Bei Écija stießen die drei Heere aufeinander. Durch eine Unvorsichtigkeit des allzu siegesgewissen Isma'íl litt die Haltung der Sevillaner; als ihr Feldherr mit gewohnter Tapferkeit sich in die Bresche warf, um die Schlacht herzustellen, fiel er, und die verbündeten Berberfürsten errangen einen vollständigen Sieg (431 = 1039). Von Neuem drohte dem Kádi bedenkliche Gefahr: denn sobald die Verbindung zwischen Badís und den Hammuditen Dauer behielt, mußte er auf neue ernstliche Unternehmungen gegen seine Hauptstadt gefaßt sein. Diesmal aber sollte es nicht dazu kommen:

Idris I. überlebte den Triumph von Écija nur wenige Tage, und nach seinem Tode brach in seinem kleinen Reiche, welches außer dem Gebiete von Málaga nur noch die Bezirke von Tanger und Ceuta umfaßte, vollständige Anarchie aus. Idris' Sohne Jachja wird von dem Slaven Nedscha, Statthalter der afrikanischen Provinz, ein Sohn des früheren Chalifen Jachja-Mó'otali Namens Haßan gegenübergestellt; der Letztere behält die Oberhand und läßt seinen Nebenbuhler tödten, wird aber kaum zwei Jahre später von seiner Frau, einer Schwester des Ermordeten, vergiftet.[1]) Jetzt versucht Nedscha die Obergewalt selbst an sich zu reißen; aber einige Zeit, nachdem sie ihm gesichert scheint, empören sich die Berbern, welche von einem slavischen Herren nichts wissen wollen, er wird erschlagen und Haßans Bruder Idris II. als Chalife ausgerufen (434 = 1043). Ein bis zur Schwäche gutmüthiger Fürst, besaß er nicht die Fähigkeit, das erschütterte Ansehen der Dynastie herzustellen: so that jeder Häuptling, was ihm beliebte, Badis von Granáda, obwohl er wie zum Hohne immer noch in seinen Moscheen für den Hammuditen beten ließ, bemächtigte sich ohne Widerstand zu finden einer ganzen Reihe Schlösser auf dem Gebiete von Málaga, kurz, von einer Regierung war keine Rede mehr. Endlich bekamen die Berbern die Geschichte satt: sie entsetzten den Schattenkönig und huldigten seinem Vetter Mohammed (438=1046/7); als aber der ihnen wieder durch Strenge mißfiel, erklärten sich mehrere der in der Provinz hausenden Vasallen für den anderen Mohammed, der in Algeciras herrschte (S. 595) und nun ebenfalls den Chalifentitel annahm (440 = 1048/9). Da inzwischen nach manchen Wechselfällen der entthronte Idris II. eine Zuflucht bei Abu Núr, dem berberischen Herren von Ronda, gefunden hatte, so gab es jetzt, wie der arabische Geschichtschreiber voll Entrüstung bemerkt, auf einem 20 Meilen im Quadrat umfassenden Fetzen Landes vier Leute, die sich den geheiligten Namen eines Beherrschers aller Gläubigen beizulegen nicht entblödeten: den falschen Hischám in Sevilla, Idris II. in Ronda, und die beiden Mohammed in Málaga und Algeciras.

Unter solchen Umständen blühte natürlich der Weizen der Abbadiden. Im J. 433 (1042) hatte der Kádi Abu'l-Káßim Mohammed das Zeitliche gesegnet; Abbád (S. 590), der ihm folgte (reg. 433—461 = 1042—1069), war ganz der Mann dazu, die gleichzeitig verschlagene und gewaltthätige Politik seines Vaters noch zu überbieten. Als er es im J. 451 (1059) an der Zeit fand, seinen Unterthanen mitzutheilen, der bis dahin beibehaltene falsche Hischám sei eines sanften (natürlichen oder unnatürlichen) Todes ver-

---

1) Im J. 1041 (432/3) nach Dozy, Histoire IV, 299; im J. 434 (1042/3) nach Ibn El-Athír ed. Tornberg IX, 197 und Ibn Chaldún (bei Gayangos, History of the Mohammedan Dynasties in Spain II, 246; die Bulaker Ausgabe hat IV, 155 das unsinnige 438). Dozy beabsichtigte vielleicht nur eine ungefähre Angabe nach Abdo-'l-Wáhid, History of the Almohades, 2d ed. S. 46 und Homeidi (bei Gayangos II, App. XIX); das einzige sichere Datum scheint allerdings das von Ibn Bassám bestätigte des Todes Nedschas im J. 434 (1043; Hist. IV, 60).

blichen und habe ihn durch letztwillige Verfügung zum Emir von ganz Spanien ernannt, hat er den Ehrentitel El-Mótadid angenommen, und die Araber verfehlen nicht darauf aufmerksam zu machen, welche merkwürdige Aehnlichkeit zwischen diesem Eroberer und dem gleichnamigen Abbaßidenchalifen (I, 531) bestehe. Das heißt aber dem Letzteren schweres Unrecht thun: denn er ist, wenn ein rücksichtsloser Herr, doch gleichzeitig in der Hauptsache ein anständiger Mensch gewesen, indeß Abbád unter die größten Schurken der Weltgeschichte gezählt werden muß. Daß ihm zur Durchführung seiner ehrgeizigen Pläne kein Mittel zu schlecht war, versteht sich von selbst: zahlreicher Kleinigkeiten gewöhnlicher Hinterlist und Treulosigkeit zu geschweigen, lud er sich einmal im Jahre 445 (1053) die Herren von Ronda, Moron und Arcos-Xeres, mit welchen er im tiefsten Frieden, ja in den freundlichsten Beziehungen lebte, zu einem Besuche nach Sevilla ein, aber nur, um sie mit ihrem Gefolge, im Ganzen ungefähr 60 Personen, im Bade einmauern und durch Hineinleitung heißer Luft ersticken zu lassen, dann aber sich in größter Gemüthsruhe ihre Staaten anzueignen. Bei weitem schlimmer indeß war die kleinliche Rachsucht, welche ihn nie die geringste Kränkung vergessen ließ und mit gradezu satanischer Tücke ihre Opfer zu treffen wußte. Aus irgend einem Grunde hatte er einen seiner Unterthanen, der noch dazu blind war, des größten Theiles seines Vermögens beraubt; verarmt war derselbe nach Mekka gewallfahrtet, hatte sich in der heiligen Stadt als Bettler bei der Ká'aba niedergelassen und hörte nicht auf, vor allen Leuten seinem Unmuthe über die Ungerechtigkeit seines früheren Landesherren Ausdruck zu geben. Rückkehrende Pilger erzählten das in Sevilla, und die Sache kam endlich auch dem Emir zu Ohren. Als nun in einem der nächsten Jahre die Zeit herannahte, zu welcher die spanischen Wallfahrer sich auf den weiten Weg nach Arabien zu machen pflegten, ließ Mótadid einen von den zu der frommen Reise sich rüstenden Gläubigen kommen, und gab dem Manne einen verschlossenen Kasten mit, indem er ihm auftrug, denselben als ein Geschenk seines Fürsten jenem Blinden mitzunehmen. Als dieser das Kistchen erhielt, wunderte er sich zuerst einen Augenblick, bat aber dann in seinem Herzen dem Emir ab, welcher nun doch eine Entschädigung für seine früheren Verluste ihm zuzuwenden schien, und betastete, wie Blinde wohl zu thun pflegen, voll Entzücken jedes einzelne der zahlreichen Goldstücke, die ihm bei Eröffnung des Kastens wirklich entgegenrollten. Vor Abend war er todt; die Münzen hatten ein verderbliches Gift an sich getragen. — Das größte Vergnügen Mótadids aber bildete sein „Garten", in welchem Blumen aus wohl geordneten und mit dem Namen ihrer früheren Besitzer säuberlich etikettirten Schädeln emporwuchsen; immer mit Ausnahme von solchen fürstlicher Herkunft, von denen er eine hübsche Sammlung in einer besonderen Truhe aufbewahrte. Dabei aber machte er gleichzeitig an seine Geliebten, deren er nicht wenige besaß, die gefühlvollsten und zartsinnigsten Gedichte, spielte den Menschenfreund, interessirte sich lebhaft für Künste und Wissenschaften: ein reiner Nero, dem

nur die wahrscheinlich dem Imperator doch zu Gute kommende Entschuldigung der Verrücktheit abging. Denn glich er jenem Muster eines wahnsinnigen Tyrannen auch in der Schönheit und Kraft seiner Leibesgestalt, in der Neigung zu maßlosen Ausschweifungen, so bewies er daneben eine mindestens ebenso große Leistungsfähigkeit im Arbeiten und eine beneidenswerthe Klarheit des scharfsinnigsten Verstandes. Ein Mensch, so gleich furchtbar und so viel gefährlicher als sein Zeitgenosse Badis von Granâda, wie eine Giftschlange im Vergleich zu einem Wolfe. Jedenfalls mußten ihnen Beiden Andalusiens immer schneller verfallende Kleinstaaten allmählich zur Beute werden, bis schließlich ein Zusammenstoß zwischen ihnen selbst unvermeidlich wurde. Zu den ersten Feindseligkeiten kam es schon bald nach dem Regierungsantritte Mótadids; so lange indessen die beiderseitigen Grenzen noch durch andere Gebiete getrennt waren, mischte sich Badis nur gelegentlich in die Kriege zwischen dem Abbadiden und den Berbern von Carmona, die sich zuerst den Angriffen der Sevillaner ausgesetzt sahen. Man kann nicht läugnen, daß Mótadid — ich bezeichne ihn gleich so, obwohl er diesen Namen erst später (S. 598) geführt hat — mit der nachdrücklichsten Thatkraft ins Zeug ging: fast gleichzeitig mit Carmona, das auch nach dem Tode seines Fürsten Mohammed (434=1042/3) unter dessen Nachfolger Ißchâk den Widerstand tapfer fortsetzte, überzog er die westlichen Fürstenthümer und schlug sich, nachdem er 436 (1044) Mértola seinem Herren abgenommen, auch noch mit den Truppen von Niebla und Badajoz herum. Es ist unmöglich, alle diese Kriege, an welchen sogar Málaga nach seinen schwachen Kräften sich einmal zu betheiligen versuchte, hier im Einzelnen zu verfolgen; ich begnüge mich anzudeuten, daß sie, besonders von Mótadids Sohne Isma'îl kräftig geführt, durch gelegentliche Vermittlung des ruhigen und friedliebenden Ibn Dschachwar von Córdova (S. 588) nur für den Augenblick unterbrochen, nach und nach eine wesentliche Ausdehnung des sevillanischen Gebietes zur Folge gehabt haben. Schon 443 (1051/2) wurden Huelva, Niebla und Silves erobert, und nach der heimtückischen Vernichtung der Fürsten von Ronda, Moron und Arcos-Xeres (445 = 1053; oben S. 598) fielen auch diese Bezirke in Mótadids Hände, um so leichter, als die arabischen Elemente der Bevölkerung hier aus Haß gegen ihre berberischen Herren den Angreifern Vorschub leisteten. Badis von Granâda war außer sich, als er die verrätherische Ermordung der schon als Volksgenossen ihm befreundeten Häuptlinge erfuhr; dazu mußte die rasche Vergrößerung der abbadidischen Macht als eine bedenkliche Drohung für Granâda erscheinen. Den schrecklichen Plan, an den Arabern des granadischen Landes tausendfach zu rächen, was Mótadid gegen die Berbern verbrochen, vereitelte die menschliche Gesinnung des jüdischen Wesirs Samuel (oben S. 586); aber zum Kriege kam es, der beiderseits mit größter Erbitterung, doch, wie die Folgezeit beweist, ohne endgiltige Entscheidung geführt worden ist. Jedenfalls wurde ein paar Jahre später die Aufmerksamkeit der beiden feindlichen Emire durch neue Ereignisse

nach einer anderen Seite abgezogen. Mit den Hammuditen war es, wie nach dem Bisherigen begreiflich, immer weiter bergab gegangen. Der Versuch Mohammeds von Algeciras, seinen Ansprüchen auf das Chalifat durch die Eroberung Málagas Nachdruck zu geben, scheiterte kläglich (440 = 1048/9); er starb noch in demselben Jahre, und sein Sohn Káßim mußte sich wieder mit der bescheidenen Rolle begnügen, welche die Verhältnisse seines Zwergstaates ihm zuwiesen. In Málaga regierte der andere Mohammed etwa bis 444 oder 445 (1052. 1053); nach seinem Tode entstanden wieder Zwistigkeiten, unter welchen es seinem Neffen Idrís III. doch nicht gelingen wollte, sich die Anerkennung der Berbern zu gewinnen. Schließlich holte man den alten Idrís II. wieder herbei, dem soeben durch den Tod des Fürsten von Ronda (S. 598) sein bisheriges Asyl verleidet sein mochte, und übertrug ihm von Neuem die Herrschaft, die er bis an sein 447 (1055) erfolgtes seliges Ende möglichst wenig ausgeübt haben wird. Dann kam noch ein Sohn Idrís' I., Mohammed II. an die Reihe: inzwischen aber schien dem Badís, dem sogenannten Lehnsmanne dieser etwa den späteren Abbaßiden zu vergleichenden „Chalifen", die Frucht, die er längst begehrlich betastet, zum Pflücken reif geworden: im J. 449 (1057) nahm er, ohne auf lebhaften Widerstand zu stoßen, den herrlichen Landstrich in Besitz. Gern hätte er vermuthlich von da weiter gegriffen, aber sein ewiger Gegner kam ihm zuvor: bereits im folgenden Jahre (450 = 1058) ließ Mótadid von Sevilla seine Truppen gegen Algeciras vorgehen. Es war nicht schwer, den machtlosen Káßim zur Räumung seines kleinen Fürstenthumes zu nöthigen: mit ihm schloß die Reihe der hammuditischen Chalifen und Emire in Spanien. Die früher zu dem Gebiete von Málaga noch gehörigen Bezirke von Tanger und Ceuta (S. 597) blieben unter dem berberischen Häuptling Sfakót, ihrem früheren Statthalter, selbständig; Mohammed II. flüchtete vor Badís erst nach Almería, dann (456 = 1064) nach dem afrikanischen Melilla, dessen Einwohner ihn sich zum Oberhaupte setzten und bis zu seinem Tode (460 = 1068) ihm gehorsamten; Káßim zog sich, wie die meisten der übrigen Kleinfürsten, die ihren Kopf von Mótadids Truhe fernzuhalten wußten, nach Córdova zurück. Wie überall in den weiten Ländern des Islâms waren es auch hier die Aliden (vgl. S. 576), welche zuerst und am gründlichsten Fiasco machten.

Ruhig allerdings sollten auch die, welche ihrer Herrschaft den Untergang bereitet hatten, den Raub nicht genießen. So lange Mótadid lebte, nahmen die Kriege, die er mit Badís führte, kein Ende: gern hätte er zu Algeciras auch das schöne Málaga sich angeeignet, aber die vorübergehende Besetzung der Stadt führte nur zu einer empfindlichen Niederlage seines begabten, aber nach Art der Schöngeister etwas genial-lässigen Sohnes Mohammed, welchem das Unternehmen anvertraut war, und auch weiterhin vermochte er nach dieser Seite hin keine neuen Vortheile zu erreichen. Einmal noch, kurz vor seinem Ende, gelang ihm ein Hauptschlag: 459 (1067) fiel das vielumstrittene

Carmona in seine Hände. Aber schon hatte das gerechte Schicksal ein Mittel gefunden, selbst den verhärteten Sinn dieses Tyrannen mit einer unheilbaren Wunde zu treffen: sein tapferer und kluger Sohn Ismaʾíl, sein bester Feldherr, die Hauptstütze seiner von ununterbrochenen Kämpfen umtosten Herrschaft, hatte sich gegen ihn empört und trotz der ihm gewordenen Begnadigung, da er den hinterhaltigen und treulosen Charakter des Vaters kannte und fürchtete, bald nachher sogar einen Anschlag auf das Leben desselben gewagt. In gerechtem Zorne hatte ihn Mótadid mit eigener Hand niedergehauen; aber nie konnte er den Verrath noch den Verlust dieses Sohnes verwinden. Auch die Blütezeit von Badís' Herrschaft war um dieselbe Zeit vorbei: 459 (1066) starb sein ausgezeichneter Minister, der Jude Samuel Ha-Nagíd, und dessen nicht minder begabter, aber von dem Geiste eines hochmüthigen Skepticismus und willkürlicher Frivolität mehr als erträglich beeinflußter Sohn Joseph, auf welchen das Wesirat übergegangen war, fiel schon nach einigen Wochen als ein Opfer des religiösen Eifers der in ihren heiligsten Gefühlen von ihm gekränkten Berbern. Da Badís selbst durch sein Lieblingslaster, den Trunk, mit jedem Tage unzurechnungsfähiger wurde, gingen ihm Land wie Ansehen bis zu seinem erst 465 (1073) erfolgten Tode nur immer zurück; während aber das seines alten Nebenbuhlers Mótadid Stellung erleichterte, umdüsterten dessen letzte Tage Sorgen, deren Schwergewicht jetzt auf ganz Spanien zu lasten begann. Niemals hätte der Unfug der Kleinstaaterei, dem wir beinahe zu lange schon die Ehre unserer Aufmerksamkeit erwiesen haben, so lange ungestraft sein Wesen im muslimischen Spanien treiben können, wären die Christenstaaten der Halbinsel nicht in der ersten Hälfte des fünften (zehnten) Jahrhunderts von den Wirren zwischen Leon und Navarra-Castilien, später von den Empörungen der Großen gegen Ferdinand I. nach Außen lahm gelegt gewesen. So hatte es in dieser Zeit bei gelegentlichen Razzias hin und wieder in dem gewohnten Stile verbleiben müssen, und nicht allein die kräftigeren Benu Húd von Saragossa (S. 583), sondern auch die schwächeren Dhu'n-Ún von Toledo und die von den Abbadiden vielgeplagten Aftaßiden von Badajoz waren doch stets in der Lage gewesen, ihren Besitzstand gegen die Erbfeinde des Islâms zu wahren. Jetzt sollte das anders werden. Ferdinand I. saß endlich fest im Sattel, und er war entschlossen zu erproben, was das feurige Roß des vereinigten castilianisch-leonesischen Königreiches unter einem guten Reiter zu leisten vermochte. Der erste Anlauf traf Mozaffar von Badajoz, dem 449 (1057) Vizeu und Lamego entrissen wurden; in den nächsten Jahren mußte der Hudide Móktadir einige Festungen hergeben, die er südlich vom Duero besaß, und endlich kam die Reihe an Ma'amún von Toledo, dessen nördliches Gebiet Ferdinand bis Alcala de Henares eroberte. Auch diese Stadt hätte er genommen, wäre Ma'amún nicht schleunigst zu Kreuze gekrochen. Durch reiche Geschenke erkaufte er den Frieden; alle drei Emire aber mußten sich, um weiteren Verlusten zu entgehen, zur Anerkennung der

castilischen Oberherrlichkeit und jährlicher Tributzahlung bequemen. So hatte der thatkräftige König sich die Möglichkeit gesichert, schon jetzt weiter nach Süden vorzugreifen: 455 (1063) fiel er in das sevillanische Gebiet ein, und Mótadid, in demselben Jahre von dem schrecklichen Schlage, den ihm sein undankbarer Sohn Isma'íl beigebracht, auf das Schwerste erschüttert,[1]) hielt es für angezeigt, dem Beispiele der anderen Fürsten zu folgen. Allerdings wußte der Schlaukopf durch geschicktes Handeln mit etlichen Reliquien, insbesondere mit den Gebeinen des heiligen Isidorus von Sevilla, für die er plötzlich eine ganz unmotivirte Verehrung an den Tag legte, die Ansprüche der Castilier etwas herabzumindern; aber zum tributpflichtigen Vasallen des Christenkönigs mußte auch er sich erniedrigen. Im folgenden Jahre (456 = 1064) wandten die Christen sich wieder nach anderen Seiten: sie eroberten trotz des mit Badajoz geschlossenen Friedens Coimbra, und von der neugewonnenen Stellung im Toledanischen aus unternahm Ferdinand einen gefährlichen Kriegszug gegen Valencia. Dort regierte seit des Amiriden Almansor (S. 583) Tode (453 = 1061) dessen unfähiger Sohn Abdelmélik, der sehr überflüssiger Weise den Beinamen El-Mozaffar „der Sieggekrönte" führte; als er sich von den Castiliern durch eine Kriegslist aus der Stadt locken ließ, fiel er in den ihm gelegten Hinterhalt und wäre auf ein Haar in Gefangenschaft gerathen. Schon 457 (1065) kam Ferdinand wieder, und hätte diesmal ohne Zweifel Valencia erobert, wäre er nicht durch Krankheit genöthigt worden, den Rückzug anzutreten. Die Stadt war noch einmal gerettet; sie für die Zukunft vor den Folgen von Abdelméliks Thorheit zu schützen, ließ Ma'amún von Toledo, des unbrauchbaren Amiriden Schwiegervater, diesen gefangen setzen und zog die Landschaft für sich ein (457 = 1065). In der Zwischenzeit war es jenseits des Ebro den Muslimen schlecht gegangen. Schon vor Jahrzehnten hatten an den Kriegen der Grafen Barcelonas gegen ihre mohammedanischen Grenznachbarn sich Schaaren französischer Normannen betheiligt. Es ist bekannt und wird uns noch weiter beschäftigen, wie von ihren an der Seinemündung gewonnenen Sitzen aus die kräftigen, aber rohen Söhne des Nordens in hellen Haufen als Söldner sich nach dem schönen Süden drängten, wo sie allmählich, besonders in Italien, einen Hauptbestandtheil der fürstlichen Heere bildeten. Aber im J. 456 (1064) fiel es einem aus normannischen, burgundischen und französischen Kriegerscharen zusammengesetzten Heere, das wahrscheinlich im Dienste des Papstes Alexander II. stand, plötzlich ein, über die Pyrenäen nach Spanien vorzudringen, zur Vergeltung viel-

1) Es steht allerdings nicht fest, ob der Einfall der Christen vor oder nach der Empörung Isma'ils stattgefunden hat; ich habe es indeß bei dem nahen Zusammentreffen beider Ereignisse für erlaubt gehalten, das eine zur Erklärung der sonst auffallenden Schwachmüthigkeit des Mótadid gelegentlich des anderen (vgl. Dozy, Histoire IV, 119) heranzuziehen, ohne läugnen zu wollen, daß zur Begründung desselben auch die später zu besprechende Haltungslosigkeit der muslimischen Fürsten (S. 605) überhaupt am Ende ausreicht.

leicht für die Piraterie, die seit Alters von den Saracenen an den italienischen Küsten getrieben wurde und seit Mudschâhid von Denia (S. 583) nur immer lästiger geworden war. Es wurde jetzt furchtbar Rache dafür genommen, selbstverständlich an Leuten, die gar nichts dafür konnten. Für die stärkste Grenzveste der Muslime Aragoniens im Norden galt Barbastro (Barboschter): vor das legten sich die Eindringlinge, und da Móktadir von Saragossa wie seine Unterfürsten sich zu schwach fühlten, zum Entsatze eine Schlacht zu wagen, mußte die Besatzung sich ergeben. Die Normannen und Franken schändeten den christlichen Namen durch schmählichen Bruch der Capitulation, durch ein schreckliches Blutbad und empörende Mißhandlung[1]) der Einwohner, welche nicht dem Schwerte zum Opfer gefallen waren; aber trotz des Entsetzens, das bis nach Andalusien hinein bei der Nachricht von dem barbarischen Wüthen dieser Horde Jedermann ergriff, fiel es wenigstens in den maßgebenden Kreisen Niemand ein, nach der Ursache zu fragen, die aus dem noch vor einem halben Jahrhundert so mächtigen arabisch-spanischen Reiche einen Tummelplatz für beliebiges Gesindel machte, ohne daß die, welche in üppigen Palästen die Könige spielten und sich ob nie vollbrachter Thaten von ihren Lohnpoeten in den Himmel erheben ließen, zur Abwehr solcher Greuel auch nur einen Finger hoben. Im Volke allerdings begann sich allmählich eine erbitterte Stimmung zu entwickeln, scharfblickende und freimüthige Männer scheuten sich nicht, in historischen Schriften Vergleiche zwischen dem blühenden Zustande und der ruhigen Sicherheit des Landes unter den Chalifen und dem jetzigen Elend der Kleinstaaterei anzustellen: aber an den Höfen befolgte man die Weisheit des Vogel Strauß. Eben gewährte das Schicksal den muslimischen Staaten noch eine letzte Gnadenfrist, sich für eine männliche und patriotische Politik zu entscheiden. Ferdinand I. starb Ende 1065 (Anf. 458); über dem Erbe des mächtigen Fürsten geriethen seine drei Söhne in Streit, und etwa zehn Jahre dauerte es wieder, bis Alfons VI. als Alleinherrscher über die Königreiche Castilien, Leon und Galizien gebot. Und wenn nun auch Mótadid von Sevilla diesen Glücksfall seiner ganzen Vergangenheit nach lediglich dazu benutzen konnte, wieder gegen seine Grenznachbarn erobernd vorzugehen (S. 600 f.), so befreite doch sein durch vorzeitiges Aufreiben seiner Kräfte in Arbeiten, Ausschweifungen und Sorgen beschleunigter Tod schon 461 (1069) Andalusien von dem schlimmsten der Störenfriede, welche durch ihre unablässigen Raufereien den Untergang der ganzen Nation herbeizuführen drohten. Aber es ergab sich nur zu rasch, daß nicht an einzelnen Persönlichkeiten das Geschick der Zukunft hing: die Zeit war krank, und auch die Besten des Jahrhunderts vermochten das Uebel nur zu erkennen, nicht zu heilen.

Wir haben das merkwürdige Janusgesicht, welches eben diese Zeit trug, bereits in Kürze zu umreißen gesucht (S. 581). Ganz abgesehen von dem

1) Näheres darüber bei Dozy, Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne[3] II, 340 ff.

materiellen Wohlstande und dem reichen Schmucke des äußeren Lebens, in dem sich die Gesellschaft Andalusiens damals noch gefallen konnte, hatte das geistige Leben des Volkes grade jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Nie waren Poesie und Wissenschaft höher geschätzt und fleißiger geübt worden. Der Emir Mozaffar von Badajoz, wie später noch sein Sohn Omar El-Mutawakkil gehörten zu den fleißigsten Gelehrten und ersten Litteraturkennern; und wenn man aus der unendlichen Zahl der spanisch-arabischen Dichter denjenigen bezeichnen soll, in dessen Versen sich die ihnen eigenthümliche Grazie des Gedankens und Tiefe der Empfindung am deutlichsten ausprägt, so wird immer des furchtbaren Mótadid liebenswürdiger und unglücklicher Sohn Mohammed genannt werden, der in diesem Augenblicke unter dem Namen El-Mótamid den Thron von Sevilla bestieg. Kaum weniger berühmt aber sind eine ganze Reihe anderer Poeten, wie der für uns allzugelehrte Ibn Abdón von Badajoz, Ibn Chafádscha von Xucar (Schokar), Ibn Sa'íd von Granáda, und das von einem romantischen Schimmer umflossene Dichterpaar der schönen Walláda, der unähnlichen Tochter des Omaijaden Mustákfi (S. 577), und ihres Geliebten — nicht des einzigen übrigens — des „Tibull von Andalusien", Ibn Seidón. Und indem wir dieser gedenken, seien auch die großen jüdischen Dichter Spaniens nicht vergessen: Samuel der Nagíd, Granádas Wesír, und der bedeutendste von allen, Salomo Ibn Gabirol. — Nicht minder fällt in diesen Zeitraum die eigentliche Blüte der von den Spaniern mit so besonderer Vorliebe gepflegten Geschichtschreibung. Einer ihrer bedeutendsten Vertreter ist der edle Ibn Hasm, einst Wesír des unglücklichen Abderrachmán V. (S. 577), nach dem Untergange des Chalifates das Elend der Zeit in den ernstesten und vielseitigsten theologisch-juristischen und historischen Studien zu vergessen bestrebt; ferner der eigentliche Classiker dieses Kreises, Ibn Haiján von Córdova, dessen große Geschichte seiner Zeit in 60 Bänden die hauptsächlichste, beinahe einzige Quelle für alle Späteren geworden ist. Was diese und ihre Genossen die Vorgänger weit übertreffen läßt, ist vor Allem die unter den neuen politischen Verhältnissen erst möglich gewordene Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe (vgl. S. 533); ihre Arbeiten, leider meist nur in wenn auch zahlreichen Bruchstücken auf uns gekommen, stehen in der ersten Reihe der muslimischen Geschichtswerke überhaupt. Ihnen schließt sich an der aus dem Geschlechte der Fürsten von Huelva entstammte gelehrte Geograph El-Bekri, der uns zu den Forschern auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Philosophie hinüberleitet. Mehr noch als alle anderen sind diese von der Gunst der damaligen Verhältnisse gefördert worden. Die arabischen und slavischen Herren zeigen sich von Anfang durchaus abgeneigt jenem Geiste fanatischer Engherzigkeit, der in Spanien mehr als irgendwo die freie Entwicklung solcher Studien gehemmt hatte. Jetzt kommen sie endlich, nach langer Unterbrechung seit Almansor (S. 554), auch hier wieder in Fluß: gegen den Abschluß dieser Periode treten auf die großen Aerzte Abu'l-Káßim aus Sachra, der Stadt Abderrachmáns III., dem la-

teinischen Abendlande als der bedeutendste Chirurg des früheren Mittelalters unter dem fehlerhaft veränderten Namen Albucasis bekannt, sowie Abu'l-Alá Ibn Sochr aus einer berühmten Familie von Gelehrten und Staatsmännern, der wir noch weiter begegnen werden; und endlich erscheint vor den Augen der letzten Zeugen der Epoche die reine Gestalt des ersten großen spanischen Aristotelikers, des Philosophen Ibn Bádscha von Saragossa (des Avenpace unserer Scholastiker).

Während man in der theoretischen Mathematik vor Kurzem dahinter gekommen ist, daß und weshalb das berühmte Problem der Quadratur des Zirkels, an dem so viele Generationen hindurch die scharfsinnigsten Leute sich den Kopf zerbrochen haben, überhaupt unlöslich ist, harrt eine in gewisser Weise ihm vergleichbare Aufgabe auf dem moralischen Gebiete noch immer ihres Oedipus. Die Geschichtsbetrachtung erweist, daß eine gewisse Höhe der materiellen Civilisation und eine gewisse Freiheit von Voraussetzungen, um nicht zu sagen Vorurtheilen nationaler und religiöser Natur durchaus erforderlich ist, um den Wissenschaften, insbesondere der Philosophie, die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung zu gewähren; sie erweist aber nicht minder, daß im Laufe der Zeit, meist schon nach kurzer Frist, regelmäßig jene Civilisation in Verweichlichung, jene Freiheit in einen Skepticismus ausartet, welche die Kraft der betreffenden Nation verzehren und ihnen vor Allem die elementaren Grundideen auch der religio, des unwandelbaren inneren Pietätsverhältnisses zu dem Höchsten und Heiligsten, und der Treue gegen das eigene Volksthum (nicht zu verwechseln mit äußerlicher Prahlerei) wenn nicht gänzlich rauben, so doch zum großen Theile entwerthen. Es ist gut, daß noch nicht die Unlöslichkeit auch desjenigen moralischen Problems erwiesen ist, das uns dieses Verhältniß aufgiebt, denn wir dürfen nicht in dem Streben nachlassen, Denkfreiheit mit Selbstbestimmung, Bildung mit Kraft zu vereinigen; aber ein Volk, das in solchem Streben nicht allzu früh gescheitert wäre, suchen wir bis heut in der ganzen Weltgeschichte umsonst. Auch die spanisch-arabische Nation war um die Mitte des elften Jahrhunderts an der Stelle ihrer Entwicklung angelangt, wo die Kehrseite ihrer glänzenden äußeren und inneren Errungenschaften zu Tage trat. Nicht schon dem ganzen Volke, aber den leitenden Kreisen durchweg ist die Behaglichkeit des Lebens in Ueppigkeit, die geistige Freiheit in Willkür und Zügellosigkeit umgeschlagen, sind über dem Genuß und der Bildung die großen Gedanken von Glauben und Vaterland — im Orient wie nirgends unlöslich verknüpft — abhanden gekommen. Was früher ein aus Ueberschätzung der individuellen Kraft hervorgehender Particularismus der Rassen und Stämme gewesen war, ist jetzt eine schwächlich-eigensüchtige Ideenlosigkeit, die vor lauter Ueberfeinerung die einfachsten Thatsachen, vor den Bäumen den Wald nicht sieht. So erklärt sich das scheinbar Unglaubliche — es kommt Aehnliches auch sonst in der Welt oft genug vor — daß nicht einem der Emire Spaniens eingefallen ist, was patriotische Männer der unteren Volksschichten früh genug erkannten und aussprachen:

daß bei den Kriegen mit Ferdinand I. es sich um ganz andere Gefahren handelte, als jemals vorher. In einer Zeit, wo bereits deutlich Sein und Nichtsein des Islâms in Westeuropa in Frage stand, fand es ein so wohlmeinender Fürst wie Mótamid von Sevilla treffend, seine Lebensanschauung in dem Satze zu formuliren „Verstand ist meines Erachtens, daß man aufhört verständig zu sein". Er benahm sich denn auch so unverständig wie möglich; und die Anderen halfen ihm nach Kräften. Anstatt die paar Jahre, während deren Alfons VI. sich mit seinen Brüdern Sancho und Garcia herumschlug, zur Herstellung eines allgemeinen Vertheidigungsbundes gegen die Christen zu benützen, fuhren die andalusischen Zaunkönige fort, sich um die Fetzen des zerstückelten alten Reiches wie die Hunde um einen Knochen zu raufen: kein Wunder, wenn ihnen auf einmal die Peitsche um die Ohren pfiff, daß ihnen Hören und Sehen verging. Die sie schwingen sollten, waren längst beschäftigt, sie zu flechten: mir müssen diese Thätigkeit beobachten, ehe wir die Folgen derselben uns vor Augen führen.

Zweites Capitel.

Die Berbern in Afrika und Sicilien; Almoraviden und Almohaden.

Zweierlei Factoren sind es, welche nach der culturhistorischen Theorie des Ibn Chaldún, des bedeutendsten Kopfes unter den arabischen Geschichtschreibern und eines der bedeutendsten Köpfe unter den Geschichtschreibern aller Völker, hauptsächlich die Entwicklung der Staaten bedingen: von Außen das Verhältniß zwischen den seßhaften und den Nomadenvölkern, von Innen der jedem Menschen angeborene Trieb der Geselligkeit und des Gemeinsinnes sowie das Bindemittel übereinstimmender Denkweise, das für den Orientalen Ibn Chaldún naturgemäß in der Form der Religion sich darstellt. In ersterer Beziehung ist der regelmäßige Verlauf der Dinge,[1]) daß ein in den Entbehrungen des Nomadenlebens zu militärischer Tüchtigkeit herausgebildetes Volk über ein benachbartes, durch weitgehende Civilisation bereits verweichlichtes und geschwächtes herfällt, sich dasselbe unterwirft und in den Genuß seiner Güter eintritt. Derselbe fördert die Sieger mehr oder minder schnell zu einem höheren Grade materieller und geistiger Cultur; ist aber hier eine bestimmte Stufe erreicht, so schädigt das allmählich übertriebene Wohlleben die kriegerischen Eigenschaften der herrschenden Classe und mindert endlich die Wehrkraft des Staates so, daß er nunmehr seinerseits einem frischen Angreifer zur Beute wird. Hand in Hand damit, den ganzen Verlauf je nach den Umständen fördernd oder verzögernd, gehen die Wirkungen der inneren Ursachen: eine starke Entwicklung des Gemeinsinnes in einer Familie mit ihrem nächsten Anhange, dann in einem größeren Stamme, befähigt diese, eine Herrschaft über weniger einheitlich gesinnte Nebenbuhler zu begründen, und die Erregung eines wirksamen religiösen Antriebes wird gegebenen Falles dazu mächtige Beihilfe gewähren, umgekehrt aber wird die Zunahme des Individualismus auf Kosten des Gemeinsinnes, wie das Umsichgreifen der Gleichgiltigkeit gegen die religiösen Satzungen den Verfall selbst eines scheinbar festgefügten Reiches nach sich ziehen.

So wenig hiemit die Kräfte, deren Spiel die vielgestaltigen Organismen alter und moderner Staatswesen schafft und zerstört, vollständig dargelegt sein dürften, so erschöpfend trotz ihrer Einfachheit ist diese Theorie für die Er-

1) S. Näheres in der klaren und übersichtlichen Darstellung A. v. Kremers: Ibn Chaldun und seine Culturgeschichte der islamischen Reiche (Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 93. Bd., Wien 1879, S. 581—634; auch im Sonderabdruck erschienen).

klärung der Vorgänge, aus welchen sich die Geschichte des muslimischen Spaniens, Westafrikas und Siciliens vom fünften (elften) bis neunten (fünfzehnten) Jahrhundert zusammensetzt, und deren Beobachtung Ibn Chaldúns Ausführungen zunächst entsprungen sind. Zum dritten Male greift nach der Eroberung Spaniens (I, 425) und der fatimidischen Revolution (I, 595) das Volk der Berbern selbständig und maßgebend in die Weltgeschichte ein und beherrscht nunmehr über vierhundert Jahre die Geschichte des ganzen westlichen Islâms. Während aber die in dem vorangegangenen, nicht ganz so langen Zeitraume auf dem größten Theile dieses Gebietes in leitender Stellung befindlichen Araber es verstanden haben, wenigstens Spanien zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Höhe materieller und geistiger Cultur hinanzubringen, gewährt uns die berberische Periode das eintönige Schauspiel einer ununterbrochenen Wiederholung jenes Processes, den Ibn Chaldún typisch dargestellt hat, und der sich hier in der wenigst erfreulichen Weise abzuwickeln fortfährt, bis in Spanien der Islâm selbst, in Afrika die allmählich hier und dort ebenfalls eingedrungene Civilisation vollständig zu Grunde geht. So viele Bände mit diesen Kämpfen zwischen gleichzeitigen und auf einander folgenden, überall indeß mit der Unbeständigkeit wandernder Dünen in Umfang und Bedeutung jeden Augenblick wechselnden Staaten oder vielmehr Stammconföderationen angefüllt werden können: von historischem Werthe ist auch hier nur die Gesammterscheinung, nicht das Einzelne. Es ist immer dieselbe Geschichte. Vom Atlas herunter oder aus der Sahara[1]) hervor bricht ein Stamm oder eine Gruppe von Stämmen. Es gelingt den abgehärteten und kräftigen Nomaden, einen Theil des Culturlandes zu überrennen, die minder leistungsfähigen Truppen der bestehenden Regierung an einer Stelle zu schlagen. Die Beute, welche den Siegern zufällt, lockt andere Stämme herbei, die sich für den Augenblick willig einer so erfolgreichen Führung unterordnen, lawinengleich wächst die Masse, welche das offene Land weit und breit überfluthet, bald sich auch an die befestigten Städte wagen kann. Die Einigkeit unter den bisherigen Machthabern, nach der Art orientalischer Dynastien längst nicht musterhaft, geht vollkommen in die Brüche; auf den Trümmern des halb zerschlagenen, halb zusammengefallenen Reiches errichten die Eroberer ein neues, theilen sich in die Ländereien des gewesenen Herrscherstammes und jagen die Reste desselben, welche das Schwert verschont hat, in das Gebirge und die Wüste. Dort mögen sie im Kampfe ums Dasein entweder zu Grunde gehen oder aber sich von Neuem stählen und mehren, bis sie nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten stark genug sich fühlen, ihrerseits wieder auf die Bühne des Tell — so nennt man das Culturland des Nordens im Gegensatz zu dem eigentlichen Gebirgsstocke des Atlas und der Wüste mit ihren Oasen — sich hinauszuwagen und den inzwischen im bequemeren Leben der Städte verweichlichten Gegnern die reichen und frucht-

1) Arabisch Es-Ssachra (eigentlich „die Grauröthliche") „Wüste", „Steppe"; Ssahel, wie jetzt die westliche Hälfte genannt wird, ist specieller „Sandwüste".

baren Provinzen von Neuem abzujagen. So sind es mehrfach dieselben, wenn auch daneben selbstverständlich ab und zu neue oder bisher wenig hervorgetretene Stämme, die einander in der Herrschaft über Nordafrika ablösen. Verschiedenartig sind die Anstöße zu diesen Bewegungen. Meistens entzünden einfach Raubsucht und Ehrgeiz kriegerischer Häuptlinge den Kampf; gefährlicher aber und umfassender breitet sich die Erschütterung aus, wenn ein listiger oder fanatischer Mensch jene eigentlichen Triebfedern unter der Maske der religiösen Begeisterung zu bergen weiß. Unklare Köpfe und erregbare Gemüther wie die Berbern sind, lassen sie sich bis heute von jedem „Heiligen", der seine Rolle einigermaßen versteht, nicht blos an der Nase herumführen, sondern zu den bedenklichsten Wagnissen hinreißen: der „Marabut" (s. u. S. 614) ist jetzt wie zu Abd el-Käders Zeiten der eigentliche Gegner, welchen die Franzosen in Algerien zu fürchten haben, und wie es vor Alters stand, haben wir bei der charidschitischen Revolution (I, 447), bei dem Aufkommen der Fatimiden (I, 595) und bei der Empörung des Abu Jesid (I, 615) beobachten können. So ist es kein Wunder, daß zweimal sich mit den politischen Umwälzungen ein Ausbruch religiöser Leidenschaft verbindet, der bis über die Grenzen des Islâms hinaus seine verheerenden Wirkungen erstreckt. Niemand erwarte aber, daß aus solchen Antrieben Neubildungen von eigenem religiösen Werthe hervorgehen, geeignet den Ausgangspunkt für eine verjüngte und frische Gestalt des Islâms abzugeben. Für wirkliche Ideen ist in den etwas engen Gehirnen der wackeren Berbern niemals Platz gewesen (I, 421); ihrer religiösen Empfänglichkeit kommt es nicht auf das Was sondern auf das Wie an. Ob man ihnen christliche Liebe oder mohammedanischen Fatalismus, charidschitische Gemeindesouveränetät oder schi'itischen Absolutismus predigt, es ist ihnen Alles mehr oder weniger chinesisch: aber wenn der Prediger recht lange, möglichst wenig gekämmte Haare, einen weißen Bart, funkelnde Augen, einen zerlumpten Rock und einen sorgfältig vor der Berührung mit Seife geschützten Teint aufweist, und mit donnernder oder aber grabeshohler Stimme schauerliche Sachen sagt, dann mag er seines Erfolges sicher sein. Versteht er es daneben, vermöge directer göttlicher Unterstützung eine Stunde lang auf dem Kopfe zu stehen, oder sechs Wochen hintereinander zu hungern, Regen zu machen, Schlangen tanzen zu lassen und gänzlich unverständliche Orakel von sich zu geben, so kann er sich vielleicht gar bis zum Machdi aufschwingen, zum Hersteller des göttlichen Reiches auf Erden, welches dem Weltuntergange vorangeht und allen Frommen Heil, den Sündern und Ungläubigen Vernichtung bringt (I, 442. 588): eine Erwartung, die seit dem Ende der Omaijadenzeit (I, 442 ff.) auch unter den Sunniten immer mehr allgemein geworden und bis auf diesen Tag bekanntlich auch geblieben ist. Daß religiöse Bewegungen, die unter solchen Leuten in Gang kommen, in der Regel aller Civilisation und Bildung zuwider laufen werden, bedarf keiner Ausführung: und die paar gleichgiltigen Aeußerlichkeiten und Lehrmeinungen, welche den Anstiftern als Vorwand dienen, könnten selbst unter einem gescheiteren Volke

niemals zu Keimen wirklichen geistigen Lebens werden. So entspricht der vulkanischen Heftigkeit des Ausbruches die vollkommene Unfruchtbarkeit der von ihm zu Tage geförderten Ergebnisse: diese Art des islámischen Fanatismus vernichtet das eigene Culturleben, mag sie äußerlich noch so wirksam den Besitzstand des Mohammedanismus gegen die christlichen Angriffe zu wahren scheinen.

Das nämlich läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß nur ein rasches Dazwischentreten der wenigstens in ihrer Mehrzahl noch eine ungeschwächte Kriegstüchtigkeit bewahrenden afrikanischen Berbern die Außenposten des Islâms im Westen vor baldiger Zurückwerfung nach Afrika schützen konnte. Jenes allgemeine Hervordrängen der abendländischen Völker aus den ihnen allzu eng werdenden Sitzen, das wir fast um dieselbe Zeit, welche uns hier beschäftigt, sich im ersten Kreuzzuge bethätigen sehen, macht sich in Spanien und Sicilien den Muslimen nicht minder fühlbar, als in Kleinasien und Syrien. Und gleichartig wie die Ursache ist auch der Verlauf der Ereignisse im westlichen und im östlichen Mittelmeerbecken. Dem kräftigen Angriffsstoße der Christen erliegen für den Augenblick die Grenzgebiete: Valencia und Sicilien wie Antiochia und Jerusalem. Dann ermannt sich der Islâm: die kräftigen Arme der Türken hier, der Berbern dort ziehen den Fortschritten der Feinde Schranken, entreißen ihnen die gemachten Eroberungen in Asien ganz, in Europa wenigstens zum Theile wieder. Aber die bildungsfeindliche Roheit der scheinbaren Retter des Islâms vollendet den inneren Verfall der mohammedanischen Staaten, bis der gänzliche Ruin derselben, auf der einen Seite durch die Mongolen, auf der andern durch die Spanier herbeigeführt wird. Uebrig bleiben im Osten jene schattenhaften Staatenbildungen, die wir an unserem Auge bereits haben vorüberziehen lassen, im Westen die Barbareskenstaaten, die nicht minder ein Schauspiel immer fortschreitenden, endlich hoffnungslosen Verfalles darbieten. So die weltgeschichtliche Ansicht der zwischen den Mittelmeervölkern vom 11. bis 15. Jahrhundert waltenden Verhältnisse: für die Betrachtung der islámischen Seite, auf die ich mich naturgemäß hier beschränken muß, ergiebt sich daraus eine gegenseitige Durchkreuzung und Bedingtheit der speziell berberischen Entwicklung und der Kriege zwischen Muslimen und Christen, die es gut ist, gleich im Anfang hier deutlich hervorzuheben, ferner aber der allgemeine Charakter dieser Jahrhunderte als einer Periode des Niederganges ohne jedes Auftauchen neuer großer Ideen oder moralischer Kräfte, deren Betrachtung lohnend oder erfreulich wäre. Dies wird es rechtfertigen, wenn meine Behandlung des zweiten, volle 450 Jahre umfassenden Zeitraumes der spanisch-afrikanischen Geschichte nicht halb so ausführlich erscheint, als diejenige der ersten 300: wo es der Mühe lohnt, soll es auch hier an näherem Eingehen keineswegs fehlen.

So öde und abschreckend die Wüste der Sahara dem sich darstellt, welcher den Muth hat, die südliche Abdachung des Atlas zu überschreiten: sie schließt mehr Leben in sich, als man gemeinhin sich vorstellt. In zahlreichen Oasen zelten, in den wüsten Strecken dazwischen tummeln sich Völkerstämme verschiedener Art und Herkunft, unter ihnen, vorzüglich auf dem Boden, welcher im Norden vom Atlas, im Süden vom Senegal, im Westen vom Ocean begrenzt wird, auch nicht wenige Berbern. Hauptsächlich Zweige des großen Stammes der Ssanhádscha — von ihm trägt deutlich der Senegal selbst den Namen[1]) — sind da stellenweise tief nach Süden vorgedrungen; und schon um die Mitte des 2. (8.) Jahrhunderts sollen sie hier unter der Herrschaft von Königen aus der mächtigsten ihrer Einzelgruppen, den Lemtúna, ein nicht unbedeutendes Reich gebildet haben. Seit dem 3. (9.) Jahrhundert waren die Sendboten des Islâms auch zu ihnen durchgedrungen und hatten sie zur Religion Mohammeds bekehrt. Viel blieb freilich von der Lehre bei diesen Wüstensöhnen keineswegs hängen, die Hauptsache war, daß sie die Neger der benachbarten Bezirke des Sudans für höchst verwerfliche Heiden erklärten, gegen welche die Glaubenspflicht des „heiligen Krieges" (I, 204) zu üben war: dabei fiel der Gotteslohn reicher Beute und besonders zahlloser Kriegsgefangener ab, die man auf den Märkten von Fes, Ssidschilmáßa u. s. w. für gutes Geld verkaufen konnte. So lebten diese wackeren Stämme, welche man nach dem Litham, einem bei ihnen aus irgend welchem Grunde[2]) üblichen Gesichtsschleier, Molathamín („Verschleierte") zu nennen pflegte, in einer nach und nach freilich durch innere Zwiste gestörten Gemüthlichkeit weiter bis gegen die Mitte des 5. (11.) Jahrhunderts: da wurden sie auf einmal zu Höherem berufen.[3]) Ein Mann vom Stamme Gedála, der in die Lemtúna hineingeheirathet und es schließlich zum Häuptling der Letzteren gebracht hatte, Jachja Ibn Ibrahím, unternahm um das Jahr 427 (1036) die Pilgerfahrt nach Mekka in Begleitung der angesehensten Männer seines

1) Senegal ist eine Umbildung des Wortes Asnagen oder Senagen, des berberischen Plurales von Sanag, einer Parallelform zu Ssanhádscha (de Slane, Histoire des Berbers par Ibn-Khaldoun, t. II, Algier 1854, S. 68, Anm. 4). 2) Ibn el-Athír IX, 428 ed. Tornberg giebt für das Tragen des Litham ein paar Erklärungen, die nicht eben viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Es besteht in einer Art Binde, welche das ganze Gesicht außer den Augen bedeckt. 3) Die im Folgenden mitgetheilten Nachrichten über das Aufkommen der Almoraviden bis gegen 460 (1068) entnehme ich dem Ibn Chaldún (nach de Slane's bereits citirter Uebersetzung II, 64 ff.), zum Theil auch dem Raud el-Kirtás („die Wiesen des Papiers", Chronik des Ibn Abi Sera, von Tornberg unter dem Titel Annales Regum Mauritaniae Upsala 1843—46 herausgegeben und übersetzt). Ich citire letzteres Werk im Folgenden kurz als Kirtás; in dem vorliegenden Falle stimmen seine Angaben mehr zu denen Ibn Chaldúns, als der in wesentlichen Punkten abweichende Bericht des Ibn el-Athír. Man ist natürlich nicht in der Lage, den wirklichen Verlauf der Dinge genau festzustellen; ich bitte also die Erzählung des Textes nur als eine ungefähre Andeutung des Sachverhaltes aufzufassen. Besonders die Jahreszahlen sind bis 450 (1058) ganz unsicher, auch Kirtás und Ibn Chaldún widersprechen sich da stark.

Volkes; was sie unterwegs sahen, erweckte in ihnen die Ueberzeugung, daß es um die religiöse Erkenntniß, mehr aber noch um die Erfüllung der religiösen Pflichten bei den Ihrigen daheim sehr bedenklich stehe, und daß sie alle Gefahr liefen, dem übelen Scheitán zu verfallen, wenn sie ihren Wandel nicht änderten. So schauten die guten Leute, als sie durch das Gebiet der seit dem Abzuge des Fatimidenchalifen Mo'ís nach Káïro (I, 622) über Ifrikija[1]) und den größten Theil des Magrib herrschenden Siriden langsam dem Senegal wieder zusteuerten, aus nach einem rechten Gottesmanne, der geneigt wäre, sie in die Wüste zu begleiten und als Apostel des wahren Glaubens unter ihren Volksgenossen zu arbeiten. Auch unter den frömmsten Leuten des Nordens war die Begeisterung für die Freuden der Sahara nicht eben stark; endlich in Sídschilmáßa fanden sie (430 = 1039) das erwählte Rüstzeug, welches Allah sich für neue wunderbare Gnadenerweisungen an seinen Muslimen bereitet hatte. Abdallah Ibn Jaßín el-Guſúli hieß der ausgezeichnete Mann, ein großer Kenner des Gesetzes, welcher die Regeln und Entscheidungen Máliks und seiner Schüler (oben S. 464) bis auf das Tüttelchen auf dem i auswendig konnte und felsenfest davon überzeugt war, daß auf der Weise, wie man die vorgeschriebenen Kniebeugungen beim Gebet und das Waschen vor demselben vollziehe, auf der richtigen Einhebung der Armensteuer (I, 203), auf der Beobachtung der Regeln über das Schlachten der zum Verspeisen bestimmten Thiere u. dergl. m. das Seelenheil der Menschheit beruhe. Er fand es scheußlich, daß, wie ihm bald nur zu klar vor Augen trat, viele der Schäflein, welche seiner geistlichen Leitung anvertraut wurden, mehr denn vier (I, 205) Weiber hatten. In dieser wie in allen Beziehungen gab er, der nunmehr voll Eifers als Prediger in der Wüste am Senegal auftrat, ein leuchtendes Beispiel: er liebte die Weiber sehr, das ließ sich nicht läugnen, fast noch mehr als einstens der Gesandte Gottes selber, und trotzdem hatte er nie mehr als die erlaubte Anzahl. Freilich pflegte er sie monatlich fortzuschicken und sich je vier andere zu nehmen. Aber das geschah auf dem gesetzmäßigen Wege der formellen Scheidung mit allen theologisch-juristischen Schikanen, auf deren Beobachtung ja das Wesen der Religion beruhte: in solcher Art zwölfmal vier Frauen das Jahr über zu haben, war ja höchst sittlich, aber auf einmal fünf — welcher Greuel! Den Lemtúna jedenfalls schien die Beschränkung, die sie ihren zartesten Gefühlen auferlegen sollten, ebensowenig anmuthend wie die unbequemen Turnübungen (I, 192) des Gebetes und vieles Andere, was ihre gewohnte ungezwungene Lebensweise ihnen verkümmerte; so fand der sonderbare Heilige nur in dem beschränkten Kreise Beifall, welcher die Führer der Lemtúna umgab, und als bald nachher Jachja Ibn Ibrahim starb, gingen die schon vorher arg verstimmten einzelnen Gruppen des großen Stammes gänzlich auseinander. Indeß, so leicht war Abdallah Ibn Jaßín nicht zu entmuthigen. Er zog sich

1) „Afrika", d. h. die jetzige Regentschaft Tunis.

mit einigen der ihm gebliebenen Anhänger — an ihrer Spitze ein frommes Brüderpaar, die beiden lemtúnischen Häuptlinge Jachja und Abu Bekr, Söhne des Omar — auf eine Insel im Senegal zurück und baute sich dort ein Ribát[1]), d. h. eine Einsiedelei, in welcher unter seiner Vorsteherschaft die kleine Gemeinde der Gesetzeseifrigen sich unablässigen Andachtsübungen unterzog. „Der Geruch ihres Wandels verbreitete sich in die Ferne, und Alle, welche in ihren Herzen den kleinsten Samen der Tugend hegten, nahmen ihre Lehre auf und betheiligten sich an ihren Uebungen." Es läßt sich nicht entscheiden, ob der treffliche Abdallah ein beschränkter Fanatiker, oder ein geriebener Schwindler, oder — mir am wahrscheinlichsten — etwas von Beidem gewesen ist; jedenfalls war es ein energischer Kerl und einer von jenen Heiligen, welche den Berbern zu imponiren verstehen. Als er die Schaar seiner unter solchen Umständen ihm natürlich blind ergebenen Anhänger auf 1000 angewachsen fand, sagte er zu ihnen: „Tausend Männer lassen sich nicht leicht besiegen; so müssen wir nun thätig sein, die Wahrheit aufrecht zu erhalten, und bei der ganzen Welt, wenn nöthig, ihre Anerkennung zu erzwingen." So begann nun (434 = 1042/3) ein ähnlicher Kampf zwischen den Leuten vom Ribát und den übrigen Lemtúna, Gedála und wie die Berberstämme der Sahara alle hießen, wie einst in Arabien zwischen den Medinensern unter Mohammed und den übrigen Bewohnern der Halbinsel. Nach dem zu Anfang dieses Capitels Gesagten kann es nicht Wunder nehmen, daß es binnen zehn Jahren dem Abdallah gelang, sein Ziel zu erreichen: schon 445 (1053; oder 447 = 1055) konnte er die geeinten Berbern der Wüste zu einem ersten Vorstoß gegen Sſidſchilmáßa loslassen. Denn mit der bloßen geistlichen Leitung der ihm folgenden Schaaren sich genügen zu lassen, fiel dem ehrgeizigen Manne auch nicht im Traum ein. Nicht nur am Senegal, auch im Magrib war für einen Reformator mehr als genug zu schaffen. Zwar behauptete man überall in Westafrika, wo das schi'itische Dogma der Fatimiden niemals ernstlich zur Geltung gekommen war, dem Koráne und der reinen Ueberlieferung Máliks nachzuleben: aber nur zu viele Mißbräuche hatten sich eingeschlichen, welche einem strengen Vertreter des Gesetzes Anstoß bieten mußten. Einer darunter war von der Art, daß seine Bekämpfung von der Masse der Bevölkerung mit

1) Auch Rábita genannt; die Bedeutung dieser Worte ist von de Slane (Histoire des Berbers, I, 83, Anm. 2) dahin erklärt, daß ein ribát ursprünglich ein Wachthaus oder Fort bezeichnet (vgl. übrigens zu de Slanes Erörterung Lane's Lexicon unter rabata III und rábit), wie deren zur Bewachung der islámischen Grenzen gegen die Ungläubigen eine große Zahl in verschiedenen Gegenden bestanden. In ein solches Ribát zogen sich mit Vorliebe auch Personen zurück, welche das Verdienst eifriger Andachtsübungen durch wirkliche oder scheinbare Theilnahme an den Razzias des „heiligen Krieges" erhöhen wollten, und daher nennt man später ein Ribát dann auch eine weit von den übrigen menschlichen Wohnungen entlegene Einsiedelei, die nur zur Uebung friedlicher Askese bestimmt ist. Das Ribát des Abdallah hatte indeß, wie sich aus dem Verlaufe des Textes ergiebt, den Charakter eines wirklichen Kriegspostens des Islám im Gebiete der Ungläubigen. Vgl. unten S. 643.

Jubel begrüßt werden mußte: die Steuern, welche von den in Fes und den anderen Hauptorten des Westens regierenden Häuptern der Senâta und einiger denselben verwandter anderer Stämme eingefordert wurden, überschritten, wie übrigens in allen mohammedanischen Staaten damaliger Zeit, um ein Beträchtliches die von dem Propheten festgesetzte Grenze, und in dieser wie in allen Beziehungen forderte Abdallah buchstäbliche Erfüllung des göttlichen Gesetzes. Der ebenso beschränkte wie fanatische Puritanismus, den er verkündigte und der ohnehin der berberischen Geistesart zusagen mußte, ward durch solche Folgerung der Menge nur um so schmackhafter; und die Schnelligkeit, mit welcher jetzt sich die Erfolge häuften, ist daher keineswegs erstaunlich zu nennen. Zwar ward Sîdschilmâßa nicht gleich für die Dauer in Besitz genommen, aber 448 (1056) finden wir schon Sfús mit Umgegend, 449 (1057) Agmát in den Händen der über die Wüste rasch hinausrückenden Ribát-Leute — das nämlich bedeutet der Name Murábitín, welchen Abdallah in dem Augenblicke, wo er den „heiligen Krieg" gegen die Bewohner des Magrib entzündete, seinen Anhängern beigelegt hat. Ein Murábit ist einer, der im Ribát lebt oder jener Thätigkeit sich widmet, die für das Ribát wesentlich ist, also entweder ein frommer Einsiedler und Heiliger (wie man heute gewöhnlich das Wort, dessen Aussprache jetzt bekanntlich Marabut lautet, versteht) oder ein Vorkämpfer des wahren Islâms im Grenzkriege gegen die Ungläubigen (vgl. S. 613, Anm. 1), oder einer, und das ist hier gemeint, der gleichzeitig asketischer Frömmigkeit und gewaltsamer Unterwerfung der Ketzer und sonstigen Feinde Allahs sich geweiht hat. Die Spanier, die bald nur zu viel mit der neuen Sorte von Muslimen zu thun bekamen, haben das Wort El-Murábitín alsdann in Almoravides umgelautet, und als Almoraviden sind danach auch wir gewohnt, die Anhänger der Secte zu bezeichnen. Ihr geistliches Haupt blieb nach wie vor Abdallah, aber die Führung des Krieges überließ der Heilige, so gern er selbst am Kampfe theilnahm, den ihm nahestehenden Häuptlingen der Lemtúna, den Söhnen des Omar (S. 613). Zuerst hatte Jachja das Commando, nach seinem 447 (1056) erfolgten Tode Abu Bekr, dem ein Neffe, Júßuf Ibn Taschfín[1]), zur Seite stand; der eigentliche Befehlshaber indeß war seit 450 (1058) ein Weib, Seinab, die Frau des Abu Bekr. Als sie in dem gedachten Jahre den Almoravidenhäuptling heirathete, hatte dieses ebenso schöne als schlaue und thatkräftige Weib schon eine ziemlich bewegte Vergangenheit hinter sich. Zuletzt war sie die Gattin des Herren

1) Man findet den Namen Taschfín in abendländischen Werken häufig falsch oder doch irreführend umschrieben. Die genaueste Wiedergabe ist Tâschᵉfîn, mit einem ganz kurzen und undeutlichen Vocale zwischen dem sch und dem f. Die arabische Schrift kann diesen nur durch i oder u ausdrücken, man findet also Tâschifîn und Tâschufîn geschrieben, und da im Magrib â um diese Zeit schon wie ä (è) oder gar é gesprochen wurde, so hatte z. B. Dozy ganz recht, den Namen Téchoufîn zu transcribiren. Falsch ist es dagegen, wenn z. B. Schirrmacher in seiner verdienstlichen Geschichte von Spanien (Heeren-Ukert XLII, 2, Band IV, Gotha 1881), das ou Dozys mißverstehend, Teschûfin schreibt.

von Agmât gewesen, der nach dem Verluste seiner Stadt den Kampf gegen die Almoraviden noch eine Weile fortgesetzt, endlich aber in demselben das Leben verloren hatte; nun wanderte sie in den Harem des Siegers und übte bald auf die militärisch-politischen Angelegenheiten einen so unumschränkten Einfluß, wie das einer begabten Frau bei den Berbern — ich erinnere an die Priesterkönigin des Auràs (I, 420) — noch leichter zu sein pflegt als anderswo. Er war freilich, so lange der Heilige lebte, naturgemäß durch des Letzteren Unfehlbarkeit beschränkt; aber im Kampfe gegen die Beregwâta, einen in thatsächlicher Unabhängigkeit südwestlich von Fes bis zum Meere hausenden Stamm mit einer aus Heidenthum und Islâm schnurrig zusammengeschweißten Religion, kam der Stifter des Almoravidenbundes bald darauf (450 oder 451 = 1058. 1059) ums Leben, und obwohl an seiner Stelle einer seiner Schüler als geistliches Oberhaupt erwählt wurde, ging doch die eigentliche Leitung der gemeinsamen Unternehmungen nunmehr ausschließlich auf die Führer des Stammes Lemtûna über. Der Tod des Apostels drohte einen Augenblick den Zusammenhalt der kaum geeinigten Völkerschaften zu sprengen: während Abu Bekr nach Unterwerfung der Beregwâta den Kampf gegen die Senâta des Magrib aufnahm, erhoben sich unter den in der Sahara zurückgebliebenen Gruppen Zwistigkeiten, die rasch in offnen Krieg übergingen. Der Häuptling, welcher es mit seinen Pflichten genau nahm und dessen aufrichtige Religiosität keinem Zweifel unterliegen kann, hielt es für nothwendig, in die Wüste zurückzueilen und die Ordnung wiederherzustellen: dabei aber ihn zu begleiten, spürte seine Gemahlin nicht die geringste Lust.[1]) Gewohnt, als Fürstin die Bequemlichkeiten eines civilisirten Landes zu genießen, fand sie die Aussicht auf Sahara und Senegal keineswegs verlockend: zudem mochte die gescheite und mit den Verhältnissen Nordafrikas vertraute Frau klarer als die Almoraviden eingesehen haben, daß die eigentliche Zukunft der Bewegung im Magrib lag. So oder so brachte sie es fertig, den guten Abu Bekr zu überzeugen, daß er es der heiligen Sache schuldig sei, allein nach dem Süden zu gehen, sie aber dort zurückzulassen, wo ihre Kenntniß von Land und Volk sich täglich nützlich erwies: da sie aber nach der Sitte der Muslime nicht gut allein im Lager weilen konnte, so verstand sich ihr Mann dazu, sie aus der Ehe zu entlassen (vgl. I, 205) und nach Ablauf der gesetzlichen Wartefrist mit seinem Neffen Jûßuf Ibn Taschfîn, welchem der Oberbefehl im Norden zugedacht war, zu verehelichen (453 = 1061). Dann ging man auseinander: Abu Bekr begab sich an die ursprünglichen Sitze der Almoraviden zurück, brachte die Unruhestifter zur Ordnung und führte sie dann, ihrem Thatendrange würdigere Ziele zu weisen, gegen die Schwarzen des Sudan. Während er in das Innere von Afrika, wie es heißt bis zu einer Entfernung von neunzig Tagereisen jenseits der almoravidischen Grenze

1) Ich folge hier Dozy, Essai sur l'histoire de l'Islamisme, trad. par Chauvin, Leiden 1879, S. 362, dessen Auffassung der etwas mager überlieferten Thatsachen viel für sich hat.

vordrang, setzte Jûßuf die Bekämpfung der Senâta und der übrigen Stämme des Magrib fort. Er war, das zeigte er auf dem Schlachtfelde oft genug, ein tapferer Krieger, wenn auch kaum ein bedeutender Feldherr;[1]) in Allem aber, was die äußere oder innere Politik der mit immer größerer Schnelligkeit emporwachsenden neuen Macht anging, stand er durchaus unter der Leitung Seinabs, die ihrerseits mit den Fakihs (vgl. S. 465), den geistlichen Autoritäten und als solchen den eigentlichen Bürgen für den Gehorsam der almoravidischen Stämme, die engste Fühlung hatte. Diese waren es dann naturgemäß, deren Rath nach Seinabs Tode (464 = 1071/2) für den Emîr, wie sich Jûßuf nennen ließ, maßgebend wurde, und auch für seine Nachfolger geblieben ist: die Herrschaft einer priesterlichen Aristokratie also mit einem General als Inhaber der vollziehenden Gewalt an der Spitze, eine Organisation, die mit der ältesten Gestalt des Chalifates (I, 216) eine gewisse, wenn auch beschränkte Aehnlichkeit hatte und, wenigstens so lange der religiöse Eifer innerhalb der verbündeten Stämme nicht erkaltete, über ein ungewöhnliches Maß von Kräften schnell und sicher verfügen ließ. Einer solchen waren die seit dem Sturze des Chalifates von Córdova sich durchaus selbst überlassenen und in sich gänzlich zerfahrenen Stämme des Magrib nicht gewachsen. Nachdem Jûßuf Ibn Taschfîn (Emîr 453—500 = 1061—1106) im J. 454 (1062) seiner Herrschaft einen eigenen Sitz durch Gründung der Stadt Marocco[2]) geschaffen, dehnte er seine Eroberungen rasch über das ganze Magrib aus: 462 (1070) nahm er Fes, 470 (1077/8) fiel gegen ihn im Verzweiflungskampfe der frühere hammuditische Statthalter Sfakót von Tanger (oben S. 600), 472 (1079/80) ward Tlemßen geplündert, 474 (1081/2) dasselbe sammt dem mittleren Magrib bis gegen Algier hin von den Almoraviden unterworfen. Und dazu brauchte Jûßuf, spätestens seit 464[3]) (1071/2), sich nicht einmal mehr um seinen bisherigen Oberherren Abu Bekr zu kümmern. Derselbe war — so hören wir — nach Beendigung seiner Feldzüge im Sudan und nach der Einverleibung von Fes in das Gebiet Jûßufs mit einigen seiner Schaaren zu diesem zurückgekehrt, um die Oberleitung des Ganzen wieder zu übernehmen. Seinab, welche damals noch am Leben war (s. oben), steifte dem Jûßuf den Nacken, daß er es wagte, seinem Vorgesetzten in stolzer Un-

1) Ich schließe das insbesondere aus der ungenügenden Ausnutzung der später von ihm in Spanien durch seine und seiner Krieger Tapferkeit errungenen Erfolge. 2) Der Name wird richtig geschrieben Marrâkusch, gesprochen (vgl. S. 453, Anm. 1) Marrékosch, daher spanisch Marruecos und hieraus unser Marocco. 3) Dieses Jahr ist durch den in ihm erfolgten Tod der Seinab (vgl. oben Z. 9 und den Verlauf des Textes) als spätestes mögliches gegeben. Nach Ibn el-Athîr (IX, 428 ed. Tornberg), welcher die oben erzählte fragwürdige, wenngleich charakteristische Anekdote nicht hat, starb Abu Bekr 462 (1069/70) als allgemein (auch von Jûßuf also wenigstens der Form nach) anerkanntes Oberhaupt der Almoraviden, und war Jûßuf in derselben Stellung einfach sein Nachfolger. Man kann aus den verschiedenen Ueberlieferungen Dies und Jenes über den wahren Sachverhalt muthmaßen, was mir indeß nicht sicher genug ist, um es hier mitzutheilen.

abhängigkeit gegenüberzutreten. Als Abu Bekr mit den Seinen heranzog, rückte Jûßuf ihm entgegen, an der Spitze eines überlegenen Heeres und in Begleitung einer zahlreichen Schaar von Kamelen, welche eine Menge von Kleidungsstücken, Proviant, Zelten und dergleichen trugen. Seinen Oheim kurz begrüßend stieg er nicht, wie es die Sitte von dem Untergebenen forderte, vom Pferde herab; auf die Frage Abu Bekrs: „Was willst du denn mit all' den Truppen anfangen?" erwiderte er bestimmt: „Mich ihrer gegen die bedienen, welche Anderes wollen als ich" — und dem weiteren Forschen nach der Bestimmung jener Kamele ward die Antwort: „Ich habe dir Alles, was ich von Geld und Gut, Lebensmitteln und Aehnlichem besitze, mitgebracht, damit du in deiner Sahara keine Noth leidest." Das war verständlich; selbstlos wie das vorige Mal, oder klug genug, hinter der immerhin höflichen Entschiedenheit dieser Andeutungen die Willensmeinung der maßgebenden, mit Jûßufs Erfolgen jedenfalls äußerst zufriedenen Fakihs zu erkennen, ging Abu Bekr in die Wüste zurück, wo er bis an sein nach einer Ueberlieferung 480 (1087) eingetretenes Ende als Oberhaupt der dortigen Almoraviden zu wirken fortfuhr. Dann traten auch diese von selbst unter die Herrschaft des Jûßuf, so daß in den letzten Jahrzehnten des 5. (11.) Jahrhunderts der Sohn Taschfins ganz Westafrika von Algier bis an den Senegal sein nennen durfte.

Wo aber in aller Welt, indeß mit so großer Schnelligkeit eine neue Großmacht im Magrib sich erhob, waren die Siriden, die Nachkommen Bolugguins, der als Statthalter der Fatimiden hundert Jahre vorher das Amt übernommen hatte, die Stämme des Westens soweit in Respect zu halten, daß weder sie, noch ihre Beschützer, die Omaijaden von Córdova, dem eigentlichen fatimidischen Gebiete gefährlich werden könnten? Diese Frage zu beantworten und damit unsere Anschauung von der Lage der islamischen Weststaaten zu vervollständigen, müssen wir unsere Blicke jetzt an die Stellen zurücklenken, wo uns die Provinzen Afrika (I, 622) und Sicilien (I, 617) vorläufig aus dem Gesichtskreise entschwunden waren.

Es geschah in dem Augenblicke, wo der kelbitische Emir Haßan Ibn Ali aus dem Hause der Beni Abi Hußein, wenngleich als Statthalter des Fatimiden Mo'iz noch von dessen Oberherrlichkeit abhängig und z. B. auf seinen Befehl bei dem Ueberfalle Almerias im Jahre 344 (955; vgl. I, 618) thätig, doch für alle inneren Angelegenheiten der Insel unbeschränkte Vollmacht erhalten hatte. Er war ein tüchtiger Verwalter, dabei ein energischer Mensch, der sowohl mit der arabischen Aristokratie wie mit den bis dahin auf Grund der alten Capitulationen zum Theil noch vortheilhafter als sonst auf islamischem Boden gestellten Christen wenig schonend umsprang, daneben auch die Byzantiner[1]) Unteritaliens seine Hand fühlen ließ, so oft ihre den

1) Die folgende Darstellung der Reibungen zwischen den Byzantinern und Muslimen in Italien und Sicilien weicht in einigen Punkten von den betreffenden Partien in Hertzbergs Gesch. der Byzantiner (Nr. 59 dieser Sammlung S. 167. 178 f. 185. 224—226) ab. Sie stützt sich auf Amari's Storia dei Musulmani di Sicilia Vol. II,

Muslimen tributären Städte in Calabrien mit dem Zahlen säumig waren. Während seiner Regierung (336/7—354 = 948—965) schlug man sich eigentlich fortwährend zu Lande und zu Wasser. Jenes meist in Calabrien und Apulien (337—349 = 948—960), einmal indeß, wo der Kaiser Nikephoros Phokas, ermuthigt durch die eben gelungene Zurückgewinnung Kretas (I, 573), auf den Hilferuf der durch Verminderung ihrer bisherigen Rechte gekränkten Christen ein byzantinisches Heer auf der Insel landen ließ, um Taormina und Messina herum (351—354 = 962—965). Nebenher liefen natürlich je nach Gelegenheit Kreuzfahrten der beiderseitigen Kriegsschiffe, die bald dem einen, bald dem andern größeren Schaden brachten; 354 (965) aber setzte die gänzliche Vernichtung der griechischen Flotte in der Enge von Messina durch Haßans tapferen Sohn Achmed die Byzantiner in entschiedenen Nachtheil. Doch trat hier einstweilen Ruhe ein, als Mo'ís 356 (967) für sich wie für seinen Vasallen mit Constantinopel Frieden schloß, um ungestört die Eroberung Aegyptens (I, 618) vorzubereiten. Schon früher (354 = 965) war der alte Haßan gestorben; Achmed, der ihm folgte, ward 358 (969) mit seiner ganzen Familie an den Hof von Machdija zurückberufen, vermuthlich, weil dem Chalifen die wachsende Macht der Benu Abi Hußein bedenklich wurde — aber ein Aufstand der Araber Palermos gegen die zurückgebliebene berberische Besatzung zeigte, wie feste Wurzel bereits das Haus der Kelbiten in Sicilien gefaßt hatte, und ließ die Wiedereinsetzung eines seiner Mitglieder in die Statthalterei von Palermo räthlich erscheinen. Mo'ís verfuhr mit großer Klugheit. Während er einem Bruder Achmeds, dem Abu'l-Káßim Ali, die Regierung der Insel übertrug (359 = 970), behielt er den Ersteren sammt einer ganzen Anzahl seiner Angehörigen in Afrika, wo sie erst in Machdija, später in Káïro, bis in die Zeit des Hákim (I, 629) hinein, hohe Aemter bekleideten: so fesselte man sie an das Chalifat und hatte sie gleichzeitig als Bürgen für das Wohlverhalten ihrer mit der Verwaltung Siciliens betrauten Vettern unter der Hand. Diese ihrerseits konnten, als die Verlegung des Sitzes der Fatimiden nach Aegypten die Uebergabe der Provinzen Ifrikija (S. 612) und Magrib an die Siriden zu Wege brachte (361 = 972), trefflich dazu dienen, etwaige Selbständigkeitsgelüste der Letzteren in Schranken zu halten: in diesem Sinne wurde, als Mo'ís nach Káïro sich auf den Weg machte, die bisherige Verbindung zwischen Machdija und Palermo gelöst, der sicilische Statthalter direct der Centralregierung unterstellt. Fast ein halbes Jahrhundert bewährte sich, wenn man von gelegentlichen Mißverständnissen

---

Firenze 1858, welche Hertzberg nicht zugänglich gewesen zu sein scheint. Die älteren Quellen, welche er benutzt, haben ihn besonders auf S. 225 irre geführt, wo Z. 21—23 und Z. 23—25 dasselbe Ereigniß in zwei verschiedenen Versionen vorkommt: es genüge hier zu bemerken, daß Ahmed-Akhal und Abulaphar dieselbe Persönlichkeit sind (Amari II, 345 Anm. 3) und statt Abukab vielmehr Abu-Haffß gesetzt werden muß (Amari II, 376 Anm. 1). Auch ein paar andere Kleinigkeiten habe ich nicht ohne Grund verschieden dargestellt.

und kleinen Reibungen zwischen den Statthaltern und dem Hofe von Kâïro absieht, die getroffene Einrichtung ausgezeichnet. Der Siride Boluggin (361—373 = 972—984), welcher 367 (977/8) zu dem eigentlichen Afrika noch Tripolis zugewiesen erhielt (I, 622), wußte durch wiederholte Feldzüge nach dem Magrib den Senâta wie den übrigen Stämmen bis über Fes hinaus wenigstens einen heilsamen Respect vor seiner Thatkraft beizubringen, und selbst den spanischen Reichsverweser, den gefürchteten Almansor, welcher allerdings die Arme damals noch nicht frei hatte, zum vorläufigen Verzicht auf directes Eingreifen in die afrikanischen Verhältnisse zu bewegen (oben S. 556). Nicht ganz so glücklich war sein Sohn El-Manßûr (373—385 984—995); für Augenblicke erreichte er zwar noch Fes und Sîdschilmâßa wieder, aber nicht allein mit den Senâta, sondern auch mit den nicht nach Aegypten übergesiedelten Resten der Kitâma (I, 622) und anderen Stämmen hatte er viel zu schaffen, und den Versuch, durch den Idrißiden Haßan Ibn Kannûn dem wieder fühlbarer werdenden omaijadischen Einflusse auf die Berbern des Magrib entgegenzutreten, haben wir bereits scheitern sehen (S. 563). Auch Manßûrs Sohn Badîs (385—406 = 995—1016) hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen: zu den steten kleineren und größeren Unruhen, an welchen es besonders im Süden und Westen des Landes selten mangelte, kam unter seiner Regierung Unfrieden innerhalb des Siridengeschlechtes. Badîs, obwohl keineswegs mit seinem späteren granadischen Vetter gleichen Namens (S. 586) auf eine Linie zu stellen, war doch als Herrscher nicht überall zu loben; insbesondere ward er von einem Mißtrauen beeinflußt, dessen Aeußerungen häufig seine Umgebung verstimmten und reizten. Besonders glaubten die Großoheime des Emirs, die hinterbliebenen Brüder Bolugginś, Sâwi (S. 574) und einige Andere, sich durch rücksichtslose Bevorzugung jüngerer Mitglieder der Dynastie verletzt fühlen zu müssen: ihre Empörung ward unterdrückt, und eine Anzahl der Schuldigen, unter ihnen auch Sâwi, mußten sich zur Flucht nach Spanien entschließen (391 = 1001), wo uns der genannte Häuptling als Gründer einer siridischen Herrschaft in Granâda schon begegnet ist (oben S. 584). Immerhin gelang es dem Badîs, vorzüglich durch die eifrige Unterstützung des Hammâd, eines kriegstüchtigen Bruders Manßûrs, die zahlreichen Aufstände niederzukämpfen und damit, sei es nun mit oder ohne Absicht, die Aufgabe zu erfüllen, welche die Fatimiden diesem Vasallengeschlechte übertragen hatten; fragen that er freilich nicht viel nach der Autorität der Chalifen in Kâïro, aber dem Namen nach blieb er immer noch ihr Unterthan. Inzwischen war auch in Sicilien, ebenfalls nicht ohne Zwischenfälle, in der Hauptsache doch Alles in demselben Geleise weiter gegangen, der fatimidische Vorposten gegen das Abendland der Großmachtspolitik des ägyptischen Hofes mehrfach nützlich geworden. So feindlich das Verhältniß zwischen diesem und der Regierung von Constantinopel schon durch den immer nur unterbrochenen, keineswegs geschlichteten Streit um das Vorwiegen muslimischen oder christlichen Einflusses in Unteritalien war, es mußte sich in dem Augenblicke eine Annäherung

vollziehen, wo an irgend einem Punkte Kaiser und Chalifen einen gemeinsamen Gegner zu bekämpfen erhielten. Deren fanden sich aber um die Zeit, wo der Kelbite Abu'l-Kâßim Sicilien verwaltete (359—372 = 970—982), gar zwei: die Hamdaniden von Haleb (I, 574), auf deren Kosten im Norden Byzanz, im Süden Kâïro sich zu vergrößern wünschte, und die Ottonen, die von Norditalien her bis in die südlichen Theile der Halbinsel überzugreifen anfingen. Freilich war mit dem Grunde einer Freundschaft, welche auf solchem Boden erwuchs, auch ihre nothwendige Beschränkung gegeben: sobald es mit den Hamdaniden zu Ende ging, mußten in Syrien, sobald die Deutschen Rom verließen, in Italien Muslime und Griechen sich wieder in die Haare fallen. Indeß, zu vorübergehenden Verbindungen kam es doch: schon vor Abu'l-Kâßims Uebernahme der Verwaltung (968 = 357) fochten sicilische Hilfstruppen im byzantinischen Heere gegen Ottos I. Verbündeten Pandolfo von Capua, und 372 (982) erlitt Otto II. gegen die Muslime selbst die empfindliche Niederlage bei Stilo[1]) am Meerbusen von Tarent, welche freilich dem tapferen Emir das Leben kostete, aber den Kaiser zu schmählicher Flucht und zum Rückzuge nach Rom zwang. Kamen aber die Deutschen fürs Erste nicht wieder, und geriethen ziemlich gleichzeitig in Nordsyrien Fatimiden und Griechen um die Reste der hamdanidischen Herrschaft in Streit (I, 575), so mußte es auch in Unteritalien zu neuen Reibungen zwischen den Sicilern und Byzantinern kommen: in der That haben zwischen 376 und 401 (986. 1011) die Saracenen, vielfach von der unter den niederträchtigen Mißhandlungen der griechischen Beamten seufzenden Bevölkerung selbst über die Meerenge gerufen, fortwährende Streifzüge mit Heer und Flotte bis nach Bari, Benevent und Salerno herauf unternommen. Es ist die Glanzzeit des kelbitischen Hauses, dessen Fürsten von ihren Hofdichtern, mehr und mehr auch von den Unterthanen überhaupt, mit dem Königstitel sich schon begrüßen lassen: hatte auch die schlechte Regierung von Abu'l-Kâßims Sohne Dschâbir (372—373 = 982—983) dahin geführt, daß ihn die maßgebenden Truppenführer absetzten und von Kâïro einen neuen Emir sich erbaten, so gehörten dieser, Dschâ'afar Ibn Mohammed (373—375 = 983/4—985/6), wie sein ihm nachfolgender Bruder Abdallah (375—379 = 985/6—989) und dessen Sohn Abu'l-Futûch Jûßuf (379—388 = 989—998) doch ebenfalls der Familie der Benu Abi Hußein an und wahrten den alten Ruhm des Geschlechtes theils durch Kriegsthaten, theils durch glänzende Hofhaltung, Förderung der Poesie und Kunst, Uebung ritterlichen Sinnes und Brauches. Mit besonderer Anerkennung wird hier des Jûßuf gedacht, dessen kurze Regierung den Höhepunkt der muslimischen Herrschaft über Sicilien und des Wohlbefindens einer seit Jahrzehnten fortgesetzt gedeihenden Bevölkerung bezeichnet.

Indeß, schon war der Zeitpunkt nahe, wo die Gunst und die Beständigkeit der Verhältnisse, die fast gleichmäßig allen Ländern des westlichen Islâms

1) Zwischen Rossano und Cotrone am Meerbusen von Tarent.

in der zweiten Hälfte des 4. (10.) Jahrhunderts zu Gute kamen, von einem jähen und traurigen Umschwunge fast in einem und demselben Augenblicke ergriffen werden sollten. Während 399 (1009) in Spanien der Sturz der Amiriden den Untergang des Reiches von Córdova einleitete, brach 405 (1014/15) durch eine schier unglaubliche Ungeschicklichkeit des Badís das Reich von Afrika in zwei Theile, und in demselben Jahre 405 (1015) zerstörte eine mißglückte Palastrevolution das Gleichgewicht der Kräfte, auf welchem die Sicherheit Siciliens beruhte. Das Alles in demselben Jahrzehnt, in welchem die verkehrte Politik des Chalifen Hákim auch die Grundlagen der fatimidischen Macht in Aegypten und Syrien untergrub: das neue Jahrhundert, dessen Verlauf überall schwere Niederlagen der islamischen Staaten gegen die Christen zu bringen bestimmt ist, beginnt folgerichtig mit der Auflösung des inneren Haltes, welcher jene vertheidigungsfähig macht. Die Hauptstütze von Badís' Herrschaft in der ganzen Westhälfte seines Gebietes war sein Oheim Hammád (S. 619), Statthalter von Aschir, dem ehemaligen Hauptorte dieser Bezirke. In zahllosen Kämpfen hatte er die Feinde seines Neffen überwältigt; natürlich fühlte er sich, und wie er ziemlich nahe der eigentlichen Provinz Ifrikija sich eine Festung, Elkál'a (vgl. S. 479 Anm. 1), hingebaut hatte, so war seine ganze Haltung eine ziemlich selbständige und hätte vielleicht auch einem weniger argwöhnischen Menschen als Badís mißfallen Trotzdem war es eine große Dummheit des Letzteren, daß er, ohne seinem Befehle von vornherein Gehorsam durch zweckentsprechende Maßregeln gesichert zu haben, im J. 405 (1014/15) seinem Oheim die Aufforderung zugehen ließ, die Verwaltung des Gebietes von Constantine bis gegen Algier, das einen ansehnlichen Theil von Hammáds Statthaltereibezirk ausmachte, dem noch kaum 8 Jahre zählenden Mo'ís, Sohne und erklärten Thronfolger Badís' selbst, zu übergeben. Natürlich antwortete Hammád mit einer Unabhängigkeitserklärung; um aber der Sache größeren Nachdruck zu geben und der in weiten Kreisen der nordafrikanischen Bevölkerung verbreiteten Abneigung gegen das Máliks (S. 613) Sunnitismus direct zuwiderlaufende fatimidisch-schi'itische Dogma entgegenzukommen, sagte er sich gleichzeitig von der Oberhoheit der ägyptischen Chalifen los und führte in seinem Gebiete die sunnitische Lehre in ihrem ganzen Umfange wieder ein. Natürlich marschirte Badís gegen ihn, aber während des Feldzuges starb er, und des Mo'ís Vormünder fanden sich schon 408 (1017/18) zu einem Friedensschlusse genöthigt, welcher die Selbständigkeit Hammáds anerkannte. Alles Land von Constantine bis gegen Tlemßen hin, wo die unabhängigen Bezirke des Westens begannen, d. h. fast das ganze „mittlere Magrib" zwischen dem eigentlichen Ifrikija und dem „äußersten Magrib" (I, 609 Anm. 2) blieb in der Gewalt des Hammád (405—419 = 1014/5—1028) und später seines Sohnes Káïd (419—446 = 1028—1054/5), deren Dynastie als siridische Zweiglinie der Hammaditen nun etwa 140 Jahre lang erst in El-kal'a, später in dem 460 (1068) gegründeten Bidschája[1])

1) Später Budschája gesprochen; das jetzige Bougie der Franzosen, Bugia der Italiäner.

regierte. Ihre Geschichte besteht, wie die aller berberischen Dynastien, aus fortgesetzten Kämpfen mit unbotmäßigen Stämmen, mehrfachen Thronstreitigkeiten und dergleichen, daneben auch gelegentlichen Kriegen mit den Grenznachbarn, besonders den Senâta von Tlemßen und den früheren Oberherren, den Siriden von Machdija und Keirowân; es scheint weder empfehlenswerth noch thunlich, sie hier des Näheren zu verfolgen. Wichtig ist bei den ganzen Vorgängen eigentlich nur die Schwächung, welche die Macht der Siriden durch die Theilung ihres Staates erfuhr, und das Beispiel, welches den maßgebenden Kreisen in der Umgebung des jugendlichen Mo'îs der Rücktritt Hammâds von der Anerkennung des Fatimidenhauses bot. Seit dieses der einstigen Wiege seiner Größe den Rücken gekehrt und die ihm persönlich am meisten ergebenen Stammgenossen mit sich fortgeführt hatte, war natürlich die Anhänglichkeit der übrigen Bevölkerung schnell genug verschwunden; dieselbe Strömung, wie im Magrib, war in Ifrikija unter den Gottesgelehrten, folglich auch in der Masse des Volkes mächtig. Der zehnjährige Mo'îs, welchem die Fakihs rechtzeitig seine Lection beigebracht, mußte 407 (1016) durch eine berechnete Aeußerung die Wuth des Volkes gegen die Anhänger der schi'itischen Lehre entfesseln, durch Verlegung seiner Residenz von dem fatimidischen Machdija nach dem aglabidischen Keirowân seine Rückkehr zu den alten Traditionen der Orthodoxie, welche dort immer einen ihrer Hauptsitze gehabt, bezeugen. Das Gebet für die Fatimiden ward einstweilen noch beibehalten; daß ihm Niemand Werth beilegte, der Widerwille gegen die vermeintlichen Oberherren in Kâïro nur immer wuchs, dafür sorgten die Verrücktheiten des Chalifen Hâkim, deren Kunde auf dem Wege vom Nil bis an die kleine Syrte gewiß nichts von ihrer Abenteuerlichkeit verlor. Die Unzuträglichkeiten, welche der ägyptischen Regierung auch daheim erwuchsen und selbst nach Hâkims Tode (411 = 1021) nicht so rasch überwunden werden konnten, beseitigten jeden Gedanken an eine gewaltsame Herstellung des Fatimidenthums in Ifrikija; wenn man in Aegypten vernahm, daß alle dort noch übrigen Anhänger der legitimen Dynastie von den Sunniten eifrig verfolgt wurden, konnte man höchstens durch Vorstellungen auf die Herren von Keirowân einzuwirken den immer vergeblichen Versuch machen. Diesen übrigens wie ihren Unterthanen bekam, so schien es, der Abfall vom alleinseligmachenden schi'itischen Dogma so wenig übel, wie die Loslösung der hammaditischen Provinzen. Hatte Mo'îs, der allmählich zu einem klugen und berechnenden Manne heranwuchs, besonders im Anfang seiner langen Regierung (406—454 = 1016—1062) auch mancherlei Schwierigkeiten mit den emancipirten Vettern zu befahren: sie nahmen ihm dafür die Fehden mit den Berbern von Tlemßen und Fes ab, und an Wohlhabenheit übertrafen die Bezirke von Keirowân und Tunis bei Weitem den immer noch ärmlichen Westen. Dazu kam, daß seinem Winke an der gegliederten Küste seines Landes eine wohlgerüstete Flotte erstanden war, die ihm, wie einst dem Fatimiden Obeidallah (I, 612), diejenigen Früchte des Meeres einheimste, von welchen später Jahrhunderte lang die Bewohner dieser

Küsten gelebt haben: Beute der Piraterie, in deren Uebung des Siriden Leute bald mit den Korsaren Mudschâhids von Denia (S. 583) wetteiferten. So blühte trotz aller Einbuße das Fürstenthum des Mo'iz neu empor; seit Zerschlagung des cordovanischen Reiches konnte es den Anspruch erheben, den reichsten und mächtigsten Saracenenstaat des westlichen Mittelmeerbeckens vorzustellen — hätte es sich nur nicht in einer Isolirung befunden, deren Gefährlichkeit bald genug zu Tage treten sollte.

Schneller, als anderer Orten, war für die sicilischen Emire dem Erreichen des Gipfels ihrer Macht der Beginn des Niederganges gefolgt. Es war ein Unglück für das Land, daß seinen wohlmeinenden Fürst Jûzuf schon 388 (998) ein Schlaganfall traf, der ihn nicht tödtete, aber regierungsunfähig machte. Charakteristisch für das in dem Wohlleben eines glänzenden Hofes bereits eintretende Erschlaffen der kelbitischen Dynastie war es freilich schon gewesen, daß Jûzuf selbst nicht mehr in der Weise der Vorgänger persönlich zu Felde zog, sondern seinen Generälen die Leitung der italischen Feldzüge überließ; aber seine gerechte und tüchtige Verwaltung hatte dem Volke Ruhe und Zufriedenheit gewährt. Jetzt ward das anders: sein Sohn Dschâ'afar, welcher an die Stelle des Erkrankten trat (388—410 = 998—1019) und von dem ausschließlich mit seinen schi'itischen Schrullen (I, 632) beschäftigten Chalifen Hâkim die Befreiung von jeder Abhängigkeit[1]) erlangte, zeigte sich träge, grausam und geizig und erregte rasch Mißvergnügen in den weitesten Kreisen. Es machte sich in einer Empörung der berberischen Soldaten unter Alî, einem anderen Sohne Jûzufs, Luft; das Unternehmen scheiterte, Alî verfiel dem Todesurtheil des Bruders trotz der Thränen, unter denen der greise Vater um seine Verschonung flehte; die Berbertruppen wurden zur Auswanderung nach Afrika gezwungen. Die Maßregel erwies sich als verderblich: der Emir befand sich nun ganz in den Händen der Araber, und da seine Geldgier wie seine Rücksichtslosigkeit gegen die Offiziere und Beamten wie gegen die Vertreter der Geistlichkeit schließlich Alles gegen ihn erbitterte, erlag er 410 (1019) einer Verschwörung, welche seinen Bruder Achmed, genannt El-Akchal („Schwarzauge"), auf den Thron brachte. Menschlicher, als Dscha'afar gewesen, ließ er diesen mit dem hinfälligen Jûzuf sich nach Aegypten einschiffen, sie nahmen 670 000 Goldstücke mit — eine Summe, an der man den Wohlstand Siciliens in dieser Zeit ermessen kann. Es sollte bald genug mit diesem Wohlstand zu Ende gehen. Schon unter Dschâ'afar war in Italien, insbesondere 394 (1004) vor Bari, unglücklich gekämpft, in der Meerenge bei Reggio 395 (1005) die Flotte von den Pisanern vernichtet worden; jetzt drängten die Byzantiner die Muslime immer weiter zurück. Ein paar Jahre ging es dann wieder besser; 422 (1031) wurden neue Siege über die Christen davongetragen, und von äußerstem Werthe zeigte sich die Hilfe, welche der Siride

1) Mehr besagen die „ungewöhnlichen Vollmachten" (Hertzberg a. a. O. S. 185) nicht, welche in dem Titel Tâdsch ed-daula „Krone des Reiches" (nicht 'Aid [?]-ed-Daulet) ausgedrückt sind; vgl. Amari II, 348.

Mo'iſ um dieſe Zeit den bedrängten Glaubensgenoſſen bot, nicht ohne den Hintergedanken vermuthlich, auf der ſchönen Inſel Entſchädigung für die in Afrika verlorenen Provinzen zu ſuchen. Jedenfalls unternahmen jetzt die vereinigten ſiciliſchen und afrikaniſchen Flotten verheerende Raubzüge an die byzantiniſchen Küſten, 422 (1031) nach Corfu, 423 (1032) an die Geſtade Griechenlands, 426 (1035) gegen die Cycladen und Thracien und gleichzeitig gegen Lycien und die Nachbarinſeln, und obwohl dieſe ſämmtlich mit Niederlagen der Korſaren gegen die griechiſchen Admirale endigten, ſo hielt es Kaiſer Michael IV. doch räthlich, ſich der Plage durch einen billigen Friedensſchluß zu entledigen (426 = 1035). Inzwiſchen aber war in Sicilien ſelbſt der Anfang vom Ende bereits eingetreten. Das ſeit der Entfernung der Berbern den Anſprüchen des Krieges nicht mehr genügende Heer zu verſtärken, hatte Akchal den vorzüglich auf den Mowallads (S. 437), den Abkömmlingen der früheren chriſtlichen Bevölkerung, laſtenden Steuerdruck vermehren müſſen; ſie erhoben ſich unter Führung des Abu Hafß, eines dritten Bruders Akchals, und ſo wenig fühlte ſich der Emir der Gefahr des allgemeinen Aufſtandes gewachſen, daß er zu dem verzweifelten Entſchluſſe griff, ſeine neuen Freunde, die Byzantiner, um Hilfe zu bitten. Ihrerſeits heiſchten nun die Rebellen das Eingreifen des Mo'iſ (427 = 1035/6), und ohne Zaudern ſchickte der Siride ſeinen Sohn Abdallah mit 6000 Mann, die im Verein mit den Empörern den ſiciliſchen Regierungstruppen ſcharf zuſetzten. Zwar ging nun Leo, der byzantiniſche Statthalter Unteritaliens, über die Meerenge und ſchlug den Abdallah (428 = 1037); trotzdem fühlte er ſich nicht ſtark genug, den Kampf fortzuſetzen, und als er nach Calabrien zurückgegangen war, drängten die Gegner den Akchal auf Palermo, wo er ſchließlich, in ſeinem Schloſſe belagert, durch Mord endete (429 = 1038). Schon mochte Abdallah ſich als künftigen Herren Siciliens träumen: da kamen abermals die Byzantiner über ihn, und diesmal in anderer Weiſe. Entſchloſſen, einen Hauptſchlag zu führen, ſandte Michael den berühmteſten Feldherrn ſeines Reiches, Maniakes, mit einem hauptſächlich aus fremdländiſchen Miethstruppen gemiſchten Heere: außer Ruſſen und Warägern des Oſtens ſelbſt umfaßte es Italiäner, unter ihnen eine Schaar von Normannen, geführt von dem Lombarden Harduin, die aus dem Dienſte des Fürſten von Salerno unter die byzantiniſchen Fahnen getreten waren. Hier wie überall, wo die kräftigen Söhne des Nordens zwiſchen die civiliſirteren, aber deswegen eben weniger leiſtungsfähigen Südländer fuhren, ſiegten ſie Schlag auf Schlag: Meſſina fiel, die Muslime unterlagen in der Hauptſchlacht bei Rametta (429 = 1038), und binnen zwei Jahren wurden 13 größere und kleinere Städte für die Byzantiner eingenommen, bis ſich der Anſturm für eine Weile an den Mauern von Syrakus brach. Abdallah erhielt Zeit, ein neues Heer ſich zu ſchaffen; aber auch mit dieſem verlor er die Schlacht von Traina (431 = 1040). Es war aus mit den Muslimen, wenn nicht die Byzantiner, wie ſo oft, durch Bethätigung der Fehler eines übercivilisirten und in ſich

verrotteten Volksthums ihre eignen Erfolge wieder zerstört hätten. Maniakes, ein großer Feldherr wie er war, verachtete die Barbarentruppen, deren Arme er doch nicht entbehren konnte: ohne Rücksicht darauf, daß grade die Normannen, ihren Führer Harduin und den tapferen Ritter Wilhelm von Hauteville, den „Eisenarm", an der Spitze, in allen Kämpfen eine Hauptrolle gespielt hatten, verkürzte er ihnen die Beute, und als Harduin sich beschwerte und der hochfahrenden Abweisung des Byzantiners mit trotzigen Worten entgegentrat, ließ er ihn körperlich züchtigen. Das vertrugen unter Umständen byzantinische Höflinge, aber kein germanischer Recke: die Normannen trennten sich vom byzantinischen Heere, setzten über das Meer nach Calabrien zurück, und hier und dort Schaaren ihrer Landsleute, wie es deren noch manche in der Nähe gab (vgl. S. 602), an sich ziehend, begannen sie nun, auf eigene Faust Krieg gegen die byzantinischen Besitzungen in Unteritalien zu führen. Maniakes hatte inzwischen Syrakus erobert; aber der mit ihm entzweite Admiral Stephanos, welcher die Oberleitung des Ganzen an sich zu reißen strebte und am Hofe von Constantinopel mächtige Verbindungen besaß, wußte die Abberufung des siegreichen Generals durchzusetzen, und während die Fortschritte der Normannen auf dem Festlande ein byzantinisches Regiment nach dem andern dorthin zurückzusenden zwangen, thaten die Ungeschicklichkeit des Stephanos und die nach Michaels IV. Tode (1041) in Constantinopel ausbrechenden Wirren das Uebrige: bis 1042 (433) war außer Messina die ganze Insel wieder an die Muslime verloren, und auch Messina fiel nicht lange nachher seinen alten Besitzern wieder zu. Nicht mehr aber dem Siriden Abdallah und seinen Afrikanern kam der Umschwung zu Gute. In den Kämpfen gegen Maniakes hatten die erst mit solchem Eifer herbeigerufenen Helfer sich den Sicilianern wenig brauchbar gezeigt: in der Schlacht unzuverlässig, widmeten sie nach berberischer Sitte ihre Thätigkeit hauptsächlich der Bedrückung der friedlichen Einwohner, und so waren die Insulaner schon vor dem Abzuge der Byzantiner gegen die unbequemen Bundesgenossen aufgestanden und hatten den Abdallah gezwungen, sich mit seinen Leuten nach Afrika zurückbefördern zu lassen (431 = 1040). Da Mo'ïs, wie uns nachher klar werden wird, etwa zehn Jahre später selbst um seine Existenz kämpfen mußte, blieb Sicilien nun auch von dieser Seite dauernd sich selbst überlassen. Aber zu einer Herstellung der alten Verhältnisse konnte es trotzdem nicht wieder kommen. Zwar rief man einen Bruder Akchals — vielleicht eben jenen Abu Hafß, dessen Aufstand das ganze Unheil angerichtet — unter dem Namen Ssamßám eddaula „Schwert des Reiches" zum Herrscher aus; aber dieses Schwert schnitt nicht. Während der Anarchie der letzten Jahre hatten sich an verschiedenen Stellen der Insel selbständige Gemeinwesen aufgethan; deren Führer waren es gewesen, die nach Maniakes' Abgange die Byzantiner vertrieben hatten; es war nicht zu erwarten, daß sie dem neuen Emir eine mehr als platonische Huldigung erweisen würden. Der mächtigste von ihnen war Alí Ibn Ni'ama[1]),

1) í kurz zu sprechen.

genannt Ibn Hawáschi, das Oberhaupt der altsicilianischen Bevölkerung, die in Girgenti und Castrogiovanni ihren Mittelpunkt hatte; neben ihm gab es andere Theilfürsten im Westen, in Catania u. s. w. Schließlich verjagten die Palermitaner gradezu den in ihrer Stadt residirenden Sfamßám und thaten sich als Republik auf: man sieht, es sollte keiner der Züge fehlen, die Sicilien zu einem verkleinerten Ebenbilde des gleichzeitigen Spaniens mit seinen Zaunkönigen und der Republik Córdova machten. Nur mangeln uns hier genauere Nachrichten, wie es zwischen diesen Miniaturstaaten im Einzelnen herging; nicht Ein festes Datum ist uns für die zwei Jahrzehnte bis 452 (1060) überliefert. Doch hören wir, daß neben dem Haupte der Volkspartei, dem Ibn Ni'ama, etwas später in Mohammed Ibn Thimna, Herren von Syrakus, ein Führer der in einigen Bezirken vorwiegenden arabischen Aristokratie sich bemerklich machte. Zwischen den beiden mächtigsten Fürsten der Insel kam es aus persönlichen Gründen schließlich zum offnen Bruch; Ibn Thimna ward geschlagen, und in der bei den Muslimen dieser Zeit ja selbstverständlichen vaterlandslosen Thorheit rief er von Neuem Fremde ins Land. Dasmal aber waren es keine Byzantiner, welche kamen. In den verflossenen zwanzig Jahren hatten die Normannen[1]) unter der Führung jenes Wilhelm von Hauteville und seiner neun Brüder der Reihe nach die unteritalischen Gebiete den Byzantinern abgenommen; seit 1057 (449) war der eine derselben, Robert Guiscard, Herzog von Apulien, unter ihm sein jüngerer Bruder Roger Herr von Mileto. Zu Letzterem begab sich Ibn Thimna, ihm zur Eroberung Siciliens seine Beihilfe versprechend, wenn er nach dem Gelingen des Unternehmens ihm die eine Hälfte zu überlassen geneigt sei. Langen Zuredens bedurfte es umsoweniger, als vermuthlich bereits ohnehin den Normannen der Gedanke gereift war, die Meerenge zu überschreiten: nun geschah es 453 (1061), wo Roger mit nicht mehr als 270 Mann sich Messinas durch einen Handstreich bemächtigte. Bald kam Robert mit etwa 1000 Reitern und 1000 Fußsoldaten nach: so gering aber nach unseren Begriffen die Macht war, die Tapferkeit der Angreifer, die Uneinigkeit und Schwäche der Vertheidiger, die Rathschläge des landeskundigen Ibn Thimna und die Unterstützung seiner Anhänger erleichterten das Gelingen des scheinbar tollkühnen Wagnisses. Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte der normannischen Eroberung Siciliens ausführlich zu erzählen: mancherlei Wechselfälle, die häufig durch die Verhältnisse Unteritaliens veranlaßte Abwesenheit der normannischen Fürsten, ihre mehr als einmal zu heftigen Reibungen führende gegenseitige Eifersucht, endlich aber die nach der ersten Ueberraschung an manchen Orten erwachende und in ehrenwerther Weise bethätigte Widerstandskraft einzelner muslimischer Häuptlinge waren die Ursache, daß volle dreißig Jahre verfließen mußten, ehe Sicilien vollkommen und für immer der Herrschaft Rogers unterworfen war.

1) S. das Nähere bei Hertzberg, Gesch. der Byzantiner (Nr. 59 dieser Sammlung) S. 230 ff. 252 ff.

Ibn Thimna endete schon 454 (1062), der Verräther durch Verrath, fast ebenso wie einst jener Euphemios, der vor 250 Jahren in ganz ähnlicher Weise, dem eignen Ehrgeize fröhnend, das Land den Fremden ausgeliefert hatte: wie die Muslime gekommen waren, sollten sie auch wieder gehen. Vergeblich blieb der zähe Vertheidigungskrieg, den Ibn Hawáschi zu führen fortfuhr, und zum Verderben gradezu schlug das Eintreffen von Hilfstruppen aus Afrika ein, von wo des Mo'iz Sohn Temim zur Rettung der Glaubensgenossen beizutragen sich bemühte. Die Araber und Berbern, die er 455 (1063) sandte, unterstützten wohl den sicilischen Fürsten, aber es kam auch diesmal zu Mißhelligkeiten zwischen den Einheimischen und den Bundesgenossen; durch einen unglücklichen Zufall verlor Ibn Hawáschi dabei das Leben, und die nun folgende Verwirrung veranlaßte die Afrikaner, in die Heimath zurückzukehren (461 = 1068/9). Viele angesehene Personen aus der Insel begleiteten sie; die Zurückbleibenden wehrten sich, wie sie konnten, und mehr als einmal noch sah es für Roger bedenklich aus; aber die Kraft seiner Normannen und die Energie seines Willens behielten immer die Oberhand. Im J. 463 (1071) fiel Catania, 464 (1072) nach fünfmonatlicher Belagerung Palermo, in demselben Jahre Mazara; in Syrakus vertheidigte sich ein tapferer Krieger, welchen die Christen (muslimische Nachrichten fehlen hier durchaus) Benavert oder Benarved nennen, lange Zeit, und erst nach seinem Tode ergab sich die Stadt (479 = 1086). Von da bis 484 (1091) unterwarf sich Roger die noch übrigen kleinen Städte, den Rest der ganzen Insel, und krönte endlich das Werk seines Lebens durch die müheloſe Besetzung von Malta (484 = 1091). Der erste Vorposten des westlichen Islâms ist gefallen.

Die Geschichte der Muslime Siciliens und Unteritaliens schließt, das weiß Jedermann, nicht mit der normannischen Eroberung. Robert wie Roger und ihre ersten Nachkommen waren gute Christen auch nur, so lange es ihnen in den politischen Kram paßte, und trugen z. B. keinen Augenblick Bedenken, saracenische Truppen sich zu halten, die gegen christliche Feinde immer ausgezeichnet zu brauchen waren. Die überlegene Civilisation der Sicilier — ein getreues Abbild derjenigen, die wir in Spanien kennen gelernt haben — gefiel den rauhen Kriegern des Nordens; so lernten sie rasch, was ihnen die Muslime in solchen Dingen beizubringen vermochten. Eine Weile trug das normannische Wesen ein ganz saracenisches Gepräge: die Inschriften auf Münzen und Denksteinen wiesen die arabischen Züge, Roger II. studirte Geographie nach der bis auf unsere Zeit gekommenen arabischen Erdbeschreibung seines weitgereisten Schützlings, des von den spanischen Hammuditen (S. 576) abstammenden Idrîsi, das Hofleben zu Palermo schmeckte nach derselben Eleganz und Ueppigkeit, wie zu den Zeiten der letzten Kelbiten, und die Toleranz gegen den Glauben der Besiegten ging so weit, daß schließlich die Sieger selbst mehr als den bloßen Verdacht ketzerischer Hinneigung zu den Lehren Mohammeds — insbesondere den Ehevorschriften desselben — auf sich zogen. Dann änderten sich die Zeiten: seit Wilhelm dem Guten (1166 = 561) legte sich

doch allmählich die christliche Geistlichkeit ins Mittel; die Abstellung unläugbarer Mißbräuche artete natürlich auch hier in eine langsam beginnende, aber stets gesteigerte Verfolgung der Muslime aus, Bekehrung und Auswanderung lichteten rasch ihre Zahl. Doch fand Kaiser Friedrich II. ihrer immer noch so viele, daß er in Unteritalien seine berühmte (Andere sagen berüchtigte) Saracenencolonie Luceria anlegen konnte; wie er an Sprache und Litteratur der Araber das lebhafteste Interesse nahm, mit seinem muslimischen Hofphilosophen gottlos Logik trieb und zum Skandal aller frommen Leute selbst ein halber oder ganzer Heide wurde, ist bekannt. Dafür marschirten die Muslime, solcher anständigen Behandlung unter Christen längst entwöhnt, für ihren herrlichen Kaiser und sein Haus durchs Feuer: im Kampfe für Friedrichs Söhne gingen sie (wären es Nordländer gewesen, würde es heißen „mit ächt germanischer Treue") zu Grunde, die Schlacht von Tagliacozzo bezeichnet das eigentliche Ende des sicilisch-italischen Saracenenthums.

Etwa ein Jahrzehnt bevor Rogers kräftige Hand aus dem Diadem des westlichen Islâms die Perle Sicilien herausriß, erlitt schon der Reif, in den sie eingefügt war, eine nicht wieder gut zu machende Beschädigung. Sicher und wohlgegründet schien um 440 (1048) der Thron des Mo'ís in Keirowân dazustehen. Die Regierung des kümmerlichen Fatimiden Mustanßir in Kâïro (I, 634) ließ zwar nicht ab, mit Vorstellungen und Drohungen gegen das Verbot der schi'itischen Lehre auf dem Gebiete der vormaligen Vasallen zu protestiren; aber ihre Ohnmacht schien zu bürgen, daß von diese Seite so wenig wie von irgend einer andern etwas zu fürchten war. Da hatte 440 (1048/49) der Wesír Mustanßirs, welcher den Siriden persönlich haßte, einen satanischen Einfall. In Oberägypten hausten seit längerer Zeit arabische Beduinen verschiedener Stämme, vorzüglich von den Benu Hilâl und Sſoleim, deren Unbändigkeit und Raubluſt der schwachen Regierung täglich neue Sorgen schuf. Jetzt bekamen sie Jeder ein Goldstück und ein Kamel geliefert unter der Bedingung, daß sie Aegypten verließen und die Segnungen ihrer Gegenwart dem Reiche von Ifrikija zu Theil werden ließen. Sie waren's zufrieden; unterwegs plünderten sie aus Versehen schon Barka, das noch zu Aegypten gehörte, überrannten Tripolis und drangen, von zahlreichen Nachzüglern verstärkt, 442 (1050) in das Gebiet von Keirowân selbst ein. Die ihnen entgegengesandten Streitkräfte wurden geschlagen; und als Mo'ís 443 (1051) ihnen persönlich an der Spitze eines 30 000 Mann starken Heeres entgegentrat, gingen die in demselben befindlichen Schaaren arabischer Nationalität zu ihren Landsleuten über und der überraschte Fürst erlitt eine gänzliche Niederlage. Sie war für alle Zeiten entscheidend: das Gesetz Ibn Chaldûns (S. 607) bewährte sich, überall erlagen den wilden Nomadenhorden die unkräftig gewordenen Mannschaften der Regierung, kaum daß sich die größeren Städte hielten. Es war ein allgemeiner Zusammenbruch. Mo'ís selbst wurde in Keirowân belagert; schließlich wußte er keinen Rath, als einen friedlichen Ausgleich zu suchen. Seine drei Töchter mußten

sich bequemen, den angesehensten Emiren der Beduinen die Hand zu reichen; indeß, Wesentliches wurde auch durch solches Opfer nicht erreicht. Der von der Höhe des Glanzes und der Macht jäh ins Unglück gestürzte Herrscher durfte Keirowán ungefährdet verlassen und sich nach Machdija zurückziehen, das von seinem Sohne Temim noch gehalten wurde; das war Alles. Die alte Hauptstadt des mohammedanischen Afrika selbst fiel den Räubern zur Beute und ward in einer Weise verwüstet, daß sie niemals sich davon erholt hat; als die „heilige Stadt", wo zuerst der wahre Glaube in Afrika gepredigt worden (I, 352), als Mittelpunkt des theologischen Studiums auch für die späteren Zeiten hat sie bis heute sich ein gewisses Ansehen erhalten, aber zu wirklicher Blüte ist sie nicht wieder gediehen. Mit ihr hatte aber Mo'is auch sein Reich aufgegeben. Die übrigen Städte, welchen zu helfen er außer Stande war, sahen zu, wie sie am besten allein durchkamen, und suchten sich neue Herren; Tunis z. B. fiel zu den Hammaditen ab, deren Statthalter, die Benu Choraßán, dann wieder selbständig wurden; Sfußa that sich als Republik auf, in Sfákis und Kábis erstanden Kleinfürsten; bis zu seinem Tode (454 = 1062) fand sich Mo'is fast allein auf Machdija beschränkt. Seinem Sohne Temim (454—501 = 1062—1108) glückte es im Laufe der Zeit, wieder etwas aufzukommen, den Küstenstrich bis Tunis einschließlich, später auch Keirowán zurückzugewinnen; dabei trieb er fleißig Seeraub, und obwohl ihm das 480 (1087) einen mit schweren Opfern loszukaufenden Angriff der Genueser zuzog, so wurde er doch wieder mächtig genug, daß er den bereits (S. 627) erwähnten unglücklichen Versuch zur Rettung Siciliens wagen konnte. Immerhin blieb sein Gebiet ein Kleinstaat, der täglich mit der Unbotmäßigkeit seiner einzelnen Stadtbezirke um seine Existenz zu kämpfen hatte und niemals im Stande war, den eingedrungenen arabischen Beduinen kräftig entgegenzutreten. Die hatten sich in der Zwischenzeit, nach der Art nomadischer Eroberer ihre Zahl rasch vermehrend, über den größten Theil von Nordafrika ausgebreitet. Nicht ohne Energie und gelegentliche Erfolge hatten die Hammaditen sich dem Eindringen der Räuber zu widersetzen versucht, aber schließlich es doch nicht verhindern können, daß ein Stamm nach dem andern über die Grenzen drang und sich hie und dort auf ihrem Gebiete festsetzte; ein Jahrzehnte hindurch fortlaufender Proceß, welcher die Araber schließlich bis in das jetzige Marocco hineingeführt hat. Die Cultur des ganzen Nordafrika, die in den Städten und insbesondere am Küstenrande erfreulich, wenn auch nicht so weit, wie etwa in Spanien oder Sicilien gediehen war, litt unter den ewigen Schlägereien zwischen den arabischen und berberischen Stämmen empfindlich; der Niedergang dieser Cultur, welcher bis heute unaufhaltsam fortgeschritten ist und das jetzige Marocco in die äußerste Barbarei zurückgeführt hat, hat an dieser Katastrophe seinen Ausgangspunkt.[1]) Das

1) Vgl. A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, Leipzig 1868, S. 403 f.

civilisirte arabische Element der älteren Zeit verschwindet im Laufe der nächsten Jahrhunderte vor dem immer erneuten Andringen der Nomaden vollständig; die Araber, welche sich heute noch in Nordafrika finden, haben allem Anscheine nach mit denen, welche einst diese Provinzen eroberten und colonisirten, nicht das Geringste zu thun, sondern müssen lediglich als Nachkommen der Eindringlinge des 5. (11.) Jahrhunderts gelten. Hören aber selbstverständlich die arabischen Stämme von dem Augenblicke an, wo sie den Siridenstaat über den Haufen geworfen und sich in Ifrikija und Magrib festgesetzt haben, auf eine einheitliche Masse zu bilden, gerathen sie über der Beute unter sich in Streit, während andererseits bei den Berbern ebenfalls die alte Zwietracht fortdauert, so ergiebt sich leicht, wie das Eintreten eines derartigen neuen Factors die ohnehin auf diesem Boden hergebrachte politische Verwirrung noch um ein Erhebliches steigern muß. Selbst einer starken Militärgewalt wird es von jetzt ab unmöglich, diese in hunderte von arabischen und berberischen Stämmen aufgelöste Nomadenbevölkerung für mehr als Augenblicke zu bändigen. Ihre unaufhörlichen Fehden bilden auch für die scheinbar kräftigste Regierung eine Quelle steter Verlegenheiten: es liegt auf der Hand, wie sehr hierdurch das Uebergreifen christlicher Mächte auf die Gebiete des westlichen Isláms erleichtert wird.

Freilich auch die Entstehung neuer politischer Gebilde an derjenigen Stelle, die vorläufig noch von dem Einfalle der Araber verschont bleibt: im äußersten Westen. Nicht blos der Zeit nach fällt das unglaublich rasche Aufkommen der Almoraviden mit der Lähmung der Siriden und Hammaditen durch die Beduinenüberschwemmung zusammen. So ungünstig die Spaltung des Staates von Keirowán in zwei Theile (S. 621) auf alle Fälle auch die Vertheidigung des mittleren Nordafrika gegen die neue Großmacht beeinflussen mochte, noch der Hammadite Boluggín (447—454 = 1056/7—1062), ein grausamer, aber thatkräftiger Fürst, war im Stande gewesen, gegen die Stämme westlich von Tlemßen, die sich bereits den Almoraviden unterworfen hatten, mit Erfolg Krieg zu führen, und Júßuf Ibn Taschfín hielt es damals für angezeigt, ihm vorsichtig auszuweichen; als aber unter Boluggíns Vetter Náßir (454—481 = 1062—1088/9) die Araber in das hammaditische Land gebrochen waren, ging sofort (vgl. S. 616) auch der Küstenstreif von Tlemßen bis gegen Algier hier an den Almoraviden verloren; und Náßirs Nachfolger Manßúr (481—498 = 1088/9—1104/5) mußte im Gedränge zwischen den Feinden in Ost und West seine Residenz von El-Kal'a (S. 621) nach Bidschája verlegen und hatte alle Mühe, sich auch dort gegen die Angriffe des almoravidischen Statthalters von Tlemßen zu halten. So faßt sich die Gesammtlage des westlichen Isláms in der zweiten Hälfte des 5. (11.) Jahrhunderts dahin zusammen, daß in Spanien (S. 632) wie in Nordafrika-Sicilien Uneinigkeit und Zersplitterung unter den Muslimen rasches Fortschreiten der Christen nach dem Süden gestattet, während zwischen jenen beiden wirren Haufen von Kleinstaaten die Großmacht der Almoraviden aufwächst, zum entscheidenden

Eingreifen an der einen oder andern Stelle in dem Augenblicke berufen, wo die fortschreitende Ausdehnung ihrer Grenzen sie mit den Schauplätzen der geschilderten Ereignisse in Berührung bringt. Im Jahre 474 (1081/2) hatten Jûßufs des Almoraviden Truppen Tlemßen genommen; aber im Westen hielt sich das stark befestigte Ceuta noch unter einem Sohne des Sfakót (S. 616). In dem Augenblicke, wo es fiel, mußte es sich entscheiden, ob Spanien oder das centrale Magrib das nächste Ziel der almoravidischen Waffen bilden würde.

In Spanien hatte um diese Zeit das Elend den äußersten Grad erreicht. Mótamid von Sevilla (S. 604), der im Jahre 461 (1069) dort den Thron bestieg, war freilich ein ganz anderer Mann, als sein schurkischer Vater Mótadid. Aber seine Eigenschaften — geniale poetische Begabung, Hang zu den Genüssen eines hochcivilisirten Lebens ohne Ueberschreitung der Grenze zwischen Eleganz und Schwelgerei, menschenfreundliche Liebenswürdigkeit — waren die eines feinen Weltmannes, nicht eines scharfblickenden und zielbewußten Herrschers. Die trüben Ahnungen, welche der Verlauf der Dinge schon in einem frühen Zeitpunkte seiner Regierung in ihm aufstiegen ließen, durch Hingabe an die Zärtlichkeit seiner Gemahlin, der schönen und begabten Romeikija, durch geistreiches Versespiel mit ihr und seinem nicht minder talentvollen Wesîr Ibn Ammár wegtäuschend hatte er nicht die Kraft, den Ueberlieferungen seines Hauses sich zu entziehen, eine große Politik zu erfassen und zu gestalten. Wahrscheinlich hätte eine solche auch an der Unverbesserlichkeit der spanischen Kleinstaaterei scheitern müssen. Genug, während er im Einzelnen ungern nur sich mit den Staatsangelegenheiten beschäftigte, sein mehr empfindsames als kräftiges Gemüth abwechselnd mit frohem Genuß und sentimentalem Geseufz speiste, bewegte seine Regierung im Großen und Ganzen sich in den ausgefahrenen Gleisen der abbadidischen Staatsweisheit: Vergrößerung des eignen Gebietes auf Kosten der muslimischen Nachbarn, Ducken und Drücken vor der Uebermacht des Reiches Leon-Castilien. Als nach dem Tode Ibn Dschahwars die Verwaltung Córdovas in die Hände seiner beiden Söhne gerieth (S. 588), und Abdelmélik, der bedeutendere und einflußreichere derselben, durch ein rücksichtloses und launenhaftes Regiment allgemeine Unzufriedenheit erregte, benutzte Mótamid einen Angriff Ma'amúns von Toledo (S. 601) auf die Stadt, unter dem Vorwande der Hilfeleistung seine Truppen hineinzubringen und im Einverständniß mit einflußreichen Persönlichkeiten des Staatsrathes sie für sich in Besitz zu nehmen (462 = 1070). Allerdings mußte er sich einige Jahre noch mit Ma'amún darum streiten, aber 471 (1078) ward die alte Omaijadenresidenz endgiltig zu Sevilla geschlagen. Nun konnte der Abbadide weiter gehen: noch in demselben Jahre griff, während des 465 (1073) gestorbenen Badís von Granada unfähiger Enkel Abdallah schweigend zusah, Mótamids Wesîr Ibn Ammár, leider wenigstens im Anfang von dem catalonischen Grafen Berengar II. unterstützt, Murcia an, das früher den Amiriden von Valencia (S. 583) gehört hatte, unter deren Statthaltern

aber allmählich selbständig geworden und bei dem Anschluß Valencias an Toledo (S. 602) geblieben war. Auch gelang es dem Ibn Ammár, sich der Stadt zu bemächtigen: so treu er aber auch seinem Herrn, der in diesen Günstling ein unbegrenztes Vertrauen setzte, Zeit seines Lebens gewesen war und gewiß auch bleiben wollte, konnte er es doch nicht lassen, etwas den großen Herren in seiner neuen Eroberung zu spielen. Geschäftige Zwischenträgerei säete gegenseitigen Argwohn in die Herzen des Fürsten wie seines Ministers, an deren eigentlicher Gesinnung von Haus aus doch ein Zweifel unmöglich geschienen hatte; was keiner von Beiden beabsichtigt oder nur für möglich gehalten, ereignete sich, es kam zum Bruch, Ibn Ammár weigerte den Gehorsam und kränkte noch das empfindliche Gefühl seines eben noch so geliebten und verehrten Beschützers durch höhnende Verse. Vor dem Aufstande eines seiner eigenen Offiziere mußte er endlich aus Murcia fliehen, erst zu Alfons VI., dann nach Saragossa zu dem Hudiden Mú'taman (S. 583). Auf einem Zuge, den er für diesen gegen einen aufsässigen Vasallen unternahm, gerieth er in Gefangenschaft, und sein Besieger war unedel genug, ihn an den erbitterten Mótamid zu verkaufen. Beinahe hatte die sichtbare Reue, die er an den Tag legte, das Herz des Fürsten, das einst so fest an ihm gehangen, von Neuem gerührt: da benutzte der Wesír desselben, der von der Wiederaufnahme Ibn Ammárs an den Hof Minderung des eignen Einflusses fürchtete, eine Unvorsichtigkeit des Gefangenen, den Emír von der vermeintlichen Fortdauer seiner verrätherischen Gesinnung zu überzeugen; von so viel Doppelzüngigkeit außer sich gebracht, stürzte Mótamid in den Kerker, in welchem sich Ibn Ammár befand, und streckte mit eigner Hand den nieder, welcher sein Liebling und der Genosse seiner sonnigsten Tage gewesen war.

Sie erreichten jetzt für immer ihr Ende, die Tage der Freude und des Genusses. Alfons VI., längst der Empörungen seiner Brüder Herr, hatte sich vorläufig begnügt, die muslimischen Fürsten zu fleißigem Tributzahlen anzuhalten, daneben durch gelegentliche Raubzüge zu ängstigen und immer mehr Geld aus ihnen herauszupressen; jetzt war die Katze des Spielens überdrüssig und setzte zum ernstlichen Sprunge unter das Mäuseheer an. Die Mäuse hatten nicht blos auf den Tischen von Córdova und Murcia ihren Unfug getrieben. Nach Ma'amúns von Toledo Ende hatte sich Valencia wieder selbständig gemacht (467 = 1075), bald nachher (468 = 1076) Móktadir von Saragossa den Nachfolger Mudschâhids von Denia entthront; und wenige Jahre später waren die Toledaner ihres gänzlich entnervten und unbrauchbaren Sultans Kádir (S. 587) überdrüssig geworden, hatten ihn verjagt und sich dem Aftaßiden Mutawakkil von Badajoz (S. 587) in die Arme geworfen. Kádir begab sich zu Alfons, dem als seinem Oberherren er zinspflichtig gewesen, und der König ließ sich die Gelegenheit, für das verletzte Recht der Legitimität einzutreten, nicht entgehen, sondern brach sogleich sengend und brennend in das Gebiet von Toledo ein (472 = 1080). Während der Krieg sich schon ins dritte Jahr zog, ereignete es sich, daß einer von

Alfons' Tributsammlern, die jährlich zu dem gewohnten Aderlaß an den Höfen der Zaunkönige umherzogen, den Mótamid von Sevilla gröblich beleidigte (475 = 1082). Es war noch dazu ein Jude (zu Finanzzwecken haben christliche wie mohammedanische Fürsten sich immer nicht ungern der zahlenkundigen Israeliten bedient), der sich das herausnahm. Läßlich wie Mótamids Art eigentlich war, fühlte er sich doch als Herrscher; wüthend über die ihm angethane Schmach ließ er den Frechen ergreifen und kreuzigen, ohne Rücksicht auf das Strafgericht, welches er unfehlbar dadurch über sich bringen mußte. Es kam schnell und furchtbar. Alfons schwur, nicht zu ruhen, ehe er das Reich des Unbedachten als Sieger bis an das äußerste Ende Spaniens durchzogen habe, und er hielt sein Wort. Verheerend fiel er in demselben Jahre noch über das Gebiet von Sevilla her, überall plündernd und die Einwohner als Gefangene fortschleppend: die Hauptstadt widerstand noch dem Handstreiche, den er auf sie führte, aber weit südlich von ihr ward das ganze Land verwüstet, und in Tarifa sahen zum ersten Male seit 730 Jahren spanische Christen anders, denn als Gefangene, die Straße von Gibraltar wieder. Vielleicht erblickten sie auch bei Nacht von der Höhe des Berges die Feuer der almoravidischen Vorposten um das Lager vor Ceuta.

Nach der Rückkehr von der furchtbaren Razzia ging es wieder gegen Toledo. Mutawakkil von Badajoz ward endlich zum Abzuge genöthigt, Kádir wieder als Herrscher eingesetzt. Blieb nur die Rechnung wegen der Kriegskosten. Einen Goldhaufen nach dem andern, als das Gold zu Ende war eine Festung nach der andern mußte der Schattenfürst seinem großmüthigen Beschützer ausliefern, bis endlich, als jedes Mittel eines etwaigen Widerstandes ihm entzogen war, herauskam, was Alfons eigentlich wollte: Toledo selbst. Als Entgelt für die gänzliche Abtretung der alten Gothenstadt bot der König Valencia, das ihm zwar auch nicht gehörte, aber leicht zu haben war, da es seit seiner Ablösung von Toledo (S. 632), von Parteiungen zerrissen, jeden Halt verloren hatte. Seufzend entschloß sich der Jammermensch, in den Tausch zu willigen. Unter dem Hohne und den Verwünschungen der Unterthanen verließ er seine bisherige Residenz, castilische Truppen führten ihn seinem neuen Fürstenthume zu, blieben aber, natürlich nur der Sicherheit seiner werthen Person wegen, als Besatzung im Lande. Während auf solche Weise Saragossa von den Glaubensgenossen im Süden abgeschnitten wurde, hielt am 25. Mai 1085 (27. Moharram 478) Alfons VI. seinen feierlichen Einzug in Toledo. Was auch kommen mochte, der endliche Ausgang des Kampfes um Spanien war besiegelt. So zerschmetternde Niederlagen die Christen in den nächsten Jahrhunderten noch erlitten: immer ragte Toledo mit seinem Kranze von Festungen wie ein Keil mitten in das muslimische Gebiet hinein, und wann dieser Keil den Rest der mohammedanischen Herrschaft sprengen würde, blieb nur noch eine Frage der Zeit.

Einer kaum sehr langen Zeit, wie es scheinen wollte. Es half den kleinen Fürsten nichts, wenn sie vor Alfons krochen, kaum mehr wie die Va-

fallen, sondern wie die Sklaven; er verhehlte ihnen weder seine tiefe Verachtung, noch seine Absicht, nach Belieben weiter seine Hand auf ihre Staaten zu legen. Bald nach der Einnahme von Toledo stand er schon vor Saragossa und fing an, eifrig dessen Belagerung zu fördern; inzwischen hatte sein General Ximenez weit nach Süden in dem Castell Aledo (Lubit) bei Lorca sich festgesetzt, von wo er Almería angriff, während von Castilien aus schon die Grenzbezirke Granádas bedroht wurden. Die Muslime befanden sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage. Freilich hatten sich längst Aller Blicke nach Afrika gewandt, wo der Almoravide Jûßuf Ibn Taschfin eine neue Macht aufgerichtet, die selbst den furchtbaren Spaniern gewachsen sein mußte; aber man verhehlte sich nicht, daß es mehr als bedenklich war, den rohen und ungebildeten Afrikanern den Weg nach Spanien zu öffnen. Jedermann erinnerte sich an die Leiden Córdovas vor 70 Jahren im Bürgerkriege — und die zu jener Zeit so brutal gewirthschaftet, waren immer noch Leute aus den civilisirteren Gegenden im Norden des Atlas gewesen: was sollte man jetzt von den Barbaren aus der Wüste Sahara erwarten! Aber schließlich half es nichts, denn ohne Widerstand sich von den Spaniern umbringen zu lassen, hieß nicht allein sich selbst, hieß auch die Sache des Islâms opfern. Es gereicht Mótamid von Sevilla zur Ehre, daß er es war, der endlich den rechten Entschluß und das rechte Wort fand: „Ich will nicht auf allen muslimischen Kanzeln verflucht werden," sagte er zu seinem Sohne, der ihm die von dem Eingreifen der Almoraviden drohenden Gefahren schilderte, „und wenn ich zu wählen habe, will ich lieber Kameltreiber in Afrika sein als Schweinehirt[1]) in Andalusien." Wir hören, daß bereits im J. 475 (1082/3), nach Alfons' Zug von Tarifa, ein Hilferuf an Jûßuf ergangen sei; damals soll er mit dem Bedeuten abgelehnt haben, er müsse erst Ceuta in Händen haben, ehe er nach Spanien gehen könne. Nun war Ceuta 477 (1084) gefallen; und als nach der Einnahme von Toledo eine Gesandtschaft in Afrika erschien, die im Namen Mótamids und der ihm sich anschließenden Emire von Badajoz und Granáda um Beistand ersuchte, zeigte sich denn Jûßuf auch bereit, der Einladung zu folgen. Er ließ sich sogar zu dem eidlichen Versprechen bewegen, daß er die spanischen Fürsten ihrer Herrschaften nicht berauben werde; nur die Abtretung von Algeciras verlangte er, und den Besitz dieses Brückenkopfes konnte man ihm vernünftiger Weise allerdings nicht mißgönnen. So ward man einig. Das sieggewohnte Heer der Almoraviden setzte im Sommer 479 (1086) nach Andalusien über; unterwegs die Truppen der Emire an sich ziehend, ging es über Sevilla nach dem Norden. Alfons belagerte immer noch Saragossa, als er die Nachricht von dem Herannahen des neuen Feindes erhielt: eilends begab er sich nach Toledo, und nachdem er rasch seine Mannschaften aus den Provinzen zusammenberufen, rückte er von

1) Der Leser erinnere sich, daß den Mohammedanern wie den Juden kein Thier unreiner ist als das Schwein (I, 204).

dort gradeswegs den Verbündeten entgegen. Bei Salláka (oder, wie es die Christen nennen, Sacralias) in der Nähe von Badajoz kam es zur Schlacht (12. Redscheb 479 = 23. Oct. 1086). Mótamid, welcher die aus den spanischen Truppen bestehende Vorhut commandirte, hielt, während die anderen Abtheilungen vor den gefürchteten Christen sogleich davonliefen, mit großer persönlicher Tapferkeit seine Sevillaner beisammen und vertheidigte seine Stellung, bis eine almoravidische Schaar ihm zu Hilfe kam; während hier der Kampf fortwogte, fiel Jûßuf mit dem Gewalthaufen den Spaniern in den Rücken, und so wacker sie auch stritten, endigte der Tag mit einer zerschmetternden Niederlage für die Christen. Der größte Theil ihrer Mannschaften deckte das Schlachtfeld, Alfons selbst entkam mit nicht mehr als 500 Reitern, seit Almansor hatte Spanien keinen solchen Sieg der Muslime gesehen.

Indeß, ihn auszunutzen geschah so gut wie nichts. Statt sofort auf Toledo zu marschiren, begnügte Jûßuf sich, in die Festungen des Westens zuverlässige Garnisonen zu legen und dem Mótamid eine Abtheilung von 3000 Mann zur Verfügung zu stellen; dann kehrte er nach Afrika zurück. Um den Almoraviden, dem es trotz seiner 85 Jahre noch keineswegs an Energie fehlte, nicht falsch zu beurtheilen, muß man berücksichtigen, daß er, an die afrikanischen Verhältnisse gewöhnt, die nachhaltige Kraft der castilischen Ritterschaft nicht kannte, ebenso, daß er nicht als Gebieter von Spanien, sondern als afrikanischer Herrscher rechnete, dessen Macht ihren Mittelpunkt in Marocco hatte und für den Sevilla nicht mehr bedeutete als Tlemßen: einen Vorposten gegen die natürlichen Feinde seines Reiches. Zudem verlangte der eben eingetretene Tod seines ältesten Sohnes, der ihn daheim vertrat, seine Rückkehr. Trotzdem war es ein gewaltiger Fehler, daß er den Christen Zeit ließ, wieder zu Athem zu kommen; und es geschah mit großer Schnelligkeit. Im Westen freilich war für sie vorläufig nichts zu hoffen, auch Saragossa für den Augenblick unangreifbar und Valencia nicht zu halten; aber in ihrer Veste Aledo hielt die spanische Besatzung wacker aus, und sobald Alfons wieder über neue Truppen verfügte, ließ er von hier aus nach wie vor die Gebiete von Almería und Murcia verheeren, und Mótamids schwache Versuche, diesen Pfahl aus seinem Fleische zu entfernen, blieben gänzlich erfolglos. Um Valencia aber hauste ein Freibeuter, auf den wir im Vorübergehen einen Blick werfen müssen, nicht wegen der eignen Bedeutung seiner widerwärtigen Persönlichkeit, sondern wegen des Ruhmes, dessen er ungerechtfertigter Weise bis auf den heutigen Tag genießt. Es ist Rodrigo oder Ruy Diaz von Bivar, bekannt unter den Beinamen Cid[1]) und Campeador.[2]) Einer von den Landsknechtsführern,

1) Arabisch sseijid, in westlicher Aussprache ssíd „Herr", als Titel von Herrschern und Häuptlingen viel gebraucht. Vgl. das zugehörige Femininum ssitte S. 548, Anm. 1. 2) Campeador bedeutet, wie man jetzt weiß, nichts als einen Haudegen, der nach der Sitte damaliger Zeit zwischen zwei gegenüberlagernden Heerhaufen die stärksten Krieger der Gegenpartei zum Zweikampfe herausfordert, nach Art von Hildebrant und Hadubrant.

welche damals ihre Dienste je nach Laune und Bezahlung christlichen oder muslimischen Fürsten zur Verfügung stellten, hat er gleichmäßig für die Benu Hûd von Saragossa und für König Alfons gefochten, immer aber gesehen, wo er am meisten Beute erwischen konnte. Meineidig, treulos und grausam, hat er beiden Parteien empfindlichen Schaden zugefügt, ohne je etwas Anderes zu erstreben, als ein eignes Fürstenthum für sich, gleichgiltig auf welche Weise es gewonnen wurde. Wie sich der Cid, für den wir nach Herder schwärmen, zu dem Cid der Wirklichkeit verhält, zeigt die bekannte Geschichte von den Kasten mit Steinen, welche er dem Juden als Gold verpfändete. „Denn mein Wort war in den Kasten, und mein Wort ist mehr als Gold" klingt sehr vornehm; aber der älteste Romancero weiß uns allerdings den Anfang der Geschichte ähnlich zu berichten wie der spätere Dichter — schade nur, daß sie bei ihm da zu Ende ist, wo der geprellte Jude mit den Steinen abzieht.[1]) Als es dem Cid in den wirren Kämpfen der nächsten Jahre gelingt, Valencia, in welchem der jämmerliche Kâdir 485 (1092) einer Verschwörung zum Opfer gefallen ist, nach langer Belagerung einzunehmen (487 = 1094), läßt er das Oberhaupt der Stadt, den Kadi Ibn Dschachâf, in eine Grube stecken, deren Ränder mit Scheitern belegt werden, damit der Unglückliche, nachdem das Holz angezündet, bei lebendigem Leibe gebraten werde. Ibn Dschachâf war ein wenig ehrenwerther Mann und schwacher Politiker gewesen; doch er starb als Held, indem er, seine Qualen zu kürzen, mit den eigenen Armen die brennenden Scheiter an seine Brust zog. Man muß gestehen, die Spanier sind in der Wahl dieses Nationalhelden nicht ganz glücklich gewesen; sie erklärt sich aus der frechen und verrätherischen Unbotmäßigkeit des Söldnerführers gegen König Alfons, welche einer späteren, für die Freiheit gegen den zunehmenden Druck des Absolutismus kämpfenden Generation als heldenhafter Unabhängigkeitssinn erschien. Sein Ziel hat das Scheusal nur für kurze Frist erreicht: 492 (1099) starb er vor Wuth über eine entscheidende Niederlage seiner Truppen gegen die Almoraviden, nachdem er natürlich vorher brav Kirchen gebaut oder ausgestattet hatte.

Die Möglichkeit einer solchen Gestalt allein giebt einen klaren Begriff von der entsetzlichen Lage, in welcher das muslimische Spanien trotz der Schlacht von Salláka sich damals befand. Als Mótamid einsah, daß er weder gegen Aledo noch gegen das ihm aufsässige Murcia etwas auszurichten im Stande war, ging er persönlich nach Afrika, Jûßuf zur abermaligen Dazwischenkunft zu bewegen. Der Almoravide hatte sich correct genug benommen, außer Algeciras in der That kein spanisches Dorf behalten; so mochte man ihm auch für die Zukunft trauen. Jûßuf ließ sich zu neuer Hilfsleistung bewegen: 483 (1090) kam er abermals mit einem Heere nach Spanien und machte Miene, Aledo anzugreifen. Unerschrocken, wie immer, rückte Alfons mit 18 000 Mann, die er wieder beisammen hatte, gegen ihn an; trotz mannig-

1) S. Dozy, Recherches[3], Leiden 1881, II, 204.

fachem Hin- und Hermanövriren aber kam es zu keiner Schlacht, sei es daß Jûßuf seiner eignen Feldherrnkunst diesmal nicht traute oder seine Kräfte für Anderes aufzusparen dachte. Schließlich gab Alfons Aledo auf und zog sich zurück; aber es war ein halber Erfolg für die Muslime, welcher kaum drei Jahre nach Salláka höchst verstimmend wirken mußte. Das Volk, die maßgebenden Fakihs an der Spitze, schoben das natürlich nicht dem Jûßuf — in welchem sie mehr noch als den Glaubenskämpfer den Hersteller der reinen Lehre, den frommen Bekenner im Gegensatz zu den weltlichgesinnten, unbrauchbaren spanischen Kleinfürsten verehrten — sondern eben diesen gottlosen Emiren in die Schuhe. Die Geistlichkeit declamirte überall laut gegen die verworfenen Sultane, und als Abdallah von Granáda, um der gefährlich werdenden Bewegung zu steuern, seinen Oberkadi einsperren ließ, antworteten die maßgebenden Fakihs mit einem Rechtsgutachten, welches ihn wie seinen in Málaga regierenden Bruder wegen Auflehnung gegen das göttliche Gesetz für des Thrones verlustig erklärte. Darauf hatte Jûßuf nur gewartet: jetzt war er seines Eides wenigstens gegen diese Beiden entbunden. Er zwang Abdallah, aus Granáda zu entweichen, und besetzte die Stadt wie auch Málaga; und als Mótamid und die übrigen Fürsten, denen endlich über die Uneigennützigkeit ihres Retters die Augen aufgingen, sich Alfons um Beistand zu bitten anschickten, wurden auch sie von der Geistlichkeit für abgesetzt erklärt und Jûßuf eingeladen, der Herrschaft dieser sämmtlichen freigeisterischen und glaubenslosen Gesellschaft ein Ende zu machen. Große Mühe konnte das nicht kosten; so ging Jûßuf nach Afrika, die Unterwerfung der Theilstaaten seinem General Sir Ibn Abi Bekr übertragend. Der Todeskampf der Zaunkönige war kurz. Mótamid, von seinen Söhnen hingebend unterstützt, wehrte sich tapfer; aber das Volk war für die orthodoxen Almoraviden, die Truppen unzuverlässig: so fielen in demselben Jahre 484 (1091) erst Córdova und Carmona, darauf, nachdem Alfons' dem hilferufenden Mótamid zur Unterstützung gesandter General Alvar Fañez geschlagen war, auch Sevilla. Der unglückliche Herrscher, der vergeblich den Tod im Kampfe gesucht, wurde gefangen; man zwang ihn, die Uebergabe der noch für ihn gehaltenen Festungen zu verfügen, und schleppte ihn dann nach Afrika. In Agmát bei Marocco vertrauerte der liebenswürdige Fürst, der wenigstens auf dem Schlachtfelde sich auch als Mann gezeigt hatte, bis zu seinem Tode (488 = 1095) seine letzten Jahre in einer Gefangenschaft, welche die Almoraviden nicht edel genug waren erträglich zu gestalten, und während deren er auch noch das Ende eines geliebten, bei einem verfehlten Aufstande in Andalusien umgekommenen Sohnes erleben mußte. Die rührenden Elegien, in welchen er sein Geschick beklagt, gehören zu den schönsten Denkmälern der spanisch-arabischen Poesie:[1] in ihnen erklingt der letzte wehmüthige Nachhall einer Zeit der Lust und des Glückes, die jetzt auf ewig dahin war.

1) Eine Auswahl davon in Uebersetzungen s. bei v. Schack, Poesie und Kunst der Araber, I, 283 ff.

Nicht allein für Sevilla und seine Herrscher. Noch 484 (1091) ward Almería von den Almoraviden genommen, der Sohn des kurz vorher gestorbenen Mótaßim (S. 584) zur Flucht nach Bidschája genöthigt, dann Murcia, Denia und die Nachbargebiete besetzt. Im J. 487 (1094) wurde Badajoz erobert, dessen Aftaßiden ihren Versuch, mit christlicher Hilfe sich zur Wehr zu setzen, mit dem Untergange des ganzen Geschlechtes büßten; 495 (1102) erfolgte die Capitulation Valencias, das Ximene, die streitbare Gemahlin des Cid, so lange noch vertheidigt hatte. Damit fiel auch Albarracin (vgl. S. 582); und wenn Musta'in (S. 583) von Saragossa einstweilen sein Land noch behalten durfte, so waren auch die Tage seiner Herrschaft gezählt — die Mißstimmung seiner Unterthanen, denen er ebenfalls nicht fromm genug war, führte schließlich zur Einmischung des Temim, eines Sohnes Júßufs, welcher in Valencia Statthalter war; kurz nach Musta'ins Tode überraschte er Saragossa (503=1110), und der Sohn des Verstorbenen, Imád ed-daula, konnte sich nur in Eile nach Rueda werfen. Dort hielt er sich bis an sein Ende (524=1130); bald darauf (525=1131)[1]) trat sein Sohn Sseif ed-daula zu den Christen über, als deren Vasall er sich in den Kriegen Alfons' VII. von Castilien gegen seine früheren Glaubensgenossen eifrig betheiligt hat: wie er dafür nur bedingt zu tadeln ist, wird uns sogleich klar werden. Abgesehen von dieser geringfügigen Ausnahme war das muslimische Spanien im J. 503 (1110) in seiner ganzen Ausdehnung den Almoraviden zur Beute gefallen, und bald sollte es dem armen Volke deutlich werden, wie wenig es Grund gehabt hatte, sich über die Ersetzung seiner kleinen Herren durch den Emír el-muslimín[2]), wie seit dem Siege von Salláka Júßuf sich nennen ließ, zu freuen. Der Gründer des almoravidischen Reiches selbst hatte die vollkommene Einverleibung Spaniens nicht mehr erlebt: beinahe hundertjährig war Júßuf im J. 500 (1106) heimgegangen. Die Anerkennung der almoravidischen Fakihs erhob seinen Sohn Alí (500—537 =1106—1143) auf den Thron, und es ist nicht schwer zu verstehen, weshalb sie ihm bereitwillig ertheilt wurde. Ein unbedeutender Mensch von einer gradezu fabelhaften Bigotterie, glich er wirklich einem Marabut (S. 614) mehr als einem König, aber einem Marabut, dem über seinen Andachts-

1) S. über dieses Datum Schirrmacher, Geschichte von Spanien, IV, 83 Anm. 2. Schirrmachers treffliches Buch, welches die Fortsetzung der in Heeren-Ukerts Sammlung von Lembke und Schäfer begonnenen spanischen Geschichte bildet, ist von dem verderblichen Einflusse Condes (S. 433 Anm. 1) frei und kann im Allgemeinen mit vollem Vertrauen benutzt werden, um so mehr, als der Verfasser sich mit großer Mühe einen Theil der arabischen Quellen im Original erschlossen hat. Störend sind nur, abgesehen von einzelnen nicht häufigen Versehen, die zahlreichen Fehler in der Umschreibung der arabischen Namen, die bisweilen gradezu irreleitend wirken, wenn sie auch bei einem Nichtorientalisten begreiflich sind. 2) „Emir der Muslime" — den vollen Chalifentitel Emír el mu'minín (I, 214) haben die Almoraviden nicht geführt, da sie als orthodoxe Sjunniten das Abbaßidenchalifat von Bagdad wenigstens der Form nach anerkannten.

übungen jedes Interesse für irgend welche andere Dinge abhanden gekommen ist. So war seine Herrschaft eigentlich nur eine vorgebliche, denn er that nichts, was seine geistlichen Beiräthe ihm nicht eingeblasen hatten; sie regierten der That nach, und man merkte es rasch genug. Der Grad engherziger Borniertheit, mit welchem diese Leute ihre beschränkte Unbildung nicht allein den rohen Berbern, sondern auch einem so hocheivilisirten Lande, wie das damalige Spanien, aufdrängten, ist gradezu unglaublich. Wehe dem, der es wagte, den Verdacht der Freigeisterei auf sich zu ziehen, sei es durch wissenschaftliche Beschäftigung, sei es durch Beibehalten der läßlichen und den Freuden des Daseins zugeneigten Lebensweise, welche den Andalusiern zur zweiten Natur geworden war. Wohl fühlen konnten sich nur noch die Fakihs und der Pöbel; Bildung und feine Sitte ward mit Füßen getreten, Roheit und Heuchelei aller Orten großgezogen. In den Städten spielten die brutalen und unsauberen Berbersoldaten die Herren; sie verloren durch rasche Gewöhnung an die Genüsse materieller Civilisation, von denen in der Sahara keine Rede gewesen war, allerdings ihre kriegerische Haltung, aber keineswegs ihre innere Unbildung und äußere Flegelhaftigkeit. Und wenn das Volk anfangs hier, wie in Afrika, die um des Koráns willen eingeführten Steuererleichterungen als das Zeichen einer neuen, besseren Zeit, einer gerechten und wohlwollenden Regierung begrüßt hatte, so wurde es auch darin schmerzlich enttäuscht; die Herren Berbern brauchten bald Geld, mehr Geld als zuvor die Zaunkönige, und während das Land unter einer ungeschickten und unehrlichen Verwaltung zurückging, mehrten sich die Ansprüche der Fremden fortwährend. Dabei leisteten die Almoraviden nicht einmal das, weshalb man sie ins Land gerufen hatte: die thatkräftige Abwehr der christlichen Feinde. Zwar gewann Alís Bruder Temím 501 (1108) gegen die Castilier die Schlacht von Uclés, die ihm den Weg nach Saragossa bahnte; und als auch dieses 503 (1110) den Almoraviden in die Hände gefallen war (S. 638), mochten weitere Fortschritte gegen die Christen erwartet werden, um so mehr, als der Tod Alfons' VI. (1109 = 502) in Leon-Castilien einen langen Bürgerkrieg entfesselte. Ein paar Anstrengungen wurden auch gemacht: in demselben J. 503 (1110) geruhte der Beherrscher der Muslime Alí selbst von Marocco nach Spanien zu kommen und einen Kriegszug gegen Toledo zu unternehmen, der zwar nicht zur Eroberung dieser Stadt, aber doch zur Einnahme einiger minder bedeutender Oertlichkeiten führte; 504 (1110) gewann Sír Ibn Abi Bekr (S. 637) Santarem und Lissabon zurück, die während der letzten Zuckungen der kleinen Staaten verloren gegangen waren, und 507 (1114) schlug derselbe im Verein mit dem Músdali, einem anderen almoravidischen Feldherrn, den berühmten Castilier Alvar Fañez, als er sich ihrem Angriffe auf Toledo in den Weg stellte. Aber nicht lange danach starb Sír in Sevilla, 508 (1115) fiel Músdali in dem fortgesetzten Kampfe mit den Castiliern, und von diesem Augenblicke an ging es, kaum dreißig Jahre seit der Schlacht von Salláka, entschieden wieder abwärts mit den spanischen Mus-

limen. Mochten in Castilien die inneren Wirren noch ein Jahrzehnt andauern, ein neuer gefährlicher Feind erstand ihnen in Alfons I. von Aragonien, der mit kraftvollem Griff bereits 512 (1118) Saragossa, das Jahrhunderte lang vergeblich umkämpfte Bollwerk des Nordens, den Almoraviden entriß: soweit schon waren diese heruntergekommen, daß sie die Veste nicht halten konnten, die in den schwersten Zeiten unter den Kaßi, den Tudschibiden, den Benu Hûd wie ein Fels in der Brandung gestanden hatte. Nach Toledo Saragossa — die Fortschritte der Christen nehmen immer bedenklicher zu. Und der Aragonier drängte von der neugewonnenen Ebrolinie rasch vorwärts: 513 (1119) schon eroberte er Calatayud und schlug die Almoraviden bei Cutanda; und als daraufhin der Beherrscher der Muslime, Ali, sich wieder einmal selbst nach Spanien bemühte, schien es demselben vorsichtig, nicht im Osten, sondern im Westen, allwo es weniger gefährlich war, etliche Razzias mäßigen Erfolges vorzunehmen. Nachdem er solcher Weise der Pflicht eines Vorkämpfers des Islâms genügt, ging er, seinen Bruder Temim wieder als Statthalter in Europa lassend, nach Marocco zurück.[1]) Er sollte nicht wiederkommen: es war das Unglück des muslimischen Spaniens, daß es nichts mehr vorstellte, als ein nebensächliches Zubehör zu einem halbbarbarischen Staate in Afrika, dessen eigentliche Lebensinteressen südlich der Meerenge lagen — und eben diese wurden jetzt unerwartet wie ernstlich gefährdet.

Im Südwesten des heutigen Marocco, in der Provinz von Sûs, ward das rauhe Gebirge des Deren (westlichen Atlas) um jene Zeit von den wilden und kräftigen Berberstämmen der Maßmûda bewohnt. Unter diesen Leuten fand sich gegen Ende des 5. (11.) Jahrhundert ein junger Mann, Namens Mohammed Ibn Tûmart,[2]) welcher eine selbst bei den Berbern ungewöhnliche Frömmigkeit an den Tag legte; man nannte ihn nur den „Lichtfreund" wegen der Menge der Kerzen, welche er bei seinen unaufhörlichen Andachtsübungen nach der Sitte des Landes vor den Heiligengräbern (I, 203) anzündete. Ihm genügte bald nicht die unvollkommene Gotteserkenntniß, welche dem Unterricht der afrikanischen Fakihs zu entnehmen war: so machte er sich um 501 (1107) auf den Weg nach Córdova, und von da pilgerte er an die ersten Quellen der Glaubenslehre, nach Mekka und dann nach Bagdad, wo die von Melikschahs Wesîr Nizâm el-mulk gegründete Hochschule (vgl. S. 95) in höchster Blüte stand. An ihr hatte bis vor Kurzem Gasâli gelehrt, der siegreiche Verfechter des scholastischen Systems, wie es im Wesentlichen seit Ásch'ari (I, 525) feststand, gegen die ungläubige Philosophie; im Geiste dieses Systems lehrten auch die angesehenen Theologen, welche Mohammed

1) Nach dem Kirtâs (S. 611 Anm. 3), S. 145 der Uebers., 515 = 1121, was aber nicht zu der weiteren Angabe S. 153 stimmt, daß Ali im Schauwâl 514 (1120) in Marocco mit dem Machdi Mohammed zu schaffen gehabt habe. Der Kirtâs ist leider häufig sehr ungenau in seinen Daten; das letztgenannte ist, nach den sonstigen Berichten zu urtheilen, wohl zuverlässig, dann aber natürlich das erste falsch. 2) Tûmart scheint die berberisirte Form des Namens Omar zu sein.

Ibn Túmart noch vorfand.[1]) Wir erinnern uns, daß Ásch'ari zuerst dem Rationalismus der motasilitischen Theologen eine Widerlegung entgegengestellt hat, welche die jenen bisher eigenthümliche Kunst der Dialektik auf das orthodoxe Dogma anwandte und dieses also auch als wissenschaftlich gerechtfertigt erscheinen ließ. Seine Lehre stellt demgemäß ein Mittleres dar zwischen dem Rationalismus, der nur zum Scheine am Koránwort festhält, dessen Inhalt aber vielfach weginterpretirt (I, 187), und der Orthodoxie, die ohne jede Rücksicht auf die Vernunft Alles möglichst wörtlich nimmt, auch wo sich Widersprüche nicht läugnen lassen. Wenn z. B. (vgl. I, 186) die Motasiliten die koranische Erwähnung von Gottes Hand und Gottes Antlitz so deuten, daß mit der Hand Gottes Macht und Wohlthätigkeit, mit dem Antlitze seine Existenz gemeint sei, die Altgläubigen dagegen meinen, Gott habe wirklich Hände und Gesicht wie ein Mensch, so sagt Ásch'ari: „Seine Hand ist die Hand irgend einer Eigenschaft und sein Antlitz das Antlitz irgend einer Eigenschaft, z. B. Hören, Sehen —"[2]) d. h. Gott hat allerdings in gewissem Sinne wirklich eine Hand und ein Antlitz, aber dieselben gleichen denen eines Menschen nur insofern sie Träger analoger Functionen sind; was sie in Wirklichkeit sind, ist über die menschliche Wahrnehmung erhaben. Eine solche Anschauung nahm es mit dem Schriftworte genau und fromme Gemüther konnten sich ihr also ohne Gewissensbedenken unterordnen, gleichzeitig aber erforderte sie doch an einigen Stellen eine bis zu einem gewissen Grade allegorische Erklärung des Koráns und bot damit eine bequeme Handhabe für Jemand, der sich des Gotteswortes zu bestimmten persönlichen Zwecken bedienen wollte. Ein solcher Jemand

1) Mit Unrecht scheint mir Schirrmacher (Gesch. Spaniens, IV, 58 Anm. 2) gegen de Slane an der Richtigkeit der Angabe festzuhalten, daß Ibn Túmart persönlich mit Gasali zusammengetroffen sei. Auf den Kirtás ist natürlich kein Gewicht zu legen; Abdelwáchid aber sagt (S. 128) ausdrücklich, Ibn Túmart habe den Gasali in Syrien kennen gelernt. Das ist unmöglich, denn 500 (1106) hatte Gasali Syrien bereits verlassen, während Ibn Túmart 501 (1107) sich überhaupt erst auf den Weg, und zwar zunächst nach Córdova machte. Man muß daraus schließen, daß die Notiz nicht auf positiver Ueberlieferung beruht, sondern eine Vermuthung Jemandes darstellt, welcher davon gehört hatte, daß G. um 500 in Syrien geweilt hat, ohne zu wissen, daß er das Land in eben jenem Jahre bereits wieder verließ. Es bleibt die abstracte Möglichkeit, daß Ibn T. den G. in Bagdad getroffen haben könnte, wo er nach 500 noch einmal, doch vermuthlich nur auf kurze Zeit (s. Goſche, Ueber Ghazzâlis Leben und Werke, Abhandlungen der Akademie zu Berlin 1858, S. 248), an der Nisamija lehrte; aber nichts beweist, daß es wirklich der Fall gewesen. Daß Abdelwáchid „den Ereignissen näher stand" (Schirrmacher a. a. O.) ist richtig, verhindert aber nicht, daß seine Berichte über J. T. auch sonst von den handgreiflichsten Märchen durchsetzt sind. Auch daß Asch'aris System „für ketzerisch galt", ist nicht zutreffend. Diejenige Schule der Altgläubigen, die wie die Malikiten des Westens überhaupt ohne alles Nachdenken die Ueberlieferung herbeteten, hielt freilich das asch'aritische System für ketzerisch; aber die macula, welche ihm eine Weile offiziell anhaftete, ist schon durch Nisám el-mulk beseitigt worden (Ibn el-Athír X, 141 ed. Tornberg). — Um nicht den Umfang dieser Anmerkungen zu steigern, verzichte ich von hier an darauf, meine Abweichungen von Schirrmacher überall zu motiviren. 2) Vgl. W. Spitta, Zur Geschichte Abu'l-Hasan al-Asch'aris, Leipzig 1876, S. 106.

aber war unser Mohammed Ibn Túmart. Mag er bereits in der Absicht, sich für eine Rolle nach der Art des Abdallah Ibn Jaßin (S. 612) vorzubereiten, nach dem Orient gewandert, oder aber später erst auf solche Ideen gekommen sein: schon in einer frühen Periode seiner öffentlichen Wirksamkeit hat er, das ist erwiesen,[1]) seine Anhänger mit falscher Wunderthäterei in einer Weise hinters Licht geführt, daß er zu den größten Schwindlern aller Zeiten gezählt werden und neben dem Fatimiden Obeidallah (I, 596) einen Ehrenplatz erhalten muß. Nachdem er sich im Orient der so zweckmäßig zu gebrauchenden theologischen Weisheit voll gesogen, machte er sich auf den Heimweg, vermuthlich schon damals mit dem Plane, sich, wie einst Obeidallah auch, als Machdi (I, 588) unter den Berbern aufzuthun. Da aber der alte ismaelitische Schi'itismus, den Jener für eine Weile in Afrika eingeführt hatte, unter den Berbern nicht mehr populär (vgl. S. 621f.), die ssunnitische Orthodoxie allzufest eingewurzelt war, so beschloß er die Sache anders anzufangen: er fügte zu der asch'aritischen Lehre, die er zuerst in Tripolis mit Geräusch zu predigen anfing, nur das eine schi'itische Dogma von der Unfehlbarkeit des aus Alis Familie stammenden Imáms (I, 588f.) hinzu, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, zur rechten Zeit sich selbst auf Grund eines gefälschten alidischen Stammbaumes als diesen Imám hinzustellen. Die Hauptsache aber war, daß er immer sich als Vorkämpfer der Orthoxie geberdete: unter dem Titel Tauchid, „Einheitsbekenntniß"[2]) verfaßte er einen Abriß seiner Lehre, und als Muwáchid[3]) „Einheitsbekenner" bezeichnete er sich selbst, den malikitischen Fakihs die gehässige Stellung von Leuten anweisend, die es mit der Grundlehre des Islams nicht genau nähmen, weil sie durch die Annahme von materiellen Händen, Füßen, Antlitz Gottes eine Theilung in die Einheit seines Wesens brächten. Man kann es den wirklichen Orthodoxen, als welche die biederen Altgläubigen Nordafrikas vor allen Anderen in der That sich fühlen durften, nicht verdenken, wenn sie höchlichst erstaunt und erbittert waren, sich, die Säulen des Glaubens, auf einmal als Ketzer, ja als „Polytheisten," Ungläubige, die gleich den Christen eine Vielheit innerhalb des göttlichen Wesens behaupteten, dem unwissenden, aber fanatischen Pöbel denuncirt zu sehen; aber man muß gestehen, daß in keckerer Weise die Methode, eine kirchliche Partei durch Uebertrumpfung ihres eigenen Lieblingssatzes aus ihren festesten Stellungen zu vertreiben, niemals geübt worden ist. Natürlich geht Derartiges nur, wo das liebe Publicum beschränkt genug ist, sich von dem Schlagworte ohne Rücksicht auf den eigentlichen Sinn beherrschen zu lassen:

---

1) S. Dozy, Essai trad. p. Chauvin, S. 373f.; Quelle ist Ibn el-Athír (bei de Slane II, 574; ed. Tornberg X, 404). 2) Nämlich Bekenntniß zur Einheit Gottes (I, 186). Das Wort wird als Inbegriff der Bezeichnung des muslimischen Hauptdogmas oft genug prägnant in dem Sinne von „islamischer Glaubenslehre" überhaupt gebraucht, soll hier indeß auf die asch'aritische Betonung der Einheitlichkeit des Gottesbegriffs den altgläubigen Anschauungen von Gottes Händen, Antlitz u. s. w. gegenüber hinauslaufen. 3) á kurz zu sprechen.

doch kommt das bekanntlich überhaupt bei Weitem häufiger vor, als das Publicum selbst es sich träumen läßt, und Mohammed Ibn Túmart befand sich, nachdem ihn zunächst die Behörden aus Tripolis und später (512 = 1118/9) aus Bidschája verwiesen und nach dem Westen gejagt hatten, so gut wie ausschließlich Berbern gegenüber, welche auf sein Schlagwort nicht weniger bereitwillig anbissen, als sie von der asketischen Lauterkeit seines Wandels, dem frommen Eifer, mit welchem er jeden ihm vor die Augen kommenden Weinkrug ausschüttete, jedes Musikinstrument zertrümmerte, sich auf das Nachdrücklichste imponiren ließen. Uebrigens muß man dem frechen Gesellen lassen, daß er wenigstens persönlichen Muth in hohem Grade besaß: nicht allein in Fes, bald nachher (514 = 1120/1) in Marocco selbst, ja dem „Beherrscher der Muslime" Ali ins Gesicht zeterte er laut und ohne Unterlaß über die Gottlosigkeit der herrschenden Ketzerbande, und der gute Mönch auf dem Throne, dem solcher Sicherheit des Auftretens gegenüber die eigene spärliche Dogmatik wie ein Mühlrad im Kopfe herumgehen mochte, war so verdutzt, daß er den gefährlichen Burschen thörichter Weise laufen ließ. Der begab sich nun zu seinem Volke, den Maßmúda, in den Atlas, baute sich eine Rábita (S. 613) und fing an, seinen Landsleuten den Tauchid einzubläuen, natürlich mit dem Erfolge, den ein Heiliger seines Schlages dort unter solchen Umständen haben mußte; und als das Almoravidencollegium in Marocco, welchem die Sache nicht ohne Grund übel däuchte, endlich das Eingreifen des weltlichen Armes zu Wege brachte, entkam der Apostel durch die Wachsamkeit und Hingabe der Seinigen den Nachstellungen in einen noch unzugänglicheren Schlupfwinkel. Er sah, daß ihm die Regierung weiter keine Frist zu schenken gesonnen war: so rief er seinerseits Alle, die zu ihm hielten, unter die Waffen, offenbarte sich als Scherif, d. h. Nachkomme Alis — seit den Idrißiden (I, 488) wimmelte es von solchen, echten wie falschen, im Magrib — und ließ sich als Machdi, der zur Ausrottung der Ungläubigen und zur Herstellung des Gottesreiches in die Welt gesandt war, huldigen (515 = 1121). Den Maßmúda ging das um so leichter ein, als mit Ausnahme dieses einen Satzes vom unfehlbaren Imamat und der asch'aritischen Koránexegese, von deren etwaigen Schattenseiten sie nichts verstanden, das sunnitische Dogma unangetastet blieb; und alle aufkeimenden Zweifel mußten verschwinden, als der schamlose Betrüger in gradezu raffinirter Weise ein Wunder in Scene setzte, das für die Göttlichkeit seiner Sendung der blöden Menge deutliches Zeugniß gab. Als die Zahl seiner Anhänger wuchs, organisirte er sie in einer ebenso einfachen als wirksamen Weise, indem er aus zehn seiner ältesten und zuverlässigsten Genossen einen obersten Rath, später aus fünfzig Häuptlingen verschiedener Stämme einen weiteren Ausschuß bildete, dessen Mitglieder aus dem steten Verkehr mit dem unfehlbaren Machdi eine besondere Autorität schöpften. Aehnlich wurde, so scheint es, bei dem weiteren Hinzutritt anderer Stämme verfahren; überall wenigstens, wo später die Herrschaft des merkwürdigen Gemeinwesens aufgerichtet ist, finden wir dem aus der Zahl der

angesehensten Großen entnommenen Statthalter oder Oberbefehlshaber eine Anzahl von Beiräthen zur Seite stehen, ohne deren Befragung nichts Wichtiges geschieht und in denen die Gemeinde der wahren Gläubigen ihre Vertretung findet. Diese selbst bezeichnete schon der Machdi mit seinem beliebten Schlagworte als Al-Muwachidín „die Einheitsbekenner", ein Name, aus dem bei den Spaniern Almohades geworden ist, und Almohaden wollen auch wir sie danach des Weitern nennen. Umsonst versuchte, als die Bewegung zu unzweideutigem Aufstande entartet war, der almoravidische Statthalter von Sfús einzugreifen; er holte sich eine Niederlage, und damit war der Anschluß zahlreicher anderer Stämme an die neue Secte entschieden. In den nächsten Kämpfen zogen meist ebenfalls die Almoraviden den Kürzern; und wenn auch im J. 524 (1130)[1]) ein Angriff auf Marocco selbst vorläufig noch scheiterte, so war die Autorität des Machdi in weiten Bezirken doch schon so maßgebend geworden, daß eine solche Niederlage den Eifer seiner Gläubigen nur heftiger entflammte. Vier Monate später schied der Heilige aus dieser Welt, indem er zu seinem Nachfolger den ersten und getreuesten seiner Anhänger ernannte, den Abd el-Mú'min Ibn Alí, einen 487 (1094) in der Nähe von Tlemßen geborenen Berbern vom Stamme Kúmia, den er schon bei seiner Vertreibung aus Bidschája im J. 512 (1118/9) unterwegs für sich gewonnen und später an die Spitze der Zehn gestellt hatte. Da Mohammed Ibn Túmart als Imám und Machdi aufgetreten war, so kam naturgemäß seinem Ersatzmanne der Name eines „Stellvertreters", Chalifen (I, 214) zu, so daß es nunmehr neben dem Abbaßiden in Bagdad und dem Fatimiden in Káïro auch im Westen wieder einen „Beherrscher der Gläubigen" gab. Vorläufig indeß trat Abd el-Mú'min (524—558 = 1130—1163) noch nicht als solcher auf: es schien räthlich, einstweilen noch von dem Nimbus des Machdi zu profitiren, und drei Jahre lang blieb demgemäß der Tod des Letzteren außer den Zehn, welche in seinem Namen die Befehle auszutheilen fortfuhren, Jedermann unbekannt. Erst nachdem Abd el-Mú'min eine Tochter des ihm zunächst im Range folgenden Almohaden Abu Hafß Omar, Häuptlings der unter den Maßmúda in erster Linie stehenden Stammgruppe der Hintáta, geheirathet und nun diesen Hauptstützen des Glaubens nicht mehr stammfremd war, getrauten sich die Zehn, allmählich mit der Wahrheit hervorzutreten; in der That war die Organisation des Almohadenbundes schon so gefestigt, daß Niemand, da auch die Fünfzig sich einverstanden zeigten, dem Chalifen die Huldigung weigerte. Die nächsten Jahre bis 534 (1139/40) verflossen unter stetem Ringen mit den almoravidischen Heeren, die eins nach dem andern, endlich unter Führung von Alís Sohne Taschfín selbst, zur Bekämpfung der Almohaden ausgesandt wurden: umsonst, denn der neuentzündete Fanatismus der Letzteren und die noch unberührte Kraft der Gebirgsstämme erwies sich ebenso den im Besitze der

1) So nach Ibn el-Athír (ed. Tornberg) X, 407 und dem Kirtás S. 157 der Uebers.; 522 (1128) nach Ibn Chaldún (de Slane) II, 173. Die ersten Daten sind auch hier wieder vielfach widersprechend überliefert und bedürfen weiterer Untersuchung.

Macht verweichlichten Almoraviden überlegen, wie einst diese den Leuten aus Fes und Spanien gewesen waren.

Es liegt auf der Hand, wie ungünstig der zwanzig Jahre hintereinander fortdauernde, an Gefährlichkeit mit jedem Jahre wachsende Aufstand im Herzen des almoravidischen Hauptlandes auf die Kraftentwicklung des Reiches nach Außen wirken mußte. Indeß war es vorläufig doch eben nur ein Aufstand, welcher einen Theil der Truppen allerdings im Innern festhielt, die Großmachtstellung des Staates aber doch nicht auf einen Schlag vernichtete. Im Gegentheil sehen wir die Almoraviden bis zu der Zeit, wo Abdelmú'mins Autorität vollkommen gefestigt ist und die Wucht seiner Angriffe sich verdoppelt, immer noch bemüht, den Fortschritten der Christen Schranken ziehen, und zwar nicht allein im Norden, sondern auch im Osten. Als zu Machdija dem Siriden Temim sein Sohn Jachja (501—509 = 1108—1116) gefolgt war, hatte dieser, zwischen Hammaditen, Arabern und den Fatimiden Aegyptens in unbequemer Enge, an den Letzteren einen Rückhalt gesucht und das Gebet für den Chalifen in Kâïro wieder eingeführt; aber Nutzen hatte nicht er noch sein Nachfolger Alí Ibn Jachja von der Gunst der selbst immer tiefer in Ohnmacht versinkenden Dynastie. Die fortgesetzte unverschämte Piraterie, mit welcher die Herren von Machdija das halbe Mittelmeer unsicher machten, veranlaßte endlich Roger II. von Sicilien zu ernstlichem Eingreifen. Er stiftete den Häuptling, welcher in Sfákis saß, gegen den Siriden auf und unterstützte ihn mit Schiffen: dagegen rief nun Alí Ibn Jachja, da von Aegypten nichts zu erwarten war, den Beistand des Almoraviden Alí Ibn Taschfín an. Im J. 516 (1122), als nach des Siriden Alí Tode Haßan, der Sohn desselben, zur Regierung gekommen war, griff eine almoravidische Flotte in der That Sicilien an; dafür aber erschien Rogers Admiral vor Machdija selbst, und nach wiederholten, einmal noch durch einen längeren Frieden unterbrochenen Angriffen, zu deren Abwehr die immer schneller herunterkommenden Almoraviden nichts mehr thun konnten, eroberten die Sicilier endlich im J. 543 (1148/9) das Räubernest und im weiteren Verlaufe noch die ganze Küste zwischen Sfußa und Tripolis: die blieb nun eine Weile in christlichen Händen, während der letzte Siride in den Gebieten von Tunis und Bidschája herumirrte, bis er zuletzt bei den Almohaden eine Zuflucht fand. — Nicht glücklicher waren die Almoraviden in ihren Kämpfen auf spanischem Boden. Der bornirte Fanatismus, mit welchem sie in allen Theilen der Halbinsel auftraten, hatte insbesondere auch das Loos der unter muslimischer Herrschaft lebenden Christen erheblich verschlimmert. Mit der alten Toleranz, die unter den zumeist lässigen Regierungen der Zaunkönige eher noch zugenommen hatte, war es auf einmal aus; alle Einschränkungen und Bedrückungen, welche das streng aufgefaßte muslimische Gesetz erforderte (I, 273) oder auch nur zuließ, wurden auf das Verlangen der ungebildeten almoravidischen Fakihs ins Werk gesetzt, und wenn die berberische Rohheit schon den andalusischen Muslimen das Leben vergällte, so kann man sich unschwer vorstellen, wie

diese Glaubenskämpfer mit Christen und Juden umsprangen. Den Letzteren blieb, wie immer, nichts übrig als sich zu drücken, zu dulden, was sie nicht ändern konnten, heimlich zum Gotte Israels zu beten, daß er die Feinde seines Volkes vernichte wie einst den Pharao mit seinem Heere, und das Aergste wenigstens durch seufzend gebrachte Opfer aus den in besseren Zeiten gesammelten Reichthümern abzuwenden; aber die Christen, die Mozaraber[1]), erinnerten sich allzugut Alfons' VI. Zug nach Tarifa, um nicht sehnsüchtig nach den Glaubensgenossen im Norden auszuschauen. Ihre Hilferufe erreichten nicht umsonst das Ohr Alfons' I. von Aragonien, des „Schlachtenkönigs" (Batallador), wie ihn die Spanier nennen. Mit 4000 erlesenen Rittern brach er 519 (1125) in Andalusien ein, Granáda, wo die Mozaraber am zahlreichsten waren und am meisten gepeinigt wurden, den Ungläubigen zu entreißen. Allerdings glückte es nicht, den festen Ort zu erobern, und als Alfons, nachdem er ein Jahr lang gegen Córdova hin das Land schrecklich verwüstet hatte und bis an die Küste von Málaga vorgedrungen war, in Begleitung von etwa 10 000 geretteten Mozarabern in sein Reich zurückkehrte, brach über die anderen, welche sich ihm nicht hatten anschließen können, ein furchtbares Strafgericht herein. Sie wurden unter Mißhandlungen jeder Art nach Afrika geschafft und dort weit im Südwesten am atlantischen Ocean angesiedelt: hier sind sie später den Schwertern der Almohaden, die sie als Ungläubige den Almoraviden gleich achteten, jammervoll zum Opfer gefallen. So kopflos indeß Alfons' Zug auch geplant und ausgeführt war, er zeigte, auf wie schwachen Füßen die almoravidische Herrschaft in Spanien bereits stand. Das ergiebt sich auch aus den gegen die Castilier und Portugiesen geführten Kämpfen, die seit 520 (1126) statt des gestorbenen Temím Alis zweiter Sohn Taschfín leitete: trotz bedeutender Verstärkungen, welche zu wiederholten Malen aus Afrika gesandt wurden, gelang es unter manchen Wechselfällen doch eben nur, den Besitzstand ungefähr zu wahren, und als seit 526 oder 527 (1132. 1133) gleichzeitig der almohadische Chalife seine Stöße gegen die Almoraviden verstärkte und Alfons VII. von Castilien-Leon nach Festigung der inneren Verhältnisse seines Staates mit voller Kraft gegen die Muslime aufzutreten anfing, vermochten diese kaum sich noch vor den immer kräftiger werdenden Angriffen zu wahren. Schon 527 (1133) drang Alfons wie sein gleichnamiger Vorgänger auf einem verheerenden Kriegszuge bis nach Cadiz vor; nach weiteren erbitterten Kämpfen durfte er 536—538 (1142—1144) unter Einnahme wichtiger Festungen alles Land von Almería bis Córdova brandschatzen, und 533 (1139) lieferte der Sieg von Ourique den Portugiesen einen großen Theil des Südwestens bis an die Gebiete von Lissabon, Mertola und Algarve in die Hände. Die Almoraviden konnten es nicht hindern, denn ihre gesammten Kräfte waren längst in Afrika durch die Almohaden gefesselt. Mit

1) Mozárabe ist die spanische Umlautung des arabischen mostá'arib, das man etwa durch „arabisiert" übersetzen kann.

jener reißenden Schnelligkeit, deren Gründe wir früher (S. 608) erwogen haben, anschwellend stürzten die Schaaren des Abdelmú'min von allen Seiten über die Provinzen des Magrib her, während der Abfall eines Stammes nach dem anderen und das Einreißen von Uneinigkeit und Unsicherheit in den Reihen der maßgebenden Almoravidenführer den jähen Fall ihres Gemeinwesens einleiteten. Der immer schwächliche und jetzt obendrein an der Schwelle des Alters stehende Alí war nicht der Mann, dem Verderben Einhalt zu gebieten, und als nach seinem Tode (537 = 1143) sein männlicherer Sohn Taschfín (537—539 = 1143—1145) in die Bresche sprang, war es zu spät. In einem furchtbaren siebenjährigen Kriege (534—541 = 1140—1147) besiegte Abdelmú'min ein almoravidisches Heer nach dem andern, eroberte Stadt auf Stadt, bis das ganze Reich zu seinen Füßen lag. Schon 539 (1144/5) belagerte er Taschfín selbst in Tlemßen, und als dieser, den Fall der Stadt voraussehend, sich nach der Gegend von Orán warf, schlug er ihn auch dort und belagerte den Flüchtigen in einer Rábita (S. 613), welche ihn aufgenommen. Taschfín entkam bei Nacht, aber in der Dunkelheit stürzte er in einen Abgrund, wo später seine Leiche gefunden wurde. Damit war Alles aus; in rascher Folge nahmen die Almohaden Orán, Tlemßen und Fes (540 = 1145/6), endlich 541 (1147) Marocco selbst, wo die almoravidischen Häuptlinge statt des unmündigen Sohnes Taschfíns, Ibrahim, den ebenfalls allzu jugendlichen Iß chák, einen Sohn Alís, sich zum Oberhaupte gesetzt hatten: er wie alle Angehörigen seines Hauses und sämmtliche Almoraviden, die sich in der Residenz fanden, wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt. Auch anderer Orten ward keinem Almoraviden Schonung zu Theil: nach den Sätzen des Machdi waren sie ja „Polytheisten", Ungläubige wie die Christen und Heiden, deren Widerstand gegen die wahre islamische Lehre mit dem Tode gebüßt werden mußte. Diejenigen, welchen es gelang sich durch die Flucht zu retten, verloren sich in den Schlupfwinkeln des Atlas; in dem Lande, welches ihren Ursprung sah, bleiben die Almoraviden von nun an verschollen.

Auch in Spanien war es mit ihrer Herrschaft wenigstens an den meisten Orten aus. Auf die Nachrichten von den fortgesetzen Siegen der Almohaden antwortete das Land schon 538 (1144) mit einer allgemeinen Erhebung; aber, wie auf diesem classischen Boden des Particularismus selbstverständlich, erfolgte sie nur der Zeit nach einheitlich, an eine gemeinsame Leitung war hier ebensowenig zu denken, wie an eine nachträgliche Vereinigung der von dem almoravidischen Joche Befreiten. Nicht Allen auch gelang es, sich der verhaßten Herren sofort zu entledigen: in Sevilla und Granáda hielten sich die afrikanischen Statthalter, und Córdova, das seinen almoravidischen Peiniger Ibn Gánija zu Anfang vertrieben, mußte ihn bald nachher wieder in seinen Mauern sehen. Aber die meisten Orte jagten ihre schwachen Besatzungen von dannen, und bald gab es, wie einst nach dem Sturze des Chalifates von Córdova, so viele Fürsten wie Städte in Anda-

lusien. Im Westen that sich ein neuer Machdi auf, der in Mértola, Evora und Silves Anerkennung fand; in der Mitte gab es einen ganzen Haufen kleiner Eintagskönige; von Jaën nahm der Hudide Sseif ed-daula (S 638) Besitz, wenn auch nur, um durch das Streben nach Unabhängigkeit mit seinem Lehnsherrn Alfons VII. in Zwiespalt zu gerathen und im Kampfe gegen diesen den Untergang zu finden (540 = 1146). Der mächtigste von all den Häuptlingen, die in wirrem Durcheinander nach den Erbstücken des Almoravidenthums griffen, war ein Mann aus altspanischem Geschlecht, dessen Ahnen auch unter der muslimischen Herrschaft lange Christen gewesen waren. Er selbst bekannte sich zum Islám und führte den Namen Mohammed Ibn Sſá'ad; doch heißt er gewöhnlich nach dem alten Familiennamen seines Hauses Ibn Mardenisch „der Sohn des Martinez". Ein Mensch von ungewöhnlicher Thatkraft und Rücksichtslosigkeit, schwang er sich in den Wirren dieser Jahre bereits 540 (1146) zum Herrn von Valencia auf, und fügte zu seinem Besitze nach und nach Murcia, Jaën und andere Orte, so daß ihm schließlich der größte Theil des Südostens gehorchte. Es läßt sich denken, welch' einer Verwirrung Andalusien zur Beute ward, als in das Gewimmel von Almoraviden, arabischen Spaniern, Machdi und so weiter auf der einen Seite Alfons VII. von Castilien, auf der anderen Abdelmú'min eingriffen. Es ist uns gänzlich unmöglich, alle die Kämpfe zwischen Kleinen und Großen auch nur andeutungsweise zu beschreiben, welche die nächsten Jahrzehnte anfüllen: wir müssen uns begnügen, die Ereignisse von allgemeiner Wichtigkeit festzuhalten. Schon 539 oder 540 (1145) landeten almohadische Truppen bei Xeres und Cadiz, und 541 (1147) nahmen sie Sevilla in Besitz, während in demselben Jahre Alfons VII., nachdem er das wichtige Calatrava gewonnen, mit Hilfe einer genuesischen Flotte das reiche Almería erstürmte, nicht ohne sträfliches Einverständniß des Ibn Mardenisch, dem es ganz recht war, einen christlichen Vorposten zwischen sein Gebiet und die vorrückenden Almohaden eingeschoben zu bekommen. In demselben Jahre bemächtigten die Portugiesen sich Lissabons, und 543 (1148) belagerte Alfons den Ibn Gánija, der sein Vasall geworden, aber doch nicht in Allem ihm nach Wunsch gehorsamte, in Córdova. Der Chalife Abdelmú'min war zwischen 541 und 544 (1147. 1149) durch mancherlei Kämpfe mit aufständischen Berbern allzustark in Anspruch genommen, als daß er seine Aufmerksamkeit ausschließlich hätte Spanien widmen können; doch wurde 543 (1148) Córdova, wo Ibn Gánija zwischen Alfons und den Almohaden sich nicht länger zu halten im Stande war, für die letzteren ebenso wie Jaën gewonnen, gleich darauf allerdings (544 = 1149) Lérida von den Muslimen an die Aragonier verloren. Endlich im J. 544 (1149) gestattete die endgiltige Bezwingung der noch widerstrebenden Berbern dem Chalifen, seine Waffen mit größerer Kraft gegen die Feinde des Glaubens zu richten. Gleichzeitig in Spanien und Afrika ging es vorwärts. Ende 546 (1152) und 547 (1153) ward der längst von den Kämpfen mit den arabischen Beduinen

erschütterte, unter der Herrschaft des letzten gänzlich den Weibern ergebenen Hammaditen Jachja Ibn Alí vollständig verfallene Staat von Bidschája dem Almohadenreiche einverleibt, und entweder um dieselbe Zeit oder doch 549 (1154/5) auch Almería den Castiliern und Genuesen, Granáda dem noch dort schaltenden Almoravidenstatthalter wieder abgenommen. Wichtiger fast noch, als dieser Gewinn, war für die Muslime ein Verlust, den ein paar Jahre später (1157 = 552) die Christen erlitten: der Tod Alfons' VII., der bis an sein Ende nicht ermüdet war in unablässigen Kriegen gegen die Feinde seines Glaubens, und nun doch seine Laufbahn abschloß mit dem so oft von den spanischen Königen begangenen Fehler, sein Reich unter seine beiden Söhne zu theilen und dadurch eine empfindliche Schwächung der christlichen Macht herbeizuführen. Daß dieser Fehler den Spaniern keine schlimmeren Folgen eintrug, ist wenigstens zum Theil das Verdienst einer Genossenschaft gewesen, deren Entstehung das nächste Jahr (1158 = 553) bringen sollte: des berühmten Ordens der Ritter von Calatrava, der von nun an die ehrenvollste und gefährlichste Grenzwacht gegen die Muslime übernahm, und dessen rasch bewährte Tüchtigkeit mit jedem Jahrzehnte größere Erfolge davontrug, insbesondere in der späteren Zeit, seit auch die Leistungsfähigkeit der almohadischen Mannschaften wieder abzunehmen begann. Vorläufig war davon freilich noch nicht die Rede. Mochte auch des Chalifen Sohn Abu Ja'akúb Júßuf, der 551 (1156) nach Spanien gesandt wurde, um den Widerstand der noch übrigen Kleinfürsten zu beseitigen und den Krieg gegen die Christen fortzuführen, im J. 553 (1158) vor Sevilla gegen die Castilier eine Niederlage erleiden, mochte Ibn Mardenísch seine Macht über Almería ausdehnen: der gewaltige Chalife Abdelmú'min war nicht minder, wie die noch frische Begeisterung seiner Almohaden jeder Schwierigkeit gewachsen. Schon rüstete man in Afrika zu einem neuen Kriegszuge nach Spanien, da erreichte den Almohaden ein Hilferuf von Glaubensgenossen im Osten: die Muslime von Sfákis und Umgegend hatten sich 551 (1156) gegen ihren sicilischen Herren Wilhelm I. empört und Tripolis wie Kábis waren dem Beispiele gefolgt, aber die weiteren Ereignisse für die Aufständischen keineswegs günstig verlaufen. Abdelmú'min beschloß, erst hier einzuschreiten: seinem Heere folgend, erreichte er 554 (1159) Tunis, welches der letzte der Benu Choraßán (S. 629) ihm übergeben mußte, und bis 555 (1160) hatte er die Sicilianer aus ihren bisher noch erhaltenen afrikanischen Besitzungen vollständig hinausgeworfen. Noch dasselbe Jahr fand den Unermüdlichen in Andalusien: mit dem Blicke des geborenen Soldaten sah er in dem Felsen von Gibraltar den Platz für eine Veste ersten Ranges und ließ ihn zu einer solchen neu gestalten (vgl. S. 514); dann ging er nach Marocco, Anordnungen für ein gründliches Durchgreifen in Spanien zu treffen. Es begann im J. 556 (1161), wo die almohadischen Truppen sich des Westens bis Beja und Evora endgiltig versicherten, und andererseits dem Ibn Mardenísch nebst seinem kurz vorher durch einen Handstreich in den Besitz von Granáda gelangten Schwieger-

vater Ibn Hamuschk eine Niederlage beibrachten, welche die Wiedereinnahme der genannten Stadt zur Folge hatte. Ehe aber diese Vortheile ausgenützt werden konnten, endigte 558 (1163) der Tod das thatenreiche Leben des Almohadenchalifen, und so wenig auch die inzwischen unter den christlichen Staaten Spaniens ausgebrochene Zwietracht Unternehmungen gegen das muslimische Gebiet begünstigte, so verschuldeten doch unruhige Bewegungen gelegentlich des Thronwechsels in Marocco einige wenn auch unbedeutende Verluste der Muslime an ihren spanischen Grenzen.

Der dem Abdelmú'min als Chalife folgte, war nicht der nächste in der Reihe der zehn almohadischen Genossen (S. 643); schon 551 (1156) hatte der energische Führer bei seiner Umgebung eine Verfassungsänderung durchgesetzt, welche zu Gunsten seines eigenen Sohnes den nächst berechtigten Zweiten der ursprünglichen Zehn (S. 644) ausschloß — seinen eignen Schwiegervater Abu Hafß Omar, der ihn in der That überlebt hat. Abu Hafß ist ein Mann von ähnlicher Selbstlosigkeit gewesen, wie seiner Zeit der Almoravide Abu Bekr (S. 615): es ist ganz merkwürdig, wie sich diese beiden Entwickelungen bis in das Einzelne hinein ähnlich sehen. Er trat freiwillig zu Gunsten von Abdelmú'mins Söhnen zurück, in deren Linie nun das Almohadenchalifat erblich ward, indeß die Abkommen des Abu Hafß später anderweitige Entschädigung fanden (S. 653); eine ähnliche Entsagung — sie mußte wohl im Namen liegen — übte ein zweiter Abu Hafß, ein mit vortrefflichen Eigenschaften ausgestatteter Sohn des Abdelmú'min, und so konnte dessen Bruder Abu Ja'akúb Júßuf (558—580 = 1163—1184) den marocanischen Chalifenthron besteigen. Seine Regierung wie die seines Sohnes Abu Júßuf Ja'akúb mit dem Beinamen El-Manßúr (580—595 = 1184—1198) bilden die Glanzperiode des Almohadenthumes nicht allein vermöge der kriegerischen Erfolge, welche sie nach allen Seiten davontrugen, sondern mehr noch durch eine Blüte des geistigen Lebens in Spanien, wie man es unmittelbar nach der finstern Almoravidenzeit und unter dem Scepter von Fürsten, die ebenfalls einer strengen Orthodoxie huldigten, nicht ohne Ueberraschung findet. Um so weniger, als es grade die bedenklichste der Wissenschaften, die Philosophie ist, in welcher die geistige Bewegung der Zeit sich offenbart. Zwar forderte schon die natürliche Reihenfolge der Entwicklung, die von der Naturpoesie durch die Religion zur Kunstpoesie und endlich zu den Wissenschaften führt, daß nunmehr auch diese ihre classische Zeit im Westen erlebten: und daß bloße Gewaltmaßregeln den Geist zu unterdrücken unvermögend sind, ist eben in der Herrlichkeit des Geistes begründet. Trotzdem könnte es auffallen, daß jene Verkümmerung der wissenschaftlichen Studien, welcher sich der edle Ibn Bádscha (S. 605) nicht ohne Mühe hatte entziehen können, unter der gleichzeitig der große jüdische Dichter und Religionsphilosoph Jehuda Halewi auf das Schwerste litt, so ganz wirkungslos geblieben sein sollte, wenn wir nicht wüßten, daß wenigstens in dieser Beziehung das Auftreten der ersten Almohaden einen segensreichen

Umschwung bezeichnet hat. Asch'aris System, welches der Theologie Ibn Tûmarts zu Grunde lag, bedient sich wenigstens der philosophischen Dialektik als Mittels, und die allegorische Erklärung mancher Koránstellen giebt der Speculation die Möglichkeit, ihre Ergebnisse scheinbar mit dem Schriftworte auszugleichen; dazu kommt, daß der Gegensatz gegen die almoravidische Orthodoxie wenigstens so lange die neuen Herrscher den Vertretern des freieren Denkens nicht abgeneigt machte, als die Gefährlichkeit des letzteren für die eignen kirchlich-politischen Interessen ihnen noch nicht klar geworden war. Und sowohl der gewaltige Abdelmú'min wie Abu Ja'akúb waren Männer von einer für Berbern merkwürdig intelligenten und offnen Empfänglichkeit für höhere Dinge. So verbot Jener die unter den Almoraviden übliche barbarische Vernichtung von wissenschaftlichen Büchern und zog die hervorragendsten Philosophen und Naturkundigen der Zeit an seinen Hof; und während Abu Ja'akúb fortfuhr, diesen Schutz und Förderung zu gewähren, zeigte er sein Interesse auch für künstlerische Unternehmungen durch Errichtung ansehnlicher Bauwerke in Sevilla, von denen zum wenigsten eins, das große, erst unter seinem Nachfolger (593 = 1197) vollendete[1]) Minaret, welches jetzt die Giralda genannt wird, bis auf unsere Zeit sich, wenngleich nicht ganz unverändert, erhalten hat. Unter solchen Fürsten konnte jenes System der aristotelisch-neuplatonischen Philosophie, welches durch Alfarabi (I, 577) und Avicenna (hier S. 67) nach dem Oriente verpflanzt war, grade hier im Westen von den spanischen Arabern Ibn Tofeil und Ibn Roschd (Averroes), dem Juden Maimonides in die Form gebracht werden, in welcher es nachher zu den christlichen Scholastikern Frankreichs und Italiens überging, um besonders in letzterem Lande bis ins 16. Jahrhundert hinein Geltung zu behalten. Gebührt dabei das Hauptverdienst dem großen Aristotelescommentar des Averroes, so erregt Ibn Tofeil unser besonderes Interesse als derjenige Schriftsteller, von welchem uns in der Geschichte des Hai Ibn Jakzán, einer philosophischen Romangestalt, die älteste Behandlung des Robinsonmotivs, und zwar als Darstellung der geistigen Entwicklung eines durch einen Zufall auf einer unbewohnten Insel ausgesetzten und von Thieren ernährten Säuglings erhalten ist.[2]) Andere Wissenschaften blieben nicht zurück: von der Almoravidenzeit herüber reicht die Thätigkeit des berühmten Arztes Abu Merwán (Abumeron der Christen) aus der Gelehrtenfamilie der Ibn Sochr (Avenzoar, oben S. 605), und bis in den Anfang des 7. (13.) Jahrhunderts führt uns der Reisende Ibn Dschobeir aus Valencia,

1) Vgl. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber, II, 241; der Bau ist aber schon unter Abu Ja'akúb begonnen worden (Schirrmacher, Geschichte von Spanien, IV, 209, Anm. 1). Es versteht sich, daß eine frühere Entstehung des unteren Theiles der Giralda, also des eigentlich erhaltenen (der obere ist von den Christen umgebaut) nicht ausgeschlossen ist (v. Schack S. 243). 2) Behandelt haben dasselbe schon frühere Philosophen, z. B. Avicenna (Ibn Abi Ußeibi'a II, 5, 14), doch scheinen deren bezügliche Arbeiten verloren. Ibn Tofeils Buch ist mehrfach in abendländische Sprachen übersetzt; mir liegt vor: „Der von sich selbst gelehrte Welt-Weise .... herausgeg. von I. G. P., Frankfurth und Nürnberg, Bey Peter Conrad Monat. 1726."

dessen Beschreibung seiner Wallfahrt nach Mekka für die Geographie seiner Zeit von großem Werthe ist. Unter dem dritten Almohaden freilich, dem Glaubenskämpfer Manßúr, ist die goldene Zeit für die wissenschaftlichen Studien bereits vorbei: wie er den Averroes gefangen setzte, kehrte er auch sonst zu Maßregeln gegen Alles, was entfernt nach Freigeisterei aussah, zurück, und seitdem beginnt die philosophische Thätigkeit, die ja ihren höchsten Aufschwung ohnehin erreicht hatte, zu erlahmen.

Auch nach Außen hin entfaltet der westliche Islám unter den Almohaden noch einmal seine Leistungsfähigkeit. Während der ersten Jahre von Abu Ja'akúb Júßufs Regierung hinderten Unruhen unter den Berbern allerdings den Chalifen, sich um die spanischen Angelegenheiten näher zu kümmern; aber 567 (1171) fand er sich in der Lage, persönlich nach Andalusien überzusetzen, um vor allen Dingen erst der fortdauernden Widerspenstigkeit des Ibn Mardenísch ein Ende zu machen. In den Kriegen, welche der thatkräftige Spanier, mehrfach mit christlicher Hilfe, ohne Unterbrechung gegen die almohadischen Truppen führte, hatte er freilich bereits einen Theil seines Landes eingebüßt; doch wehrte er sich tapfer, bis 565 (1169/70) in Folge eingetretener Mißhelligkeiten sein Schwiegervater Ibn Hamuschk, der nach dem Verluste Granádas (S. 650) in Jaën sich gehalten hatte, zu den Almohaden übertrat. Es war für Ibn Mardenísch der Beginn einer Reihe von Unglücksfällen, die im Laufe der nächsten Zeit sein ganzes Gebiet den Almohaden in die Hände lieferten. Jetzt ward er von den afrikanischen Truppen in Murcia belagert, als der Chalife in Sevilla erschien und seine Nähe die Angreifer zu verdoppelten Anstrengungen ermunterte. Da starb der hartnäckige Rebell (567 = 1172), und seine Familie wagte es nicht, den Widerstand fortzusetzen: Murcia ergab sich, und damit war nach fünfundzwanzigjährigen Kämpfen das ganze muslimische Spanien unter dem Scepter des Abu Ja'akúb vereinigt. Mit wechselndem Glücke kämpften dieser, und nach seiner 569 oder 571 (1173/4. 1175/6) erfolgten Rückkehr nach Afrika seine Feldherren abwechselnd gegen Castilien, Leon und Portugal, bis 578 (1182) Alfons VIII. von Castilien doch wieder über den Guadalquivir vordringen konnte. Ein Theil Córdovas ward von ihm geplündert, Raubzüge bis Granáda und Málaga durchgeführt: obwohl der Statthalter von Sevilla sie mit einer gelungenen Razzia bis Talavera erwiderte, hielt der Chalife es doch für nothwendig, nochmals in Person die Leitung des Krieges zu übernehmen. Zuerst wandte er sich gegen den Infanten Sancho von Portugal: aber, wie es heißt, durch ein unglückliches Mißverständniß, sah er sich im Laufe der Belagerung von Santarem plötzlich mit wenigen Truppen einem heftigen Angriff der Feinde ausgesetzt, und erhielt eine tödtliche Wunde, an der er bald nachher verschied (580 = 1184). Ihn zu rächen konnte sein Sohn Manßúr nicht sogleich unternehmen: die afrikanischen Verhältnisse hatten, wie in der Regel bei jedem Thronwechsel, eine bedenkliche Gestalt angenommen. Unter den Aufständen, welche bald hier bald dort eine der Provinzen des

nunmehr von Tripolis bis Marocco und Spanien reichenden Staates erschütterten, waren die gefährlichsten die im östlichen Afrika, wo eben jetzt die Benu Gánija, Mitglieder des Hauses jenes Ibn Gánija, der almoravidischer Statthalter von Sevilla gewesen war (S. 647), eine Reihe von Kämpfen eröffneten, welche mehrere Jahrzehnte erfüllen sollten. Zwischen den Balearen, welche sie früher zum Theil ebenfalls für die Almoraviden verwaltet hatten und nun je nach Gelegenheit auch den almohadischen Statthaltern abwechselnd entrissen und zurückgaben — zwischen den Balearen also und der Küste von Tunis segelten die unternehmenden Leute hin und her, dort ihre persönlichen Anhänger, hier die mit den Almohaden Unzufriedenen unter die Waffen zu rufen; und da im Osten immer noch die stets zu Unfug aufgelegten arabischen Beduinen (S. 630) ihr Wesen trieben, so wurde hier des Aufruhrs kein Ende. Nun ward zwar seit Manßúr die Statthalterschaft von Tunis, das unter den Almohaden Hauptstadt von Ifrikija geworden, in der Familie des Abu Sfa'íd erblich, eines Sohnes von Abdelmú'mins Schwiegervater Abu Hafß (S. 650), nach welchem das Geschlecht als die Hafßiden bezeichnet zu werden pflegt; und an der Spitze eines Almohadenrathes (vgl. S. 643f.) bewährte sich Abu Sfa'íd selbst als energischer Verwalter der Provinz. Aber das persönliche Eingreifen des Chalifen schien doch nicht entbehrt werden zu können; Manßúr trieb in mehreren Feldzügen die Rebellen für den Augenblick zu Paaren. Nachdem er darauf in Spanien den inzwischen von den Christen gemachten Fortschritten Halt geboten hatte (586. 587 = 1190/91), erkrankte er gefährlich und mußte dann wieder neuen Empörungen in Afrika entgegentreten. Endlich aber hatte er die Arme frei: 591 (1195) erschien er wiederum in Andalusien und am 9. Scha'abán 591 (19. Juli 1195) brachte er den Castiliern, welche von ihren leonesischen und aragonischen Glaubensgenossen im Stich gelassen waren, bei Alarcos (El-Ark) eine zerschmetternde Niederlage bei. Die Schlacht ist eine der berühmtesten der ganzen spanischen Geschichte; die Muslime werden nicht müde, diesen Tag wie den von Salláka (S. 635) in allen Tonarten zu besingen, und auf die Christen hat die Unglückskunde aller Orten den niederschlagendsten Eindruck gemacht. Aber wie die Berühmtheit, so theilt der Sieg mit jenem früheren auch die Unfruchtbarkeit. Calatrava wird für einige Zeit seinen Vertheidigern entrissen, ein Theil von Estremadura zurückerobert; aber die Belagerung von Toledo (592 = 1196) bleibt ebenso ohne Erfolg, wie die Angriffe auf Alcala, Uclés, Huete und Cuenca (593 = 1197), und bevor Manßúr im Stande ist, zu weiteren Schlägen auszuholen, ruft ihn die Hiobspost von einer neuen gefährlichen Empörung der Benu Gánija in Tripolis und Kábis nach Afrika zurück — die almohadische Vertheidigung Andalusiens scheitert wie die almoravidische an dem Uebelstande, daß immer nach zwei Seiten Front gemacht werden muß. So lange die Leistungsfähigkeit der Fürsten und ihrer Almohaden solcher Aufgabe gewachsen ist, mag dem Andrängen von rechts und links widerstanden werden; aber in dem nun schon siebzigjährigen Ringen

fangen beide an, sich allmählich zu erschöpfen. Der Verfall des Almohadenthums beginnt mit Mansûrs Sohn Mohammed (595—610 = 1198—1213), der seinem Beinamen En-Nâßir „der Retter" weniger Ehre machen sollte, als Saladdin und Abderrachmân III. (S. 511). Trotz seines jugendlichen Alters schon ein finsterer und argwöhnischer Grübler, hielt er sich für einen bedeutenden Menschen, ohne zu ahnen, daß er nur eine Strohpuppe in den Händen seines noch dazu untauglichen Wesirs Ibn Dschâmi war; und dem Hochmuth, der ihn erfüllte, glich nur die vollendete Gefühllosigkeit, mit welcher er die Folgen seiner eigenen Fehler an den Sündenböcken, die er überall zu finden wußte, auf das Grausamste strafte. Als er im Jahre 609 (1212), nachdem in Afrika einmal wieder Alles in scheinbare Ordnung gebracht war, von Sevilla aus gegen Alfons VIII. von Castilien ein unendliches Heer — es heißt von 600 000 Mann — den Guadalquivir aufwärts wälzte, ließ er den von den Feinden auf das Schwerste bedrängten wackeren Commandanten von Calatrava ohne Hilfe, was ihn nicht verhinderte, den Mann, nachdem er mit allen Ehren auf freien Abzug capitulirt hatte, köpfen zu lassen. Die Strafe harrte seiner schon: am 15. [14.] Sfafar 609 (16. Juli 1212) erlitt er gegen die Christen, deren Minderheit ihm theils lächerlich, theils verächtlich geschienen, eine vollständige Niederlage bei Navas de Tolosa[1]); und als er des Mißerfolges inne wurde, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als Hals über Kopf nach Sevilla und dann nach Marocco zu flüchten, während die Schwerter der Spanier seine Leute zu Zehntausenden zusammenhieben.

Dasmal war es nicht blos die Entscheidung eines Tages, welche gefallen war. Zwar verstanden es die Christen auch nicht sonderlich, den errungenen Vortheil auszunutzen, und ein paar Jahre später (612 = 1215) zwangen Hungersnoth und Pest, welche Castilien verwüsteten, den König zum Friedensschluß; aber die Rückwirkung des Mißerfolges, mit welchem Nâßirs unter Aufgebot so großer Kräfte unternommener Feldzug geendet hatte, auf die inneren Verhältnisse des Almohadenreiches sollten im höchsten Grade verhängnißvoll werden. Der Chalife verbrachte seine Tage von da an in vollkommenem Nichtsthun; als er 610 (1213), erst 34 Jahre alt, an einer Krankheit starb und ihm sein kaum sechszehnjähriger Sohn Jûßuf El-Mustanßir (610—620 = 1213—1224) folgte, behielten nach wie vor der Wesir Ibn Dschâmi und die Almohadenscheiche das Heft in Händen, so daß von einer kräftigen Regierung keine Rede war. Einer solchen aber konnte dieser Staat am wenigsten entbehren: so ist es nicht erstaunlich zu hören, daß schon jetzt der Hafßide Mohammed, der gegen Ibn Dschâmi nicht sehr wohlgesinnte Statthalter von Tunis, nur mit Mühe dazu gebracht werden konnte, dem neuen Chalifen zu huldigen, und daß 613 (1216) die südlich des Atlas, in der Nähe der jetzigen Oase Figig, hausenden Benu Merin, ein Theilstamm der von den Almoraviden über die Berge zurückgedrängten Senâta (S. 616), anfingen, wieder

1) Oder Hißn el-okâb „Geierschloß", wie die Araber den Ort nennen.

auf das Tell loszudrängen und häufige Plünderungszüge in das Culturland zu unternehmen. Als unter solchen Umständen Mustanßir starb und Ibn Dschámi, seine Herrschaft in gewohnter Weise fortzuführen bestrebt, in einem Bruder Manßúrs, Abd el-Wáchid (620—621 = 1224), sich einen neuen Scheinchalifen gesetzt hatte, erregte dies die Unzufriedenheit der Statthalter in den Provinzen, die fast alle Söhne des Manßúr waren, und einer derselben, Abdallah von Murcia, ließ sich als El-Ádil in Spanien huldigen. Als die Almohadenscheiche von Marocco, die nur ungern in die Thronbesteigung Abdelwáchids gewilligt, das hörten, setzten sie denselben ab, tödteten ihn und schickten Ibn Dschámi in die Verbannung: mit der Einigkeit war es vorbei, und der Verfall ging nun mit Riesenschritten vorwärts. Ádil (621—624 = 1224—1227) befand sich noch in Murcia, als schon ein weiteres Mitglied seines Hauses, oder nach anderem Berichte der Hafßiden, Abu Mohammed, nach seiner Statthalterschaft Baeza (Beijáßa) gewöhnlich El-Beijáßi genannt, sich als Gegenchalifen aufwarf. Das Unglück Andalusiens wollte, daß grade um diese Zeit der junge Ferdinand III. der mancherlei Schwierigkeiten Herr wurde, die seine Anfänge begleitet hatten: natürlich ergriff er sofort die günstige Gelegenheit, sich in den Streit zu mischen. Der von Ádil bedrängte Beijáßi wirft sich in die Arme des spanischen Königs, mit dessen Beistand er den Ádil schlägt (622 = 1225), und dem er als Unterpfand seiner Treue Andujar, ja das Castell von Baeza selbst ausliefert; dazu erobert Ferdinand selbst Priego und Loja (623 = 1226). Ádil geht hierauf nach Afrika, seinen Bruder Abu'l-Ola als Statthalter in Spanien zurücklassend; während dieser den Kampf mit Beijáßi und den Christen fortführt, empfängt den Ádil in Marocco helle Zwietracht unter den Almohaden, deren viele mit seiner Wahl nicht einverstanden sind. Er wird erschlagen, an seine Stelle Jachja, ein Sohn Náßirs, ausgerufen; diesen aber erkennt wieder Abu'l-Ola nicht an, sondern tritt nun selbst als Prätendent unter dem Namen El-Ma'amún auf. Den Beijáßi hat er inzwischen überwunden und getödtet, gegen die Christen aber vermag er nichts auszurichten: da nehmen die Andalusier die klar zu Tage liegende Schwäche des Almohadenthums wahr, und Mohammed Ibn Júßuf Ibn Húd, ein Nachkomme des Fürsten Musta'in I. von Saragossa (S. 583), empört sich im Osten, nimmt 625 (1228) Orihuela, Murcia, Denia, Xativa (Schátiba) und trotz einer gegen Ma'amún erlittenen Niederlage 626 (1229) Almería, Granáda und Málaga, während gleichzeitig in Valencia sich ein Nachkomme der Benu Mardenisch (S. 648. 652), Namens Seiján, zum Herrscher aufwirft. So unwiderstehlich scheint die nationale Bewegung gegen das immer unbeliebter gewordene Almohadenregiment, daß Ma'amún verzweifelt, ihrer Herr zu werden; um wenigstens Afrika sich zu retten, erniedrigt er sich zu einem Vertrage mit Ferdinand, der ihm gegen Abtretung von zehn Festungen die Begleitung christlicher Hilfsmannschaften nach Marocco sichert. Mit diesen gelingt es ihm, seinen Nebenbuhler Jachja aus Marocco zu werfen; um die almohadischen Scheiche für die von ihnen

verübte Ermordung seines Bruders Ádil zu strafen, läßt er ihrer etwa hundert ergreifen und umbringen, und verordnet gleichzeitig die Abschaffung der von dem Machdi eingeführten Ordnungen und Gebräuche, die Rückkehr zu den gewöhnlichen Formen des einfachen Ssunnitismus. Man sieht, ein Staatsstreich in bester Form, aber einer, der sicher mißlingen mußte, weil höchstens in der Hauptstadt selbst die Mittel zu seiner Durchführung ausreichten. Der Hafßide Abu Sakarijá in Tunis, welcher den Traditionen seines Hauses (S. 653 f.) gemäß fest zu den almohadischen Grundsätzen hält, weigert den Gehorsam und läßt für Jachja, nach dessen Tode für den Machdi beten, d. h. er betont, daß er nur in dem verstorbenen Stifter des Bundes sein Oberhaupt noch anerkennt; und nachdem in dem Kriege um die Herrschaft erst Ma'amún (630 = 1232), später Jachja (633 = 1236) getödtet sind, gelingt es Jenes Sohne Abdelwáchid II. Er-Raschíd (630—640 = 1232—1242) erst dann, in weiteren Kreisen Anerkennung zu finden, als er die Verfassungsänderung seines Vaters rückgängig zu machen verspricht. Trotzdem kehrt der kraftvolle und herrschertüchtige Hafßide nicht zur Botmäßigkeit zurück, und wenn der 633 (1235/6) in Tlemßen die Zügel im Namen des Chalifen ergreifende Statthalter Jagmuráßen aus dem Hause der Benu Seiján vom Senáta-Stamme der Abd el-Wad[1]) auch später nicht in aller Form seine Unabhängigkeit erklärt, so unterläßt er es nur, weil er es nicht der Mühe werth hält: jedenfalls hat er schon früh die almohadischen Bräuche, auf welche die Senáta niemals Werth gelegt haben, abgeschafft. Aus Spanien, in welchem Andalusier und Christen fortfahren sich zu bekämpfen, läuft einmal (636 = 1238/9) eine platonische Huldigung ein, aber in Wahrheit ist das Land für die Almohaden seit dem Augenblicke verloren, wo Ma'amún sich nach Afrika eingeschifft hat: kurz, wie mit einem Ruck ist das große Reich in vier Theile zerschlagen. Was aber das Schlimmste ist, die Erschütterung, welche die Streitigkeiten um das Chalifat und der Staatsstreich des Ma'amún hervorgerufen haben, sind inzwischen Veranlassung geworden, daß die Benu Merín aus einfachen Räuberschaaren sich zu einem großen Bunde verschiedener Stämme entwickelt haben, der einen erheblichen Theil des Magrib bereits unterworfen, Städte wie Fes und Miknáßa[2]) tributpflichtig gemacht hat. Vergeblich suchen die Almohaden dem Anwachsen der merinidischen Macht noch zu steuern: wie einst die Senáta von den almoravidischen Ssanhádscha, diese von den almohadischen Maßmúda verdrängt wurden, so ist jetzt wieder an eine neue Generation der Senáta die Reihe gekommen, die Stämme des Magrib ihrer Führung zu unterwerfen. Immer schwächer wird der Widerstand, welchen die Chalifen Alí es-Ssa'íd Mótadid (640—646 = 1242—1248) und Abu Hafß Omar Múrtada (646—665 = 1248—1266) dem Emír el-muslimín (S. 638 Anm. 2), wie der Merinidenfürst Ja'akúb

1) Abd el-Wád ist vermuthlich eine berberische Zusammenziehung des häufigen Namens Abd el-Wáchid. 2) Mequinez, wie die Spanier schreiben.

Ibn Abd el-Hakk sich nennen läßt, noch entgegensetzen können. Zuletzt bricht von Neuem Zwietracht unter den Almohaden aus, Abu Debbús Mótamid, ein Mitglied des Herrscherhauses, empört sich wider Múrtada, den er 665 (1266) mit Hilfe der Meriniden beseitigt, zwei Jahre später aber kommt Ja'akúb von Fes, das schon 646 (1248) von seinem Vorgänger Jachja Ibn Abd el-Hakk eingenommen und zur Residenz erwählt ist, nach Marocco gezogen, und Ende 667 oder Anfang 668 (1269) erliegt Mótamid im Verzweiflungskampfe. Mit seinem Sohne Abdelwáchid III. Mótaßim flüchten die letzten Almohaden in den Atlas, aus welchem 150 Jahre früher ihre Ahnen hervorgestürmt sind, und 674 (1275) werden sie dort von dem Merinidenstatthalter Maroccos vernichtet. Auch diese Nomadendynastie hat ihr Schicksal erfüllt.

Das Ende der Almohaden läßt die Nordküste von Afrika getheilt zwischen den Meriniden von Fes, den Seijaniden oder Abdelwaditen von Tlemßen, und den Hafßiden von Tunis. Nur eine kurze Andeutung ist mir noch über die Entwicklung dieser Dynastien verstattet, welche alle drei in die Periode der neueren Geschichte hereinreichen, zudem für die islamischen Verhältnisse im Großen kaum von Belang und meist nur da, wo sie mit abendländischen Mächten in Berührung kommen, der Erwähnung werth sind. Ihre Geschicke vollziehen sich nach denselben Gesetzen, die uns nun schon seit Jahrhunderten auf diesem Boden maßgebend erschienen. Den schlimmsten Stand haben von vorn herein die Seiján von Tlemßen. In der Mitte zwischen den mächtigeren Hafßiden und Meriniden müssen sie bald jenen, bald diesen sich beugen, kaum daß sie jemals gänzlich unabhängig sind. Eine erheblichere Rolle spielen die Hafßiden von Tunis. Unter Abu Sakarijá (624—647 = 1227—1249) und dessen Sohne Abu Abdallah Mohammed El-Mustanßir (647—675 = 1249—1277) erhob der neue Staat sich zu außerordentlicher Blüte; dann litt er unter den gewöhnlichen Thronstreitigkeiten und gelegentlichen Theilungen, bis seit 748 (1347) die Meriniden mehrfach sogar bis Tunis übergriffen. Später erholte sich die Dynastie wieder, trotz der immer zunehmenden Einmischungen der christlichen Mittelmeerstaaten, insbesondere der Spanier, bis endlich abermaliger Verfall eintrat, und 921 (1515) die Festsetzung des lesbischen Seeräubers Barbarossa in Algier den Osmanen den Weg bahnte. Zwischen diesen und den Spaniern kämpften die Hafßiden dann noch eine Weile um ihre Existenz, bis 982 (1574) endlich Sinán Pascha endgiltig als türkischer Statthalter von Tunis Besitz ergriff. — Bei Weitem früher sind die Meriniden dem Untergange verfallen. Während der ersten Zeit ihres kräftigen Aufschwunges sich mehrfach, wie an anderem Orte noch zu berichten sein wird, in die Verhältnisse Spaniens einmischend, später die eben angedeuteten Unternehmungen gegen die Hafßiden ins Werk setzend, giebt ihre Hauptlinie gegen Ende des 9. (15.) Jahrhunderts, beinahe gleichzeitig mit der Verdrängung der letzten Muslime aus Andalusien, die

Herrschaft an einen Nebenzweig ab. Dieser wird seinerseits von den Sa'aditen verdrängt, den Nachkommen eines nach Tafilelt (Südschilmâßa) verbannt gewesenen Räuberhauptmannes, welche den Anspruch erheben, Nachkommen des Propheten (Scherife, S. 563) zu sein, und zwischen 925 und 959 (1519—1552) allmählich des ganzen Magrib sich bemächtigen. Ihr letzter Vertreter stirbt 1078 (1667); nach einigen Zwischenfällen wirft sich 1080 (1669) wieder ein Scherif, diesmal ein aus Jambo in Arabien eingewanderter, Namens Muley (d. h. Maula „Herr") Ali als „Beherrscher der Gläubigen" auf, und von diesem stammen die noch heute in Marocco regierenden „Chalifen" ab. Was sie geleistet haben, steht in den Jahrbüchern des Seeraubes und in dem jetzigen gradezu trostlosen Zustande ihres Landes deutlich geschrieben: hier mehr als irgendwo ist der Islâm rettungsloser Verderbniß verfallen. Wir wenden uns ab, den letzten lichten Punkt in der Geschichte der westlichen Muslime noch einen Augenblick zu betrachten: die Entstehung und Blüte des Königreiches von Granâda.

Ansicht d

lhambra.

Drittes Capitel.

Granáda.

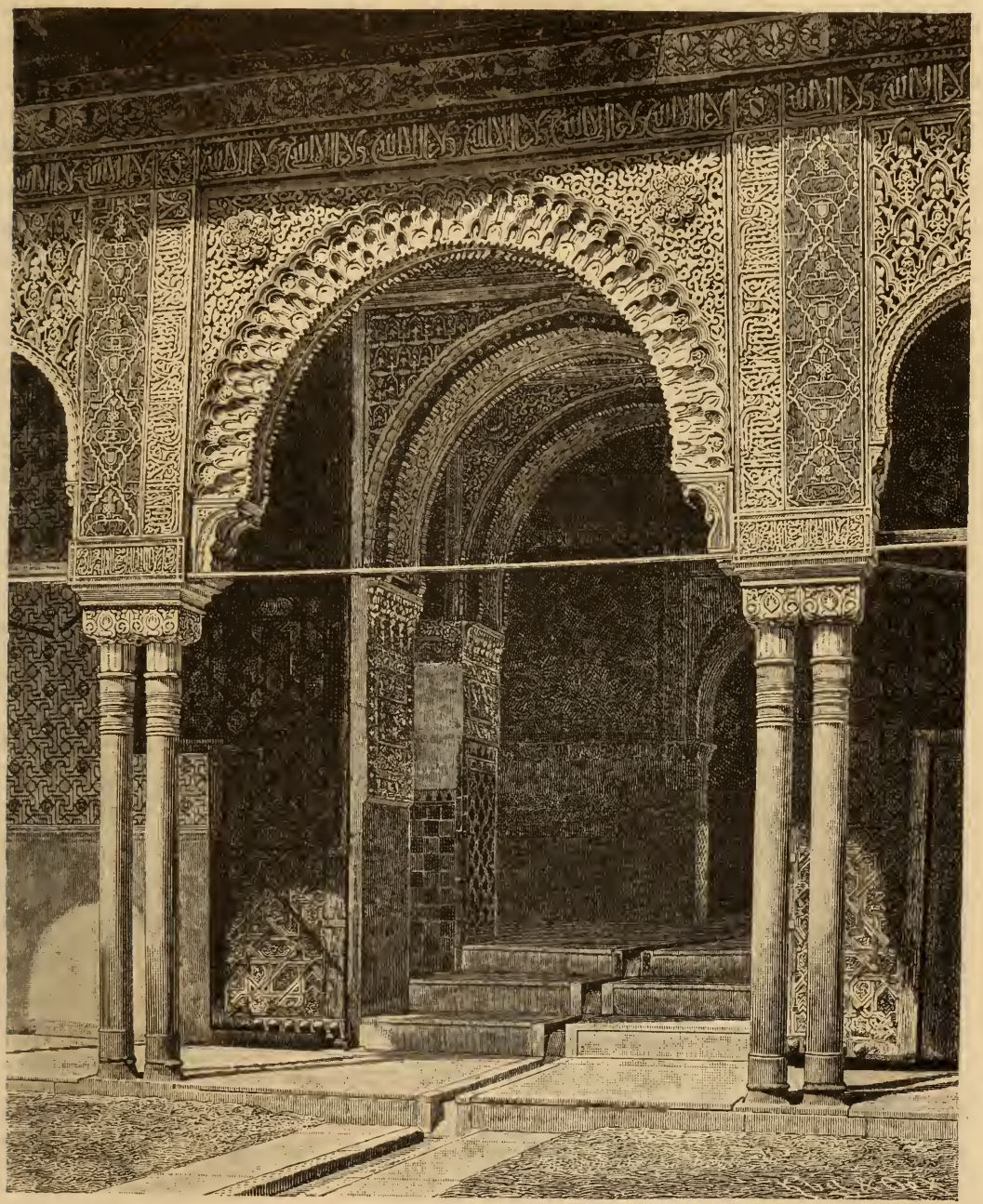
Einmal noch, im ersten Augenblicke ihrer wiedergewonnenen Unabhängigkeit, schien den Arabern Andalusiens ein nationaler Held erstehen zu sollen. Fast alle bedeutenden Orte des Landes waren nach dem Abzuge der Almohaden dem Mohammed Ibn Júßuf Ibn Húd zugefallen; Cáceres, Badajoz und Mérida im Westen, Murcia, Denia und Xativa im Osten, Córdova, Sevilla, Granáda und Málaga, endlich außer Algeciras und Gibraltar auch das afrikanische Ceuta nannten 626 (1229) den ihren Herren, der nun als Vorkämpfer gegen die dreifachen Angriffe der Castilier, Leoneser und Portugiesen auftrat. Aber die Zeit der islámischen Siege war vorüber; die schwachen Kräfte auch der vereinigten Provinzen reichten nicht hin, es mit der christlichen Uebermacht aufzunehmen. Noch in demselben Jahre 626 (1229) eroberten die Leoneser Cáceres, im nächsten (627 = 1230) Mérida, und in der Schlacht von Alhange, die Ibn Húd ebenfalls verlor, ward der tapfere Mann durch eine Wunde für den Augenblick zu weiteren Unternehmungen unfähig. So können die Portugiesen Badajoz, die Castilier einige kleinere Festungen einnehmen; und als 1230 (627) der Tod Alfons' von Leon zur Wiedervereinigung seiner Krone mit der Castiliens geführt hat, vermag der Infant Don Alfonso 628 (1231) bis Xeres vorzudringen und den wiederhergestellt ihm entgegentretenden Ibn Húd abermals zu schlagen. Damit ist das Schicksal Andalusiens besiegelt: des Ausharrens bei dem einmal gewählten Führer unfähig, schauen die Muslime sich nach einem anderen Retter um, und ein ehrgeiziger Mann, ein anderer Mohammed Ibn Júßuf, genannt Ibn el-Achmar „der Sohn des Rothen", aus dem Hause der Benu Naßr in Arjona, darf in seiner Heimathsstadt eine neue Fahne entfalten. Es ist nicht allein ein wohlhabendes Geschlecht, dem er 591 (1195), im Jahre der Schlacht von Alarcos, geboren wurde, auch ein altadliges; der nach der Familie des Propheten vornehmsten darf sich zu entstammen rühmen, wer seine Abkunft auf Sá'ad Ibn Obáda zurückführt, den Häuptling der Hilfsgenossen, der nach Mohammeds Tode beinahe zum Chalifen wäre erwählt worden (I, 211). Und Ibn Achmar ist entschlossen, so erlauchtem Blute Ehre zu machen: als er sich, auf zahlreiche Anhänger gestützt, 629 (1232) in Arjona zum „Sultan von Andalus" ausrufen läßt und den Beinamen El-gálib billáh „der Ueberwinder durch Allah" annimmt, erhebt er den Anspruch, besser als Ibn Húd es vermocht, den Sieg an seine Feldzeichen zu fesseln. Sind das

aber nicht Kunstgriffe des schlauen und herrschsüchtigen Mannes gewesen, lediglich bestimmt, das Volk für ihn einzunehmen, damit es ihm aus dem allgemeinen Schiffbruch des muslimischen Spaniens noch irgend eine Kostbarkeit herausfischen helfe, so muß die Wirklichkeit ihn sehr enttäuscht haben. Zwar erhob sich auch Sevilla gegen Ibn Húd, noch dazu unter Leitung eines Verwandten der Benu Naßr, des Abu Merwán el-Bádschi; aber trotz ihrer Vereinigung bringt der Nebenbuhler 631 (1233) ihnen eine Niederlage bei, nachdem er, der Noth weichend, von Ferdinand III. einen dreijährigen Frieden erkauft hat. Damit er Sevilla und Córdova seinem Alleinbesitz unterwerfe, scheut sich Ibn Achmar nicht, seinen Bundesgenossen tückisch zu beseitigen (632 = 1235), aber nur sich selbst zum Nachtheil, denn beide Städte jagen nicht lange nachher seine Statthalter von dannen. Inzwischen bemächtigen die Castilier sich einer Festung nach der anderen; und in einer dunklen Nacht — mit der Schwäche der Muslime wächst die Kühnheit der Christen fast ins Unglaubliche — ersteigen einige Ritter die Mauern der Ostvorstadt Córdovas selbst. So außer Fassung waren die überraschten Bewohner der volkreichen[1]) Stadt, daß sich die Eingedrungenen so lange halten konnten, bis Verstärkungen ankamen. Ihnen folgte bald, den Glücksfall mit Nachdruck auszunutzen, der König selbst, und nun ward die förmliche Belagerung der eigentlichen Stadt unternommen. Sie dauerte fast sechs Monate, aber schmählicher Weise mußte die alte Chalifenresidenz ihren Todeskampf allein kämpfen: Ibn Húd blieb fern, durch den Friedensvertrag oder listige Vorspiegelungen gefesselt, und Ibn Achmar hatte nach seinen Mißerfolgen genug mit sich selbst zu thun. So fiel Córdova „die helle Zierde der Welt" (S. 507), am Sonntag, den 23. Schauwál 633 (29. Juni 1236), nachdem es 520 Jahre (I, 431) das Haupt des muslimischen Spaniens gewesen war, auch dann noch das geistige Haupt, als es den politischen Vorrang an Sevilla abgeben mußte. Wer von den Einwohnern nicht in Kriegsgefangenschaft gerieth, wurde zur Auswanderung gezwungen; die Moschee, an welcher alle Herrscher von Abderrachmán I. bis Almansor gebaut, ward zum Christentempel entweiht, die Glocken St. Jagos von Compostella mußten Gläubige auf ihren Schultern an das ferne Grab des Heiligen zurücktragen, wie sie Christensklaven von dort nach Andalusien geschafft hatten.

Ibn Húd, dessen Einfluß auf das Volk Andalusiens immer mehr zurückging, war genöthigt, abermals den Frieden von den Castiliern zu erbetteln, damit er sich nur gegen Ibn Achmar wehren könnte. Aber selbst das wollte ihm nicht mehr gelingen; ihn, wie so manchen Besseren noch, verrieth das Glück an den minderen Mann. Er verlor 634 (1236/7) eine Schlacht bei Elvira, und kurz darauf (635 = 1238) ward er zu Almería von einem tückischen Buben ermordet. Ibn Achmar hatte sein Ziel erreicht, der einzige Muslim, der seinen Plänen entgegentreten konnte, war nicht mehr. Nicht mehr aber auch

1) Die Angabe indeß, Córdova habe damals noch über eine Million Einwohner gehabt, ist zweifellos übertrieben. Selbst in ihrer Blütezeit kam sie wohl nicht weit über 500 000 (s. oben S. 508).

die Aussicht, den Christen noch ernstlichen Widerstand zu leisten. Auch die Aragonier machten sich jetzt auf, ihren Antheil an der allgemeinen Beute einzuheimsen: 636 (1238) nahm König Jaime I. „der Eroberer" Valencia



Eingang zum Zwei-Schwester-Saal in der Alhambra.

ein, und Ibn Mardenisch, der es nicht hatte halten können, zog sich erst nach Denia, dann nach Murcia zurück. Aus letzterer Veste trieb ihn 638 (1240/41) des Ibn Hûd Sohn Mohammed; aber der mußte 640 oder 641 (1243) den Castiliern huldigen und ihre Besatzung in sein Schloß aufnehmen

— unter solcher Bedingung führte das Fürstenthum, um das sich nebenbei auch noch verschiedene Mitglieder der Familie unter gelegentlicher Betheiligung Ibn Achmars zankten, eine Scheinexistenz bis 668 (1269/70), wo es endgiltig eingezogen wurde. Nicht mehr Glück aber, als die Hudiden, hatte zunächst Ibn Achmar selbst bei seinen Versuchen, sich eine eigene Herrschaft zu retten. Zwar bemächtigte er sich 635 (1238) Granádas; aber Ferdinands von Castilien Fortschritte zu hemmen, erwies sich durchaus unthunlich. In ununterbrochenem Vordringen nahm der König 641 (1244) Ibn Achmars eigne Vaterstadt Arjona, belagerte er 643 (1246) Jaën, und es ergab sich keine Möglichkeit, diese Stadt zu entsetzen. Da faßte Ibn Achmar einen großen Entschluß: der durch Allah zu siegen gehofft, fügte sich in den entgegengesetzten Willen des Höchsten, lieferte Jaën an die Christen aus und erklärte sich als Ferdinands tributpflichtigen Vasallen. Damit erkaufte er die Erlaubniß, Granáda, Málaga, Almería (das er freilich erst noch einzunehmen hatte) und deren Bezirke mit Baza im Osten, Ronda und Gibraltar im Westen behalten zu dürfen; um aber die Correctheit seiner Gesinnung darzuthun, mußte er sich der Schmach unterziehen, seinem neuen Oberherren bei der Eroberung von Sevilla (646 = 1248) mitzuhelfen. Nicht viel später (649 = 1251) fiel Xeres mit der ganzen Frontera, d. h. den bisher die Grenze gegen die christlichen Gebiete bildenden Städten des Südens; Spanien war dem Islám verloren mit einziger Ausnahme eben jener wenig umfangreichen Bezirke, die von jetzt ab das Königreich oder besser Emirat[1]) Granáda unter dem Scepter der Benu'l-Achmar „Söhne des Rothen" oder Naßriden bilden.

Daß ein Land, wie dies, noch nicht von dem Umfange des Königreichs Württemberg, es fertig gebracht hat, sich gegen die christlichen Staaten der Halbinsel, welche den dreißigfachen Flächenraum einschlossen, noch beinahe 250 Jahre zu halten, schiene unbegreiflich, kennten wir nicht bereits den Einfluß, welchen auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse die Natur des Landes und der Particularismus seiner Bewohner üben. Es war, als ob die Christen über die Schnelligkeit, mit welcher ihnen binnen zwei Jahrzehnten fast das ganze muslimische Spanien in die Hände gefallen war, ordentlich erschrocken gewesen wären, mit solchem Eifer wandten sie nach diesen Erfolgen sich dazu, unter einander und mit ihren französischen und englischen Nachbarn sich zu bekriegen, deutsche Kaiserpolitik zu treiben, und so weiter. Und dann stellte das kleine Gebiet der Muslime — wir wissen es seit den Zeiten des Omar Ibn Hafßón (S. 505) — in der That eine natürliche Festung dar, deren Vertheidigung selbst gegen überlegene Kräfte mit Leichtigkeit zu ermöglichen

1) Ibn el-Achmar hatte zuerst dem Ibn Húd, später den Abbaßiden von Bagdad, dann den Hafßiden von Tunis als Oberherren gehuldigt; nach dem Tode des Abu Sakarijá (S. 657) nahm er selbst den bequemen Titel Emír el-muslimín „Beherrscher der Muslime" (S. 638 Anm. 2) an, der allerdings immer noch großartiger klang als das mehr der Wahrheit entsprechende „Knecht der Ungläubigen".

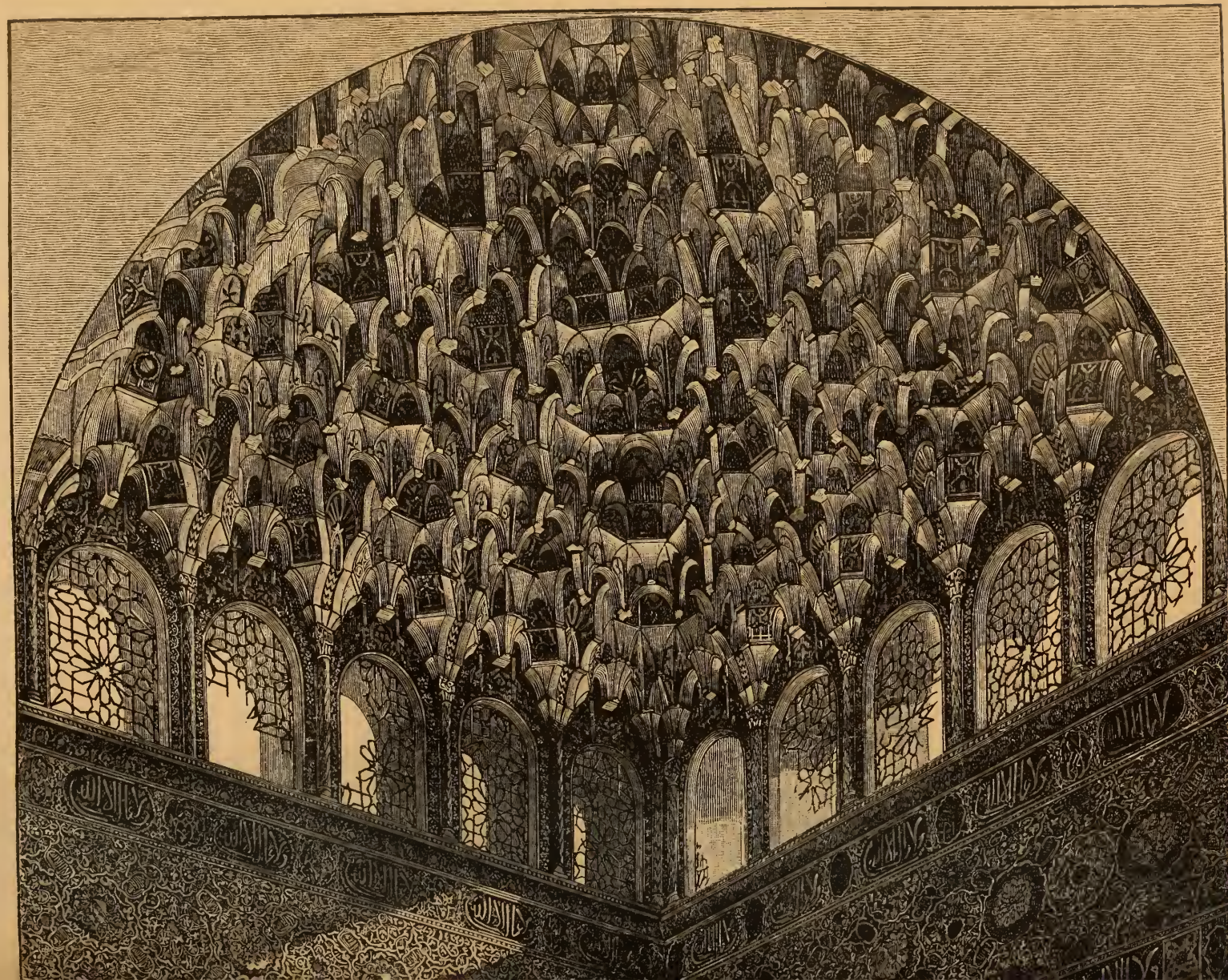
war. Und dem Ibn Achmar wie seinen Nachfolgern bis ins 9. (15.) Jahrhundert hinein muß man es lassen, daß sie meisterhaft verstanden haben, die Gunst ihrer Stellung in solcher natürlichen Veste zwischen Europa und Afrika auszunutzen. Vor Allem in rein politischer Beziehung. Wenn es den Castiliern gut ging, war der Emir der Muslime ihr gehorsamster Diener; Niemand pünktlicher, als die Boten aus Granáda, welche den Tribut ablieferten. Gab es aber irgend wo nördlich vom Guadalquivir eine Rebellion unzufriedener Großen oder Thronstreitigkeiten oder sonstige Unruhen, so war man sicher, in den Taschen der Betheiligten vollwichtige Goldmünzen mit dem arabischen

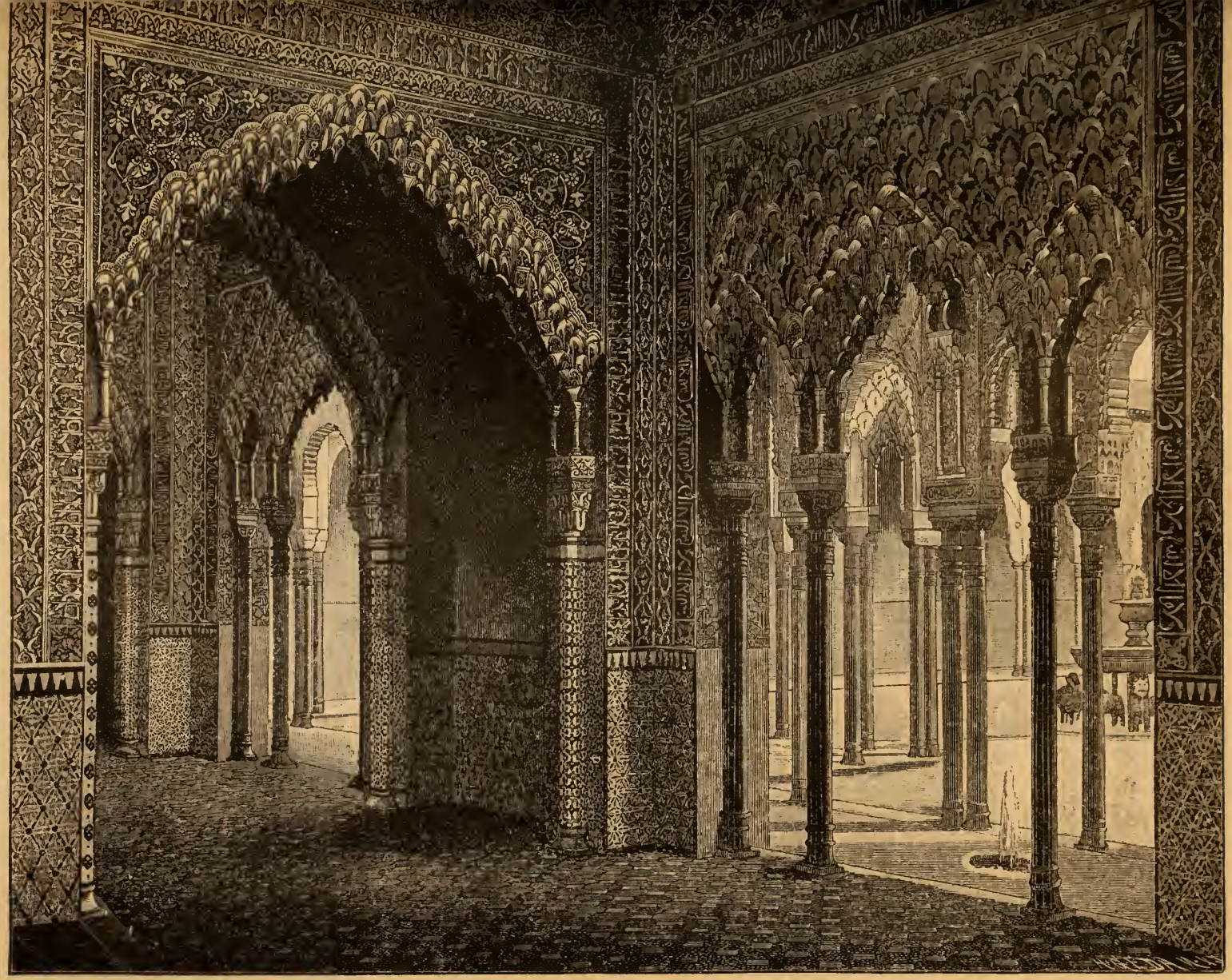
Wappen von Granáda auf den Mauern der Alhambra.

Vermerke „Geprägt in der Alhambra zu Granáda" und dem frommen Naßridenspruche lá gáliba illa 'lláhu „kein Ueberwinder außer Allah" zu finden; und brach dann ein siegreicher König entrüstet über die granadische Grenze, so verleitete gewiß der kluge Emir seinen merinidischen Glaubensgenossen in Fes durch die Abtretung von Gibraltar, Ronda oder Algeciras dazu, mit etlichen Regimentern über das „Thor der Straße" zu setzen und den Christen einen Denkzettel zu geben, worauf dann der „Sieger durch Allah" sich mit den Ungläubigen anzufreunden pflegte, um den lüstern nach Málaga ausschauenden Bundesfreund nach Afrika zurückzuärgern. Nicht umsonst stammten die Naßriden von einem der ältesten Gefährten des Propheten; den Spruch des Gottesboten „Krieg ist Trug" hatten sie treulich gemerkt. Es ist wahrhaft

herzerfreuend zu beobachten, wie die listigen Araber mit den drei Städten förmlich Fangeball spielen, sie bald Dem, bald Jenem zuwerfend, ohne daß jemals die guten Christen oder Berbern zu merken scheinen, daß die Kugeln schließlich immer wieder in die Hände der geschickten Künstler zurückkehren. Und ein Anderes noch war es, wodurch sie die Meriniden, die von der Höhe ihres großstaatlichen Bewußtseins auf das Zwergfürstenthum vornehm herabzusehen meinten, in thatsächlicher Abhängigkeit hielten. Es verstand sich von selbst, daß Thronstreitigkeiten diesseits wie jenseits der Meerenge häufig genug an der Tagesordnung waren; und da fand es sich für beide Dynastien sehr bequem, daß ein geschlagener Prätendent auf einem schnellen Kreuzer in einem Tage in Sicherheit sein konnte. So begegnen wir mehr als einmal vertriebenen granadischen Prinzen in Fez, wie übrigens auch in Tunis bei den Hafßiden; während aber die Berbern selten etwas Anderes mit ihren Gästen anzufangen wissen, als sie zu füttern und auf Wunsch wieder freundlichst gehen zu lassen, halten sich die Naßriden in Granáda grundsätzlich, wenn er irgend zu haben ist, mindestens einen Meriniden, welcher gesonnen ist, Ansprüche auf die Herrschaft in Fes zu erheben; wird der zeitige Inhaber der letzteren unbequem, so läßt man den Nebenbuhler los, es giebt einen zeitgemäßen Aufstand in Afrika, und Granáda kann wieder ruhig schlafen. Hier ist eine der vielen Stellen, wo der Macchiavellismus vor Macchiavelli erfunden wurde. Wir müssen darauf verzichten, im Rahmen unserer Darstellung die Winkelzüge dieser Politik auch nur im Allgemeinen zu verfolgen; nicht minder ist es unmöglich, überhaupt eine fortlaufende Geschichte des Königreiches Granáda zu schreiben, weil vom Ende des 8. (14.) Jahrhunderts an unsere mohammedanischen Quellen beinahe vollständig versiegen, die christlichen Berichte (ich rede nicht von Urkunden) aber äußerst unzuverlässig sind[1]): nicht einmal die Regierungszeiten der Emire wissen wir genau, und ihre Namen sind erst neuerdings aus seltenen Inschriften und Münzen sicher festgestellt worden.[2]) So halten wir

1) Wie wenig man auch den bestimmtesten Angaben der abendländischen Chronisten über muslimische Dinge trauen darf, dafür ein classisches Beispiel. Ueber das Ende des Sagall (unten S. 678 f.) haben wir einen ganz in das Einzelne gehenden Bericht aus christlichen Quellen (s. Miguel Lafuente Alcántara, Historia de Granada, Granada 1846, IV, 139 ff.), demzufolge dieser unglückliche Fürst nach seiner Flucht aus Spanien bei den Meriniden in Fes das traurigste Loos fand, des Augenlichts beraubt ward und als blinder Bettler irgendwo endete. Dagegen berichtet Makkari (dessen Notiz Don Miguel übrigens keineswegs übersehen hat), daß er aus Spanien nach Oran und Tlemßen gegangen sei: und in Tlemßen hat man vor einigen Jahren seinen zweifellos echten Grabstein gefunden, dessen Aeußeres beweist, daß er keinem blinden Bettler gewidmet war: s. de Longpérier im Journal des Savants, 1881, S. 197 ff. 2) Zuerst von Pascual de Gayangos im Memorial histórico español, t. X, nach de Longpérier a. a. O. S. 202. Die Abhandlung Don Pascuals ist mir nicht zugänglich, doch hat de Longpérier den Stammbaum der Naßriden abgedruckt, welcher sich vollkommen übereinstimmend nach den Angaben der Münzen bei Fr. Codera y Zaidin, Tratado de numismática arábigo-española, Madrid 1879, S. 234 findet. Namen und Regierungsdauer der einzelnen Emire sind danach folgende (Unterbrechungen der





Aus dem Inneren der Alhambra; rechts Einblick in den Löwenhof.

uns an das, was genauer bekannt und zugleich historisch werthvoll ist: wir charakterisiren ihre Verwaltung und Politik unter gleichzeitiger Hervorhebung der letzten bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur, wir geben uns Rechenschaft über ihr Interesse für künstlerische Bestrebungen, und wir werden Zeugen ihres Sturzes und der Vertreibung der Muslime von dem Boden Andalusiens.

Mohammed I. Ibn Achmar war auf zweideutige und unpatriotische Weise in den Besitz seines Fürstenthums gekommen: das unterliegt keinem Zweifel. Dafür aber wird ihm nachgerühmt, daß er nach Herstellung des Friedens mit Castilien in rühmlicher Weise und mit gutem Erfolge bestrebt gewesen sei, das Land von den Wunden des Krieges zu heilen, seinen Wohlstand zu mehren und durch eine gerechte Verwaltung zu befestigen. Es muß ihm wie seinen Nachfolgern in hervorragendem Maße gelungen sein. Keine Frage, daß Granáda trotz seiner Kleinheit ein für damalige Zeiten außerordentlich reiches Land war; kein Zweifel auch, welchen Umständen es dies verdankte. Während früher bei der Eroberung muslimischer Bezirke durch die Christen den bisherigen Bewohnern wenigstens zum Theil gestattet wurde, in ihrer alten Heimath wohnen zu bleiben, führte Ferdinand III. den Grundsatz durch, sie allesammt zur Auswanderung zu zwingen. Viele gingen natürlich nach Afrika, Manche indeß werden sich in das Fleckchen Landes geflüchtet haben, das in Spanien noch mohammedanisch war; und unter allen Umständen blieb dieses Fleckchen das einzige in Westeuropa, wo die geschätzten Erzeugnisse des im Abendlande noch längst nicht annähernd ausgebildeten Gewerbfleißes gefertigt wurden — feine Gewebe und Prachtgewänder, elegante Waffen, graziöser Schmuck und was sonst ein durch Jahrhunderte lange Uebung vervollkommnetes Kunstgewerbe zu liefern vermag. Das brachte Geld ins Land, und die Gunst der Herrscher war solchem Treiben hold: nicht minder

---

regelmäßigen Folge durch Palastrevolutionen u. dergl. durch *, indirecte Erbfolge durch †, verschiedene Regierungsperioden eines vertriebenen und wiedereingesetzten Emirs durch a. b. bezeichnet): 1. Mohammed I. (629—671 = 1232—1272); 2. Abu Abdallah Mohammed II. el-Fakih (671—701 = 1272—1302); 3. Abu Abdallah Mohammed III. (701—708 = 1302—1309); *† 4. Naßr Abu'l-dschujúsch (708—713 = 1309 bis 1314); *† 5. Abu'lwalíd Isma'íl I. (713—725 = 1314— 1325); 6. Abu Abdallah Mohammed IV. (725—733 = 1325—1333); *† 7. Abu'l-Haddschádsch Júßuf I. (733—755 = 1333—1354); 8. a. Abu Abdallah Mohammed V. (755—760 = 1354 bis 1359); *† 9. Isma'íl II. (760—761 = 1359—1360); *† 10. Abu Abdallah Mohammed VI. (El Rey Bermejo der Spanier, 761—763 = 1360—1362); 8. b. Mohammed V. (763—793 = 1362—1391); 11. Júßuf II. Abu Abdallah (793 bis 798 = 1391—1395); 12. Mohammed VII.; * 13. Júßuf III. (bis 1423 ?); 14. a. Mohammed VIII. el-eißar (el Rey Izquierdo, 1423 ?); *† 15. Mohammed IX. essagír („der Kleine", bis 1428); 14. b. Mohammed VIII. (1428—1432); *† 16. Júßuf IV. (1432); 14. c. Mohammed VIII. (835—849 = 1432—1445); *† 17. Mohammed X. el-achnaf („Krummbein", 849—859 = 1445—1454); *18. Sſá'ad (nur durch Münzen bekannt); 19. Abu'l-Haßan Alí (bis 887 = 1482); 19. 20. Mohammed XI. Abu Abdallah (Boabdil, el Rey chico) und *† Mohammed XII. el-Sagall.

Arabische Hängelampe aus der Alhambra-Moschee.
(Madrid, archäol. Mus.)

indeß einer Pflege der litterarischen und künstlerischen Bestrebungen, wie sie in diesem Lande vor der Berberzeit selbstverständlich war. Sie fiel zum Theil mit der Sorge für Verwaltung und Politik zusammen: denn wie konnte auf einem Boden, wo schon ein paar Jahrzehnte nach der Eroberung jedes amtliche Schriftstück mit sorgfältiger Eleganz stilisirt worden war (vgl. S. 445), wo eine gesuchte Reimprosa mehr als in irgend einem islamischen Gebiete das Ausdrucksmittel jedes Gebildeten darstellte, Jemand Wesír und doch nicht Rhetoriker und Dichter sein? Es ist eine seltene Gunst des Schicksals, welche uns das Charakterbild des vorletzten großen Schriftstellers Spanien-Nordafrikas, des granadischen Wesírs Mohammed Ibn El-Chatíb aus Loja erhalten hat, gezeichnet von dem letzten, dem genialsten Historiker der Araber überhaupt, Abderrachmán Ibn Chaldún. Wer da weiß, daß arabische Gelehrte über einander nicht weniger gehässig zu urtheilen und besonders aufeinander zu schelten pflegen, als deutsche Professoren, der wird mit wahrem Genusse, wenngleich mit wehmüthigem Mitgefühl, die Erzählung von den Geschicken des Ibn el-Chatíb lesen, wie sie Ibn Chaldún, einst sein Freund, dann sein Nebenbuhler, aufgezeichnet hat:[1]) mit wirklicher Noblesse der

1) S. Ibn Khaldoun, Histoire des Berbères, trad. p. de Slane, T. IV, Algier 1856, S. 390 ff. 411 ff.

Arabiſche Vaſe aus der Alhambra.

Gesinnung, einige Schwächen leise andeutend, aber der Theilnahme an dem traurigen Schicksale eines hervorragenden Menschen eben den Ausdruck verleihend, der einem Gegner wohl ansteht und ihn des Verdachtes wohlfeiler Heuchelei enthebt. Schenken wir dem Verhältniß der zwei letzten großen Autoren des westlichen Islâms einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit: sie wird auch für die Erkenntniß der politischen Verhältnisse nicht verloren sein, welche damals zwischen dem Emirat von Granáda und den afrikanischen Fürstenthümern obwalteten.

Ibn Chaldún, ein Abkömmling der sevillanischen Familie, die wir früher (S. 487) eine erhebliche politische Rolle haben spielen sehen, ward zu Tunis im J. 732 (1332) geboren. Nach Abschluß einer vielseitigen Bildung trat er zuerst in den Staatsdienst der hafßidischen Herrscher seiner Heimath (S. 657), den er indeß 753 (1352) verließ, als sich dem Lernbegierigen und Reiselustigen die Gelegenheit bot, nach dem Magrib zu gehen. Auch in Fes zogen seine Talente bald die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf ihn; der regierende Sultan Abu Inán machte ihn zu seinem Sekretär, und obwohl er den Wechsel der Hofgunst im Laufe der Zeit ausreichend erfuhr, befand er sich doch wiederum in einflußreicher Stellung bei Abu Inâns zweitem Nachfolger Abu Sâlim, als hoher Besuch aus Granáda in Fes eintraf: der Emir Mohammed V., durch eine Empörung seines Bruders Isma'il II. vom Throne gestürzt, erschien in Begleitung seines Wesirs Ibn el-Chatîb, die Gastfreundschaft von dem Meriniden in Anspruch zu nehmen, welche derselbe vor seiner Thronbesteigung als Flüchtling in Granáda ebenfalls genossen hatte. Abu Sâlim gewährte sie gern; die hervorragenden Persönlichkeiten wurden beiderseits mit einander bekannt, und als es sich darum handelte, Mohammed V. einen Stützpunkt für die Wiedererlangung seines Thrones zu schaffen, vermittelte Ibn Chaldún, daß ihm die um diese Zeit (vgl. S. 663) im Besitze der Meriniden befindliche Veste Ronda angewiesen wurde, von der aus dann Mohammed in der That sich wieder in den Besitz von Granáda zu setzen vermochte. Als nun bald darauf Ibn Chaldúns Stellung sich wieder verschlechterte (764 = 1362), ging er nach Spanien und wurde daselbst von Mohammed V. wie von Ibn el-Chatîb selbst auf das Zuvorkommendste aufgenommen. Der Emir insbesondere erwies ihm in Erinnerung an den geleisteten Dienst jede Zuvorkommenheit, und 765 (1363/4) ward er sogar mit einer Gesandtschaft an Pedro den Grausamen von Castilien betraut. Auch der christliche König fand Gefallen an dem klugen Manne und bot ihm die Rückgabe der alten Güter seiner Familie zu Sevilla an, wenn er sich in seinem Lande niederlassen wolle: aber Ibn Chaldún lehnte das Anerbieten ab. Nach Granáda zurückgekehrt bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß in Folge von allerhand Klätschereien Ibn el-Chatîb auf sein Freundschaftsverhältniß zu dem Emir eifersüchtig geworden war. Als vorsichtiger Mann beschloß er, dem Günstling des Herrschers auszuweichen; er bat um seine Entlassung, welche er in ehrenvollster Weise erhielt, und ging nach Afrika zurück

(766 = 1365), hier wiederum an den Höfen der Hafßiden, Abd el-Wâd und Meriniden abwechselnd Dienste zu nehmen. So hatte er Gelegenheit, die genaueste Kunde über das Schicksal des Nebenbuhlers zu erhalten. Die außerordentliche Gunst, in welcher Ibn el-Chatîb bei seinem Herrn stand, war in jeder Weise gerechtfertigt; als Stilisten, Dichter und Geschichtschreiber haben wir den begabten Mann noch jetzt zu schätzen, und es begreift sich, welchen unbeschränkten Einfluß eine solche Persönlichkeit auf eine schwache Natur wie

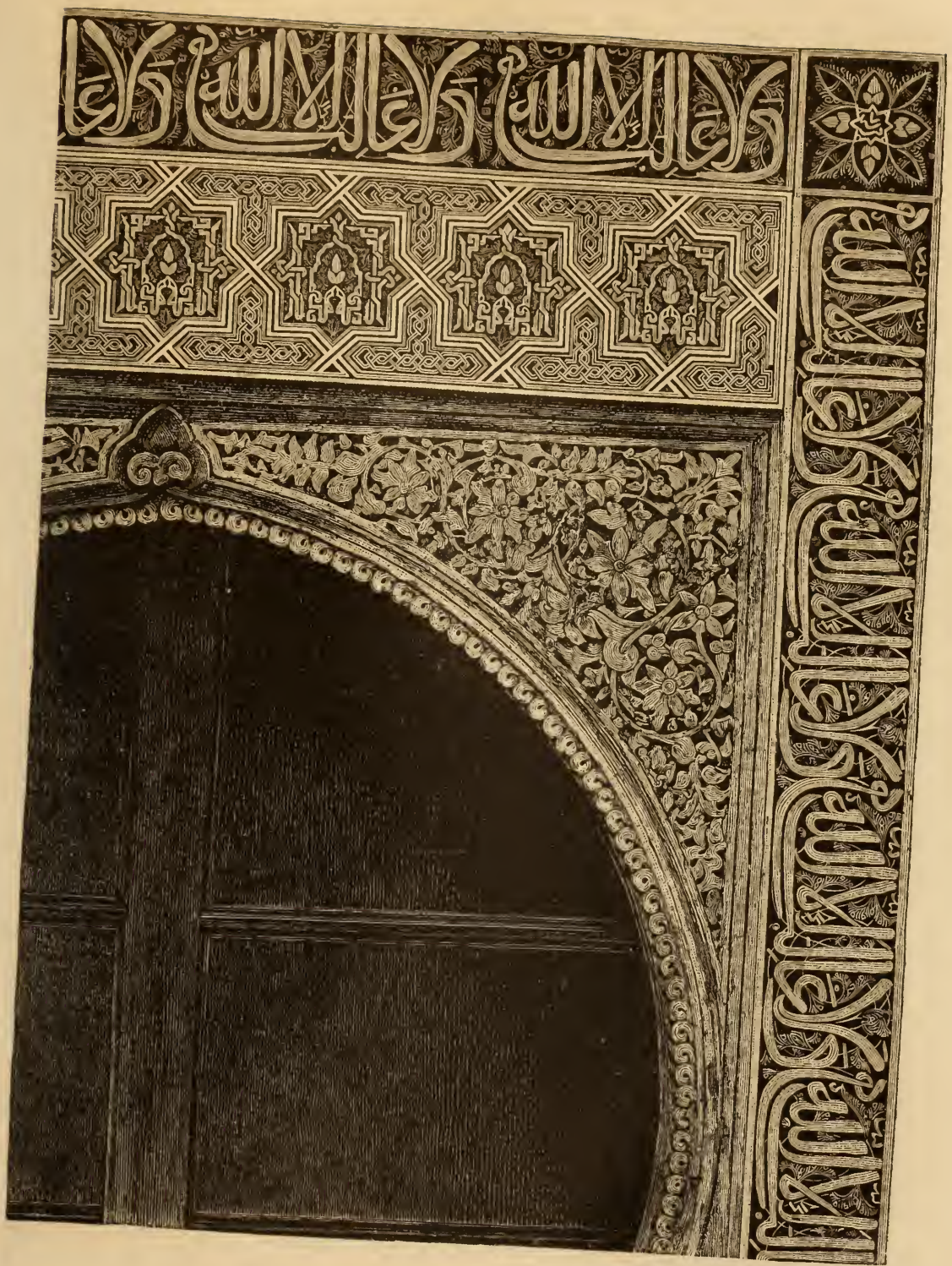
Arabischer Helm.
Angeblich von Boabdil stammend. (Madrid, Zeughaus.)

Mohammed V. ausüben konnte. Aber diese Schwäche eben ward des Wesirs Verderben: die zahlreichen Neider, welche ihm nicht fehlen konnten, wurden nicht müde, ihn bei dem Fürsten zu verläumden, allmählich fühlte er den Boden unter seinen Füßen wanken, und 773 (1371) verließ er heimlich Granâda und flüchtete zu dem seit 768 (1366) über das Magrib herrschenden Abu Sa'îd, dem Nachfolger Abu Sâlims. Seine Entfernung gab den granadischen Höflingen erst recht freien Spielraum, die Anklagen gegen den, dessen etwaige Rückkehr sie fürchten mußten, fortzusetzen: man wußte den Emir zu überzeugen, er sei ein Freigeist, ein schnöder Materialist, und Mohammed V.

war schließlich ganz außer sich über die Schlange, die er an seinem Busen genährt hatte. Ibn el-Chatíb, welchem die Gesinnungen seines ehemaligen Gönners nicht verborgen blieben, erwiderte sie ebenso aufrichtig und rieth schließlich (wenn man, wie ich nicht zweifle, Ibn Chaldúns Berichte trauen darf) dem Abu Sa'íd, die Eroberung Andalusiens zu versuchen. Das schlug bei dem granadischen Herrscher dem Faß den Boden aus. Er forderte die Auslieferung des Ibn el-Chatíb erst von Abu Sa'íd's Nachfolger Abd el-Asís, nach dessen Tode 774 (1372) von dem Wesír Ibn Gasi, dem Vormunde des neuen, noch im Kindesalter befindlichen Meriniden Sa'íd; als indeß auch der sie ablehnte, ließ der geradezu wüthend gewordene Mohammed V. einen der zu solchen Zwecken jederzeit in Granáda verfügbaren merinidischen Prätendenten (S. 664) auf Marocco los, und stiftete, um die Verwirrung im Magrib auf die Spitze zu treiben, in Ceuta noch einen weiteren Thronbewerber, den Abu'l-Abbás Achmed auf, dem er sogar Hilfstruppen stellte, gegen die Verpflichtung, den Ibn el-Chatíb, wenn er ihn finge, auszuliefern. In der That gelang es dem Abu'l-Abbás, 776 (1374) sich der Hauptstadt Fes zu bemächtigen, und Ibn el-Chatíb, der versäumt hatte, sich rechtzeitig zu entfernen, gerieth in Gefangenschaft. Dem granadischen Freunde gefällig zu sein, ließ Abu'l-Abbás sofort ihn unter der Anklage der Ketzerei in Untersuchung nehmen und der Folter preisgeben: ehe aber ein Urtheil gefällt oder seine Auslieferung nach Spanien verfügt war, stürmte der von einem seiner persönlichen Feinde über seine Gottlosigkeit aufgeklärte Pöbel das Gefängniß und erwürgte ihn. Kurz vor seinem Tode hatte er in der Haft eins seiner schönsten Gedichte ersonnen; der Schluß — er kannte sein Schicksal — lautet:

Sag' meinen Feinden: „Er ist fort, der Sohn Chatíbs, ist nicht mehr!" — aber wer stirbt nicht?
Sag' denen, die sich dessen freu'n: „Ja freuet euch, wenn ihr unsterblich seid!"

— Ibn Chaldún, eine echte Gelehrtennatur, hat sich wenig an Ort, Zeit oder Dienst gebunden gefühlt. Von Hof zu Hof ziehend, durch schwere Schicksale nur nachdrücklicher auf die ruhige, immer leidenschaftsloser werdende Beobachtung alles Geschehenden hingewiesen, hat er nach dem Ende seines ehemaligen Freundes und Gegners noch manches Datum in seine große Weltgeschichte eingezeichnet, bevor ihm, nicht lange vor seinem Ende, zu Theil wurde, im Gefolge seines neuesten Herrn, des Mamlukensultans von Aegypten, gegen die Tataren zu ziehen, und gefangen vor den grimmigen Tamerlan geführt zu werden. Der Chan hatte sich nach dem Schriftsteller erkundigt und ging mit ihm um, wie etwa Napoléon mit Goethe; auch der arabische Culturhistoriker wußte sich angemessen zu benehmen. Bald nachher freigelassen, durfte er nach Káïro zurückkehren, wo er 808 (1406) im Alter von 74 Jahren starb. — Peter der Grausame in Sevilla und Tamerlan in Damaskus — welch' ein Leben, das solche Erinnerungen umfaßte! —

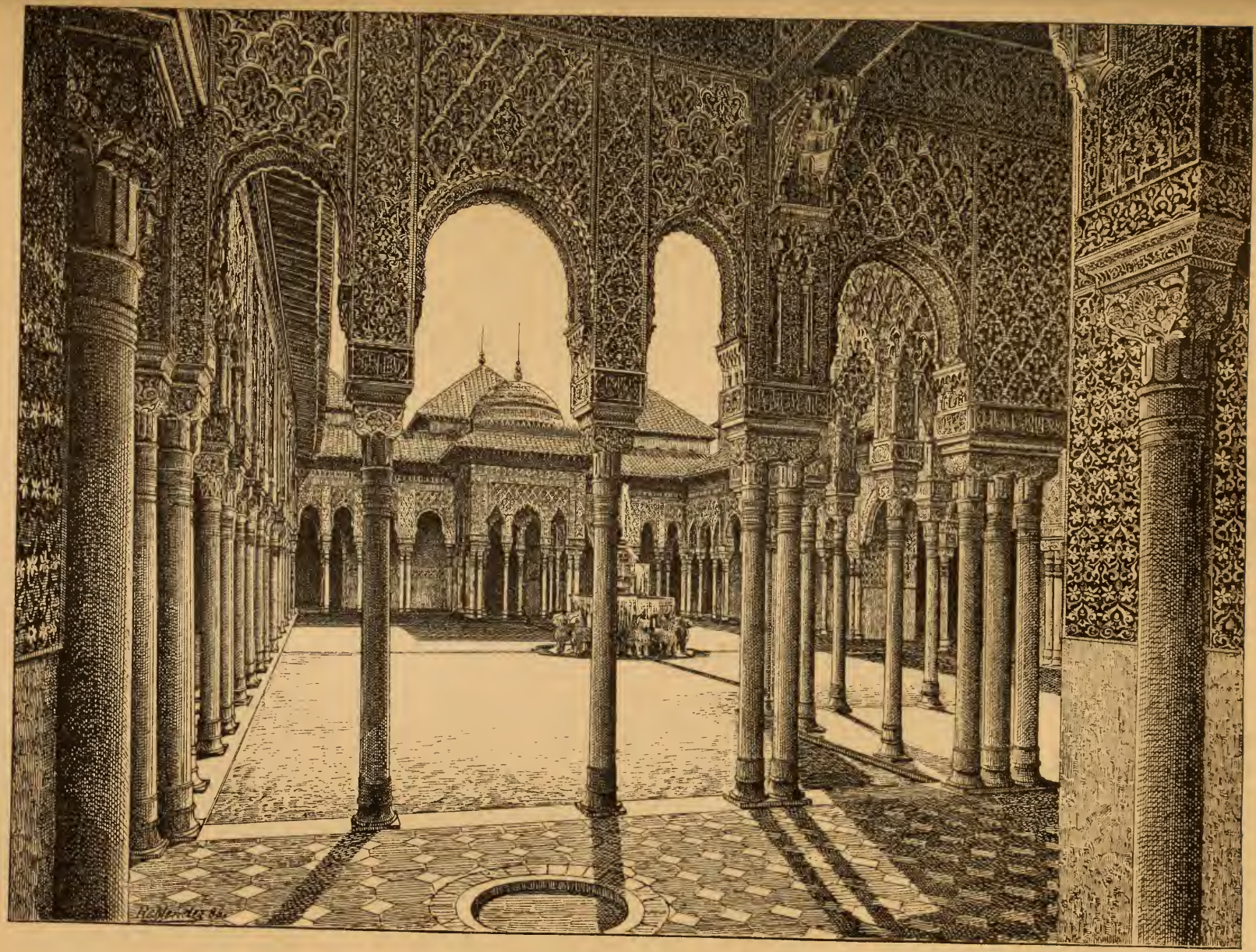


Theil des Ornamentschmuckes einer Thür in der Alhambra: Myrthenhof.

Nicht allein im gelegentlichen Kriegführen gegen die Castilier und im Intriguenspiel gegen die guten afrikanischen Freunde gingen die Naßriden auf. Wir würden wenig genug von ihnen reden, hätte nicht ein günstiges Geschick — möge es lange noch günstig bleiben! — die Schöpfung des merkwürdigen Geschlechtes erhalten, in der sich für uns wie die Sehnsucht nach einer versunkenen Herrlichkeit die Vorstellung von dem muslimischen Spanien verkörpert — die Alhambra. Längst stand die „Rothenburg" (S. 490 Anm. 2) auf dem Burgberge von Granáda, aber erst die „Söhne des Rothen" haben sich — Júßuf I., wie es heißt, vor den Andern — die Aufgabe gestellt, das Schmuckkästchen der saracenischen Architektur zu schaffen, dessen Reiz Jeden, welchem der Anblick vergönnt ist, wahrhaft zu bezaubern scheint. Und in der That, selbst das Abbild, welches der Stift des Zeichners — ich muß ihn hier wieder für mich reden lassen — auf das glatte Papier wirft, mag Sinn und Herz gefangen nehmen. Während die Grazie der unendlich verschlungenen Arabesken, der feinen architektonischen Linien den Eindruck höchster Anmuth hervorruft, predigt die Leere der verlassenen Prachträume nicht weniger als der hehre Spruch der Naßriden „Kein Ueberwinder außer Gott", der wie der Grundton des Ganzen in tausendfacher und doch nicht ermüdender Wiederholung alle Wände schmückt, die Eitelkeit des Irdischen. Und in dem dunklen Flecke, welcher im Saal der Abenceragen den marmornen Fußboden trübt, sieht die Sage[1]) das Blut der Edelsten eines berühmten Geschlechtes, welche die Tücke eines Sultans dahingeopfert in der Zeit, wo es mit Granáda zu Ende ging . . . .

Ueber zweihundert Jahre hatten die Söhne des Achmar durch alle Fährlichkeiten der Zeit sich und ihr kleines Land hindurchgesteuert, als um die Mitte des 9. (15.) Jahrhunderts auch ihnen das Schicksal nahte. Eintracht und Sanftmuth waren nie Eigenschaften dieses Geschlechtes gewesen; nicht eben häufig war es vorgekommen, daß ruhig der Sohn dem Vater in der Herr-

1) Der Bericht von der verrätherischen Hinrichtung der Abenceragen, wie er in älteren Geschichtswerken gäng und gäbe ist, kann in der That nur als Sage gelten. Alle Versuche, ihn historisch unterzubringen, sind mehr oder weniger zweifelhaft, da man ihn nach Belieben an jeder Stelle wiederfinden kann, wo der Emír ein paar Leute köpfen läßt: vgl. Gayangos, History of the Moh. Dynasties in Spain, II, 370 und Anm. 9 S. 541; Miguel Lafuente Alcántara, Historia de Granada, III, 289 f. und für die vulgäre Ueberlieferung Modesto Lafuente, Historia general de España, IV, Madrid 1869, S. 410 Anm. 2. Hiebei rügt meines Erachtens sehr überflüssiger Weise Don Modesto die Abweichung Don Miguels von der alten Fabel des Perez de Hita: wenn überhaupt jemals Abenceragen geschlachtet sind, so hat es ganz gewiß nicht Boabdil gethan, dessen Hauptanhänger nach den ernsthaften Chronisten eben die Abenceragen gewesen sind. Der etwaige historische Hintergrund der Sage wird vermuthlich nie deutlich aufzuklären sein (vgl. v. Schack, Poesie und Kunst, II, 133 ff.); aber eine Aeußerung des einzigen mohammedanischen Zeitgenossen, von welchem wir Nachrichten über diese Dinge haben (M. J. Müller, Die letzten Zeiten von Granada, München 1863, S. 112 der Uebersetzung), scheint allerdings auf Abu'l-Haßan, wie Don Miguel wollte, hinzudeuten.



Der Löwenhof in der Alhambra.

Detail des Ornamentschmuckes einer Gallerie in der Alhambra.

schaft gefolgt war. Aber in dem letzten Viertel des 9. (15.) Jahrhunderts mehrten sich die üblen Zeichen. Von einer furchtbaren Ueberschwemmung des Darro, welche im Jahre 882 (1478) stattgefunden hat, leiten die immer auf äußere Schicksalsweisungen erpichten Muslime das Unheil ab, welches über Granáda hereinbrach — aber es waren zwei sehr thatsächliche Veranlassungen dazu vorhanden, welche Alles erklären: der Zwiespalt, der schlimmer denn je in dem Hause der Naßriden ausbrach, und der feste Wille der glaubenseifrigen Isabella der Katholischen, welche in der 1479 (884) erfolgten Vereinigung der so lange in unfruchtbarem Hader einander lähmenden Königreiche nichts lieber als den Antrieb sah, die Ungläubigen von dem Boden Spaniens zu verjagen. Längst war, so berichten christliche Schriftsteller — Muslime haben, so viel wir wissen, über diese Dinge wenig geschrieben, und was sie etwa geschrieben haben, ist vermuthlich größtentheils auf Befehl des Erzbischofs Ximenes verbrannt[1]) — längst war in dem kleinen Lande Granáda heftiger Zwist ausgebrochen zwischen den beiden

Angebliche Rüstung von Boabdil; im Zeughause zu Madrid.

1) Zu dem, was v. Schack (Poesie und Kunst der Araber II, 308) über die Verbrennung der arabischen Bücher durch die Christen sagt, mag hier als Reminiscenz eingefügt werden, daß der Merinidensultan Abu Jûßuf Ja'akûb, als er im Jahre 684 (1285) einen der gelegentlichen Einmischungsversuche dieser Dynastie in Spanien gemacht und dabei einige Vortheile errungen hatte, beim Friedensschlusse sich die Herausgabe der arabischen Handschriften erbat, welche in den eroberten Städten gefunden waren. Sancho IV. behielt dabei zur Bildung und Belehrung seiner Unterthanen die Sachen zurück, welche über Geschichte, Medicin und dergleichen handelten, und beglückte den Meriniden hauptsächlich mit Theologie. Wie gern hätte der treffliche Fürst die Bücher nach Fes geschickt, wo sie vermuthlich noch heute vorhanden sein würden, hätte er geahnt, daß einst Ferdinand in frommer Wuth nicht allein die Mauren von sich stoßen, sondern auch ihre Schriften verbrennen würde!

Angebliches Bildniß Boabdils, des letzten Königs von Granáda.

Wohl der flämischen Schule des 17. Jahrhunderts entstammend. In spanischem Privatbesitz.

Parteien, welche den Thron der Naßriden umstanden — den Abenceragen und den Zegris;[1]) und der Emir Abu'l-Haßan, dessen Regierung im Anfange Besseres versprochen, hatte erst durch unzeitige Grausamkeit, später durch eigen-

Tunika Boabdils.

süchtige Schwäche den Zwiespalt vergiftet. Neben seiner Gattin Áïscha hatte er in späteren Jahren Doña Isabel, eine schöne Christin, die zum Islám über-

1) Die Abenceragen sollen Abkömmlinge eines früheren Wesírs Ibn Sserrádsch („Sohn des Sattlers"), die Zegris Leute aus dem Thagr (oben S. 471, Anm. 2) sein, die sich nach Granáda gefunden. Beides möglich, aber nach S. 672, Anm. 1 nicht sicher; bei den Muslimen finden sich davon höchstens Andeutungen.

a

b

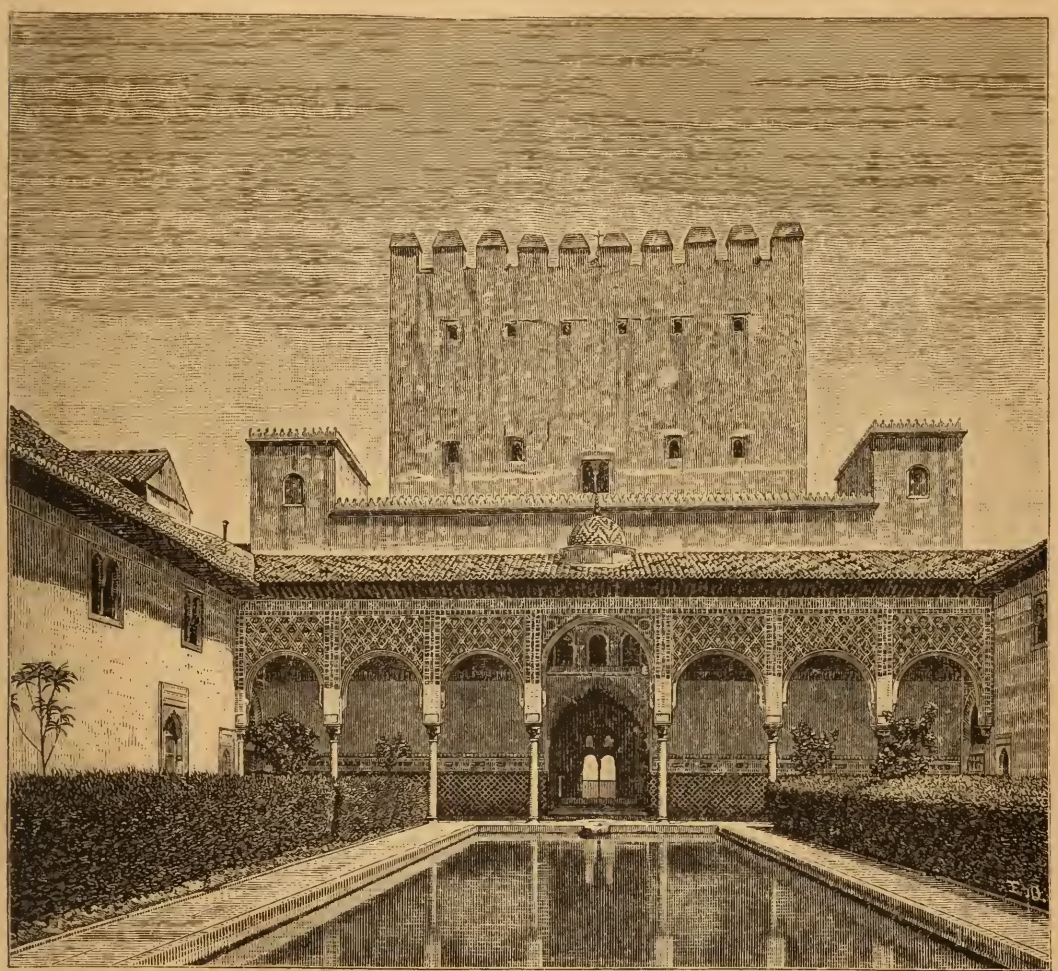
Degen Boabdils.

getreten Thoraija „Morgenstern“[1]) hieß, geheirathet. Der Morgenstern sollte recht vielen spanischen Muslimen zum ewigen Schlafe leuchten. Natürlich war dem Sultan die jugendliche Gattin lieber, als die ältere, und deren Söhne glaubten von dem in den letzten Jahren seines Lebens hart und willkürlich auftretenden Vater Schlimmes erwarten zu müssen: so flohen sie Beide, Abu Abdallah Mohammed — bei den Spaniern heißt er Boabdil oder el rey chico „der kleine König“ — und Júßuf nach Guadix (887 = 1482). Die Einwohner der Stadt fallen ihnen zu; der vom Aufstande bedrohte Vater entkommt nach Málaga, ein Bürgerkrieg entbrennt, und „es fielen Kämpfe vor, welche wir wegen ihrer Scheußlichkeit nicht erzählen wollen; es kam so weit, daß der Vater den Sohn tödtete“.[2]) Danach scheint Júßuf der Wuth Abu'l-Haßans zum Opfer gefallen zu sein: später jedenfalls begegnet uns nur Boabdil, welcher den Kampf gegen den Vater und dessen Bruder Mohammed, genannt Es-Sagall „der Recke“, fortsetzt — und das, während Ferdinand, dem Gemahl der katholischen Isabella, 887 (1482) bereits das nahe Alhámma vermöge eines in einer der schönsten altspanischen — ursprünglich vielleicht arabischen[3]) — Romanzen besungenen Ueberfalles in die Hände gerathen war. Wie man über Ferdinands späteres Verhalten, das sich durch den Einfluß der Beichtväter oder des Glaubenseifers seiner Gemahlin unschwer erklärt, auch denken mag: das Zeugniß kann man ihm nicht versagen, daß er den zur Vertreibung der letzten Muslime aus Spanien begonnenen Kampf meisterlich geleitet hat. Einmal den recht schwächlichen Boabdil gegen den in Folge von Abu'l-Haßans Altersschwäche und rasch folgendem Tod an dessen Stelle getretenen Sagall, später diesen, nachdem er das Vergebliche weiterer Gegenwehr eingesehen, gegen Boabdil ausspielend, die gequälte Bevölkerung des Landes durch Versprechungen, welche vor der Einnahme Granádas mit größter Pünktlichkeit gehalten wurden, zur Ergebung verführend: so hat er den Krieg wie eine Schachpartie durchgeführt, bis das von dem tapferen Zegri Hamet — Achmed wird er arabisch geheißen haben — auf's Aeußerste vertheidigte Málaga fällt (892 = 1487), der unermüdliche Sagall sich besiegt giebt (895 = 1489) und endlich das christliche Heer 896 (1491) die Einschließung Granádas vollendet. Isabella will dem endlichen Triumphe, den mehr als irgend etwas ihr fester Wille vorbereitet, nicht fern sein und erscheint im Lager ihres Gatten; Santa Fé „Heiliger Glaube“ benennt sie die Stadt, welche aus den Hütten der Belagerer entsteht, wie einst die Abderrachmáns III. vor Toledo (S. 505); und schon gegen Ende des Jahres entschließt sich Boabdil, auf's Aeußerste gebracht, zur Uebergabe. Es wird eine Capitulation aufgesetzt, welche den Muslimen Sicherheit, vor Allem der Religionsübung zusagt; sogar

1) Die Uebersetzung ist willkürlich, aber sinngemäß, da dem Orientalen das segenverkündende, also segenspendende Plejadengestirn, welches der Name Thoraija bezeichnet, ebenso erwünscht scheint, wie dem von langer Nacht gepeinigten Nordländer das Licht des Morgensterns. 2) Müller a. a. O. S. 117. 3) S. Gosche, Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien, Berlin 1854, S. 75.

für die Juden dieselbe von den Christenkönigen zu erlangen trägt der Mohammedaner Sorge: dann zieht er am 1. Rabi I. 897 (2. Januar 1492) aus dem „Thore des Gesetzes" feierlich den Siegern entgegen, und überliefert ihnen Stadt und Land.

Man hatte dem Boabdil — Sagall ging nach Tlemßen, wo er später gestorben ist — den Flecken Andarax in den Alpujarras als Lehensgut zugewiesen: als er auf dem Wege dorthin, an der letzten Wendung der Straße



Der Myrthenhof der Alhambra mit dem Thurme des Comares.

angelangt, den letzten Blick auf die Alhambra lenkend in Thränen ausbrach soll seine Mutter Áïscha ihn angeherrscht haben: „Weine nun wie ein Weib, da du nicht Muth gehabt hast, dich zu vertheidigen wie ein Mann!" Noch heute nennt der Spanier die Stelle „den letzten Seufzer des Mauren". Lange war das Bleiben des unglücklichen Fürsten in Andarax aber auch nicht: mit Hilfe eines schurkischen Wesírs wußte man ihn 1493 (898/9) zur Einschiffung nach Fes zu bewegen; dort hat er seine letzten Tage verlebt. Wie im Uebrigen die Christen den Mauren (von den Juden nicht zu reden) die Capitulation

gehalten haben, steht in den Acten der Heiligen Inquisition zu lesen; eine ähnliche Sorte von Christenthum, wie es kurz nachher die Pizarro und Almagro an den harmlosen Unterthanen der Incas ausgelassen haben. Die zweite Wittwe des alten Abu'l-Haßan, Thoraija, ließ sich wieder in Isabel umtaufen; ihre Kinder erhielten ein spanisches Wappenschild, in welchem der alte arabische Wahlspruch ihres Hauses stand: lá gáliba illa 'lláhu. Ein schärferes Urtheil über ihre eigenen Thaten, eine bessere Prophezeiung auf die Strafe, die sie über ihr Volk bringen sollten, hätten die katholischen Könige nicht schreiben können: „Kein Ueberwinder außer Gott!" — Er aber ist die Wahrheit.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Seite 5: Perser und Perserin. (Vambéry, Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien.)

„ 17: Schiraser und Schiraserin. (Ebd.)

„ 69: Avicennas Grab zu Hamadan. (Malcolm, History of Persia.)

„ 151: Kupfermünze des Juluk-Arslan, Fürsten von Dijarbekr, vom Jahre 1193. Berlin, königl. Münzcabinet. (Nach dem Original gezeichnet von A. Lütke.)

„ 153: Münze von Saladdin; geprägt Kairo 1190. Berlin, königl. Münzcabinet. (Nach dem Original gezeichnet von A. Lütke.)

„ 159: Ruinen von Akkon. (Nach Chesney, Expedition for the survey of the rivers Euphrat and Tigris gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 177: Minaret von Mas'ud II. zu Gasna. (Nach Thomas, Chronicles of the Pathan Kings gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 195: Grab Sſá'adis; im Hintergrunde Schiraſ. (Nach Chesney, Expedition for the survey of the rivers Euphrat and Tigris gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 197: Bildniß Sſá'adis. (Journal asiatique. Quatrième série. Tome I.)

„ 220: Münze von Dſchingiſ-Chán. Berlin, königl. Münzcabinet. (Nach dem Original gezeichnet von A. Lütke.)

„ 255: Goldmünze von Gaſan; geprägt 701 zu Bagdad. Berlin, königl. Münzcabinet. (Nach dem Original gezeichnet von A. Lütke.)

„ 271: Bildniß Timurs. (Davy and White, Institutes political and military by Timur.)

„ 287: Münze eines Sſeldſchuken-Emirs in Epheſus. Berlin, königl. Münzcabinet. Silber. Originalgröße. Mitte des 14. Jahrh. Unterſchrift der Vorderſeite: † MONETA : QVE : FIT : IH : THEOLOGO; im Felde der Fürſt mit Krone, Scepter und Reichsapfel auf einem von zwei Löwen gebildeten Throne. Unterſchrift der Rückſeite: † DE : MANDATO : D(omi)NI : EIUSDE(m) : LOCI; im Felde ein verziertes Kreuz, in jedem Winkel desſelben eine Lilie. — Dieſe Münze iſt den damals weit verbreiteten „Gigliati" der Könige von Neapel genau nachgeahmt. Die Umſchrift iſt lateiniſch, aber in der Form der orientaliſchen Münzaufſchriften gehalten. Theologos iſt Epheſus, abgeleitet vom Beinamen ſeines Schutzheiligen, des Evangeliſten Johannes: ὁ ἅγιος θεολόγος; daraus Ajaſſoluk, der heutige Name von Epheſus. (Nach Julius Friedlaender.) Nach dem Original gezeichnet von A. Lütke.)

„ 363: Abbás I. (Malcolm, History of Persia.)

„ 369: Anſicht von Jſpahán. (Nach Chardin, Voyages en Perse, nouv. édition par L. Langlès, gezeichnet von G. Rehlender.)

Seite 381: Bildniß von Nádir. (Malcolm, History of Persia.)
„ 387: Bogen und Säule in Dihli. (Photographie nach der Natur.)
„ 388: Das Lahore-Thor im Palast zu Dihli. (Photographie nach der Natur.)
„ 389: Dschám'a (Hauptmoschee) zu Dihli. (Photographie nach der Natur.)
„ 390: Moschee Scheich Hamadan in Kaschmir. (Photographie nach der Natur.)
„ 391: Senana, Agra. (Photographie nach der Natur.)
„ 392: Moschee zu Fatchpur. (Photographie nach der Natur.)
„ 393: Scheich Selim Cisti zu Fatchpur. (Photographie nach der Natur.)
„ 395: Grab von Altytmysch zu Dihli. (Photographie nach der Natur.)
„ 397: Kutub Minar zu Dihli. (Photographie nach der Natur.)
„ 399: Togluks Grab zu Dihli. (Photographie nach der Natur.)
„ 401: Dihli, von der Dschám'a (Hauptmoschee) gesehen. (Photographie nach der Natur.)
„ 417: Kaiser Akbar. (Noer, Kaiser Akbar.)
„ 419: Mausoleum Akbars zu Secundra. (Photographie nach der Natur.)
„ 421: Akbars Grab. (Photographie nach der Natur.)
„ 423: Tádsch-i-Mahall: Grabmal einer Gemahlin des Scháh Dschehán in Agra. (Photographie nach der Natur.)
„ 425: Portal des Tádsch-i-Mahall. (Photographie nach der Natur.)
„ 537: Das „Mechrab" in der Moschee zu Córdova. (Gailhabaud, Monuments anciens et modernes.)
„ 541: Aeußere Ansicht der Moschee zu Córdova; Ostseite. (Ebd.)
„ 543: Münze von Hakam II. Berlin, königl. Münzcabinet. (Nach dem Original gezeichnet von A. Lütke.)
„ 591: Fassade des Palastes (Alcazar) in Sevilla. (Photographie nach der Natur.)
„ 661: Eingang zum Zwei-Schwester-Saal in der Alhambra. (Photographie nach der Natur.)
„ 663: Wappen von Granáda auf den Mauern der Alhambra. (de Laborde, Voyage pittoresque et historique de l'Espagne.)
„ 666: Arabische Hängelampe aus der Alhambra-Moschee. Archäologisches Museum zu Madrid. (Nach Photographie.)
„ 667: Arabische Vase aus der Alhambra. (Nach Photographie.)
„ 669: Arabischer Helm; angeblich Eigenthum Boabdils gewesen. Zeughaus zu Madrid. (Nach Photographie.)
„ 671: Theil des Ornamentenschmuckes einer Thür in der Alhambra: Myrthenhof. (Nach Photographie.)
„ 673: Detail des Ornamentschmuckes einer Gallerie in der Alhambra. (Nach Photographie.)
„ 674: Angebliche Rüstung von Boabdil. (La Armeria real ou collection des principales pièces de la galerie d'armes anciennes de Madrid.)
„ 675: Angebliches Bildniß von Boabdil, letztem König von Granáda. (Nach Photographie.)
„ 676: Tunika Boabdils. (Nach Photographie.)
„ 677: Degen Boabdils. (Nach Photographie.)
„ 679: Der Myrthenhof in der Alhambra mit dem Thurme des Comares. (Photographie nach der Natur.)

Vollbilder.

Seite 386: Colonnade zu Dihli. (Photographie nach der Natur.)
„ 393: Das große Thor zu Scheich Selim Cistis Grabmal. (Nach photographischer Naturaufnahme gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 416: Mausoleum des Kaisers Humajun. (Nach photographischer Naturaufnahme gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 540: Inneres der Moschee zu Córdova; nicht restaurirter Theil. (Gailhabaud, Monuments anciens et modernes.)
„ 672: Der Löwenhof in der Alhambra. (Nach photographischer Naturaufnahme gezeichnet von G. Rehlender.)

Doppelvollbilder.

Seite 186: Ansicht von Benares, vom jenseitigen Ufer des Ganges. (Photographie nach der Natur.)
„ 335: Gräber der Chalifen bei Kairo. (Photographie nach der Natur.)
„ 392: Ansicht von Fatchpur, Akbars Lieblingsresidenz. (Photographie nach der Natur.)
„ 398: Der große Saal (Diwan) im Palast zu Dihli. (Nach photographischer Naturaufnahme gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 402: Die Hauptmoschee zu Achmedabad. (Nach photographischer Naturaufnahme gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 420: Kaiser Akbars Mausoleum. (Photographie nach der Natur.)
„ 659: Ansicht der Alhambra. (Nach photographischer Naturaufnahme gezeichnet von G. Theuerkauf.)
„ 664: Aus dem Innern der Alhambra; rechts Einblick in den Löwenhof. (Nach photographischer Naturaufnahme gezeichnet von Westmayer.)

Karten.

Entworfen von Dr. H. Lullies.

Seite 19: Die Länder des Islam um 750—950—1180—1380.
„ 70: Karte von Vorder-Asien zur Geschichte des Islam. Oestliches Blatt.
„ 198: Karte von Vorder-Asien zur Geschichte des Islam. Westliches Blatt.
„ 429: Die westlichen Länder des Islam.

Inhaltsverzeichniß.

Zweite Abtheilung.
Perser, Türken, Mongolen.

Erstes Buch.
Neues Leben im Osten.

Seite

Erstes Capitel. Die persische Nation 3
Zweites Capitel. Die ersten Staatenbildungen auf persischem Boden . . . 19
Drittes Capitel. Samaniden und Bujiden 35
Viertes Capitel. Sultan Machmúd von Gasna 48

Zweites Buch.
Türkische Wanderungen und Wandlungen.

Erstes Capitel. Die Seldschuken 71
Zweites Capitel. Türken, Assassinen und Kreuzfahrer 97
Drittes Capitel. Der Verfall des Seldschukenreichs 115
Viertes Capitel. Nureddin und Saladdin. Westasien in der Zeit der Kreuzzüge 135
Fünftes Capitel. Das östliche Staatensystem und die Vorboten der Katastrophe 169

Drittes Buch.
Der Mongolensturm.

Erstes Capitel. Dschingis-Chán und Húlagu 199
Zweites Capitel. Ilchane und Mamluken 236
Drittes Capitel. Tamerlan 268

Viertes Buch.
Das Ende des mittelalterlichen Orients und die neue Zeit.

Erstes Capitel. Die Erbschaft des Timur und das osmanische Reich . . . 313
Zweites Capitel. Das neue Persien und die Chanate 347
Drittes Capitel. Der Große Mogul 385

Dritte Abtheilung.

Der Westen.

Erstes Buch.

Befestigung und Blüte des arabischen Reiches in Spanien.

Seite

Erstes Capitel. Der Falke der Koreisch 429
Zweites Capitel. Araber und Spanier 459
Drittes Capitel. Córdova 507
Viertes Capitel. Reichsverweser und Bürgerkrieg 544

Zweites Buch.

Die Berbern und die Verdrängung des Islams aus dem westlichen Europa.

Erstes Capitel. Sevilla 580
Zweites Capitel. Die Berbern in Afrika und Sicilien; Almoraviden und Almohaden 607
Drittes Capitel. Granáda 659

Verzeichniß der Illustrationen 681

Berichtigungen 686

Berichtigungen

(zum Theil den Herren Th. Nöldeke und C. Snouck Hurgronje verdankt).

Bd. I, S. 15 Z. 22 lies „reg. 528—569 n. Chr."
„ „ „ 31 „ 3 v. u. lies „die Koreisch" statt „die Benu Koreisch".
„ „ „ 79 „ 9 und S. 82, Z. 7 lies „östlich" statt „westlich".
„ „ „ 114 „ 16 v. u.: Der Antheil des Propheten ist in das Fünftel eingeschlossen.
„ „ „ 197 streich die Worte „des Propheten" (als Moschee d. Pr. wird ausschließlich die zu Medina S. 98 bezeichnet).
„ „ „ 399 Z. 24 lies „205".
„ „ „ 466 „ 25 lies „Nischapur" statt „Merw".
„ „ „ 507 „ 12 v. u.: Vergleiche Bd. II, S. 21, Anm. 2.
„ „ „ 527 „ 6 ff.: Vgl. II, 24, Anm. 1.
„ „ „ 565 Anm. 1: Vgl. II, 10, Anm. 2.
„ „ „ 566 Anm. 1: Vgl. II, 21, Anm. 2.
„ „ „ 584 Z. 20 lies „265 (878/9)".
„ „ „ 618 „ 6 lies „(345 = 956)".
„ „ „ 622 „ 5 lies „363 (974)".
„ „ „ 622 „ 18 lies „Voluggin" (Dozy, Corrections sur les textes du Bayáno'l-Mogrib etc., Leiden 1883, S. 5. Anm. 1).
„ „ „ 628 „ 9 und später lies „Togrilbeg" statt „Togrulbeg".
„ „ „ 628 „ 20: Vgl. II, 244, Anm. 1.
„ II, „ 72 Anm. 1: Vgl. noch Quatremère, Histoire des Sultans Mamlouks, Paris 1837, I, 1, 253 gegen Ende.
„ „ „ 271 Unterschrift von Timurs Bildniß: nicht im Britisch Mus., sondern Universitäts-Bibl. zu Oxford.

In Folge von Zweifeln, welche mir aus Leserkreisen geäußert worden sind, bemerke ich in Bezug auf die Umschreibung der arabischen Namen, daß Accente auf ei und aú nicht eine Trennung des Diphthonges in e-í, bezw. a-ú, sondern lediglich die Betonung des Doppellautes als solchen bezeichnen sollen.

Beendigung des Satzes am 18. December 1886.

DS
223
M8
1885
Bd.2

Müller, August
Der Islam im Morgen- und Abendland

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 10 18 05 008 4